DIE GARTENLAUBE BERLIN: ILLUSTRIRTES FAMILIENBLATT.

1854,[2]





2° Per. 6 - 2, 3

№ 28. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Arzt und Advokat.

(Fortsetzung.)

IV.

Louisen's jugendliche Kraft besiegte bald die von der Krankheit zurückgelassene Schwäche, und nach zwölf Tagen schon betrat sie an der Hand des Doctors Friedland das gemeinschaftliche Wohnzimmer, in welchem sich Joseph mit seiner vierjährigen Tochter befand. Die junge Frau hatte eine reizende Toilette gemacht, und die blonden Locken, die unter einem feinen, weißen Morgenhäubchen herabquollen, beschatteten die zarten Wangen, auf denen sich der erste Purpur der Gesundheit zeigte.

„Die vom Tode zum Leben Erstandene!“ rief fröhlich der Doctor, indem er die Gattin dem Gatten zuführte. „Hier ist sie, möge sie Ihnen der Himmel noch lange erhalten!“

„Dank, Dank, Doctor!“ rief Joseph.

Und nassen Blicks schloß er die vor Freude zitternde Frau in seine Arme.

„Joseph,“ flüsterte sie zärtlich, „Du hast meinetwegen viel gelitten! Ach,“ fügte sie hinzu, und schlang ihren Arm um seinen Hals, „aber auch ich habe gelitten, wenn ich an Deinen Schmerz dachte. Wie oft bat ich den Himmel, daß er mich Dir und unserm Kinde erhalten möge — er hat mein Gebet erhört, und mir in diesem braven Freunde einen Retter gesandt. Joseph, unser Glück soll noch nicht zu Ende sein!“

Des guten Joseph's Glück läßt sich nicht beschreiben. Er umschlang Weib und Kind, und sandte einen dankenden Blick zum Himmel.

„Wenn die Liebe so rein ist,“ dachte er, „kann der Argwohn sie nur beflecken. Für diese so frische Seele, für diese so zarte Blume kann ein Flecken nur der Tod sein!“

Zum ersten Male wieder nahmen sie zusammen das Frühstück ein, bei dem der Doctor als Gast blieb. Er schied mit der vollen Ueberzeugung, daß Louise in jeder Beziehung genesen sei.

Dieser hohe Festtag war ein Sonntag, weder die Börse noch andere Geschäfte nahmen die Thätigkeit des Kaufherrn in Anspruch, und die beiden Gatten verbrachten ihn mit einander in stillem Glücke. Der Zufall wirft in das eheliche Leben zuweilen einige vollkommen glückliche Tage, die sich weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft knüpfen. Leider sind dies nur seltene, schnell verblühende Blumen! Ein solcher ward den beiden Gatten mit allen seinen Wonnen zu Theil, und sie schwelgten in dem Genusse derselben, als ob sie geahnt hätten, daß es der letzte ihrer Liebe sei.

Julius setzte seine Besuche fort, aber er wählte Anfangs absichtlich die Zeit, von der er wußte, daß sie Louise bei ihrem Gatten verbrachte. Sie war heiter und stets dieselbe gegen den Freund ihres Gatten wie früher, aber um so gefährlicher für ihn, da sie nach der Krankheit schöner und verführerischer geworden zu sein schien. Joseph theilte die Ansicht des Arztes, daß die Kranke in wilden Fieberphantasien von Dingen geredet habe, die sie mit Furcht und Schrecken erfüllten. Die Wirklichkeit lieferte auch nicht den kleinsten Beweis von einer Schwäche oder sträflichen Verirrung. Und somit war das alte glückliche Verhältniß zwischen den beiden Gatten nicht nur wiederhergestellt, es schien selbst, als ob nach diesem Sturme ihre Liebe noch größer geworden sei.

Eines Abends befand sich Louise mit ihrer Kammerfrau allein in dem Schlafzimmer. „Meta“, sagte die junge Frau in sichtlicher Verlegenheit, „ich habe lange schon nach einem kleinen Pakete mit Briefen gesucht — es liegt mir viel daran, ich kann es nirgends finden.“

„Sprechen Sie von einem Pakete, das Briefe zu enthalten schien und mit einem hellblauen Seidenbande umschlungen war?“

„Ganz recht“, rief Louise eifrig. „Wo haben Sie es gesehen?“

„Als Sie krank waren, Madame, riefen Sie mich mitten in der Nacht an Ihr Bett; Sie zogen dieses Paket unter dem Kopfkissen hervor, und befahlen mir, es zu verbrennen. Ich führte den Befehl aus, und warf das Papier in den Ofen.“

„Dessen erinnern Sie sich genau?“

„O gewiß, Madame!“ betheuerte die alte Frau, indem sie Louise mit treuherzigen Blicken ansah. „Sie waren in jener Nacht recht krank — die Papiere haben doch wohl keinen Werth —?“

„Nein, nein! Es genügt mir, wenn ich weiß, wohin sie gekommen sind.“

„Verlassen Sie sich darauf, Madame, sie sind für immer verschwunden.“

Diese Versicherung beruhigte Louise; sie ließ sich entkleiden, und ging heiter zu Bett. Meta sah, wie sie die Hände faltete und ein Gebet flüsterte.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Kammerfrau heimlich Anweisung erhalten hatte, wie sie sich gegen ihre Herrin benehmen sollte. Diese Aussage in Betreff der Papiere war eine Erfindung des Doctor Friedland, der dadurch eine Verletzung des Zartgefühls Louise's vermeiden wollte. Mit der Genesung sollte ein neues Leben beginnen und die Vergangenheit völlig vergessen sein. Die Angriffe des Advokaten glaubte er verhindern zu können, und zu diesem Zwecke hatte er sich der Kammerfrau versichert, **von der er wußte, daß sie die Ueberbringerin der verhängnißvollen Briefe gewesen war.**

Nach einem Monate trat Meta zu ihm in das Zimmer.

„Herr Doctor, hier ist ein Brief, den mir Herr Morel diesen Mittag, als er unser Haus verließ, für Madame Raimund eingehändigt hat. Sie haben mir aufgetragen, daß ich alle Briefe, die von ihm kommen, Ihnen übergeben soll."

Der Arzt nahm den Brief, und gab der Kammerfrau dafür einen Dukaten.

„Sie erfüllen eine heilige Pflicht gegen Ihre Herrin", fügte er hinzu, „und ich hoffe, Sie werden mit mir dahin wirken, daß der Friede in Herrn Raimund's Hause durch den Leichtsinn eines verblendeten jungen Menschen nicht gestört werde. Zu seiner Zeit werde ich Madame Raimund sagen, welche wichtigen Dienste Sie ihr geleistet haben."

„Zählen Sie auf mich, Herr Doctor, denn ich liebe die junge Frau, als ob sie meine Tochter wäre. Ach, hätten Sie doch früher um den verderblichen Handel gewußt, es wäre vielleicht Manches anders."

„Noch ist nichts verloren, liebe Frau, wenn Sie mir redlich beistehen."

Meta erzählte nun ihre Unterredung in Betreff der Briefe mit Louise, dann entfernte sie sich.

„Also hat er es dennoch gewagt, die verbrecherische Hand wieder auszustrecken!" flüsterte der Arzt vor sich hin, indem er in seinem Zimmer auf- und abging. „Er sieht das wiedergekehrte Glück seines Freundes, aber es ist ihm nicht heilig. Nachdem er den armen Raimund wieder in den Schlummer der Sorglosigkeit eingewiegt, beginnt er von Neuem seine Netze auszuspannen. Wahrlich, das ist kein Leichtsinn mehr, das ist die Taktik der Bosheit und des verworfensten Cynismus. Und dieser Mann, der Ehre, Glück und Ruhe seiner Nebenmenschen mit Füßen tritt, der sich kein Gewissen daraus macht, den Jugendfreund zu vernichten — dieser Mann ist ein Rechtsanwalt! Was haben die Bedrängten, die sich ihm blindlings anvertrauen, von ihm zu erwarten?"

In einer zornigen Aufwallung zerriß er das Siegel und öffnete den Brief.

„Louise", schrieb Julius, „die Freundschaft zu Joseph erfordert Opfer, die ich nicht länger zu bringen vermag. Was ist Freundschaft, wenn die allgewaltige Liebe das Herz bewegt? Sie verschwindet wie ein kleiner Stern vor der hehren Sonne. Die Zeit Ihrer Krankheit habe ich in einer fürchterlichen Gemüthsstimmung verlebt, und jetzt, da Sie genesen sind, erfreuen Sie mich durch keinen freundlichen Blick, durch kein Zeichen Ihrer Gunst. Ich weiß, daß Joseph, der trockene Geschäftsmann, Ihr feuriges Herz nicht auszufüllen vermag — Sie begehen eine Ungerechtigkeit gegen Ihr junges Leben, wenn Sie unter der Tyrannei einer Spekulationsheirath noch länger leiden, und Sie leiden, ich weiß es. Mehr kann ich dem Papiere nicht anvertrauen, obgleich mich ein unbeschreibliches Gefühl dazu drängt — ich muß Sie sprechen, wenn ich meinen Verstand nicht verlieren soll. Machen Sie morgen Mittag ein Uhr einen Spaziergang nach Ihrem Landhause; Joseph ist dann auf der Börse, und daß er sicher und länger als gewöhnlich dort aufgehalten werde, habe ich bereits heute die Einleitungen getroffen. Ich habe Ihnen höchst wichtige Mittheilungen zu machen, darum kommen Sie. Schließlich noch die Versicherung, daß es von unserm gemeinschaftlichen Verhalten abhängen wird, ob die nächste Zukunft schon unser Geheimniß enthüllt oder nicht. J."

Der Arzt verschloß den Brief.

„Wie raffinirt!" rief er aus. „Juristische Spitzfindigkeiten, Bitten und versteckte Drohungen. Mein Herr Advokat, Sie haben mich zu einem Prozesse herausgefordert, und ich werde ihn fortführen. Wir wollen sehen, ob ihn der Arzt oder Jurist gewinnt.

V.

Der Doctor Friedland hatte noch keinen festen Entschluß darüber gefaßt, wie er seinen Gegner angreifen wollte. Um ihm aber jede Gelegenheit abzuschneiden, sich Louisen heimlich zu nähern, verbot er der jungen Frau, aus Gesundheitsrücksichten, das Haus bei dem unbeständigen Aprilwetter zu verlassen. Louise fügte sich, wie zu erwarten stand, mit großer Bereitwilligkeit. Joseph's Vertrauen zu seiner Gattin war völlig zurückgekehrt, und oft machte er sich im Stillen Vorwürfe, daß er auch nur einen Augenblick an ihrer Treue hatte zweifeln können. Er bemühte sich, doppelt zärtlich und sorglich zu sein, um das an ihr begangene Unrecht wieder auszugleichen. Um ihr auch nicht die leiseste Kränkung zu bereiten, verschwieg er ihr sorgfältig die Begebenheiten jener unglückseligen Nacht und seinen in derselben angeregten Verdacht. In Julius Benehmen war keine Veränderung vorgegangen, und so oft er erschien, empfing ihn Joseph mit derselben Herzlichkeit, die er früher gegen ihn beobachtet hatte. Selbst an dem Tage, der der verfehlten Unterredung folgte, war er derselbe, und als Louise in das Zimmer trat, verrieth auch nicht die geringste Veränderung in seinem Tone, daß irgend etwas vorgefallen sei.

Die ersten Tage des Mai waren noch sehr kühl, und Louise, obgleich sie vollkommen genesen war, verließ noch immer ihre Wohnung nicht. Schlug Joseph einen Spaziergang vor, so lehnte sie ihn mit der Entschuldigung ab, daß der Doctor ihr das Ausgehen noch nicht gestattet habe.

„Du bist eine gewissenhafte Patientin", sagte Raimund lächelnd.

„Aus Rücksicht für Dich!" antwortete sie, indem sie ihm zärtlich den blühenden Mund zum Kusse bot. „Und was fehlt mir in unserm großen, geräumigen Hause?"

„Die frische Luft, mein Kind!"

„Frage den Arzt, Joseph; sobald er befiehlt, gehorche ich."

Joseph fragte schriftlich bei dem Doctor an. „Ich werde schon ordiniren!" war die lakonische Antwort. „Später eine Badereise, und Alles ist in Ordnung."

Der Kaufmann machte allein seine Spaziergänge. An einem der ersten warmen Maitage verließ er früher als gewöhnlich die Börse, um die Gartenarbeiten bei seinem Landhause, das eine Viertelstunde vor der Stadt lag, in Augenschein zu nehmen. Glücklich und heiter schritt er auf dem Seitenpfade dahin, der neben der belebten Chaussee sich fortwand. Er hatte Louisen den Besuch des Landhauses verschwiegen, weil er ihr durch die Anlegung eines Springbrunnens vor der Laube, ihrem Lieblingsplätzchen, eine Ueberraschung bereiten wollte. Heute wollte der Baumeister sein Werk prüfen, und der Wasserstrahl sollte sich zum ersten Male erheben. Joseph beschleunigte seine Schritte, um gegen vier Uhr, zur Zeit des Mittagsessens, wo er gewöhnlich von der Börse zurückzukehren pflegte, in seiner Wohnung wieder einzutreffen. Bald schlug er den Seitenpfad ein, der durch lebendige Hecken nach der Villa führte. Da sah er eine Droschke vor einer der Gartenthüren halten. Vielleicht zwanzig Schritte noch mochte er davon entfernt sein, als eine verschleierte Dame aus der Thür trat, dem Kutscher eilig einige Worte zurief, und eben so eilig einstieg.

Bestürzt blieb Joseph stehen. Die Thür führte zu dem Garten von Julius Morel's Landhause, und in der Dame glaubte er seine Louise zu erkennen. Da rasselte der halb offene Wagen an ihm vorüber. Joseph's starre Blicke richteten sich auf die Dame — das war ihr brauner Sammethut mit den weißen Federn — das war ihr dunkelblauer großer Shawl, den er selbst vor einem Jahre von Wien mitgebracht hatte — das war endlich ihre ganze Gestalt und Haltung. Indem der Wagen an ihm vorüberfuhr, bog sich die Dame wie bestürzt in die Ecke zurück. Hätte er noch Zweifel an der Identität ihrer Person gehegt, dieser letzte Umstand mußte sie beseitigen.

Die Eifersucht mit allen ihren Schrecken erwachte in dem armen Manne. Aber bald gesellte sich noch ein fürchterlicheres Gefühl hinzu, das der gekränkten Ehre, des schmählich gemißbrauchten Vertrauens. Wie eine Bildsäule stand der arme Joseph da, und starrte dem Wagen nach, der längst entschwunden war. Der Boden wankte unter seinen Füßen, und alle Gegenstände erschienen seinen Blicken wie von einem grauen Schleier bedeckt. Der feste Wille Raimund's besiegte bald die erste Aufregung, so gewaltig sie auch war.

„Solltest du dich dennoch getäuscht haben?" fragte er sich. „Kann nicht eine andere Frau, die zufällig mit Louise Aehnlichkeit hat und dieselben Kleider trägt, in dem Landhause einen Besuch abgestattet haben? Du hast ihr Gesicht nicht gesehen, du urtheilst nur nach den äußern Formen. Aber jene Nacht der Krankheit — ihr hartnäckiges Weigern, das Haus zu verlassen — diese Zeit, wo sie mich auf der Börse wähnt — die Eile und Schüchternheit, mit der sie aus der Hinterthür des Gartens trat, und der Schrecken endlich, der sich ihrer bei meinem Anblicke bemächtigte — ich muß klar sehen, und sollte es mein Leben kosten!"

Joseph eilte der Thür des Gartens zu. In einen Abgrund bitterer Gedanken versenkt, blieb er stehen, und betrachtete mechanisch den reizenden Garten, auf dessen Beeten ein Flor von Tul-

pen und Aurikeln strahlte. Bald wollte er, den Einflüsterungen seines Schmerzes sich überlassend, heimlich entfliehen, um wenigstens noch alle Zweifel seiner Liebe mit sich nehmen zu können; bald wollte er Rache üben an dem Zerstörer seines Glückes, denn die Eifersucht sagte ihm, daß er betrogen sei. Das Mißtrauen blieb zuletzt das vorherrschende Gefühl, und er stürmte durch das ungeheure Feld, durch das uferlose Meer der Vermuthungen, ohne irgend einen Anhaltepunkt zu finden. Da sah er Julius, die Hände auf den Rücken gelegt, langsam zwischen Blumenbeeten hingehend. Das Erblicken des Jugendfreundes rüttelte ihn zur Wirklichkeit empor. Er konnte es nicht glauben, daß Julius, und noch weniger Louise, die Mutter seines einzigen Kindes, eines so schweren Verbrechens fähig sei. Die Geradheit und Biederkeit seines Charakters forderte ihn auf, gründlich aber vorsichtig zu sondiren, ehe er ernste Schritte in der Sache that. Mit gewaltsamer Fassung betrat er den Garten. Ehe er Julius erreichte, war sein Gesicht ruhig geworden, obgleich in seiner Brust ein unbeschreibliches Gefühl tobte. Mit dem Entschlusse, Niemandem Unrecht zu thun, aber auch selbst kein Unrecht zu erleiden, näherte er sich dem Advokaten. In einer Biegung des Weges trat er ihm entgegen. Julius fuhr wie aus tiefem Nachsinnen empor.

„Joseph!“ rief er, und es war ersichtlich, daß er seine Ueberraschung über die um diese Zeit seltene Ankunft des Freundes kaum zu verbergen suchte.

„Ich bin es!“ antwortete Joseph, dessen Stimme leise erbebte, obgleich er sich Mühe gab, gefaßt und ruhig zu erscheinen.

„Hast Du es über Dich gewinnen können, der Börse zeitiger als sonst den Rücken zuzuwenden?“ fragte der Advokat, indem er dem Freunde nach alter Gewohnheit die Hand reichte.

Der Kaufmann sah dem Advokaten scharf in das Gesicht.

„Glaubst Du,“ fragte er, „daß die Börse allein mein Glück in sich schließt?“

Julius lächelte mitleidig, indem er sagte:

„Ich kenne Deinen Geschäftseifer, Joseph. Wenn ich in diesem Augenblicke daran dachte, wo die Kaufmannswelt Hamburgs dem Merkur opfert, so wollte ich keinen Vorwurf aussprechen, obgleich ich als Freund nur wünschen kann, daß Du denen, die Dich lieben und verehren, einige Theile Deiner Zeit mehr widmest.“

Bei diesen Worten ergriff Julius den Arm Joseph's, und zog ihn mit sich fort.

„Mein Besuch wird nur ein kurzer sein,“ sagte Raimund, indem er den Salon des anmuthigen Landhauses betrat. „Die Börsenzeit,“ fügte er mit Beziehung hinzu, „ist bald vorüber, und meine Frau liebt es, wenn ich mich pünktlich zum Mittagsessen einstelle. Du weißt, ich bin ein guter, folgsamer Ehemann — —“

„Den Deine Louise zu schätzen weiß!“

Joseph unterdrückte eine bittere Antwort, die ihm auf den Lippen schwebte. Der Stolz untersagte ihm, auch nur einen Anflug von Eifersucht zu zeigen, obgleich ihn die wie es schien ohne Absicht hingeworfenen Worte des Advokaten verletzten.

Julius ließ Madeira kommen. Joseph trank, um heiter zu werden.

„Du hattest Damenbesuch,“ sagte er lächelnd, als er das Glas zurücksetzte.

Dem aufmerksamen Raimund konnte es nicht entgehen, daß sein Freund ein wenig verlegen ward.

„Ganz recht!“ rief der Advokat. „Eine Clientin erholte sich bei mir Raths. Die Sache war dringend, und deshalb suchte sie mich in meinem Landhause auf. Ist sie Dir begegnet?“

„In einer Verfassung, die mich ahnen läßt, daß sie mit wenig Hoffnung von Dir geschieden ist. Sie eilte an mir vorüber wie ein Kaufmann, der fürchtet die Börse zu versäumen.“

Julius leerte sein Glas mit einem Zuge.

„Wahrhaftig,“ rief er dann, „die Dame befindet sich in einem kritischen Falle. Es that mir um so mehr leid, ihr nach meinem Gutachten alle Hoffnung abzuschneiden, da mir ihre Person ein großes Interesse abgewonnen hat.“

„So ist sie schön?“

„Schön und jung, und dabei unglücklich.“

„Vortrefflich! Eine unglückliche Schöne hat viel für sich.“

„Wir Advokaten sind oft schlimm daran,“ sagte Julius, der seine völlige Unbefangenheit wieder erlangt hatte. „Das starre Recht zwingt uns zu verurtheilen, wo das Herz gern freisprechen und helfen möchte. So erging mir es in vorliegendem Falle.“

„Wahrhaftig?“

„Kein Gerichtshof der Welt wird ihr das Recht zuerkennen, nach dem sie strebt.“

„Das ist sonderbar!“

„Gewiß.“

„Recht bleibt Recht, auch unter den sonderbarsten Formen, und ich sollte glauben, daß die Gerichtshöfe es erkennen müßten.“

„Die Gerichtshöfe!“ rief Julius. „Man ruft sie oft in Sachen zu Schiedsrichtern an, die durchaus nicht vor ihr Forum gehören. Denke Dir, jene Dame ist verheirathet —“

„Verheirathet?“

„Mit einem Manne, der sie zu lieben und in ihrem Besitze glücklich zu leben glaubte. In dieser falschen Voraussetzung trat er mit ihr zum Altare. Der vertraute Umgang in der Ehe belehrte ihn, daß er sich arg getäuscht hatte. Was er für Liebe gehalten, war nur ein tiefes, inniges Mitleid gewesen, denn in jener Zeit, als er sie kennen lernte, lebte sie in einer drückenden Lage, die sie nicht verschuldet hatte. Ehe ein Vierteljahr verflossen, erkannte der Mann, wie wenig die Frau für ihn passe, und trotz seiner Anstrengungen, sich in sein selbstgeschaffenes Loos zu fügen, wollte es ihm nicht gelingen, ein erträgliches Verhältniß herbeizuführen. Der Zufall vollendete seine Pein. Der arme Mann lernte nämlich ein Mädchen kennen, das die Natur mit allen Eigenschaften beschenkt, die sein völliges Glück ausmachten. Es herrschte eine Uebereinstimmung in den Gesinnungen und Gefühlen, die, wenn sie in seiner Ehe stattgefunden, ihn zum glücklichsten Menschen gemacht haben würde. Jetzt erst lernte er die wahre Liebe kennen, sie bemächtigte sich seines Herzens, obgleich er mit einem wahren Heldenmuthe dagegen kämpfte. Seine Frau war gut und schön, sie erfüllte ihre Pflichten mit großer Hingebung, aber sie vermochte sein Herz nicht auszufüllen, das für sie nur Mitleid empfand. Er kam selbst zu der Erkenntniß, daß seine Frau nur mit Dankbarkeit, und nicht mit wahrer Liebe an ihm hing. Was sollte er nun beginnen? Der Fall war kritisch. Hier fesselte ihn die Ehe, und dorthin zog ihn die Liebe mit magischer Gewalt. Die Gattin wollte er nicht kränken, und die Geliebte konnte er nicht lassen. Da erfährt endlich die Frau die Verirrung ihres Mannes, wie sie seine Neigung nannte. Eine Zeit lang verschweigt sie ihm diese Entdeckung, und sucht ihn durch mancherlei Mittel zu fesseln; später spielt sie die Gekränkte und Großmüthige, und endlich giebt sie ihren Verdruß offen zu erkennen. Der Mann ist nachsichtig, er schildert ihr seinen Zustand, bittet sie, sich selbst zu prüfen, und schlägt vor, die für beide Theile unglückliche Ehe friedlich zu lösen. Dieser Vorschlag erweckt in der Frau ein falsches Ehrgefühl, sie glaubt sich in ihrem Rechte, wenn sie die Scheidung verweigert, und ist fest entschlossen, dem Manne die Fesseln der Ehe nicht abzunehmen. Jetzt fordert der Mann die Entscheidung des bürgerlichen Gerichts, und die Trennung von einer Frau, mit der er nie glücklich sein könne, da sich ihre Herzen nie verstanden haben.“

„Wird das Gericht diesen Scheidungsgrund gelten lassen?“ fragte Joseph.

„Nein; aber dessen ungeachtet habe ich der Frau von längerem Widerstande abgerathen. Was hat sie gewonnen, wenn der Mann gezwungen ist, ferner mit ihr zu leben? Hier muß die Ehre, und nicht das Gericht entscheiden!“ sagte Julius, indem er ein Glas verschlang.

„Das galt mir!“ dachte Joseph mit einem unbeschreiblichen Gefühle. „Er schildert das Verhältniß eines Mannes, während er das meiner Frau meint. Ich bin der, den sie aus Mitleid geheirathet hat, und aus Dankbarkeit soll ich mich nun freiwillig von ihr trennen, damit ich ihrem Glücke nicht hinderlich bin. Der Fingerzeig ist deutlich genug, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Clientin meine Frau gewesen ist.“

(Fortsetzung folgt.)



Domenico Fontana.

Von Gustav Heubner,

Illustrirt von G. Kühn.

I.

Die Straßen Roms durchschreitet im hellen Mondenschein,
Den Kennerblick gerichtet auf der Paläste Reih'n,
Domenico Fontana, der junge Architekt,
Als ihn aus seinen Träumen ein Hülferuf erweckt.

In's dunkle Gäßchen eilend, woher der Angstschrei schallt,
Sieht er ein holdes Mädchen in eines Mann's Gewalt;
Der faßt mit frechem Arme sie um den zarten Leib,
Bestürmt mit Buhlerworten das angsterfüllte Weib.

„Zurück von dieser Jungfrau!" — Der Meister ruft's empört,
Zieht rasch zum Schirm der Unschuld in edlem Zorn das Schwert,
Und zeichnet blut'ge Lehre dem Buben in's Gesicht;
Mit Flüchen und mit Heulen entflieht der feige Wicht.

Die Jungfrau schmiegt sich zitternd an ihren Retter an;
Der leitet sanft und sittsam den Hügel sie hinan,
Wo im bescheidnen Häuschen, vom Rebenlaub umrankt,
Ob ihres langen Weilens die treue Mutter bangt.

Geborgen in des Hauses gemüthlich stillem Raum,
Haucht bebend ihre Lippe ein Wort des Dankes kaum;
Doch von dem Blick, der ihrem tiefdunklen Aug' entsprüht,
Fühlt sich der junge Meister im Innersten durchglüht.

Gar freundlich lädt die Mutter ihn ein zu kurzer Rast,
Und mühet sich geschäftig um den geehrten Gast,
Und bringt aus Küch' und Keller, was nur vermag das Haus,
Und würzt mit lieber Rede den schnell beschafften Schmaus.

Der Meister muß erzählen, wie Alles sich begab,
Und nimmer läßt die Mutter mit Dankesworten ab.
Maria ruft mit Schaudern den Auftritt sich zurück,
Und senkt vor Schaam erglühend, auf's Mieder ihren Blick.

Domenico verwendet das Auge nicht von ihr;
Er fühlet sich so heimisch im trauten Kreise hier;
Ihm ist's, als ob er nimmer von dannen könnte gehn;
Er möcht' an ihrer Seite sich immer sitzen sehn.

Mit einmal ruft Maria, und wird vor Schrecken bleich:
„O lieber Herr, wie dank' ich Euch Eures Schwertes Streich! —
„Doch — wenn er Euch erkannte — wenn Jemand Euch erblickt —
„Ich zittre, Herr! — Ihr wäret verfallen dem Edict!"

Drauf spricht Fontana lächelnd: „Sei ruhig, holdes Kind!
„Ich weiß, wie streng und blutig des Papstes Sprüche sind;
„Doch Räubern nur und Mördern, von denen Unheil droht,
„Und nicht der Unschuld Hütern verheißen sie den Tod!" —

Kaum war das Wort gesprochen, da klopft' es an die Thür:
„Im Namen des Gesetzes! — Einlaß begehren wir!" —
Die Schaar der Sbirren drängt sich in's friedliche Gemach,
Und ruft: „Ergreift den Frevler, der frech den Frieden brach!" —

„Was that ich?" — fragt Fontana mit würdevollem Ton. —
„Du sprachest dem Gesetze des Papstes Sixtus Hohn!
„Wer in der Hauptstadt Straßen die blanke Waffe zückt,
„Den trifft die Todesstrafe, — so lautet das Edict!" —

„Die Unschuld zu beschützen vor frechem Uebermuth,
„Dazu zog ich den Degen, darum vergoß ich Blut!
„Ich meine, daß wohl nimmer der Papst bestrafen kann,
„Was jeder Mann von Ehre an meiner Statt gethan!" —

Doch ohne Rührung hört die Häscherschaar sein Wort,
Der Frauen jammernd Flehen, — und schleppt den Meister fort;
Der grüßt die holde Jungfrau mit stummberedtem Blick,
Und geht dann stolz entgegen dem finsteren Geschick.

II.

Im öden Kerker schmachtet Fontana kummervoll,
Des Urtheilsspruches wartend, der bald ihn treffen soll.
Ob auch die starke Seele nicht vor dem Tod erbebt,
Er hätte, ach, so gerne, so gerne noch gelebt!

Wie schlägt sein Herz entgegen dem einz'gen Sonnenstrahl,
Der einmal jeden Tag sich zu ihm durch's Gitter stahl!
Wie dürstet seine Seele nach Leben und nach Licht,
Und nach dem Lorbeer, der sich um Künstlerstirnen flicht!

Wenn schwarz auf seine Zelle sich senkt die frühe Nacht,
Da rollt vor seinem Auge in lichter Farbenpracht
Der wache Traum geschäftig viel bunte Bilder auf
Von einem großen, reichen, beglückten Lebenslauf.

Da sieht er stolze Tempel und Thürme sich erhöh'n,
Die langen Säulenreihen in hehrem Schmuck ersteh'n!
Wie wölbet sich die Kuppel so leicht und kühn empor!
Wie glänzt von Gold und Marmor das reichverzierte Thor!

Und dort im grünen Garten, aus Laub und Blumen schaut
Ein Landhaus, nett und wohnlich, nach seinem Riß gebaut;
Daraus tritt ihm entgegen, so wunderhold und mild,
Ihn freundlich zu begrüßen, ein lieblich Frauenbild.

Nach Tages Last und Mühe heißt sie willkommen ihn;
Er öffnet' seine Arme, sie an sein Herz zu zieh'n —
Da stößt an kalten Stein sich die ausgestreckte Hand,
Und seine Arme fassen die leere Kerkerwand! —

Doch draußen um die Mauern ein holdes Mädchen schleicht,
Dem Angst und Gram und Thränen die Wangen schnell gebleicht;
Es ist, als ob ein Zauber sie bannt in diesen Kreis,
Wo sie den edlen Retter im Kerker schmachten weiß.

Sie kommt an jedem Tage, sobald der Morgen winkt,
Und wieder, wenn am Abend die Sonne niedersinkt,
Schaut nach dem Gitterfenster mit thränenfeuchtem Blick,
Und fragt den Kerkermeister besorgt um sein Geschick.

Als sie nun eines Tages ihn wiederum befragt,
Da wird mit kalten Worten die Antwort ihr gesagt:
„Das Urtheil ist gesprochen, — den Tod hat's ihm gebracht;
„Am dritten Morgen sagt er dem Leben gute Nacht."

Da sinkt sie an der Schwelle des Kerkerspoels hin;
Doch plötzlich rafft sie wieder sich auf mit starkem Sinn:
„Drei Tage noch! — Noch schimmert ein Hoffnungsstrahl für mich!
„Er rettet meine Ehre, — vielleicht sein Leben ich!"

Zu allen Cardinälen eilt sie in ihrem Schmerz,
Beschwört sie, zu erweichen des Papstes eisern Herz;
Doch ob sie auch voll Mitleid die Schöne weinen sehn,
Nicht Einer wagt's, den strengen Gebieter anzufleh'n.

Schon bricht der dritte Morgen mit Todesschauern an,
Schon naht die letzte Stunde für den geliebten Mann; —
Da drängt sie sich zum Papste mit angstbeschwingtem Schritt,
Als er, zur Kirche gehend, aus dem Palaste tritt.

Sie wirft sich vor ihm nieder: „Du stehst an Gottes Statt, —
„An Gottes, dessen Gnade und Huld kein Ende hat!
„Laß Du auch Gnade walten, und gieb nicht Dem den Tod,
„Der nur die Unschuld schirmte, die frecher Sinn bedroht!" —

Doch streng und unerschüttert, mit kaltem, stolzem Blick
Weißt Sixtus ohne Schonung die Flehende zurück,
Und ruft vor allem Volke mit hartem, scharfem Wort:
„Ha! nicht umsonst warf Sixtus Montalto's Krücken fort!" *



* Sixtus V., einer der bedeutendsten Päpste, besonders als Regent und Staatsmann, hieß mit seinem Familiennamen Felix Peretti. Er erhob sich durch sein Genie vom Hirtenknaben, der die Schweine hütete, bis zum Oberhirten der katholischen Kirche. Als Cardinal nannte er sich nach seinem Geburtsorte, Montalto, und brachte es dadurch, daß er sich hinfällig und gebrechlich stellte, dahin, von seinen Collegen, welche nach einem beliebten Grundsatze gern schwache und ihrem Einflusse zugängliche Männer wählten, mit der dreifachen Krone betheilet zu werden. Nach seiner Ernennung warf er aber noch in der Wahlkapelle die Krücken weg, richtete sich zum Staunen Aller mit Kraft und Würde empor, und regierte mit kraftvoller Energie, ein Schrecken für das raublustige und räuberische Gesindel, an dem das verwilderte Rom reich war. Er starb am 27. August 1590.

„Die Straßen Rom's zu sichern vor Frevel, Mord und Brand,
„Und Ordnung, Ruh' und Frieden zu schaffen rings im Land:
„Ward das Gesetz gegeben, das wilde Raufluft schreckt,
„Und streng und unerbittlich an Jedem wird's vollstreckt!

„Wohl führ' ich den Stab Wehe; doch sagen mag die Welt:
„Sonst war es schlimm und traurig um Gottes Stadt bestellt;
„Doch seit der fünfte Sixtus bestieg St. Peters Stuhl,
„Seitdem war Roma nicht mehr der alte Lasterpfuhl!"

Er spricht's, und geht vorüber, und läßt auf ihren Knie'n
Im Staub die Arme liegen, der Trost und Hoffnung flieh'n.
Sie windet sich die Hände in ihrem Jammer wund,
Der Papst geht, Gott zu preisen mit salbungsvollem Mund!

Doch bald, als ob ein rascher Gedanke ihn erweckt,
Zu ihr sich kehrend, fragt er: „Der Mann ist Architekt? —
„Wohlan! — Sein Schicksal geb' ich in seine eigne Macht;
„Er werde nach der Messe in mein Gemach gebracht!"

Verwundert steht Fontana vor Sixtus Angesicht;
Der führt ihn an das Fenster, und zeigt hinaus, und spricht:
„Siehst Du dort auf dem Platze, in dem Gestrüpp und Laub,
„Den Obelisken liegen, bedeckt mit Schutt und Staub. —

„Der Riesenstein Aegyptens, dies Wunderwerk der Welt,
„Das einst im großen Circus Augustus aufgestellt,
„Das, hingestürzt zum Boden, durch der Vandalen Wuth,
„Seit mehr denn tausend Jahren tiefeingesunken ruht?

„Versuch's, und richte wieder die Säule hoch empor,
„Daß sie den Platz mir schmücke dort vor St. Peters Thor!
„Vollbringst Du das, so will ich vom Tode Dich befrei'n,
„Und sollst mein erster Meister in Roma's Mauern sein!"

Der Meister hört's mit Staunen, und wiegt voll Ernst sein Haupt;
Allein nach kurzem Sinnen erwiedert er: „Wer glaubt,
„Kann Berge wohl versetzen, — warum nicht diesen Stein?
„Mit Gottes Hülfe wag' ich's, dem Werke mich zu weih'n!" —

Und in dem Vatikane, von Hütern wohl bewacht,
Sitzt er im lichten Zimmer vom Morgen bis zur Nacht,
Und sinnt, und mißt, und rechnet, und zeichnet, und versucht,
Wie er bewält'gen möge der Säule schwere Wucht.

(Schluß folgt.)

Nahrungsmittel.

Eier.

Die Eier sind nebst der Milch und dem Fleische (s. Gartenlaube Nr. 12 und 21) nicht blos die nahrhaftesten, sondern bei richtiger Zubereitung auch die leichtverdaulichsten Nahrungsmittel, denn sie enthalten fast alle die Stoffe in sich, aus denen unser Blut und unser Körper zusammengesetzt ist, auch werden sie vom Magen und Darmkanale aus ziemlich schnell in das Blut übergeführt. — Am Häufigsten werden die Eier der Vögel genossen und zwar nicht nur die der gezähmten hühnerartigen Vögel (wie des Haushuhns, der Fasanen-, Puter- und Pfauenhennen), sondern auch die der Enten, Gänse, Kiebitze; die Neger, Kaffern und Hottentotten verzehren Straußeier; die Isländer, Eskimos und andere Polarvölker essen im Frühjahr die Eier von Möven, Meerschwalben und andern Wald- und Sumpfvögeln; die Neuholländer lieben die Casuareier, die südamerikanischen Indianer die des Emeu. Außer Vogeleiern dienen dem Menschen sodann auch noch die Eier von Amphibien zur Nahrung, denn es werden die der Schildkröten und des Kaiman von den Indianern des Orenoko und von den brasilianischen Völkerschaften genossen. Ja am Amazonenflusse benutzt man den Dotter der Schildkröteneier auch noch zur Bereitung von Butter. Von den Fischen liefern besonders Störe, Karpfen, Hechte, Barsche, Lachse und Forellen in ihren Eiern (Roggen) eine beliebte Speise. Die eingesalzenen Fischeier stellen den bekannten Caviar dar; der beste stammt vom Sterlett (besonders der Wolga und des Jack), der minder gute von andern Stören, sowie von Hechten, Karpfen, Häringen. Einige Fische, wie Barben und Weisfische, haben Eier, deren Genuß nicht selten unangenehme Zufälle (wie Uebelkeit, Erbrechen, Durchfall) erregen.

Was die **Zusammensetzung** der Eier betrifft, so ist zwar nur das Hühnerei genauer erforscht, jedoch dürfte die Mehrzahl der übrigen Eier auf ganz ähnliche Weise zusammengesetzt sein, obschon der Geschmack der verschiedenen ein verschiedener ist. Zunächst fällt bei jedem Eie die Schale und innerhalb derselben, das Weiße oder Eiweiß, sowie das Eigelb oder der Dotter in die Augen; als Nahrungsstoff kommen nur der Dotter und das Eiweiß in Betracht. — Das Weiße des Eies bestehet zum größten Theile aus Wasser (82—88%), in welchem Eiweiß (etwa 12—15%) und solche Salze, die sich auch im menschlichen Blute befinden, aufgelöst enthalten sind. Sodann findet sich darin noch eine geringe Menge von Fett, Zucker, freien Gasen und extractiven Materien, welche für uns ohne besondern Werth sind. Nun halte man aber das gallertartige Eierweiß, wie man es aus frischen Eiern erhält, nicht etwa blos für ein durch Wasser aufgequollenes Eiweiß nebst anhängendem Fett und eingemengten löslichen Stoffen, denn es enthält auch noch unlösliche, feine Häutchen, welche erst auf Zusatz von Wasser sichtbar werden und das Eiweiß nach verschiedenen Richtungen hin durchkreuzen und einhüllen. Wie allem Eiweiße, so kömmt auch dem Eiereiweiß die Eigenschaft zu, durch Hitze fest zu werden, zu gerinnen, und in diesem Zustande weit schwerer verdaulich zu sein, als im flüssigen. — Der Dotter oder das Eigelb, welches eine sehr zähe, dicke, bald gelbrothe bald schwefelgelbe Flüssigkeit darstellt, besteht wie das Eiweiß ebenfalls zum größten Theile aus Wasser (gegen 48—55%), und in diesem ist ein Gemenge von Eiweiß und Käsestoff, das sogenannte Vitellin (etwa 17%) aufgelöst, auch befinden sich in dieser Lösung, wie in der Milch eine Unzahl von Kügelchen und Fettbläschen. Die Dotterkügelchen, welche viel (29%) flüssiges, phosphorhaltiges und phosphorfreies Fett (Eieröl), sowie gelben Farbstoff enthalten, sind ebensowohl den Milch- oder Butterkügelchen (s. Gartenlaube Nr. 12 S. 131), wie auch den Blutkörperchen zu vergleichen; ihr Fettreichthum stellt sie den Milchkügelchen, ihr Gehalt an Phosphor und eisenhaltigem Farbstoff den Blutkörperchen näher. Uebrigens trifft man im Eidotter auch noch auf die gewöhnlichen Salze thierischer Substanzen, besonders auf Kaliumverbindungen, während im Eiweiße Natriumverbindungen und Chlormetalle vorherrschen. Kurz, betrachten wir die chemische Zusammensetzung des ganzen Eies, so ergiebt sich, daß dasselbe dem Blute und der Milch fast ganz ähnlich aus Wasser, Eiweißsubstanzen, Fett, Salzen und Eisen zusammengesetzt ist und demnach ein ausgezeichnetes, sogar sehr concentrirtes Nahrungsmittel sein muß; es muß ein solches aber auch schon deshalb sein, weil das Ei als die materielle Grundlage vollständiger Organismen alle zur Neubildung erforderlichen Materien im richtigen Verhältnisse enthalten muß.

Das **Verdauen** der genossenen Eier ist danach sehr verschieden, ob das Eiweiß derselben (im Weißen, wie im Dotter) flüssig oder fest war. Das noch flüssige Eiweiß (roher oder weicher Eier) wird nämlich schon nach ein bis zwei Stunden vom Magen aus in's Blut geschafft, ist demnach sehr leicht verdaulich, während dies mit dem geronnenen Eiweiße erst nach fünf bis sechs und noch mehr Stunden geschieht. Am Schnellsten findet die Verdauung flüssigen Eiweißes dann statt, wenn nur wenig auf einmal in den leeren Magen gebracht wird, denn Versuche lehrten, daß das Eiweiß von nur einem Ei schon nach Verlauf einer Stunde aufgesogen war, das von mehreren Eiern dagegen erst nach zwei bis drei Stunden. Es erleidet übrigens auch das flüssige Eiweiß innerhalb des Magens durch Einwirkung des Magensaftes eine geringe Umwandlung, indem es löslicher, weniger leicht gerinnbar und dem Bluteiweiß ähnlicher wird. Das geronnene Eiereiweiß löst sich aber dann etwas schneller auf, sobald es in

recht kleinen Stückchen (also gut gekaut) in den Magen gelangt, während große Stücken fast niemals ganz aufgelöst werden. Sonach würde einem schwachen Magen nur flüssiges Eiweiß zu empfehlen sein und stets sollte hartes Eiweiß gut gekaut werden. Das Fett des Dotters, auf welches der Magensaft gar keine Wirkung ausübt, wird im Dünndarme wie alle übrigen Fette durch die Galle und den Darmsaft, vielleicht auch noch durch den Bauchspeichel in so feine Partikelchen zertheilt, daß es einer Mandelmilch ähnlich sieht und leicht von den Saugadern aufgesogen und in das Blut geschafft werden kann. — Bei den Chinesen gelten Eier, die halb bebrütete Junge enthalten, für Leckerbissen.

Bau des gelegten, unbebrüteten Hühnereies. Jedes dieser Eier wird zunächst von zwei Schalen umgeben, von denen die äußerste auch schlechthin Schale genannt wird, hart ist und hauptsächlich aus kohlensaurem Kalke besteht. Sie läßt, trotz dem daß sie ohne Poren ist, doch Luft und Wasserdunst durch sich hindurchtreten. An ihrer innern Fläche befindet sich die zweite, weiche, häutige Schale oder die Schalenhaut; sie ist aus zwei Blättern zusammengesetzt, von denen das äußere durch kleine Wärzchen in Grübchen der harten Schale festhängt, das innere dagegen glatt und dem Eiweiß zugekehrt ist. Am stumpfen Ende (Pole) des Eies weichen diese beiden Blätter der Schalenhaut aus einander und lassen hier den sogenannten Luftraum zwischen sich, der aber erst nach dem Legen des Eies entsteht und sich beim längern Liegen und Bebrüten des Eies sehr vergrößert. Das Weiße des Eies, äußerlich vom innern Blatte der Schalenhaut umgeben und rings um das Dotter liegend, ist eine concentrirte Eiweißlösung, welche in einem zarten Maschennetze eingeschlossen ist und von den beiden Hagelschnüren durchsetzt wird. Die äußere Schicht des Eiweißes ist dünnflüssiger, die innere dagegen dickflüssiger und zäher, besonders an den Enden (Polen) des Eies, rings um die Hagelschnüre herum. Die vom Eiweiße umgebene Dotterkugel, der Dotter, das Eigelb, welches ihres Fettgehaltes wegen leichter als das Eiweiß ist, befindet sich, man mag das Ei drehen wie man will, doch stets dem nach oben gehaltenen Theile der Schale etwas näher und nicht im Mittelpunkte des Eies. Es besteht der Dotter, wie schon gesagt wurde, aus Körnchen, Kügelchen und Fettbläschen und wird von einer ganz feinen, durchsichtigen Haut, der Dotterhaut, eingeschlossen. Im Mittelpunkte des Dotters befindet sich eine Stelle (Centralhöhle) aus hellerer Dottermasse und von dieser führt ein Gang mit ebensolcher Dottermasse nach der Oberfläche des Dotters zum Keimbläschen hin, welches jetzt dicht unter der Dotterhaut liegt, früher aber im Mittelpunkte des Dotters lag und von einer hellen gefärbten Schicht des Dotters, der sogenannten Keimschicht, Keimscheibe oder Dotterscheibe, umgeben wird. Im befruchteten und ausbrütungsfähigen Eie findet sich hier dicht unter der Dotterhaut der sogenannte Hahnentritt oder die Narbe, welche als ein scheibenförmiger, weißer Fleck durchschimmert und aus dem Keimhügel und Keime besteht, welcher letztere von Hofringen (Halonen) umgeben ist und sich durch das Bebrüten zum jungen Vogel entwickelt (s. in einem spätern Aufsatze). Noch sind dann schließlich die Hagelschnüre oder Chalazen zu erwähnen, zwei spiralig gedrehte Fäden, die sich von der Dotterhaut, die eine zum stumpfen, die andere zum spitzen Ende oder Pole des Eies, durch das Eiweiß hindurch zieht. — Bald nach dem Anfange, schon in den ersten Stunden der Bebrütung, trennt sich, natürlich nur in Eiern mit Hahnentritte, der Keim vom Dotter und wird zur Keimhaut, die sich dann allmälig zum Vögelchen fortbildet.

NB. Die Verderbniß der Eier beruht auf der Fäulniß, besonders des Eiweißes, mit Hülfe des Sauerstoffs der im Luftraume des Eies befindlichen atmosphärischen Luft. Man würde deshalb Eier recht gut und sehr lange vor dieser Fäulniß bewahren können, wenn man frisch gelegte Eier, die ja noch keinen Luftraum haben, vor dem Lufteintritt dadurch schützte, daß man ihre Schale durch Bestreichen mit Fett, Gyps mit Fett, Kautschuk, Collodium u. dergl. luft- und wasserdicht machte. (B.)

Bilder aus Varna.

Ankunft in Varna. — Ein gut Quartier. — Der Hafen von Varna. — Besuch auf einer türkischen Fregatte. — Der Capitain des Schiffes. — Die Kajüte. — Das Innere eines türkischen Kriegsschiffes. — Wie die türkischen Matrosen diniren. — Englische Wagbalsigkeit. — Befestigung Varna's.

Da wir unsere Ankunft in Varna durch unseren vorausgeschickten Dollmetscher Stephan-Gregorio hatten vorher anzeigen lassen, so erhielten wir trotz der nächtlichen Stunde, indem die ganze Stadt, mit Ausnahme ihrer vielen Straßenhunde und der Wächter schon begraben lag, doch noch ein sehr gutes Quartier. Das gütige Geschick wollte, daß dasselbe bei einem alten, echten Türken und nicht wie leider bisher immer der Fall gewesen, bei einem Griechen im Hause war, und wir hatten wahrlich alle Ursache mit diesem Tausche zufrieden zu sein. Mit würdevollem Anstand empfing uns der alte Achmed, so hieß unser Wirth, ein sich zur Ruhe gesetzter früherer Schiffscapitain und das „Islom aleikum," womit er uns an der Schwelle des Hofes begrüßte, klang so herzlich, daß man schon dem Tone seiner Stimme es anmerken konnte, wie wirklich gut es gemeint sei.

Ein kleines Gartenhaus, in dem zwei leere Zimmer für die beiden englischen Offiziere und mich und einige kleine finstere Kammern für Stephan-Gregorio und den anderen Diener sich befanden, diente zu unserer Behausung und stand uns zur alleinigen Verfügung. Auf unserer ganzen Reise hatten wir kein so gutes Quartier gehabt und waren wirklich froh, daß wir hier ein solches bekommen. Zwar war das Ameublement unserer beiden Zimmer fast mehr wie einfach und bestand nur aus einigen großen, groben Wollenteppichen, die in der einen Ecke lagen und des Nachts zum Schlafen, des Tages aber zum Sitzen dienten und zwei großen, kaum vier Fuß hohen Tischen von einfach weißem Holz, nebst einigen Waschgefäßen von grobem Thon und einem Kohlenbecken, wie solche in der ganzen Türkei üblich sind. Der große Vorzug dieser Wohnung war aber ihre lobenswerthe Reinlichkeit und der gänzliche Mangel an Ungeziefer jeglicher Art, und wer je in diesen Gegenden gereist ist, weiß, was dies zu bedeuten hat. Aus unseren Fenstern, die des Nachts durch hölzerne Läden geschlossen wurden, bei Tage aber völlig offen standen, da Fensterscheiben von Glas nicht vorhanden waren, hatten wir eine schöne, freie Aussicht auf den Meerbusen, an dem Varna liegt, und da der Ort selbst, wie alle bulgarischen Festungen, im Innern schmutzig und sehr häßlich ist, so war dies keine geringe Annehmlichkeit für uns. Die Verpflegung, die wir von unserem Wirthe bekamen, bestand des Morgens in sehr gutem Kaffee, alles Uebrige kochte entweder Stephan-Gregorio mit der größten und wirklich anerkennenswerthen Geschicklichkeit, die er in allen solchen Dingen besaß, auf einem kleinen Herd oder wir nahmen unsere Mahlzeiten in einer gerade nicht sehr lobenswerthen Restauration ein, die von einem widerlich zudringlichen und geschwätzigen Griechen verwaltet wurde. An Lebensmitteln aller Art war übrigens kein Mangel und besonders Hammelfleisch, Feldhühner, Tauben, treffliche Seefische, dann Reis, Mais, Hirse, Melonen, sonstige schmackhafte Früchte und dazu guten griechischen und italienischen Wein konnte man vollauf, wenn auch freilich zu etwas theuren Preisen bekommen. Ich selbst blieb übrigens nur einige Tage in Varna, da ich von dort wieder nach der Donau ritt, um diese stromaufwärts heraufzudampfen, meine beiden englischen Gefährten aber, von denen ich mich hier trennte, indem dieselben später nach Constantinopel reisten, verweilten mehrere Wochen daselbst.

Ziemlich hoch stand am andern Morgen schon die Sonne am Horizont, als wir aufwachten und unseren freundlichen Wirth, seine lange Morgenpfeife gemächlich rauchend, vor unserem Lager stehen sahen. „Was beliebt Euch meine Herren," lautete die Frage des guten Alten und er freute sich sehr, als wir ihm sagten, daß wir vortrefflich geschlafen hätten und mit unserem Quartier überhaupt vollkommen zufrieden wären. Unser erster Gang, nachdem wir den Kaffee getrunken, war nun zum Meere, was gar so verlockend vor unseren Augen sich ausbreitete, um ein Bad in demselben zu nehmen. Ein leichtes Boot von einem kräftigen türki-

schen Ruderer auf wirklich sehr gewandte Weise geführt, brachte uns bald aus dem Gewühl von kleineren und größeren Schiffen, was dicht am Ufer herrschte, heraus, und etwas weiter in den Meerbusen, wo wir eine freie Stelle fanden, die sich vortrefflich zum Baden eignete. Daß übrigens das „schwarze Meer" seinen Namen nicht ganz mit Unrecht führt, konnten wir jetzt, wo wir uns auf und in demselben befanden, besser erkennen, wie am gestrigen Abend, als wir es, von der Abendsonne vergoldet, zuerst aus der Ferne gesehen hatten. Die Farbe desselben hat etwas sehr dunkeles, geht fast in das Schwarzgraue über und weicht so sehr von den viel helleren Schattirungen ab, welche die sonstigen Meere in der Regel zeigen. Es wachsen hier nämlich am Boden des Meeres viele dunkel gefärbte Seegräser und andere Pflanzen, deren Widerschein dem Wasser diese düstere Färbung verleiht. Wie klar und leicht ist z. B. das Wasser im Meerbusen von Genua gegen das hier von Varna.

Die Rhede dieses Hafens ist übrigens in vieler Hinsicht vortrefflich und bietet durch die weit in die See sich hineinstreckenden Landzungen den Fahrzeugen einen sicheren Schutz gegen die Nord- und Westwinde, welche die Schifffahrt auf dem „schwarzen Meer" oft so sehr gefährlich machen, daher Varna mit zu den besten Hafenplätzen desselben gezählt wird. Ganz große, tiefgehende Kriegsschiffe können nicht bis dicht an die Stadt heran, da das Wasser hier zu flach wird, für gewöhnliche Kauffartheischiffe und Korvetten und mäßige Dampfer reicht die Tiefe vollkommen aus. Dieser gute Hafen, verbunden mit den sonstigen Vorzügen seiner Lage, macht auch, daß Varna mit zu den bedeutendsten Handelsstädten der europäischen Türkei gerechnet werden kann. Zwar hat Rußland Varna 1828 möglichst zu zerstören gesucht, da es einen Rival von Odessa in demselben sah, doch erholte sich die Stadt seit jener Zeit schon ziemlich wieder. Es sind mehrere fremde Handlungshäuser hier etablirt, und österreichische, englische und griechische Handelsfahrzeuge besuchen den Hafen alljährlich in großer Anzahl. Besonders jetzt war ein wirklich reges Gewühl in demselben, denn der Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Türkei stand täglich zu erwarten und so galt es denn die letzten Augenblicke zu benutzen, bevor die russische Flotte den Hafen vielleicht gänzlich sperrte. Viele der in den Tagen, die ich in Varna verweilte, einlaufenden Schiffe hatten freilich keine Waaren des friedlichen Handels, sondern Werkzeuge des Krieges am Bord. Türkische und ägyptische Kriegs- und Handelsschiffe brachten Waffen, besonders auch schwere Geschütze aus den Gießereien von Constantinopel, Bomben, Vollkugeln und Pulver, Andere hatten wieder lebendige Ladungen von Soldaten am Bord. So war denn in den engen schmutzigen Straßen der Stadt oft ein solches Gedränge von Soldaten, Lastträgern und bulgarischen Bauern mit ihren plumpen, mit Büffeln bespannten Karren, welche die Sachen von hier nach Schumla und Silistria weiter schaffen sollten, daß man oft nur mit äußerster Mühe durch das Gewühl hindurchdrängen konnte. Wirklich gar manche interessante Genrebilder aller Art konnte man hier sehen, obgleich man dieselben wieder mit vielen und oft nicht geringen Unannehmlichkeiten erkaufen mußte.

Da wir uns doch einmal im Hafen befanden, so war es mit unser erstes Geschäft nach dem Bade, eine türkische Fregatte, die auf der Rhede vor Anker lag, zu besehen. Unser kleiner Kahn, mit dem wir zum Baden gefahren waren, konnte uns Alle, die wir zur Fregatte fuhren, denn außer unserem Dollmetscher hatten noch zwei türkische Artillerieoffiziere sich uns bei dieser Fahrt angeschlossen, nicht aufnehmen und so nahmen wir denn ein größeres Boot, das mit acht Ruderern bemannt war. Es waren Inselgriechen, welche uns fuhren, hübsche, gewandte Burschen, mit klugen und lebendigen Gesichtern, die ihre langen, schmalen Ruder so geschickt und tactmäßig zu handhaben wußten, daß unser leichtes Boot wie ein Pfeil schnell durch die dunkeln Fluthen schoß. Ich bin gewiß nichts weniger als ein Verehrer der Griechen und gehe denselben gerne so weit ich nur kann aus dem Weg, aber als geschickte und kühne Seeleute habe ich dieselben stets gefunden. Von allen den zahlreichen Völkern, welche die Küsten und Inseln des Mittel- und des „schwarzen Meeres" bewohnen, sind die Griechen wohl unbedingt mit die besten Seeleute und nach ihnen die Genuesen, die schlechtesten aber gewiß die Neapolitaner.

Obgleich die türkische Fregatte, die Truppen gebracht hatte und jetzt schon wieder nach Constantinopel zurücksegeln wollte, ziemlich weit auf der äußersten Rhede lag, brachte uns unser Boot doch in kürzerer Zeit an Bord derselben, wie dies wahrscheinlich irgend wie andere Ruderer, Engländer und Norweger ausgenommen, gethan hätten. Die Fregatte, ein Schiff von 48 Kanonen, — sie ist seitdem bei Sinope mit zerstört — sah von Außen fast eben so ordentlich und gut gehalten aus, wie ein Kriegsschiff irgend einer andern Nation, und auch die Takellage war, so weit ich es wenigstens als Laie im Seewesen beurtheilen konnte, vollkommen in Ordnung. Unser englischer Seeoffizier wollte freilich nicht Alles ganz nach seinem Geschmacke finden und sagte mir, dies Tau müßte straffer angespannt und jene Rae anders gerichtet sein, erklärte sich aber doch, in Betracht, daß es nur ein türkisches und kein englisches Schiff sei, so ziemlich mit dem Ganzen zufrieden. Eine etwas schadhafte, kleine hölzerne Treppe, die in Haken hing, wurde uns vom Verdeck heruntergeworfen, und mit großer Willfährigkeit empfing uns sogleich am Bord der Commandant des Schiffes. Es war noch ein ziemlich junger, sehr kräftig aussehender Mann, unbedingt der schönste und stattlichste Türke, den ich je gesehen habe. Ein prächtiger Bart von einem seltenen glänzenden Schwarz umschloß sein ungemein edel geformtes Gesicht mit der gebogenen Römernase und den dunkelen, feurigen Augen und wallte ihm in zierlicher Kräuselung, bei der wahrscheinlich die Kunst das Ihrige mit gethan hatte, bis auf die Mitte der Brust herab. Sein Anzug bestand aus einem dunkelblauen Oberrock von militärischem Schnitt, weiten, blauen Pantalons, rothen Maroquinstiefeln und dem nie fehlendem rothen Fez, mit einer kleinen Diamant-Agraffe, dem Zeichen seines Ranges, an demselben. An einem dünnen, rothseidenen Gurt trug er einen kleinen gekrümmten Säbel in prächtiger, mit Gold verzierter Maroquinscheide, der Griff mit blitzenden Steinen ganz besetzt. Der Capitain, der einige Zeit in Toulon gewesen war, konnte etwas Französisch radebrechen und gebrauchte, uns zu Ehren, bisweilen einzelne französische Phrasen, fiel aber bald immer wieder in das Türkische zurück, so daß Stephan-Gregorio dann als Dolmetscher aushelfen mußte. Uns in seine Kajüte zum Frühstück zu begeben, war sogleich die Einladung des Schiffsbefehlshabers und da uns das Bad und unsere Fahrt ziemlich hungrig gemacht hatten, so leisteten wir dieser gastlichen Einladung auch recht gern Folge.

Die Kajüte, die sich im Spiegel der Fregatte befand, war nach türkischem Geschmack sehr elegant eingerichtet und sah ungleich besser aus, als das Gemach des Pascha, in das wir z. B. in Rustschuk geführt waren. Ein schöner Teppich bedeckte den ganzen Fußboden, und niedere, mit rothem Wollendamast überzogene Divans liefen rings an den drei Wänden herum, während der Plafond aus weißer, mehr reich wie gerade geschmackvoll vergoldeter Holztafelung bestand. Eine vollständige Sammlung sehr schöner und kostbar mit Gold und Steinen verzierter Waffen hing an der einen Kajütenwand und fesselte die Aufmerksamkeit der Eintretenden.

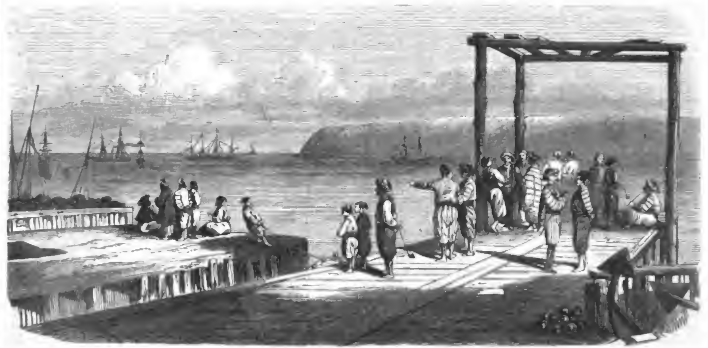
Dem Capitain schien es Freude zu machen, daß wir sogleich großes Wohlgefallen an diesen Waffen fanden, und bereitwillig nahm er die einzelnen Stücke herab und gab sie uns in die Hände, damit wir sie bequemer besehen konnten. Es waren Handschars (breite, dolchartige Messer), mehrere krumme Säbel und auch reich ausgelegte Pistolen darunter, so daß die Sammlung gewiß einen bedeutenden Werth hatte. Das Prachtstück derselben war ein alter, ziemlich schwerer krummer Säbel mit einer der berühmten schwarzen Klingen, wie sie früher in Damascus verfertigt wurden. Der Capitain hieb einen dicken eisernen Nagel, der in der Wand eingeschlagen war, ohne Weiteres damit durch, als wenn es nur ein weicher Holzstift gewesen wäre, ohne daß die treffliche Klinge auch nur die mindeste Scharte bekommen hätte. Nicht ohne ein wohlgefälliges Lächeln hörte er die aufrichtigsten Lobsprüche an, die wir sowohl seiner Geschicklichkeit wie auch der Güte des Säbels spendeten, und die Stephan-Gregorio übersetzte und sagte uns, den Säbel würde er führen, wenn es nur erst gegen die verhaßten „Moskows" (Russen) in den Krieg ginge. Die russischen Kanonen bei Sinope haben diesen kriegerischen Wünschen ein baldiges Ende gemacht, und der muthige Capitain sammt seiner tüchtigen Fregatte und den prächtigen Waffen ruht jetzt schon lange in dem kühlen Schooß des schwarzen Meeres, denn wenigstens den Zeitungsnachrichten nach soll dieselbe mit in die Luft geflogen sein. Wer weiß, ob nicht der Capitain selbst, mit einer jener glänzenden Pistolen, den letzten Schuß in die eigene Pulverkammer that, als er sein Fahrzeug nicht mehr retten konnte, damit die von ihm so bitter gehaßten Russen nicht den Triumph haben sollten, als Sieger am

Bord desselben zu kommen. Der Mann sah immer schon so aus, als könne er solch einer heroischen That fähig sein.

Nächst der Waffensammlung fesselten unsere Aufmerksamkeit mehrere kleine Tische, auf denen Seekarten, ein Kompaß, ein Sechstant und andere derartige Seeinstrumente, ein großes Sprachrohr und mehrere größere und kleinere Fernröhre lagen. Alle Instrumente waren aus bekannten englischen Werkstätten, und sahen sehr gut erhalten aus.

Nachdem wir so die Einrichtung der Kajüte besehen hatten, nahmen wir auf Einladung des Capitains, der sich selbst auch auf europäische Weise setzte, auf den Divans Platz. Mit einer kleinen silbernen Pfeife that derselbe jetzt einen hellen Pfiff, und sogleich traten zwei Neger, ganz in rothe Hosen und Jacken gekleidet, mit schon brennenden Tschibuks (Pfeifen) herein und steckten einem Jeden von uns die Spitze derselben in den Mund. Die Röhren der Pfeifen, wohl fünf bis sechs Fuß lang, waren von Weichselholz, in der Mitte mit einem rothseidenen, goldgestickten Handgriff verziert, die kleinen Köpfe ohne Deckel von rothem gebrannten Thon, die langen, breiten Spitzen von hellem glänzenden Bernstein. Als der Capitain sah, daß ich als Nichtraucher mich begnügte, nur den Dampf in die Luft zu paffen, lächelte er darüber und ließ mir durch den Dolmetscher, der sich übrigens nicht mit setzen durfte und auch keine Pfeife bekam, sagen, ich solle mich nur nicht geniren und die Pfeife weglegen, wenn ich nicht rauchen könne oder möge, was ich denn auch ohne Weiteres that.

Nach aufgehobener Tafel, deren Schluß starker, heißer Kaffee in ganz kleinen Porzellantassen ohne Henkel, die in einer metallenen Untersatzschaale ruhten, bildete, besahen wir uns nun unter der Führung unsers gefälligen Wirthes das Innere der Fregatte genauer. So gut wie die englischen, französischen, holländischen, sardinischen, nordamerikanischen und dänischen Kriegsschiffe, die ich im Verlauf meiner Reisen gesehen hatte, gefiel mir diese Fregatte freilich nicht; mit den russischen Kriegsdampfern, die ich vor einigen Jahren in Swinemünde sah, konnte sie es aber in jeglicher Hinsicht vollkommen aufnehmen. Die Geschütze waren in guter Ordnung und von schwerem Kaliber, obgleich die neueren Erfindungen zum schnelleren Abfeuern derselben noch nicht sich dabei angebracht zeigten; auch die Enterwaffen der Mannschaft waren in brauchbarem Zustande. Die Leute selbst schliefen übrigens nicht in Hängematten, wie dies auf europäischen Kriegsschiffen der Fall ist, sondern kleine Stücke von einem groben Teppich, aus Kuhhaaren und Wolle, die bei Tage aufgerollt, des Nachts aber zwischen die Geschütze gelegt wurden, bildeten ihre Schlafstellen. Auch die Kajüten der Schiffsoffiziere und des Arztes, eines Armeniers, zeichneten sich durch übergroße Einfachheit ihres Mobiliars aus, wie denn auch die Reinlichkeit in allen Räumen lange nicht so groß war, wie dies auf nordeuropäischen Kriegsschiffen der Fall zu sein pflegt. Die Mannschaft selbst, wie uns der Capitain sagte, größtentheils aus den türkischen Besitzungen am adriatischen Meere her gebürtig, sah im Ganzen nur klein und etwas schwächlich aus, obgleich auch wieder einzelne sehr kräftige Gestalten sich darunter befanden. Auffallend waren uns die vielen jungen Bursche von sechzehn bis achtzehn Jahren, die unter den Matrosen waren, dann aber auch wieder mehrere Grauköpfe. Eine bestimmte Uniform, mit Ausnahme des rothen Fez, der oft aber schon so schmierig aussah, daß man seine Farbe kaum noch erkennen konnte, trugen die Matrosen nicht. Die Meisten hatten blaue oder braune baumwollene Hemden, die vorn an der Brust offen waren, und kurze weite Hosen von Segelleinwand an, die aber nur bis an das Knie reichten. Der übrige Theil des Fußes war bloß, und schienen die Fußsohlen förmlich mit einer dicken Hornhaut schon überwachsen zu sein. Da es gerade die Zeit der Mittagsmahlzeit war, so hatten wir Gelegenheit, die Mannschaft essen zu sehen. Um einen Kessel mit Reis hatten sich acht bis zehn Mann auf dem bloßen Verdeck, denn Tische und Bänke befanden sich im Mannschaftsraume nicht, auf den Hacken gekauert, und langten nun, Einer nach dem Andern mit der hohlen Hand in den Reis hinein, auf diese einfache Art die Portion zum Munde führend. Holzkannen mit Wasser standen auch an den Wandecken umher, aus denen dann die Matrosen, so wie sie durstig wurden, mit einem hölzernen Becher sich Wasser herausschöpften und gleich auf der Stelle austranken. Zweimal in der Woche erhalten die Leute nur ein einziges Stücklein Fleisch, sonst leben sie ausschließlich von Reis, Hirse, Bohnen und schlechtem Brot, ohne dabei die mindesten geistigen Getränke zu bekommen. Man dürfte in der That wenig Menschen finden, die so geringe Lebensbedürfnisse haben, und so wenig zu erhalten kosten, als diese türkischen Matrosen, wie denn überhaupt eine ungemeine Frugalität in allen materiellen Genüssen mit zu den vielen lobenswerthen militairischen Eigenschaften der Orientalen gehört. Die Subordination auf diesem Kriegsschiff mußte übrigens sehr strenge sein, denn so wie nur der Capitain sich in einem Verdeck sehen ließ, sprang sogleich die gesammte Mannschaft schnell von ihren Speisekesseln auf, und stellte sich reihenweise an den Kanonen hin, und erst wenn derselbe es ausdrücklich erlaubte, kauerten sie sich wieder auf ihren Plätzen nieder. Auch die Offiziere und Unteroffiziere näherten sich in einer sehr respectvollen Stellung ihrem Befehlshaber.



Landungsplatz in Varna.

Sehr befriedigt von der freundlichen Aufnahme des Schiffs-

capitains und auch im Allgemeinen von dem was wir gesehen hatten, verließen wir gegen drei Uhr Nachmittags die Fregatte wieder, um an das Land zu fahren. Ein ziemlich heftiger Wind, der dazu uns noch entgegenstand, hatte sich erhoben, und die Wellen gingen so hoch, daß unser leichtes Boot tüchtig von ihm hin und her geworfen wurde. Einer unserer Begleiter, ein türkischer Artilleriehauptmann, der noch nie auf dem Meere gewesen war, konnte diesen Kampf der Elemente nicht ertragen und wurde plötzlich in einem so hohen Grade seekrank, wie ich es selten noch von einem Menschen gesehen habe. Wirklich in völlig bewußtlosem Zustande lag der Türke zuletzt auf dem Boden unseres Bootes und wir fürchteten fast, er würde uns noch während der Fahrt sterben. So wie er aber nur erst wieder auf dem festen Boden war, erholte er sich ungemein rasch und kaum war eine halbe Stunde vergangen, so fühlte er sich schon völlig gesund. Mit fast übermenschlichen Anstrengungen mußten unsere Ruderer übrigens arbeiten, um uns endlich nach 1½stündiger Fahrt wieder an das Land zu bringen. Sie legten sich dabei so mit der vollen Kraft ihres Körpers in die Ruder, daß ich stets glaubte, dieselben müßten zerbrechen. Ein Extratrinkgeld von einigen Piastern, was wir ihnen versprachen, erhöhte ihre gute Laune aber so, daß sie, trotz dieser harten Arbeit, sangen und lachten. Welch' tollkühne und dabei doch kaltblütige Seeleute die Engländer aber besonders im stürmischen Wetter sind, davon konnten wir uns während dieser Fahrt auch wieder so recht überzeugen.

Eine kleine englische Kauffarthei-Brigg, die von Odessa kam, wollte in den Hafen von Varna gerade einlaufen, und da der Capitain derselben es sich in den Kopf gesetzt hatte, vor einem größeren österreichischen Barkschiff, was auch im Ansegeln war, vorbeizufahren, so ließ er trotz des schweren Wetters seine Segel nicht so weit einziehen oder doch wenigstens reffen, wie es nöthig gewesen wäre. Mit rasender Schnelligkeit, wie ich sie in der Art noch nie bei einem Segelschiff gesehen habe, kam der Engländer daher gejagt, und wir glaubten wiederholt, das Schiff müsse kentern, so ging es auf die Seite, wenn der so in Stößen stürmende Wind gerade so recht die vollen Segel faßte. Es war wirklich ein großes Beispiel von tollkühnem Leichtsinn, und selbst unser englischer Seeoffizier, so sehr er sich auf der einen Seite auch über den Muth seiner Landsleute freute, schüttelte doch auch wiederholt unwillig den Kopf und meinte, „hat der nicht besonders gute Matrosen, die trotz des Sturms zur rechten Stunde die Segel einziehen können, und paßt der Mann am Steuerruder nicht auf, als wenn er zehntausend Augen im Kopfe hätte, so muß er dort an jenem Vorgebirge scheitern." Aber der englische Schiffscapitain war seiner Sache gewiß, und gerade in dem rechten Augenblick drehte das Schiff scharf herum, die Segel verschwanden, als wenn sie durch eine Maschine und nicht durch Menschenhände eingeholt wurden, und gewiß über eine halbe Stunde früher wie der Oesterreicher hatte der Engländer seinen Ankerplatz erreicht. Unser englischer Seeoffizier war über dies Manöver jetzt so erfreut, daß er mich beredete, sogleich mit ihm am Bord des Kauffahrers zu fahren, da er dem Capitain desselben seine Lobsprüche darüber sagen müsse, was denn auch geschah. Es war dies ein kleiner, rothbäckiger, munter aussehender Engländer von der Nordküste, dem es sehr zu schmeicheln schien, daß der Seeoffizier seine muthige und gewandte Führung des Schiffes so lobte (die Assecuradeure hätten wahrscheinlich andere Gesichter dazu gemacht) und der uns sogleich mit einem Glase steifen Grog bewirthete. Auch die Mannschaft, zehn oder elf Köpfe stark, bestand aus tüchtigen Matrosen, wahre Prachtexemplare der britischen Theerjacken. Der Seeoffizier gab ihnen eine Guinee, um davon die Gesundheit Ihrer Majestät der Königin Victoria zu trinken, was sie denn auch bereitwillig versprachen. Als er ihnen sagte: „Aber, Jungens, wenn es nun wirklich zum Kriege mit den Russen kommen sollte, dann müßt Ihr auch Dienste auf Ihrer Majestät Kriegsschiffen nehmen," antwortete Einer der Matrosen ihm lachend: „Ja, Ew. Gnaden, auf den Kriegsschiffen ist freilich nicht allzu gut dienen, denn die Katze mit den neun Schwänzen läßt sich da eben so oft wie das Grogglas sehen, kommt es aber zu einem tüchtigen Kriege, na, da muß man für Altenglands Ehre schon ein Uebriges thun und Dienste nehmen. Aber das „alte Karlchen" müssen wir dann auch zum Admiral haben, unter dem hab' ich schon früher gedient und das ist ein anderer Kerl wie hier der Dundas, der da immer herumlungert und mit seinen Schiffen sich nicht auf das schwarze Meer traut. Wäre Karlchen hier, der würde es anders machen. Ja, so ist es, Ew. Gnaden, das können Sie mir glauben," wiederholte noch einmal lachend der Matrose, und seine Kameraden stimmten ihm darin bei. Ein anderer Matrose meinte: „Ah, Ew. Gnaden, bald hätte ich Sie doch gar nicht mehr wiedergekannt. Wissen Sie wohl noch, wie wir die langzöpfigen Chinesen zusammenarbeiteten, da waren Sie noch so ein Ding von einem „Midshipman" und jetzt sind Sie so ein schmucker Herr Offizier geworden." Der Lieutenant erkannte jetzt auch den braungebrannten, verwetterten Matrosen wieder, der mit ihm im chinesischen Kriege auf ein und demselben Schiff gedient, und gab nun noch eine Extra-Guinee zum Trinken her, so daß wir unter einem dreimaligen lauten Hurrah der Mannschaft endlich vom Bord des Kauffahrers wieder abstießen.

Von der Seeseite her kann man übrigens die feste Lage von Varna theilweise besser wie nah vom Lande aus erkennen. Die Ufer sind fast durchgängig so steil und felsig, daß eine Landung außer unter den Kanonen der Festung ganz unmöglich ist, und besonders das südlich vom Hafen liegende Vorgebirge bildet eine steile, jäh in das Meer abfallende Felsenwand. Von der Landseite aus tragen die vorhin erwähnten Sümpfe und Niederungen sehr viel zur Befestigung der Lage bei und müssen die Belagerungsarbeiten des Feindes ungemein erschweren. Die Russen haben 1828, als sie die Festung endlich einnahmen, dieselbe auf jede mögliche Weise zerstört. Nicht allein, daß sie alle Festungswerke völlig vernichteten, sondern sie sollen auch möglichst viel größere Privathäuser zerstört haben. Mit der gewöhnlichen apathischen Sorglosigkeit, welche die Türken so sehr besitzen, sobald sie nicht zu Anstrengungen förmlich gezwungen werden, haben diese die Befestigung von Varna, obgleich dasselbe nebst Schumla den Schlüssel zu Constantinopel bildet, lange Jahre sehr vernachlässigt und erst seit 1850, wo der Krieg gegen Rußland immer wahrscheinlicher wurde, einige Sorgfalt auf ihre Wiederherstellung und Verbesserung verwandt. Jetzt grade, noch so vor Thorschluß, arbeiten mehrere Tausend Arbeiter an den Werken, und da geschickte fremde Ingenieur-Offiziere die Leitung der Befestigungsarbeiten hatten, und die natürliche Lage ungemeine Vortheile darbot, so sind Werke entstanden, deren Einnahme den Russen wahrlich nicht leicht sein dürfte. Sollte es wirklich im Verlauf des Krieges einem russischen Armeecorps gelingen, bis gegen Varna vorzudringen, und dies dürfte nicht zu den Unmöglichkeiten gehören, so wird es gewiß noch viele, viele Opfer kosten, bevor die Einnahme wirklich geschehen ist. Noch jetzt sieht man in der Umgebung derselben ebenso als wie bei Schumla lange Reihen hoher, üppig begraster Hügel, unter denen die Tausende von russischen Soldaten ruhen, die im Kriege von 1828—29 hier als Opfer fielen, und sollte es wieder zur Belagerung dieser beiden Festungen kommen, so dürfte die Zahl derselben noch gar sehr vermehrt werden. Entweder über Varna oder über Schumla, was übrigens noch ungleich besser befestigt ist, muß die russische Armee aber marschiren, wenn sie wirklich den kühnen Gedanken haben sollte, sich Constantinopels zu bemächtigen, andere Wege dahin führen nicht über den Balkan. Welche unermeßlichen Opfer von Menschen, Pferden und Kriegsmaterial aller Art den Russen die Feldzüge von 1828 bis 29 gekostet haben, davon erzählten uns wiederholt Einwohner dieser Gegenden, die Augenzeugen gewesen sind. Damals aber war den Russen die Verbindung mit ihrer Kriegsflotte frei, und von Odessa und Sebastopol konnten zur See Vorräthe aller Art leicht herbeigeschafft werden, während in dem jetzigen Kriege die englisch-französische Flotte dies völlig unmöglich macht. Gerade hierin besteht mit der Hauptnutzen, welchen diese Flotte im „schwarzen Meere" leistet, denn ein wirklich erfolgreiches Bombardement von Sebastopol dürfte wohl zu den Unmöglichkeiten gehören.

(Schluß folgt.)

Haben die Dampfmaschinen dem Handarbeiter geschadet?

Franz Arago, einer der berühmtesten Naturforscher aller Zeiten und Länder, der zugleich auch einer der kühnsten und edelsten Volksfreunde war *, hat jene hochwichtige Frage einer genauen Prüfung unterzogen und **thatsächlich dargethan**, daß **die Dampfmaschinen dem Handarbeiter nicht allein durchaus nicht geschadet, sondern sogar noch genützt haben**; daß sie das mächtigste, unmittelbarste und wirksamste Mittel waren, um die Arbeiter grausamen Leiden zu entziehen und sie zur Theilnahme an einer Fülle von Gütern zu berufen, welche sonst das ausschließliche Eigenthum des Reichthums hätten bleiben müssen. Einige der schlagendsten Thatsachen für diese seine Behauptung, entnehmen wir einer umfassenden Entwickelung derselben, aus seiner Gedächtnißrede auf den Einführer der Dampfmaschinen, James Watt; dieselbe befindet sich im ersten Bande der durch A. von Humboldt eingeführten sämmtlichen Schriften Arago's, die in deutscher Originalausgabe bei Otto Wigand in Leipzig erscheinen und auf die wir ebenso alle Freunde der Naturwissenschaft, wie alle Gesinnungsgenossen aufmerksam machen.

Millionen von Arbeitern, — so beweist Arago — führen heutzutage an der Oberfläche und in den Eingeweiden der Erde unermeßliche Arbeiten aus, auf die man gänzlich verzichten müßte, wenn gewisse Maschinen aufgegeben würden. So z. B. erfordert das Wegschaffen des Wassers, welches in den Stollen der Gruben blos in Cornwell (England) hervorquillt, **täglich** die Kraft von 50,000 Pferden oder von 300,000 Menschen. Der Lohn für so viel Menschen würde natürlich den ganzen Gewinn der Ausbeute verzehren. Die Arbeit würde also unterbleiben, und Tausende, die jetzt dadurch beschäftigt werden, würden es nicht sein; abgesehen von dem Verluste, den das allgemeine Kapital durch das Liegenbleiben jener Reichthümer hätte; abgesehen von dem Verluste, den andere Arbeiter dadurch erleiden müßten, daß sie jene Reichthümer nicht verarbeiten könnten. Ein anderes Beispiel: Die Bedienung eines einzigen Kupferbergwerks in Cornwell erfordert eine Dampfmaschine, die mehr als 300 beständig angeschirrte Pferde leistet und verwirklicht alle 24 Stunden die Arbeit von tausend Pferden. Es bedarf nun wohl keiner Widerlegung, daß es kein Mittel giebt, mehr als 300 Pferde oder 2—3000 Menschen gleichzeitig und zweckmäßig an der engen Mündung eines Schachtes arbeiten zu lassen. Jene Maschine verbannen, hieße also auch hier wieder: die große Anzahl von Arbeitern, deren Beschäftigung sie möglich macht, in Unthätigkeit versetzen und das Kupfer und Zinn was sie heraufholt, ewig begraben halten. — Von den Arbeiten, die eine so gewaltige Kraftanstrengung erfordern, zur Prüfung verschiedener Industrieerzeugnisse übergehend: wo ist da z. B. die geschickte Spinnerin, die aus einem einzigen Pfunde roher Baumwolle, einen 53 französische Meilen langen Faden ziehen könnte, wie dies die berühmte Mule-Jenny Maschine vermag? Und wenn wir nun auch Alles bedenken, was gegen die Mousseline, Spitzen und Tülle, zu deren Verfertigung jene Fäden gebraucht werden, angegeben wurde: so muß man sich dafür an die Käufer, aber nicht an die armen Proletarier halten, deren Existenz auch wohl in großer Gefahr wären, wenn sie ihre Kräfte verbrauchten, um für die Damen statt des vornehmen Tülls grobe Wollenzeuge zu verfertigen. Die Berechnung der Anwendung der Maschinen statt lebender Wesen, ist seit einigen Jahren zu oft wiederholt worden, als daß man nicht schon jetzt die allgemeinen Ergebnisse, mitten unter einigen zufälligen Unregelmäßigkeiten, erkennen könnte. Diese Ergebnisse sind folgende:

Durch die Ersparniß an Tagelohn gestatten die Maschinen eine wohlfeilere Fabrication; die Wirkung der größeren Wohlfeilheit ist eine Vermehrung der Nachfrage; diese Vermehrung ist so groß, daß, trotz des unbegreiflichsten Herabgehens der Preise, der Verkaufswerth der ganzen producirten Waarenmasse jedes Jahr den Werth übertrifft, den dieselbe vor der Vervollkommnung der Dampfmaschine hatte; **die Anzahl der Arbeiter, welche jeder Erwerbszweig beschäftigt, wächst mit der Einführung der Mittel einer schnelleren Fabrikation.** Einen Beweis dafür aus einem andern Bereiche: man hat berechnet, daß in London vor Erfindung der Buchdruckerkunst, die ebenfalls als ein Teufelswerk verschrieen wurde, weil sie ein Paar hundert Abschreibern den Erwerb schmälerte, der Buchhandel nur zweihundert Menschen beschäftigte: heute zählt man sie nach Zwanzigtausenden. Die Baumwollenindustrie bietet noch größere Resultate: nach Erfindung der Arkwright'schen Walze, die die Finger der Spinnerinnen ersetzte, erhob sich die jährliche Production der Baumwollenmanufacturen Englands von funfzig auf neunhundert Millionen Francs. In der einzigen Grafschaft Lancaster, liefert man jetzt jährlich für die Kattunwebereien eine Quantität Garn, welche 21 Millionen geschickter Spinnerinnen nicht anfertigen könnten. Und obgleich in der Spinnerei Arkwright's und Watt's die mechanischen Hülfsmittel bis zum äußersten Grade der Vollendung getrieben sind, **so sind doch jetzt $1\frac{1}{2}$ Millionen Arbeiter da beschäftigt, wo man vor jener Erfindung nur 50,000 zählte.** — Im Jahre 1583 trugen in England nur Personen von hohem Range und großen Vermögen die theuern Strümpfe: seit William Lee's Strumpfmaschine, ist unter Tausend kaum Einer, dem der außerordentlich billige Preis nicht gestattet, sich Strümpfe zu kaufen und eine unermeßliche Anzahl von Arbeitern in allen Ländern der Welt ist mit diesem Fabrikationszweige beschäftigt.

In Stockport hat die Verwendung des Dampfes statt der Kraft der Arme bei der Weberei, nicht verhindert, daß die Anzahl der Arbeiter in sehr wenigen Jahren um ein Drittel gewachsen ist.

Wir müssen auch stets das nicht zu stillende Verlangen nach Wohlbehagen bedenken, welches die Natur dem Menschen eingepflanzt hat; daß die Befriedigung eines Bedürfnisses auf der Stelle ein anderes Bedürfniß hervorruft; daß unser Begehren überall sich vermehrt, sobald die Gegenstände wohlfeiler werden, die es befriedigen können, und zwar in einer Weise, daß die schöpferische Kraft der mächtigsten Maschinen dahinter zurückbleibt.

Blicken wir nur allein auf die Kupfer- und Stahlstiche: der allergrößte Theil des Publikums entbehrte sie freiwillig, als sie theuer waren; ihr Preis verminderte sich — und Jedermann sucht sie. Sie sind ein unentbehrlicher Schmuck der besseren Bücher geworden; sie verleihen auch den mittelmäßigen eine Aussicht auf Absatz.

Man hatte den Untergang der Graveure mitleidsvoll angekündigt und nie sind sie zahlreicher, nie beschäftigter gewesen als jetzt.

Sagt man, daß die Maschinen das Anwachsen und die Verbreitung der Armuth **nicht verhindert** haben, so muß man das zugeben.

Wer wollte die Maschinen für ein Universalmittel ausgeben? Hat man jemals behauptet, daß sie das unerhörte Vorrecht hätten, Irrthümer und Leidenschaften fern zu halten, die Rathgeber der Fürsten auf die Wege der Mäßigung, Weisheit und Menschlichkeit zu lenken? Die Maschinen haben das Anwachsen der Armensteuer nicht erzeugt, haben es nicht erzeugen können; ja sie haben es gemildert; hier ein schlagender Beweis dafür: In der Grafschaft Lancaster, zu Manchester, Preston, Bolton, Warington, Liverpool, sind die Maschinen am Schnellsten, am Allgemeinsten eingeführt worden. Vertheilen wir nun den ganzen jährlichen Betrag der Armensteuer dort auf die Gesammtbevölkerung, so finden wir einen beinahe dreimal kleinern Betrag als durchschnittlich für alle anderen Grafschaften.

Niemals ist der Grundsatz bestritten worden, daß die Bevölkerung bei allgemeinem Wohlstande wächst und rasch sich vermindert in Zeiten des Elends. Nun hat sich die Bevölkerung des maschinenreichen Englands in den letzten dreißig Jahren durchschnittlich um 50 Prozent vermehrt und die sehr industriellen Städte Nottingham und Birmingham boten eine noch um 25 und 40 Prozent beträchtlichere Vermehrung dar. Manchester und Glasgow endlich, die im ganzen britischen Reiche in Bezug auf die Anzahl, Größe und Wichtigkeit der angewandten Maschinen die erste Stelle einnehmen, sahen in dem Zeitraume von dreißig Jahren ihre Bevölkerung um 150 und 160 Prozent sich vermehren. Das war drei- oder viermal mehr als in Ackerbau treibenden Grafschaften und den Städten ohne Fabriken. Es ist nicht zu

* Wir können hier nicht unterlassen, auf die bedeutungsvolle Thatsache hinzuweisen, daß die meisten Pfleger der wichtigsten, nützlichsten und freiesten aller Wissenschaften: der Naturwissenschaft, Fortschrittsmänner waren; die es immer mehr wurden, je weiter und tiefer ihre Wissenschaft sich ausbildete.

leugnen, daß bei erster Einführung von Maschinen, in dem Augenblick wo sie die Handarbeiten zu ersetzen beginnen, gewisse Klassen von Arbeitern unter dieser Veränderung leiden. Ihr ehrenwerther, ihr mühsamer Erwerb ist fast plötzlich vernichtet. Selbst Diejenigen, welche in dem alten Verfahren am Geschicktesten waren, besitzen oft nicht die Eigenschaften, welche das neue Verfahren erfordert. Es ist selten, daß sie auf der Stelle dazu gelangen, sich wieder in andere Arten von Arbeiten hineinzufinden. Soll man daraus nun auch nicht folgern, daß die Welt stehen bleiben müsse, so soll doch die Welt nicht taub sein für die traurigen Ursachen des Fortschritts.

Die Staatsgewalt verfehlt selten, neue Erfindungen, auf welche sie immer ihr Auge gerichtet hatte, mit Steuern zu belegen; die ersten derselben sollten nun dazu dienen, um besondere Werkstätten zu eröffnen, wo plötzlich brotlos gewordene Arbeiter während einiger Zeit eine ihren Kräften und ihrer Einsicht angemessene Beschäftigung finden. Dieses Verfahren ist bisweilen mit Erfolg eingeschlagen worden; es bliebe also übrig, selbiges allgemeiner einzuführen. Die Menschlichkeit macht es zur Pflicht, eine gesunde Staatsweisheit räth es an; nöthigenfalls könnten auch schreckliche Ereignisse, deren Andenken die Geschichte aufbewahrt hat, dies Verfahren von Seiten der Vorsicht empfehlen.

Gemachten Einwürfen, daß die Fortschritte der Mechanik die arbeitende Klasse in gänzliche Unthätigkeit versetzen, sind ganz entgegengesetzte Schwierigkeiten gefolgt. Indem die Maschinen in den Fabriken alle schwere Arbeit beseitigen, gestatten dieselben, dort Kinder beiderlei Geschlechts in großer Anzahl zu beschäftigen. Habsüchtige Fabrikanten und Aeltern mißbrauchen oft diesen Umstand. Die Arbeitszeit überschreitet oft das vernünftige Maß. Gegen eine tägliche Lockspeise von acht bis zehn Centimes, giebt man Seelen, denen einige Stunden Unterricht viel genützt hätten, einer ewigen Verdummung preis; man verurtheilt zu schmerzlicher Verkrüppelung Organe, zu deren Entwickelung die freie Luft und die wohlthätige Wirkung der Sonnenstrahlen nothwendig gewesen wären.

Blätter und Blüthen.

Circassisches Lebens- und Sittenbild. Sobald wir in Bardan (dem Kaukasushafen am schwarzen Meere, von wo die schönen Circassierinnen nach Constantinopel exportirt werden, wie die Georgerinnen von Trebisond) an's Land stiegen, sahen wir uns von einer großen Menge Circassier umgeben, die uns durch Wälder und Gesträuche und an Teichen hin in ein lang gestrecktes Gefilde führten, wo hölzerne Hütten sich erhoben — die Niederlassungen der Leute. (Wir übersetzen dies aus dem Briefe eines englischen Offiziers.) Sie waren sehr hübsch, groß, schön und zuthunlich und unterstützten uns auf jede Weise, als wir steile Hügel und Waldberge weiter landwärts bestiegen. Unterwegs trafen wir zwei junge circassische Damen, ziemlich vollmondig, aber von der weißesten Farbe und gefällig im Ausdruck. Einer unserer Führer rief ihnen zu, sie möchten ihre Gesichter bedecken. Doch waren sie zu aufgeklärt, diesem Befehle zu gehorchen, so daß sie uns mit derselben Neugier anstannen konnten, wie wir sie. Die herrlichen Panoramen von Waldungen mit Dörfern dazwischen und schneebedeckten Gebirgen dahinter, will ich nicht beschreiben. Als wir nach dem Meere herab zurückkletterten, begegneten wir einem nobel aussehenden alten Manne zu Pferde mit zwei wunderschönen Mädchen. Als er uns zuerst erblickte, zog er sein Schwert, doch da er uns unbewaffnet sah, nahm er wieder eine friedliche Position an und war ganz glücklich, als er hörte, daß wir Engländer seien. Dann kamen seine beiden Töchter und gaben Jedem von uns sehr reizend und treuherzig die Hand. Die eine war etwa zwölf, die andere vierzehn Jahre alt, die letztere von unbeschreiblicher Schönheit. Blaue Augen, weiße Haut, blondes Haar (Baron von Haxthausen weist in seinem Werke über den Kaukasus nicht nur deutsche Gestalten, sondern auch ganz altdeutsche Sitten und Gebräuche im Kaukasus nach, aus welchem Deutschland auch ursprünglich hervorging). Der alte Vater erzählte uns, daß seine beiden Töchter höchst glücklich sein würden, wenn wir 20,000 Piaster für sie gäben (etwa 1100 Thaler für Beide). Diese Circasserinnen sehnen sich im Allgemeinen eben so sehr nach Constantinopel oder sonst wohin an einen Herrn verkauft zu werden, wie ein deutsches Mädchen unter die Haube. Die schöne Blauäugige bewies dies ohne Weiteres durch ihren bittenden Blick, sie sehnte sich, an den Mann zu kommen. Zu Hause gehen sie in groben Kleidern in der Wildniß umher, werden aber meist in allen möglichen schönen Künsten, besonders in Musik, unterrichtet und mit Erzählungen von den goldenen Dächern, Gemächern und Kleidern Constantinopels erzogen. (Große Sittenstrenge soll dagegen unter den Kaukasiern der Landseite herrschen). Zwei Schiffe, die eben abgingen und denen Weiber und Mädchen aus Büschen hervor nachsahen, enthielten jedes 200 Stück frische Waare für Constantinopel, wie mir ein französischer Offizier erzählte. Die in dem einen Schiffe sollen mehr als 130,000 Thaler gekostet haben. Welch eine Quelle der Demoralisation für Aeltern schöner Töchter ist diese türkische Vielweiberei um's ganze schwarze Meer herum. Andere Aeltern müssen sich abquälen und thun's mit Vergnügen, um ihre Töchter mit „Mitgift“ auszustatten; hier erzieht man sie, um sie als Waare zu verkaufen und Geld aus ihnen zu lösen. — Ein Buch mit Ansichten Constantinopels entzückte alle unsere circassischen Gäste und ein Colt'scher Revolver, mit dem ich sechs Mal hinter einander schoß rief ein unendliches Geruse: „Marschalloh! Marschalloh!“ und jauchzendes Gelächter hervor. Als der alte Vater der beiden Schönheiten ein Bild der „griechischen Sklavin“ erblickte, hielt er die Hand vor die Augen, wie die zarteste armenische Zierpuppe, derselbe alte Held, der seine Töchter gern verkaufen wollte. Die Circassier sind Aristokraten der Wildniß, so groß und schön sehen sie aus, so klein und zierlich sind Hände und Füße. In ihren gelben Kleidern und seidenen Ueberwürfen mit pistolengespickten Gurts sehen sie besser aus, als der geputzteste Zampa auf dem Theater.

Das Entenfangen mit Kürbissen. Das Entenfangen mit Kürbissen ist hier und da schon in Jagdkalendern und Zeitungen gewissermaßen als Scherz oder amerikanische Aufschneiderei beschrieben und behandelt worden, und doch besteht es und zwar sogar in verschiedenen Welttheilen, bei ganz verschiedenen Völkerstämmen und Nationen. Besonders wird es auf Java, und zwar hauptsächlich auf dem wirklichen Djara, der Osthälfte der Insel betrieben, wo in den offenen, von der See gefüllten Lagunen die Eingebornen gar nicht in Schußnähe an das scheue Geflügel hinankommen könnten.

Das Wasser muß aber zu dieser Jagd eine gewisse Tiefe haben, daß sie nämlich nicht zu schwimmen brauchen, sondern gehen können und die in der Nähe eines solchen natürlichen Teiches wohnenden Insulaner lassen nun, wenn sie merken, daß sich die Enten anfangen dorthin zu ziehen, eine Anzahl von Calebassen auf demselben wochenlang herumtreiben, ehe sie ihre Jagd beginnen. Die Thiere müssen sich erst förmlich an dieselben gewöhnen. Ist das geschehen, was gar nicht so lange dauert, so gleiten sie aus einem, ebenfalls schon dafür zubereiteten Versteck von Büschen in das Wasser, nehmen eine dieser Calebassen, in die kleine Löcher zum Durchsehen geschnitten sind, über den Kopf, und bewegen sich nun langsam und vorsichtig, etwa mit derselben Schnelle als eine von der Strömung oder dem Luftzug fortgeführte Calebasse der Stelle zu, wo sie eine Anzahl zusammen herumschwimmen sehen. Zwischen diesen treiben sie durch und fassen dann mit plötzlichem Griff die nächste bei den Füßen, ziehen sie unter Wasser, und stecken sie in einen, an ihrem Gürtel befestigten Sack; der nachfolgt die zweite, dritt- und vierte und so weiter, so lange sie nur im Stande sind den ausersehenen Vogel auch fest zu packen und unter Wasser zu ziehen — die umherschwimmenden achten nicht darauf, oder kommen sogar noch eher zu der Stelle hin. Nur wenn der Fänger fehl greift, und die einmal berührte Ente wieder entkommt, ist die Jagd für den Tag vorbei, denn diese fliegt auf und die anderen folgen rasch dem Warnungsschrei.

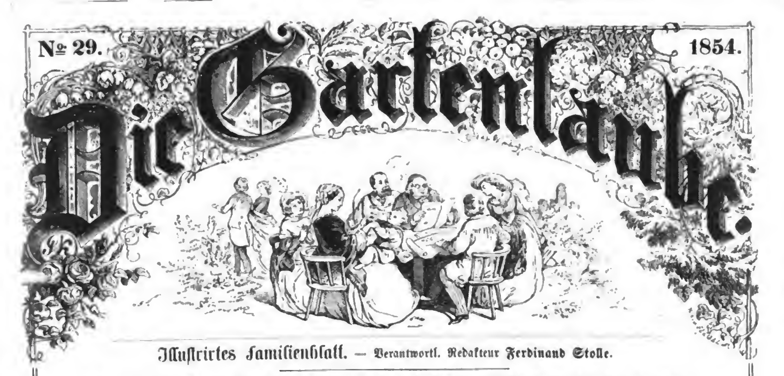
Auf ganz ähnliche Art fängt auch der australische Wilde die Enten, nur daß er keine Calebassen hat. Auf dem Murray, dem Hauptstrom des Landes, halten sich das ganze Jahr hindurch zahlreiche Ketten von Enten, und in der That jedem anderen Wassergeflügel auf, und der nackte Wilde jener sonst ziemlich wildarmen Strecken weiß ihnen auf sehr geschickte Art beizukommen. Er geht bis an den Hals, oberhalb der Stelle, wo die Enten eingefallen sind, in's Wasser, und deckt seinen Kopf so mit darum gebundenen Schilfbüscheln, daß er auf dem Wasser einem Busch irgendwo losgerissenen Schilfes gleicht, und treibt dann langsam mit der Strömung den Enten zu, die zu gewissen Tageszeiten entweder dicht am Ufer, oder auf im Strom liegenden Holz ruhig sitzen. In der Hand trägt er aber einen langen dünnen Stock, sehr häufig den zu diesem Zweck vorgerichteten Speer, an dessen unterm Ende eine dünne Schlinge befestigt ist. Ueber den Enten hält er, und weiß nun mit großer Fertigkeit die Schlinge gegen die Wasservögel hinzubringen, indem er fortwährend der Bewegung, die etwa die Strömung auf treibendes Schilf oder auf einen niederschwimmenden Stock ausüben könnte, treu bleibt. Jede Ente, der er also im Stande ist, die Schlinge umzulegen, zieht er blitzschnell unter das Wasser, tödtet sie dort rasch, befestigt sie an einem, zu dem Zweck umgeschnürten Stück Bast, und fährt so lange damit fort, bis er ebenfalls einmal fehlgreift und dann die Enten, scheu gemacht, davon fliegen, wonach er sich etwas weiter im Strom niedertreiben läßt, bis er auf eine andere Kette kömmt.

Der Indianer ist, wie das Wild selber, scheu und listig, und Beide ringen mit einander um ihre Existenz.

Fried. Gerstäcker.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 29. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Arzt und Advokat.

(Fortsetzung.)

Der arme Joseph saß wie betäubt auf seinem Platze. Alles, was sich diesen Morgen ereignet, erschien ihm wie ein Traum; er hatte eine zu gute Meinung von der Welt, als daß er solche Dinge sofort für Wirklichkeit halten konnte. Der Advokat hatte an die Instanz seiner Ehre appellirt, und Joseph war ein Mann, dem die Ehre über Alles ging. Hier entfaltete sich sein Charakter, denn schon nach einer Minute war er nicht mehr niedergeschlagen, sondern er kämpfte nur noch mit der Ueberraschung, die ihm der schlaue Advokat absichtlich bereitet. Er sollte über seine Gattin, über seine angebetete Louise richten, und er fand in seiner Seele nicht nur die Unparteilichkeit, sondern auch die Unbeugsamkeit eines Richters.

„Was hältst Du von dem Handel?" fragte Julius, den der Wein ein wenig erhitzt hatte.

„Ich bin ganz Deiner Ansicht", antwortete er mit einer gräßlichen Kälte. „Hier hat nicht das Gericht, sondern die Ehre zu entscheiden."

Er ergriff seinen Hut, grüßte und ging nach der Stadt zurück.

Das Verhältniß zwischen den beiden Freunden war zerrissen. Der Kaufmann zweifelte nicht mehr an dem, was er bisher gescheut zu glauben, und der Advokat war froh, auf so geschickte Weise den Frieden gebrochen und dem Feinde die erste Wunde beigebracht zu haben.

„Louise liebt mich", dachte Julius, indem er seinen Garten durchstreifte; „aber sie wird durch den Doctor abgehalten, diese Neigung zu nähren. Jetzt kennt Joseph den Zustand ihres Herzens, er wird, so wie ich ihn kenne, auf Erklärung dringen, und Louise, die schwach genug war, sich der Tyrannei ihrer moralischen Pedanten zu fügen, wird gezwungen sein, ihr peinliches Schweigen zu brechen. Das war ein vortrefflicher Coup, eines scharfsinnigen Juristen würdig. Herr Doctor Friedland, ich gewinne meinen Prozeß, und der Kaufmann Raimund wird als letzte Instanz das Urtheil unterzeichnen."

Julius aß in seinem Landhause vergnügt zu Mittag, und fuhr dann in einem eleganten Wagen zur Stadt, um in seinem Bureau ein Stündchen zu arbeiten.

VI.

Joseph Raimund kam zu Hause an. Wie immer, wenn er von der Börse zurückkehrte, betrat er auch heute das Zimmer seiner Gattin. Nichts verrieth, daß sie einen Ausgang gemacht hatte. Ihre Toilette war dieselbe, die sie zu machen pflegte, wenn sie zu Hause blieb.

„Was fehlt Dir?" fragte sie in zärtlicher Besorgniß. „Du siehst sehr bleich aus, lieber Joseph, und Deine Augen sind trübe."

Zugleich schlang sie ihren schönen Arm um seinen Hals und küßte seine bleiche Wange.

Joseph erbebte unter diesen Zärtlichkeiten, denn sie erschienen ihm so wahr und so innig, daß Louise eine Meisterin in der Verstellungskunst sein mußte, wenn sie erkünstelt waren, und er hielt sie in diesem Augenblicke für erkünstelt. Mit einem durchbohrenden Blicke sah er auf das reizende Weib nieder. Wie betroffen ließ Louise den Arm sinken.

„Mein Gott, was hast Du?" flüsterte sie bestürzt.

Er schützte heftigen Kopfschmerz vor, und ging langsamen Schrittes in dem Zimmer auf und ab, wo Alles Glück und Liebe athmete, in jenem so ruhigen Zimmer, wo sich jetzt ein zerstörender Sturm vorbereitete.

Louise blieb regungslos an ihrem Platze stehen, sie hatte die kleinen zarten Hände gefaltet, und sah ihrem Gatten mit ängstlichen Blicken nach. So hatte sie ihn noch nie gesehen, es mußte also etwas Außerordentliches vorgefallen sein, und ihr Gewissen erinnerte sie an Julius.

„Das Wetter ist schön — bist Du heute noch nicht ausgewesen?" fragte er scheinbar absichtslos, aber getrieben durch den letzten jener tausend Gedanken, die sich heimlich in die lichtere, obgleich von der Eifersucht heftig bewegte Ueberlegung eingeschlichen hatten.

„Nein!" antwortete sie zögernd und zitternd.

Joseph hatte eine rasche, sichere Antwort erwartet, denn im Grunde seines Herzens ließ sich immer noch eine Stimme hören, welche die so zärtlich geliebte Gattin für schuldlos erklärte. So konnte nur eine Sünderin antworten, die sich plötzlich auf der That ertappt sieht. Dieses „Nein" durchschnitt ihm die Seele. Er blieb stehen, und starrte seine Gattin mit einem Blicke an, vor dem sie erbebte. Da stand sie wie eine schöne Marmorstatue; alles Blut war aus den Wangen gewichen, und das große Auge, das ihm sonst vertrauensvoll und liebend angeblickt, hatte sich zu Boden gesenkt.

„Louise!" rief Joseph in einem herzzerreißenden Tone.

Da erinnerte er sich plötzlich der Worte des Advokaten, wonach sie ihn aus Mitleiden und aus Gehorsam gegen den Vater geheirathet hatte. Er gedachte seines Eintritts in das Haus des reichen Kaufherrn, und der Wohlthaten, die man ihm erzeigt hatte. Seine schmerzliche Entrüstung war gebannt, und der ihm angeborene Stolz regte sich mächtig in seiner Brust.

„Hast Du mir nichts zu sagen, Louise?" fragte er ruhig, aber mit bebender Stimme. „Benütze meine augenblickliche Ver-

fassung, denn ich bin im Stande, Alles, Alles zu hören! Louise, nicht um Dich zu rechtfertigen fordere ich, daß Du redest, denn ich habe kein Recht, Dir Vorwürfe zu machen; aber um meinen qualvollen Zustand des Zweifelns und Hoffens zu beenden, wirst Du reden. Ich bin eine Kreatur Deines großmüthigen Vaters, der mir die Tochter wie sein Vermögen anvertraute — ich habe seine Kapitale redlich verwaltet, und darüber werde ich ihm Rechenschaft ablegen; ob ich aber Deinem Herzen genügt, wirst Du entscheiden müssen, denn nur Du kennst es. Warum zitterst Du vor Joseph, der als Waisenknabe Dein väterliches Haus betrat? Fürchte nicht, daß ich meine Stellung verkenne, denn was der Dankbarkeit unmöglich sein sollte, wird mein Ehrgefühl vollbringen. Darum antworte mir offen: hast Du in meiner Abwesenheit das Haus verlassen?"

„Ja, ich war ausgegangen, Joseph," antwortete sie mit unsicherer Stimme, obgleich ihr bleiches Gesicht ruhig blieb. „Wenn ich es im ersten Augenblicke leugnete, so geschah es aus Rücksicht für Deinen aufgeregten Zustand, den ich vorübergehen lassen wollte."

Ein kalter Schauder durchbebte den armen Joseph.

„Der Advokat hat Recht!" dachte er. „Nur aus Mitleid hat sie bisher geschwiegen, und nur aus Mitleid sprach sie jetzt diese Lüge aus. Louise," sagte er laut, „seit meiner Rückkehr von der letzten Reise hat sich der Argwohn meines Herzens bemächtigt, und ich gestehe offen, daß ich ihn mit aller Kraft, obgleich vergebens, bekämpft habe. Ende diesen Kampf, der mich aufreibt, gieb mir Gewißheit, und bekenne mir Alles, was in Deinem Herzen vorgeht."

Die junge Frau sah auf, und eine leichte Röthe verbreitete sich über ihre Wangen.

„Joseph, so hast Du mich mit unwürdigem Verdachte verfolgt?" fragte sie.

„Nein, dessen ist Gott mein Zeuge!"

„Was ist heute geschehen? Woher kommt Deine Aufregung?"

„Der Zufall führte mich Dir an einem Orte entgegen, wo ich Dich nicht vermuthete. Du hast mich gesehen —"

„Ich?" rief sie aus. „Doch Du glaubst mir ja nicht mehr," fügte sie schmerzlich hinzu, „Du kannst mir vielleicht nicht mehr glauben, weil der Schein gegen mich ist. Ich habe diesen Morgen einen Gang zu unserm Arzte unternommen — er war nicht zu Hause, und so kehrte ich zurück."

„Du warst nur bei dem Doctor?"

„Nur bei ihm. Aber frage mich nicht weiter — vertraue mir nur noch kurze Zeit, und Du wirst das kleine Geheimniß erfahren, das ich jetzt zu bewahren gezwungen bin. Joseph, das Vertrauen ist eine Tugend der Liebe — bewahre es mir, daß ich nicht an Deiner Liebe zweifeln muß, denn dieser Zweifel wäre mein Tod. In diesem Augenblicke bin ich so aufgeregt, daß ich mich nicht vertheidigen kann; aber ich bin kein arglistiges Weib, und daß ich Dich liebe mußt Du wissen, wenn Du die Vergangenheit bedenkst. Das ist mein Bekenntniß, mehr kann ich Dir nicht sagen."

„Louise, was forderst Du?" rief Joseph. „Umgeben von Zweifeln, die den Glauben des Mannes erschüttern und seine Eifersucht erregen müssen, soll ich Dir vertrauen? Louise, ich bin nicht mehr der Erste, nicht mehr der Einzige in Deinem Herzen."

„Mein Gott, Du zweifelst an meiner Liebe?" rief sie unter Thränen.

„Ich verberge Dir keinen meiner Gedanken, und Du —"

„Sprich nicht weiter, Joseph!" rief sie hastig und in einer furchtbaren Angst. „Sage mir nur jetzt nichts — wir müssen Beide schweigen, wenn wir nicht muthwillig unser Glück zerstören wollen."

Ein Diener trat ein und meldete, daß das Mittagsessen aufgetragen sei.

„Ich habe gegessen!" sagte Joseph.

„Man warte nicht auf mich!" fügte Louise hinzu.

Verwundert entfernte sich der Diener, indem er zugleich einen mitleidigen Blick auf seinen Herrn warf.

„Louise," wandte sich Joseph zu seiner Gattin, „Dir fehlt der Muth, mir mündlich eine Eröffnung zu machen, von der Dein zukünftiges Glück und meine Ehre abhangen — ich erwarte einen Brief von Dir. Du wirst dem Papiere um so leichter Alles anvertrauen können, wenn der Anblick meiner Person Dein Mitleid nicht mehr rege macht."

Nach diesen Worten ging er in sein Arbeitszimmer.

„Was ist das? Was ist das?" flüsterte Louise. „Diese ängstlichen Zweifel dürfen nicht länger mein Herz zerfleischen, und noch heute soll der Doctor Alles erfahren, damit er dem traurigen Zustande ein Ende mache. Ich will Nichts, Nichts verhehlen; ehe ich länger ein solches Leben fortführe, will ich lieber der traurigsten Gewißheit zum Opfer fallen."

Die junge Frau setzte sich an ihren Schreibtisch, ergriff die Feder, und begann zu schreiben. Nach einer Stunde rief sie ihre Kammerfrau.

„Diesen Brief besorgen Sie selbst sogleich zum Doctor Friedland. Tragen Sie Sorge, daß hier im Hause Niemand erfährt, wohin Sie gehen. Sie werden so rasch als möglich zurückkehren."

VII.

Denselben Abend noch erschien der Doctor in dem Hause des Kaufmanns. Er fragte nach Madame Raimund, und man führte ihn in ihr Zimmer. Bei seinem Eintritte erhob sich die junge Frau von dem Sopha, sie trocknete rasch ihre Thränen, und streckte dem Arzte die Hand entgegen.

„Ich komme selbst, um Ihnen die Antwort auf Ihren Brief zu bringen," sagte er in einem freundlichen Ernste. „Unsere Angelegenheit ist so wichtig und erfordert eine so zarte Behandlung, daß ich das Schreiben so oft vermeide, als nur möglich."

Der Arzt führte Madame Raimund zu dem Sopha zurück und ließ sich neben ihr nieder. Dann ergriff er traulich ihre Hand und sagte:

„Sie haben mich aufgefordert, der Arzt Ihrer Ehre zu sein — Louise Cordes hat Ansprüche auf meine väterliche Liebe, und ich stehe nicht einen Augenblick an, Ihrem Wunsche zu willfahren."

Louise erröthete und begann zu weinen.

„Doctor," stammelte sie, verwirrt vor Beschämung, „ich muß Ihnen mein Herz ausschütten! Ich bin keine Sünderin, die durch eine reuige Beichte ihre Schuld sühnen will — ich habe Nichts verbrochen, meine Seele ist rein, und mein Gewissen klagt mich nicht an; aber ich bedarf eines rathenden Freundes, der kräftigen Hand eines aufrichtigen Beschützers."

„Ich verspreche, Ihnen Beides zu sein."

„Mein Brief enthielt einige schwache Andeutungen von dem, was Sie wissen müssen, Doctor. Ach, fürchten Sie nicht, der Mitwisser eines gefährlichen Geheimnisses zu werden!" rief sie leise aus, und indem sie ihr Gesicht mit dem weißen Batisttuche bedeckte, um die aufsteigende Röthe der Schaam und Verlegenheit zu verhüllen.

„Nein, das fürchte ich nicht, meine arme Louise, denn ich müßte Sie nicht kennen, um so etwas vorauszusetzen. Man hat es gewagt, Ihr Glück, Ihre Ehre anzutasten — —"

„Wie, Sie wissen?" fuhr Louise überrascht auf.

„Ich weiß bereits Alles," sagte lächelnd der Arzt, „und ich freue mich, Ihnen die Erzählung Ihrer Leiden ersparen zu können."

Plötzlich erbleichte die junge Frau.

„Wer hat es Ihnen gesagt?" flüsterte sie mit tonloser Stimme. „Vielleicht mein Mann?"

„Nein, nein; Joseph kennt vielleicht nicht einmal die Gefahr, die sein häusliches Glück bedroht, und wir werden sie abgewendet haben, ehe er sie ahnt."

„Doctor, er kennt sie bereits!" rief Louise.

„Wie?" fragte der Greis erschreckt. „Sollten Sie eine Unvorsichtigkeit begangen haben?"

Louise erzählte Joseph's Rückkehr und ihre Unterredung mit ihm.

„Mein würdiger Freund," schloß sie mit bewegter Stimme, „der Gedanke, Julius Morel angehört und seine Briefe nicht ungelesen zurückgesendet zu haben, lastet wie ein furchtbares Verbrechen auf meiner Seele. Von einer mir unerklärlichen Angst gefoltert, leugnete ich, daß ich ohne Wissen meines Mannes in Ihrem Hause gewesen bin, denn mir ist, als ob der leiseste Argwohn von seiner Seite mein ganzes Lebensglück zertrümmern müßte. Ich bin unschuldig, Doctor, und dennoch kann ich nicht ganz offen gegen ihn sein. Daß er nie die Verirrung seines Jugendfreundes erfahren sollte, war mein eifrigstes Bemühen, es widerstrebte mei-

nem Gefühle, als die Anklägerin des jungen Mannes aufzutreten, dessen Vater Joseph als den Gründer seines Glücks betrachtet. Julius ist ein falscher Freund, aber mein Mann wird so lange nicht daran glauben, und er wird mir vielmehr einen großen Theil der Schuld beimessen, bis ich die schlagendsten Beweise vorlege, daß ich selbst eine durch Raffinerien umstrickte Thörin bin. Doctor, Ihnen bekenne ich, daß meine Eitelkeit sich in den Huldigungen gefiel, die mir Julius brachte; aber leider merkte ich zu spät, daß ich dem Freunde meines Mannes zu viel gestattet hatte. Was ich für unschuldige, selbst alberne Scherze gehalten, nahm er als Dinge von Bedeutung, und der Advokat folgerte hieraus Rechte für sich, die mich erzittern machten. Er schrieb mir Briefe, die, wenn sie ein mit den Verhältnissen unbekannter Mensch gelesen, mich offenbar eines Ehebruchs zeihen müßten; und dennoch habe ich mich gegen Julius so benommen, daß es höchstens deshalb zu verdammen ist, weil es in der Abwesenheit meines Joseph geschehen. Eine schwere Krankheit war die Folge meines Seelenkampfes, ich habe meine Unvorsichtigkeit schwer gebüßt, und wie es scheint, werden sich noch schrecklichere Folgen derselben einstellen. Helfen Sie, retten Sie, Doctor, und überzeugen Sie meinen Mann, daß ich nie aufgehört habe, ihm treu zu sein, daß ich nicht einmal weiß, woher die Fäden der Bosheit so plötzlich gekommen sind, die mich umschlungen halten."

Die junge Frau trocknete ihre Thränen, die jetzt häufiger aus den schönen Augen hervorquollen.

„Mein armes Kind," sagte theilnehmend der Arzt, „ich kenne Ihre Gefahr, und habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt, daß der Advokat sich Rechte anmaßt, wozu kaum ein Scheingrund vorliegt. Sie haben ihn angelächelt — und er spricht von Zärtlichkeiten; Sie haben Joseph einen eifrigen Kaufmann genannt — und er spricht von einem trocknen Geschäftsmanne, der Ihr Herz nicht auszufüllen vermag — kurz, er will Sie schuldbewußt machen, damit Sie, aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, sich ihm ganz überlassen müssen. Herr Julius Morel bewährt sich hier als ein schlauer Advokat, wie im gemeinen Geschäftsleben; ist kein Grund zu Prozessen vorhanden, so zieht man ihn mit Haaren herbei. Also Joseph äußerte diesen Mittag den ersten Argwohn?"

„Ja."

„Und Sie sind sich seit Ihrer Krankheit keines Schritts bewußt, der Anlaß dazu gegeben haben könnte?"

„Das schwöre ich bei dem allmächtigen Gotte!"

„Dann hat der Advokat es versucht, den Saamen des Argwohns in das Herz Joseph's zu streuen. Jetzt gilt es, ihm zu beweisen, wer Herr Julius Morel ist. Kennt er die Gesinnungen des Advokaten, so kann er seine Gattin um so leichter und sicherer beurtheilen. Aber Sie müssen mir helfen, Madame."

„Wie kann ich?"

„Fragen Sie nicht, Sie sind die Kranke, ich bin der Arzt. Setzen Sie sich, und schreiben Sie, was ich Ihnen dictire. Wir haben ein starkes Uebel zu heben, folglich müssen wir starke Mittel anwenden."

Louise saß am Schreibtische, und der Doctor dictirte, indem er sich über ihren Stuhl hinabneigte:

„Mein Herr! Die Antwort auf Ihren letzten Brief muß ich Ihnen mündlich mittheilen. Sie werden mich diesen Abend neun Uhr in meinem Landhause antreffen."

Louise sah bestürzt empor.

„Schreiben Sie," sagte der Doctor lächelnd. „Ich bedarf nur dieses Briefes, für eine Stellvertreterin bei dem Rendezvous werde ich Sorge tragen. Also: antreffen. Mein Mann ist von dem Doctor Friedland zum Abendessen eingeladen, und wird spät nach Hause kommen. Louise. Jetzt siegeln und adressiren Sie das Billet."

„Hier, Doctor, ich lege meine Ehre in Ihre Hand!" sagte Louise, indem sie zitternd das Briefchen überreichte.

„Und der Doctor giebt Ihnen dafür den von Eifersucht und Argwohn geheilten Mann zurück. Bis sieben Uhr ist der Advokat in seinem Bureau — erlauben Sie mir, daß ich Ihre alte Meta dorthin absende. Und nun leben Sie wohl; die Folgen meiner Kur werden Sie vielleicht heute noch an Ihrem Manne spüren."

„Gott gebe es!"

Auf der Hausflur fertigte der Arzt die Kammerfrau ab, dann trat er in das Comptoir, wo Joseph arbeitete. Der junge Kaufmann empfing den Greis mit einer schmerzlichen Freundlichkeit.

„Mein Freund," flüsterte er, „für diesen Abend gehören Sie mir an. Ihr Arzt befiehlt, daß Sie heute schließen, bei ihm speisen, und dann mit ihm einen Spaziergang unternehmen. Jetzt ist es halb sieben Uhr — ich habe noch einen Kranken zu besuchen — halb acht Uhr treffen Sie mich zu Hause."

Joseph versuchte Einwendungen zu machen, und schützte den Posttag vor.

„Auch ich habe Ihnen Postberichte mitzutheilen, die wichtiger sind, als alle andern," flüsterte der Arzt. „Doch erschrecken Sie nicht, es sind keine Hiebsposten. Also?"

„Ich komme, Doctor!" antwortete Joseph.

„Sie wissen, ich liebe Pünktlichkeit!" rief der Arzt und entfernte sich.

Auf der Straße begegnete er Louise's Kammerfrau, die von dem Advokaten zurückkehrte.

„Nun?" fragte er.

„Ich traf ihn zu Hause. Er nahm das Billet, durchflog es, und gab mir einen Louisd'or für den Weg. Dann entließ er mich, ohne ein Wort hinzuzufügen."

„Gut, liebe Frau, ich danke Ihnen," sagte der Arzt, indem er seinen Weg fortsetzte. „Die Antwort genügt, denn sie beweis't, daß der schlaue Advokat in die Falle geht."

Der Doctor betrat nun ein Gasthaus. Eine Stunde später empfing er Joseph in seinem Zimmer, wo das Abendessen vorbereitet war. Die beiden Männer aßen, wobei der Doctor zur Eile antrieb, dann traten Sie den Spaziergang zu dem Landhause an.

VIII.

Die Dämmerung war längst angebrochen, als der Doctor seinen Freund durch die Seitenwege zwischen den Hecken zu dem ihm wohlbekannten Landhause führte. Der Gärtner, der in einem niedlichen Häuschen wohnte, öffnete das Gitter, und ließ die Männer in den Saal der kostbar eingerichteten Villa treten. Während Joseph sich damit beschäftigte, eine große Astrallampe anzuzünden, war der Doctor auf die Stufen der Treppe hinausgetreten, und sprach leise mit dem alten Gärtner.

„Wir erwarten noch Gäste," sagte er, „einen Herrn und eine Dame. Führt sie in den Saal, Alter, aber verschweigt ihnen, daß wir bereits angekommen sind. Wir beabsichtigen einen Scherz, wenn Ihr plaudert, ist er verdorben, und Herr Raimund könnte Euch leicht aus dem Dienste jagen. Auf Befragen könnt Ihr sagen, daß Ihr gegen Abend den Befehl erhalten hättet, um neun Uhr die Lampe in dem Salon anzuzünden, die, wie ich sehe, bereits brennt. Läuft Alles gut ab, so erhaltet Ihr von mir den Lohn."

„Gut, Herr Doctor, werde Alles pünktlich besorgen!"

Der Gärtner zog seine Mütze, und entfernte sich. Der Arzt ging in den Saal zurück. In demselben Augenblicke schlug die Pendule auf dem Kamine neun Uhr.

„Mein Freund," sagte er zu Joseph, „jetzt nehmen Sie Ihren Hut und folgen Sie mir."

„Wohin?"

„Hinter die Glasthüre dieses Kabinets mit den grünen Vorhängen."

„Doctor, was haben Sie vor?"

„Sie sollen mit mir einen kranken Mann und eine leidende Frau beobachten — ich habe mir vorgenommen, Beide zu heilen. Ziehen Sie daraus Ihre Schlüsse, und wenden Sie sie bei vorkommenden Fällen an."

„Um Gotteswillen, Doctor, wer sind diese Personen?" rief Joseph in einer furchtbaren Aufregung.

(Schluß folgt.)

Domenico Fontana.

Von Gustav Heubner,

Illustrirt von O. Kühn.

(Schluß.)

III.

Was wogt des Volkes Menge hin durch das weite Rom?
Was sammeln sich die Schaaren dort vor St. Peters Dom? —
Heut' wird die Riesensäule vom Meister aufgestellt,
Dem, wenn das Werk mißlänge, das Haupt vom Rumpfe fällt.

Schon liegt, durch hundert Rosse an seinen Platz bewegt,
Von tausendjähr'gem Staube mit Sorgfalt rein gefegt,
Lang hingestreckt, erglänzend im hellen Sonnenschein,
Am Fuß des Postamentes der ungeheure Stein.

Und neben ihm erhebt sich ein wundersamer Bau
Von Balken, Wellen, Rädern, mit manchem starken Tau.
Gar künstlich hat der Meister sich das Gerüst erdacht,
Die Masse zu bezwingen durch seines Geistes Macht.

An ihrem Posten wartet der Männer große Zahl,
Des Steines Wucht zu heben auf sein Piedestal.
Bewähren soll sich's heute an diesem Säulenschaft,
Wie Großes mag vollbringen vereinte Manneskraft.

Im weiten Kreise stehet das Volk und harret gespannt,
Die neugiervollen Blicke nach dem Gerüst gewandt, —
Und in der kalten Menge Ein Herz, das angstvoll schlägt,
Ein Mädchenherz, drin schwankend sich Furcht und Hoffnung regt.

Der Papst steht auf dem Altan, von seinem Hof umringt,
Zu schauen, wie der Meister das große Werk vollbringt;
Der aber tritt jetzt unten aus des Palastes Thor,
Von Wachen rings umgeben, mit stillem Ernst hervor.

Er sinkt auf seine Kniee, den Herrn in Himmelshöh'n
Um Segen und Gelingen in Demuth anzufleh'n,
Und in dem Augenblicke ist jedes Haupt entblößt,
Und neigt sich im Gebete vor Dem, der uns erlöst.

Der Meister hat gebetet, — und reich an Kraft und Muth,
Mit fester, starker Stimme, mit ruhig kaltem Blut
Ertheilt er die Befehle voll Klugheit und Geschick,
Das Ganze überschauend mit klarem, sicherm Blick.

Sein Geist wirkt allbelebend bis zu dem letzten Mann;
Wie regen sich die Hände! - Wie spannt der Arm sich an!
Es wächst zur Riesenstärke die klug geeinte Kraft —
Und seht! Da regt, da hebt sich der schwere Säulenschaft!

Und immer höher richtet die Spitze sich empor,
Und staunend sieht ihn steigen des Volkes dichter Chor;
Und langsam sich bewegend, hebt er sich fort und fort,
Und endlich steht er senkrecht auf seinem Fuße dort.

Der Meister blickt zum Himmel, und preist sein gutes Glück;
Doch weiß er: noch das Schwerste der Arbeit blieb zurück!
Denn jetzt gilt's, ihn gerade und lothrecht, wie er steht,
Frei in der Luft zu heben mit künstlichem Geräth.

Die rüstigen Arbeiter, sie trocknen sich den Schweiß,
Den ihrer Stirn entpreßte der angestrengte Fleiß.
Der Meister gönnet ihnen gern eine Stunde Ruh';
Dann greifen tausend Hände auf's Neue wacker zu.

Da straffen sich die Seile in nerv'ger Männerfaust;
Das künstliche Getriebe der Räder schwirrt und saust;
Es drehen sich die Wellen, vom Eisenzahn gepackt,
Und Alles rührt und regt sich in Einem sichern Takt.

Von Ketten und von Tauen umschlungen und gefaßt,
Steigt langsam in die Höhe die ungeheure Last;
Ob von dem schweren Drucke auch das Gerüst erkracht,
Die Balken halten wieder, aus Eichenholz gemacht!

Emporgebracht bis über des Würfels höchsten Rand,
Auf dem sie bald soll finden den felsenfesten Stand,
Wird seitwärts nun die Säule durch's Kunstgezeug gelenkt,
Daß sie dann auf die Basis sich ruhig niedersenkt.

Schon schwebt sie majestätisch fast über'm Postament,
Schon sieht Fontana freudig die Arbeit nah am End',
Und mit gespannten Mienen steht rings das Volk und schaut;
Es wird im weiten Kreise kein Zug des Athems laut. —

Da wird des Meisters Antlitz mit einmal todtenbleich,
Er bebt am ganzen Leibe, und winkt, und ruft zugleich
Mit angstgepreßter Stimme: „Halt, Leute! Haltet an!" —
Und schwankt, und stützt im Wanken sich auf den nächsten Mann.

Im Volksgedränge aber ertönt ein Schmerzensschrei;
Aus eines Mädchens Munde ruft's: „Wasser schnell herbei! —
„Der Meister fällt in Ohnmacht! Es ist um ihn gescheh'n! —
„Um Gottes willen Wasser! — O eilt, ihm beizustehn!" —

Kaum schlägt das Wörtlein „Wasser" dem Meister an das Ohr,
Da fährt wie aus dem Traume urplötzlich er empor,
Und mit gewalt'ger Stimme noch einmal ruft auch er:
„Ja, Wasser! Wasser! Wasser! In Eile Wasser her! —

„Die Taue sah ich rauchen, — 's war noch um einen Zug,
„So brannten sie, — und machten mein Werk zu Lug und Trug!
„Ich sah's, und in Verzweiflung schwand mir Verstand und Sinn,
„Und schier ohnmächtig wär' ich gestürzt zu Boden hin!

„Ein Wort hat mich gerettet! — O Heil Dem, der es sprach!
„Das Wort, es tönet ewig in meinem Herzen nach!
„Die Stimme, die es sagte, sie klang mir so vertraut,
„Wie Glück und Heil und Segen, — wie der Geliebten Laut!" —

Er spricht's, und prüft die Taue, und findet sie noch fest;
Man bringt die vollen Eimer; das Tauwerk wird genäßt;
Und fröhlich ruft der Meister: „Nun zieht mir wacker an! —
„Frisch! — Kräftig! — Einen Ruck noch, — und Alles ist gethan!" —

Die Säule senkt allmälig sich auf den Unterbau,
Und fügt sich in den Kranz ein, so sicher, so genau,
Daß keines Zolles Breite daran verloren geht; —
Das Werk, es ist vollendet! Der Obelisk, er steht!

Da braust in lautem Jubel empor des Volkes Kreis,
Es künden tausend Stimmen Fontana's Ruhm und Preis;
Doch heimwärts eilt Maria, im stillen Kämmerlein
Dem Herrn aus frommem Herzen ihr Dankgebet zu weih'n.

Das Volk umringt den Meister, erdrückt ihn jauchzend fast,
Und führt ihn im Triumphe zum päpstlichen Palast;
Es öffnen sich die Pforten zum hohen Prunkgemach,
Und stürmisch drängt die Menge sich, Beifall rufend, nach.

In Demuth beugt Fontana sein Knie vor Sixtus' Thron;
Der hebt ihn auf voll Güte, und spricht: „Mein lieber Sohn!
„Du hast ein Recht erworben durch Deine edle Kunst
„Auf Freiheit und auf Leben, — und meine höchste Gunst!

„Du sollst mein Rom mir schmücken mit Werken, groß und schön,
„Und als das Erste laß mir den Aquaduct erstehn,
„Den der bedürft'gen Stadt ich im Geiste längst versprach;
„Der heiße: „Glücklich Wasser"* bis auf den spät'sten Tag!" —

Der Meister geht, und eilends führt ihn sein erster Gang
Zum weinumlaubten Häuschen dort an des Hügels Hang.
Maria grüßt erröthend, sein schönster Traum wird wahr:
Beseligt tritt er morgen mit ihr zum Brautaltar.

* Fontana erbaute später die berühmte Wasserleitung „Aqua felice" genannt.



Populäre Chemie für das praktische Leben.

In Briefen von Johann Fausten dem Jüngeren.

Siebenter Brief.

Das Grubengas oder die schlagenden Wetter.

Als Vertreter des mehr belehrenden Elements dieser viel gelesenen Zeitschrift liegt es mir ob, sorgsam Acht zu haben auf die Ereignisse des Tages, der Zeit, in der wir leben, und da, wo es wünschenswerth erscheint, Aufklärung zu geben. So bieten mir die Berichte der neuesten Zeit Stoff zu einigen Unterhaltungen mit dem Leser. Der Gegenstand meiner heutigen Besprechung ist nicht erfreulicher Art; er zeigt uns, wie schwer es hielt, der bessern Einsicht bei den Menschen Eingang und Anerkennung zu verschaffen.

„In den Steinkohlengruben von Arley bei Wigan (Lancashire)" heißt es in den Zeitungen, „hat am 18. Februar eine Gasexplosion stattgefunden, durch die ein Theil des Schachtes einstürzte und 122 Personen das Leben einbüßten." Wahrlich eine lakonische Nachricht, die entsetzliches Unglück verkündet und Stoff darbietet zu einer ganzen Reihe der eindringlichsten Gardinenpredigten gegen die Stumpfsinnigkeit der Menschen.

Gar mannigfaltiger Art sind die Gefahren, mit denen der Bergmann bei seiner beschwerlichen Arbeit im Schoße der Erde zu kämpfen hat und durch den Kampf mit den feindlichen Elementen erhält sein sinniger Gruß, des Frommen Glück auf! eine innige und beziehungsvolle Bedeutung. Mit oben an unter den gefährlichen, Verderben bringenden Feinden stehen die unathmenbaren Gase, die der Bergmann in seiner eigenthümlichen Sprache die „bösen Wetter" nennt. Mit dem Ausdruck „Wetter" belegt er gemeinhin die Luft in den Gruben und je nach ihrer Beschaffenheit spricht er von „guten und bösen oder schlechten Wettern", und letztere fassen wieder in sich „matte und schlagende." Matte Wetter sind solche, die das Athmen beschweren, in denen das Licht erlischt; nicht selten rauben sie dem Armen Gesundheit und Leben. Weit gefährlicher noch sind die schlagenden Wetter, brennbare Gase, die sich am Licht entzünden, und, wenn sie mit atmosphärischer Luft gemischt sind, heftige Explosionen verursachen, die durch die plötzliche Ausdehnung und Zusammenziehung der glühenden und dann abgekühlten Luft bewirkt werden.

Was ist nun die Ursache dieser für die Bergleute so gefährlichen Explosionen der schlagenden Wetter, die zumeist nur in den Steinkohlengruben vorkommen? Die Steinkohlenablagerungen sind, wie bekannt, die Reste einer riesigen Flora der Vorwelt, aus einer Zeit stammend, in der alle Bedingungen, welche das Wachsen der Pflanzen begünstigen — eine hohe Temperatur und eine feuchte, an Kohlensäure reiche Luft — in einem höheren Grade vorhanden waren, als jetzt. Durch verschiedene Umstände überfluthet und tief im Schooße der Erde begraben, unterlag die mit einer schweren Decke belastete feste Holzsubstanz durch die Wärme im Innern der Erde einer Entmischung, wobei zwar die drei Hauptbestandtheile — der Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff — in verschiedenen Verbindungen untereinander entwichen, so aber, daß die beiden letzteren in größerer Menge fortgingen, als der Kohlenstoff, der sich dadurch anhäuft und so den Steinkohlen ihren hohen Werth als Brennmaterial verleiht. Eines dieser Zersetzungsprodukte ist nun auch das Grubengas oder das leichte Kohlenwasserstoffgas, eben die schlagenden Wetter, eine wahre Plage der armen Bergleute. Diese Zersetzung der Steinkohlen dauert selbst noch jetzt fort, und namentlich in den tiefsten Schichten des Lagers wird sie durch die Einwirkung einer höheren Temperatur ungemein begünstigt. Besondere Arten der Steinkohlen, namentlich die besseren sogenannten bauenden Kohlen, zeichnen sich durch eine reichliche Gasentwicklung aus. Durch die zahlreichen Spalten im Innern der Erde verbreitet sich das brennbare Gas weit hin und findet an verschiedenen Orten einen Ausweg. Dergleichen Gasquellen finden wir namentlich in Italien am nördlichen Abhange der Apenninen, Frankreich, England, Mexiko, Persien und noch an vielen andern Orten. Zündet man sie an, so brennen sie gleichmäßig fort. Man hat sie daher mitunter technischen Zwecken dienstbar gemacht und verwendet sie zum Brennen von Bausteinen, von Kalk, zum Abdampfen von Flüssigkeiten, zur Beleuchtung u. s. w. Am Bekanntesten sind die ewigen Feuer von Baku und im großartigsten Maßstabe treten diese Feuerquellen in China auf. Hier entströmt den zahlreichen artesischen Bohrlöchern mit der Salzsoole eine reichliche Menge des Kohlenwasserstoffgases, so daß man zugleich an Ort und Stelle ein billiges Brennmaterial für die Darstellung des Salzes gewinnt. Der Missionair **Imbert** fand unter anderen eine Anlage, in der über 300 Siedepfannen mit dem brennbaren Gase geheizt wurden.

Andererseits sind aber auch die Steinkohlenlager selbst von zahlreichen Klüftungen, kleinen Höhlungen und Poren durchsetzt, in denen das schädliche Gas zusammengepreßt und eingeschlossen enthalten ist. Durch tausende von kleinen Spalten und Rissen strömt nun das Gas fortwährend in die Gruben ein, besonders bei einem niedrigen Barometerstande, wo also der äußere Luftdruck ein geringerer ist. In Folge dessen dehnt sich das eingeschlossene Gas aus, sprengt die engen Behälter und strömt mit einem wahrnehmbaren Geräusch aus. Durch den Abbau der Kohlen erhält das Gas gleichfalls zahlreiche Wege zur Grube. Eine wie reichliche Entwicklung hierbei stattfindet, sieht man leicht, wenn man frischgeförderte Kohlen mit Wasser übergießt, an den Blasen, die durch das Wasser aufsteigen. Bringt man in die Nähe der Fördertonnen, wenn sie an der Erdoberfläche angekommen sind, ein Licht, so schlägt eine hohe Flamme davon auf. Enthält die Luft in den Gruben genau auf 7—8 Theile einen Theil Kohlenwasserstoffgas, so entzündet sich das Gemisch, sobald man ihm mit einem Lichte zu nahe kommt, mit der heftigsten Explosion, die oft die mühevolle Arbeit vieler Jahre zerstört. Ist das Verhältniß der Luft ein größeres (bis zu 10 Theilen), so ist die Explosion nur eine sehr schwache und darüber hinaus findet keine Entzündung mehr statt. Aehnlich ist es, wenn die Menge des Kohlenwasserstoffgases zunimmt; bei sechs Raumtheilen Luft ist die zerstörende Wirkung eine geringere, und weiter hinunter brennt das Gemenge ruhig ab.

Welches waren nun die Mittel, wodurch die in ihrer Selbstgefälligkeit sich so sehr überschätzende Praxis diesen gefährlichen Feind zu bekämpfen suchte? Im Finstern konnte man nicht arbeiten, Licht mußte geschafft werden. Um solches zu erlangen, ließ man ein stählernes Rad gegen einen Feuerstein schlagen. Aber auch durch die Funken wurden mitunter die schlagenden Wetter entzündet, und andererseits war die Beleuchtung eine so dürftige, daß man trotz aller Gefahr seine Zuflucht wieder zur Kerze und Lampe nahm. Namentlich in England mehrten sich vor 30 bis 40 Jahren die Unglücksfälle in einer wahrhaft schreckenerregenden Weise; die Presse brachte alle einzeln zur Sprache, um die hartherzigen Grubenbesitzer endlich zu zwingen, wenn nicht aus Menschlichkeit, wenigstens aus Scham für den Unterhalt der zahlreichen Wittwen und Waisen derjenigen Bergleute zu sorgen, die in ihrem Berufe ihr Leben geopfert hatten.

Die Praxis hatte sich vollkommen unfähig gezeigt, dem Elend wirksam zu steuern. Nicht umsonst erging dazu die Aufforderung an die Wissenschaft und dadurch wurde dem berühmten englischen Chemiker Humphry Davy Gelegenheit gegeben, zu zeigen, daß trotz des Goethe'schen Wortes, das man noch heute wohlgefällig im Munde führt, obgleich es bereits unzählige Male widerlegt worden, die Theorie doch nicht immer grau sei, wie der Esel des Buridan. Davy widmete der schwierigen Aufgabe, die Gruben zu beleuchten, ohne das Gasgemenge in denselben zu entzünden und so das Leben der Arbeiter sicher zu stellen, mehrere Jahre. Eine lange Reihe von mühsamen, rein wissenschaftlichen Untersuchungen über die Eigenschaften der entzündlichen Luftart, so wie über die Natur der Flamme und die Bedingungen, unter denen diese sich mittheilt und weiter verbreitet, führten ihn Schritt vor Schritt vorwärts, bis er endlich der königlichen Gesellschaft in London am 25. Februar 1815 verkünden konnte, daß er ein sicheres Mittel gefunden habe, fernere Unglücksfälle zu verhüten.

Seine Versuche hatten gelehrt, daß das Grubengas unter allen luftförmigen Körpern am schwersten zu entzünden sei, und daß ein Gemenge desselben mit Luft durch eine rothglühende Kohle nicht in Brand gerathe. Diese Beobachtung gab den Fingerzeig, daß durch Abkühlung der Flamme die Gefahr in den Bergwerken

zu verhindern sei. Davy umgab daher eine gewöhnliche Oellampe mit einem eisernen Drahtnetz, das auf den Quadratzoll 7—800 Maschen zählt; den oberen Theil dieses Cylinders schützte er durch stärkeres Metallblech vor Zerstörung durch die Flamme und das Ganze durch Stäbe gegen die äußere Einwirkung einer mechanischen Gewalt, so daß 100 Pfund schwere Kohlenstücke darauf fallen konnten, ohne die Sicherheitslampe zu zertrümmern.

Unter Davy's eigener Leitung wurden in den gefährlichsten Gruben um Newcastle und Whithaven Versuche mit der Sicherheitslampe angestellt. Anfangs betrachteten die Bergleute den winzigen Apparat mit mißtrauischen Augen, aber bald mußten sie erstaunen und festen Schrittes drangen sie nun vor bis zu Orten, die sonst ihr Fuß nie zu betreten gewagt hatte. Mit der größten Verwunderung beobachteten sie, wie sie durch die verschiedenen Veränderungen der Flamme im Innern des Cylinders den Zustand der Wetter in den verschiedenen Theilen der Grube mit zuverlässiger Sicherheit ausmitteln konnten. Dringt das Grubengas in den Cylinder ein, so verlängert sich die Flamme nach und nach, bis sie den ganzen innern Raum erfüllt; sie brennt dann blau. Ist das Gemenge gefährlicher, so erfolgen innerhalb zahlreiche kleine Explosionen, oft so schnell hintereinander, daß die Luft in tönende Schwingungen geräth und diese jammernden Töne scheinen sich zu beklagen über die Herrschaft, die der menschliche Scharfsinn über das zerstörende Wesen gewonnen hat. Wie ein entwaffneter und eingekerkerter Wütherich geberdet sich die Flamme; mit ohnmächtiger Wuth leckt sie gierig gegen das Gitter ihres Gefängnisses, aber ihre Macht ist gebrochen. Wollte sie aus dem beengenden Raum hindurch in's Freie, so muß sie sich in eben so viele kleine Flämmchen theilen als Maschen, und diese werden dann leicht durch die Strömung der von außen eindringenden kälteren Luft erstickt.

Von allen Seiten wurde Davy's Entdeckung mit Beifall aufgenommen, ein Jeder beeilte sich, „dem Talente, welches uns mit den Eigenschaften und Kräften eines der gefährlichsten Wesen, mit denen es die Menschen zu thun haben, vertraut gemacht hatte, die höchste Bewunderung zu zollen." Ueberall, in England, Belgien, Frankreich und Deutschland wurde die Sicherheitslampe eingeführt und überall erklärte man sich durch ihre Leistungen vollkommen zufrieden gestellt. Jetzt wurde es auch möglich, große Strecken von Steinkohlen zu bebauen, welche vorher für durchaus unzugänglich gehalten worden waren. Auch bei dem Umgange mit anderen leicht feuerfangenden Stoffen, wie Pulver, Spiritus, Aether rc. hat sie sich durchaus bewährt. Nach einem mehr als zweijährigen erprobten Gebrauch überreichten die Grubenbesitzer am Tyne- und Weafluß bei einem Festmahle zu Newcastle am 11. Octob. 1817 Davy ein silbernes Tafelgeräth — 2000 Pfd. Sterl. an Werth, als Dank für den wichtigen Dienst, welchen er ihnen und den armen Bergleuten durch seinen Scharfsinn geleistet hatte.

Nichts desto weniger fehlt es nicht an Leuten, welche die Hülfsmittel, die uns die Wissenschaft bietet, herabsetzen und den Werth eines jeden der Menschheit geleisteten Dienstes zu verkleinern geflissentlich bemüht sind. Wie bei dem Ei des Columbus, war auch hier, nachdem einmal die Aufgabe gelöst, ein Jeder klüger. Von allen Seiten wurden Davy's Sicherheitslampe Unvollkommenheiten vorgeworfen. Während man es früher nicht weiter gebracht hatte, als bis zu den Funken eines Feuersteines, forderte man jetzt eine glänzende Beleuchtung. Wie die Pilze nach einem befruchtenden Regen aus der Erde hervorschießen, wucherten die Verbesserungsvorschläge, die aber alle den Werth der einfachen Davy'schen Lampe nicht herabzusetzen im Stande waren. Viele dieser vermeintlichen verbesserten Lampen boten weit weniger Sicherheit, andere weit weniger Licht und noch andere waren zu schwer und viel zu theuer für den gewöhnlichen Gebrauch.

Es ist nicht zu leugnen, daß Davy's Lampe mit Unvollkommenheiten behaftet war. Sobald sie sich aber beim Gebrauch herausstellten, war er selbst bemüht, allen billigen Anforderungen Genüge zu leisten. Die meisten Klagen wurden gehört über das geringe Licht, obgleich es gerade für den Arbeiter ausreicht, und über die Sorgfalt, mit der man die Lampe behandeln müsse. Durch die feinen in der Grubenluft schwebenden Kohlentheilchen wurde der Drahtcylinder leicht verstopft und hierdurch zugleich die Gefahr gesteigert, da diese feinen Theilchen sich leicht an dem unter Umständen glühenden Cylinder entzünden und so eine Explosion herbeiführen konnten. Die neue Einrichtung hilft allen Mängeln ab. Die Lampe wird jetzt durch eine dicke Glaskugel gebildet und durch einen doppelten Cylinder wird der innere vor den feinen Kohlentheilchen und der äußern vor dem Erglühen geschützt. Folgten sich die Explosionen im Innern der Lampe zu schnell, so wurde die Flamme oft ausgelöscht und der Bergmann war mit Finsterniß umhüllt. Auf sinnreiche Weise hat Davy dafür gesorgt, auch für diese Fälle dem Grubenarbeiter hinreichend Licht zu verschaffen, um sicher aus diesen Regionen der Finsterniß zu Tage zu gelangen. Er brachte in der Lampe eine Spirale von Platindraht an, der die Flamme umgiebt und dadurch glühend wird. Selbst wenn nun auch die Flamme erlischt, behält der Draht diese höhere Temperatur doch bei, so lange sich der Arbeiter in einer Atmosphäre des Kohlenwasserstoffes befindet, denn dieses fährt fort, langsam an dem glühenden Draht zu verbrennen und bietet so wenigstens einen Leitstern für den Rückzug.

Bei aller Sicherheit, welche diese einfache Vorrichtung gewährt, hörten aber die Unglücksfälle nicht auf. Ja die Morning Post brachte sogar einen Aufsatz mit der Ueberschrift: „Die Menschheit hat durch Davy's Sicherheitslampe nichts gewonnen," in welchem sie behauptete, daß in einem kleinen Bezirke des unendlichen Englands in dem Zeitraum von 1805 bis 1816, also vor Davy's Entdeckung, 284, von 1817 bis 1828, nach der Einführung der Lampe, aber 360 Grubenarbeiter — also 76 mehr — das Leben durch Entzündung der schlagenden Wetter eingebüßt hätten. Hieran waren aber die Sicherheitslampen ganz unschuldig. Es liegt in der Natur des Menschen, der sich so gern das vernünftigste Wesen nennt, eine gewisse Lust zur Widerspenstigkeit begründet; das Thun des Herrn der Schöpfung offenbart stets eine gewisse Unvernunft. Der Bergmann, von Jugend auf an Gefahren gewöhnt, lernt bald diesen Trotz bieten; er denkt nicht an die, welche ihn bedroht. Er glaubte in der Sicherheitslampe eine geseite Reliquie zu besitzen, die ihn kugelfest mache und schlug alle Mahnungen zur Vorsicht in den Wind. Unter den nichtigsten Gründen, oft nur um die Tabackspfeife anzuzünden, ja selbst aus Laune und Eigensinn, entfernte er die schützende Hülle von der Lampe. Dadurch, daß oft sein unkluges Thun keine nachtheiligen Folgen herbeiführte, wurde er darin bestärkt, bis die vernichtende Strafe ihn ereilte, die aber keineswegs anderen zum mahnenden Vorbilde diente.

Andererseits aber trifft gerechter Tadel die Besitzer der Gruben, die sich nun jeder Sorge für die Grubenarbeiter überhoben glaubten und den Wetterwechsel auf das Gröblichste vernachlässigten. Unter allen Umständen gewährt die Sicherheitslampe keinen Schutz, sie zeigt aber die Gefahr hinreichend früh an, daß man ihr entrinnen kann. Sie muß durch eine zweite Einrichtung unterstützt werden; es muß ein hinreichender Zug der frischen Luft, auch sonst dringend nothwendig für die Gesundheit der im Schoße der Erde Arbeitenden, die Gruben durchziehen und für Fortschaffung, oder wenigstens Verdünnung der schlagenden Wetter sorgen. Freilich findet ein solcher Wetterwechsel schon von selbst durch den aufsteigenden Schacht hindurch, statt; die ungleichen Temperaturen im Innern der Gruben und an der Erdoberfläche bedingen einen Luftaustausch; die wärmere und daher leichtere und schlechte Luft steigt aus den Gruben auf und die kältere, daher schwerere, reine Luft sinkt in diese nieder. Aber dieser Wechsel ist nicht kräftig genug und kann sich auch wegen der fehlerhaften Anordnung des Baues nicht über alle Theile der Gruben in gleichem Maaße erstrecken; er muß also durch künstliche Mittel unterstützt werden.

Die einfachsten Mittel sind auch hier die besten. Complicirte Maschinen sind ganz zu verwerfen, denn geräth irgend ein Theil in Unordnung, so wird die Wetterführung ganz unterbrochen. Die wirksamsten Mittel sind hier Anwendung der Wärme oder des Dampfes. Auf dem einen Schacht befindet sich ein Ofen, der die zur Unterhaltung des Feuers erforderliche Luft nur aus dem Schacht selbst, also auch den Gruben erhalten kann. Die auf diese Weise fortgenommene Luft wird nothwendigerweise durch frische ersetzt, die in einem zweiten Schachte niedersinkt. Um hier eine Fortpflanzung des Feuers durch die schlagenden Wetter in die Gruben selbst unmöglich zu machen, bringt man in der Zugröhre, durch welche die nöthige Luft einströmt, ähnliche Drahtnetze an, wie bei den Sicherheitslampen. Von größerer Wirksamkeit noch sind Dampfströme an der Sohle — dem Grunde des Wetterschachtes. Durch das Feuer unter dem Kessel und durch die Wärme und die Kraft des Dampfes wird die Luft aus den Gruben geschafft und neue, reine Luft sinkt hinreichend nieder.

Daß die Sicherheitslampen Hand in Hand gehend mit einer guten Wetterführung allen Unglücksfällen vorbeugen können, lehren uns die deutschen Steinkohlengruben. Anders aber ist es in England. Noch 1835 und 1849 wurden vom Parlament eigene Commissionen eingesetzt, welche über die Ursachen der Unfälle in den Kohlengruben und über die Mittel diesen zu steuern zu berichten hatten. Die letzte giebt den Verlust an Menschenleben durch schlagende Wetter in den englischen Steinkohlengruben jährlich auf 1000 an. Trotz aller Frömmelei und aller Kirchlichkeit legen die hartherzigen Grubenbesitzer doch einen weit geringeren Werth auf das Leben ihrer Arbeiter — freie Männer wie sie, als die Heiden — die alten Römer, welche, obgleich sie nur Verbrecher in den Bergwerken arbeiten ließen, dennoch für das Leben und die Wohlfahrt derselben durch die kostspieligsten Baue sorgten, die wir noch heute in Portugal und Spanien mit Verwunderung anstaunen.

Da alle gütlichen Ermahnungen und Rathschläge an dem Geiz der englischen Grubenbesitzer scheiterten, da blieb der Commission nichts anderes übrig als Zwangsmaßregeln vorzuschlagen. Ein neues Beispiel dafür, daß es mit dem so sehr gerühmten Selfgovernment nicht weit her ist, daß auch hier alle „Gemüthlichkeit" aufhört, sobald der Geldbeutel mitzusprechen hat. Wie überall anderswo ist auch in dem gepriesenen England sehr Vieles „faul" und die englischen Zustände im Großen und Ganzen nicht die, welchen die Menschheit als leuchtendem Vorbilde nachzustreben hat.

Bilder aus Varna.

Aegyptische Truppen und ihr Aussehen. — Viel Prügel. — Die kurdische Reiterei. — Ein junger Scheik und seine Ausrüstung. — Die Albanesen. — Kriegslust der Türken. — Ein Kaffeehaus. — Wie man dort Kaffee siedet. — Türkische Frauen. — Das Liebesabenteuer eines Engländers. — Abreise.

(Schluß.)

Da der Sturm, der durch ein heftiges Gewitter entstanden war, sich am Nachmittag wieder mehr gelegt hatte, so machten wir gegen Abend noch einen weiteren Spaziergang um die Stadt herum, um die neuangelegten Werke zu besehen. Das Innere der bulgarischen Städte mit ihren engen, krummen, schmutzigen Straßen voll Unrath, Gestank und ganzen Schaaren halbverhungerter, ekelhafter Hunde, ist so wenig ansprechend, daß man gern jede Gelegenheit benutzen wird, denselben zu entfliehen und sich in Gottes schöner, freier Natur zu bewegen. Uebrigens herrschte auch in der Umgegend reges Leben, denn mehrere Bataillone regulärer ägyptischer Infanterie, die vor einigen Tagen in Varna gelandet waren, um nach Schumla zu marschiren, bivouakirten im Freien, da in der Stadt selbst kein Platz mehr für sie war. Diese ägyptischen regulären Truppen haben sich seitdem mit wahrem Löwenmuthe gegen die Russen geschlagen und verdienen wirklich die unbedingteste Anerkennung, ja selbst Bewunderung wegen ihrer trefflichen militärischen Eigenschaften; ihrem Aeußeren nach sind es aber mit die häßlichsten Soldaten, die ich je in meinem ganzen Leben sah. Kleine magere Menschen, mit braunen hageren Gesichtern, den schmierigen rothen Fez bis fast an die Augen herabgezogen, was ihnen ein sehr dummes Aussehen giebt. Der Abendfrische wegen in alte schmierige Mäntel von unbeschreiblich grobem, braungrauem Tuch mit langen Kaputzen gehüllt, schlotterten sie herum, und starrten neugierig die ihnen fremden Uniformen der englischen Offiziere an. Besonders auch die Fußbekleidung derselben war in der elendesten Beschaffenheit, und Viele hatten sich alte Schlarfen von Schuhen mit Bast an die Füße gebunden, während Einzelne auch ganz bloß gingen. Die Flinten mit Bayonnetten daran, waren englisches Fabrikat und in ziemlich gutem Zustande, die übrige Ausrüstung von Tornister, Lederzeug aber sehr schlecht und unordentlich. Die Disciplin bei diesen regulären ägyptischen Truppen ist ungemein streng, und gerade dies giebt ihnen hauptsächlich mit ihre große Brauchbarkeit für den Krieg. Es wird geprügelt bei ihnen, und während wir im Lager herumgingen, bekamen gewiß ein halbes Dutzend armer Teufel ihre Hiebe, die sie, als wenn dies eine Sache wäre, die sich von selbst verstände, auch in geduldiger Resignation hinnahmen, ohne auch nur den mindesten Klagelaut dabei auszustoßen. Die Procedur hierbei ist übrigens sehr einfach. Der Schuldige muß sich auf dem Bauche der Länge lang hinstrecken, ein Kamerad setzt sich ihm auf den Nacken, ein Anderer auf die Füße, so daß er unbeweglich liegen bleiben muß, und nun bearbeitet ein „Tschausch" (Unteroffizier) ihm das Sitzfleisch mit einem dicken Bambusrohr so lange, bis der zuschauende Offizier, der unterdeß gemüthlich seinen Tschibuk raucht, den Befehl zum Einhalten giebt. Der Geprügelte springt dann aus seiner allerdings etwas unbequemen Lage auf, küßt demüthig die Hand des Offiziers, sagt: „Ich danke, Herr! Herr! Gott ist Gott!" und trollt sich dann seiner Wege. Alles geht dabei so gemüthlich und patriarchalisch wie nur möglich zu. Auch ein Grieche, der beim Stehlen ertappt war, erhielt, während wir im Lager herumgingen, die Bastonade und schrie dabei zur großen Verwunderung der Aegypter, die lachend umherstanden, als wenn er am Spieße stäke. So eine Bastonade muß gewiß sehr schmerzhaft sein, und wird sie ordentlich gegeben, soll der Gestrafte oft in mehreren Wochen nicht wieder gehen können. Der Schuldige wird ebenfalls auf den Bauch gelegt, seine nackten Füße aber zwischen zwei Stangen gebunden und aufgerichtet, so daß die Fußsohlen waagerecht daliegen, und der Fuß sich nicht bewegen kann. Auf diese bloßen Fußsohlen werden dann die bestimmten Hiebe, die oft bis hundert steigen sollen, mit einem fingerdicken Bambusrohr aufgehauen. Der Grieche erhielt nur zwanzig Hiebe, denn der englische Hauptmann bat für ihn bei dem ägyptischen Offizier, daß ihm die andern erlassen wurden, doch waren seine Fußsohlen davon so übel zugerichtet, daß er nur mühsam fortgehen konnte. Wir schenkten dem Burschen, der ein recht confiscirtes Gesicht hatte, aus Mitleiden einige Piaster, obgleich er dieselben eigentlich nicht verdiente.

So erbärmlich das Aussehen der ägyptischen Truppen war, so exercirten dieselben doch ziemlich gut und gewandt, wie ich mich am andern Tage überzeugen konnte. Freilich eine berliner Wachparade war es nicht, doch wurden alle Bewegungen regelmäßig und ohne Verwirrung, wenn auch freilich etwas langsam ausgeführt. Bei dem Exerciren hieben die Offiziere aber tüchtig mit den flachen Klingen auf die Leute, die etwas langsam waren, darein, und auch einige Unteroffiziere bekamen ihr Theil Hiebe mit ab. Prügel haben nun einmal bei den Orientalen nichts Ehrenrühriges und es wird gar viel bei denselben geschlagen.

Außer diesen Aegyptern waren in und um Varna noch ein gutes Theil türkischer Truppen von allen Waffengattungen versammelt, und in rein militairischer Hinsicht konnte man viel Neues daselbst sehen und kennen lernen. Die malerischsten Gestalten unter allen diesen Truppen befanden sich unter einer kleinen Abtheilung irregulärer kurdischer Reiterei, die auf dem Durchmarsch nach der Donau begriffen war. Diese Kurden ritten schöne, schlanke und kräftige Hengste, und man konnte es den feurigen Thieren schon äußerlich ansehen, welche Kriegstüchtigkeit sie haben würden. Das Sattelzeug derselben war ungemein reich geschmückt und bei einzelnen Führern gewiß von hohem Werthe. Einen jungen Scheik (Häuptling) sahe ich, dessen rabenschwarzer großer Streithengst am Halse und über die Brust förmlich eine Art Panzer von Stahldraht mit rothem Zeug gefüttert, trug, wie ähnliche im Mittelalter bisweilen bei den Turnierrüstungen der Ritterpferde angebracht waren. Der Reiter selbst, ein noch junger, ungemein stattlicher Mann, der mit großer Gewandtheit sein muthiges Roß zu tummeln wußte, hatte ebenfalls über seinen bunten kurzen Waffenrock einen Drahtpanzer, der ganz eng anschloß. Im Einzelkampf sind diese kurdischen Reiter gewiß sehr gefährliche Gegner für die russische Cavallerie, im Ganzen werden sie gegen die geschlossenen Reihen derselben aber wohl nicht allzu viel ausrichten. Sie sind ohne Disciplin und Ordnung und vermögen nicht recht in geschlossenen Reihen zu fechten und regelmäßige Bewegungen auszuführen, und wo diese Eigenschaften fehlen, da hilft bei der Kriegsführung unserer jetzigen Zeit auch die glänzendste Tapferkeit und größte Gewandtheit des Einzelnen nicht viel. So sind diese häßlichen regulären ägyptischen Truppen

für die Pforte von ungleich größerem Werth, als alle die unregelmäßigen Reiterschwärme, welche einzelne asiatische Volksstämme jetzt stellen, mag auch das Aussehen letzterer noch so kriegerisch und für das Auge bestechend sein. Auch die Albanesen, so muthige Kämpfer und geschickte Schützen dieselben sind, haben lange nicht den militärischen Werth, wie man ihrem äußeren Ansehen nach wohl glauben sollte, da ihnen jegliche Zucht und Ordnung gänzlich fehlt. Von allen Truppen, welche der Sultan jetzt unter seine Fahne gerufen hat, sind diese Albanesen die zuchtlosesten und verwildertsten und verüben die meisten Excesse aller Art. Werden die Albanesen übrigens unter das reguläre Militär gesteckt, und die Energie von Omer Pascha hat dies eingeführt, so sollen sich bei strenger Zucht die besten Soldaten von der Welt aus ihnen heranbilden lassen. Namentlich wurden uns die Albanesen, die man bei der regulären türkischen Artillerie eingestellt hatte, von den Artillerie-Offizieren als ihre besten und zuverlässigsten Soldaten ungemein gerühmt. Sie sollen sich durch Schnelligkeit, große Körperkraft und scharfen Blick beim Zielen vorzugsweise auszeichnen, Eigenschaften, die freilich für Artilleristen auch von einem besondern Werthe sind.

Die Kriegslust aller hier versammelten Truppen war ungemein groß, und sie konnten es kaum erwarten, daß die Kriegserklärung gegen Rußland bald erfolgen würde. „Giebt es keine Neuigkeiten? Man sagt, es wird Krieg geben, Herr!" war eine Frage, welche die türkischen Offiziere durch den Dollmetscher gar unzählige Mal an uns richten ließen. Die regulären Truppen waren gegen meine Begleiter, die ihnen als englische Offiziere vorgestellt waren, ungemein respectvoll, und machten ihnen stets die gleichen militärischen Ehrenbezeigungen, wie ihren eigenen Vorgesetzten, von den Irregulären aber wurden uns bisweilen einzelne Verwünschungen zugerufen, oder ein halblautes, ingrimmiges „Giaur" kam ihnen zwischen die Lippen, wenn wir vorbeigingen. Ein Arnaut machte sich den Spaß, ganz unversehens seine scharf geladene Flinte uns über die Köpfe abzuschießen, als wir vor den Thoren spazieren gingen, vermuthlich um uns zu erschrecken. Ein türkischer, höherer Offizier hatte dies aber gesehen und sandte sogleich zwei Gensd'armen dem Arnauten nach, die ihn arretiren mußten. Wie in der Türkei alle gerichtlichen Proceduren mit äußerster Schnelligkeit abgemacht werden, so geschah dies auch jetzt. Der Schuldige wurde zu fünfzig Stockschlägen verurtheilt, mußte sich sogleich niederlegen, erhielt seine fünfzig Hiebe aufgezählt, ohne daß er auch nur eine Miene dabei verzog, und konnte sich dann seiner Wege scheeren.

Außer der Besichtigung der verschiedenen Truppen und den Ausflügen in die Umgegend, so viel es das Wetter erlaubte, was gerade, während ich in Varna war, sich ziemlich schlecht gestaltete, bot der Ort selbst verzweifelt wenig Interessantes dar. Mehrere Stunden des Tages verbrachten wir in Begleitung unseres Wirthes und einiger türkischer Offiziere in einem echt türkischen Kaffeehaus, und es war das erste Mal, daß ich ein solches betrat, denn zufällig war dies in Schumla und Rustschuk nicht geschehen. Wir besuchten besonders häufig ein kleines Kaffeehaus, nicht weit vom Hafen gelegen, was von einem alten freundlichen Türken mit einem gutmüthigen, dabei aber doch schlauem Gesichte verwaltet wurde. Das Mobiliar dieses Kaffeehauses, welches auch keine Glasscheiben, sondern nur leere Fensteröffnungen hatte, zeichnete sich durch große Einfachheit aus und bestand aus mehreren herumlaufenden breiten, aber sehr niedern Divans, und einigen kleinen Tischen. Von Stühlen, Billards, oder gar Zeitungen war keine Spur zu finden, denn der echte Türke kennt alle dergleichen Bedürfnisse nicht.

Das erste war nun stets, wenn wir hereinkamen, daß der „Tschotschuck" (Kellner) des Kaffeehauses, übrigens ein alter, einäugiger Bursche, der so und so viel Jahre schon beim Militär gedient hatte, Jedem von uns die Spitze einer schon angerauchten „Nargile" (Wasserpfeife) präsentirte. Eine solche Wasserpfeife besteht aus einer plumpen Flasche mit Wasser, die in einen engen Hals zuläuft, unten mit einem kleinen Pfeifenkopf, in dem der fein geschnittene Tabacl gestopft wird, versehen. Von der Mitte der Flasche läuft ein mehrere Klafter langes, elastisches Rohr aus, so daß der Tabacksrauch erst immer durch das Wasser muß, und so ganz abgekühlt in den Mund des Rauchers gelangt. Solche „Nargiles" sind theils für einen Raucher bestimmt, und haben dann nur kleine Köpfe, theils sind sie so groß, daß vier, sechs, acht Personen zu gleicher Zeit daraus rauchen, oder den Dampf trinken können, wie die Türken es nennen.

So wie nun ein Gast in das Kaffeehaus kommt, nimmt der Kaffeesieder ein sehr kleines offenes, kupfernes Kasserol mit einem langen Stiel versehen, gießt aus einer großen Kupferkanne kochendes Wasser hinein, wirft dann zwei kleine Löffelchen voll ganz fein zerriebnen Kaffee, der in verschlossenen Büchsen gehalten wird, in dies Wasser und hält das Kasserol nun über ein flammendes kleines Feuer auf einem Herde in der Ecke des Gemaches. So wie das Wasser dreimal aufgewallt ist, was augenblicklich geschehen, ist der Kaffee fertig und wird in einer Tasse, die auf metallener Untersatzschaale ruht, dem Gaste mit einem „Sei willkommen" überreicht. So wird jede einzelne Tasse Kaffee besonders und vor den Augen des Gastes bereitet, doch geht das ganze Geschäft ungemein rasch von sich. Der Kaffee ist sehr wohlfeil und kostet die Tasse nur einige Paras, die man beim Weggehen von selbst auf einen Polster legt. Für die Pfeife giebt man dem Aufwärter ebenfalls einige Paras als Trinkgeld. Von diesen Kaffeestuben, großen wie kleinen, gab es in Varna eine unzählige Menge und doch waren alle schon während des ganzen Tages fast immer sehr besucht. Sie gehören nebst den Bädern zu den einzigen öffentlichen Orten, welche die Türken zu besuchen pflegen und in denen sie oft einen großen Theil ihrer vielen müßigen Zeit verbringen. Allzu große Redelust entwickeln die Gäste in diesen Kaffeehäusern freilich nicht, doch war bisweilen die Unterhaltung ziemlich lebendig, obgleich sie stets in dem ruhigen gemessenen Ton geführt wurde, der den Türken so sehr eigen ist. An italienischen und griechischen Schenken und Restaurationen, für Gäste jeglichen Standes berechnet, war übrigens in Varna, als einer ziemlich belebten Hafenstadt, kein Mangel, obgleich sich auch das vornehmste Lokal dieser Art nicht über die Mittelmäßigkeit erhob und besonders hinsichtlich der Reinlichkeit auch Vieles zu wünschen übrig ließ. Dafür waren aber die Preise, die man uns als Fremde absorderte, so hoch, daß wir bequem in der elegantesten pariser Restauration dafür hätten essen können.

Wir gaben einigen türkischen Offizieren ein Mittagsessen nach französischer Weise zubereitet, und obgleich das Essen nur sehr mäßig war, und nur aus fünf bis sechs Gerichten bestand, so kostete das Couvert doch, außer dem Wein, einen Dukaten. Ueberhaupt ist eine Reise in Bulgarien eine ziemlich theure Sache, obschon Manches freilich wieder sehr wohlfeil ist, und man wird Alles in Allem zusammengerechnet selbst in England bedeutend billiger reisen wie gerade in diesem Lande.

Was unsere Aufmerksamkeit außer den Truppen auch besonders in Varna auf sich zog, war das Leben und Treiben der türkischen Frauen. Es reizte unsere Neugierde sehr, womöglich Eine dieser dicht vermummten Gestalten, denen wir in kleinen oder größeren Trupps häufig auf den Straßen begegneten, wenn sie sich in die Bäder begaben, auch ohne Schleier zu sehen, doch wollte uns dies, trotzdem daß wir zu List, ja selbst Bestechung unsere Zuflucht nahmen, nie gelingen. Auch der Dollmetscher Stephan-Gregorio, der sonst, wenn er nur Aussicht hatte Geld zu verdienen, und so leicht vor nichts zurückschreckte, wollte sich in eine Intrigue gegen die wachsame Eifersucht der Türken nicht einlassen und meinte, es sei leichter und ungefährlicher dem Padischah an dem Barte zu zupfen, wie in den Harem eines vornehmen Türken einzudringen. Wie aber gerade das Verbotene so ungemein anlockt, so war auch bei meinem jungen englischen Gefährten das Verlangen immer dringender, Eine jener schönen Türkinnen, deren Reize er sich in seiner Phantasie wahrscheinlich viel bezaubernder ausmalte, wie sie in Wirklichkeit waren, von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Bulgarische und griechische Mädchen aller Stände und darunter wirkliche Schönheiten hatten wir in Varna häufig gesehen, und dem Anschein nach waren Manche derselben von einer allzuspröden Zurückhaltung ziemlich entfernt, und hätten leicht zu einer Liebesintrigue sich bewegen lassen, er aber hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, einer Türkin und keiner andern die Gefühle seines Herzens zu offenbaren. Besonders eine sehr schön gewachsene, schlanke Frau, soviel man trotz des dichten Schleiers, der sie umwallte, erkennen konnte, die von einem alten widerlichen Verschnittenen bewacht sich öfters in einem Garten, nahe unserer Wohnung, sehen ließ, hatte seine Neugierde, oder wenn man es auch so nennen will, Neigung erweckt. Hat ein echter Engländer sich aber einmal erst eine Sache, mag sie nun so gut oder so

verrückt sein wie sie will, in den Kopf gesetzt, so ruht er auch so leicht nicht, bis er seinen Willen erreicht hat, koste das nun auch was es wolle. Dazu war mein Gefährte ein wirklich schöner, frisch aussehender Mann mit blondem vollen Haar, wie es die Türkinnen so sehr lieben sollen, Guineen zur Bestechung aller Hüter und Hüterinnen standen ihm auch hinreichend zur Verfügung, und so erreichte er doch endlich seinen Willen. Eine alte Kupplerin, wie sie bei den Türken zum Abschließen der Heirathen gewöhnlich gebraucht werden, hatte er sich durch Gold gewonnen, daß sie der schönen Geliebten die Gefühle seines Herzens offenbare, was durch einen, von der kundigen Frau gewundenen Blumenstrauß geschah. Mastik in Körnern, war in diesem Strauße angebracht und nach der türkischen Blumen- und Zeichensprache soll dies bedeuten, „ich sehne mich nach Dir," dann eine Aloe, was „Arznei für das Herzweh" und ein Kleeblatt „ich liebe Dich unendlich" bedeuten soll. Uebrigens soll die Bedeutung dieser Blumen, auch nach der Stelle, die sie im Strauße einnehmen, verschieden sein, und es förmlich eine große Geschicklichkeit erfordern, einen gut gewählten derartigen Strauß, der dann freilich auch die Stelle eines Billet-doux bei uns vertritt, zu binden.

Das erste Mal kam die alte Vermittlerin ziemlich betroffen zurück und brachte als Erwiderung nur eine kleine Staude Salat, was nach ihrer Verdollmetschung so viel heißen sollte, als, „weiche von hinnen, Du Störer meiner Ruhe." Freilich ein böser Anfang, der leicht einen Andern, der weniger starrköpfig wie der Engländer war, hätte zurückschrecken können. „Ich kenne das schon, die Frauen in der ganzen Welt sind kokett und wollen nur gebeten sein" meinte er in seiner unerschütterlichen Ruhe und gab dem alten Weibe Befehl, wieder einen andern Strauß, der wo möglich noch inniger wie der erste war, zu binden, und zu der Spröden hinzutragen. Jetzt nahm dieselbe einen kleinen Porcellanbecher, der ausdrücken sollte: „Es giebt keine Houris im Paradiese so schön wie Du," goß Weinessig darein, was hieß: „Erbarme Dich meiner," dann eine Hyacinthe, „ich weine, Du lachst" und befestigte schließlich noch eine kleine getödtete Spinne im Kelche derselben, „ich liebe Dich bis zu meinem Tode." Das war doch schweres Geschütz auf das Herz der armen Türkin abgeschossen, und wenn dasselbe sich jetzt nicht auf Gnade und Ungnade dem kühnen Engländer ergab, zeigte es sich in der That uneinnehmbar. Wenige Stunden, bevor ich abreiste, erhielt der ungeduldig harrende Liebhaber aber durch die alte Frau, die jetzt sehr vergnüglich schmunzelte, denn er hatte ihr zehn Dukaten als Lohn versprochen, wenn sie ihm wirklich ein Rendezvous vermittelte, von der Türkin einen Strauß Mandelblüthe, „ich weine, weine auch Du," eine Bohnenblüthe, „nimm und behalte mein Herz" und dazwischen ein Stücklein Spiegelglas, „komm in mein Haus" zugeschickt, und hatte so wenigstens den ersten Theil seines Wunsches schon erreicht. Das Rendezvous selbst, was eine ziemlich gefährliche Sache war, sollte durch Vermittlung der alten Kupplerin im Garten des Türken, wenn die Nacht erst ihren dunklen Schleier ausgebreitet hatte, stattfinden. Was nun weiter aus der Sache geworden und ob mein kühner und beharrlicher Freund seine Wünsche in jeglicher Hinsicht erfüllt gesehen hat, vermag ich nicht zu berichten, denn ich bin darüber von Varna abgereist. Mit dem Leben ist er übrigens davon gekommen, so viel ist gewiß, und soll jetzt auf einem Schiffe in der Flotte des „Sir Charles Napier" auf der Ostsee schwimmen. Solches heimliche Eindringen in die Harems soll von Europäern häufig geschehen, aber doch immer eine ziemlich gefährliche Sache sein und mancher Franke dabei schon verschwunden sein, ohne daß man je über sein ferneres Schicksal wieder etwas erfahren. Eine türkische Behörde wird nie dazu zu bewegen sein, eine Untersuchung, oder gar eine Bestrafung zu verhangen, wenn ein Türke einen solchen Eindringling in seinen Harem auf der Stelle tödtet, und selbst der Einfluß des englischen Gesandten, so allmächtig dieser sonst auch jetzt in der Türkei ist, würde schwerlich dies durchsetzen können. Mich amusirte übrigens, wie ich nicht leugnen kann, dies verliebte Abenteuer des englischen Offiziers ungemein, und gab mir vielfachen Stoff zum Lachen. War es doch ein kleines ergötzliches Intermezzo in dem sonst so langweiligen Varnaer Aufenthalt.

Große Unruhe aller Art werden wohl jetzt die französischen Truppen den eifersüchtigen Türken in dieser Beziehung machen, und es wird gewiß an derartigen Abenteuern nicht fehlen. Können es doch in Algerien, obgleich in den Städten daselbst wahrlich mehr Ueberfluß wie Mangel an schönen und überaus gefälligen Frauen ist, die französischen Offiziere nicht unterlassen, Intriguen in den Harems anzuknüpfen, wenn so etwas auch durch besondere, oft wiederholte Befehle noch so strenge von dem Gouvernement untersagt wird. Die Studien, die sie mit gutem Erfolg in dieser Beziehung schon auf algerischem Boden begonnen, werden die lustigen und gewandten Offiziere und Soldaten der Chasseurs d'Afrique, Zouaven und der andern Korps auch in der Türkei ganz gewiß fortzusetzen versuchen. Was wird noch mancher strenggläubige, eifersüchtige Türke alle diese windbeuteligen, leichtfüßigen fremden Gäste, die zwar mit Vergnügen für ihn kämpfen, aber eben so gern auch seine Frauen küssen und mit gleicher Lust ein russisches Quarré wie einen wohlbewachten Harem angreifen, verwünschen! Fest bin ich überzeugt, an verdrießlichen Scenen aller Art wird es in dieser Beziehung nicht fehlen und wenn die französischen Oberoffiziere auch noch so strenge Befehle dagegen erlassen, die nun einmal angeborne Neigung zu galanten Intriguen und Abenteuern wird bei ihren Untergebenen nicht zu unterdrücken sein.

Sechs Tage hatte ich in Varna verweilt, und manches Interessante dort gesehen, dann schlug die Stunde der Abreise und ich kann nicht leugnen, daß ich mich im Allgemeinen darauf freute, die Türkei möglichst bald wieder im Rücken zu haben. Mit Dampf kann man auch von Silistria aus die Donau schnell stromaufwärts fahren, obgleich es etwas langsamer wie stromab geht, und als erst die langweilige Quarantaine, wenn schon dieselbe auch jetzt sehr verkürzt ist, überstanden war, kam ich in wenigen Tagen wieder in völlig andere Gegenden, und bewegte mich in Kreisen, die gar wenig Aehnlichkeit mit denen hatten, welche ich so eben verlassen.*

Julius v. Wickede.

* Von unserm Correspondenten erhalten wir aus Varna noch folgende kurze Mittheilungen, die wir dem größeren Artikel gleich anhängen: „Als die Franzosen und Engländer vor Kurzem in die Straßen von Varna kamen, fanden sie alle Häuser und Läden fest verschlossen. Man mochte die Russen von 1829 noch nicht vergessen haben und traute offenbar den jetzigen Freunden und Hülfstruppen nicht. Ein gefährliches Spiel den Soldatenmassen gegenüber, die am Ende mit Gewalt nehmen, was sie nicht für ihr Geld freiwillig bekommen können. Wenigstens stahl ein englischer Soldat gleich am ersten Tage etwas in einem Bazar. Er wurde bei der Gurgel genommen und von den beleidigten Türken tüchtig geschüttelt, bis die Wache kam und ihn in Empfang nahm. Schon nach einer Viertelstunde kam ein Corporal mit einem Dollmetscher, ließ sich die Umstände erzählen und versicherte, daß der Dieb exemplarisch bestraft werden solle. Dies flößte wieder Vertrauen ein, so daß sich mehrere Läden öffneten. Freilich kamen dann die englischen Soldatenweiber, welche auf die unverschämteste Weise in den feilgehaltenen Sachen herumwühlten und für ihre knappen Gelder alles Mögliche haben wollten. „Alle diese Weiber müssen gehangen werden," rief ein lediger Dragoner, indem er auf eine Heerde dieser Weiber zeigte, welche in dem unanständigsten Aufzuge durch die Straße lärmten. Wie nett und anständig leben dagegen die französischen Marketenderinnen aus! Sie tragen das malerische, soldatenmäßige Costüm ihres Standes offiziell, wie eine Uniform, stehen unter guter Disciplin und haben dafür den Sold eines Sergeanten außer dem Profite von ihrem Handel. Selbst die häßlichen bulgarischen Frauen und Mädchen, die hier und da auf den Dächern und in Seitenstraßen sichtbar wurden, schienen Aergerniß an der Frechheit und Liederlichkeit der englischen, freien Soldatenweiber zu nehmen.

Das Lager, welches die Engländer am 2. Juni errichtet, ist in einer Ebene unweit des großen See's hinter der Stadt aufgeschlagen, zwischen Gesträuch und Gehölz. Das Wasser des See's ist nicht zu gebrauchen, da es voller Leben und besonders voll von großen Blutegeln ist, so daß alles Wasser von den Brunnen und Quellen der Stadt geholt werden muß. Man wollte das Lager etwa drei Stunden weiter landwärts verlegen in die Nähe eines Dorfes Devno. Die Cavallerie, das 8. Husarenregiment und 6 Kanonen Artillerie liegen der Stadt am Nächsten. Dann kamen die Rifle-Brigade, die Füsiliere, das 7., 19., 88. und 77. Regiment. Das Lager, sehr compact und eng gebaut, bedeckte etwa eine englische Meile. Die Soldaten bekamen gute Lieferungen, doch wurden sie sehr rebellisch über Mangel an Salz, Pfeffer, Porter und Ale, woran sie sich während eines vierzigjährigen Friedens stark gewöhnt haben. Die Apotheke war gleich mitgekommen, aber die Tonnen Ale und Porter schlummerten noch in den unterirdischen Räumen der Kasernen von Scutari, so daß sich mehrere Soldaten, zwischen Blutegel- und Varnabrunnenwasser erkrankt, Medizin verschreiben ließen, nur um kein Wasser trinken zu müssen.

Am 2. Juni kam auch das französische Schraubendampfschiff „Caton" mit dem General Canrobert und ein großer Kriegsdampfer mit dem 7. Regiment, dessen Musikcorps die Engländer mit „God save the Queen" freundschaftlich anblies. Abends und die folgenden Tage wurden noch mehr französische Soldaten, Waffen und Mundvorräthe erwartet. Das Lager der Franzosen ist links vom englischen und sieht viel straffer und imposanter aus, als das englische. Omer Pascha hat für die nöthigen Vorräthe von Wagen und Ochsen gesorgt. In Reihen von Hunderten halten sie vor den Magazinen mit kleinen Armeen haariger, wilder Waldmenschen mit Buffalostacheln (einer Art Spieß zum Antreiben der Ochsen) in den Händen, jeden Augenblick der Befehle der Proviantmeister gewärtig. Die Ca-

vallerie, welche Omer Pascha eine halbe Stunde vom Lager stationirt hatte, erwies sich se dienstfeifrig in Herbeischaffung aller möglichen Lebensmittel. Doch sind die Engländer mit dem magern, kleinen Rindvieh sehr unzufrieden. Ein starker Dragoner kann eine große Kuh tragen. Zwischen ihren Rippen ist nicht so viel Fleisch, wie auf dem Rücken eines englischen Hammels.

Omer Pascha hat die Ausfuhr von Getreide aus Varna und allen Häfen Rumeliens verboten, so daß ein Kaufmann von Constantinopel selbst mit einem Briefe des Großveziers versehen, um Korn zu laden, abgewiesen ward. Ein anderer Befehl Omer Pascha's verbietet allen Verkehr per Post zwischen Varna und Schumla. Nur specielle Couriere der Commandanten dürfen passiren. Die „Times" ließ sich schreiben, Omer Pascha habe dies mehr seiner persönlichen Bequemlichkeit halber gethan; er wolle den Strom englischer und französischer Gäste, den er befürchtete, abhalten und sich manche lange Pfeife und kurze Audienz sparen.

Blätter und Blüthen.

Die Kunst des Sehens. Jacques Arago, der bekanntlich blinde Reisende und Bruder des vor einigen Monaten verstorbenen berühmten Astronomen und Naturforschers, erzählt in seinem neuesten Werke: „Die beiden Oceane," folgende merkwürdige Geschichte.

Daniel Davidson, der Sohn eines reichen Kaufmanns in London, hatte das Augenlicht in einem Lebensalter verloren, wo man diese unermeßliche Wohlthat noch nicht würdigt. Er hatte kaum angefangen zu sehen, als sich die Sonne für ihn verschleierte und die Wissenschaft bot später vergebens alle ihre Bemühungen auf, um ihm das wiederzugeben, was der Himmel ihm geraubt hatte.

Auf den Arm Sir Davy's, seines Hausarztes, gestützt, ging er eines Tages durch Regentstreet in der Nähe des Circus, als er, durch die wiederholte Warnung eines Kutschers erschreckt, sich von dem Arme seines Führers losriß und nach dem Trottoir hineilt.

Der Wagen rollt heran und stößt Davidson über den Haufen. Er zerschlägt sich die Stirn an einem hervorragenden Steine, springt wieder auf und stößt ein wahnsinniges Geschrei aus. Sir Davy eilt schnell herbei.

„Was fehlt Ihnen, mein Freund?" fragte er ihn im Tone der Besorgniß.

„Ich werde wahnsinnig! Ich bin wahnsinnig!" antwortet ihm Davidson, indem er die blutigen Hände vor die Augen hält.

„Beruhigen Sie sich, Daniel, diese Wunde ist durchaus nicht gefährlich."

„Das ist es auch nicht, was mich beunruhigt und schreckt; ich fürchte zu träumen, ich wage nicht, die Augen aufzuschlagen!"

„Warum nicht?"

„Gott ist Gott — ich sehe, ich sehe! Hier ist etwas, ganz nahe bei mir — ich berühre, was ich berühren will; meine Sinne verwirren sich; ich fürchte mich!"

„Beruhigen Sie sich und preisen Sie den Ewigen," sagt der Doctor, indem er ihm mit seinem Taschentuche die Augen verbindet; „rühren Sie diesen Schleier nicht an, er wird Ihr zweiter Retter sein. Kommen Sie, mein Freund, kehren wir nach Hause zurück; die Menge, welche uns umgiebt, betet für Sie; hier ist ein Wagen, steigen wir ein."

Einige Augenblicke später betete Davidson's Familie auch; nur der Doctor allein fürchtete, daß blos ein rascher Blitz an den Augen seines Freundes vorübergezuckt sei und auf alle Fälle rief er die Wissenschaft zu Hülfe, deren der Himmel doch nicht bedurfte.

Sobald Sir Davy sich überzeugt hatte, daß Davidson in der That das Augenlicht wieder erhalten, verzehnfachte er die angelegten Binden, sperrte seinen Freund in ein dem Lichte verschlossenes Gemach und gewöhnte ihn ganz langsam und allmälig an die Strahlen des Tages.

Endlich war der Tag der großen Prüfung angebrochen. Davy versammelte in einem Salon die gleichzeitig zitternde und glückliche Familie Davidson's und einige seiner gelehrten Collegen, die ihm im Nothfalle beistehen und die von ihm vorausgesehenen Phänome studiren sollten.

Tiefes Schweigen herrschte in dem von einem gedämpften Lichte erhellten Gemach.

„Nehmen Sie meinen Arm," sagte der Doctor zu Daniel, „und setzen Sie sich neben mich in einen Sessel. Sie zittern, mein Freund, Sie sind aufgeregt; wenn Sie nicht die Kraft haben, sich zu beruhigen, wenn Sie nicht den Muth besitzen, die unerwartete Wohlthat zu empfangen, womit der Allmächtige Sie beschenkt hat, so will ich lieber noch warten; versprechen Sie mir, ruhig zu sein?"

„Ja, mein Freund; aber dieser Augenblick ist so feierlich, daß ich erst Gott um Kraft dazu bitten muß."

„Beten Sie und beruhigen Sie sich."

„Mein Gott, stehe mir bei," betete Davidson, „und Dein Wille geschehe! Wer ist denn bei mir?"

„Ihre Mutter, welche auf ihren Knien liegt und betet," antwortet der Doctor, „Ihre Schwestern, Ihr Vater und einige Ihrer besten Freunde."

„Gut, gut! Gott möge sprechen, ich unterwerfe mich."

„Wohlan! Aber gehorchen Sie; thun Sie genau, was ich Ihnen befehlen werde; wenden Sie den Kopf weder rechts noch links, sehen Sie gerade vor sich hin, wo ich Ihnen sagen werde hinzusehen."

„Ihr Schüler wird Ihnen gehorchen," antwortete Daniel mit einem wehmüthigen Lächeln; „reden Sie."

„Sie wissen, mein Freund, was ein Tisch ist, ein Hund, ein Kind?"

„Ja."

„Wohlan! Zwei Schritte von uns habe ich auf einen Tisch einen Hund und ein Kind gesetzt; sie sind da und die ersten Gegenstände, welche Sie betrachten, welche Sie sehen sollen. Aber nur nicht zu viel Gemüthsbewegung, sonst verzögere ich noch die Prüfung; Muth, Daniel, hier ist das Licht."

Davidson ward kreideweiß und augenblicklich ward ihm die Binde wieder angelegt.

„Ich bitte um Verzeihung, mein Freund, ich bitte um Verzeihung," rief Daniel schluchzend; „wenn ich bedenke, daß ich morgen, ja vielleicht heute noch meiner Mutter entgegengehen kann, daß es mir verstattet sein wird, meine Brüder aufzusuchen, ein Lächeln durch ein Lächeln zu erwiedern, dann schwindelt mir der Verstand und ich fürchte mich vor dem Lichte fast eben so sehr, wie vor der Finsterniß."

„Entfernen Sie sich, entfernen Sie sich," sagte Sir Davy in strengem Tone; „entfernen Sie sich, meine Freunde; Daniel hat keinen Muth. Er leide demnach die Folgen seiner Feigheit."

„Nein, Doctor, jetzt bin ich ganz ruhig; meine Thränen haben mir wohlgethan, jetzt gehorche ich, befehlen Sie nur."

„Ich glaube Ihnen. Eben fragte ich Sie, ob Sie wüßten, was ein Kind und was ein Hund ist und Sie haben mir geantwortet, Sie wüßten es. Hier auf diesen Tisch habe ich das Kind und den Hund gesetzt. Betrachten Sie nur diese, ich bitte Sie darum."

Die Binde ward zum zweiten Male weggenommen.

„Mein Gott, wie seltsam!" rief Davidson; „was ist das, was sich da bewegt?"

„Es ist ein Kind und es ist ein Hund, alle beide auf einem Tische."

„Welches ist aber das Kind? — Welches ist der Hund? Ich kann es nicht wissen, denn ich sehe sie nicht mit meinen Fingern; so kann ich sie auch nicht unterscheiden."

„Gut, so wollen wir sie Ihnen auf Ihre Art zeigen."

Die Binde ward wieder um Davidson's Augen geschlungen, er that zwei Schritte und unterschied durch Betasten mit leichter Mühe die beiden ihm vorgelegten Gegenstände.

„Nun kehren Sie auf Ihren Platz zurück," sagte der Arzt.

Und während er sich setzte, ließ man das Kind und den Hund die Plätze wechseln.

„Wohlan," fragte Sir Davy, „jetzt werden Sie sich wohl nicht irren; bezeichnen Sie das Kind und bezeichnen Sie den Hund."

„Das ist nicht schwer," sagte Davidson; „der Hund sitzt links und das Kind sitzt rechts."

Er hätte aber gerade das Gegentheil sagen sollen.

Ich sage es noch einmal, man lernt sehen, wie man lesen und gehen lernt, das Kind bedarf des Gängelbandes, denn es versteht die Entfernungen eben so wenig zu berechnen, als die Gefahren und Davidson war wieder ein Kind geworden; man zeigte ihm die Flamme einer Kerze und er verbrannte sich den Finger, als er darauf zeigen wollte. Auf der Straße ging er immer mit vor sich hingestreckten Armen, weil er fortwährend gegen etwas anzustoßen fürchtete, was noch weit von ihm entfernt war und eines Abends, als er zum ersten Male den Mond am Himmel stehen sah, fiel er rücklings nieder und sagte zu dem Arzte: Gott wolle ihm eine feurige Kugel auf den Kopf werfen.

Indessen machte er doch stete Fortschritte in der für ihn so neuen Fähigkeit; die glückliche Familie Davidson's belächelte die Bemerkungen des Neulings und ohne Furcht vor der Zukunft versuchte man, ihm die Wirkungen der Perspektive begreiflich zu machen, von denen er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Sechs Monate lang sah Davidson die Sonne aufgehen, die Wälder grünen, den Strom fließen, die Blumen blühen, er bewunderte die regelmäßige Aufeinanderfolge des Tages und der Nacht; er begriff die Uebereinstimmung des Blickes mit dem Worte und alle Morgen und Abende drückte er einen Kuß auf die Stirn seiner Mutter.

Eines Morgens erwacht er.

„John, warum öffnest Du die Fensterläden nicht?"

„Mein Herr, sie sind längst geöffnet."

„Ist das wahr? O ewiger Gott, dann bin ich wieder blind geworden."

Ein Jahr später begrub man in dem Garten von Bedlam einen Wahnsinnigen Namens Daniel Davidson, der sich mit einer Gitterstange seiner Zelle die Halsadern aufgerissen hatte.

Aus dem Leben C. M. v. Weber's. In gewissen, Einsendern dieses zu Händen gekommenen Memorabilien aus alten freiberger Local-Blättern von 1800—1801, welche außer der nähern Umgegend Freibergs wohl kaum sehr bekannt geworden sein mögen, finden sich nachstehende, bei Gelegenheit der Aufführung von Weber's erster Oper „Das Waldmädchen" zwischen diesem und dem damaligen Stadtmusikus S., so wie dem Cantor F. gewechselte Philippika, welche einen Beitrag zu dem alten Erfahrungssatze geben, daß junge aufstrebende Talente in der Regel neidischen Angriffen der althergebrachten Schule ausgesetzt sind, wenn auch im gegenwärtigen Falle nicht geleugnet werden kann, daß v. Weber als noch sehr jugendlicher Anfänger eine vorhergegangene, zwar ungünstige, aber sehr gemäßigt gehaltene Kritik seines Werk's hätte ruhiger hinnehmen und nicht durch animose Beantwortung den ziemlich erbittert geführten Streit hervorrufen sollen. Also zur Sache.

Nr. 1.

Beantwortung der 1c. befindlichen Recension.

Daß meine Composition nicht gefallen durfte, da prämeditirte, niedrige und vom bittersten Neide und Mißgunst gespielte Kabalen die Stimmung zur Aufführung derselben gab, folglich ein verstimmtes Instrument niemals gut klingen kann, mußte ich gewärtigen: warum hat sie denn in Chemnitz gefallen? — weil — rein gestimmt war. — Mein eigenes Be-

wußtsein und das unparteiische Urtheil großer Männer und Contrapunctisten, die hier freilich etwas selten sein dürften — beruhigen mich, sonst sind meine Blüthen bereits vor zwei Jahren in den ersten Blättern, und im zweiten Bande der berühmten Leipziger musikalischen Zeitung schon als ziemlich schöne und reife Früchte anerkannt worden; übrigens steht meine Originalarbeit Jedem zur stündlichen Einsicht offen, und unendlichen Dank dem, so mir meine Fehler zeigt und eines Bessern belehrt.
C. M. v. W., Compositeur.

Nr. 2.

Abgenöthigte Rechtfertigung.

Da der Compositeur Herr C. M. v. W. gleich, als die von ihm componirte und hier aufgeführte Oper den eingebildeten großen Beifall nicht erhielt, im Publico mich und das hiesige Orchester einer Vernachlässigung seiner Composition, obwohl mit großem Unrecht, beschuldigte, derselbe auch neuerlich in Nr. 4 d. Bl. über niedrige und vom bittersten Neid und Mißgunst gespielte Kabale Klage führt und ich diese ungerechten Beschuldigungen, lediglich auf mich und das hiesige Orchester deuten muß: so finde ich als Directeur desselben für mich und im Namen des letztern hiermit öffentlich zu erklären für nöthig: daß von Seiten unserer alles Mögliche gethan worden ist, um die gedachte Composition gehörig und gut zu executiren. Unmöglich war es aber, die aus Mangel an hinlänglicher Instrumental-Kenntniß eingelaufenen Fehler, welche jedoch für einen angeblich dreizehnjährigen Jüngling verzeihlich sein mögen, ganz unbemerkbar, so wie alte Gedanken neu zu machen. Und obwohl jede Musik contrapunctisch ist, bin ich doch zu wenig Theoretiker, um über den Contrapunkt im engern Sinne ein competentes Urtheil zu fällen, ich überlasse es vielmehr dem Herrn Cantor F. allhier, welcher die gedachte Oper selbst gehört, zu beurtheilen, inwiefern der junge Componist auf contrapunctliche Kenntniß Ansprüche zu machen befugt ist oder nicht. Uebrigens möchte, allen eingegangenen Nachrichten zufolge, dem Schauspieldirektor in Chemnitz die Wiederholung dieser Oper auf keine Weise anzurathen sein.
C. G. S., Stadtmusikus.

Nr. 3.

Abgeforderte Erklärung zu Nr. 4. d. Bl.

Man mußte über die große Dreistigkeit erstaunen, mit welcher der Herr Comp. v. W. seine Oper, „Das Waldmädchen", ausposaunte, um nur ein günstiges Urtheil zu erzwingen. Die Sache ist dem Publico bekannt, und ich würde dazu geschwiegen haben, wenn ich nicht namentlich aufgefordert worden wäre, und es dem freybergischen Publico schuldig zu sein glaubte, meine Meinung ohne Schminke zu sagen. Die Erwartung war freilich sehr groß, ehe die Aufführung begann; denn der pomphafte Zettel verkündete: daß ein dreizehnjähriges Genie, ein Zögling von Haydn (also doch wohl ein kleiner Mozart!) eine Oper componirt und sie unser Durchl. Churfürstin dedicirt habe. — Aber wie wurde Aller Erwartung getäuscht! Ich will nur von dem reden, was ich noch gewiß weiß. Das Ganze war meistentheils so angelegt, daß keine gute Wirkung erfolgen konnte, theils war der Text, theils waren die Instrumente, so auch die Harmonie und der Rhythmus nicht gut behandelt; man hörte Fehler aller Art; bald fing dieses Instrument, bald jenes holprige Passagen an, so auch die Singestimmen. Das hiesige brave Orchester, welches sonst die schwersten Opern so schön executirte, war nicht im Stande, dasjenige zu leisten, was nicht möglich war, weil der Compositeur die Behandlung der Instrumente zu sehr vernachlässigt oder zu wenig verstanden hatte. Ich erinnere mich noch jener Arie, die Madame S. sang (es sollte eine Bravourarie sein!), o welche Passagen in unschmackhaften Triolen viele Tacte hindurch, bald hoch, bald tief! Die gute Frau wurde so gemartert, daß sie nicht wußte, wie sie die Arie herausbringen sollte! — Und das Quartett oder Quintett, o, das zerfloß in Harmonien, die weder ein Kirnberger noch Vogler auflösen wird; besonders jene Stelle, wo die Singstimmen einige Takte gar keine Begleitung hatten. Und wie war der Text behandelt? Nur eins zu gedenken: auf der ersten Silbe von Liebe eine Cadenz und Triller! Alles zusammengenommen, kann man wohl sagen, daß der ganzen Aesthetik Hohn gesprochen sei. Sollte dies der Hr. Comp. v. W. beleidigend finden, so erbitte ich mir von ihm die Partitur, damit ich meine Meinung aus seinem Manuscripte beweisen und die übrigen Fehler, die mir wieder entfallen sind, auch mit auftischen kann. — War also das Publikum undankbar zu nennen, wenn es diese Arbeit nicht so aufnahm, wie Sie es wünschten? — War das Kabale oder unrein gestimmt? (U. s. w. Das Uebrige handelt etwas weitläufig von der Lehre des Contrapuncts.) Freyberg, den 24. Januar 1801. J. G. F., Cantor.

Nr. 4.

Beantwortung zu Nr. 4 und 5. d. Bl. ꝛc.

1. Mein Herr Stadtmusikus! Sie sind sehr irriger Meinung, wenn Sie glauben, daß ich mir von meiner Arbeit so großen Beifall versprach. — Allein jeder Arbeiter ist doch seines Lohnes werth, welcher durch Ihre Aufführung schändlich untergraben worden; warum ging denn die Hauptprobe brav und gut? — und die Vorstellung so elende? — Nicht die braven Leute im Orchester waren Schuld daran, sondern ihr schläfriger Anführer, welcher die erste Hauptpflicht, das reine Einstimmen vernachlässigte, kein einziges forte oder piano, kein cres- oder decrescendo im geringsten beobachtete, kein tempo nach Vorschrift marquirte und dadurch dem Gemälde Schatten und Licht raubte, folglich Alles verdarb und also unmöglich gefallen konnte! Mithin hat Ihr Neid und Mißgunst seinen gesuchten Zweck erreicht. Zu dem ist es nicht genug zu tadeln — man muß es besser verstehen und machen können. Die Composition meiner Oper ist kein englischer Tanz! — Daß Sie in der Musikkenntniß und deren Contrapunct kein Theoretiker nach Ihrem eigenen Geständniß sind, glaube ich sehr gerne, daher Ihr angemaßter Tadel sich selbst widersprechend und am Allerbesten, wenn der Schuster bei seinem Leisten bleibt. — O wie ist derjenige Componist zu beklagen, der seine Arbeit unter einer solchen Aufführung so zerfleischen hören muß! Und nun zur Beantwortung Ihres aufgeforderten Herzensfreundes in Nr. 5 ꝛc.

2. Auch ich mußte über die große Dreistigkeit erstaunen, mit welcher Sie, Hr. Cantor, meine Oper „Das Waldmädchen" herunterzusetzen sich bemühten, um nur den Beifall und Lohn Ihres mißgünstigen, aber treu ergebensten Freundes einzuernten. Denn sonst wüßte ich keinen Beweggrund, da ich Sie, mein Herr Cantor, niemals nur mit einer Miene beleidigt hätte. Wie konnten Sie sich zur Beurtheilung einer Sache auffordern lassen, die Ihnen gar nichts angeht? Wenn ich mich also en détail mit Ihnen einlassen wollte, müßte das Echo sehr grob widerhallen, welches aber meiner Natur zuwider und den Grundsätzen der mir gegebenen Erziehung entgegen ist. Daß ich den 18. December 1787, Abends halb eilf Uhr geboren bin, beweist mein Taufschein, folglich bin ich nicht angeblich, sondern wirklich erst dreizehn Jahre alt. Daß ich übrigens vorzügliche Geistesgaben besitze, verdanke ich meinem Schöpfer, und daß ich in meiner noch kurzen Lebenszeit mehr gesehen und gehört, als Mancher in fünfzig Jahren, ist auch erweislich wahr. Daß ich ferner von den größten Kapellmeistern der ersten Höfe als ein solcher anerkannt bin, der den Contrapunkt richtig und gründlich studirt hat, folglich sowohl Text als Harmonie und Rhythmum nebst Instrumenten und Singstimmen richtig zu behandeln weiß, dient zu meiner Beruhigung, also hört nur der offenbare Neid und Mißgunst Fehler! Mein Gott! Ich will ja kein Cantor oder Stadtmusikus werden, und weiß gar wohl, daß zu diesen beiden Stellen aus verschiedenen Ursachen die gehörige Kenntniß und Geschicklichkeit mir fehle. Auch lasse mich sehr gern zurechtweisen und danke Demjenigen, der mich mit Bescheidenheit, aber nicht mit Grobheit und Stolz schulmeistern will. Uebrigens sind Sie, mein Herr Cantor, gar nicht mein competenter Richter und ich will eben so wenig von Ihnen etwas lernen, als es mir einfällt, Sie etwas lehren zu wollen. Uebrigens habe auch gar nichts gegen die braven Individua des hiesigen Orchesters, will auch glauben, daß Herr Stadtmusikus S. besser anführen kann, wenn er nur will. Nur bei dieser Oper hat er das Gegentheil leider gezeigt und mir dadurch den Beyfall eines sonst so gütigen und edeldenkenden Publikums geraubt, welches gewiß den Keim einer aufgehenden Pflanze zu ersticken nicht geneigt wäre u. s. w. u. s. w.
C. M. v. W.

Dieser unfruchtbare Streit zieht sich unter gegenseitigen Invectiven, Entschuldigungen und Anschuldigungen noch durch ein Paar Nummern, ohne etwas Neues zu bringen und es scheint denn doch darauf angelegt gewesen zu sein, Weber eine Schlappe zu bereiten, da sich die bisherigen Musikmatadore der Stadt wahrscheinlich beleidigt gefühlt haben, daß ein dreizehnjähriger Jüngling mit so viel Ostentation aufgetreten ist und sich über sie hat erheben wollen.

Möglich, ja wahrscheinlich sogar ist es, daß der selige v. Weber in spätern Jahren und auf der Höhe des Ruhms, mit Bedauern sich dieses von beiden Theilen ohne die gehörige Mäßigung geführten Streites erinnert hat; wahrscheinlich aber auch, daß seine Widersacher bei den spätern glänzenden Erfolgen seiner Werke sich ihrer saubern mißgünstigen Angriffe geschämt haben!
J.

Alfred de Musset, unter den lebenden Dichtern Frankreichs einer der Gefeiertsten, ist nicht frei von Eigenthümlichkeiten. So hat er es in der Taschenspielerei sehr weit gebracht, und Viele, die beim ersten Begegnen mit ihm nur erwarteten, den großen Dichter in genialen Gedankenblitzen bewundern zu dürfen, wurden durch irgend einen Coup à la Bosco überrascht. Auch im Balanciren hat es Alfred de Musset zu einer staunenswürdigen Fertigkeit gebracht. Er trägt ein Ei auf einem Uhrglas aufrecht stehend im Zimmer herum, ein Kunststück, das ihn, ehe er es zu Stande brachte, viele Schock Eier zerbrechen ließ. Ein Freund, der ihn eines Morgens auf seinem Zimmer besuchte, fand ihn mitten unter Ofengabeln, Spazierstöcken, Tabackspfeifen, Besenstielen, Regenschirmen, die Füße in die Höhe gereckten Stühlen und Sesseln, und einer Menge anderer Gegenstände, die er mit vieler Geschicklichkeit in's balancirende Gleichgewicht gebracht hatte. „Um's Himmelswillen," rief er dem Eintretenden ängstlich entgegen, „keinen Schritt weiter, es fällt mir sonst Alles um." Der Freund verabschiedete sich und Alfred de Musset fuhr in seiner Beschäftigung fort, die ihn, wenn er nicht dichtet, fast ausschließlich in Anspruch nimmt.

Literarisches. Wilh. Jordan, der bekannte Marinerath in Frankfurt, hat schon vor mehren Jahren die Herausgabe eines größern faustartigen Gedichtes begonnen, das er „Demiurgos", ein Mysterium, betitelt und von dem jetzt (bei Brockhaus) der dritte Theil erschienen ist. Er widmet dies nunmehr complett erschienene Poem dem Herzog Ernst von Gotha und singt in dieser Widmung folgendermaßen:

Ich träumte schön, ich träumte stolz
Von meines Vaterlandes Ruhm

und weiter:

Die schwarzrothgoldne Fahne wehte
Hoch über mir so hoffnungsreich:
Mein Fühlen wurde zum Gebete:
„Erneue, Herr, das deutsche Reich!"

Das singt derselbe Jordan, dem Anfang des Jahres 48 die Radicalsten zu Frankfurt zu reaktionär und der Ende 48 und in der nächsten Zeit plötzlich aus sehr bekannten Gründen umgewandelt, die besten Bestrebungen des Volkes mit Füßen trat und mit Hohn überschüttete, bis er endlich — der Einzige von allen Frankfurter Abgeordneten — eine feste Anstellung von über 1000 Gulden erhielt. Jetzt ist der Herr auf Wartegeld gesetzt und nun coquettirt er plötzlich wieder mit dem Liberalismus und dem deutschen Volke, die er vor Kurzem erst verhöhnt und in's Gesicht geschlagen. Ein sauberer Poet! —. Leipzig wird nächstens seinen berühmtesten Schriftsteller verlieren. Gerstäcker, der bekannte Reisende, unser verehrter Mitarbeiter, siedelt nach Coburg über, wo er auf der Rosenau wohnen und weiter schaffen wird. Ueber seinen soeben erschienenen vierbändigen Roman: „Tahiti" berichten wir nächstens.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 30. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Arzt und Advokat.

(Schluß.)

In diesem Augenblicke ließ sich die Glocke am Thore vernehmen. Anstatt zu antworten, ergriff der Doctor Joseph's Hand, und zog ihn hastig in das Kabinet, dessen Thür er hinter sich verschloß. Die Männer nahmen so auf zwei Stühlen Platz, daß sie durch die Vorhänge den hellerleuchteten Saal übersehen konnten.

„Und nun denken Sie", flüsterte der Doctor, „daß sie an dem Krankenbette Ihrer Louise sitzen. Vermeiden Sie jedes Geräusch, und fassen Sie sich in Geduld; daß diese Krisis heilbringend ist, verbürge ich mit meinem grauen Kopfe. Beobachten Sie genau, aber staunen Sie über nichts, was auch kommen möge. Fragen Sie mich nicht, denn ich werde nicht antworten."

Die Pein des armen Joseph läßt sich nicht beschreiben, als er den Advokaten in den Saal treten sah. Er war der festen Meinung, daß er Zeuge von der Arglist seiner Frau sein sollte. Mit einem verzweifelten Muthe entschloß er sich, zu lauschen, und dann seine Einrichtungen darnach zu treffen.

Julius, höchst elegant gekleidet, ging lächelnd im Saale auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, sah nach der Uhr und lauschte. Als sich kein Geräusch vernehmen ließ, trat er zu dem Tische, auf dem die Lampe brannte, zog ein Billet hervor und las.

„Er prüft noch einmal, ob es echt ist", dachte lächelnd der Doctor. „Ah, mein Freund, wir machen die Handschriften nicht nach, so lange uns die Originale zu Gebote stehen."

Fünf Minuten verflossen. Da erklang die Glocke am Thore wieder. Joseph sah, wie Julius stehen blieb, mit einem triumphirenden Lächeln nach der Thür blickte, und mit der Hand durch das krause Haar fuhr. Der Doctor ergriff die Hand des jungen Kaufmanns, als ob er ihm Muth einflößen wollte; bei dieser Gelegenheit fühlte er, wie sein Puls jagte, und die Hand brannte.

„Es ist nichts! Es ist nichts!" flüsterte er an seinem Ohre.

Joseph lauschte in einer furchtbaren Spannung. Da ward zum zweiten Male die Thür geöffnet, und eine Dame trat ein. Sie trug einen kurzen seidenen Mantel und einen weißen Hut, dessen Schleier das Gesicht bedeckte. Nachdem sie vorsichtig die Thür verschlossen, trat sie tiefer in den Saal.

„Meine Frau!" flüsterte der Kaufmann, dem das Blut in den Adern stockte. Und mit einem convulsivischen Zittern ergriff er die Hand des Arztes, ohne die beiden Personen im Saale außer Acht zu lassen.

„Ruhig, ruhig!" mahnte der Doctor.

Die Lauscher sahen nun, wie der Advokat der jungen Frau entgegentrat, ihre kleine mit weißen Handschuhen bekleidete Hand ergriff, und sie zärtlich küßte.

„Endlich!" rief er aus. „Die Minuten sind mir zu Stunden geworden, und schon zweifelte ich, daß ich diesen Abend so glücklich sein würde, Ihnen die Gefühle meiner aufrichtigsten Verehrung ausdrücken zu können. Ach, Louise, Sie haben bisher grausam mit mir gespielt!"

Die Dame antwortete nicht, aber ihr ganzer Körper begann zu zittern, und ein leises Schluchzen ließ sich vernehmen.

„Sie weinen!" rief Julius Morel mitleidig. „O, diese Thränen brennen wie Feuer auf meinem Herzen! Louise, brechen Sie diese lästigen Fesseln, vertrauen Sie mir, der sich auch ohne Ihren Willen mit Ihrem Glücke beschäftigt hat, vertrauen Sie dem guten Geiste der wahren Liebe, und die Zukunft wird eine heitere, eine lichtvolle sein. Sie haben mich bisher nicht verstanden, Sie haben wie eine fromme Dulderin gelitten, ohne die Quelle Ihres Leidens zu kennen. — Louise, heute werden Sie mir sagen, daß ich Recht gehabt habe! Wie Keiner in der Welt fühle ich mich berufen, Ihr Glück zu fördern, und bei Gott, ich werde es befördern! Immer noch Thränen als Antwort? Können Sie sich nicht entschließen, mir Ihr Herz auszuschütten? Louise, lassen Sie mich in Ihrem schönen Auge lesen, was Sie den Muth nicht haben mir zu sagen, und ich vollende das Werk Ihrer Befreiung, das ich bereits wider Ihren Willen begonnen habe!"

Julius warf den Schleier zurück. Doch kaum hatte er das Gesicht der Dame erblickt, als er bestürzt zurückwich, und einen lauten Schrei ausstieß. Joseph suchte seine Augenkraft zu verdoppeln, und er sah ein fremdes, aber sehr schönes Frauengesicht, das von Aufregung geröthet, und in Thränen gebadet war.

Das Wesen des Advokaten hatte sich plötzlich verändert. Bleich vor Zorn und zitternd am ganzen Körper trat er der jungen Frau wieder näher, und rief mit erstickter Stimme:

„Du, Helene, Du? Wahrlich, Du spielst eine vortreffliche Rolle! Bekenne, Elende, wer hat Dich dazu gedungen? Wie kommst Du in dieses Landhaus?"

„Wer mich dazu gedungen?" fragte eine zarte, bebende Stimme. „Niemand, Herr Advokat Morel! Ich glaube, ich habe ein Recht dazu, meinen Mann an das zu mahnen, was er mir vor dem Altare Gottes feierlich gelobt hat! Diesen Mittag boten Sie mir Geld, wollten mir meine Ansprüche an Sie abkaufen, und droheten selbst, mich durch Ihren Einfluß zu vernichten, wenn ich mich nicht gutwillig fügte."

„Und es wird noch geschehen!" sagte Julius, der seine Fassung wiedererlangt, in einer furchtbaren Ruhe und Kälte. „Madame, Sie kennen jetzt ein Geheimniß meines Herzens, das Ihnen darthun muß, wie wenig Sie von mir erwarten können. Ich wie-

derhole jetzt noch einmal alle meine Anerbietungen, und fordere dagegen, daß Sie meine Heirath als eine unbesonnene Jugendthorheit betrachten und vergessen."

„Julius, Julius!" schluchzte die arme Frau, „Ihre Liebe zu mir nennen Sie eine Jugendthorheit?"

„Ich habe Sie aus Mitleiden zum Altare geführt."

„Das ist gräßlich!" stammelte Helene. Sie weinte einen Augenblick still vor sich hin, dann trocknete sie ihre Thränen und sagte in einer würdevollen Fassung: „Es ist wahr, Julius, ich war arm, als Sie mich in Wien kennen lernten, ich sorgte durch meiner Hände Arbeit für meine kranke Mutter, und hatte oft mit Noth und Entbehrung zu kämpfen; aber was schworen Sie mit einem furchtbaren Eide, als ich, das arme Mädchen, Ihren Liebesbetheuerungen nicht glauben wollte? Sie schworen, sich zu tödten, wenn Sie mich nicht als Gattin heimführen könnten. Damals sprachen Sie nicht von Mitleid, damals war ich nur das Ideal Ihrer Liebe, die Gattin, wie sie Ihre Phantasie sich gedacht hatte. Und mußte ich nicht an die Uneigennützigkeit Ihrer Liebe glauben, da ich Ihnen nichts als meine Ehre und meine innige Zuneigung bieten konnte? Um meine letzten Zweifel zu heben, ließen Sie sich mit mir trauen, ich war die Ihrige, und Sie versicherten mich, daß Sie völlig glücklich seien. Da reisten Sie ab, um meine Ankunft vorzubereiten und versprachen, mich in zwei Monaten Ihrer Familie zuzuführen. Ich erhielt von Zeit zu Zeit Briefe und auch an Mitteln zu meiner Existenz ließen Sie es nicht fehlen; aber Sie kamen nicht zurück und hielten mich zwei Jahre mit der Versicherung hin, daß Sie Ihren Vater nur vorsichtig auf unsere, ohne sein Wissen vollzogene Heirath vorbereiten müßten, da er ein anderes Heirathsproject entworfen habe, und der Verlust Ihres Vermögens auf dem Spiele stehe. Ich bin Ihre Gattin, Julius, und reiste nach Hamburg, um in Ihrer Nähe zu leben. Sie haben mich hintergangen, Herr Morel; nicht Ihr Vater hindert Sie, mich anzuerkennen, sondern die Neigung zu einer andern, die Sie jetzt ebenfalls mit ihren Netzen zu umgarnen suchen, wie Sie mich umgarnt haben."

„Ach, wie gut Sie unterrichtet sind!" rief Julius höhnend. „Es macht Ihrer Verschlagenheit alle Ehre, daß Sie sich so geschickt in den Besitz meiner Geheimnisse zu setzen wußten."

„Das hat Gott gefügt, Herr Morel!" rief Helene. „Ich bin zur rechten Zeit nach Hamburg gekommen, um Sie an Ihre Pflicht zu mahnen, um Ihre Ehre zu retten."

„Meine Ehre? Wer hat sie angetastet?"

„Sie selbst!"

„Helene!" rief drohend der Advokat.

„Sie schrecken mich nicht zurück, Julius, denn Ihre Ehre ist auch die meine, und wenn ich sie zu wahren suche, erfülle ich eine heilige Pflicht. Ich war zwei Jahre von Ihnen getrennt, und in dieser Zeit habe ich mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ich von Ihrer Liebe mein Glück nicht erwarten darf — der heutige Tag hat es bestätigt. Sie können die arme, liebende Helene zurückstoßen, aber Ihre Gattin werden Sie vor der Welt anerkennen müssen."

„Wer will mich dazu zwingen?"

„Ich, die arme Helene, die Sie diesen Mittag durch Ihre Domestiken auf die Straße werfen lassen wollten. Mein Herr, Sie haben Ihre Stellung mir gegenüber bezeichnet, ich werde Ihnen jetzt die meinige bezeichnen. Sie sprachen von der Ehe so geringschätzend, wie man von einem gewöhnlichen Handelscontracte spricht: wohlan, ich verbanne die Liebe aus diesem Contracte, aber ich bestehe darauf, daß er gehalten wird. Mit meiner Bewilligung wird er nie gelöst werden, und Sie werden nun die Folgen Ihrer unbesonnenen Jugendthorheit, wie Sie unsere Heirath zu nennen beliebten, mit mir zugleich tragen. Sie werden morgen Madame Morel der Welt vorführen, und wenn Sie sich weigern —"

„Nun?" fragte Julius höhnend. „Wenn ich mich weigere?"

„So gebe ich Sie der allgemeinen Lächerlichkeit preis. Man wird über Herrn Julius Morel, den man für den schlauesten Advokaten Hamburgs hält, herzlich lachen, und wo er sich zeigt, mit dem Hohne empfangen, den er verdient. Seht, wird man sagen, da ist der vorsichtige Jurist, der zuverlässige Mann, der die Gattin seines besten Freundes durch die raffinirtesten Floskeln zu verführen trachtete, der ihr die zärtlichsten, eindringlichsten Briefe schrieb, dem es endlich gelang, durch seinen Scharfsinn die arme Frau zu einer heimlichen Unterredung zu bewegen, und als er der Verführten den Schleier lüftete, seine eigene Gattin, die er schändlich im Stiche gelassen und hundert Meilen entfernt wähnt, vor sich sah, da ist der Mann, der sich für den Besieger einer tugendhaften Frau hält, der sich einbildet, daß er leidenschaftlich von Louise Raimund geliebt wird, und die gute Louise weiß kein Wörtchen davon, denn alle seine rührenden und scharfsinnigen Briefe sind nicht in ihre Hände gelangt."

„Helene! Helene!" rief Julius mit bebender Stimme.

„Ja, mein Herr, Sie wollten Ihren besten Freund betrügen, und nun sind Sie selbst der Betrogene. Nicht wahr, das ist eine lustige Geschichte? Was meinen Sie, wenn sie die Fama durch die Stadt trägt? Was meinen Sie, wenn man sich Ihre Briefe, ein Muster von Stylistik und Scharfsinn, in Abschriften in den Kaffeehäusern vorliest? Und das Alles hängt von mir ab, Herr Advokat — denn ich besitze die verhängnißvollen Briefe, von deren Existenz Madame Raimund keine Ahnung hat. Jetzt kennen Sie meine Waffen — es steht bei Ihnen, den Kampf einzustellen oder fortzusetzen."

Julius stand wie versteinert in der Mitte des Saales. Wie aus einem tiefen Nachsinnen raffte er sich plötzlich empor und fragte:

„Helene, wo sind die Briefe?"

„Hier!" rief triumphirend die junge Frau, indem sie ihm ein kleines Paket zeigte.

„Und wer gab sie Dir?"

„Der Schutzengel Louise's, der sie empfing und aufbewahrte."

„Gestehe es nur, der Doctor Friedland!" sagte der Advokat.

Joseph konnte sich nicht enthalten, die Hände des Doctors inbrünstig zu drücken.

„Sie gehören mir," fuhr Helene ausweichend fort, „und der freundliche Geber überläßt sie mir so lange, als es zu meiner Sicherstellung nöthig ist."

Der Advokat betrachtete sinnend die wirklich reizende Helene, die mit hoch gerötheten Wangen und flammenden Augen vor ihm stand.

„Weib," rief er plötzlich aus, „welch ein Geist ist in Dich gefahren?"

Die junge Frau trat ihm näher, und ergriff seine Hand.

„Julius," sagte sie in einem weichen Tone, „mächtiger noch als die Liebe der Jungfrau, ist die Liebe einer Mutter. Für das Glück ihres Kindes kämpft sie mit dem Muthe eines Mannes; aber sie verzeiht auch eben so leicht, wenn sie auf friedlichem Wege ihr Ziel erreichen kann. Sorge für Dein Kind, schaffe ihm eine ehrenvolle, glückliche Zukunft und Du hast die erzürnte Mutter nicht mehr zu fürchten. Meine Liebe opfere ich — aber nicht mein Kind."

„Jetzt ist es Zeit," sagte der Arzt, indem er aufstand, die Thür öffnete, und Joseph in den Saal zog.

Bei dem Erblicken der beiden Männer erbleichte der Advokat.

„Mein Herr," sagte der Arzt, „unser Prozeß ist zu Ende. Wir kommen nicht, um Ihnen Vorwürfe zu machen, sondern unser Erscheinen soll Ihnen nur andeuten, daß wir das Schicksal Ihrer armen Gattin kennen. Sie hat viel gelitten, und nur mit großem Widerstreben hat sie sich zu der Rolle verstanden, die ich ihr zugetheilt. Wären Sie weniger befangen gewesen, so hätten Sie die Pein Ihrer Frau erkennen müssen. Ich bestätige feierlich vor Gott, daß nur die Mutterliebe ihr die Kraft gab, sich meinem Rathe zu fügen. Aber auch Sie mögen meinen Rath hören: folgen Sie dem bessern Gefühle Ihres Herzens, und erfüllen Sie die eingegangenen Pflichten als ein braver Mann. Dann sind Ihre Verirrungen vergessen, und Sie können der Zukunft ruhig entgegensehen. Glauben Sie mir, die Zeit bleibt nicht aus, wo der Verstand zu ohnmächtig ist, um die Gewissensscrupel hinwegzuphilosophiren."

„Julius," rief Joseph mit bewegter Stimme, „Du hast mir also nicht den Zustand Louise's, sondern den Deiner eigenen Gattin geschildert, als ich diesen Mittag bei Dir war?"

Der Advokat reichte dem Kaufmann hastig die Hand.

„Lebe wohl, Joseph!" rief er sichtlich bewegt. „Ist es mir vergönnt, so glücklich mit meiner Frau zu werden, als Du es mit Deiner Louise zu sein verdienst, so habe ich mich über die Kur unseres Arztes nicht zu beklagen. Lebe wohl, wir sehen uns nie wieder!"

Julius bot Helenen den Arm und verließ mit ihr das Landhaus. Joseph sank dem Arzte an die Brust.

„Mein Retter, mein Wohlthäter!“ rief er aus. „Jetzt begreife ich Alles!“

„Und auch das werden Sie begreifen, mein Freund, daß Sie Louise in einem ungerechten Verdacht gehalten haben. Sie kennt nicht einen einzigen der verhängnißvollen Briefe, denn sie gelangten alle in meine Hände.“

„Aber sie kennt das Unternehmen des Advokaten?“

„Ich hielt es für Pflicht, sie davon in Kenntniß zu setzen. Die Worte, die sie in ihren Fieberphantasien ausstieß, waren die Befürchtung der Möglichkeit eines solchen Falles. Und nun fort, nach Hause!“

Die beiden Männer bestiegen den Wagen des Doctors, der an dem Landhause hielt.

„Wie lernten Sie Helenen kennen?“ fragte der Kaufmann.

„Man rief mich in das Hotel zu dem kranken Kinde einer angekommenen Reisenden. Die junge Dame, die in der That von auffallender Schönheit war, nahm mein ganzes Interesse in Anspruch, und sie faßte ein so großes Vertrauen zu mir, daß sie mir sagte, wer sie war, und mich um Auskunft über die Familie Merel bat. Das Uebrige können Sie sich denken.“

Der Wagen hielt vor Raimund's Hause. Der Arzt führte den Kaufmann in das Zimmer seiner Gattin. Louise stand vor Erwartung zitternd an dem Bette ihres Kindes, als die beiden Männer eintraten.

„Louise!“ rief Joseph außer sich — und schloß die reizende Frau in seine Arme.

„Kinder,“ sagte der alte Arzt, „wollt Ihr jetzt auf meinen väterlichen Rath hören?“

„Reden Sie, Doctor, reden Sie!“ riefen Beide.

„Stellt keine Erörterungen an, fragt nicht und antwortet nicht, sondern überlaßt Euch dem Glücke des Augenblicks, das neu erstrahlend wie die Sonne nach einem Gewitterregen durch die Wolken bricht. Sie, Freund Joseph, bedürfen einer weitern Aufklärung nicht mehr, und Madame Louise wird vor Eitelkeit bewahrt,“ fügte er lächelnd hinzu. „Die Frau darf nicht wissen daß sie außer ihrem Manne auch noch Andern gefallen. Jetzt bereiten Sie sich zu einer Badereise vor, in vierzehn Tagen müssen Sie in Pyrmont sein. Gute Nacht!“

Der Doctor war verschwunden. Joseph und Louise standen Arm in Arm an dem Bette ihres ruhig schlafenden Kindes, sie sprachen nicht, aber durch eine innige Umarmung feierten sie die Versöhnung nach dem ersten ehelichen Sturme. Beide befolgten um so lieber den Rath des Arztes, da sich jedes nicht ganz vorwurfsfrei wußte. Louise kannte die Briefe des Advokaten, und Joseph schämte sich seiner Eifersucht um so mehr, als er am folgenden Morgen einen Brief erhielt, worin Julius ihm ankündigte, daß er mit seiner Frau und seinem Kinde nach Wien gereis't sei, und seine Praxis einem befreundeten Advokaten übertragen habe. „Verschweige Deiner Gattin meine Verirrung,“ schloß er, „denn außer in den Briefen, die man ihr glücklicherweise vorenthielt, existiren keine Beweise davon. Der würdige Friedland hat mich vor mir selbst gerettet.“

Vierzehn Tage später hatte das Landhaus Raimund's ein festliches Ansehen, aus allen Fenstern desselben schimmerte Licht, und die vorübergehenden Spaziergänger blieben stehen, um den fröhlichen Weisen der Quadrillen zu lauschen, und die schön geschmückten Tänzerpaare vorüberschweben zu sehen. Eine glänzende Gesellschaft war in den sinnig verzierten Sälen versammelt, und Alles athmete Frohsinn und Lust.

Louise, einfach aber geschmackvoll gekleidet, saß wie eine Königin in der Mitte von Freunden und Bekannten, und empfing die Glückwünsche zu ihrer Genesung. Als der Doctor Friedland erschien, erhob sie sich, sank dem vor Freude strahlenden Greise an die Brust, und bedeckte ihn im Uebermaße ihrer Gefühle mit Küssen.

Außer Joseph kannte Niemand die doppelte Gefahr, aus welcher der Arzt die junge Frau gerettet, denn die Briefe des Advokaten blieben ein Geheimniß, und auch der Verfasser dieser Erzählung würde keine Kenntniß davon erhalten haben, wenn er nicht vor zwei Monaten unter den nachgelassenen Papieren des allgemein betrauerten Arztes Notizen darüber gefunden hätte.

August Schrader.

Erfurter Geschichten.

1. Der König von Jerusalem.

Zu Erfurt lebte vor sechshundert Jahren Einer, der hieß Herr Ulrich Hetzenbrecht, seines Zeichens aber war er ein Schneider.

Wär' nun selbiger Herr Ulrich bei seiner Schneiderkunst geblieben, hätt' es so weit nicht gefehlt. So aber kam ihm ganz was Anderes zu Sinn. Er nähte alle Tage weniger und versenkte seinen Geist statt der Ober- und Unterstiche in tiefsinnige Geschriften, und so der erste Morgenstrahl sprühte, fand er gar oft, was der letzte am Abend vorher gefunden — der Herr Ulrich las und studirte.

Nun wurde kein Rock und kein Wams mehr fertig, kam er ja mit einem Stück zu Ende, war es sicher zu eng oder zu weit, und wann sich die Leute beklagten, ließ sich Herr Ulrich nicht zum Feinsten heraus, schier als ob es eine Gnade und Gunst wäre, daß er der Kunden Geld annähme. Also wurden der Kunden allwöchentlich weniger, Herr Ulrich hingegen nahm stets zu an Tiefsinn und Gelehrtheit. Allgemach überkam ihn ein hohes Bewußtsein, glaubte sich derselbe zu großen Dingen berufen und erkoren, und da man das Jahr 1240 schrieb, war er schon längst aus dem Concept gekommen, ging Tag für Tag in den Straßen von Erfurt umher und glaubte dabei nichts Geringeres, als er sei der König von Jerusalem.

Nun sollt Ihr in Kurzem vernehmen, wie's erging, allbis der Schneider zum König ward.

Welch heilig erhabenes Werk die Kreuzfahrer unternahmen und was wunderbarer Eifer Jünglinge, Männer und Greise zum Zug in's heilige Land entflammte, das ist Jedem wohl bekannt, nicht minder, wie des Sieges Botschaft stets neue Schaaren zu gleichem Ziele fortriß — erscholl aber die Kunde von Niederlage und weiterem Drangsal der Christen, so zogen der Schaaren so viel mehre von dannen, aufopfernd Gut, Blut und Leben.

Wie nun das schon lange Zeit anwährte, kam ein Geist auch über die Kinder.

Durch ganz Sachsenland ging ein Knabe, Namens Seraph, und der sang ein Lied. Drin war verkündet, alle Ungläubigen sollten sich bekehren, und was Heiliges sie den Kreuzfahrern wieder entrissen, das sollten sie gutwillig herausgeben.

Auf des Knaben Seraph Wort und Gesang hin erfüllte sein Geist vieltausend andere Kinder, entbrannten Diese, in Land Syrien zu ziehen, verließen Vater, Mutter und Heimath und nichts vermochte, sie zurückzuhalten. Also wanderten sie betend und singend dahin und gedachten, über das Meer zu fahren. Da starben ihrer die Mehrzahl an Hunger, Durst und Ermattung. Die Wenigen aber, so sich gen Welschland schleppten und in die Schiffe gelangten, wurden des Meeres Beute. Denn die Stürme brachen in wildester Wuth herein, und was da lebte und webte, von unbändigen Wellen ward es verschlungen!

Darüber verstrichen über zweimal zehn Jahre.

Mittlerweil aber lebte Herr Ulrich in der lobesamen Stadt Erfurt, und so oft von denselben Kindern die Rede war, sagte er: „Wär' nur ich dabei gewesen!“ Zugleich las und studirte er immer mehr, tagtäglich stieg sein innerlicher Hochmuth, wo er immer eine Prophezeihung fand, so wußte er sie auf sich zu deuten, also währte es die kürzeste Zeit, bis er felsenfest überzeugt war, er sei der rechte Mann zu großen Dingen, und so er nur die Menschen anriefe, so thäten sie Alles, was er von ihnen verlange.

Machte sich nun einst auf, acht Tage nach Pfingsten war's, bestieg einen erhabenen Stein und hielt eine gewaltige Rede an die Erfurter. Darin forderte er sie auf, die Waffen zu ergreifen, er selbst aber wolle sich an die Spitze stellen und sie zum Sieg gegen die Türken führen.

Wie das die Leute hörten, schüttelten sie die Köpfe ungemein bedenklich. Das leuchtete Herrn Ulrich keineswegs ein und brach er in arge Drohungen aus, so daß er ganz heiser wurde und zuletzt nur noch mit den Händen focht. Da gingen die Einen lachend von dannen, die Andern verhöhnten ihn in's Angesicht, daß ein Schneiderlein sich so großer Absicht vermesse, die aber, so ihm geneigt waren, ermahnten ihn ernstlich, von derlei Dingen abzulassen, fürhin sein Studiren aufzugeben und statt des lahmen Feldherrnstabes seine flüchtige Nadel zu schwingen.

Drüber wurde er überaus grimmig, sprang von seinem Stein darnieder, rannte spornstreichs nach Hause und warf all sein Nähzeug zum Fenster hinaus. That demnach von Stunde an keinen Stich mehr und hatte er vorher Nacht über studirt, so studirte er nunmehr Tags über desgleichen. Und weil's ihm bei besonnenen Leuten mißglückt war, erinnerte er sich derselben Kinder, und wie und wo er Weg und Steg fand, sparte er die schönsten Worte nicht und erhitzte die jungen Gemüther.

Wie's nun sein wollte — eh' sich ein Mensch und Herr Ulrich selbst dessen versah, fuhr ein lustig wilder Wandergeist in die Kinder zu Erfurt, stahlen sich die eines Morgens aus den Häusern, zogen tanzend und springend zum Löberthor hinaus, dann über den Steiger hinweg und verfolgten ihren Pfad gen Arnstadt.

Da entstand ein großes Rumorn, suchte Jeder seine Kinder, und gar Mancher fand seine Nester ausgeflogen, denn ein ganzes Tausend hatte die Stadt verlassen. Alsbald wurde die Rathsglocke geläutet, die gestrengen Herren vom friedlichen Morgenimbiß aufgesprengt, kamen demnach nüchtern und sehr zornig zusammen und überlegten, was gestalter Dinge zu thun sei, darüber war aber kein Zweifel, an allem Unglück sei der Herr Ulrich schuld und habe der die Kinder davongeführt.

Rannten nun sogleich zwo Rathsherrn fort und auf Herrn Ulrich's Behausung zu, um sich zu überzeugen, ob er da sei oder nicht.

Er war aber schon da, saß an der Hölle und war so tief in Schriften versenkt, daß er die Rathsherrn lange nicht hörte, so laut sie ihm in die Ohren riefen. Da er nun die Botschaft vernahm und sich mit Drohungen überhäuft sah, zeigte er keinerlei Furcht, richtete sich vielmehr mit verklärtem Gesicht auf und sagte: „Mich schreckt kein Kerker und mich schreckt nicht der Tod, denn ich bin nicht, wie Ihr glaubt, der Schneider Ulrich, sondern ich bin ein ganz Anderer. Also veracht' ich all Eure Gewalt, und wolltet Ihr mich verbrennen, so stünd' ich doch wieder lebendig auf, und das ist Alles im Geist gesprochen. Also wird mir Ruhm und Gloria, Euch aber machen die Kinder zu Schanden! Geht alsofort in Euch und ruft das Volk mit mir auf, dann ernenn' ich Euch Beide zu Kriegshauptleuten und schlag' Euch Beide zu Rittern!“

Als Herr Ulrich Solches gesprochen, sahen die Rathsherrn, wie es mit ihm stehe und riefen ihm zu, daß er mit seinem Leben hafte, so einem der Kinder ein Haar gekrümmt würde. Drauf versperrten sie die Thüre auf's Beste und eilten auf das Rathhaus zurück.

In Kurzem ritten Boten aus Erfurt, die Bürger von Arnstadt zu warnen, und so viele Wägen in und um die Stadt sich fanden, die wurden alle gefordert und bespannt, um die Kinder nach Erfurt zurückzubringen.

Drüber vergingen mehrere Stunden, und überaus schwül war's geworden. Noch viel schwüler aber in Herrn Ulrich's Kopf.

Da er nicht zur Thüre hinaus konnte, sprang er zum Fenster hinaus, rannte an's Löberthor und wollte den Kindern nacheilen. Die Reisigen aber ließen ihn nicht vorüber, sondern fällten grimmig ihre Speere. Also wandt' er sich wieder stadteinwärts, die Bürger von ihrem Vorhaben abzubringen, es wurde ihm aber nicht wohl bezahlt. Gerieth er demnach in größte Wuth und Verwirrung, sprang auf einen Brunnen und donnerte unter die Menge: „Ihr seid Alle faule, unheilige Gesellen! Was wollt Ihr da sitzen zu Land Aegypten bei den Fleischtöpfen, anstatt Ihr Eure Pflicht erfüllt und gegen das Türkenvolk brauset?! Auf da und folgt mir nach, ich bin des Geistes voll und aller Kraft und Glory! Heisa, seht Ihr die verfluchten Türken, da kommen sie daher, wie die Heuschrecken, daß sich die Sonn' verfinstert, mir nach, wollt Ihr oder wollt Ihr nicht, sonst sind't ganz Erfurt sein Untergang!“

Da nun sein Wort keinen Eingang fand, zerraufte Herr Ulrich vor Grimm Haare und Bart und rief zum Himmel: „Schick Schwefel und Pech, schick Wasser und Feuer, schick Blitz und Hagel und Sturm und Erdbeben, reiß auf Boden, fallt ein Häuser, versink ganz Erfurt!“

Unbändiges Gelächter unterbrach seiner Drohungen Strom. Etliche alte Weiblein aber schüttelten die ehrwürdigen Häupter und meinten, so viel Hohn verdiene Herr Ulrich doch nimmer. Drängten sich auch sonst Etliche um den Brunnen und stritten für den Schneiderpropheten. Dazu zog ein finsteres Gewitter heran und schon grollte und rollte der Donner daher.

Das war Wasser auf Herrn Ulrich's Mühle. In neue Drohungen brach er aus, inzwischen donnerte und blitzte es stets heftiger, mit einem Mal fielen gar Schloßen — und die waren eben nicht klein. Nun drängte und rannte Alles lärmend von dannen, in Häuser, Hallen, Kirchen oder Bogen.

Herr Ulrich aber wich keinen Schuh breit, focht mit dem Stocke gewaltig in die Luft, denn jetzt war er ganz aus dem Concept gekommen und glaubte nicht anders, als die zahllosen Schloßen wären eben so viele Türkenpfeile und Bolzen, er selbst jedoch sei an den Mauern Jerusalems. Dazu rief er unablässig: „Heisa, Victoria, was wollt Ihr Türkenhunde, mir sollt Ihr Teufel nicht Herr werden!“

Nun hagelte es aber stets wilder und dichter und schlug ihn weidlich auf den zerrauften Kopf, daß er zuletzt die Flucht ergriff und unter die nächsten Bögen sprang. Nicht lange darauf endete das Gewitter, das hatte viel Schaden angerichtet.

Wie nun die Leute aus den Häusern kamen und sich nach allen Dingen umsahen, glaubten sie, Herr Ulrich sei vom Hagel erschlagen worden oder in den Brunnen gefallen und ertrunken.

Urplötzlich rief Einer: „Keines von Beiden, er lebt und dort sitzt er!“

Drauf wandten sich Alle um.

Da saß Herr Ulrich unter den Bögen auf einem Faß, hatte einen Strohkranz um sein Haupt gewunden, seinen Stock hielt er wie einen Scepter in der Rechten und von seinen Schultern hing ein Stück rothes Schamlott, das hatte Einer im Gedränge verloren.

„Was soll das bedeuten?“ rief ihn der Nächste an. „Wir dachten schon, Ihr wärt zu Grunde gegangen!“

„Mit nichten,“ erwiederte Herr Ulrich, „ich bin nicht zu Grund gegangen und die Welt steht auch noch, weil ich Alles auf mich genommen und die verfluchten Türken alle erschlagen habe. Habt Ihr gesehen, wie die Einen davon rannten und wie die Anderen dafür mit hunderttausend Pfeil und Bolzen auf mich schossen? Das hat mir keineswegs Furcht eingejagt und habe sie Alle zum Land hinausgepeitscht!“

„Seid Ihr denn ganz von Sinnen?“ kam's ihm entgegen. „Da sind ja keine Türken auf viel tausend Stunden!“

„Da irrt Ihr sehr!“ antwortete Herr Ulrich. „Weit fort sind sie wohl, denn sie liefen davon, so schnell sie konnten, über fünf Meilen sind sie aber nicht von dannen. Nun hab' ich zwar viele Wunden aufzuweisen, sonderlich schlugen mir Etliche über das Haupt. Da war aber die Schlacht schon entschieden, als ich nun der König von Jerusalem bin und will seiner Zeit meinen Einzug halten.“

„Aber seht Ihr denn nicht, daß Ihr in Erfurt seid?“ rief ihn Einer an.

„Das seh' ich wohl“ — entgegnete Herr Ulrich und gab ihm einen tüchtigen Streich über den Rücken, „wie kannst Du frecher Knecht an meiner guten Einsicht zweifeln? Freilich bin ich hier in Erfurt. Aber nur, um Euch zu prüfen! Wann Ihr nun an meine Worte glaubt, will ich Euch Böses mit Gutem lohnen und Euch zu Ehren und Aemtern verhelfen. Wo nicht, so laß ich Euch meine Gewalt empfinden und zieh in mein Reich davon.“

Da blieb kein Zweifel, wie's mit Herrn Ulrich bestellt und beschaffen sei.

Die Erfurter machten sich auf, ihre Kinder von Arnstadt heim zu bringen — das gelang auch mit Gottes und der Bürger zu Arnstadt Hülfe.

Herr Ulrich aber ging fürder nimmer anders, denn in seinem königlichen Anzug, war aber gar mild und schweigsam geworden, so daß Mancher recht wehmüthig auf ihn sah, ihm freundlich zunickte und einen Pfennig schenkte.

Da blieb er dann immer stehen, nahm das Geschenk auch mit freundlichem Kopfnicken an und sagte: „Es kommt die Zeit, daß ich Euch's lohne — ich aber sag' Euch nur Eines. Es ist nichts Geringes, ein Land zu regieren, das so fern liegt, mir war wohler, da ich noch ein einfältig Schneiderlein war, denn nun ich so viel weiß und mich König von Jerusalem schreib!“

Franz Trautmann.

Ein Besuch in Bethanien.

Die Rosen sterben und die Schmerzen sterben,
Und Alles stirbt. —
M. Ant. Niendorf.

In einem abgelegenen, stillen Theile des geräuschvollen Berlins, auf dem köpnicker Felde, wo noch innerhalb der Ringmauern Ackerbau getrieben wird und nur erst die Linien gezogen sind für die künftige Ausdehnung der Stadt, die, wie ein ewig wachsender Riese, ihre kolossalen Glieder immer weiter und weiter streckt, — dort erhebt sich auf freiem lustigen Gebiete das Krankenhaus Bethanien. Es hat seinen Namen erhalten nach jener Stätte des Orients, nahe der „Tochter Zions", an dem Abhange eines mit Oliven besetzten Hügels, wo Lazarus durch Jesum Christum aus der Nacht des Todes erweckt wurde.

Trotz der vielen Anlagen und Bauten, welche in letzter Zeit auf den vor fünf Jahren noch unbewohnten Feldern emporwuchsen, herrscht noch fast die Ruhe des Landlebens; der verworrene Lärm der Straßen dringt nur gedämpft hierher, die Schatten der Häuser fallen erst über den großen Platz, wenn die Sonne dem Untergange nahe ist und freie frische Luft weht von der Spree und den köpnicker Haiden über die niedrigen Ringmauern. Es ist hier die geeignetste Stelle für ein Asyl leidender Menschen, welche Ruhe, Luft und Licht bedürfen.



Das Krankenhaus Bethanien in Berlin.

Bethanien liegt auf einem quadratischen Raum von etwa 1400 Geviertruthen Flächeninhalt. Eine steinerne Mauer umgiebt den großen Platz, läßt aber die Vorderseite des Gebäudes frei, welche dem köpnicker Thore zugekehrt ist. Diese Front hat in der Mitte den Haupteingang, ein Portal im gothischen Style, auf jeder Seite einen spitzen, das ganze Gebäude weit überragenden Thurm. Die Länge des dreistöckigen Hauptgebäudes enthält auf jeder Seite des Portals sechs Fenster, hieran schließen sich an beiden Enden rechtwinklig die gleichen Seitenflügel, welche auf die Stadt gerichtet sind, gleiche Höhe mit der Front haben, dieselben aber um die doppelte Länge übertreffen. Wenn man die Anstalt von der Brücke des neuen Kanals betrachtet, erblickt man die Rückseite der Mittelfront mit den von drüben herüberragenden Thürmen des Portals und die mächtig langen Flügel, welche nach zwei Seiten 90 Fenster in dreifacher Reihe öffnen. Die nächste Umgebung bilden einzeln stehende Gebäude, die Wohnungen der Oberin, der Aerzte und Geistlichen enthaltend, ein Leichenhaus, welches noch nicht ganz vollendet ist, und ein großer Garten mit frisch gelegtem Rasen und jungen durch Pfähle gestützten Bäumchen, welche durch ihr gedeihliches Aussehen den künftigen Lohn für die Mühe versprechen, mit der man dem unfruchtbaren Boden erquickendes Grün und schattiges Laub abzugewinnen sucht.

Die Anstalt besteht jetzt im achten Jahre, und wurde vom Könige gegründet, welcher 50,000 Thaler zu ihrem Bau bewilligte und ihr noch fortgesetzte Unterstützungen zu Theil werden läßt; durch milde Beiträge und Stiftungen, so wie durch wiederholte Sammlungen sucht sie die Mittel zu einer größeren Wirksamkeit zu erlangen. Obgleich für 300 Kranke eingerichtet, vermag sie jetzt nur 120 aufzunehmen. Der König verfügt über 60 Krankenbetten und für die Stadt stehen 20 zur Verwendung, andere werden durch die Beisteuer der Johanniter in der Mark oder einzelner Privatpersonen unterhalten. Die Verpflegten zerfallen in drei Klassen, je nach den monatlichen Kurgeldern von 9, 15 oder 40 Thalern. — Ein großer Vortheil ist den bemittelteren Herrschaften gewährt, indem dieselben für einen jährlichen Beitrag von zwei Thalern jederzeit ihre erkrankten Dienstboten zur Heilung einliefern können.

Im Publikum hört man zuweilen die Meinung aussprechen, dieses Krankenhaus mache einen zu großen Aufwand von Raum und Geldmitteln, welcher mit den erreichten Zwecken nicht in richtigem Verhältnisse stehe. Diese Meinung erhält allerdings Begründung, wenn man die kleine Anzahl Kranker, welche in dieser großartigen und kostbaren Anstalt verpflegt werden, mit der vielmal größeren vergleicht, welche die Charité für die gleichen Mittel aufnimmt. — Eine andere Stimme noch spricht sich gegen die ganze Organisation des Instituts aus und erklärt sie für pietistisch und krypto-katholisch. Indeß wittert die streng protestantische Richtung gleich in jedem Altarbilde, in jeder buntgetünchten Kirchenwand und in jeder Ordenseinrichtung den versteckten Katholicismus, und es läßt sich vermuthen, daß Bethanien nicht mehr des pietistischen Geistes enthalte, als alles Andre, was sich heut zu Tage der

Duldung und Protektion zu erfreuen hat. — Uebereinstimmend aber ist das öffentliche Urtheil im Lobe der trefflichen Einrichtung des Hospitals in Bezug auf Reinlichkeit, Ordnung und vor Allem auf sorgsame Pflege und Behandlung der Leidenden. Durch diese Vorzüge ist dasselbe zu einer Musterkrankenanstalt geworden, werth der Kenntnißnahme und Nachahmung.

Treten wir ein in diese Stätte der Schmerzen und Gebrechen! Scheuen wir uns nicht, einen kleinen Theil der Leiden versammelt zu sehen, welche Gemeingüter unsers verweichlichten entarteten Geschlechts geworden sind, der Leiden, welche verursacht werden durch die feindlichen Eindrücke der Natur, denen wir nicht gewachsen sind, oder durch die Mängel unserer „civilisirten Barbarei", deren wir uns nicht entziehen können! Blicken wir den Siechen in das schmerzensvolle Antlitz und lesen aus ihren Mienen die Pein der Wunden, die Klage um die gebrochene Lebensblüthe, das zähe Verlangen nach Rettung und die süße Hoffnung der Genesung, das gefaßte Verzichten auf die freundliche Gewohnheit des Daseins, die verzweifelnde Gewißheit des Todes! — Nur der Egoist geht an den Leidenden theilnahmlos vorüber; für ihn hat das Einzelwesen keinen und die Gattung den höchsten Werth. Aber er frage sich, der Egoist, wie die Gattung zu einer Bedeutung käme ohne den Werth des Individuums; er frage sich, warum er sich selber so hoch schätzt, wenn er dem Einzelwesen seine Wichtigkeit abspricht. Der Humanist hingegen achtet die Menschheit, weil er den Menschen liebt, und die Gesellschaft hat für ihn nur den Zweck des Wohlergehens aller Einzelnen. Der Humanist besucht ein Krankenhaus wie der Samariter, der sich des Klagenden erbarmt; wie der Weise, der die Wahrheit auch aus den Zügen des Sterbenden liest und aus der Betrachtung der Vergänglichkeit zu neuer Freude am Dasein erstarkt.

Wenn wir durch das Hauptportal eingetreten sind, empfängt uns eine Matrone, in einem blauen Kleide mit weißer Haube und weißem Kragen. Sie bittet uns, unsere Namen auf ein Pergamenttäfelchen zu schreiben und in einem freundlichen Stübchen die Ankunft der „Schwester" zu erwarten.

Aller Dienst in Bethanien wird von den „Schwestern" ausgeübt, welche gleich gekleidet sind und gleichen Rang haben. Die allgemeine Kleidung ist wie die jener Matrone, doch wird an Sonn- und Festtagen das blaue Gewand mit einem schwarzen vertauscht.

Die Zahl der Schwestern beträgt 33, fast ebenso groß ist die der „Probepflegerinnen", welche eine einjährige Prüfungs- und Lehrzeit zu bestehen haben. Letztere, deren Alter zwischen 18 und 30 Jahren liegt, können jederzeit ausscheiden, die vereidigten Schwestern jedoch müssen ihren Austritt ein Jahr vorher ankündigen. Kürzlich hat die Schaar der Schwestern eine Gräfin von Stolberg-Wernigerode aufgenommen, welche gegenwärtig die erkrankte „Oberin", Fräulein von Rauzow, vertritt. Die Oberin ist mit der unmittelbaren Leitung des ganzen Instituts betraut, dessen Interessen überdies von einem Curatorium aus 20 Personen in regelmäßigen Versammlungen berathen werden. Die Beschützerin der Anstalt ist die Königin von Preußen. — Die verschiedenen Verrichtungen wechseln unter den Schwestern und bestehen in Pflege der weiblichen Patienten; Beaufsichtigung der Krankenwärter der Männerstationen; Verwaltung des Waschhauses, der Küche und Badeanstalt; Ordnung des Leinenzeuges und in auswärtigen Missionen nach andern Heilanstalten.

Nicht lange haben wir gewartet bis die Schwester, welche mit der Führung der Fremden beauftragt ist, erscheint und uns freundlich auffordert, ihr zu folgen. Sie hat eine schlanke aber kräftige Gestalt, ihre Gesichtszüge verrathen Güte und Sanftmuth, ihre Ausdrucksweise zeugt von Bildung.

Sie führte uns zuerst in die Kirche, welche die ganze Mitte der Hauptfront einnimmt, und deren innere Ausschmückung in byzantinischem Style ausgeführt ist. Ein schönes Bild des Christus und eine mittelgroße Orgel sind die Hauptzierden dieser Kirche, welche an jedem Sonntage zum öffentlichen Gottesdienste benutzt wird. Die fungirenden Geistlichen sind die Prediger Schulz und Beher.

Weiter führte uns die Schwester in die Apotheke und in das chemische Laboratorium, in welches metallene Röhren die heißen Wasserdämpfe aus einer Dampfmaschine leiten. Mit dieser Maschine wird hier Erstaunliches geleistet. Sie dient den Apothekern bei ihren chemischen Arbeiten; sie reinigt in der Waschkammer das Leinenzeug und dreht eine Vorrichtung zum Auswinden der Wäsche; durch sie werden mehrere Kachelöfen geheizt, in deren schmalen Zwischenräumen das nasse Weißzeug in wenigen Minuten getrocknet wird; sie sendet ihren Dampf in die von blanken Gefäßen schimmernde Küche und bringt binnen fünf Minuten das Wasser in acht großen Kesseln zum Sieden; und von ihr aus durchziehen eiserne Röhren die Zimmer, Krankensäle und Flure und bewirken die Heizung durch erwärmte Luft.

Nachdem uns die Führerin alle jene Gemächer des Kellergeschosses, Waschhaus, Trocknenkammer, Küche und Wäschkammer, gezeigt hat, leitet sie uns über weiche Matten, welche die Fußböden des ganzen Hauses bedecken, nach einem großen Saale, der mit seinen hohen Bogenfenstern und den Kreuzgewölben der Decke einen mittelalterlichen Anblick gewährt. In solches Gemach führen uns die gastfreundlichen Mönche, wenn wir nach ermüdender Wanderung in Italien oder im Orient eine willfährige Aufnahme in einem Kloster gefunden haben. Ein trauliches Halbdunkel erfüllt das klösterliche Zimmer, und in den Streiflichtern, welche durch die Fenster fallen, erglänzt das saubere Tischgeschirr. Es ist dies der Speisesaal der Krankenpflegerin. Wenn die freihängende Glocke über dem Portale erschallt, dann versammeln sie sich hier an den beiden langen Tafeln, die Schwestern an der einen, an der andern die Probepflegerinnen.

In einem kleineren Gemach finden wir die Einrichtung einer Schulklasse, und auch hier herrscht, trotz aller Einfachheit die höchste Eleganz. Die Bänke und das Katheder sind aus polirtem Holz; in der Mitte des Zimmers befindet sich eine Gaslampe mit einem Schirm aus weißem Milchglase. Die Tafeln und Wandkarten gehören zu den ausgezeichnetsten ihrer Art. Hier erhalten die Probepflegerinnen Unterricht in den Schulwissenschaften; die Schwestern werden hier von den drei Aerzten, den Doctoren Bartels, Wilms und Orthmann, in der Kenntniß der Krankheiten und der Krankenpflege unterwiesen.

Während wir den Corridor überschreiten, bringen vier graugekleidete Männer einen neuen Patienten in einem Tragkorbe. Die Schwester eilt herbei und unter ihrer stummen Anordnung wird der Kranke in das schon bereitete Bett gebracht, wo Pflege, Hülfe und vor Allem der linde Balsam des Trostes seiner harren. Für viele der Leidenden mag dieser Trost mehr in der sanften, theilnahmvollen Behandlung und in dem freundlichen, ermunternden Zuspruch liegen, als in den ermüdenden und abschwächenden Gebetsverrichtungen, womit man sie unablässig heimsucht.

Die Zimmer der dritten Klasse der Männerstation sind geöffnet. Auf reinlichen Betten liegen in jeder geräumigen Stube zehn Patienten. Ueberall sind die Wärter und die beaufsichtigenden Pflegerinnen zur Hand, und jeder Schmerzenslaut findet seine Erhörung. — In einem besondern Zimmer sind die kranken Knaben versammelt, welche schon so frühe dem ernsten Genius mit der gesenkten Fackel in das Auge schauen mußten; aber keiner von ihnen wird das junge Leben einbüßen. Die Nachmittagssonne, welche durch die klaren Scheiben fällt, erhöht das Roth der Wiedergenesung fast auf allen Wangen; Einzelne sitzen aufrecht im Bette und verfertigen kleine, zierliche Körbchen aus buntem Papier, ein kleiner Napier oder Omer Pascha oder sonst ein Eisenfresser der Zukunft fuchtelt sogar seine Bettdecke mit einem großen blechernen Säbel. —

Nachdem wir eine kleine Spende in die Büchse am Portal geworfen, verlassen wir Bethanien mit weichem aber zufriedenem Herzen. Es war auch ein Gefängniß, welches wir gesehen haben; aber wir fanden Menschen bereit, die Fesseln zu lindern oder zu lösen; nicht das Princip der Rache, Vergeltung und Peinigung waltete hier, sondern der Grundsatz der Liebe, des Erbarmens und der Hingebung.

Wahrlich, es gehört ein Weib dazu, die sonnigen wie die düsteren Tage, die langen Nächte, Wochen, Monate und Jahre in der Gesellschaft verunstalteter Leiber und verbitterter Seelen zuzubringen, ihnen zu Diensten zu stehen, ihrer unermüdlich zu warten und sie unverdrossen zu beruhigen. Es gehört etwas Höheres dazu, als der bestialische Schlachtenmuth des Mannes; das ist der Muth des Weibes, die Hingebung, Aufopferung, Nachsicht, Geduld, Engelsgüte, — alle die Tugenden, die wir an den Frauen täglich bewundern, wenn wir sie mit überwachten und verweinten Augen an dem Krankenbette des Mannes, oder an der Wiege des Säuglings oder am Sterbette der Mutter sitzen sehen. — Darum hat

Bethanien an den Schwestern die geeignetsten Personen zur Krankenpflege. Und wenn es gleich zu wünschen ist, daß nicht die frömmelnde Barmherzigkeit, sondern die Pflicht des Staates hinreichende Krankenhäuser für alle Leidtragenden errichte, — so möchten wir dennoch in der Leitung und Einrichtung aller solcher Staatsanstalten den herrlichen Geist der weiblichen Sanftmuth und Theilnahme nicht vermissen, den wir in Bethanien in hohem Maße angetroffen haben.

R. Springer.

Vergehen und Auferstehen
der Materie.

Die Materie (denn der Geist gehört hier durchaus nicht in unsere Betrachtung) ist ewig und unvergänglich und alle seit Erschaffung unserer Erde vorhandenen Stoffe nehmen weder ab noch zu, nur ihre Form und die Verhältnisse ihrer Mischung ändern sich immerwährend. Die zu Grunde gehenden Körper liefern nämlich fort und fort Material zu neuen Körpern. Wenn z. B. Pflanzen oder Thiere verfaulen, Holz und Kohlen verbrennen, Gesteine verwittern, so zerfallen sie endlich in einzelne, ihnen zu Grunde liegende, zum Theil nicht weiter zerstörbare Bestandtheile, von denen ein Theil luftförmig, ein anderer als Asche und Erde zurückbleibt. Diese luftförmigen und festen Ueberreste sind nun aber das Material, woraus die Natur neue Gebilde zusammenfügt. Das Holz, welches vor Millionen Jahren einer üppigen Pflanzenwelt angehörte, entreißen wir jetzt als Steinkohle dem Schooße der Erde; sie wird verbrannt, wobei auch nicht ein Stäubchen davon verloren geht; der größte Theil derselben erhebt sich in die Lüfte und dient nun der heutigen Pflanzenwelt als Nahrung. Diese Pflanzen werden sodann von Thieren und Menschen verzehrt und so werden dieselben Stoffe, welche zu einer Zeit, wo noch keine Spur von Menschen vorhanden war, einen Baum zusammensetzen halfen, jetzt Bestandtheile eines Thieres oder eines Menschen. Dagegen können dieselben Stoffe, nach Untergang dieses Thieres oder Menschens abermals in eine Pflanze übergehen u. s. f. So ist denn nirgends Ruhe in der Natur und alle Stoffe befinden sich in einem fortwährenden Kreislaufe, in stetem Wechsel ihrer Vereinigung. Vergleicht man nun aber Das, was vor Jahrtausenden unterging mit Dem, was jetzt besteht, so zeigt sich ganz deutlich auf unserm Erdboden eine allmälige, immerfort zunehmende Vervollkommnung des Geschaffenen und es läßt sich deshalb auch in Hinsicht auf die Materie sagen: „Tod ist nicht Tod, Tod ist nur Veredelung sterblicher Natur.“ Ein gebildeter Mensch muß deshalb beim scheinbaren Untergehen der Körper stets an das Auferstehen, d. h. an das Uebergehen der Stoffe jener in andere Körper, denken und auch zum Wohle des Entstehenden benutzen.

Zerlegt man die Substanzen, welche unsere Erde und Alles, was auf derselben existirt, bilden, so stößt man endlich auf Stoffe, die nicht weiter in andere Stoffe zerlegt werden können. Diese Stoffe heißen Urstoffe, Grundstoffe, Elemente oder einfache Körper (s. Gartenlaube Jahrgang I. Nr. 28); ihre Zahl beträgt 64. Jedoch sehen wir nur eine geringe Zahl derselben als Hauptfiguren auf der Bühne des allgemeinen Stoffwechsels fast ununterbrochen thätig und von diesen sind es vorzugsweise wieder der Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Kohlenstoff. Keiner der Grundstoffe läßt sich in einen andern verwandeln und ein jeder behält stets die ihm von Anfang der Schöpfung an verliehenen Eigenschaften (Kräfte). Gold, ein Element, wird demnach niemals vom Menschen künstlich dargestellt werden können. — Nach der bald größeren, bald geringeren Verwandtschaft der Elemente zu einander, gehen dieselben nun die mannigfaltigsten Verbindungen ein und bilden auf diese Weise eine Menge neuer, sogenannter zusammengesetzter Stoffe, denen nach der Eigenthümlichkeit ihrer Zusammensetzung die verschiedenartigsten Eigenschaften (Kräfte) zukommen. Man findet die zusammengesetzten Stoffe als Hauptmasse alles Geschaffenen, während die Grundstoffe, mit Ausnahme von Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenstoff, rein nur sehr vereinzelt in der Natur vorkommen. Manche dieser Zusammensetzungen zeichnen sich durch große Einfachheit aus und lassen sich deshalb auch künstlich darstellen, während andere, durch die vielfach verschlungenen und sich durchkreuzenden Beziehungen und Verknüpfungen der Grundstoffe zu einander, sehr complicirte Verbindungen sind. Die einfacheren Verbindungen, welche in flüssiger, erdiger oder krystallischer Form vorkommen, werden als sogenannte unorganische, todte, leblose Körper beschrieben, wie Luft, Wasser, Erden, Salze, Gesteine; dagegen bilden die zusammengesetzteren Verbindungen solche Substanzen, die sich nur in dem pflanzlichen, thierischen und menschlichen Körper vorfinden. Diese zusammengesetzteren Substanzen heißen auch organische und ihnen kommt, sobald sie einen bestimmten Grad von zusammengesetzter Mischung erreicht haben, eine bestimmte, sogenannte organisirte Form und mit dieser Eigenschaften zu, welche man Lebensthätigkeiten zu nennen pflegt und wohl auch einer ganz besondern Kraft, der Lebenskraft, zuschreibt. Die Erhaltung jenes organischen Mischungszustandes und der organisirten Form mit der daraus hervorgehenden Lebensthätigkeit kann aber nur durch fortwährendes Erneuern und Abstoßen der Bestandtheile jener Körper zu Stande kommen und somit beruht das Leben der sogenannten organischen, belebten, beseelten Körper oder Organismen, zu denen Pflanzen, Thiere und Menschen gehören, auf einem ununterbrochenen Stoffwechsel (s. Gartenlaube Jahrgang I. Nr. 39). Mit dem Aufhören dieses Stoffwechsels (d. i. Sterben, Tod) wird auch die eigenthümliche complicirte Zusammensetzung des organischen (durch das Sterben zur Leiche gewordenen) Körpers aufgehoben und seine organisirte Form zerstört; die zusammengesetzteren, organischen Stoffe desselben verwandeln sich nach und nach mit Hülfe des Sauerstoffs in einfachere, unorganische Stoffe; Elemente werden frei.

Unter den Zerstörungsprozessen, welche das scheinbare Vergehen unorganischer und organischer Körper nach sich ziehen, ist das Verwittern, Verbrennen, Verfaulen, Verwesen, Vermodern und Gähren für uns vom größten Interesse. — Der Verwitterungsproceß, dem wir die Bildung unseres Erdbodens (der Ackererde) aus den Urgesteinen zu verdanken haben, ist nichts anderes als ein Auflösen der Gesteine in dem Wasser und den freien Säuren (besonders der Kohlensäure) der atmosphärischen Luft. Dieser Zerstörung unterliegen mit der Zeit selbst die härtesten Gesteine, denn auch der Granit wird dadurch nach und nach in eine weiße erdige Substanz umgewandelt. — Die schnellste Zerstörung organischer Substanz ist durch Feuer möglich zu machen. Das Verbrennen kann aber nur bei Zutritt von Sauerstoff (der atmosphärischen Luft) zu Stande kommen, weil sich dieser hierbei mit den verbrennlichen Elementen, vorzugsweise mit dem Kohlenstoffe und Wasserstoffe, der organischen Substanzen verbinden muß. Es bilden sich deshalb beim Verbrennen hauptsächlich Kohlensäure, Kohlenwasserstoff und Wasser; diese Stoffe entweichen in die Luft und nur die unorganischen festen, unverbrennlichen Stoffe bleiben als Asche zurück. Natürlich wird diese letztere nach der verschiedenen Zusammensetzung der verbrannten Körper bald aus diesen, bald aus jenen Stoffen bestehen müssen. — Fäulniß, Verwesung und Vermoderung sind Zerstörungsprozesse organischer Stoffe, welche der Verbrennung ganz ähnlich sind und sich von diesen nur durch ihr langsames Vorsichgehen unterscheiden. Die durchaus nothwendigen Bedingungen, unter denen diese Prozesse zu Stande kommen können, sind: Wärme, Wasser und atmosphärische Luft (Sauerstoff). Man kann deshalb diese Arten der Zerstörung von organischen Körpern dadurch abhalten, daß man sie in eine Temperatur unter dem Gefrierpunkt bringt, oder daß man ihnen alles Wasser entzieht (durch Salz, Alcohol, Kohle, Zucker), oder daß man den Zutritt von Luft zu ihnen abhält (durch Wachs, Fett, Harz, Kalkstein), oder daß man ihnen die Fähigkeit, sich zu zersetzen, durch Chlor, Mineralsäuren, Holzessig oder Gerbstoff benimmt. Fäulniß heißt der Zersetzungsprozeß mancher organischen Körper, bei welchem Wasser die Hauptrolle spielt und dabei theils aufgenommen, theils zersetzt wird (in Wasserstoff und Sauerstoff). Am Fäulnißfähigsten sind die stickstoffhaltigen Eiweißsubstanzen und diese sind es auch, welche andere für sich nicht fäulnißfähige Stoffe zur Zersetzung fähig machen können. Man

nennt solche stickstoffhaltige Körper, welche, indem sie selbst in Zersetzung begriffen sind, auch in anderen die Zersetzung vermitteln, Fermente (wie die Hefe). Diese Fermente verlieren aber nach und nach diese zersetzungerregende Kraft und gehen endlich durch eigene Zersetzung zu Grunde. Es bilden sich bei der Fäulniß zuletzt hauptsächlich Kohlensäure, Kohlenwasserstoffgas, Wasser, Ammoniak, Schwefel- und Phosphorwasserstoffgas. Anstatt der Asche bleibt eine dammerdige Masse als festes Ueberbleibsel zurück. Die Verwesung ist die Zersetzung unter reichlichem Zutritt von atmosphärischem Sauerstoff und die Produkte dieses Prozesses sind hauptsächlich Kohlensäure und Wasser, neben erdiger Asche. Bei der Verwesung von Pflanzensubstanzen findet bisweilen eine so schnelle und heftige Sauerstoffaufnahme statt, daß es zu einer bedeutenden Wärmeentwickelung, ja bis zur Selbstentzündung kommen kann (z. B. bei feuchtem Heu und Mehl). Vermoderung nennt man den Zersetzungsprozeß, bei welchem der Luft- und Wasserzutritt nur mangelhaft vor sich geht. Einem solchen Prozesse sind z. B. die unter der Erdoberfläche verschütteten organischen Körper nicht selten unterworfen. Auch hier bildet sich schließlich hauptsächlich Kohlensäure und Wasser, sowie Moder. — Die Gährung ist wie die Fäulniß, Verwesung und Vermoderung ein der Verbrennung ähnlicher langsamer Zersetzungsprozeß, dem aber nur einzelne organische Substanzen, wie Stärke, Zucker, Alcohol und Milchsäure, unterworfen sind. Die Bedingung, unter denen die Gährung zu Stande kommt, sind wie bei der Fäulniß: Wärme, Wasser und atmosphärische Luft, sodann aber auch noch ein Ferment (Hefe). Von dem Grade der Zersetzung dieses Fermentes hängt die Art der Gährung ab; die zuletzt übrig bleibenden Stoffe sind bei dieser Art der Zerstörung ebenfalls Kohlensäure und Wasser. Die Stärke kann eine Zuckergährung eingehen (sich in Stärkezucker verwandeln), wie dies beim Keimen des Getreides (beim Malzen) mit Hülfe eines Fermentes (Diastase genannt) und im menschlichen Körper mittels des Speichels der Fall ist. Die weinige oder geistige Gährung, deren Produkt Alcohol ist, kommt bei Wärme und unter Zutritt von atmosphärischer Luft in Flüssigkeiten zu Stande, welche Zucker und ein Ferment enthalten. Bei der Verbrennung des Zuckers durch den Sauerstoff bildet sich hier aus dem Zucker Alcohol und Kohlensäure. Die letztere entweicht und deshalb ist es gefährlich, sich in solche Räume, wo Stoffe die weinige Gährung erleiden, ohne Vorsicht zu begeben. Das die Gährung bedingende Ferment erzeugt sich entweder in der Flüssigkeit selbst durch Fäulniß von Eiweißsubstanzen (wie bei der Weinbildung) oder wird als solches (Hefe) zugesetzt. Auf der geistigen Gährung beruht die Herstellung aller geistigen Getränke. Die saure oder Essiggährung besteht in der Verwandlung des Weingeistes in Essigsäure durch den Sauerstoff der Luft, wobei sich neben der Essigsäure auch noch Wasser bildet. Die Milchsäuregährung kommt vorzugsweise in einer Milchzucker enthaltenden Flüssigkeit zu Stande und das Produkt dieser Gährung, die Milchsäure, kann sich durch weitere Gährung in Buttersäure verwandeln. — Ehe durch diese Zersetzungsprozesse die vollständige Auflösung organischer Substanzen (in Kohlensäure, Kohlenwasserstoff, Wasser und Ammoniak) vor sich geht, erzeugen sich gewöhnlich im Verlaufe der Zerstörung vorher noch Substanzen, die für uns von größerer oder geringerer Wichtigkeit sind, wie z. B. Dammerde, Torf, Kohle, Alcohol, Essigsäure u. s. w.

Forschen wir nun nach, wo die beim scheinbaren Vergehen der Körper sich bildenden luftförmigen und festen Stoffe hinkommen, so findet sich, daß dieselben stets zur Zusammensetzung anderer, vorzugsweise organischer Körper verwendet werden, so zwar, daß die einen Stoffe in diese, andere in jene Körper aufgenommen werden, nicht aber alle zusammenbleiben und zu einem einzigen neuen Körper wieder zusammentreten. Eine derartige Verwandlung existirt in der Körperwelt nicht. — Der Pflanze sind für ihr Bestehen: Wasser, Kohlensäure und Ammoniak, sowie bestimmte Salze, unentbehrlich, sie erhält diese ihre Nahrungsstoffe theils durch die Verwitterung von Gesteinen, theils in Folge der Verbrennung, Fäulniß oder Verwesung und Gährung organischer Substanzen. Deshalb geben ja eben faulende pflanzliche, thierische und menschliche Stoffe gute Düngungsmittel ab und es würde das Verbrennen menschlicher Leichen, sowie das vereinzelte Begraben derselben ohne Särge insofern von großem Vortheile für die Menschheit sein, weil alsdann die Zersetzungsprodukte unseres Körpers das Gedeihen solcher Pflanzen befördern würden, die dem hungernden Armen eine reichlichere und bessere Nahrung geben könnten, als er jetzt genießt. Ist es nicht erhebend, wenn wir Bestandtheile unseres Körpers nach dem Tode in Pflanzen und Früchte übergehend wissen, die unsere Mitmenschen vor dem Hunger schützen, oder wenn ein Freund Stoffe, die unserm erstorbenen Herzen entstammen, in dem Vergißmeinnicht wiederfindet, das auf unserer Grabstätte blüht?

B.

Russischer Krieg. — Afrikanisches Friedens-Oel.

Wie der Krieg manche Lichter ausputzt, ist nicht schwer zu begreifen. Der Talg wird theuer und die Sache ist gemacht. Wie aber derselbe Krieg in Afrika das Oel des Friedens unter Sklaven gießt und sie zur Freiheit und Civilisation ruft, bedarf einer weiteren Beleuchtung, um diesen großen Prozeß in seiner ganzen Größe zu übersehen.

Rußland war der Talg-, Lichter- und Seifenlieferant für Europa, besonders für England, welches in den letzten sechs Jahren 7,634,908 Centner Talg aus russischen Häfen erhielt. Der Krieg hat diese Zufuhr abgeschnitten, so daß in England Licht und Seife bereits über das Doppelte gestiegen sind und die russischen Talg-Producenten in Gefahr kommen, in ihrem eigenen Fette zu ersticken. Die ungeheueren Massen Rinder und Ochsen, welche in den großen Steppen Südrußlands weiden, sind für ganze Gegenden, Städte und Häfen fast die einzige Lebensquelle, insofern sie den Talg davon verkaufen können. Aus dem großen Vorrathe in den Steppen werden regelmäßig Heerden eingefangen und in die Salgans oder Talgfactoreien zur Mast getrieben. Sind sie fett genug, werden sie hundertweise geschlachtet und, nachdem die gröbsten Knochen herausgehackt sind, in Stücken zerhauen und in ungeheuern Kesseln ausgekocht. Die Kessel sind so fabelhaft groß, daß 12, 15 — 20 Ochsen auf einmal darin ausgekocht werden können. Die verschiedenen Abrahmungen des Talgs geben verschiedene Qualitäten, die in Fässer gepackt und in den Häfen an große Exporteurs verkauft werden. Man denke sich die Folgen des Krieges, wenn Millionen Centner Talg und unzählige Wispel Getreide nicht durch Ausfuhr verwerthet werden können! Die Folgen sind auch für Europa nicht erfreulich, aber das weiß sich schon mit Amerika und Afrika zu helfen. England ist so zu sagen über den Berg und hat vor Beginn des Krieges schon Talglichter machen gelernt, ohne einen Tropfen Talg oder sonst thierisches Fett dabei zu verwenden.

Die Stearinlichter und Palmölkerzen sind im Allgemeinen bekannt, doch werden hier einige chemisch-technische Bemerkungen nicht überflüssig sein, weil es dadurch klarer wird, wie der russische Krieg die Sklaven in Afrika befreit.

Bis vor wenigen Jahren wurden in der von den Vorvätern ererbten Weise Talglichter gegossen, für die Reicheren von Wachs und Walrath. M. Chevreul, der ausgezeichnete französische Chemiker, fing aber 1811 an zu fragen und zu untersuchen, ob die Flamme des Talglichtes die ganze Substanz verzehre und nicht vielleicht etwas darin sein könnte, was den Verbrennungsprozeß und die Leuchtkraft eher störe, als fördere. Nach dreijähriger Untersuchung entdeckte er zuerst eine chemische Substanz im Talge, die er „margarische Säure" nannte, später die „ölichte Säure" und 1814 die „stearische Säure" oder Stearin. Alle diese drei Säuren verbrennen, aber eine vierte, mit der sie im Talge chemisch verbunden sind und die er Glycerin nannte, erwies sich als unverbrennlich. Einige Jahre nach diesen Entdeckungen schlug Gay Lussac dem Entdecker vor, eine industrielle Anstalt für Fabrikation von margarischen und stearischen Lichtern (aus Talg, welcher von dem unverbrennlichen Glycerin befreit war) zu gründen. Beide Chemiker gingen nun mit ihrem Patente an's Werk, aber da Niemand zweien Herren dienen kann, machten die großen Männer der Wissenschaft an sich die Erfahrung, daß sie der Welt auf indu-

striellem Wege keine Lichter weiter aufgehen lassen könnten. Ihre Anstalt machte 1825 bankerott. Die Chemiker zogen sich in ihre Laboratorien zurück und die Industrie bemächtigte sich ihres rechtmäßigen Antheils an der großen Entdeckung. Die Herren Bennet, Milly und Motard machten Lichter mit (nach Chevreul) verbessertem Talge; aber noch bedurfte es fünf Pfund Talg um zwei Pfund der neuen Lichtermasse zu gewinnen, so daß sie nur zu hohen Preisen verkauft werden konnten. Giebt's keinen Ersatz für Talg? war nun die Frage an das Schicksal. O ja! Palmöl. Ein großes Wort. Die Könige der Pflanzenwelt sollten nicht mehr nutzlos in der Wüste stehen und Millionen schwarzer Sklaven und Barbaren sollte die Stunde der Erlösung schlagen. Und so erscholl das Wort **Palmöl** für Talg. Dr. Hempel, ein Deutscher in London, und Mr. Blundell nahmen ein Patent auf die vom Ersteren erfundenen Palmwachslichter und Mr. Blundell und Mr. Spence **machten** solche Lichter, nachdem sie den Erfinder — wie das so Regel ist — bei Seite geschoben. Aber die Lichter sahen dunkel aus und kamen deshalb nicht recht in die Mode. Inzwischen ließ sich Mr. Soames Cacaonußöllichter patentiren. Er verkaufte sein Patent an die Herren Wilson und Lancaster, die Begründer der größten neuen Lichterfabrik in Vauxhall. Ihre Lichter bedurften erst noch der Lichtputze, aber bald entdeckte man, daß eine bestimmte Quantität Cacaonußstearin gemischt mit Palmölstearin die prächtigste Lichtermasse gab, die keines Putzens bedarf und deren schönes Licht wir wohl alle kennen. Dabei konnte das Pfund für ein Schilling und später noch billiger verkauft werden.

Im Vauxhalltheile Londons arbeitet nun die größte Lichterfabrik der Welt, ohne einen Tropfen Talg zu brauchen, eine neue Lichtquelle für Europa, der Erlöser Afrika's und zugleich ein **pädagogisches** und administratives Muster für alle großen Industrieanstalten, da alle die unzähligen, darin beschäftigten Knaben und Mädchen zugleich auf das Sorgfältigste auf Kosten der Anstalt erzogen und in musterhaften Schulen unterrichtet werden.

Doch gehen wir auf unserem Wege vom russischen Kriege zu den Lichtern und von ihnen zur Civilisirung Afrika's weiter.

Die Anstalt in Vauxhall macht Lichter von Pflanzensäften. Das Cacaonußöl kommt hauptsächlich von der Insel Ceylon, wo die Gesellschaft über Tausend Acker Cacaonußwaldung gekauft hat, um der Zufuhr sicher zu sein. Jeder Baum giebt von seiner Reife an (im zehnten Jahr) etwa 100 Jahre lang jährlich 100 Nüsse. Das Oel befindet sich im **Kerne**, aus welchem es ausgepreßt, getrocknet und dann durch Steine zermalmt und kalt und heiß behandelt wird. Aus dem letzteren Prozesse gewinnt man das Cacaonußöl.

Palmöl kommt aus der **Schale** der Palmfrucht, etwa von der Größe eines Taubenei's mit einer goldenen, weichen Hülle. Letztere wird zerquetscht und gekocht, wobei sich aber das Oel sammelt, welches nach Abkühlung fest wie Butter wird und eben so aussieht. Die schwarzen Bewohner Guinea's an der Westseite Afrika's bringen diese „Butter" in verschiedenen Gefäßen nach der Küste in die englischen Factoreien und Lagerhäuser und tauschen dafür englische Industrieartikel ein. Oft bringt Einer kaum ein Pfund hundert Meilen weit her, um sich Zeug zu einem neuen Anzug dafür zu holen.

Beide Oele unterliegen chemischen und mechanischen Processen, ehe sie zusammen die Stearinmasse bilden, aus denen die Lichter geformt (nicht gegossen) werden.

Die Sache steht jetzt nun also so, daß schöne Lichter von solider Stearinsäure gemacht werden, welche besser brennen, als die von ungereinigtem Talge, und wohlfeiler als die von gereinigtem. Palmöl giebt den Hauptbestandtheil jetzt schon wohlfeiler, als Talg, und dieses Palmöl wird gerade in den Theilen Afrika's gewonnen, wo bisher der Sklavenhandel in der scheußlichsten und ausgedehntesten Weise betrieben wird. Dies thun hauptsächlich die verschiedenen Negerkönige, weil sie sich auf eine andere Weise keine „Steuern" verschaffen können. Fängt nun aber das Volk an, in größerem Maße Palmöl zu produciren, können sich Könige und Unterthanen Geld verschaffen, ohne Menschen einzufangen und zu verkaufen. Der „Unterthan" bekommt jetzt als „Producent" Werth, den er früher nicht hatte. Dies ist ein gewaltiger, weil praktischer Cultur- und Civilisationsprozeß.

Mr. Wilson, Director der großen Stearinlichtfabrik in Vauxhall machte in einem öffentlichen Vortrage auf diesen wichtigen Umstand besonders aufmerksam, und eine Commission des Unterhauses, welcher die Untersuchung desselben übertragen worden war, verschaffte sich eine große Menge hierher bezügliche Thatsachen, besonders von Mr. Hutton, dessen Haus seit mehr als vierzig Jahren mit Afrika handelt. Letzterer erzählte, daß man jetzt statt der Perlen, kleinen Spiegel und sonstigen Spielereien, womit man bisher das Palmöl eintauschte, mehr nützliche, civilisirende Artikel sende und er einmal an König Jaman von Alt-Calabar ein ganzes, transportables Haus im Werthe von 7000 Thaler gesandt und die Bezahlung dafür durchaus in Palmöl bekommen habe.

Capitain Forbes erzählt in seinem interessanten Buche „Dahomey und die Dahomeyaner" (ein Reich an der Westküste, dessen König mit vielen Tausend Mann durchaus **weiblicher** Soldaten, welche zugleich seine Frauen sind, professionell vom Einfangen und Verkaufen der Gefangenen lebte), daß unzählige Massen von Bewohnern der Küste sich veranlaßt gefunden, den Sklavenhandel ganz aufzugeben, weil das Palmöl ein besseres, sichereres und anständigeres Brot bringe, daß die englischen Industrieartikel bei ihnen in hoher Gunst ständen und Tausende blos deshalb Palmöl machten, weil sie mit Sklaven solche Dinge nicht kaufen könnten. Wenigstens ein ganzes Drittel der ungeheuern Küste sei auf diese Weise bereits der Civilisation gewonnen. Alle Hauptverkehrsstraßen Central-Afrika's, das Niger-Delta, die Benin's, die Cameruner, die Calabaren haben sich bereits dem Gesetze der Civilisation unterworfen und sehen mit Ekel und Entrüstung auf den Sklavenhandel herab. Wir erinnern hierbei, daß die deutschen Entdeckungsreisenden Dr. Barth, Dr. Overweg, Dr. Vogel (ein Leipziger) und der Engländer Richardson im Innern Afrika's bereits die bedeutendsten Eroberungen für die Wissenschaft und zukünftigen civilisirenden Verkehr gemacht haben, ein anderer Deutscher die neueste Nigerexpedition mitmacht und die englische Regierung in Folge der wichtigen Entdeckungen Barth's eben eine neue Expedition von der Westküste aus in's Innere ausrüstet.

Nicht weniger als 20,000 Tonnengehalt von Schiffen sind allein von Liverpool aus mit dem Palmölimport beschäftigt. Von 1849 bis 1853 stieg die Palmöleinfuhr von 4,971,800 auf 6,632,560 Centner. Und bis dahin war noch nicht vom Kriege mit Rußland und doppelt und dreifach gestiegenen Talgpreisen die Rede. Der Einfluß des russischen Krieges auf den Frieden und die Civilisation Afrika's wird nun durch das Interesse allmächtig. Die englisch-afrikanische Expedition hat gradehin den Zweck, eine gute Wasserverbindung mit den Theilen, wo der Palmölbaum am Reichlichsten und Vorzüglichsten wächst — am Zusammenflusse des Niger und Tsadda — die Dr. Barth für ein und denselben Fluß hält, ausfindig zu machen.

Diese Eroberungen Barth's, Overweg's, Vogel's, Richardson's in Verbindung mit der englischen Expedition und dem englischen und dem **Licht-Interesse** der Welt überhaupt werden wahrhafte Eroberungen sein und die glänzendsten Siege der Dundas' und Napier's überstrahlen.

So taucht aus dem Pulverdampfe der Ostsee und des schwarzen Meeres bedeutungsvoll der älteste Welttheil der Civilisation als ein neuer auf, Afrika, so lange eine leere, brennende Wüste im Weltmeere, eine Europa an Größe viermal übertreffende Welt voll bunten, glühenden, saftigen, lichtspendenden Lebens. Wo jetzt in unendlichen Wüsten und Oasen die Könige der Wildniß, die Palme und der Löwe, die Einsamkeit betrachten, wo die Schiffe der Sandmeere — die Kameele — und hochgethürmte Giraffen, Elephantenheerden und Sklavenkaravanen begegnen und das helläugige braune Tibbuh-Mädchen ängstlich sich und ihre Ziegen hütet, damit keine Räuberbande sie und ihren Reichthum wegfange, wo unabsehbare Oasen und strotzende Fluß- und Seeufer, fruchtbare Wälder und Wiesen vergebens in üppigsten Blüthen und Früchten strotzen und Tausend brauner und schwarzer Menschen neu- und wißbegierig um die ersten weißen Europäer herum sich drängen, um zu hören von einer fremden, schönen Welt, die ihnen so unendlichen Reichthum von Industrieschätzen für ihren Fleiß bietet — da wird es sich nun von allen Seiten, von Innen und Außen freudig regen, und freie, freudige Hände werden in immer wachsenden Schaaren aus goldenen Früchten das friedliche Licht pressen, das künftigen Lesern der Gartenlaube am Feierabende im Kreise einer glücklichen Familie recht freundlich leuchten mag, ohne daß sie mitten in einem Satze nach der Lichtputze zu fragen brauchen.



Seba

1. Ruinen von Chersonesos.
2. Kirche von St. Vladimir.
3. Quarantaine-Hafen.
4. Lazareth.
5. Quarantaine-Fort mit 60 Kanonen.
6. Fort Alexander mit 90 Kanonen.
7. Batterie von Sebastopol mit 50 Kanonen.

* Siehe „Gartenlaube" Nr. 23.

8. Fort Nicolas mit 200 Kanonen in 3 Reihen.
9. Fort Paul mit 84 Kanonen.
10. Wohnungen dee in den Docks angestellten Arbeiter.
11. Trocken- und Reparatur-Docks.
12. Hospital.
13. Magazine.
14. Südhafen, nur für kleinere russische Schiffe. $^{1}/_{11}$ Meile breit und $^{3}/_{4}$ Meile lang.

15. Die Stadt Sebasto
16. Artillerie-Bucht.
17. Zeughaus.
18. Kasernen.
19. Fort und Wall Se 50 Geschützen, ze theidigung der S



p o l.*

Kreisförmiges Fort mit
Land hin die einzige Ver-

20. Wasserleitung.
21. Durch den Felsen gehauener Tunnel, 800 Fuß lang.
22. Die Kalfaterbucht.
23. Der Innenhafen von Sebastopol, Ankerplatz für die russ. Kriegsschiffe.
24. Leuchtthurm von Inkermann.
25. Armee- und Schiffsbäckereien.
26. Batterieen.
27. Signal-Posten.
28. Fort Constantin mit 110 Kanonen.
29. Fort Catharina mit 120 Kanonen in 3 Reihen.
30. Batterie von 30 Geschützen.
31. Die „Fury" (engl. Dampfboot) v. russische Schooner.
32. Schwarzer Fluß.

Blätter und Blüthen.

Die praktische Seite der Amerikaner. Es giebt wohl keinen praktischeren Menschen auf der weiten Gotteswelt, als den Nordamerikaner, und unser sächsischer Stamm hat Ursache, auf diesen Sprößling besonders in dieser Hinsicht stolz zu sein. Wir dürfen aber auch darin eben nichts Ungewöhnliches oder selbst Unerwartetes finden, denn aus der Mischung aller Racen hervorgegangen, mit einem Lande zur Entwickelung, das seinen Kräften vollen und freien Spielraum ließ, und eigentlich gar keine Grenzen für ihn hatte, weder für die Strebsamkeit seines Geistes, noch die, dem Amerikaner eigene Wanderlust, waren und sind gerade ihm alle jene Vortheile gegönnt, die wir zum großen Theil im alten Vaterland entbehren. Mit der vollen Freiheit seiner Bewegungen und in einem noch wilden, kaum begonnenen Lande zwang ihn die Noth zuerst zu manchem Schritt, und der Ehrgeiz dabei, es dem Mutterland zuerst gleich-, dann zuvorzuthun, wie eine rasch aufwachsende Opposition im eigenen Vaterland, die drängte und trieb, den Nachbar zu überflügeln, und der wachsende Reichthum mit dem Verlangen nach mehr, half nach.

Keine Gesetze, nur scheinbar geschaffen, eine zahllose Beamtenwelt in Brot zu halten, beengen dort sein Streben; kein Zunftzwang, keine alten, hartnäckig aufrecht erhaltenen Gerechtsame und Monopole Einzelner oder ganzer Regierungen warfen ihm Hindernisse in den Weg, deren Beseitigung bei uns Rebellion genannt werden würde. Regierung und Natur erlauben ihm dort, praktisch zu sein — oder er erlaubt es sich vielmehr selbst, und das Resultat stellt sich heraus, daß er es ist.

Der Geist dazu liegt aber schon in dem Volke selber, und aus tausenden von Beispielen will ich hier ein einzelnes anführen. Ich stand einst vor einem Laden in Cincinnati, vor dessen Thüre sich ein junger Bursch müßig herumtrieb. Der Eigenthümer verwies es ihm und der Knabe antwortete erst trotzig, war dann still, ging fort und kehrte nach etwa zehn Minuten zurück.

„Sir“, wandte er sich dann an Jenen, nachdem er uns Beide erst einen Augenblick betrachtet hatte, „Ihr wollt, ich soll nicht müßig sein, so gebt mir Gelegenheit, etwas zu verdienen.“ — „Ich habe nichts für Dich zu thun“, lautete die Antwort. — „Das ist auch gar nicht nöthig“, sagte der Knabe ruhig, „ich will schon selber Beschäftigung finden, aber ich brauche ein Capital.“ Der Kaufmann lachte und frug wie viel. „Ich brauche einen halben Dollar“, sagte der Knabe ernsthaft, und das Glühen seines Gesichts und das Blitzen seines Auges verriethen, daß es ihm Ernst sei mit dem neuen Gedanken. „Und wenn ich Dir den nun gebe, wann wirst Du ihn mir zurückzahlen können?“ — „In spätestens vier Wochen.“ Der Knabe bekam das Geld und vierzehn Tage später zahlte er es ehrlich nicht allein zurück, sondern hatte in der Zeit auch schon einen kleinen Handel mit allen möglichen billigen Gegenständen begonnen, in dem selbst Zeitungen und Bücher nicht fehlten, und der allerdings noch in einem sehr kleinen Korbe Raum hatte, aber mit der Zeit wuchs und dem jungen Burschen einen „Anfang in der Welt“ sicherte.

Mit den geringsten Mitteln und dem größten Selbstvertrauen beginnt der Amerikaner, wenn er sich einer Sache einmal ernst zuwendet, seine Laufbahn; kein Hinderniß schreckt ihn dabei ab, zehn Mal zurückgeworfen, fängt er zum elften Mal eben so guten Muths von Neuem an, und sollt' es ihm gar nicht glücken, stirbt er zuletzt darüber, so geschieht das mit der festen Ueberzeugung, daß er doch noch in kurzer Zeit ein reicher Mann geworden.

Der Hinterwäldler z. B. und ich kenne da tausende von Beispielen, zieht mit der Axt in den Wald — er hat keinen Vierteldollar baar Geld in der Tasche, kein drittes Hemd, kein zweites Paar Schuhe und beginnt den Grund zu der großartigsten Farm. Die Axt aber ist ihm auch Alles, mit ihr baut er sich sein Haus, stellt seine Fenz oder Umzäunung her, ja arbeitet sich sein ganzes Ackergeräth selber damit, Pflug und Ochsenjoch und selbst den einfachen Wagen, den er im Walde braucht.

Eben so praktisch ist der Handwerker — sein Handwerkszeug ist das vortrefflichste der Welt, sei es ein Zimmermann oder Tischler, Bäcker, Schuster, Sattler oder wie er heißen mag, und so hartnäckig der Deutsche besonders im Anfang an dem selber mitgebrachten Handwerkszeuge hängt, weil er sich nun einmal eingeredet hat, daß es wirklich das beste sei, wirft er es doch zuletzt in die Ecke, weil er sonst mit dem Amerikaner nicht concurriren kann.

Dabei weiß sich der Amerikaner, wozu ihn aber das wilde, früher von allen Hülfsmitteln entblößte Land des Westens gebracht, in Allem zu helfen; er macht Alles selber und mit den einfachsten Instrumenten, während der im alten Vaterland Auferzogene auch für jede verschiedene Beschäftigung nicht allein einen verschiedenen Handwerker oder Arbeiter, sondern auch verschiedenes Werkzeug verlangt. Eine charakteristische Anekdote hat der Amerikaner darüber selber.

Ein Farmer stellte zwei Arbeiter an, den einen, einen Amerikaner, ein paar Bäume zu fällen, später einen Steg über einen steilen Bach zu bauen und einen Irländer, einen Graben auszuwerfen und den dabei liegenden Weg von Erde frei zu schaufeln. Als er nach einiger Zeit zurückkommt, hat der Amerikaner die Stämme gefällt, sich selber dann einen Flaschenzug hergerichtet und sie allein über den Bach gezogen, dann Breter mit seiner Axt ausgespalten und den Steg fertig gemacht; der Ire dagegen seinen Graben ausgeworfen, die Erde aber auf dem Weg liegen gelassen. „Aber ich habe Dir doch gesagt, daß Du den Weg frei schaufeln solltest“, sagte ihm der Farmer.

„Frei schaufeln, Sirrah“, erwiedert ihm der Irländer, „ja wohl, aber wie sollt' ich das machen? — Ich hatte ja nur einen Spaten.“

Die Yankees, d. h. die Bewohner der nordöstlichen Staaten der Union gelten dabei, selbst unter den Amerikanern, als die meist praktischen Menschen der Nation und sie sagen mit einem eigenthümlichen Stolz auf diese bevorzugten Kinder ihres Landes: „Setzt einen Yankee auf eine Insel mitten in's Weltmeer und gebt ihm nur ein Federmesser und einen Haufen Schindeln, und er arbeitet sich an's feste Land hinüber.“

Daß dieser sehr praktische Sinn, besonders der Yankees, aber auch ausarten kann, beweisen z. B. die aus Holz gedrehten Muskatnüsse, die hölzernen Schinken und die mit rohen Kartoffeln, rothem Flanell und Löschpapier gestopften „geräucherten Würste“ eben derselben.

Krieg und Seuchen. In 22 Kriegsjahren von 1793 bis 1813 zählte die englische Marine einen Verlust von 19,796 Getödteten und 79,180 Verwundeten durch Kriegswaffen, — hingegen in zwei Friedensjahren, 1848—49 durch Epidemien (Seuchen, wie Typhus, Cholera, gelbes Fieber etc.) 72,180 Todesfälle. — Im Durchschnitt gerechnet, sterben in England alljährlich 115,000 Menschen an Typhus und ähnlichen Volkskrankheiten, das heißt mit anderen Worten: an Vernachlässigung der einfachsten Gesundheitsmaßregeln, an Unreinlichkeit, schlechter Luft, stockender Feuchtigkeit, ungesunden Wohnungen und dergl. mehr.

Der Bulgarier. Die Engländer und Franzosen sind jetzt in und um Varna, in Bulgarien, deren Bevölkerung zum ersten Male civilisirte Menschen anstaunt. Der Bulgarier, wie er sich mit seinem Ochsenkarren dem Lager nähert, um seine Dienste anzubieten, ist ein starker, wohlgewachsener, schöner Kerl, mit fein geschnittenem Profil und schwarzen Augen, aber zerlumpt und mit dem Stempel der Verwahrlosung und Knechtschaft gebrandmarkt. Nur scheu wagt sich sein niedergedrückter Blick unter der schwarzen Schaffellkappe hervor. Das Gesicht steckt zum Theil in einem schmutzigen Labyrinthe von Bart, dem niemals ein Rassirmesser Schranken anwies. Die braune, grobe Jacke hängt locker um seinen Oberkörper, aus der eine bloße, beinahe schwarzgebrannte Brust sich breit hervorthut. Statt des Hemdes trägt er ein langes Stück Zeug, das in der Taille von einer Leibbinde gehalten wird. In letzterer stecken ein Yataghan (großes Messer) und ein Pfeifenrohr von Schilf. Weite Beinkleider ziehen sich unter den Knieen zusammen, weiter unten Lumpen von Lumpen und Stricken um die Beine gebunden. Man sieht ihm an, daß es in seinem Geiste eben so wüst ist, wie umher in seinem Lande. Man rechnet die Bulgarier zu den Christen, ihre Religion besteht aber in Zauberglauben, Amuletten, Besprechungen und dem Glauben an den speciellen Dorfheiligen. Er fürchtet in dem Türken seinen vom Himmel bestimmten Meister, hofft aber auf den Russen, der, wie man ihm eingeimpft, von Gott berufen ist, ihn zu erlösen. Sein ganzer Reichthum ist diese elende Ochsenkarre, neben der er viele Meilen weit her getrampelt kam, um Geld zu verdienen. Er bekömmt von dem englischen Commissariat für seine, seiner magern Ochsen und seines Karren Dienst täglich drei Schillinge (einen Thaler) und kann nicht begreifen, wie seine Dienste auf einmal zu so hohem Werthe gekommen. Er lebt von elendem schwarzen Brot und Reis in Oel gekocht, gewürzt mit Knoblauch, dessen Geruch sein ganzes Wesen wie eine Festung umgiebt, die ohne Tödtung des Geruchssinns keine Macht so leicht einnehmen kann. In seinen stolzesten Momenten trinkt er Fusel oder „Raki,“ einen Landwein, dessen Name schon im Halse kratzt. Grüneberger soll Honig dagegen sein. Vergebens sucht man in dem Bulgarier nach den Spuren seiner Ahnen, der alten Thracier und römischen Legionen, von denen er abstammt. Der bulgarische Bauer ist das vollendetste Produkt eines verthierten Menschen. Wenn er so, niedergeschlagen, mit herabhängendem Kopfe, träge und schwer neben seinen Ochsen hinstolpert, muß das härteste Herz Mitleid ergreifen über diese dumpfe, stumpfe, stumme Niedertracht. Was die Engländer und Franzosen auch vor seinen Augen thun, er staunt zum ersten Male Civilisation darin an. Die regelmäßige Uhr des Dienstes, die Art, wie sie sich amusiren, Gänse, Enten und Fische in dem großen See hinter Varna schießen, stechen und angeln, wie sie waschen, rasiren, spielen, trinken und überhaupt leben und leben lassen — ist ihm die erste dämmernde Morgenröthe der Civilisation vom Westen, die einst vor Jahrtausenden auch über sein verwahrlos'tes Land vom Osten nach Westen schritt. Die englisch-französische Expedition ist auch bei aller bisherigen Faulheit der Politik, die dahinter zögert und lauert, eine große Mission der Bildung. Der Bulgarier, der Rajah lernt zum ersten Male sein Haupt erheben, der Türke, bisher in seinem bornirten Glauben der von Allah berufene Herrscher und Höchste des Ostens, lernt sich bucken unter den Sitten und Gebräuchen christlicher Missionäre des Westens, die alle seine Macht und Herrlichkeit spielend zusammenbrechen könnten und ihn in Wissen und Können chimborassohoch überragen. Die Christen der Türkei lernen sich aufrecht tragen, der Türke verliert den Halt für seine Vorrechte. Die Racen, Klassen und Sekten finden in der Civilisation einen Punkt der Gemeinsamkeit. Die Verschmelzung dieser Unterschiede in Bildung und Arbeit bildet eine stärkere Mauer gegen das Eindringen asiatischer Barbaren, als alle Siege mit Waffen.

Literarisches. Gott sei Dank, mit der deutschen Literatur wird sich's wohl wieder machen! Die Rettung kömmt abermals aus Weimar, von wo einst Schiller, Goethe, Herder, Wieland etc. etc. ihre Meisterwerke veröffentlichten. Dort kündigt nämlich eine Buchhandlung eine „Wohlfeile Unterhaltungs-Bibliothek“, das Bändchen zu 5 Ngr. an, ein Unternehmen, wie sie sagt, was vor jedem andern derartigen einen **Vorzug** dadurch habe, weil damit die Herausgabe von Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten verbunden sei, die von einem großen Theile des lesetustigen Publikums sehr gern gelesen würden und seit Jahren im Buchhandel fehlten. — Das heißt doch einem längst gefühlten Bedürfniß abhelfen.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

No. 31. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Der Honigbaum.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika giebt es eine Unmasse von wilden Bienen, die ihre Zellen in hohle Bäume oder Aeste bauen und dort vortrefflichen Honig einlegen. Es leben dort auch Leute, die ein wirkliches Geschäft daraus machen, den Bienen nachzugehen und die Bäume zu finden; besonders in Illinois z. B. wo die weiten blumigen Prairieen das wahre Paradies der Bienen sind; aber auch in Missouri und Arkansas, Louisiana und Texas sucht der Jäger eifrig, die Stellen aufzufinden, die ihm so süßen Raub versprechen, und süßer Honig gehört nicht allein zu seinen Delicatessen, nein, bildet sogar einen Theil seiner Provisionen, neben getrocknetem oder geräuchertem Wildpret und Bärenspeck, neben gedörrten Kürbissen und ausgeschältem Mais.

Die Bienenjagd selbst ist sehr einfach; soll ein Baum aufgefunden werden und sind nicht gerade honigreiche Blumen in der Nähe, auf denen die Bienen arbeiten, und von denen ab ihr Cours zu bestimmen ist, so wählt sich der Jäger in irgend einer Gegend, in der er Bienen vermuthet, einen kleinen offenen Platz, oder haut sich mit seinem schweren Jagdmesser einen solchen im Walde aus, in dessen Mitte er dann einen Stock in die Erde schlägt, ein Bündel Blätter darauf steckt und verdünnten Honig darüber weg spritzt.

Nicht lange dauert es, so finden die Bienen die süße Lockung, und nachdem sie sich schwer damit beladen haben, steigen sie erst in kleinen, dann in größer werdenden Kreisen in die Höhe, als ob sie sich über die genaue Richtung orientiren wollten, und schießen nun plötzlich in schnurgerader Linie ihrem Baume zu, um das Gesammelte im allgemeinen Waarenhaus niederzulegen.

Der Bienenjäger muß nun vor allen Dingen genau auf die Richtung achten, in der die beladenen Bienen fortziehen, wozu natürlich ein gutes Auge gehört; dann trägt er seine Lockspeise zwei- bis dreihundert Schritte den fortgezogenen Bienen nach und wartet, bis sie wieder von diesen, was gar nicht lange dauert, auf's Neue gefunden ist, um auch von hier aus ihren Cours zu beobachten.

Behalten sie denselben bei, so ist das ein sicheres Zeichen, daß der Baum noch weiter entfernt sein muß, und ihnen nach werden die mit Honig bespritzten Blätter so lange getragen und wieder aufgestellt, bis sie zurück fliegen. Der Jäger weiß nun, daß er den Honigbaum passirt hat, und daß sich derselbe zwischen seinem jetzigen und letzten Haltepunkt befinden müsse, wonach er nun sorgsamer und aufmerksamer zu Werke geht.

Ist er dicht am Baum und die Bienen arbeiten, so zeigt ihr ungewisses Aufsteigen und Zickzackfliegen die sichere Nähe der Zellen an, und es hält dann selten schwer, ihnen mit den Augen bis zu der kleinen Oeffnung zu folgen, in der sie ihren Eingang haben, und wo man gegen den hellen Himmel bald die fleißig und geschäftig aus und einschießenden dunklen Punkte erkennen kann.

Nun werden diese Bienenbäume freilich in allen Jahreszeiten gesucht und gefunden, aber nicht in allen Jahreszeiten darf der Baum umgehauen werden, da man z. B. im Frühjahr, wo der ganze Schwarm den Winter hindurch von dem eingetragenen Honig gelebt, nur sehr wenig darin aufgespeichert finden würde; der Baum könnte aber auch, ehe die richtige Jahreszeit zum Umhauen käme, von einem andern Jäger gefunden werden, und nachher Streitigkeit entstehen, wer der rechtmäßige Besitzer wäre; dem deshalb zu begegnen, hat sich ein Gesetz im Walde, unter den Jägern selber gebildet, daß der einen Bienenbaum als sein rechtmäßiges Eigenthum beanspruchen darf, der ihn zuerst gefunden und, als sein Zeichen ein Stück Rinde davon abgeschlagen, wie die Anfangsbuchstaben seines Namens, oder wenigstens sein Zeichen mit dem Messer da hineingeschnitten hat. Den Baum darf von da an Niemand mit der Axt berühren, wie der Eigenthümer und wenn er ihn fünf oder zehn Jahre stehen ließe — er ist sein, und ein derartiges Eigenthumsrecht wird in der That nur von solchen mißachtet werden, die auch ein Pferd oder Rind ihres Nachbars stehlen würden.

Als ich im Jahre 1840 Rohr am Mississippi schnitt, dasselbe nachher den Kaufleuten in die nördlichen Provinzen hinaufzuschaffen, hatte ich mich durch das stromab gehende Dampfboot an einem Schilfbruch im Staate Tenessee aussetzen lassen, wo ich, wenn ich nicht draußen im Walde logirte, in der Hütte eines dortigen Holzschlägers übernachtete.

Dort im Haus wohnten auch drei junge Leute, zwei Söhne des Mannes und ein anderer junger Bursch, den er zu sich genommen, ihm Klafterholz für die dort anlegenden Boote zu schlagen, und wir vier wurden bald gute Freunde mitsammen, jagten in den Sümpfen, fischten in den Bayons und Slews, oder segelten auf dem Mississippi, und hetzten fast jede Nacht mit einer zahlreichen Meute Hunde (wir hatten deren neunzehn, besonders zur Bärenjagd bestimmt) Waschbären und Opossums, kurz, führten ein ganz vortreffliches Leben und befanden uns ausnehmend wohl. Die Zeit liegt jetzt noch wie ein Traum hinter mir, und ich denke mit Freuden an die glücklichen, sorglosen Stunden zurück, die wir da verlebt.

Nur einen Gegner hatten wir dort oben, und das war ein anderer Farmer oder Ansiedler, ein Mr. Bowley, der sich da später niedergelassen und die ganze Section, trotz seinem späteren Eintreffen, beanspruchte, weil er das Land bebaute, oder wenigstens

angefangen hatte, urbar zu machen, während Dehart nur Holz für die Dampfboote schlug. Dehart hatte sich ebenfalls einen kleinen Garten hergerichtet, und ein paar Kartoffeln, Kürbisse und Wassermelonen darin gezogen, wonach er gerade ein sogenanntes preemption right beanspruchte und die beiden Nachbarn lebten deshalb eben nicht auf besonders freundlichem Fuß miteinander. Das Alles hätte sich aber vielleicht noch reguliren lassen, wenn Bowley nicht auch sonst ein ungemüthlicher und streitsüchtiger Mensch gewesen, mit dem sich eben nicht auskommen ließ, und die Neckereien zwischen den Beiden hörten deshalb nicht auf.

Ursache genug boten hierzu schon die politischen Ansichten der Beiden; Bowley war Whig, und wir dagegen, Dehart besonders, waren eifrige Demokraten, wobei die damalige Präsidentenwahl, in der die Whigs Alles aufboten, General Harrison in das „weiße Haus" zu bekommen (was ihnen auch zuletzt gelang) Stoff zu den ergötzlichsten Scenen und Reibereien lieferte. Das ist aber nicht, was ich hier erzählen wollte, denn mehr noch als selbst General Harrison's Wahl hatte ein „Bienenbaum" gerade damals, als ich dort eintraf, die Gemüther erbittert, um dessen Eigenthumsrecht sie sich stritten, und der in der That die Ursache eines ernsten Zwistes zu werden drohte.

Dehart hatte denselben nämlich im Februar, und kurz vorher, ehe sich Bowley dort niedergelassen, auf die gewöhnliche, oben beschriebene Weise gesucht, und vielleicht achtzig Schritt vom Ufer des Mississippi in dem starken Ast eines mächtigen Baumwollenholzbaumes, die in jenen Sümpfen besonders groß und stark werden, gefunden und bezeichnet, sich aber damals die Mühe des Umhauens nicht machen wollen, da die Bienen in der Jahreszeit doch nicht viel Honig haben konnten, und sich die Ernte auf den Herbst verspart.

Im Sommer nun war Bowley dorthingegangen, und seine Fenz aufrichtend, brachte er den Baum nicht allein in dieselbe, sondern baute sogar sein eigenes Blockhaus in den Schatten des gewaltigen Baumes, um den herum er alle die übrigen wegschlug, freien Raum zu gewinnen, und schien im Anfang gar nicht auf das Zeichen am Stamm, das ihn als einen gefundenen und in Anspruch genommenen Bienenstock bezeichnete, geachtet zu haben. Dehart dachte auch nicht gleich daran; die ganze Ansiedlung so in seiner Nähe war ihm nicht recht, und wie ihm endlich der bezeichnete Bienenbaum einfiel und er zu Bowley ging, seinen Anspruch darauf geltend zu machen, weigerte sich dieser, irgend ein Recht darauf anzuerkennen. Der Platz war durch das Preemptionsrecht sein, eben so alle Bäume, die darauf standen, besonders aber der, unter dessen Schutz er sein Haus gebaut, und wenn er sich auch sonst nichts daraus machen würde, wie er sagte, daß sein Nachbar auf **seinem** Lande einen früher gefundenen Bienenbaum fälle, so denke er gar nicht daran, sich den Baum, der ihm Schatten gab, eines lumpigen Eimers Honig wegen, über den Kopf abschlagen zu lassen.

Hiergegen wandte nun Dehart ein, daß er auch gar nicht daran denke, den riesigen Baum zu fällen, nur den Ast wolle er abschneiden, in dem die Bienen ihre Zellen hätten, und der gerade nach der seinem Haus entgegengesetzten Seite hinausstand, wo er ihm weder Schutz noch Schatten geben könne.

Bowley wollte sich aber nicht überzeugen lassen: der Baum war sein und stand neben seinem Hause, und Niemand anderes hatte ein Recht, daran herumzuhacken oder zu sägen; dabei blieb er. Uebrigens erklärte er, Jeden, der ihm etwa mit Gewalt den Honig vor der Nase wegholen wolle — und Dehart hatte allerdings eine solche Drohung ausgestoßen — gerade so zu behandeln, als ob er zu ihm auf Einbruch komme, d. h. ihm eine Kugel durch den Pelz zu jagen. Wir Alle wußten dabei recht gut, daß er den Schutz der Gesetze in diesem Fall auf seiner Seite gehabt haben würde, denn das Recht des bezeichneten Bienenbaums war nur eben ein unter den Ansiedlern selber anerkanntes, und keineswegs vom Staat sanktionirt. Desto mehr empörte uns aber auch die gemeine Handlungsweise des Burschen, und halbe Nächte lang deliberirten wir, auf welche Art wir doch noch unsern Willen — der Bienenbaum war eine allgemeine und Prinzipangelegenheit geworden — durchsetzen, und den Alten prellen könnten, ohne eben zu einem Resultat zu kommen.

Nun war es allerdings noch nicht Herbst, und Dehart's trösteten sich damit, daß bis dorthin noch Manches geschehen und auch vielleicht ein Weg gefunden werden könnte, den Alten einmal auf kurze Zeit zu entfernen, die nicht unbenutzt hätte bleiben sollen; gerade in jener Woche brachte denn auch Einer der jungen Leute heraus, daß Bowley eine kleine Tour nach Memphis — der nächsten Stadt in Tenessee — machen wolle, dort einige Einkäufe zu besorgen. Denselben Abend aber kam der alte Dehart wüthend nach Haus und erzählte, er habe einen von Bowley's Negern im Holz getroffen und von diesem erfahren, daß Bowley allerdings morgen Nachmittag mit dem ersten stromabkommenden Dampfboot nach Memphis fahren, vorher aber erst noch — er schwur dabei mit einem kräftigen Fluch, daß das **nicht** geschehen solle, wenn **er** es verhindern könne — den Ast mit dem Honig abschneiden und bergen wolle.

Das war die Frechheit zu weit getrieben, nach des alten Hinterwäldlers Meinung, und da uns das Feuer also auf den Nägeln brannte, denn bis morgen früh war kein langer Zeitraum mehr, beschlossen wir, das Aeußerste daran zu setzen, und noch in dieser Nacht dem alten Geizhals den Honigast vor der Nase und über dem Hause fortzuholen. Bob, der älteste Sohn Dehart's, besonders war Feuer und Flamme darauf und schwur, er wolle den Ast haben und wenn er den alten Schuft von einem Whig das Haus über dem Kopf anzünden oder ihm eine Kugel durch das zähe Hirn jagen müsse — und er wäre es auch vielleicht im Stande gewesen.

Gleich nach Sonnenuntergang machten wir uns fertig, denn selbst die Neger auf dem Platze sollten über Tag keine Ahnung davon haben, was wir vorhätten, mögliche Klatschereien und eine Vereitlung unsers Planes zu vermeiden. Eine scharfe Säge war hierzu das nöthigste Instrument, und Taue, den Ast, wenn er abgesägt, von dem Baum herunter zu lassen. Unsere Büchsen luden wir übrigens ebenfalls, fest entschlossen, einen etwaigen Angriff zurückzuweisen, und trugen dann Alles, etwa zehn Uhr Abends, und wie wir darauf rechnen konnten, daß Bowley mit den Seinen schlafen gegangen, in das Boot hinunter, lösten das Tau und ruderten mit umwickelten Riemen stromauf.

Bob Dehart kannte hier jeden Fußbreit Landes, wie auch den Baum selber, in dessen Ast sich die Bienen befanden; ja, war früher sogar schon ein paar Mal hinaufgeklettert, darnach zu sehen, und leitete auch jetzt das ganze Unternehmen, bei dem sich übrigens der alte Dehart nicht betheiligte. Wir waren auch genug Menschen; vier junge Burschen, die sich den Henker um eine Gefahr kümmerten, wenn sie nur einen Spaß dabei hatten, und das Einzige, was uns noch besorgt machte, waren zwei starke Hunde, die Bowley an seinem Hause hielt, und die allerdings nicht laut werden durften, wenn sie uns nicht den ganzen Plan verderben sollten. Bob kannte die aber ebenfalls genau, denn da er fortwährend mit seiner Meute hier durch den Wald jagte, waren die beiden Hunde sehr oft zu ihm gekommen, ihn Tage lang zu begleiten und einmal **Fleisch** zu fressen, das sie zu Hause wenig genug bekamen. Bowley jagte nie, und war auch zu geizig, oft zu schlachten.

Für die Hunde lag deshalb auch ein Vorrath Fleisch im Boot und Bob sollte damit vorangehen, sie erst einmal vor allen Dingen zu beruhigen. Das glückte und auch besser, wie wir eigentlich hoffen durften. Wir legten unter der steilen Uferbank mit unserem Boote an, landeten Bob und warteten unten, bis uns sein Zeichen, der vorsichtig nachgeahmte Ruf des Whip poor Will, die Versicherung der einen beseitigten Gefahr gab.

Langsam und selbst das geringste Geräusch vermeidend, betraten wir jetzt gerade dort das Ufer, wo Bowley ebenfalls ein Boot befestigt hatte, das leer und leicht auf dem Wasser lag. Eine Verfolgung damit, im ungünstigsten Fall der Entdeckung, wäre möglich gewesen, und wir beschlossen deshalb, nach kurz gehaltenem Kriegsrathe, es, wenn auch nicht zu beschädigen, doch unbrauchbar für den augenblicklichen Bedarf zu machen. Den Rand desselben daher an der einen Seite niederpressend, bis das Wasser hineinlief, ließen wir es füllen und krochen dann, darüber beruhigt, so leise und vorsichtig als möglich die Uferbank hinauf, wo uns Bob ungeduldig erwartet hatte. Die beiden Hunde lagen neben ihm und als sie bei unserer Ankunft knurren wollten, streichelte und beschwichtigte er sie.

Ohne weiteren Zeitverlust schlichen wir uns jetzt dem Baume zu; das Wetter begünstigte uns ebenfalls, denn es fing an zu regnen und der Wind heulte durch den Wald; nur Bob hatte jetzt die schwerste Arbeit, den mächtigen Stamm zu erklettern und den Ast oben, den er allein so genau wußte, durchzusägen und niederzulassen. Hierbei half ihm übrigens vortrefflich eine lange dürre

Stange, die wir unsern vom Haus liegen fanden, und an der er mit leichter Mühe so weit hinaufzuklettern im Stande war, die ersten auszweigenden Aeste zu erreichen. Oben glücklich angekommen ließ er dann vollkommen geräuschlos einen dünnen Bindfaden herunter, an den er einen kleinen, in ein weißes Tuch gewickelten Stein gebunden hatte, damit ihn die Untenstehenden leichter finden konnten; an diesen wurde das Tau geschlagen, das er zu sich aufzog, mit dem einen Ende fest und sicher um den Ast befestigte und dann das übrige um einen andern Ast knotete, damit das abgesägte Stück Holz mit dem Honig nicht etwa plötzlich einmal hinunterschlage und durch sein Geräusch den Eigenthümer des Hauses wecke.

Als das geschehen, begann Bob oben mit größter Vorsicht zu sägen, und mußte nach unserer Berechnung, die wir etwas ungeduldig unter dem Baume standen, schon ein ziemliches Stück durchgesägt haben, als er plötzlich wieder aufhörte und uns ein früher verabredetes Zeichen durch Schlenkern mit dem niederhangenden Seil gab. Ziemlich geschickt im Klettern wurde ich jetzt hinaufgeschickt, zu sehen, was er verlange, denn einander zu rufen durften wir nicht wagen, wo das Geräusch von Stimmen so leicht an das Ohr des gefürchteten Gegners schlagen konnte. Bob war aber sehr zufrieden als er mich kommen sah, und dachte gar nicht daran, mich wieder herunter zu lassen; er mußte noch Jemanden da oben haben, der ihm behülflich war den schweren Ast, so geräuschlos als möglich, niederzulassen, und hatte das Holz bald durchgesägt, das jetzt anfing der schweren Last des weitausbiegenden Astes schon etwas nachzugeben. Vorsichtig stützte ich jetzt, während er noch sägte, den Ast selber, dessen Schwere im Fall zu brechen; die Last war nun aber doch zu groß, die Stellung auch die ich dabei einnehmen mußte zu mühsam und auch zu gefährlich, viel wagen zu dürfen, und wie es so weit eingesägt war, daß es nur noch durch einen dünnen Splitter gehalten wurde, brach es plötzlich, trotz meinem Dagegenstemmen, hinunter und schlug, als es den Widerstand in dem Tau fand, schwerfällig und dumpfdröhnend gegen den Stamm an.

„Wau, wau, wau!" sagte der eine Hund, der sich über das fremdartige Geräusch wahrscheinlich ärgerte, und der andere schien nur auf eine Entschuldigung gewartet zu haben, ebenfalls laut zu werden. Er bellte erst ein paar Mal kurz und abgebrochen, setzte sich dann auf sein Ende und fing laut und kläglich an zu heulen.

„Jetzt können wir uns gratuliren," sagte ich mit einem leise gemurmelten aber herzlich gemeinten Fluch zu meinem Nachbar; „die verdammten Bestien haben einmal angefangen und werden nicht eher wieder aufhören, bis sie das ganze Haus rebellisch gemacht und wir sitzen indessen hier oben in der Falle."

„So lange es dunkel bleibt ist hier oben der beste Platz," knurrte Bob, „aber wie wird's nachher. Hol' der Teufel das elende Vieh — nun hör' nur ein Mensch an wie er heult."

Der Ast hing indessen, nur jetzt oben von dem starken Tau gehalten, tief hinunter, und schlug in dem Windzug herüber und hinüber. Bob hatte dabei, ehe er an zu sägen fing, den Eingang zu den Zellen, ein schmales etwa drei Zoll breites Astloch, mit seinem Halstuch verstopft, daß die Bienen nicht heraus sollten; das abgesägte Ende war aber ebenfalls hohl, und wie sich später herausstellte, selbst bis zu dort mit Honig gefüllt, und die Bienen müssen da jedenfalls einen Ausweg gefunden haben, denn wir hörten jetzt, wie sie einzeln daraus vorsummten und in der Dunkelheit verwirrt in den Wipfel des Baumes hinaufschossen.

„Es kann Nichts helfen, wir müssen den Ast hinunterlassen," sagte jetzt Bob leise zu mir; „der war unten auch hohl und ich schmecke hier Honig an der Säge; wenn er lange hängen bleibt, schlägt er sonst Alles heraus was darin sitzt. Wo nur die andern Beiden stecken?"

Wir horchten einen Augenblick, als unten plötzlich eine Thür knarrte.

„Hu, faß!" sagte da plötzlich eine Stimme, deren Eigenthümer jedenfalls vorher ein Paar Secunden hinausgehorcht und irgend etwas Verdächtiges gehört hatte oder gehört zu haben glaubte — „faß, Deik, faß, Pollo!"

Pollo, der junge Hund, wurde jetzt ganz ausgelassen vor lauter Freude, er sprang erst nach seinem Herrn zu und bellte und heulte und dann gegen den Baum an, auf dem wir saßen und wo sich sein anderer guter Freund befand, und es war fast, als ob er die beiden einander vorstellen wollte. Glücklicher Weise regnete es in dem Augenblick was vom Himmel herunter wollte, und Bowley war jedenfalls im Negligée und scheute sich herauszukommen, der niederhängende Ast hätte ihn sonst unbedingt auffallen müssen, und wir Beiden wären da oben wirklich gefangen gewesen.

Jemand im Hause mußte jetzt wahrscheinlich gefragt haben, was denn die Hunde da draußen hätten, denn Bowley sagte:

„Ach was wird's sein, ein Opossum, das sie hier aufgebäumt haben, aber man kann jetzt nicht hinaus, es gießt wie mit Eimern — nun sie werden's schon noch oben halten bis es hell wird — hu, faß, Pollo, mein Hund, hu, faß — und du paß auf, Deik, und wahr ihn, mein Bursche."

Damit hörten wir, wie die Thür wieder zugeschlagen wurde, und Bob ließ jetzt ohne ein Wort weiter zu sagen, den Ast langsam niedergleiten. Der Regen war uns hierbei insofern zu statten gekommen, daß er die Aeste schlüpfrig gemacht; das Tau konnte leicht darüber wegrutschen und wir fühlten bald Grund. Wir hielten uns selber aber auch nicht länger als irgend nöthig oben auf, und waren froh von unserem Stand auf den schlüpfrigen Zweigen erlöst zu werden, kletterten rasch bis zum untersten Ast nieder, ließen das Tau über diesen langsam zur Erde, daß es doppelt hing und nachher übergezogen werden konnte und glitten, dieses fassend, zu Boden.

Hier hatten indessen unsere anderen beiden Kameraden schon das Ende des Taues von dem Honigast losgemacht, und diesen auch greifend, der allerdings eine arge Last hatte, keuchten wir damit so rasch wir konnten, und von den beiden jungen Hunden wedelnd gefolgt, dem Ufer zu, warfen ihn, gerade über halb da wo unser Boot lag, den steilen sandigen Hang nieder und schleppten ihn dann auf das Boot, das er durch sein Gewicht halb unter Wasser drückte. Mit den überall hinausstarrenden Zweigen wäre es aber auch gar keine Möglichkeit gewesen zu rudern, und die in's Wasser hängenden, würden uns ebenfalls bös aufgehalten haben. Der jüngere Dehart ging deshalb scharf daran das Gesperre wie den ganzen äußeren Theil des Astes, in dem doch kein Honig saß, fortzusägen, und Bob, da das kein anderer der Hunde wegen riskiren durfte, kletterte noch einmal auf die Uferbank hinauf, das noch in dem Baum hängende Tau niederzuziehen und herunter zu bringen.

Wir waren eben unten mit dem Ast so weit fertig geworden, daß er uns wenigstens nicht mehr im Rudern störte und auch etwa die Hälfte seines Gewichts verloren hatte, als oben am Haus der eine Hund plötzlich einen lauten Schmerzesschrei ausstieß und furchtbar zu winseln und heulen anfing — wie wir später erfuhren, hatte das von Bob heruntergezogene Tau ihn gerade auf den Rücken getroffen.

„Daß die Bestie der Teufel hole!" fluchte der junge Dehart, „wenn's nach mir gegangen wäre, hätten wir ihnen beiden schon lange die Gurgel abgeschnitten."

„In's Boot, in's Boot!" rief aber der Andere — „das bringt den Alten heraus und Bob wird gleich da sein!"

Der Rath war nicht zu verachten, wir machten das Boot, das auf dem Schlamm saß, flott, sprangen auf unsere Sitze und hatten kaum die Riemen * aufgegriffen, zum Abstoßen fertig zu sein, als oben vom Haus aus ein Schuß fiel und in demselben Moment auch der Körper Bob's von der steilen Uferbank aus nieder auf den Sand stürzte.

„Schuft, das kostet Dein Leben!" schrie sein Bruder, die Büchse aufgreifend, ehe er aber nur an's Land springen konnte, hatte sich der Gestürzte schon wieder aufgerafft, und war in wenigen Sätzen, das Tau hinter sich drein schleifend, am Boot.

„Fort!" rief er dabei, indem er lachend hineinkletterte, „fort, der Schuß war gut gemeint, aber schlecht gezielt — fort, er hat noch eine Büchse im Haus" und wir Alle legten uns schon in die Ruder und glitten in demselben Moment in den Strom hinein, als eine dunkle Gestalt oben auf der Uferbank erschien und ihr „halt! Halt oder ich schieße!" zu uns herüber schrie.

„Schieß und sei verdammt!" brummte Bob in den Bart, „vorwärts meine Bursche — der Kerl ist's wahrhaftig im Stande," und die elastischen Ruder bogen sich unter dem guten Willen unserer Sehnen. Der alte Bowley aber, ob er nun schon gemerkt hatte was geschehen war oder nicht, verlor seine Zeit auch nicht

* Ruder.

mit Redensarten, denn dem Land das Gesicht zugedreht, wie wir beim Rudern saßen, sahen wir den scharfen zuckenden Blitz einer Büchse durch die Nacht leuchten, und in demselben Moment auch fast schlug die Kugel in unser Boot, zwischen mir und dem jüngsten Dehart durch, aber glücklicher Weise nicht durch das Boot selber, sondern mitten auf den entführten Ast, der vorn im Bug lag.

„Klapp!" lachte Bob, „irgendwo saß es; jetzt paßt nun auf, ob der alte Kasten an zu lecken fängt, daß wir das Kugelloch finden."

„Ich glaube sie hat auf den Ast geschlagen," sagte der junge Bursche, der bei Dehart's in Arbeit stand.

„Dann sind wir geborgen," rief Bob lachend, „und nun scharf ausgegriffen, meine Jungen, und mitten in den Strom hinein, bis wir außer Sicht sind."

Es bedurfte kaum weiterer Aufmunterung; wir thaten unser Bestes, und hörten jetzt wie drüben am Ufer grimme Flüche laut wurden. Jedenfalls hatte der Feind das versenkte Boot gefunden, mit dem eine Verfolgung natürlich ganz unmöglich war, und wir brauchten Nichts mehr zu fürchten. Nichtsdestoweniger schossen wir rasch vom Lande ab, und das Ufer lag bald wie ein dunkler Streifen hinter uns, von wo aus es nicht möglich gewesen wäre das kleine Boot noch zu erkennen, vielweniger darauf zu feuern. Mit der Strömung gingen wir dann ein kurzes Stück hinunter, und hielten dann erst wieder unserer eigenen Wohnung zu, die wir auch noch wohl eine Stunde vor Tag glücklich erreichten.

Mr. Bowley, der nicht den mindesten Zweifel hegte, wer ihm den kecken und wie er es nannte, unverschämten Streich gespielt, drohte mit einer Klage, aber das Recht des Besitzes ist in jenem wilden Landstrich schwer anzutasten, und der Honig war verzehrt, ehe er in Memphis einen Advokaten ausgetrieben, sich nur nach der Sache zu erkundigen.

Nun hatten wir allerdings Müh und Noth genug mit der Kleinigkeit Honig gehabt, und sehr wahrscheinlich viel leichter, jedenfalls mit weit weniger Gefahr, drei andere Bäume in der Nachbarschaft gefunden, aber keinen von uns gereute jene nächtliche Arbeit, und der ausgeschälte Ast lag noch lange, als eine Art Siegestrophäe, auf dem Dach unseres Hauses.

Fr. Gerstäcker.

Eduard Duller.

Die deutsche Literatur hat vor Kurzem zwei ihrer würdigsten Vertreter, das deutsche Volk zwei seiner edelsten und liebenswürdigsten Dichter verloren. Eduard Boas und Eduard Duller. Beide starben im kräftigen Mannesalter zu fast gleicher Zeit an fast gleicher Krankheit und nach gleich langen Kämpfen mit ihr. Eduard Boas starb im deutschen Norden, dem er angehörte in Landsberg an der Warthe und Eduard Duller im deutschen Süden in Wiesbaden wohin er von Mainz aus gegangen war, die oft bewährte Heilkraft der Quellen auch an seiner zerstörten Gesundheit zu versuchen. Aber um Eduard Boas trauert nicht nur der Norden, um Eduard Duller nicht nur der Süden — sie gehörten Beide dem ganzen Deutschland an. Wenn in den vorzugsweise literarische und belletristische Interessen vertretenden Zeitschriften Eduard Boas' Tod zahlreiche Berichte über ihn, sein Leben und Dichten hervorruft — so gehört hingegen Eduard Duller vielmehr jenen weitern Kreisen an, in denen die „Gartenlaube" vorzugsweise ihre Leser sucht und findet und darum sei zunächst hier auch seiner gedacht.

Eduard Duller ist am 8. November 1809 in Wien geboren, wo er auch die Rechte studirte, bald aber ganz diesem Berufe entsagte und sich allein der literarischen Laufbahn widmete, die er schon als Jüngling und zwar gleich mit einem großen Schritt betreten hatte: mit einem Drama, „Meister Pilgram," das 1828 auf dem Hofburgtheater zu Wien mit Beifall aufgeführt ward. Ein seltenes Glück für einen jungen österreichischen Poeten! Eine zweite Tragödie, „der Rache Schwanenlied" folgte. Wie die meisten österreichischen Schriftsteller, litt es auch ihn damals nicht in seinem Vaterlande. Er verließ Wien 1830 und ging nach München, wo er besonders durch seinen Landsmann und Freund, den Künstler Moritz von Schwind, den Betrachtungen des Mittelalters sich zuwendete und eine poetische Begeisterung für diese Zeit und ihre Kunstwerke faßte, die allein seinen frühern Schriften ihre Eigenthümlichkeit aufdrückt. Nach ein Paar Jahren ging er an den Rhein. In Trier schloß er einen innigen Freundschaftsbund mit Friedrich von Sallet, der von wesentlichem Einfluß für seine Entwickelung war: die nüchtern philosophisch-protestantische Anschauungsweise des Dichters des „Laienevangeliums" wirkte reformatorisch auf Duller's mittelalterliche Sympathieen. In Düsseldorf war er im vertrauten Umgange mit Immermann und Grabbe (später auch mit Ferd. Freiligrath und G. Kinkel), wo er sich als Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften eine Zeit lang hauptsächlich den ästhetischen Interessen widmete, immer bemüht „deutsche Art und Kunst" zur verdienten Geltung zu bringen. In Frankfurt begründete er eine der trefflichsten Zeitschriften: „der Phönix." Freiligrath durfte in seinem „Bannerspruch" dazu mit Recht singen:

„Da war kein Schelten und kein Loben,
Und keiner eitlen Rede Brunst;
Ich sah ein Band, das war gewoben
Aus Glaube, Freiheit, Wissen, Kunst.

„Das ist das Reich nach dem wir streben;
Und ist auch unser Häuflein schwach:
Wir haben Kämpfer vor und neben
Und immer neue wachsen nach!
Die ganze Menschheit eine Heerde
O nur gerungen und geglaubt!
Es frommt ihr jede Hand breit Erde,
Die der Gemeinheit wir geraubt."

Die Tendenz dieser Zeitschrift und Duller's ganzes Wirken ist vollständig mit diesen Worten charakterisirt. Zu seinen Romanen wählte er meist historische, besonders mittelalterliche und nationale Stoffe und ließ so nach einander erscheinen: „Berthold Schwarz." „Freund Hain." „Der Antichrist." „Die Feuertaufe." „Ketten und Kronen." „Loyola." „Kaiser und Papst." Seine kleineren Arbeiten erschienen als: „Erzählungen und Phantasiestücke." „Geschichten für Jung und Alt" und „historische Novellen." Auch noch ein Drama schrieb er: „Franz von Sickingen." Seine Dichtungen erschienen in: „Die Wittelsbacher," ein Romanzenkranz. „An Fürsten und Völker," politische Gedichte, gesammelte Gedichte und: „Der Fürst der Liebe." Letzteres ist ein Buch, welches durchaus nicht die Würdigung gefunden hat, welche es verdient. Wer aber Duller ganz kennen und verstehen, wer sich in die ganze Tiefe seines reichen Gemüthes, in die ganze Begeisterung dieser aufstrebenden Seele versenken will, der sollte vor allen dies Buch kennen lernen. Es ist eine Gedichtsammlung wie es ihrer Tendenz nach keine zweite giebt in der deutschen Literatur, wie es denn keinen zweiten Duller giebt! Und dieses Buch ist ganz er selbst. Die erhabenste Begeisterung der Wahrheit und Liebe redet daraus. Nicht gerade daß wir all den darin enthaltenen Gedichten einen poetischen Werth ersten Ranges einräumen möchten, obwohl ihn viele besitzen, allein dem ganzen Buch gebührte der erste Rang unter einer Gattung von Büchern, die freilich von Vielen für ganz überflüssig gehalten, von Tausenden aber dennoch begehrt und in Ermangelung besserer Erzeugnisse unter den schlechteren gesucht wird, so daß den schädlichen Einflüssen derselben durch diesen Mangel Thor und Thür geöffnet ist — ich meine die Gattung der Andachtsbücher. Die Vornehmen und Feingebildeten lächeln bei diesen Worten, aber wäre nicht das Bedürfniß im Volke und bei den Frauen zumal, mindestens bei den jungen Mädchen, da, nach religiöser Begeisterung, Trost und Ermunterung durch religiöse Schriften — wie anders wäre das Anwachsen der Traktätlein und der ganzen Literatur im Dienst des Mysticismus zu erklären, die diesem Bedürfniß um so eifriger entgegenkommt, als es von anderer Seite gänzlich ignorirt wird? Leopold Schäfer's „Laienbrevier" ist vielleicht das einzige derartige Buch für die Gebildeten, das der Fluth pietistischer Bücher gegenübersteht. Es hat mehrere Auflagen gehabt und ist in unzähligen Händen — aber Duller's „Fürst der Liebe" zeichnet



Eduard Duller.

sich durch eine viel größere Wärme, ja ich möchte sagen: Christlichkeit aus und würde darum auch größere Verbreitung haben, wenn es nur einmal bekannter — und besonders in einer kleineren und billigeren Ausgabe zu haben wäre. „Der Fürst der Liebe" ist der erhabene Stifter des Christenthums selbst, dessen ewige Lehren der Liebe und Wahrheit durch jedes einzelne Gedicht klingen. Wie für alle nationale Elemente begeisterte sich Duller auch für den Ausbau des Kölner Dom's und sang mit Freiligrath ein „Dombaulied," ohne jemals über eine so rein äußerliche Bestrebung das Höhere zu vergessen was dem deutschen Volke Noth that. Er sah im Dombau nicht wie mancher sonderbare Schwärmer jener Tage eine Verheißung deutscher Einheit, aber er hieß diese Idee willkommen eben in seiner Begeisterung für deutsche Art und Kunst.

Wenn wir so aus seinen Romanen und Gedichten seine nationale und religiöse Begeisterung reden hören, so finden wir auch seine Geschichtswerke von demselben Geiste durchdrungen. Seine „Geschichte des deutschen Volkes" für Volk und Jugend, hat wohl von allen seinen Werken die weiteste Verbreitung erhalten. Zu Schiller's Geschichte des Abfalls der Niederlande schrieb er eine treffliche Fortsetzung und Ergänzung. Ferner eine „Geschichte der Jesuiten" und „Beiträge zur Geschichte Philipp's des Großmüthigen." Die Geschichte „des deutschen Volkes," an welcher er zuletzt schrieb, ist leider erst in wenigen Lieferungen erschienen, da er aber schon lange an dem Material dazu gesammelt, so ist zu hoffen, daß es nur einer Redactionsarbeit bedarf, sie in seinem Geiste weiter erscheinen zu lassen. Wie wir hören, hat dies Prof. Hagen übernommen. Wenige waren gleich Duller zu einer solchen Geschichtsschreibung geeignet und er hatte sich in der letzten Zeit ganz diesem Berufe gewidmet. — Duller schloß sich der deutschkatholischen Bewegung an, und wirkte auch in ihrem Dienste durch Wort und Schrift. Ueberall am Rheine predigte er und begeisterte Tausende für seine Sache. In Mainz und Wiesbaden zum deutschkatholischen Prediger gewählt, ward ihm nach langer Schwankung die Bestätigung versagt und endlich mußte auch das von ihm in Wiesbaden redigirte „deutschkatholische Sonntagsblatt" eingehen. Viele seiner Predigten sind gedruckt und sowohl einzeln als gesammelt erschienen. Die hohe Begeisterung, die ihn selbst durchdrang, war es, durch welche er zumeist wirkte. Er hatte bei einer so bewegten Wirksamkeit durch das viele Reisen und Sprechen sowohl, als auch durch die ganze aufregende Thätigkeit, die mit diesem schweren Apostelberufe verbunden war, seine Gesundheit so sehr

angegriffen, daß seine Freunde um seinetwillen es beinahe gut hießen, als er von den Verhältnissen gezwungen ward, dieses ruhelose Leben aufzugeben. Leider aber zu spät! Der Keim des Todes war bereits gelegt und er erlag ihm am 23. Juli vorigen Jahres.

Er hinterläßt eine hochbetagte Mutter und eine treue Gattin, mit der er seit zehn Jahren in der glücklichsten Ehe lebte. Er hatte sie in Darmstadt als eine gefeierte dramatische Künstlerin kennen gelernt und sie aus Liebe zu ihm der Bühne entsagt. In schönster Seelenharmonie trugen sie alle Stürme des Geschickes gemeinschaftlich, wie sie denn auch gemeinschaftlich für die Sache der Humanität wirkten und dabei nicht allein in der eigenen Liebe, sondern auch in der Verehrung von Tausenden reichen Ersatz fanden für alle Verfolgungen und Feindschaften, welche eben dieses Wirken ihnen zuzog.

In Duller's kleiner, fast schwächlicher Gestalt suchte auf den ersten Blick vielleicht Niemand die feste Männlichkeit, die er durch sein ganzes Leben so schön bewährte. Sein Haar war blond und sein Antlitz bleich — aber wenn er sprach, belebte es sich wunderbar, seine geistige Bedeutenheit strahlte von seiner hohen Stirn und seine blauen Augen glühten wie blinkende Sterne. Dieser Ausdruck sowohl wie das volltönende Organ, was das Feuer seiner Rede unterstützte, übte einen mächtigen Zauber auf seine Zuhörer, die er nicht nur momentan in die höchste Begeisterung hineinriß, sondern noch lange darin erhielt: man vergaß nicht wieder, was man von ihm gehört, so tief wußte er die Herzen zu fassen. Aber seine größte Macht waren auch nicht diese äußern Gaben, sondern eben sein Herz. Als Mensch war Duller von Freund und Feind gleich hochgeachtet — als Schriftsteller ist es ihm nicht gelungen die allgemeine Popularität und den Einfluß auf das Publikum zu erringen wie er verdient hätte. Ist dies doch dem deutschen Schriftsteller so schwer, hängt es doch meist viel mehr von äußern Umständen ab, als von der eigenen innerlichen Begabung und Kraft. Die literarischen Zustände in Deutschland sind leider der Art, daß es schon viel ist, wenn einer nicht an ihnen in seiner geistigen wie seiner äußerlichen Existenz zu Grunde geht. Wer sich weder erniedrigen kann zum gemeinen Lohnarbeiter der Herren der Presse, noch dem wechselnden Geschmack der Mode sich unterwerfen, noch um die Gunst der Großen buhlen — und wer dennoch darauf angewiesen ist allein von seiner Feder sich und die Seinen zu ernähren: dessen Genius muß Titanenkraft besitzen, wenn er auf seinem Flug zur Sonne niemals zurücksinken und von der erstaunten Welt gesehen und gepriesen werden soll.

Ein solcher Titane war Duller nicht, aber er gehörte zu jenen selbstständigen Schriftstellern, die lieber ihre Existenz ihrem Streben und ihrer Gesinnung aufopfern, als diese jener, und zu den begeisterten Poeten, welche aus innerem Drange heraus schaffen und dabei nicht fragen nach dem größern pecuniären Gewinn oder nach dem Beifall der Menge oder gar nach der Gunst der Höfe und dem Modeurtheil der Salons. Und weil sich Duller so unabhängig erhielt und doch mit der Eile arbeiten mußte, die alle Schriftsteller zum unausgesetzten Schaffen mahnt, die allein damit ihren Lebensunterhalt gewinnen: so hat er wohl Bedeutendes geleistet, aber nicht das Bedeutende, was er würde geschaffen haben, wenn er sich zuweilen die nöthige Muße hätte gönnen dürfen. Unter den Schriftstellern zählt er dennoch mit zu den besten Namen der Gegenwart, aber dem Volke sind seine Werke fremder geblieben als sie verdienen. Hoffentlich ruft sein Tod eine Gesammtausgabe seiner Werke hervor und verschafft den Todten die Anerkennung, die dem Lebenden nicht genug geworden. Anfangs in den Kreisen der Literatur mit günstigen Aussichten aufgenommen, ist er später in ihnen, wenn nicht verdächtigt, doch ignorirt worden, da er gerade in einer Zeit seine Begeisterung für Menschenwohl und Freiheit am Offensten darlegte, wo es bereits gefährlich geworden war, nicht nur selbst eine solche zu haben, sondern auch die Träger derselben noch an seiner Seite zu dulden. So war Duller zuletzt nur noch mit seinen Gesinnungsgenossen in Verbindung und für die eigentlichen Literaten, die ihn früher mit Stolz ihren Collegen nannten, hatte er aufgehört zu existiren. Aber so zahlreich auch seine Gegner waren, nie haben sie gewagt seinen Namen zu verunglimpfen, gemeine und egoistische Motive seinen Wirken unterzuschieben. Sie haben sich begnügen müssen ihn einen Schwärmer zu nennen. Das war er auch im Gegensatz der blasirten und philosophischen Kälte so vieler Führer, sowohl in der Literatur als auch in der Politik auf beiden Seiten. Duller nannte sich selbst mit Stolz einen entschiedenen Liberalen — aber er war noch mehr, er war ein ganzer Mensch. Er dichtete nicht nur von einem „Fürsten der Liebe," er weihte sich ihm auch und wirkte für sein Reich, für das Reich der Liebe mit einem begeisterten Herzen, das selbst von Liebe überströmte. So war er für die Einzelnen, so war er für das Allgemeine. So ist er auch gestorben als ein Apostel der Liebe im Glauben, daß ihr Reich noch kommen werde!

L. O.

Blätter aus dem physikalischen A-B-C-Buche.

I. Das Gesetz der Trägheit.

Kein Körper ist im Stande, aus sich selbst heraus die Bewegung, welche ihm einmal mitgetheilt worden ist, zu verändern oder aufzuheben, ebensowenig wie er vermag, durch sich selbst aus dem Zustande der Ruhe in den der Bewegung überzugehen. Die Materie ist also hierin ganz willenlos und jede Abänderung in der Bewegung eines Körpers müssen wir Ursachen zuschreiben, welche außerhalb desselben liegen. Dieses Gesetz (unter welchem der Physiker also das Unvermögen aller Materie, den Zustand der Bewegung oder der Ruhe selbstständig abändern zu können, versteht) scheint auf den ersten Blick der gemeinen und alltäglichen Erfahrung geradezu entgegen zu sein, denn nach ihm müßte z. B. ein aufgehangenes und in Schwingungen versetztes Pendel ohne ferneren Antrieb bis in alle Ewigkeit fortfahren zu schwingen, und eine auf einer horizontalen Ebene hingerollte Kugel müßte, wofern nur die Ebene sich unendlich ausdehnte, auch bis in's Unendliche fortrollen; eine Aenderung in der Geschwindigkeit, also ein endliches zu Ruhekommen dürfte niemals eintreten. Das scheint offenbar aller Erfahrung zu widersprechen.

Inzwischen giebt es einige nicht weniger alltägliche und gemeine Erfahrungen, welche, wenn man sie nur richtig zu erklären versteht, mit mathematischer Sicherheit zu dem Gesetz der Trägheit führen. Betrachten wir zunächst einmal die Bewegung auf einer horizontalen Ebene.

Jeder weiß, daß ein auf einer solchen Ebene fortrollender Körper um so länger seine ihm mitgetheilte Bewegung behält, je glatter und ebener die Fläche ist, daß also z. B. ein mit Schnelligkeit dahin fahrender Dampfwagen, nachdem der Dampf abgesperrt worden ist, viel länger noch fortfährt, sich zu bewegen, als ein gleich großer und mit gleicher Schnelligkeit auf einer gepflasterten Straße fahrender Wagen, nachdem die Pferde aufgehört haben, zu ziehen. Das heißt doch nichts anderes als das: je geringer die Hindernisse bei einer Bewegung sind, um so länger dauert sie. Und der daraus zu ziehende Schluß würde kein anderer sein, als daß ein in Bewegung versetzter Körper seine Bewegung bis in alle Ewigkeit unverändert behalten würde, wenn wir im Stande wären, alle Hindernisse zu beseitigen. Eine nicht weniger bekannte Thatsache ist es, daß derjenige, welcher aus einem schnell fahrenden Wagen heraus springt, sobald er den Erdboden mit den Füßen berührt, nach der Seite hingeschleudert wird, nach welcher der Wagen sich bewegt und zwar mit um so größerer Gewalt, je schneller die Bewegung des Wagens war. Diese Erscheinung ist nur dadurch zu erklären, daß der Springende, nachdem seine Füße den Wagen verlassen haben, die Geschwindigkeit desselben noch beibehält. Wer auf dem Verdeck eines schnell fahrenden Schiffes in die Höhe springt, könnte, wenn das Gesetz der Trägheit nicht bestände, Gefahr laufen, daß das Schiff, während er in der Luft schwebte, unter seinen Füßen wegführe und er dann in's Wasser fiele. Das wird aber nicht geschehen, ebensowenig, als ein auf einem fahrenden Schiff in die Höhe geworfener Stein in's Wasser fällt; er wird vielmehr wieder auf derselben Stelle niederfallen, wofern er nur vollkommen senkrecht in die Höhe geworfen worden ist. Ebenso müßte ohne das Gesetz der Trägheit alles, was man

in der Kajüte fallen läßt, an die Wand fliegen. Es weiß aber Jeder, daß hier ebenfalls alle Körper vollkommen senkrecht fallen. Es müssen also alle Körper, die vom sich bewegenden Schiffe getrennt werden, noch die Bewegung des Schiffes beibehalten. Wer also z. B. mit einer Büchse nach einer am Ufer befindlichen Scheibe schießt, wird dieselbe um so weniger treffen, je schneller das Schiff fährt und je weiter es vom Ufer entfernt ist; denn die aus der Büchse fahrende Kugel hat außer der ihr vom Pulver mitgetheilten Bewegung auch noch die des Schiffes, wird also an der Seite bei der Scheibe vorbeifliegen, nach welcher das Schiff fährt.

Legt das Schiff in einer Secunde zehn Fuß zurück und die Büchsenkugel 2000 Fuß, so wird bei einer Entfernung der Scheibe vom Schiffe von 200 Fuß die Kugel zehn Fuß seitlich von der Scheibe vorbeifahren. Recht deutlich kann man sich von dem in Rede stehenden Gesetze überzeugen, wenn man aus dem Fenster eines recht schnell fahrenden Dampfwagens einen Stein zur Erde fallen läßt; dieser Stein wird nicht nur, während er fällt, ununterbrochen in unserem Gesichtskreis bleiben, also uns senkrecht zu fallen scheinen, sondern auch, wenn er den Erdboden erreicht, nach derselben Seite, nach welcher der Dampfwagen fährt, mit so großer Gewalt fortrollen, daß er gewöhnlich Spuren seines Weges im Erdreich zurückläßt.

Daraus folgt unzweifelhaft, daß der fallende Stein die Bewegung des Dampfwagens beibehält und für einen Beobachter außerhalb desselben nicht senkrecht fallen, sondern sich mit dem Dampfwagen fortbewegen wird. Wenn ein Kunstreiter auf schnell dahin jagendem Pferde Kugeln in die Höhe wirft und wieder auffängt, so bewundern es Viele als eine ganz absonderliche Geschicklichkeit des Mannes, die Kugeln gerade so weit vorwärts zu werfen, daß er sie bei ihrem Herunterfallen wieder fangen kann; denn wenn er das nicht machte, würden ja die Kugeln in seinem Rücken niederfallen. Dem ist aber nicht so, denn nach dem Gesetze der Trägheit fallen die Kugeln schon von selbst an der richtigen Stelle nieder, weil sie die Bewegung des Pferdes, auch nachdem sie aus der Hand geflogen sind, beibehalten; es ist also nur nöthig, daß der Kunstreiter sie senkrecht in die Höhe wirft. Ebenso braucht der Kunstreiter, wenn er auf dem jagenden Pferde über etwas hinwegspringt, nicht vorwärts, sondern nur gerade in die Höhe zu springen.

All diese Thatsachen der alltäglichen Erfahrung beweisen das Gesetz der Trägheit unzweifelhaft. Die Physik bietet Beweise dafür in Menge dar und wir werden später Gelegenheit genug haben, daran zu erinnern.

Vorläufig wollen wir nur zwei Erscheinungen aus diesem Bereiche namhaft machen. Die erste ist die Bewegung der Himmelskörper selbst, welche sich nur erklären läßt, wenn man annimmt, daß die Materien ursprünglich eine Bewegung gehabt haben, die nicht verloren gegangen ist und in Verbindung mit der gegenseitigen Anziehung den ununterbrochenen Kreislauf dieser Körper hervorbringt. Die andere Erscheinung besteht darin, daß kein Körper von unserer Erde, wenn er zeitweilig von ihr getrennt wird und frei im Raume schwebt, sich von ihr entfernen kann, was er doch wegen der doppelten Bewegung der Erde um ihre Achse und um die Sonne müßte, behielte er nicht auch dann noch die im verbundenen Zustande mit der Erde ihm mitgetheilte Bewegung. Verläßt z. B. eine Kanonenkugel die Röhre und hätte sie von da an nur die ihr durch das Pulver mitgetheilte Bewegung, so würde sie in den meisten Fällen mit furchtbarer Geschwindigkeit sich von der Erde entfernen und nie wieder zu ihr zurückkehren. Die atmosphärische Luft, der Unkundige diese Erscheinung gewöhnlich zuschreiben, würde das nicht hindern können. Es behält aber die Kugel auch nach ihrer Lostrennung von der Erde die Richtung und die Geschwindigkeit derselben im Augenblicke der Lostrennung bei und muß der Erde folgen.

Pariser Bilder und Geschichten.

Monsieur Porcher.

Im Kaffee „Divan“ der rue Lepeletier, der großen Oper gegenüber, machte sich mir, der ich noch ein Neuling in Paris war, ein Mann schon durch seine Erscheinung, durch ein besonderes Wesen, noch mehr aber durch seine Beziehung zu vielen der Personen, welche das Kaffeehaus theils als zufällige, theils als Stammgäste besuchen, bemerkbar. Das genannte Kaffeehaus wird meist von Künstlern, Schauspielern, Malern und Dichtern besucht, die sich da zusammenfinden, um auszuruhen von den Mühen des Ruhmes, der Gesellschaft und der Arbeit, und sich nebstbei durch Mittheilung, durch Kaffee und eine Parthie Dordes zu vergnügen. Alfred de Musset, in seiner guten Zeit, da sein Geist frisch und sprühend war wie seine Gedichte, war alle Tage in diesem Kaffeehause zu treffen. —

Ich bemerkte, daß die meisten der anwesenden Künstler meinen Mann mit einer seltsamen Mischung von Hohn und Höflichkeit, von Geringschätzung und Zuvorkommenheit behandelten, daß er aber seinerseits ihnen mit großer Artigkeit und Freundlichkeit begegnete, die aber das Gepräge stolzer Herablassung an sich trugen.

Das Aeußere des Mannes, den ich Monsieur Porcher nennen hörte, verkündete eine Selbstzufriedenheit, die nicht weit von Anmaßung entfernt und eine auffallende Wichtig- und Vornehmthuerei. Die Finger strotzen von goldenen Ringen. Ein englischer Chronometer an einer schweren goldenen Kette wird übermäßig oft in Anspruch genommen. Der Anzug ist in einem guten Stand und von elegantem Zuschnitt. Sein Gesicht ist schwammig, von der Zeit und wüstem Leben abgenützt und verschossen. Auf einer kräftigen, etwas nach Oben strebenden Nase, sitzt jeder Zeit eine schwarze Zwickbrille, welche an einem buntgefärbten Bande hängt, das ihr zur Unterlage dienende Organ arg zusammenklemmt und aus seiner natürlichen Form bringt. Die grauen Augen blinken scharf und nicht selten über die Gläser hinweg. Die grauangeflogenen Haare, reichlich genug vorhanden, sind von einer häufig in Falten gezogenen niedern Stirn sorgfältig zurückgestrichen, wie das bei Künstlern und Denkern öfters vorkommt. Eine überhand nehmende Beleibtheit läßt Herrn Porcher alle Lebhaftigkeit des Franzosen, die sich in der Hast der Bewegungen und der Sprache kund giebt. Oefters sah ich ihn mit vielen wenig anziehenden Personen, die ihn ehrerbietig umstanden, im leisen Gespräche, das mit einem Eifer seinerseits, mit einer Aufmerksamkeit von den Anderen geführt wurde, daß ich dachte, es könne sich unmöglich um etwas Geringeres, als um das Heil des Staates handeln.

Herr Porcher las immer mit einem tiefen, sinnenden Ernst die politischen Zeitblätter, so daß Jeder, der ihn bei dieser Beschäftigung beobachtete, ihn für einen gereiften Staatsmann zu halten versucht sein mußte.

Meine Vermuthung nach dieser Richtung hin wurde aber durch den Umstand erschüttert, daß Monsieur Porcher die Feuilletons der Journale am Montag, da sie in der Regel die Theaterbesprechungen enthalten, mit besonderer Aufmerksamkeit durchstudirte. Meine Erfahrung lehrt mich, daß ein Politiker nie Feuilletons liest, folglich konnte Herr Porcher nach meinem Urtheil kein Politiker sein. Dazu kam noch, daß mein Unbekannter während des Lesens der Theaterkritiken die Wirkung dieser Lecture durch allerhand Bewegungen, durch ein lebhaftes Mienenspiel und durch halblaute Monologe kund gab, die freilich, wenn irgend ein Nachbar seiner Bekanntschaft zur Hand war, sich in Anreden verwandelten. Ich hatte einige Mal Gelegenheit, diese Anreden zu hören, und weit entfernt, mich aufzuklären, machten sie mich über den Mann noch mehr irre.

„Charlotte Corday von Ponsard“, hörte ich ihn einmal ausrufen, als er sein Feuilleton las, „nennt der ein Stück voll Kraft und erschütternder Wirkungen, das kein Publikum kalt lassen kann — der hat's bequem — etwas Tinte, eine Feder und Papier, dann schreibt sich das so leicht hin, als wäre es richtig. Erschütternde Wirkungen, wo denn? Ich habe nichts davon gespürt, und ich weiß doch auch so gut, wie diese Herren vom Feuilleton, ein warmes von einem kalten Publikum zu unterscheiden. — Wenigstens glaube ich mich zu diesem Selbstlob berechtigt. —

Gefrierpunkt, noch schlimmer, als Gefrierpunkt im ganzen Saale. Und das nennen die Leute erschütternde Wirkungen. Wie gewissenlos, eines Kameraden Willen der großen Leistung ehrlicher Leute, die ihr Fach verstehen, das Verdienst abzusprechen! Können Sie sich etwas Unwürdigeres, als so einen Vorgang denken. Ich habe zwar Herrn Ponsard die Wahrheit gesagt; es ist aber zu fürchten, daß er von Eitelkeit verführt, diesen Leuten ohne alle Sachkenntniß, mehr glaubt, als einem von meiner Erfahrung, ob ich gleich im Feuer gestanden und wissen muß, wie heiß es herging. — So wird einem alle Freude an Arbeit und Erfolg verleidet."

Der Angeredete antwortete nicht, und der Entrüstete, nachdem er eine Weile weiter gelesen, begann wieder:

„Hören Sie nur, was da geschrieben steht: „Das Publikum im Theater français ist so fein gebildet, hat an so viel Meisterwerken sein Urtheil zu schärfen Gelegenheit gehabt, daß ihm keine einzige Schönheit einer dramatischen Dichtung entgeht, und daß jedes gut angewendete Wort, jeder schöne Gedanke ohne jedes weitere Kunstmittel die Empfindung trifft und Beifall hervorruft, wie sich das an Herrn Ponsard's Charlotte Corday deutlich genug erwiesen."

„Wie kann man nur die Stirn haben, so unverschämt zu lügen und die Wahrheit zu entstellen", rief Herr Porcher mit zornglühendem Gesichte und in einer Erregung, die ihm sichtlich durch alle Glieder zuckte. „Dieses gebildete Publikum am Theater français ist wie von Stein, alle Wörter und Gedanken der Welt gewinnen ihm oft kein Zucken der Wimpern ab. Und ich weiß es am Besten, wie wenig die Verse in der Charlotte Corday ausgerichtet. — Die Leute blieben erwartungsvoll auf ihren Bänken sitzen, und sahen dem Effekt entgegen, der nicht kam. — In der Lucretia ging es wenigstens am Ende los; diese Charlotte bringt keinen Pulsschlag, geschweige denn eine Hand in Bewegung. Ich habe es meinem Freunde Ponsard aufrichtig gesagt, denn es ist nicht meine Sache, hinter'm Berge zu halten; hätte er sich von Dumas einige Scenen hineinmachen lassen, dann wäre es freilich leichter gegangen, aber zu so einem Anlehen sind die Herren zu stolz. — Ich sagte meinem Freund Ponsard, wenn sich ein Staat nicht schämt zu borgen, brauchen Sie sich auch nicht zu schämen, wenn es sich nun einmal um einen nothwendigen Bedarf handelt. Herr Ponsard hätte noch den Vortheil, daß er keine Interessen bezahlen müßte, wie Herr von Rothschild sie fordert. Meine Vorstellungen halfen nichts, Herr Ponsard bestand darauf, von seinem eigenen Einkommen die Auslagen zu bestreiten. Es wurde so viel als möglich nachgeholfen; das sollte zum Mindesten anerkannt werden. Mit Herrn von Larmartine war's derselbe Fall, als er seinen „Toussaint Louverture" zur Aufführung brachte. Was hilft's, daß Herr von Lamartine ein Mann von Genie ist, wie allgemein behauptet wird? Auf die Lampen versteht er sich so wenig wie auf's Regieren, und er könnte sehr gut bei Herrn Bayard in die Schule gehen, ich meine nicht etwa bei dem Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, sondern bei dem Vaudevilledichter mit viel Furcht und vieler Bühnenkenntniß. — Als ich eine Probe des Toussaint Louverture angesehen, sagte ich Herrn Lamartine: Monsieur, dem Ding fehlt viel, um Glück zu machen."

„Was zum Beispiel?" frug mich Herr von Lamartine stolz lächelnd, wie Jemand, der sich seiner Ueberlegenheit über den andern vollkommen überzeugt ist.

„Nicht weniger als Alles", gab ich darauf zur Antwort, da mich dieses Lächeln ärgerte; denn ich brauche Herrn von Lamartine nicht, sondern er braucht mich. — „Es hat keinen Zündstoff", setzte ich hinzu, „und stände auf dem Anschlagezettel ein anderer Namen, als der Ihrige, würde das Stück ausgegähnt."

„Das ist schlimm", versetzte Herr von Lamartine, ernstlich den Kopf schüttelnd.

„Sehr schlimm!" antwortete ich. „Was hilft es Ihnen, daß Ihre Freunde und Verehrer in den Zeitungen posaunen, wenn die Bänke täglich leerer werden. Glauben Sie mir, ich weiß, was durchzusetzen ist, aber diesem Toussaint hilft keine Menschenmacht über die dreißigste Vorstellung hinüber."

„Ja, was ist zu thun, mein lieber Porcher?" frug nun der berühmte Dichter, ohne im Mindesten zu lächeln. Das söhnte mich aus und ich gab zur Antwort:

„Versuchen Sie Scenen hineinzubringen, vor denen sich das Publikum fürchtet, dann haben sie gewonnenes Spiel. Herr von Lamartine hat meinen Rath nicht befolgt und sein Toussaint Louverture liegt im Theaterarchiv verscharrt, und wie viel Aufwand an Klugheit und Mühe es gekostet, um ihn sein kurzes Leben mit Ehren durchmachen zu lassen, weiß ich am Besten. Denen Dank gebührt, hat Niemand gedankt. Ich sollte an diese Ungerechtigkeit der Welt gewöhnt sein; allein ich kann sie nicht verwinden."

Meine Neugierde war zum Höchsten gestiegen, als ich dieses Alles hörte. Wie ich auch grübelte, ich vermochte keinen Stand ausfindig zu machen, auf den dieses Alles, was der Unbekannte sprach, gepaßt hätte. Ich riskirte, da sich Herr Porcher entfernt hatte, die Frage, was er denn eigentlich treibe, die ich an den Mann richtete, welcher unmittelbar mit den angegebenen Erörterungen beehrt wurde.

„Er ist der erste und ausgezeichnetste Chef der Claqueurs von Paris", erhielt ich zur Antwort.

„Hat diese Kunst auch ihre Grade, ihre Talente und Berühmtheiten?" frug ich spöttisch weiter.

„Das will ich meinen", erwiederte mit allem Ernst der Befragte, ein Sänger der komischen Oper, „und seien Sie gewiß, daß es Herrn Porcher Niemand gleich thut."

„Unglaublich!" rief ich aus.

„In welchem Lande sind Sie denn zu Hause?"

„Ich bin ein Deutscher, Monsieur." —

„Ist bei Ihnen ein Claqueur wie der andere?"

„Bei uns wird diese Profession als solche gar nicht getrieben", versetzte ich. „Ein Schauspieler oder dramatischer Dichter sorgt wohl hie und da dafür, daß gekaufte oder sonst wie gewonnene Gönner seinen Abendtriumphen nachhelfen; man würde aber in Deutschland unendlich darüber lachen und gewiß auch sich ärgern, wenn man, wie hier, eine organisirte Claque im Parterre beisammen sitzen sähe, die gar kein Hehl von ihrer Absicht macht, die nach Vorschrift, bei bestimmten bezeichneten Stellen in die Hände klatscht, und oft einen Enthusiasmus an den Tag legt, der dem gesammten übrigen Publikum fremd bleibt. Dieses Publikum im Publikum würde bei uns einen Widerstand hervorrufen, der leicht in Beleidigungen ausarten könnte."

„Seltsam und bedauerlich", meinte der Sänger. „Dann freilich können Sie nicht gut begreifen, welche Verdienste Herr Porcher um dramatische Kunst und Künstler besitzt. Manche Berühmtheit von heute wäre ohne seine Mitwirkung verkannt, mancher Emporgekommene wäre verborgen geblieben, manche Leistung wäre ohne Herrn Porcher der Abschluß einer Wirksamkeit gewesen, der die Welt Verdienstliches zu verdanken hat."

„Trifft denn das nicht ein Jeder so gut, wie Herr Porcher, in die Hände zu klatschen?"

„Gewiß nicht. Niemand weiß wie er das rechte Maß zu halten, den rechten Augenblick zu treffen, nicht mehr zu thun, als zulässig, nicht weniger, als erforderlich. Viele verderben durch schlecht angewendeten Eifer, indem sie durch Uebertreibung zu Gegendemonstrationen herausfordern, oder unterstützen zu lässig, wo lebhafte Nachhülfe am Platze wäre. Kurz, Herr Porcher ist ein Meister in seiner Kunst, und nur seinen Händen kann man einen Erfolg mit aller Beruhigung anvertrauen. Glauben Sie mir, daß ihn nicht umsonst die ersten wie die letzten Capacitäten von Paris, die mit der Bühne zu thun haben, aufsuchen und beschäftigen, und man muß sich wohl auf ein Handwerk verstehen, das Einem 20,000 Franken jährlich abwirft, und so viel gewinnt Herr Porcher durch seine Arbeit."

Es wird Niemanden befremden, wenn ich sage, daß mich diese Auskunft der Neuheit des Gegenstandes halber, dem gewiß die lokale Färbung nicht fehlt, interessirte, und den Wunsch in mir erregte, den vielbelobten „Meister in seiner Kunst" mit all seinen Beziehungen näher kennen zu lernen. Bei der Mittheilsamkeit des Herrn Porcher war nichts leichter, als an dieses Ziel zu gelangen. Schon nach wenigen Tagen war ich mit dem großen Claqueur auf so gutem Fuße, daß er mich nicht nur in alle Einzelheiten seines seltsamen Metiers einweihte, sondern sogar zu sich in sein Haus lud, wo er mir sein Tagebuch und manches schätzenswerthe Autograph zu zeigen versprach; überhaupt erwies mir der Mann die außerordentlichste Zuvorkommenheit, als er bei mir eine Theilnahme für seine Laufbahn bemerkte, die ich ihm nach seinem Gutdünken auszulegen überließ. Herr Porcher setzte mir zunächst auf mein Begehren die Organisation der Claque auseinander.

„Ich wirke nur in den größern Theatern", sagte er mir, „und erhalte von der betreffenden Direktion eine gewisse Anzahl von Parterre-Freibillets, von denen gebe ich vier bis fünf an meine Leute ab, mit denen ich Alles genau einstudirt und probirt. Die übrigen Billets, ungefähr dreißig an der Zahl, verkaufe ich für die Hälfte oder zwei Drittheilen des gewöhnlichen Preises unter der Bedingung, daß mir die Käufer für diesen Abschlag, der ihnen zu Gute kommt, ihre Hände und auch bisweilen ihre Kehlen zur Verfügung stellen. Jedem Einzelnen wird eingeprägt, daß er streng unserem Beispiele zu folgen habe. Auf diese Weise werbe ich meine Armee, besolde ich sie und zugleich mich. Wenn ich manches Geschenk der Künstler mitzähle, gewinne ich durch mein Talent mehr denn 20,000 Franken jährlich und stehe noch nebstbei mit den ausgezeichnetsten Leuten Frankreichs in fortwährender Verbindung, die, wie sie aus meinen Autographen sehen werden, keine geringe Wichtigkeit auf meine Verdienste legen. Ohne mir zu schmeicheln, darf ich sagen, daß es noch Niemand in dem Fache so weit gebracht, wie ich. So z. B. bin ich Erfinder des Lachens."

„Was wollen Sie damit sagen? Ich denke, die Welt, und besonders Frankreich, hat lange vor Ihnen gelacht", erlaubte ich mir zu bemerken.

„Es ist begreiflich, daß Sie das nicht verstehen, Sie sind ein Fremder und stehen meinem Berufe fern. Früher, vor meinem Auftreten, hat die Claque blos in die Hände geklatscht und hie und da Bravo gerufen, im Lustspiel wie im Trauerspiel, das blieb sich gleich, als ob man so verschiedenartige Dinge auf eine gleiche Weise behandeln könnte. Ich fühlte lebhaft das Mangelhafte der Methode, ob ich gleich erst durch langes Nachdenken und mit der Zeit zu dem geeigneten Mittel der Verbesserung und Abhülfe gelangte. Ich ging von dem Grundsatze aus, daß, da Komisches und Tragisches verschiedene Wirkungen hervorbringen, diesen Wirkungen auf verschiedene Weise nachgeholfen werden muß. Kurz, ich erfand für das Lustspiel das „Verlachen," und es hat sich als ungemein vortheilhaft erwiesen. Nichts ist so ansteckend, wie schon die allgemeine Erfahrung lehrt, als Lachen; kommt also nur eine halbwegs komische Wendung oder Situation in einer Komödie vor, so lachen wir und können mit Gewißheit darauf zählen, daß uns das Publikum nachlacht. Was kann einem Lustspiel Besseres widerfahren, was seinen Erfolg begründet?"

Ich sah den Sprecher mit jener tiefen Ueberzeugung von seiner Vorzüglichkeit verwundert an. Diese redliche Ueberschätzung seiner selbst und seiner Lebensaufgabe dünkte mir eben so rührend wie lächerlich. Anziehend fand ich aber an dem Manne, daß er so ganz und gar so ausschließlich von seinem Berufe erfüllt war. Seine Gedanken traten niemals aus dem Kreise seiner Beschäftigung und der Interessen, die sich an sie knüpften, heraus. Das Parterre war seine Welt und die ganze Welt schrumpfte vor ihm in ein Parterre zusammen. Hier fand er alle Aufregung und Befriedigung, alle Widerwärtigkeit und alles Glück, von da kam ihm alle Hoffnung und aller Unmuth. Hier fand sein Ehrgeiz mehr als hinreichenden Raum für sein Suchen und Treiben. Kurz, er war mit Leib und Seele Chef der Claqueurs. Als ich den Mann in seiner Wohnung besuchte, fand ich die eigenthümlichste Haushaltung; überall trat mir eine gesuchte theuer gekaufte Eleganz mit Unordnung und Vernachlässigung im Kampfe entgegen. Möbel mit reichen bunten Stoffen überzogen, waren beschmutzt und verschossen; ein Teppich auf dem Boden, den Niemand eine glänzende Vergangenheit abzusprechen vermocht hätte, war stellenweise durch Tinten- und andere Flecken verunziert. An den Wänden hingen Bilder berühmter Dramatiker in goldenen Rahmen, die stark beschädigt und von den Fliegen unanständig mißhandelt waren. Auf einem großen Spiegel, ebenfalls in goldenem Rahmen, lag, besonders in der höhern Region beträchtlich viel Staub; auch war das Glas sonst noch getrübt. Bücher, Zeitungen und Kleidungsstücke lagen durcheinander gemischt umher. Die Vorhänge, mit Spitzen besetzt, sahen statt weiß, grau aus, so arg waren sie von der Zeit heimgesucht, und so wenig wurden sie rein gehalten. Madame Porcher und ihre zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, von ungefähr 4 und 5 Jahren, trugen dasselbe Gepräge wie die Wohnstube an sich. Die Kinder waren schlecht gewaschen und aßen als ich kam aus Tellern, die auf Stühle gesetzt waren, Milchreis mit den Händen. Die Hausfrau trug zwar ein schwarzes Seidenkleid, allein ihre Haare hatten sichtlich diesen Tag noch keine Pflege erhalten und befanden sich in völliger Anarchie und als Fußbekleidung dienten ihr alte vertretene Schuhe und Strümpfe, welche mancher Ausbesserung bedurft hätten. Madame Porcher war eine Frau tief in den Dreißigen, von gestreckter Gestalt, im Gesichte noch manchen verschonten Ueberrest verblühter Schönheit. In ihrem Benehmen zeigte sich dieselbe Mischung, wie im ganzen Haushalt von affektirter Weltmanier mit ordinären Formen, welche auf eine späte und falsche Erziehung schließen ließ.

Herr Porcher, der mit Schreiben beschäftigt war, nahm mich sehr freundlich auf und lud mich ein auf einem Lehnstuhl ihm gegenüber Platz zu nehmen, und als ich der Einladung gefolgt war, sprach er: „Er ist gar nicht übel, der Fauteuil, auf welchem Sie da sitzen; wenigstens braucht man sich seiner nicht zu schämen; denn er hat gewiß wenig Kameraden, die solche Leute getragen, wie er. Es sind keine drei Monate her, saß mir mein Freund Meyerbeer wie Sie jetzt gegenüber, nur um Vieles ängstlicher."

„Warum ängstlich?" frug ich.

„Wenn diese Herren zu mir kommen," meinte Herr Porcher, „haben sie alle Angst, nur daß es ihnen mein Freund Meyerbeer allen zuvorthut. Es war vor der Aufführung des Propheten. Porcher, sagte er zu mir, ich zähle auf Sie."

„Ich werde mein Möglichstes thun, Meister Meyerbeer, gab ich zur Antwort."

„Mir war noch nie so bange wie dieses Mal," sagte er.

„Natürlich, Sie hatten noch nie so viel Ruhm zu verlieren, wie eben jetzt," sagte ich.

„Was halten Sie von dem Propheten, mein lieber Porcher, nun da Sie die Generalprobe gehört?" frug er.

„Der Prophet ist kein Robert, er ist keine Hugenotten. Nichts Diabolisch-Infernalisches, keine Nonnen in sehr leichten Gewändern; kein Sturm von Instrumenten, wilde Chöre mit Chaosscenen; aber er hat seine Schleifer, seinen Einsturz der Kirche und ich hoffe was daraus zu machen, gab ich zur Antwort."

„Haben Sie schon die Stellen aufgefaßt, mein lieber Porcher, wo Sie Ihren Nachdruck anzuwenden haben?"

„Aufgepaßt und aufgemerkt, Herr Meyerbeer. In die nächste Probe komme ich mit meinen Leuten und wir werden selbst probiren. Sie werden mir dann sagen, ob Sie zufrieden sind."

„Recht, Porcherchen," versetzte Meyerbeer, „ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann, und bin, was Sie betrifft, ganz ruhig." Er empfahl sich sehr artig bei meiner Frau, küßte meinen kleinen Charles, der dort in der Ecke spielte, drückte mir freundschaftlich die Hand und ging. Den Tag nach der nächsten Probe des Propheten, wer klopft an meine Thüre und tritt in das Zimmer als ich: „Herein" rufe? Mein Freund Meyerbeer."

„Sie sind ein außerordentlicher Mensch," sagte er mir gerührt, indem er meine beiden Hände mit der zärtlichsten Innigkeit drückte. Im bescheidensten Tone von der Welt deutet er mir einige Stellen in der Oper an, die von mir vielleicht hervorgehoben werden könnten. So wie ich ihm aber meinen Zweifel an der Zweckmäßigkeit dieser Zuthat ausdrücke, steht er augenblicklich von seinem „Vorschlage," wie er es nannte, ab. Sehen Sie, mein Freund Meyerbeer weiß mein Talent zu schätzen und wie ergeht es ihm auch? Sie kennen wohl den Erfolg des Propheten?" Ich mußte lächeln.

Nun zeigte mir Herr Porcher mit sichtbarem Stolze die versprochenen Autographen, meist Briefe von erzeugenden und darstellenden Künstlern. Da ich einige dieser Episteln sehr bezeichnend für die pariser Zustände fand, erbat ich mir von dem freundlichen Wirth die Erlaubniß, die merkwürdigsten abschreiben zu dürfen, welche dieser gerne gab. Ich glaube mit der Voraussetzung mich nicht zu täuschen, daß auch der Leser dieser Zeilen diese seltsamen Dokumente mit einigem Interesse aufnehmen werde.

Herr Scribe schreibt an das Haupt der Claqueurs Folgendes:

„Paris, den 28. Mai 1830.

„Lieber Porcher!

„Mein jüngstes Kind, der Abälard und dessen Zukunft, lege ich in Ihre Hände. Ich gebe mir genau von den Schwierigkeiten Rechenschaft, welche die Aufführung dieses Stückes zu überwinden hat. Doch sage ich mir zugleich: Ist Porcher mit Dir, so hast Du nichts zu fürchten! Denn Porcher ist ein Erfolg. Porcher gleicht Alles aus, die Schwächen des Talentes, die Ungunst der Verhältnisse. Porcher kann Wunder thun, wenn Wunder nöthig sind. Ich werde Ihnen für den unschätz-

baren Dienst, den ich von Ihrer Fähigkeit erwarte, zu danken wissen.

„Genehmigen Sie die Versicherung meiner Ergebenheit.
Eugène Scribe."

Herr Alexander Dumas hat diese Zeilen an den Claqueur gerichtet:

„Paris, 27. December 1847.

„Mein würdiger Bundesgenosse!

„Hier eine kleine Abschlagszahlung von meiner großen Schuld. Um sie ganz auszugleichen, müßte ich ein Krösus sein. Ich nehme den Rest als ein Geschenk von Ihnen an, für das ich Ihnen bestens danke.

„Empfangen Sie meine freundschaftlichen Grüße.
Alexander Dumas."

Von Auber hat Herr Porcher dieses Schreiben erhalten:

Paris, 12. Januar 1846.

„Mein lieber Porcher!

„Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mich morgen zwischen 10 und 11 Vormittags mit Ihrem Besuch beehren wollen. Ich würde mir erlauben Sie durch das Clavier auf einige Stellen aufmerksam zu machen, um sie Ihrer Berücksichtigung zu empfehlen. Ich habe die Ehre Sie zu grüßen.
Auber."

Mademoiselle Rachel schreibt so:

„Lieber Porcher!

„Sie müssen zu mir kommen; denn ich weiß, Sie schweigen. Die Rolle, welche ich in Mademoiselle de Bellette übernommen, ist die Probe, ob das Publikum mich im Lustspiel annehmen will. Sie braucht unendlich mehr Sorgfalt als jede andere, die ich früher gespielt. Kurz ich habe Ihnen viel zu sagen.

Ihre ergebene
Rachel."

Das Datum fehlt.

Derselben Art waren auch die andern Zuschriften der minder berühmten Persönlichkeiten.

„Nicht wahr," sagte Herr Porcher als ich die Abschriften fertig gebracht hatte, „ich habe es weit gebracht, und sehen Sie mein Herr, was ich bin, das bin ich durch mich selbst." Und um mir dieses zu beweisen, erzählte mir Herr Porcher seine Lebensgeschichte, die ich mir, wie er sagte durch sein Tagebuch ergänzen könne. Da die Erzählung sowohl, als die Tagbuchblätter viel Anziehendes und Eigenthümliches enthalten, gedenke ich nächstens den Lesern der Gartenlaube aus Beiden das Interessanteste mitzutheilen.

Aus der Menschenheimath.

Briefe des Schulmeisters emerit. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Vierundzwanzigster Brief.

Die Insektenverwandlung. 4. Der Fliegenzustand.

Die Maskerade ist aus. In seiner letzten wahren Gestalt erscheint nun jedes Insekt im vierten der Zustände, in welche das Insektenleben schärfer abgetheilt ist, als das irgend einer andern Thierklasse. Die wissenschaftliche Sprache nennt sie nun Fliegen, weil nun erst ihre Flügel, wenn sie überhaupt deren haben sollen, vollkommen entwickelt und zum Fliegen tauglich sind.

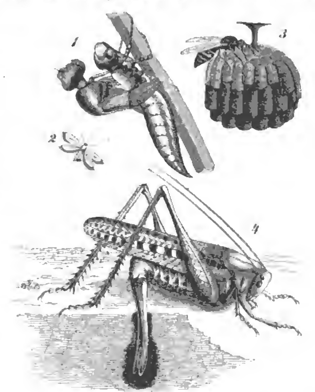
Die meisten Insekten erwachen zum Fliegenzustande aus einem todtenähnlichen Schlummer, den ich Dir in meinem vorigen Briefe als Puppenzustand bezeichnete. Nur die Libellen und Heuschrecken und die wanzenartigen Insekten schlummern als Puppen nicht. Du erinnerst Dich aus einem früheren Briefe *, daß man danach die Insekten in solche mit und in solche ohne Verwandlung eintheilte.

Für die ersteren ist der Uebertritt in den Fliegenzustand in den meisten Fällen mehr als ein bloßes Erwachen aus langem Schlummer, als ein Anlegen einer neuen Gestalt, als ein Beziehen einer neuen Wohnung. Es ist für viele geradezu ein Auferstehen zu einer neuen ganz anderen Thätigkeit, zu anderen Bedürfnissen, anderen Gewohnheiten, anderen Fähigkeiten.

Denke an die vielen Insekten, die Du kennst; vielleicht fällt Dir eben jetzt, da ich Dich aufmerksam mache, zum ersten Male ein, an wie vielen derselben sich die eben gethane Aeußerung bestätigt.

Erinnere Dich an die Biene. Faul und unbehülflich steckte sie als Larve in der Zelle, die sie sich nicht selbst gemacht hatte, und ließ sich von ihren kinderlosen Tanten füttern — denn so muß man die Arbeitsbienen, die unfruchtbaren Schwestern der Königin, der wahren Landesmutter, betrachten — die auch nachher die Zelle mit einem Wachsdeckel verschlossen und so in ein langes Faulbett für die aus der Larve werdende Puppe verwandelten. Vergleiche nun in Gedanken mit jener trägen Larve die Biene, die daraus geworden ist. Wie sich mancher lernfaule Mensch es wünschen würde, ist über sie im Schlafe, im Schlafe der Puppenruhe, die Weisheit gekommen. Ohne Unterricht, ohne Uebung, ohne es einmal gesehen zu haben, denn sie konnte über den Rand ihrer Zelle nicht hinwegsehen, ist aus einem völlig Unfähigen ein fleißiger und geschickter Arbeiter geworden, der den Menschen zum Vorbilde dient.

Den umgekehrten Fall zeigt uns der Seidenspinner. Er hat in der Puppenruhe seine ganze frühere Kunstfertigkeit verschlafen. Mit ihr hat er freilich auch das Werkzeug und den Stoff verloren, den kostbaren Seidenfaden zu spinnen, den er freilich nun auch nicht mehr nöthig hat. Was ist denn übrigens an dem Schmetterling von der Raupe noch übrig? Nichts. Nicht die Gestalt, nicht ein einzelnes Glied, nicht die Form der Nahrung,



die er bedarf. Von den sechzehn zweierlei Füßen der Raupe sind nur sechs übrig geblieben, die keiner von beiden Arten der Raupenfüße gleichen. Die Kurzsichtigkeit der zwölf winzigen einfachen Raupenaugen ist für den weit dahin flatternden Schmetterling in die Fernsichtigkeit der zwei großen zusammengesetzten Augen um-

* Gartenlaube Nr. 11. 20. Brief.

gewandelt. Die kräftigen Beißzangen, womit die Raupe die Maulbeerblätter zerschrotete, sind in die hohle spiralig auf- und abrollbare Saugzunge umgewandelt, mit der der Schmetterling den süßen Saft aus dem untersten Grunde der Blüthen herauspumpt, der nun seine einzige Nahrung ist. Aus dem im hellen Sonnenschein mit unersättlicher Gefräßigkeit in seinen Eingeweiden das Maulbeerlaub in Seide verwandelnden Wurme, ist der lichtscheue Vogel geworden, der wie eine olympische Göttin nur tropfenweise den süßen Nektar nippt.

Sieh unsere erste Figur an. Die große Seejungfer (Aeschna grandis) demaskirt sich eben. Die Puppe, die uns Figur 9 des vorigen Briefes * gezeigt hat, verließ das Wasser, um nimmer wieder dahin zurückzukehren. Sie klammerte sich mit den spitzen Klauen ihrer sechs Beine fest an einem Grashalm am Rande des Wassers an. Sie war schon nicht mehr Puppe; es war fast blos die Puppenhaut, die sich so zu ihrer eigenen Vernichtung befestigte. Ueber dem Rücken platzte sie und nun zieht die ihrer Erlösung zueilende Libelle ihre Beine aus den Beinfutteralen. Kopf und Brust ist schon frei und eben zieht sie, wie der Taschenspieler ein großes Tuch aus einem Eie ihre großen zusammengeknitterten Flügel aus den Flügelfutteralen der Puppenhaut. Nach wenigen Minuten sind sie straff und fest und nun fliegt das kräftige Thier im schnarrenden Fluge hinaus in die warme Sommerluft, um Beute, Verwandte ihrer eigenen Klasse, zu erhaschen. Suchen wir jetzt — es ist gerade die Zeit dazu — an den Uferpflanzen an Teichen und Gräben nach den abgestreiften Puppenhäuten der Libellen; sie sehen täuschend wie zur Ruhe dasitzende Thiere aus; wenn Du sie aber abnehmen willst, so zerbrechen die hohlen Gespenster leicht unter dem leisen Druck der Finger.

Die Wespe, Fig. 3, kehrte eben mit vollen Backen von Bretterwänden und Barrieren heim. Sieh Dir die Latten Deines Gartenstaketes an und Du wirst bemerken, daß Wind und Wetter, Regen und Schnee die glatte gelbliche Oberfläche des neuen Holzes in eine graue zottige verwandelt hat. Diese feinen grauen Zotten sind die durch die Verwitterung sich ablösenden Holzzellen und diese sind wieder das Baumaterial des bekannten grauen löschpapiernen Wespennestes. Die Wespe geht gleich nach ihrem Ausschlüpfen aus der Puppenhülle an ihr Hauptgeschäft, an die Erbauung ihres schönen vielzelligen Familienhauses, worin sie ihre Kinder erzieht. Ueberhaupt ist die Sorge für die Nachkommenschaft die Hauptaufgabe, ja bei vielen fast die einzige Thätigkeit des Insektenlebens im Fliegenzustande. Manche Insektenarten nehmen als vollkommene Insekten nicht einmal Nahrung zu sich. Sie kriechen aus der Puppenhaut, legen Eier und — sterben. Für sie lag Genuß und Freude blos in dem Larvenzustande.

Die große Heuschrecke, Fig. 4, wendet weniger Mühe an. Sie legt ihre Eier in eingehüllten Klumpen * in Erdlöcher, die sie mit ihrer Legscheide bohrt, die ihr auch dient, zwischen ihren zwei Klappen die Eier hinabgleiten zu lassen.

Der kleine, zierliche Schmetterling, Fig. 2, ist der mächtige Mahner, im Sommer nicht durch den Undank der Vergessenheit unseren treuen Winterpelzen zu lohnen. Es ist die Pelzmotte, deren Bild ich Dir in einem früheren Briefe versprochen habe. Wenn er Abends um die Flamme Deiner Lampe schwirrt, so vergiß nicht, Deinen Pelz vor ihm zu sichern, denn er ist dann bereit, ihm seine unsichtbar kleinen Eierchen aufzuhängen.

So habe ich Dir denn in sechs langen Briefen von der Insektenverwandlung erzählt. Das Mitgetheilte ist nur ein Tropfen aus diesem Meere von Wundern. Vielleicht reicht es aber aus, Dich zu befähigen, wenigstens anzuregen, selbst Mehr zu finden. „Suchet, so werdet ihr finden" ist auch hier ein Aufruf, der den ihm Folgenden reichlich mit erhebenden Freuden belohnt.

* Gartenlaube Nr. 15. 21. Brief.

* Gartenlaube Nr. 15. Brief 21. Fig. 2.

Blätter und Blüthen.

Wie die Patagonier heirathen. Kapitain Bourne, ward, als er auf einer Reise nach Californien mit einigen Begleitern an der patagonischen Küste an's Land stieg, um von den Eingeborenen Lebensmittel einzutauschen, von diesem wilden und hinterlistigen Volke auf verrätherische Weise gefangen zurückbehalten, um später gegen ein hohes Lösegeld an Tabak, Rum und dergleichen wieder freigelassen zu werden. Seinen Begleitern gelang es noch rechtzeitig zu entrinnen, während Kapitain Bourne, dessen Schiff durch einen mittlerweile eingetretenen Sturm von der Küste hinweggetrieben ward und demzufolge seine Auslösung nicht bewirken konnte, über drei Monate in dieser furchtbaren und mit den entsetzlichsten Beschwerden und Entbehrungen verknüpften Gefangenschaft verharren mußte, aus welcher er sich endlich nur mit List und Lebensgefahr rettete.

Wir heben aus dem höchst interessanten Berichte, welchen Capitain Bourne über seine Erlebnisse und Beobachtungen unter diesem abscheulichen Volke veröffentlicht hat, das aus, was er über die Art und Weise sagt, wie dort bei dem Abschluß von Heirathen verfahren wird.

„Ich erfuhr" — erzählt er — „daß ohne Einwilligung des Häuptlings sich keiner verheirathen durfte und daß kein Indianer, der nicht ein gewandter Jäger und ausgefeimter Dieb und folglich im Stande war, vollauf Fleisch und Fett herbeizuschaffen, für einen richtigen Mann angesehen ward, der auch wirklich eine Frau ernähren könne.

„Während es aber mit den Voraussetzungen zum Heirathen so genau genommen wird, findet bei dem Abschluß der Heirath selbst fast gar keine Feierlichkeit statt. Sobald der Häuptling seine Einwilligung gegeben, nimmt der Bräutigam die Braut ohne weitere Umstände oder Festlichkeiten mit in seine Hütte. Ein Mal jedoch war ich Zeuge einer Vermählung, die von einigen ungewöhnlichen Ceremonien begleitet war.

„Eines Abends nämlich befanden sich der Häuptling, seine vier Weiber, zwei Töchter, eine kleine Enkelin und ich in der Hütte umhergestreut und in einen Rauch von ungewöhnlicher Stärke und Dichtigkeit eingehüllt. Während die andern ganz unbefangen wie eben so viele Speckseiten umhersaßen, lag ich auf dem Leibe, mit dem Gesicht dicht am Boden und den Kopf mit einem Stück Guanacofell bedeckt — die einzige Position, in welcher es möglich war, sich einigermaßen vor dem erstickenden Rauche zu schützen. Während ich so dalag, glaubte ich draußen viele Fußtritte und ein verworrenes Murmeln zu vernehmen, als ob eine Menge Indianer mit einander sprächen. Gleich darauf ließ sich an der Vorderseite der Hütte eine heisere Stimme vernehmen, die offenbar an eine der in der Hütte befindlichen Personen gerichtet war und auf welche der Häuptling sofort antwortete. Ich erhaschte einige Worte, welche hinreichten, mich zu überzeugen, daß ich nicht der Gegenstand des Gesprächs war, sondern daß es sich vielmehr um eine Dame handelte.

„Das Gespräch ward immer lebhafter und der Gleichmuth des Häuptlings schien etwas wankend zu werden. Ich warf einen durchdringenden Blick in dem Rauch auf die weiblichen Mitglieder unseres Haushaltes, um wo möglich zu erspähen, ob eins davon besonders dabei interessirt sei. Ein einziger Blick genügte, denn ich sah, daß die eine Tochter des Häuptlings, welche, beiläufig gesagt, Wittwe mit einem Kinde war, dem Gespräch mit unverkennbarer Spannung zuhörte. Ihre Mutter saß neben ihr und hielt mit besorgter und nachdenklicher Miene das Kinn auf die Hand gestützt. Der unsichtbare Sprecher draußen war, wie sich bald zeigte, ein schon mehrmals abgewiesener Bewerber um die Tochter und jetzt mit seinen Freunden abermals gekommen, um sein Gesuch zu betreiben. Die Beredsamkeit, die er dabei aufbot, war, wenn auch nicht klassisch, doch sehr angelegentlich, wiewohl von wenig Erfolg. Der Häuptling entgegnete ihm, er sei ein armer, nichtsnutziger Gesell, der keine Pferde habe und deshalb weder sein noch sonst Jemandes Schwiegersohn werden könne.

„Der Freier draußen ließ sich indessen nicht so leicht abweisen, sondern begann seine Bewerbung mit neuem Eifer, indem er versicherte, daß sein Mangel an Pferden seinen Grund in dem Mangel an Gelegenheit, aber nicht in dem Mangel an gutem Willen habe. Dabei rühmte er sich, ein so gewandter Dieb und Jäger zu sein, wie nur je einer einen Lasso geschwungen habe und versicherte, daß es seiner Frau niemals an Fett mangeln solle. Der unerbittliche Häuptling gerieth hierüber in bedeutende Aufregung, sagte ihm, er sei ein armer Teufel und möge sich nur seiner Wege packen, denn er wolle nichts mehr davon hören.

„Der Freier wendete sich nun an die Schöne selbst, bat sie, seinem Gesuch Gehör zu schenken und versicherte auch ihr nochmals mit besonderem Nachdruck, daß es ihr, wenn sie ihn mit ihrer Hand beglückte, niemals an Fett fehlen solle. Dieses letzte Argument schien einen unwiderstehlichen Eindruck auf sie zu machen und sie bat ihren Vater, seine Einwilligung nicht länger zu versagen. Dieser aber, welcher diese Appellation von seiner Entscheidung an eine untergeordnete Instanz sehr übel zu vermerken schien, gerieth in die größte Wuth und ergoß sich in einen Strom von Schmähungen.

„Hier mischte sich die Mutter ein und bat ihn, gegen die jungen Leute freundlicher und nachgiebiger zu sein. Dabei gab sie sogar zu verstehen, daß er dem jungen Manne vielleicht Unrecht gethan habe und daß dieser es auch noch bis zum Pferdebesitzer, ja vielleicht sogar bis zum Häuptling bringen könne. Bis jetzt hatte der Alte sich nach seiner Art immer noch gemäßigt, aber dies war zu viel. Seine Wuth kannte nun keine Grenzen mehr. Er sprang auf, packte die Wiege mit sammt dem darinliegenden Kinde seiner Tochter, schleuderte sie heftig zur Thür hinaus, und die übrigen seiner Tochter angehörigen Habseligkeiten flogen eine nach der andern rasch hinterdrein. Hierauf befahl er ihr, sich augenblicklich ebenfalls zu packen, mit welchem Segen sie sich lächelnd entfernte, ihre umhergestreuten Sachen zusammenlas und dann in Begleitung ihrer Mutter so wie ihres Freiers und seiner Freunde verschwand.

„Der Häuptling setzte sich auf sein Lager von Roßhäuten, schlug die Beine unter und machte ein ziemlich mürrisches Gesicht. Es dauerte nicht lange, so kam die Braut mit ihrer Mutter wieder, und nun begann der zweite Aufzug. Der Häuptling erkannte sie nicht sobald, als ein immer stärker werdender grunzender Ton einen neuen Ausbruch verkündete, bis plötzlich seine Wuth sich auf das Haupt seines Weibes entlud. Sie bei

dem Haare packend, schleuderte er sie heftig auf den Boden und schlug dann mit geballten Fäusten auf sie los, daß ich glaubte, er müsse ihr jedes Glied am ganzen Leibe zerbrochen haben. Die Tochter hatte sich mittlerweile wieder geflüchtet und nachdem die Mutter ihre Prügel weg hatte, stand sie auf und murmelte etwas, was dem alten grimmigen Hausherrn wieder nicht gefiel und wofür er ihr noch eine furchtbare Ohrfeige versetzte, so daß sie bis an das andere Ende der Hütte taumelte.

„Dieses letzte Argument war entscheidend und sie hielt nun ihren großen Mund. Es trat vollkommenes Schweigen ein und wir legten uns, ohne daß weiter ein Wort gewechselt ward, zur Ruhe nieder. Mir kam es vor, als wenn während der Nacht den alten Heiden das Gewissen plagte, denn sein Schlaf war ein sehr unruhiger. Zeitig am nächsten Morgen begab er sich nach der Wohnung des neuverheiratheten Paares und hatte mit demselben eine lange Unterredung, in deren Folge sehr schnell ein besseres Einverständniß herbeigeführt ward, denn noch im Laufe desselben Tages kehrten die jungen Leute mit Sack und Pack in die Hütte des alten Häuptlings zurück, um hier ihren dauernden Aufenthalt zu nehmen."

Das Portrait. (Eine Skizze treu aus dem Leben.) Ludwig Tieck, dessen gemüthvolle und prunklose Gastfreundschaft die berühmtesten Künstler und Gelehrten Dresdens in seinen Salon versammelte, und welcher mehrere Abende der Woche so gern die Meisterwerke Goethe's und Shakespeare's selbst vorlas und durch seinen gediegenen Vortrag den Anwesenden eben so geistiggenußreiche, als heitere Stunden schuf, erlitt einst durch die Neugierde und Kurzsichtigkeit seines alten Freundes, des Hofraths Böttcher, welcher nun auch schon längst heimgegangen ist, eine Kränkung, durch welche zwischen Ludwig Tieck und einem ihm lange Jahre befreundeten Schriftsteller eine Feindschaft entstand, die nie wieder zur Versöhnung führte. — Ein junger talentvoller Maler, welcher von einer Kunstreise aus Italien zurückgekehrt war, befand sich auf Tieck's freundliche Einladung, zum ersten Male in einem der kleinen Salonzirkel, in welchem Fräulein Dorothea, Tieck's geliebte, nun ebenfalls verstorbene Tochter die Honneurs auf so anmuthsvolle herzliche Weise zu machen verstand. Der größte Theil der anwesenden Damen gehörte den beliebtesten und berühmtesten Schauspielerinnen des königlichen Hoftheaters an, und von diesen wurde der junge Maler bestürmt, seine Reiseabenteuer zu erzählen.

„Also in den Abruzzen waren Sie auch?" frug die eben so liebenswürdige als geistreiche Caroline Bauer. „Sind Sie da nicht calabresischen Räubern in die Hände gefallen?"

„O, zu zwei verschiedenen Malen," entgegnete der junge Künstler.

„Wie, unter Räuber sind Sie gerathen?" frugen die Damen neugierig. „O bitte erzählen Sie, hat man Sie ausgeplündert, war Ihr Leben in Gefahr?"

„Das eben nicht," lächelte der Maler, „selbst meine Börse blieb verschont, nur mußte ich zwei Tage in den Schlupfwinkeln dieser Banditen zubringen, bis ich das Portrait ihres Hauptmanns vollendet hatte, von welchem [illegible] Mitglied der Bande eine Zeichnung haben wollte."

„[illegible] hatten Sie dazu die nöthige Fassung?"

„Warum nicht, diese Räuber behandelten mich sehr achtungsvoll und störten mich nicht im Geringsten, nur war der Hauptmann selbst ein verteufelt unruhiger Patron, dem das Stillsitzen sehr schwer ankam."

„Aber das Portrait gelang?!"

„Meisterhaft!" lachte der junge Maler.

„Und Sie sind noch im Besitz einer Zeichnung desselben?"

„Ja wohl; hier ist es!"

Mit diesen Worten reichte der Maler den Damen ein kleines Bild, welches das Miniaturportrait des Räuberhauptmanns vorstellte.

„Ha, wie entsetzlich! O welche Wildheit in dem Blicke dieses Tigerauges, welch' abscheulicher Zug roher Sinnlichkeit! Nein, das ist ein Scheusal!" so tönte es aus dem Kreise der Damen, durch deren Hände jetzt das Bildchen ging.

„Was giebt's denn da, was habt Ihr denn da, Kinderchen?" frug der alte Hofrath Böttcher durch diese Exclamationen der Damen neugierig gemacht, und Ludwig Tieck verlassend, mit welchem er sich unterhalten, trat er dem Maler näher.

„Wem sieht dies Portrait ähnlich, Herr Hofrath?" frug jetzt einer der Anwesenden, welcher mit Böttcher und Tieck scheinbar eng befreundet war.

„Dies Portrait hier?" frug Böttcher zurück und blickte etwas verlegen bald auf den Frager, bald nach Ludwig Tieck; denn seiner Kurzsichtigkeit entging jeder Zug der Zeichnung desselben.

„Ja dies Portrait!" wiederholte der Erstere und nickte dem Hofrath lächelnd zu.

„Ah, das ist unser guter alter Tieck!" rief Böttcher, welcher von dem vorhergehenden Gespräche kein Wort gehört hatte und der festen Ueberzeugung war, daß der junge Maler denselben in Eile portraitirt und sehr gut getroffen habe.

„Ei, ei, Hofrath!" kicherten die Damen. „Das ist stark. Einen Räuberhauptmann aus den Abruzzen mit unserm edlen Gastfreund zu vergleichen, das verzeihen wir Ihnen nie."

Das Gelächter wurde allgemein, auch Ludwig Tieck stimmte mit ein, der Hofrath Böttcher aber warf dem Frager einen bitterbösen Blick zu und schlich sich ärgerlich über den ihm gespielten Streich fort.

Aber zwischen Tieck und dem ihm bisher anscheinend so genau befreundet gewesenen Schriftsteller, welcher Böttcher's Kurzsichtigkeit zu einem solch fatalen Mißverständniß verleitet hatte, begann von diesem Tage an eine Feindschaft, die durch erstere Auftritte immer heftiger wurde und zuletzt zu gegenseitigen Schmähschriften führte, in welchen sich beide Männer unter dem Mantel der Anonymität auf das Schonungsloseste geißelten.

Haschisch-Trunkenheit. Die asiatischen Türken, besonders die Syrier, besitzen in dem Haschisch, ein von ausgetrockneten Blättern der Pflanze Cannabis Indica bereiteten Masse, das mächtigste Nerven- und Phantasie-Reizmittel. Schon die Sarazenen begeisterten sich durch Haschisch zum Kampfe gegen die Kreuzzügler. Von den Indiern als „Bang" getrunken, ruft es eine Art Tollheit hervor, die unter den Malaien oft in „Mordläufe" durch die Straßen ausbricht. Von den arabischen Hachachim oder Haschischessern kommt das Wort assasin: Attentäter her. Die Türken genießen den Haschisch in der milderen Form von Zuckerplätzchen, in welchen er zu den wollüstigen Phantasien und Träumen des Orients anregt, ohne so zerstörend zu wirken, wie Opium. Ein Amerikaner, der unlängst in Damaskus versuchsweise gleich für sechs Mann Haschisch aß, beschreibt die Wirkung unter anderem so: Nachdem ich Haschisch in milder Form genommen, in welcher er mich mit dem Gefühle der geistvollsten Lustigkeit und Leichtigkeit und der schärfsten Wahrnehmung für alles Lächerliche erfüllte, aß ich in Damaskus reinen Haschisch. Die Magenhöhle fing an zu brennen, jedes Gefühl von Körper und Schranke hörte auf, in Luft und Licht aufgelöst, verlor ich ganz die Vorstellung, daß ich eine beschränkte Gestalt habe. Das Blut durchlief unzählige Meilen, die Luft, die ich athmete, dehnte sich aus zu Seen klaren Aethers, und in dem zum ganzen Himmelsgewölbe ausgedehnten Kopfe wogten unergründliche blaue Tiefen und leuchtende Wolken und in ihrer Mitte die Sonne. Ich war allgegenwärtig, umfluthet von einem Lichtmeere auf welchem die reinsten lichtgebornen Farben spielten. Dann befand ich mich auf der Pyramide des Cheops, aus lauter Tabaksblättern erbaut. Ich verfiel in einen förmlichen Lachkrampf über diese neue Form der ältesten Baukunst. Nun fuhr ich in einer Barke von Perlemutter und Juwelen über Tausende von Meilen durch ächten Goldsand der Wüste ohne Anstoß und geräuschlos, umwogt von Musik, Licht und Duft, nach Regenbogen mit Edelsteinen besetzt, durch Wölbungen von Ametysten, Smaragden, Topas und Rubinen. Die Geister des Lichts, der Farbe, des Geruchs, des Schalls und der Bewegung waren meine Sklaven: ich war Herr des Universums, Erbe der Schöpfung. Die fünf Minuten dieser Vision dehnten sich zu Jahren des Entzückens und ununterbrochener Fülle von Genüssen aus. Später kamen zauberische Landschaften in üppiger Fülle von Blüthen und Früchten. Dabei lebte ich stets zwei Wesen, das körperlich aufgelöste und mein nüchternes Ich zugleich. Ich verlor nie ganz das Bewußtsein, daß ich zugleich blos im Zimmer sitzen und an den Wirkungen des Haschisch leide. Später wurde es freilich heller. Mein nüchternes Ich verwandelte sich in weiche Gallerte; ich quälte mich in den lächerlichsten Anstrengungen ab, meinen zerfließenden Körper in eine Form zu pressen. Zugleich lachte ich über meine Verzerrungen, daß mir die Augen übergingen. Jede Thräne ward zu einem Brode, die sich um den Bäcker im Bazar so aufhäuften, daß ich ausrief: Der Mensch wird ersticken, aber ich kann nicht an mich halten. Zuletzt ward ich von einer aus dem Magen glühenden Angst gepackt, daß ich Bewußtsein und Verstand auf die Dauer verlieren werde. Während ich kreischend bat, man möge mich von dem Dämon erlösen, sprang mein Freund mit einem Lachkrampfe auf und rief: „Ihr Götter, ich bin eine Locomotive!" Und so benahm er sich auch Stunden lang seiner neuen Gestalt gemäß. Er pustete den Athem wie Dampf aus und drehte fortwährend die Arme, wie die Kurbeln an den Maschinenrädern, indem er stets im Zimmer umherlief. Nach Mitternacht stellten sich die schrecklichsten Wirkungen der sechsfachen Dosis ein. Das Blut tobte mir und quoll aus den Ohren. Ich litt in entsetzlichster Todesqual. Der letzte Rest des Willens, gegen den Wahnsinn zu kämpfen, schwand und ich warf mich voller Verzweiflung auf's Bette. Einwohner der Stadt, die uns bewacht hatten, erzählten uns später, daß unsere Seligkeit fünf Stunden gedauert und ich sechs Mal mehr genommen, als zum Lachen gehöre. Man hat nämlich Dosen „zum Lachen" und Dosen „zum Schlafen". Nur durch Reisen und Bäder konnte ich langsam mein zerrüttetes Nervensystem wieder herstellen. Die „Locomotive" befindet sich auch wohl. Ein Engländer, der auch mit uns experimentirte, hatte sich von dem Augenblicke an, als er die Wirkungen spürte, fest in seinem Zimmer verschlossen und dem Diener einen Eid abgenommen, nie zu verrathen, was er für Visionen gehabt. Ganz John Bullisch. Wahrscheinlich hat er ungeheure Plum-Puddings, riesige Rostbeefs und Säcke voll Geld gesehen." — Dieser penetranteste, alle Tiefen des Nervenlebens und der Phantasie-Plastik aufrufende Pflanzensaft mag in den Händen des Arztes noch einer schönern Mission fähig sein, als bisher im Oriente. Vorsicht, Erfahrung und Wissenschaft können ihn zu einem Heilande gegen die schwersten, schmerzhaftesten Krankheiten erheben, in welchen oft das viel schwerere und angreifendere Opium gegeben wird.

Fürst Blücher und die gelehrten Kriegsgefangenen. Vor dem Einmarsche der alliirten Truppen in Paris, 1815, war das Hauptquartier des Fürsten Blücher nach St. Cloud verlegt, und das eigentliche Hauptquartier hatte das prachtvolle und geräumige kaiserliche Lustschloß in Besitz genommen, während die Truppen die Stadt im eigentlichsten Sinne überfüllten, so daß außer den Lieferungsrationen selbst für Geld kaum etwas zum Essen zu bekommen war.

In der kaiserlichen Bibliothek, welche die besondere Aufmerksamkeit der Offiziere des Generalstabs erweckte, fanden dieselben mehrere sehr kostbare und zum Theil höchst seltene Werke, die sie sich zuzueignen wünschten, ohne dies jedoch zu wagen. Einer von ihnen aber faßte sich ein Herz, und theilte dem Fürsten seinen und seiner Kameraden Wunsch mit.

„Bücher?" sagte Blücher auf seine gewohnte derbe Weise; „Sie stehen in Reihe und Glied und sind also Kriegsgefangene."

Der Wink ging nicht verloren und viele Kriegsgefangene wurden zu ewiger Gefangenschaft abgeführt, ohne daß jemals an ihre Auswechselung oder Freigebung gedacht worden ist.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 32. 1854.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Der Schutzgeist des Hauses.

Ein Bild aus der Wirklichkeit von Sigmund Kolisch.

I.

Durch die Güte eines Freundes in die Familie Duberville zu Paris eingeführt, lernte ich im Jahre 1853 ein Stillleben kennen, das mir durch sein besonderes Gepräge sowohl, als durch den Gegensatz mit den häufig vorkommenden zerrissenen Häuslichkeiten in der französischen Hauptstadt auffiel. —

Herr Alfred Duberville war zur Zeit meiner Bekanntschaft mit ihm ein Mann von ungefähr 35 Jahren, von hoher Gestalt, einnehmend eben so durch sein Aeußeres, wie durch seinen gebildeten, anmuthigen Geist, durch sein zartes Benehmen und sein rücksichtsvolles Auftreten. Madame Delphine Duberville mochte um fünf bis sechs Jahre jünger als ihre stärkere Ehehälfte sein, sie war kaum mittelmäßiger Größe, aber zierlich gebaut, von anziehender Gesichtsbildung, eine holde Erscheinung, sanft, ungekünstelt, kindlich unbefangen, weiblich — eine seltene Eigenschaft bei Französinnen. Sprache und Klang der Stimme so mild und wohlthuend, daß man sich freute, sie sprechen zu hören. —

In den drei Kindern, zwei Knaben und einem Mädchen, mit welchen diese Ehe gesegnet war, fand ich reizende zuthunliche Geschöpfe, liebevoll gehegt, eine glückliche Mischung von Milde und Lebhaftigkeit.

Arnold Granier, Delphinen's Bruder, von regelmäßigen, aber harten Zügen, von mittlerer Größe, aber von stämmigem Körperbau. In Blick, Wort und Geberde den Ausdruck der Entschiedenheit, ein Mann von Welt, Erfahrung und allerlei Kenntnissen, besonnen, ohne Kälte und zurückstoßende Selbstsucht.

Adele Blaireau muß nothwendig zur Familie gezählt werden, obgleich sie durch keine Bande des Blutes an dieselbe geknüpft ist. Sie hatte bereits die Dreißig überschritten, ohne jemals vermählt gewesen zu sein, und gehörte somit zu dem arg verschrienen Geschlechte der alten Jungfern. Die trockene gelbliche Hautfarbe, die sichtlichen Spuren des Hinwelkens, man möchte fast sagen, des Verdorrens, die sich im Gesichte, am Halse, an den Händen, an allen Linien des Körpers deutlich genug kundgaben, verriethen diesen unglückseligen Stand. Aber Adele schlug aus der Art. Weit entfernt von der grämlichen Bitterkeit, von der krittelnden Empfindlichkeit, die Mädchen ihres Alters eigen, war sie im Gegentheil freundlich, schonend, voll warmer Theilnahme, die Duldsamkeit selbst. Auch im Benehmen gegen sie zeigte sich ein auffallender Unterschied, im Vergleich zu den gewöhnlichen Fällen dieser Art. Anstatt jene spöttische Geringschätzung ertragen zu müssen, mit der aller Orte und Lande Geschöpfe ihrer Gattung behandelt zu werden pflegen, wurde sie in dem Hause von Allen verehrt und hoch gehalten wie eine Autorität. Alfred Duberville begegnete ihr stets mit der zartesten Rücksicht und Theilnahme. Er ließ es Adelen gegenüber auch nicht einen Augenblick an jener Zuvorkommenheit fehlen, die man füglich die Höflichkeit des Herzens nennen kann.

Arnold, der ernste Mann, erwies sich bei jeder Gelegenheit als ihr Ritter, stets mit ihr und um sie beschäftigt. Er leistete ihr jene kleinen Dienste, durch welche man eine Frau auszeichnet. In Gesellschaft war er stets an ihrer Seite und suchte sie zu unterhalten. Auf Bällen war er ihr Tänzer, auf Landpartieen ihr Führer, oft mit Hintansetzung junger, vornehmer Damen, welche auf diesen Vorzug Anspruch machten. Er war so beflissen mit seinen Diensten und Huldigungen, als hätte er dieses Herz erobern wollen, von dem er doch wissen mußte, daß es uneinnehmbar. Hat es doch die Zeit gelehrt.

Für Madame Duberville ist Adele mehr denn eine Freundin; sie ist eine Schwester, Vertraute, Rathgeberin. Madame Duberville unternimmt so zu sagen gar nichts, ohne sich früher mit Adele besprochen zu haben. Und diese weiß aber auch über Alles so trefflich Bescheid, wie Dies und Jenes einzurichten, wie Manches im Hause am Zweckmäßigsten anzuordnen sei, wo man am Billigsten diesen, wo jenen Bedarf kaufen kann, wie man die Wäsche vor Schaden bewahrt, wie man die Blumen pflegen muß, damit sie nicht zu früh verwelken, wie man das Pelzwerk im Sommer versorgt, damit es nicht verderbe. Auf dies Alles verstand sie sich vermöge ihres praktischen Sinns. Gab es Zwist zwischen Mann und Frau, dessen sich wohl kaum ein Haushalt erwehrt, oder sonst Etwas, so war sie es, welche versöhnte und ausglich. War Delphine von Eifersucht gequält, was nicht selten vorkam, half Adele dem Uebel dadurch ab, daß sie Alfred veranlaßte, diese oder jene Gesellschaft, dieses oder jenes Haus zu meiden. Und das gelang ihr immer, denn Alfred hatte keinen Widerspruch für das Mädchen.

Als einmal der kleine Louis schwer erkrankte, war es Adele, welche bei ihm ganze Nächte hindurch wachte und sein wartete, denn Madame Duberville war außer sich gerathen und es fehlte ihr die Kraft und die Fassung, dem Kinde die nöthige Hülfe zu leisten. Auch die andern Hausgenossen waren nicht anstellig genug zu dem Geschäfte. Adele mußte sie Alle ermuthigen. Man nannte sie seit der Zeit „den Schutzgeist des Hauses.“

Die Kinder verließen, wenn sie kam, Spielzeug und volle Teller, und stürzten ihr jauchzend entgegen. Und ließ sie sich zwei Tage nicht sehen, fehlte sie allen im Hause. Die Kleinen wollten zu ihr geführt sein, man ging oder schickte zum Mindesten in ihre Wohnung, um sich nach ihrem Wohlbefinden zu erkundigen. Frei-

lich brachte Adele ihren kleinen Freunden die interessantesten Geschenke mit, bald einen Vogel, bald einen kleinen Hund, bald ein possierliches Spielzeug, einen wackeligen Juden, eine schreiende Puppe, einen nähenden Schuster, der bei dem Geschäfte die widerlichsten Gesichter schneidet. Es war aber noch mehr ihr Walten unter ihnen, das ihr die Kinder gewann. Niemand wußte wie sie die blonden Köpfchen zu beschwichtigen, Niemand sich mit ihnen so zu unterhalten und die kleinen Streitigkeiten unter ihnen zu schlichten. —

Auch ich fühlte mich hingezogen zu dem Wesen voll Liebe und Hingebung, das so lauter und klar in Wort und That, wie ich mir sagte, nie durch ein unerbittliches Schicksal gezwungen werden konnte, die Bestimmung des Weibes zu verfehlen. Sie war noch schön diese Blume im Verblühen. Die hohe Gestalt, die weichen und doch bestimmt ausgeprägten Züge erinnerten an das Bildniß der Charlotte Corday. Ist es möglich, daß sich kein Herz gefunden haben sollte für dieses reine, volle, pochende Herz? frug ich mich. Das schien mir nicht denkbar. Was konnte also dieses holde Weib bestimmt haben, die schönsten Gefühle der Jugend ungenützt verkümmern zu lassen? Ich ahnte eine Leidensgeschichte. Sie wurde mir erzählt, da ich in der Familie Duberville ganz heimisch und als ein Hausfreund betrachtet wurde. Wie ich vorausgesetzt, hat diese Geschichte ihre rührenden, erschütternden Momente.

Alfred Duberville und Arnold Granier waren Schulkameraden gewesen und wurden später im ungewöhnlichen Sinne des Wortes Freunde. Die jungen Leute hatten ihre nähere Beziehung zu einander von ihren Vätern geerbt, die in den letzten Kriegen des Kaiserreichs Waffenbrüder, nach der Wiederkehr der Bourbons im Jahre 1815 aus der Armee traten und in Vereinigung mittelst eines Kapitals, das Jeder von ihnen besaß, Handelsgeschäfte unternahmen. Die in Kaufleute umgewandelten Soldaten verheiratheten sich im Jahre 1816, erwarben ein beträchtliches Vermögen und starben, wie um ihre Anhänglichkeit an einander zu beweisen, im selben Jahre (1840). Sie ließen ihre Kinder wohlversorgt und in der Lage zurück, ihr Leben nach Gutdünken und Geschmack einzurichten.

Arnold war ein klar denkender Mensch, fast ohne Illusionen, den kein Ereigniß, keine Person und kein Verhältniß so leicht durch äußern Glanz zu täuschen vermochte. Er war nie fanatisch, sondern zugestehend; mit Ernst und Festigkeit anerkennend, jedoch mit Bedacht. Er war ein echter Bürger, ein Mann des Maßes. Er haßte die unnütze Verschwendung, gleichviel, ob es sich um Geld, Lob, Zeit oder Neigung handelte. Mit Enthusiasmus sparte er bis zum Geiz. Wie seine Kapitalien hielt er darauf, seine Gefühle gut zu placiren. An seiner Mutter hatte er mit frommer Verehrung gehangen. Seine Schwester Delphine liebte er auf's Zärtlichste; er war ihr nach dem Tode des Vaters ein sorgender, schützender Vater.

Seinem Freund Alfred, an welchem er den geraden Sinn und das offene Wesen, das unverfälschte Gemüth schätzte, war er von ganzer Seele ergeben.

Alfred, ganz verwaist, ohne Aeltern und Geschwister, fand Alles in seinem Freund und in Delphinen, die auch er wie eine Schwester betrachtete und behandelte.

Sie lebten alle Drei recht vergnügt mit einander, theils in großer, glänzender Gesellschaft, theils im engen Kreise, sich wechselseitig durch Antheil und Neigung das Leben erheiternd, durch Mittheilung und Gemeinsamkeit sich wechselseitig anregend und die Genüsse erhöhend. Dieser freundliche Verkehr, in den sich gar keine Leidenschaft mischte, dauerte ohne Störung zwei Jahre nach dem Tode der beiden Väter.

Eines Tages, im September des Jahres 1841, als Alfred auf den Boulevards des Italiens sich erging, ward er von Theophile Lamon, einer Salonberühmtheit von großer Eleganz, mit viel Renten, wenig Herz und etwas Geist angehalten.

„Sie ganz allein, ohne obligate Begleitung, Castor ohne Pollux; das muß was Außerordentliches zu bedeuten haben", sagte heiter und sichtlich zufrieden mit seinen Einfällen Herr Lamon.

„Es bedeutet sehr einfach", versetzte Alfred, „daß Arnold für einige Tage in einer Geschäftsangelegenheit nach Orleans gereist ist."

„War irgend eine Tante so gefällig zu sterben und ihm eine Erbschaft zu hinterlassen?"

„Beim Himmel, Sie haben es errathen", erwiederte Alfred mit beifälligem Lächeln.

„Die Freunde des Herrn Granier werden nun nicht wissen, ob sie ihm Glück wünschen oder Beileid bezeugen sollen."

„Was Sie betrifft, können Sie unmöglich zweifelhaft sein, da Sie sich bereits selbst in diesem Conflict der Gefühle befanden."

„Man muß sich sehr anstrengen, traurig zu sein", sagte der Geck, „in dem Augenblicke, als man der Eigenthümer von vierzigtausend Franken Renten wird."

„Ich möchte diese Annahme nicht im Allgemeinen gelten lassen", versetzte mit Ernst Alfred.

„Sie leben in Paris und glauben also nicht, daß ich der einzige so Verworfene bin, daß mich der mir zufallende Besitz von vierzigtausend Franken Renten den Tod eines Anverwandten vergessen machen kann. Doch wir wollen uns lieber von andern Dingen, als von dergleichen Gewissenssachen unterhalten. — Ich habe etwas vor und da Sie eben verwittwet sind, macht es Ihnen vielleicht Spaß, Theil an meinem Project zu nehmen."

„Wenn es angenehm oder nützlich ist — und Eins von Beiden ist es gewiß, womit Sie sich befassen — bin ich mit dabei."

„Sie haben wohl von der schönen Lectionengeberin in der rue Mazagran gehört?"

„Neulich war von ihr in dem Salon bei B... die Rede, und es ward zum Verdrusse der Frauen nicht nur die Schönheit, sondern auch der gute Lebenswandel der jungen Professorin gerühmt. Sie ist ganz ungewöhnlich schön, ein ganz seltenes Exemplar von einer Brünette", behauptete Lamon.

„Ihnen also schon bekannt?" frug Alfred.

„Bis jetzt nur durch Ueberlieferung. Wissen Sie, wer sie besucht hat?"

„Ich errathe nicht."

„Prénot! Und Sie werden nicht bestreiten, daß der über Frauenschönheit ein Urtheil hat. Und dieser, von den Blasirtesten Einer, der über die rasche Entzündbarkeit der Jugend längst hinaus ist, bewundert. Es kann keine bessere Empfehlung mehr geben. Wie er sagt, sind Gestalt, Augen, Zähne, Haare tadellos. Fuß und Hand Modelle. Ueberdies sind bisher alle Bekannten streng zurückgewiesen worden, sobald sie aus der Rolle der Schüler herauszutreten sich beikommen ließen. Die schöne Meisterin macht also in Tugend, eine Waare, die immer ihren Werth hat, wenn sie auch nicht echt ist."

„Worin ertheilt die Prénot'sche Schönheit denn Unterricht?" frug Alfred.

„In Musik, Sprachen und Kalligraphie."

„Sie ist also sehr vielseitig gebildet?"

„Spricht außer französisch, deutsch, englisch, spanisch und italienisch mit der größten Sicherheit und Geläufigkeit. Eben im Begriffe, mich zur schönen Meisterin zu begeben und mit ihr wegen einiger Lectionen zu unterhandeln, mache ich Ihnen den Vorschlag, mich zu begleiten."

„Nichts kann mir erwünschter kommen. Da ich nächstes Jahr die „Niobe der Städte" und die andern Wunder Italiens anzustaunen gedenke, wird mir einige Uebung in der Sprache dieses Landes von Nutzen sein."

Ohne Aufschub schritten die beiden jungen Leute die Boulevards aufwärts, an dem Gymnase vorüber, um sich in die rue Mazagran und in die Wohnung der Mademoiselle Adele Blaireau zu begeben. Sie wurden von einer dienstthuenden Magd in einen kleinen Salon gewiesen, an welchen eine Art Unterrichtszimmer stieß, wo die beiden jungen Leute, als die Verbindungsthüre aufging, mehrere junge Mädchen um einen runden Tisch sitzen und schreiben sehen konnten.

Alfred war zunächst von der Ordnung, Stille und Reinlichkeit, die ihn umgaben, überrascht. Das Empfangszimmer, sehr einfach, aber geschmackvoll eingerichtet, war höchst anziehend und Jeder mochte sich gerne dort aufhalten. Die Kupferstiche an den Wänden, in goldenen Rahmen, Nachbildungen der idyllischen Scenen von Robert und anderer berühmter Bilder, dann die kleinen Gypsbüsten berühmter Künstler, das Alles war so ansprechend aneinander gereiht, so sinnig vertheilt, daß es einen wohlthuenden Eindruck machte. Das Sopha, die Lehnstühle, die Vorhänge von blauem Stoff, sahen so frisch aus. Nirgends war eine Spur der Verletzung oder Abnützung zu gewahren. Die Bronze-Uhr auf dem Kamin zeigte auf's Genaueste die Stunde. Nach einigen Minuten trat Adele ein, um ihre Gäste zu empfangen. Sie war einfach, aber elegant gekleidet und wirklich so schön, wie sie Herr Prénot geschildert hatte. Sie mochte zwanzig Jahre zählen und

Alfred mußte die Sicherheit, Unbefangenheit und natürliche Würde bewundern, mit welcher sie sich darstellte. Auf die ungezwungenste Weise grüßte sie und bot sie den jungen Männern Plätze an.

„Womit kann ich dienen?" frug sie mit einer vollklingenden Stimme.

Alfred blieb im Anschauen der holden Erscheinung versunken, so daß er gar nicht daran dachte, irgend etwas zu sagen. Sein Gefährte jedoch begann mit geläufiger Zunge:

„Wir haben von Ihren Talenten und Ihrer Schönheit gehört, mein Fräulein, und wir hegen den lebhaften Wunsch, unter Ihre Jünger aufgenommen zu werden, damit auch wir Ihren Ruhm verbreiten helfen. Und wenn die Verehrung für den Meister auf den Schüler wirken muß, so — —"

„Ich ertheile Unterricht in Sprachen, Musik und Kalligraphie", unterbrach mit kaum merklicher Schärfe Adele zur nicht geringen Verlegenheit des jungen Weltmannes, der, wie es Alfred vorkam, erröthete. Nach dieser zurechtweisenden Erklärung schwieg das Mädchen, als erwartete sie nun eine einfachere Andeutung von den beiden Herren über den Zweck ihres Besuches. Und Alfred sagte bescheiden mit gedämpfter Stimme:

„Wollen Sie so gütig sein, mein Fräulein, mir in der italienischen Sprache nachhelfen?"

„Und mir, worin Sie selber wollen, Fräulein; ich lasse Ihnen vollkommen die Wahl. Was Sie mich auch lehren, es kann für mich nur vortheilhaft sein", sagte Theophile Lamon in einem einschmeichelnden Tone, nachdem er sich von seiner Betroffenheit erholt.

„Ich habe noch zwei Stunden der Woche frei", versetzte die Meisterin zu Alfred gewendet, „und die stehen Ihnen zur Verfügung. Was die Bedingungen betrifft, finden Sie dieselben auf diesem kleinen Programme angegeben." Bei diesen Worten überreichte sie Alfred ein Blättchen gedruckten Papiers.

„Und mich lassen Sie leer ausgehen? Nicht doch, mein Fräulein", bat Lamon und glaubte sich unwiderstehlich. „Sie glauben gar nicht, wie mir eine Verbesserung der Handschrift nach der neuen Methode Noth thut. Alle Welt beklagt sich über die Unleserlichkeit meiner Briefe."

„Es thut mir recht leid", entschuldigte höflich Adele; „es sind für den Augenblick all meine Stunden besetzt. Und nun verzeihen Sie, meine Herren", setzte sie lächelnd hinzu, „die kleinen Wißbegierigen da drinnen fordern meine Gegenwart." Sie grüßte anmuthig, wie etwa eine Königin, die sich aus ihrem Rath zurückzieht, und verschwand in dem anstoßenden Gemach.

„Zum Entzücken ist dieses Weib; doch es will mich fast bedünken, daß sie wirklich tugendhaft ist", ließ sich Theophile vernehmen. Alfred sagte nichts. Die beiden jungen Männer verließen die Wohnung der Lectionsgeberin.

II.

Von Orleans zurückgekehrt, erhielt Arnold aus dem Munde des Freundes eine so lebhafte Schilderung der schönen Lehrmeisterin, daß sie der Besonnene, wie natürlich, übertrieben schalt.

„Uebertrieben", versetzte Alfred, „sind die Vorzüge dieses Mädchens, aber keineswegs die Darstellung derselben." Und es gab für ihn nun zwei Festtage jede Woche: Dienstag und Freitag, ohne Unterschied des Kalenders, oder eigentlich zwei Feststunden an diesen Tagen, wenn er Unterricht in der italienischen Sprache nahm. Und wie gelehrig war er. Alles, was die Meisterin während der Stunden sagte, selbst was keinen Bezug auf die Sprachwissenschaft hatte, behielt sein Gedächtniß fest. Wie konnte es da fehlen, daß die Meisterin mit dem lernbegierigen Schüler zufrieden war! Und es geschah wahrscheinlich, um ihn für Fleiß und Aufmerksamkeit zu belohnen, daß sie ihm einen Abriß ihres Lebens erzählte.

„Ich bin die Tochter eines redlichen Kaufmannes zu Paris, und von beiden Aeltern verwaist", erzählte sie. „Die Mutter verlor ich als ein Kind von zehn Jahren. Ich war alt genug, um auf's Tiefste den Verlust zu fühlen. Ich ward in eine Pension gethan, da mein Vater, von seinem Geschäft in Anspruch genommen, keine Zeit übrig behielt, um sich mit meiner Pflege und Erziehung zu befassen. Uebrigens liebte mich der treffliche Mann auf's Zärtlichste und that nach seinen Kräften Alles, was meinem Bruder Thomas und mir Nutzen oder Vergnügen gewähren konnte. Vor zwei Jahren folgte er, durch ein Nervenfieber hinweggerafft, der Mutter in's Grab, und hinterließ uns ein mäßiges Vermögen und ein Geschäft, das gut im Gange war, und das mein Bruder weiter führen sollte. Thomas, durch das pariser Leben zu unbegrenzter Habgier gespornt, verfiel dem Börsenspiel, ließ das Geschäft zu Grunde gehen, verlor sein Vermögen und wußte mir, der ich dieser Dinge ganz unkundig war, auch das Meinige zu entlocken, um es ebenfalls in den finstern Schlund der Börse zu werfen. Was wußte er mir Alles vorzuspiegeln von glänzenden Aussichten und gewinnbringenden Spekulationen. Bald hatte er sich in eine große industrielle Unternehmung eingelassen, bei welcher sich der goldene Ertrag mit mathematischer Gewißheit erwarten ließ. Bald hatte er durch Bankerotte mit ihm in Geschäftsverbindung stehender Häuser Verluste erlitten, und ich sollte aushelfen. Kurz, es gelang ihm, das Vermögen der Unerfahrenen durchzuschlagen. Ich lebte während dieser Stürme bald bei meiner Tante in Montpellier, bald bei meinem Bruder in Paris, je nach den unglücklichen oder glücklichen Schwankungen des Spiels.

„Was war Thomas früher ein guter, hübscher Junge, und wie hat ihn das unselige Gewerbe physisch und moralisch zerstört! Bald konnte er sich vor Glück und bald vor Unglück nicht fassen. Er ist nur um fünf Jahre älter als ich und schon ein Greis mit Runzeln und grauen Haaren. Wenn er mich nun besucht, um sich Geld für seinen Unterhalt zu holen, und mich arbeiten sieht, weint er wie ein Kind und ich muß ihn noch trösten, ob er gleich selbst die Schuld an unserer Verarmung trägt. Als er mir vor fünf Monaten nach Montpellier schrieb, daß er nicht nur das Letzte verloren, sondern nach einer großen Bewegung auf der Börse — das erste Mal gestand er die Laufbahn, welche er eingeschlagen, auch die Differenzen, wie sie das heißen, nicht bezahlen könne, und daß ihm nichts Anderes übrig bleibe, als sich in die Seine zu stürzen, um der Schande und dem Hunger zu entgehen, eilte ich nach Paris, um ihn zu retten, und ich entschloß mich zu der Thätigkeit, von welcher Sie mich in Anspruch genommen sehen, und die mehr als hinreichend ist, uns Beide zu versorgen."

Ist es nöthig zu bemerken, daß Alfred ganz glücklich durch das Vertrauen war, welches die Meisterin durch die Erzählung ihrer Geschichte ihm schenkte?

Es dauerte nicht gar lange, so kam er auch außer den Unterrichtsstunden, die übrigens diesen Namen zu verdienen aufgehört, zum Besuch in die Wohnung Adele's und er durfte sich schmeicheln, denn es war zu sehen, daß er stets willkommen war, und daß er von den jungen Männern, mit denen die Meisterin durch ihren Beruf in Berührung kam, am Meisten begünstigt war. Ein einziger Mann, der ebenfalls mit Adelen im nähern Verkehr stand und zu ihrem Umgang gehörte, mochte hie und da die Eifersucht Alfred's erregen. Dieser Mann war ein russischer Graf, Namens Worsakoff, der Schwester von dem Bruder vorgestellt und sehr angelegentlichst empfohlen. Der Russe war ein Mann in den Dreißigern, viel gereist, von feinem Benehmen und männlicher Haltung, der, wie sich aus seiner Art zu leben schließen ließ, über große Reichthümer verfügte.

Arnold erfuhr von dem Freunde Alles, was diesen erfreute oder beunruhigte; doch entschlüpfte ihm niemals ein Urtheil, weder ein tadelndes noch ein billigendes über diese Angelegenheit, wahrscheinlich, weil er diese Bekanntschaft zu denen zählte, die man eben so rasch abbricht, als man sie angeknüpft. Als ihm aber Alfred eines Tages von seinen ernsten Absichten in Bezug auf die Lehrmeisterin Eröffnungen machte, da glaubte der besonnene Mann seine Ansicht über den Gegenstand nicht länger zurückhalten zu dürfen und erhob Einwendungen gewichtiger Art.

„Mein Freund", sprach er, „Du willst dem Irrlicht Deiner aufflackernden Leidenschaft folgen und denkst nicht daran, daß dergleichen Gestirne in den Sumpf, aber niemals an ein erwünschtes Ziel führen. Wer ist Mamsell Adele? Ist sie eine passende Lebensgefährtin für Alfred Duberville? Du kennst sie ja gar nicht. Und was von ihr bekannt, ist für eine dauernde Verbindung wahrlich nicht empfehlend."

„Wir haben unsere Herzen einander geöffnet, wir haben unsere Gefühle einander bekannt. Ich habe tief in ihr Innerstes geschaut", versetzte Alfred mit Begeisterung.

„Das Herz ist ein schlechtes Auskunftsbureau, mein Lieber", gab Arnold zurück, „und die Gefühle sprechen häufig, was man ihnen dictirt. Und es handelt sich auch nicht um das allein. Ruf,

Charakter, Stellung wollen auch und zunächst berücksichtigt sein. Passen die Verhältnisse Deiner Lehrmeisterin zu dem Rang, den Du in der Gesellschaft einnimmst? Der Ruf dieser Dame ist jedenfalls, mit Recht oder Unrecht, zweideutig. Man weiß, daß sie jungen Leuten der großen Welt Unterricht ertheilt, die gewiß nicht Wissensdrang zu den Cursen der schönen Meisterin treibt. Was berechtigt Dich zu glauben, daß Mamsell Adele nicht dasselbe Spiel wie mit Dir, auch mit Andern treibt, und nicht auch noch andere vorgezogene Schüler hat? Ueberhaupt eine Stundengeberin, die allein dasteht, ohne einen andern Schutz, als den eines liederlichen Bruders, eines herabgekommenen Börsenspielers, der seiner schönen Schwester russische Grafen zuführt, um sie ausbeuten zu können und mit dem es eines schönen Tages zu einer rührenden Erkennungsscene in der Morgue kommen mag. Das sind keine Elemente, aus denen sich ein Mann von Ehre seine Häuslichkeit bauen darf. Lieben kann man wie und wen man will. Die Gesellschaft hat keinen Grund und kein Recht, sich in diese Angelegenheit zu mischen. Die Ehe aber gehört ihr und sie muß sich ihren Gesetzen und Forderungen unterziehen. Wer die Gesellschaft bei dieser Gelegenheit nur halb befriedigt, muß die schuldig gebliebene Hälfte theuer bezahlen. Sie ist und bleibt eine furchtbare Macht, die ein Genie wie Byron hat, sein Auflehnen gegen sie durch den Verlust des Vaterlandes und tausend andere Qualen gebüßt. Was wollen wir gewöhnliche Menschen gegen sie anfangen?"

„Es ist wohl besser, man legt ihr gleich ohne Widerstand das ganze Lebensglück zu Füßen," sagte Alfred, der mit düsterem Sinnen den Worten des Freundes gefolgt war.

„Daß Du doch gleich einen leisen Hang, der Dich überkommt, zu Deinem Herrn und Gebieter erhebst, welcher über Tod und Leben entscheidet. Nimm doch nicht eine Seifenblase für einen Berg. Bedenke, daß sie im nächsten Augenblick zerplatzt, daß aber doch geopfert bleibt, was Du in Deiner Verblendung geopfert."

Es erfolgte keine Antwort mehr. Die Freunde trennten sich in kühler Spannung.

Alfred war ein Zögling des pariser Lebens, wo die Illusion wie ein verirrtes Kind einherläuft und keine Stelle findet, um sich zu bergen, und wo sie ohne Obdach und Nahrung gelassen, elendiglich zu Grunde geht. Von Natur heißblütig und schwärmerisch, hatte Alfred zu oft Gelegenheit, die trostlose Wirklichkeit zu erkennen, um nicht mißtrauisch gegen seinen Glauben, gegen jede Sprache an sein Gefühl zu werden. Die Erfahrung hatte Blei an die Flügel seiner Seele gehängt. Er wollte es so, er mußte es so wollen, um nicht betrogen und verlacht zu werden in der Welt, die ihn umgab. Dazu kam, daß ihn sein bedächtiger Freund schon oft von übel angebrachtem Vertrauen, von Verführungen durch falschen Schimmer zurückgehalten. Wie konnte daher diese neue Warnung ihre Wirkung auf den jungen feurigen Mann verfehlen! Sie schreckte ihn aus seiner Unbefangenheit empor, in die er vermöge seiner Natur zurückgefallen war. Sie erregten um so mehr seinen Argwohn, als er wieder einmal seiner Begeisterung blind vertraut, als er ohne Prüfung dem Drang des Herzens gefolgt war. Der russische Graf, Adele's Bruder, ihr vielfacher Verkehr mit Leuten ohne Gewissen, ohne andere Gottheit als die Selbstsucht, stellten sich ihm nun als verunzierende Attribute des Bildes dar, das ihn so mächtig angezogen.

Und mit andern Gedanken, andern Blicken kam er nach der Unterredung mit dem Freund zu der schönen Lehrmeisterin. Früher ein argloses Kind, war er jetzt ein grübelnder Forscher, der an Alles, was das Mädchen sprach oder that, im Stillen die Frage richtete, woher es komme und wohin es gehe? Früher ein Glücklicher im Paradiese jener Liebe, stellte er sich wie als Wächter vor den Eingang in dasselbe, um sich selbst zurückzuweisen.

Adele hätte kein Weib sein müssen, um die Veränderung des Freundes, der ihr so werth geworden nicht zu bemerken, die zu plötzlich, ohne Uebergang gekommen war, um sich nicht deutlich genug zu geben. Sie frug, wenn sie den Mann oft tiefsinnig und düster sah, der sonst so froh und spielend gewesen, was ihn denn überkommen? Allein er hielt vor ihr den Zustand seiner Seele verborgen und schützte Gründe vor, die ihr kaum annehmbar erscheinen mochten. So wurden Beide einander räthselhaft, fühlten sich Beide beunruhigt und gequält. Aber sie suchten sich um so gieriger, fühlten sich um so heftiger aneinander gedrängt, als eine Vermittelung, eine Lösung des unklaren Zerwürfnisses Noth that.

Oft wartete Alfred stundenlang in dem kleinen Salon neben dem Lehrzimmer, während Adele Kinder und Erwachsene aus dem Quell ihres Wissens schöpfen ließ. Es war ihm eine Erleichterung in der Nähe des Mädchens zu sein, das in ihm eine Neigung erweckt, welcher er sich nicht erwehren konnte, wie leicht auch sein Freund die Sache nahm. Er sehnte sich nach Adelen, wenn er von ihr fern war, doch bei ihr trat eine Bitterkeit in sein Herz und auf seine Lippen, die dem armen Mädchen nicht selten Thränen kostete. Jeden Tag frug sie nach dem Grund seiner Verstimmung. „Wenn Ihnen etwas nicht recht ist an mir, so sprechen Sie. Ich will ja jeder Ihrer Weisungen folgen," setzte sie hinzu. Allein selbst diese Willfährigkeit, die so rührend klang, stieß auf Mißdeutungen bei dem mißtrauisch gewordenen jungen Mann.

III.

Also in Anspruch genommen und zugleich verstimmt mied Alfred die große bunte theilnahmlose Welt. Ja selbst Delphine und Arnold bekamen ihn nur auf Augenblicke zu sehen. Die Schwester des Freundes, gewohnt von ihm fast jeden Tag kleine Aufmerksamkeiten zarter Freundschaft zu erfahren, sah sich mit einem Mal vernachlässigt. Sie hatte die Gewohnheit, mit ihm mehr als mit ihrem Bruder, da er empfänglicher war, die kleinen weiblichen Angelegenheiten zu berathen, wie die Einrichtung einer Stube, Wahl eines Musikstückes, um es auf dem Flügel einzustudiren, Anordnung und Einrahmung ihrer Kupferstiche, deren sie eine schöne Sammlung zusammengebracht. Damit war es nun ebenfalls aus; denn wenn er kam, erkundigte er sich flüchtig nach ihrem Befinden, sprach sonst fast nichts, hörte kaum zu, wenn sie was erzählte und ging gleich wieder. Anfangs rieth und deutete sie im Stillen diese Veränderung Alfred's. Später aber konnte sie sich nicht mehr enthalten ihren Bruder zu fragen, ob dem Freund ein Unglück zugestoßen, daß er so angegriffen und niedergeschlagen aussieht und sich so seltsam benimmt.

„Es ist nichts," antwortete Arnold. „Irgend ein Frauenzimmer hat ihm den Kopf verrückt. Mach Dir also keinen Kummer aus dieser Bläße auf seinen Wangen. Das Uebel ist nicht gefährlich."

So wie sie diese Auskunft erhalten, ging Delphine aus dem Zimmer, ohne ein Wort zu sagen. Den Tag nach dieser Enthüllung zeigte Arnold der Schwester an, daß Alfred die Einladung zum Essen nicht angenommen habe, wie auch daß er an der Landpartie nach Meudon, die für nächsten Sonntag verabredet war, nicht theilnehmen werde.

„Er verläßt uns ja ganz," sagte Delphine mit erzwungenem Lächeln. Hätte sie Arnold aufmerksam betrachtet, so würde er ein leises Zittern ihrer Lippen bemerkt haben.

„Die Leidenschaft sitzt ihm vielleicht tiefer als ich gedacht," versetzte Arnold.

„Wer ist die Glückliche?" frug Delphine immer lächelnd weiter.

„Eine Stundengeberin."

„Ist sie schön?" frug Delphine nicht ohne Anstrengung, die schon ein wenig ihrem Bruder auffiel.

„Sie gilt dafür."

„Und auch für liebenswürdig?"

„Das mag sie wohl auch sein."

„Du hast sie nie gesehen?"

„Niemals."

„Er ist wohl immer bei ihr?" warf Delphine so leicht hin, als sie es nur fertig bringen konnte.

„Es fehlt ihm wie es scheint, die Kraft sie zu meiden."

„Wer weiß, ob er das will?"

„Das wäre allerdings nicht nöthig, wenn er nur an keine ernste Verbindung weiter denkt."

„Das ist sehr nöthig," rief Delphine, überwältigt von einem Schmerz, der sie selber überraschte. Und es klang wie ein Angstschrei, der ihrem Herzen entfuhr. Arnold erschrack.

„Was ist Dir, Delphine, Du armes Kind?" frug er zart besorgt.

Delphine bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und weinte.

(Fortsetzung folgt.)

Wiborg.

Unter den Festungen, mit denen der finnische Meerbusen wie umpanzert ist, und welchen gegenüber die englisch-französische Flotte unter Napier und Parseval-Deschênes bisher eine nie geahnte Bedächtigkeit an den Tag gelegt hat, nimmt Wiborg keinen unbedeutenden Rang ein. Wenn von ihm auch gerade nicht gilt, was erst vor einigen Tagen ein Kollege Napier's im englischen Parlament von den Festungen Kronstadt und Sweaborg sagte, „daß sie von der Seeseite her uneinnehmbar seien", so ist ein Angriff auf Wiborg doch immer noch mit so viel Schwierigkeiten und Fährlichkeiten verknüpft, daß er nur mit außerordentlichen Anstrengungen und bedeutendem Kraftaufwande glücklich durchzuführen wäre. Gewissermaßen kann Wiborg „ein Kronstadt in verjüngtem Maßstabe" genannt werden; seinen ziemlich geräumigen Hafen schützen zwei stark befestigte Inseln, zu denen sich furchtbare in Granitfelsen angelegte Landbatterien gesellen, welche Tod und Verderben drohend in die See hinaus klotzen, während der Zugang zum Hafen außerdem durch unzählige kleine Inseln, Klippen, Scheeren, Untiefen, die sich wie überall an der Küste Finnlands so auch hier vorfinden, wesentlich erschwert wird.

Wiborg ist die älteste Stadt Finnlands und kam schon 1745 von Schweden an Rußland, woher denn auch die Bewohner in weit höherem Grade russifizirt sind als die übrigen Finnländer. Ein englischer Reisender, der vor einigen Jahren Wiborg besuchte, spricht davon mit kurzen Worten wie folgt: „Als ich am Morgen nach meiner Ankunft in meinem Schlitten erwachte, kamen mir die Straßen wie ein Wunder vor. Die weißen Häuser mit grünen Dächern und orientalischen Kuppeln, die stolzen Paläste der Reichen, die Bewohner mit bloßen Hälsen, langen wallenden Bärten, in weite blaue Kaftan's gehüllt, das Alles zusammen mahnte an den träumerischen üppigen Orient und nicht an das nüchterne bescheidene Finnland. Die Wiborger sind von riesenartig robustem und majestätischem Aeußern, so daß man sie kaum für die willenlosen Diener des nordischen Kolosses, dem sie unterworfen wurden, halten mag."

Der östlich von Wiborg gelegene Winga-Sund wird neuerdings mehrfach als einer der Punkte bezeichnet, welcher von den Westmächten als Basis einer nachdrücklichern Operation gegen Rußland benutzt werden dürfte. Würde eine solche Landung im Winga-Sunde wirklich versucht und glücklich zu Stande gebracht, so wäre es jedenfalls um Wiborg zugleich mit geschehen, und Rußland säh', so zu sagen, seine Feinde vor den Thoren Petersburgs stehen. Nur gehörten zu einem derartigen Beginnen mehr als 20,000 Mann, auf welche Stärke die unter Baraguy d'Hillier's eingeschifften französischen Landtruppen angegeben werden, und ein verhältnißmäßig so schwaches Corps würde bei aller Tapferkeit hier wie auf jedem andern Punkte Finnlands dem sicheren Verderben Preis gegeben sein, wenigstens dann, wenn der Winter hereinbricht, wo Rußland von dem übrigen Europa förmlich abfriert, und der eisige Gürtel, der alle Küsten des baltischen Meeres umschlingt, jede Mitwirkung der westlichen Flotten unmöglich macht.



Wiborg.

Ueber Somnambulismus.

Es giebt zwar ächte Somnambulen, aber auch viele falsche, d. h. Betrüger, die Somnambulismus heucheln. Man versteht nämlich unter Somnambulismus (auch Schlaf- oder Traumhandeln, Schlaf- oder Nachtwandeln genannt) einen Zustand, bei welchem ein Mensch in eine Art von Schlaf verfällt und mit geschlossenen oder offenen Augen, ohne es nach dem Erwachen zu wissen, körperliche oder geistige Handlungen vollzieht, die man sonst nur im Wachen, bei vollem Bewußtsein zu vollziehen im Stande ist. Diese Handlungen geschehen allerdings nicht selten mit außergewöhnlicher Geschicklichkeit, großer Kraft und scharfem Verstande, niemals aber werden sie gegen die bestehenden Naturgesetze verstoßen und übernatürliche sein. Es gränzt an Blödsinn

zu glauben, daß ein Somnambuler an einer geraden Wand in die Höhe zu laufen, mit dem Bauche zu lesen, die Krankheit eines Abwesenden anzugeben und zu heilen, eine nicht erlernte Sprache zu sprechen, das Treiben und Befinden Entfernter zu wissen u. s. w. im Stande ist. Wo immer von einem Schlafhandelnden Etwas geschieht, was nicht mit rechten Dingen zuzugehen und wunderbar zu sein scheint, da ist stets entweder Betrügerei im Spiele oder der Zufall that das Seinige.

Der schlafähnliche Zustand beim Somnambulismus tritt entweder ganz von selbst, bei Tage oder bei Nacht (besonders gern bei Vollmond) ein oder er kann auch künstlich durch Streichen und Manipuliren (Magnetisiren) hervorgerufen werden. Das durch sogenannte animalisch-magnetische Einwirkung künstlich hervorgerufene Schlafwachen (das Hellsehen, la Clairvoyance) unterscheidet sich vom natürlichen dadurch, daß bei letzterem mehr die Bewegungsthätigkeit, bei ersterem die geistige Thätigkeit ungewöhnlich erweckt ist. Um nun aber in diesen Schlaf von selbst zu verfallen oder von Andern hinein versetzt zu werden, dazu gehört ohne Zweifel ein krankhafter, zur Zeit freilich noch unerforschter Zustand desjenigen Organs, durch welches ebensowohl der Schlaf, wie auch die menschliche Thätigkeit vermittelt wird. Dieses Organ ist aber das Gehirn und der Somnambulismus könnte sonach als eine Hirnkrankheit bezeichnet werden, die mit dem gesunden Schlafe darin übereinkommt, daß dabei das Bewußtsein geschwunden ist, sich aber vom Schlafe darin unterscheidet, daß gewisse Hirnthätigkeiten ohne Bewußtsein fortbestehen. Das Träumen könnte als der niedrigste Grad des Schlafhandelns bezeichnet werden und der Somnambulismus als der höchste Grad des Träumens. Ein ziemlich ähnlicher Zustand findet sich gar nicht selten bei Berauschten, bei betäubten und bewußtlosen Kranken (beim Phantasiren in Fiebern) und bei Chloroformirten; auch diese sprechen und handeln, ohne daß sie nur das Geringste davon wissen, oft so gegen ihre gewöhnliche Art und Weise vernünftig oder unvernünftig, daß man staunt. Am Häufigsten ist bei sogenannten sensiblen (sensitiven, nervösen, hysterischen) Frauenzimmern das Gehirn geneigt, Somnambulismus zu treiben. Zieht dann derselbe die Aufmerksamkeit der Welt auf sich, so wird er aus Coquetterie oder Gewinnsucht künstlich weiter ausgebildet und zum Betrug vieler Narren weidlich benutzt.

Wollten wir uns die Thätigkeit des Gehirns und so das Zustandekommen des Somnambulismus recht materiell erklären, dann müssen wir uns zuvörderst vorstellen, daß dem Gehirne von Natur sein Thätigsein nicht so wie den meisten andern Organen des menschlichen Körpers vorgeschrieben ist, sondern daß es dasselbe erst durch die verschiedenen Eindrücke von der Außenwelt her in verschiedenem Grade erlangt. Würde z. B. ein Mensch gleich nach seiner Geburt nur mit Thieren Umgang haben, dann würde er, natürlich nur soweit es sein Körperbau zuläßt, auch nur die Manieren dieses oder jenes Thieres annehmen und vom Thun und Treiben des menschlichen Verstandes nichts wissen. Ich erinnere an Caspar Hauser. Es ist durchaus nothwendig, daß ein Mensch, wenn er menschlichen Verstand haben will, nicht blos ein gutgebildetes und gut ernährtes Gehirn besitzen, sondern demselben durch die Sinne auch solche Eindrücke zuführen muß, welche das Gehirn zur Entwickelung und Ausbildung des Verstandes bedarf. — Man denke sich einmal, daß Alles was wir durch unsere Sinne wahrnehmen, im Gehirne einen ganz bestimmten Eindruck macht oder ein den Daguerreotypen ähnliches Bildchen (Hirnbild) erzeugt. Von solchen Hirnbildchen wird man natürlich eine um so größere Anzahl in seinem Verstandesorgane (dem Gehirne) besitzen, je mehr man durch seine Sinne von der Außenwelt in sich aufgenommen hat. Es werden ferner diese Bildchen dem in der Außenwelt Wahrgenommenen um so ähnlicher sein können, je genauer man durch scharfe Sinne die Außenwelt wahrzunehmen sich bemühte. Es werden sodann diese Hirnbildchen um so deutlicher und bleibender (fixirter) sein müssen, je stärker und je öfter sie eingeprägt werden. Sehr viele dieser Bildchen verschwinden nach und nach wieder, wie ein nicht fixirtes Daguerreotypbild, und deshalb vergißt man so oft das früher Wahrgenommene und Erlebte. Bei mangelhaften Sinnen wird wie bei Mangel und Abnormität des Gehirns natürlich auch die Bildung der Hirnbildchen mangelhaft sein. — In der frühsten Jugend bilden sich wegen der Unvollkommenheit der Sinne und des Gehirns nur wenige, ganz undeutliche und leicht wieder verschwindende Hirnbildchen. Nach und nach aber, mit zunehmender Ausbildung der Sinne und des Gehirns, sowie in Folge der Erweiterung des Gesichtskreises und der Erziehung, mehrt sich die Zahl, die Deutlichkeit und die Dauer dieser Bildchen. Während man sie sich anfangs ungeordnet wie in einer Mappe im Gehirne umherliegend denken kann, so daß sie nur mit Mühe von einander unterschieden und hervorgeholt werden konnten, findet später durch Uebung ein genaues und übersichtliches Ordnen derselben statt, so daß sie nun leicht von einander getrennt und aufgefunden werden können. Dieses schnellere oder langsamere Auffinden solcher Bildchen kann als besseres oder schlechteres Gedächtniß, als Erinnerung oder Vorstellung bezeichnet werden, während das Zusammenstellen mehrer derselben zu einem neuen Bilde, welches man von außen her als solches niemals in sich aufnahm, die Phantasie sein dürfte. In den spätern Lebensjahren, wo das Gehirn an Größe und Weichheit und die Sinnesorgane an Schärfe abnehmen, wird auch die Fähigkeit des Gehirns, Hirnbilder zu erzeugen, immer geringer, obschon die früher erzeugten längere Zeit noch ganz fest darin haften. Deshalb erinnern sich Greise auch recht gut längst vergangener Thatsachen, vergessen aber schnell die Gegenwart. — Diese Hirnbildchen sind es nun, durch deren genaues Vergleichen wir uns Begriffe sammeln, sowie Urtheile fällen und Schlüsse ziehen, also denken lernen; sie sind es auch, welche unsere Bewegungen, unser Handeln veranlassen.

Das dem Gehirn innewohnende Bewußtsein könnte nun als die Hirnthätigkeit oder die Kraft angenommen werden, welche im gesunden und wachen Zustande die Hirnbilder von einander unterscheidet, ordnet, schneller oder langsamer herbeiholt und zusammenstellt, ihre Wirkung auf unser Thun regelt. Durch Uebung läßt sich, wie es scheint, der Einfluß des Bewußtseins auf die Hirnbilder immer mehr steigern und es möchte deshalb wohl die Aufgabe der Erziehung sein, zunächst so viele als möglich von guten, deutlichen und bleibenden Hirnbildern zu erzeugen und diese dann gehörig verarbeiten zu lernen. — Denkt man sich nun aber das Bewußtsein durch irgend eine Ursache (durch Schlaf, Alcohol, Schwefeläther, Chloroform, Krankheit) auf einige Zeit aufgehoben, die Hirnbilder aber noch vorhanden, dann ließe sich allenfalls auch annehmen, daß dieselben durch irgend einen Anstoß in ganz andere Ordnung und Verknüpfung zu einander gebracht würden, als dies im bewußten Zustande in Folge der Gewöhnung der Fall ist. Diese veränderte Lagerung und Einwirkung der Hirnbildchen auf einander könnte dann recht wohl zu einem ungewöhnlichen Handeln des Bewußtlosen Veranlassung geben, was jedoch stets das Resultat früher aufgenommener Eindrücke und niemals ein übernatürliches oder wunderbares sein müßte. Bei schwächerem Grade der Trübung des Bewußtseins läßt sich bisweilen das ungewöhnliche Spiel der Hirnbildchen vom Bewußtlosen mehr oder weniger deutlich wahrnehmen, so daß er sich dessen nach dem Erwachen erinnern kann, wie dies beim Träumen und Rausche vorkommt. Nach der einfacheren oder verwickelteren, geordnetern oder ungeordneten Verknüpfung der Hirnbildchen unter einander zeigt sich dann Reden und Thun des Bewußtlosen in verschiedenem Grade vernünftig oder unvernünftig. So sprechen und handeln Somnambule und Chloroformirte nicht selten weit vernünftiger, als sie dies im bewußten Zustande thun, dagegen können sehr anständige Personen im Rausche und in Fieberphantasien sehr unvernünftig und unanständig handeln. — Alles Thun und Treiben Bewußtloser wäre sonach ein unwillkürliches und in Folge der eigenthümlichen Einrichtung unseres Gehirns (vorzüglich der Uebertragungsfähigkeit von Empfindungs- und Sinnes-Eindrücken auf Bewegungsapparate) ein erzwungenes. — Diese materielle Erklärung der Hirnthätigkeit und des Somnambulismus, sowie der diesem verwandter bewußtloser und schlaf- oder traumähnlicher Zustände, welche freilich total falsch sein kann, möge dem Leser wenigstens zeigen, daß auch beim Somnambulismus Alles so natürlich wie bei den Zauberern unserer Zeit (Taschenspielern) zugehen könnte. **(B.)**

Die Osseten.

Deutschland im Kaukasus.

Von all' den Völkerinteressen, welche sich an den gegenwärtig im Osten geführten Kampf knüpfen, ist keins so wichtig und bedeutend für die Zukunft, als das, welches die Völker des Kaukasus betrifft. Ob Cirkassien von der russischen Herrschaft frei oder nicht, ist eine Frage, die mindestens so wichtig ist, wie die Rettung der gesammten Türkei.

Wie sich auch deren Schicksal durch die Hülfe Englands und Frankreichs gestalten mag, sie bleibt immer eine untergehende und dem Untergange gewidmete Welt und kann erst dann für uns wahrhaftes Interesse erwecken, wenn sich aus diesem Untergange ein neues Leben erzeugt, das fähig ist, die europäische Civilisation in sich aufzunehmen.

Anders verhält sich dies mit Cirkassien. Dort hausen Völker, die in voller Jugendkraft leben und nur des Augenblickes ihrer Selbstständigkeit harren, um ein frisches, geschichtliches Leben zu beginnen, und sie sind es zugleich, welche die Brücke für die Vorbereitung der Kultur nach Central-Asien bilden und von denen daher auch dessen Wiedergeburt und Civilisirung wesentlich abhängt.

Seit achtzehn Jahren fechten die Bergvölker des Kaukasus gegen die alljährlich gegen sie ausgesandte Militairmacht Rußlands mit derselben Tapferkeit und Hingebung, mit der sich einst unsere germanischen Voraltern der Eroberungslust der Römer gegenüberstellten, und alle Schilderungen, welche die neueren Reisenden über sie entworfen haben, sagen uns, daß auch in ihren Sitten, ihrem Denken und Fühlen eine tiefe Verwandtschaft zwischen ihnen und den alten Germanen stattfindet.

Die Religion, welche Schamyl für seinen Stamm aus dem Islam hervorgebildet hat, geht weit über alle übrigen Religionsrichtungen der Muhamedaner hinaus und zeugt von der tiefsten Anlage zu natürlicher Philosophie und einem Gemüthsleben, das an Fülle und Reichthum den Deutschen nahekommt.

In Georgien, das eins der ältesten Königreiche war, denn es ist im Stande seine Tradition bis in's zweite Jahrtausend zu verfolgen, sehen wir noch jetzt eine feudale Organisation, die vollkommen der des mittelalterlichen Deutschlands gleicht. Wir sehen dort Fürsten, Grafen und deren Vasallen, die den Adel bilden, eine Geistlichkeit, die sich diesem in gleicher Abstufung anschließt und eine Einreihung der Handwerker und Künstler in Gilden.

Muß dies Alles nicht die tiefste Sympathie bei uns Deutschen erwecken und den Wunsch rege machen, daß es uns endlich gelingen möge, unsererseits mit diesen uns so verwandten Völkern in Verkehr treten zu können?

Es giebt aber eine noch eigenthümlichere Erscheinung in Cirkassien, welche dieses Verlangen noch heftiger steigern muß. Es giebt eine Völkerschaft in Cirkassien, die dem deutschen Wesen nicht nur verwandt, sondern ganz unzweifelhaft ein Ueberbleibsel der deutschen Stämme ist, die sich einst zur Zeit der Völkerwanderung vom Kaukasus aus in die Ebenen Europa's ergossen. Es giebt noch Alanen in Cirkassien, die sich selbst Iren oder Eisenmänner und ihr Land Ironistan nennen, von den Tataren aber Oss', von den Lesghiern Oß und von den Georgiern Ossi genannt werden. Ihre eigene Tradition sagt, sie hätten früher die Bergthäler Cirkassiens bewohnt und seien aus dem Norden gekommen. Die Nachrichten der Georgier besagen jedoch, daß sie früher am Ufer des Don gewohnt und von dort gekommen wären. Dies ist allerdings wahrscheinlicher, da Ptolemäus eines solchen Stammes als dort wohnend erwähnt, der zu den Alanen gehörte.

Sprechender aber noch als alle diese Traditionen ist die ganze Erscheinung dieses wunderbaren Volksstammes, den man eine lebendige Versteinerung der Geschichte nennen könnte.

Ein neuerer Reisender, H. von Harthausen, der so eben seine Reise durch Transkaukasien in englischer Sprache hat erscheinen lassen, entwirft über die Osseten eine Schilderung, die so merkwürdig ist, daß wir uns nicht enthalten können, sie ihrem Hauptinhalte nach unsern Lesern mitzutheilen.

Die Osseten wohnen eine Tagereise weit von Tiflis, der Hauptstadt Georgiens und nehmen ein nicht unbedeutendes Gebiet ein, das sie mit ihren Dörfern besetzt haben. Als H. v. Harthausen diese betrat, wurde er augenblicklich von dem tiefsten Erstaunen ergriffen. Nicht nur die Gestalten der Menschen erinnerten ihn lebhaft an die Bauern in Niedersachsen, auch ihre Häuser und Geräthe sahen ganz so aus, als befände er sich dort oder in Westphalen. Und dabei war Alles anders als in dem übrigen Cirkassien.

Die Georgier wohnen in schlechten Erdhütten, die sie an einen Hügel anlehnen oder vielmehr aus diesem aushöhlen. Die Osseten haben tüchtige, gut gemauerte und geräumige Häuser, in deren Mitte sich ein runder mehrere Stockwerke hoher Thurm erhebt, in dem ein Wächter sitzt und das Nahen jedes Fremden beobachtet und anmeldet. Außerdem laufen um die Häuser, die ein Dorf ausmachen, Befestigungen; zuweilen liegen die Häuser aber auch einzeln oder in geringer Vereinigung zusammen. In den Häusern sah Harthausen, was er nirgend in ganz Transkaukasien gewahrt hatte, eine Scheuer zum Dreschen. Ueberall hatte er sonst das Korn im Freien durch Ochsen dreschen sehen. — Die Osseten haben ferner Pflüge, die ganz den mecklenburgischen gleichen. Auch ihre Wagen und sonstigen Ackergeräthe sehen ganz deutsch aus. Als er in die Häuser trat, sah er zwischen zwei hohen Steinen an eisernem Haken den Kessel hängen, unter dem alsbald ein großes Feuer gemacht wurde, um das sich die Familie versammelte. Vor dem Feuer stand ein hölzerner Armstuhl, der für das Haupt der Familie bestimmt war, und an den Wänden befanden sich Bänke, die an das Feuer gerückt wurden für die übrigen Mitglieder der Familie. Die Osseten setzen sich nie, wie die übrigen Cirkassier mit gekreuzten Beinen auf den Boden, sondern auf Stühle und Bänke wie wir.

Sie haben ferner Bettstellen und Wiegen, die man in Cirkassien nirgend kennt. Sie machen Butter in Butterfässern, während die Cirkassier nur den Rahm der Sahne kennen und dieser bei ihnen die Stelle der Butter vertritt. Sie brauen Bier aus Gerste und trinken es aus Trinkhörnern und hölzernen Kannen, die sie im Kreise herumgehen lassen, wenn sie beisammen sind, und wozu die Gesellschaft ein Trinklied singt, das lebhaft an unsere bekannten Studententrinklieder (So sauf doch, so sauf doch) erinnert. Es lautet folgendermaßen:

> Banas, na kuchta faresti
> Denvason famesta
> Banas, banas, banas!

d. h. Trinke, unsere Hände giepern. Es läuft aus. Trinke, trinke, trinke!

Diese Ausführung verräth den Lesern freilich, daß die Osseten nicht deutsch sprechen, aber das wäre etwas zu viel verlangt, daß die Alanen unser deutsch geredet haben sollten. Die Sprache der Osseten gehört aber zu dem indogermanischen Sprachstamm und an Verwandtschaft fehlt es also auch nach dieser Seite hin nicht.

Die Osseten sind Christen, aber es steht noch etwas schief mit ihrem Christenthum. Sie haben namentlich eine große Abneigung gegen die Sonntagsfeier. Sie sehen nicht ein, weshalb sie den ihnen anoktroyirten Sabbath anders begehen sollten, als die übrigen Tage.

Von den Festtagen lieben sie nur die, an denen geopfert und in Folge dessen auch geschmaust wird. Zu Ostern wird ein Schaaf oder Lamm, zu Weihnachten ein Schwein, ein Ochse oder mindestens eine Anzahl Gänse geopfert. Das Ostern scheinen sie aus ihrer Heidenzeit beibehalten zu haben. Einige von ihnen opfern auch noch in's Geheim in Höhlen, die jetzt einzelnen Heiligen, namentlich dem Elias gewidmet sind. Es giebt unter ihnen auch noch Zauberer und Wahrsager, welche Glauben finden. Ferner hat sich der Wahn unter ihnen erhalten, daß die Katzen, Hunde und Esel verzauberte Thiere sind. Kommt ein Diebstahl unter ihnen vor, so nimmt der Bestohlene eine Katze, geht damit nach dem Hause dessen, den er in Verdacht hat, fragt ihn nach dem Gestohlenen und wirft, wenn er läugnet, die Katze mit den Worten in sein Haus: „Möge diese Katze die Seelen Deiner Vorfahren quälen!" Ist sein Verdacht begründet gewesen, so soll der Dieb diesen Fluch selten aushalten, sondern das Gestohlene wieder geben. — Es kommen übrigens wenige Diebstähle und Unsittlich-

keiten bei den Osseten vor, ihr Leben ist im Ganzen sittlich, und ein Aeltester, der in jedem Dorf gewählt wird, genügt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Sie haben unter sich Edle, Freie und Sclaven. Die Zahl der Adelsfamilien ist gering und die Sclaven stehen in keinem andern Verhältniß, als dem der Knechte. Sie werden in jedem Hauswesen als zu diesem und der Familie gehörend betrachtet und gut behandelt. Die Osseten sind die einzigen Leute in Cirkassien, die sich vermiethen. Die übrigen Cirkassier sind dazu zu stolz. Die Osseten beweisen dadurch aber gerade, daß sie ungleich arbeitsamer sind, als die Cirkassier. Ihre Dörfer sind in ungleich besserem Stande, als die der Georgier. Die reicheren Osseten lassen ihre Aecker theils durch freie Bauern, theils durch Knechte bewirthschaften; dies ist ein ungleich höheres Kulturverhältniß, als das Georgiens, wo selbst die Adelsfamilien in sehr ärmlichen Verhältnissen leben, weil sie nicht zu wirthschaften verstehen und selbst zu arbeiten verschmähen. Auch die Osseten halten sehr auf Reinheit des Blutes. Die einzelnen Klassen heirathen unter einander. Sie nehmen nur eine Frau, und nur selten kommt es vor, daß ein Reicher eine zweite in sein Haus führt. Jedes Mädchen wird um seine Einwilligung befragt, wenn um sie geworben wird. Giebt sie ihre Zustimmung und ist der Tag der Hochzeit festgesetzt, so erscheint an diesem der Bräutigam mit seinen Freunden und Verwandten und es beginnt das Fest bei den Aeltern der Braut. Am folgenden Tage geht die Gesellschaft zu dem nächsten Nachbar und so geht es fort, bis das ganze Dorf an der Reihe gewesen ist. Vorher darf der Bräutigam die Braut nicht in sein Haus nehmen. Endlich bringen die Verwandten sie dahin, der Bräutigam empfängt sie an der Thür mit einem brennenden Licht und leuchtet ihr in's Haus, dann geht sie dreimal um den Herd umher und setzt sich in den Stuhl vor dem Feuer; darauf erscheinen die Frauen aus dem Dorfe, setzen sich um sie herum und singen ihr etwas vor, bis der erste Hahnenruf erschallt. Sobald dieser gehört wird, kommt ein Junge gelaufen, der darauf zu passen hatte, nimmt der Braut den Schleier vom Gesicht, zerreißt ihn, heftet die Stücke auf einen Stab und ruft: „Neun Knaben und ein Mädchen." Damit ist sie die Herrin des Hauses, d. h. es beginnt ihr Dienst in demselben. Die Gesellschaft setzt sich abermals zum Schmausen nieder und sie hat dabei aufzuwarten. In ihrer Gegenwart darf sie nicht essen. Ihr wahres Ansehn beginnt überhaupt erst, wenn sie ein Kind zur Welt gebracht hat.

Die Frauen herrschen im Hause und sind ungemein fleißig und arbeitsam. Sie besorgen nicht nur die Wirthschaft, sondern besorgen auch das Schneiden und Einbringen des Korns, ja häufig pflügen sie auch. — Stirbt der Mann vor der Frau, so bleibt diese in der Familie, und es heirathet sie entweder ein anderes Mitglied derselben oder sie lebt für sich fort. Alle Kinder, die während dieser Zeit geboren werden, haben gleiche Rechte mit denen aus der ersten Ehe. Ist aus dieser kein Knabe vorhanden, so erbt der später Geborene den Hof. — Harthausen war selbst in einem Hause einquartirt, in dem die Wirthin, eine junge Wittwe, einen solchen Erben auf dem Arme trug.

Die Osseten sind bei weitem nicht so hübsch, wie die übrigen Cirkassier. Sie sind kurz und gedrungen, selten über 5' 4" groß, haben blaue Augen und lichtbraune oder rothe Haare, und sehen ganz so aus, wie niedersächsische Bauern. Die Frauen haben etwas zu flache Nasen, um für hübsch gelten zu können.

Die Osseten sind auch die einzigen Cirkassier, die ordentlich zu singen verstehen. Sie lassen einen Sänger die Melodie und den andern die Worte singen und ihr Gesang ist gut und kräftig. Die übrigen Cirkassier bringen dagegen nur ganz dünne zum Vorschein, die der Violinstimme gleichen.

Das Criminalrecht der Osseten gleicht vollkommen dem der alten Germanen. Ist ein Mord vorgefallen, so tritt die Blutrache ein, die zwei Geschlechter hindurch währt. Für jede Verletzung steht ein Tarif der Entschädigung fest, der nach Kühen berechnet ist.

Die Osseten haben stets ihre Unabhängigkeit zu bewahren gewußt. Die Könige von Georgien haben einmal einen Theil von ihnen unterworfen, aber diese Abhängigkeit ging auch nicht weiter, als daß sie ihnen einen Tribut bezahlten. Die Russen haben keinen Einfluß auf sie zu üben vermocht.

Nach all' diesen Notizen über die Osseten, die man zum Theil auch in Kohl's Reisen durch Rußland bestätigt findet, muß man höchst gespannt darauf sein, ob es nicht gelingen könnte, diese wunderlichen Reste des alten Deutschthums mit unserer jetzigen deutschen Kultur in Verbindung zu bringen. Sollten sie nicht dazu dienen können, die weitere Kolonisation Cirkassiens durch deutsche Elemente zu bewerkstelligen?

Auch die Russen haben bereits die Wichtigkeit der deutschen Kolonisation erkannt. Sie haben Schwaben nach Georgien wie nach den Ufern der Wolga gezogen, und beide Kolonien gedeihen vortrefflich. Die in Georgien, welche seit 1818 in der Nähe von Tiflis bestehen, versehen die ganze Gartenarbeit für dieses, da die Georgier zu faul dazu sind, und gewinnen viel Geld damit. Die Mährischen Brüder, welche Katharina II. 1769 nach den Ufern der Wolga unterhalb Samtova verpflanzte, haben jetzt 100 Dörfer mit je 1000 Einwohnern inne und liefern die beste Handwerkerarbeit in ganz Rußland, so daß die Regierung ihren Arbeitern das Recht ertheilt hat, gleich den Kaufleuten erster Gilde durch ganz Rußland zu handeln. Sie wie ihre Brüder in Georgien werden auch in ihren Gemeindeverhältnissen ungestört gelassen. Sie verwalten alle ihre Angelegenheiten selbst und bedürfen keiner Staatsregierung!

Liegt nicht in diesen Vorposten der deutschen Kultur schon eine große geschichtliche Bedeutung? Beweist das Gelingen dieser Kolonisation nicht, daß die Deutschen mit ihrem Fleiß und ihrem tiefen Sinn für freies Familien- und Gemeindeleben vorzugsweise dazu gemacht sind, die Kultur über die Erde zu tragen?

Wie trefflich wäre es daher, wenn auch die Osseten dafür gewonnen werden könnten, wenn in ihnen das Bewußtsein erweckt würde, daß sie zu dem großen deutschen Stamme gehören, der jetzt erst, nachdem das angelsächsische England ihm vorgearbeitet hat, dazu gelangt, seinen wahren Kulturberuf zu erfüllen.

Die Deutschen haben bisher die Kolonisation noch nicht als Volkssache, als allgemeine Angelegenheit betrieben, und doch haben die Einzelnkräfte, die sich ihr zugewandt haben, schon dahin geführt, daß der deutsche Fleiß und der deutsche Geist dem englischen auf dem Boden Nordamerika's ebenmäßig zur Seite getreten ist. Das Gleiche wird auch in Australien geschehen und es ist offenbar ebenso unsere Aufgabe, über Cirkassien nach Central-Asien vorzudringen, um dort den Engländern in Indien zu begegnen und an der Kultur dieses herrlichen Landes mitzuarbeiten.

Auch Indien ist ein uns stammverwandtes Land und die deutsche Civilisation muß nothwendig dahin zurückstreben.

Die Kultur muß zur zirkulirenden Kraft der Menschenwelt werden, wie der Blutumlauf in dem einzelnen Individuum, dann hat die Menschheit erst ihre Aufgabe erreicht, und erst dann kann die Freiheit der Völker eine Wahrheit werden.

Erst wenn sie vollkommen Raum zu ihrer Entwicklung haben, wenn sie sich nicht mehr eingeengt und beschränkt fühlen, wird sich auch ihre Kraft entfalten.

Deshalb ist es an der Zeit, daß die gesammte Presse für diese Völker aus Gründen der geschichtlichen Nothwendigkeit und der national-ökonomischen Wohlfahrt Europa's ihre Stimme erhebt und dazu beiträgt, ihnen eine Zukunft zu bahnen. Daß ihnen bei ihrer großen Kulturfähigkeit eine große und weitgreifende Zukunft erwächst — wer will es bei ihrer Stammverwandtschaft mit deutschem Charakter und deutschem Streben läugnen?

Kulturgeschichtliche Bilder.

1. Theure Zeiten.

Die Betrachtung der Fortschritte des Menschengeschlechts in der Ausbildung seiner Geistesanlagen und ganz besonders in deren Anwendung zur Bewältigung, Verschönerung und Nutzbarmachung der Natur, also das was man mit einem Worte Kulturgeschichte zu nennen pflegt — muß bei jedem Denkenden ein lebhaftes Interesse erwecken. Lehrt sie uns auch nicht so unmittelbar, wie die Beobachtung der Natur und ihrer Gesetze, das was uns für unsern täglichen Lebensgebrauch von Nutzen sein kann, so ist der Vortheil, den sie uns bringt, darum kein geringerer. Sie zeigt uns, was der Menschengeist vermag, wenn er seine Kräfte und namentlich die ihm verliehene Herrschaft über die Natur recht gebraucht, und spornt dadurch uns selbst zu einem solchen rechten Gebrauche, zu einer fleißigen Ausbildung unsrer mannigfachen geistigen Anlagen und Fähigkeiten an. Sie macht uns aufmerksam auf die Mittel, durch welche es gelungen ist, so manche früher unvollkommene Einrichtung zum Wohlbefinden der menschlichen Gesellschaft allmälig immer mehr, oft bis in's Staunenswertheste, zu vervollkommnen, so manches natürliche Hinderniß menschlicher Glückseligkeit und menschlichen Fortschritts zu besiegen, und regt dadurch auch in uns neue Ideen, neue Pläne zu noch weiteren Verbesserungen an. Sie erweckt unsern gerechten Stolz, wenn wir sehen, wie die Menschheit, von der wir ein Theil sind, immerfort vorwärtsschreitet, welche Höhepunkte in Wissenschaft, Kunst, Gewerbe, Kenntnisse und Fertigkeiten jeder Art sie bereits erreicht hat; aber zugleich lehrt sie uns auch Bescheidenheit, indem sie darauf hinweist, wie frühere Geschlechter ebenfalls schon auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit zu stehen vermeinten, zum Theil auch wirklich standen, aber doch von ihren Nachkommen weit überflügelt wurden und daß es auch uns einmal von Seiten späterer Geschlechter so gehen wird. Sie läßt uns nicht verzweifeln, wenn in der Gegenwart uns Manches nicht so erscheint, wie wir es wohl wünschen möchten, denn in frühern, oft nicht einmal fernen Zeiten sind ja diese Zustände oft weit unbefriedigender gewesen und sind seitdem um Vieles besser geworden, so daß wir hoffen dürfen, sie werden künftig sich noch immer besser und befriedigender gestalten.

Wir beginnen unsere kulturgeschichtlichen Vergleichungen zwischen dem Sonst und Jetzt mit einer Frage, die eine leider nur zu unmittelbare und dringliche Wichtigkeit für uns hat — bei der jetzt herrschenden Theurungsfrage. Man hört wohl bisweilen in Bezug auf die jetzt schon seit längerer Zeit ziemlich hohen Preise der ersten Lebensbedürfnisse die Aeußerung: Das sei doch früher nicht so gewesen; da hätten die Armen billigeres Brot gehabt und der Mittelstand besseres Wirthschaften als jetzt! Wir wollen sehen, ob diese Lobeserhebungen der Vergangenheit und diese Klagen über Verschlimmerung in der Gegenwart gegründet sind! Gehen wir zu dem Ende einmal um 100 Jahre zurück, also in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in die Zeit nach dem Ende des siebenjährigen Kriegs, wo, nach langen Drangsalen, schon wieder ein besserer Zustand begann, und fragen wir, wie es damals aussah! In gewöhnlichen Jahren war allerdings damals das Getreide um die Hälfte, bisweilen um noch mehr billiger, als es in diesen letzten zehn bis zwanzig Jahren gewesen ist. Der dresdner Scheffel Korn kostete zu jener Zeit im Durchschnitt höchstens 2 Thaler. Aber auf den Preis der Lebensbedürfnisse allein kommt es nicht an, sondern auf das Verhältniß dieses Preises zu den Preisen der Arbeiten, durch welche die Mittel zur Bezahlung solcher Bedürfnisse erworben werden. Wenn für dieselbe Arbeit, welche in der damaligen Zeit mit 2 Thaler bezahlt ward, jetzt ebenfalls 3 Thaler oder mehr gegeben werden, so ist das Verhältniß zwischen Erwerb und Verbrauch kein ungünstigeres, als damals; nur der allgemeine Maßstab der Preise ist ein anderer geworden, oder wie man es auszudrücken pflegt, das Geld (der allgemeine Werthmesser aller Dinge) ist im Preise gesunken. So verhält es sich nun aber in der That, ja der Preis der Arbeit ist seit hundert Jahren (wenigstens in vielen, wohl den meisten Fächern) um weit mehr als die Hälfte, zum Theil auf das Doppelte, bisweilen sogar noch höher gestiegen.

Der Tagelohn eines Handarbeiters z. B. war im vorigen Jahrhundert auf dem Lande häufig nur 2½ Ngr., in den Städten, 4, 5, höchstens 5½ Ngr.; jetzt steht er fast nirgends unter 7½ Ngr., wohl aber häufig auf 10, 12½, ja 15 Ngr. Dienstboten, welche damals 6 Thaler jährlich nebst Kost erhielten, sind jetzt mit 16 bis 20 Thaler kaum zufrieden. Maurer und Zimmerleute und ähnliche Handwerker mußten in jener Zeit mit 7½ — 10 Ngr. der Geselle, mit 8½ — 12 Ngr. der Meister täglich auskommen — jetzt ist der Gesellenlohn in diesen Gewerben 18 — 20 Ngr. Und so finden wir es fast durchgängig, wenn wir die frühere Zeit mit der jetzigen vergleichen. Ein Rath in einem höheren Landescollegium erhielt damals 600 Thaler, der jetzt vielleicht 1200 — 1500 Thaler bezieht, ein Secretair 300 Thaler, der sich jetzt wenigstens auf das Doppelte steht. Der gewöhnliche Gehalt eines ordentlichen Professors an einer Universität ersten Ranges war 200 Thaler, und selber berühmten Gelehrten bot man an einer andern nicht mehr als 500 Thaler nebst einigen Naturalemolumenten. Also in allen diesen Verhältnissen sind, wie man sieht, eben so große, wenn nicht größere Veränderungen vorgegangen, als in den Preisen der Lebensmittel, und man kann daher eigentlich nicht sagen, daß diese theurer geworden wären: verhältnißmäßig genommen, das ist im Vergleich zu den vorhandenen Erwerben und Verbrauchsmitteln sind sie viel eher billiger geworden.

Bis hierher sprachen wir nur von den gewöhnlichen oder Durchschnittspreisen, nicht von den Zeiten besonderer Theuerung. Solche Zeiten kamen in früheren Perioden z. B. während des ganzen vorigen Jahrhunderts viel häufiger und, so zu sagen, regelmäßiger vor, als jetzt. Man kann rechnen, daß in jener Zeit ziemlich alle zehn Jahre einmal ein allgemeiner Nothstand durch Theuerung der ersten Lebensmittel eintrat, die theilweisen Nothstände ungerechnet, welche einzelne Länder oder Gegenden in Folge der damals so häufigen Kriegsdrangsale erlitten. In diesem Jahrhundert haben wir seit dem schweren Nothjahre 1816/17 eigentlich nur erst eine länger andauernde und ziemlich hoch steigende Theuerung gehabt, die von 1846. Denn die gegenwärtige ist, wenn schon immerhin drückend genug, doch noch keineswegs eine wirkliche Lebensmittelnoth zu nennen, auch hoffentlich nur von schneller vorübergehender Dauer. Und selbst die Theuerung von 1846 will wenig bedeuten im Vergleich zu denen früherer Zeiten, z. B. zu der furchtbaren Theuerung von 1771—72, wo der Scheffel Korn, der noch kurz zuvor 1⅔ — 2 Thaler gekostet hatte, zuerst auf 3¾ Thaler, dann gar auf 8 Thaler, ja in manchen Gegenden auf 13—16 Thaler stieg (was im Verhältniß ohngefähr eben so ist, als wenn er jetzt, wo er in guten Jahren etwa 3 Thaler gilt, auf 12, 18 bis 24 Thaler steigen würde) und wo in Sachsen allein in einem Jahre 150,000 Menschen in Folge der Hungersnoth umgekommen sein sollen.

Wenn die Preise der Lebensmittel fortwährend eine gewisse Höhe behaupten, dieselbe aber auch selten und nur mäßig überschreiten (wie das im Ganzen jetzt der Fall ist), so befindet sich die verzehrende Bevölkerung und namentlich die vorzugsweise sogenannte arbeitende Klasse dabei besser, als wenn sie das eine Mal sehr niedrig, dann wieder plötzlich ganz übermäßig hoch stehen. Denn in jenem ersten Falle richten sich, (wie wir dies schon oben gesehen haben) die Preise der andern Waaren und also auch der Arbeit (die ja auch eine Waare ist) mehr oder weniger nach den Preisen der Lebensmittel, und jeder Einzelne verdient dann verhältnißmäßig so viel mehr als sonst, daß er auch das theuere Brot ohne Beschwerde bezahlen kann. Bei plötzlichen Steigerungen und häufigen Schwankungen der Getreidepreise dagegen können die Arbeitspreise denselben nicht folgen; im Gegentheil, der Arbeiter mit einem Male durch die theueren Nahrungsmittel in Noth versetzt, ist oft gezwungen, zu noch niedrigeren Preisen zu arbeiten als gewöhnlich, um nur überhaupt seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Daß unverhältnißmäßige Schwankungen, wie früher, in den Preisen der Lebensmittel nicht mehr vorkommen, das verdanken wir, nächst dem bedeutend verbesserten Anbau des Bodens und dem Seltenerwerden jener Störungen des friedlichen Verkehrs, welche im vorigen Jahrhundert und bis in das zweite Jahrzehnt des gegenwärtigen die fortwährenden Kriege herbeiführten, ganz besonders

den gegen damals so unendlich vervollkommneten Transportmitteln, welche es möglich machen, dahin wo ein Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen eintritt oder einzutreten droht, allemal sogleich in kürzester Zeit den Ueberfluß anderer Gegenden, anderer Länder, ja anderer Welttheile zu versenden. Wie ganz anders war dies vor hundert, vor funfzig, ja noch vor zwanzig Jahren! Heut zu Tage können, wenn es nöthig ist, mittels der Eisenbahnen Tausende von Scheffeln Getreide binnen wenigen Tagen von einem Ende Deutschlands, ja des europäischen Festlandes, nach dem andern, mittels der Dampfschiffe in verhältnißmäßig ebenso kurzer Frist vom schwarzen Meere in die Nord- und Ostsee, von Amerika nach Europa verfahren werden. Früher, als man noch keine Eisenbahnen, sondern nur etwa gute Chausseen hatte, brauchte man bei sechsmal so viel Zeit, als jetzt, zu diesem Transport. Auf dem Wasser war es dasselbe; bei widrigen Winden oder auf Flüssen, bei der Bergfahrt konnte man sich wochen- oder monatelang quälen, um eine Strecke zurückzulegen, die man jetzt in dem dritten oder vierten Theile dieser Zeit durchfährt. So lange mußten also die Nothleidenden die sehnlich erwartete Zufuhr von Lebensmitteln entbehren, und ein Glück war es, wenn nicht noch gar diese letztern durch die lange Wasserfahrt zu Grunde gingen oder in einen verderbteren, der Gesundheit nachtheiligen Zustand geriethen. Nun aber vollends in jener frühern Zeit, wo es nicht einmal ordentliche Kunststraßen gab! Und das ist keineswegs so sehr lange her. Vor 70 Jahren war in den sämmtlichen preußischen Landen noch keine einzige Chaussee zu finden und selbst vor 40 Jahren gab es in den drei Provinzen Ost- und Westpreußen und Posen erst eine, sage eine Meile chaussirten Weg!

Man versuchte in früheren Zeiten oft, durch Magazinanstalten, durch strenge Anweisungen von oben her für einen rationellen Betrieb der Landwirthschaft, durch Getreideankäufe im Auslande auf Staatskosten, durch künstliche Regelung der Preise und andere dergleichen Maßregeln dem Eintreten von Lebensmitteltheurungen vorzubeugen oder die eingetretenen zu lindern. Man hat ähnliche Maßregeln auch neuerdings wieder von manchen Seiten in Vorschlag gebracht. Aber alle künstlichen Vorkehrungen vermögen zur Abstellung solcher Uebelstände viel weniger als die natürliche Entwickelung des freien Verkehrs, als die Vervollkommnung der Verkehrsmittel, des Transportwesens, der Straßen, der Eisenbahnen, der Kanäle, der Dampfschifffahrt, als die Beseitigung der künstlichen oder gewaltsamen Störungen dieses Verkehrs der Ausfuhrverbote, der Hemmungen der freien Schifffahrt, der Verwüstung ganzer Länder durch die Kriegsfurie, mit einem Worte also als die **fortschreitende Kultur**. In den civilisirten Ländern mag sich immerhin die Bevölkerung verdoppeln und verdreifachen — an Lebensmittelmangel oder gar an Hungersnoth ist deshalb noch lange nicht zu denken, wenn nur die täglich fortschreitende Kultur mit Hülfe einer vervollkommneten Technik immer neue Mittel und Wege auffindet, um die Erzeugnisse der verschiedenen Gegenden und Zonen der Erde gegen einander auszutauschen. Trotz der in den letzten funfzig Jahren beinahe um die Hälfte gestiegenen Bevölkerung Deutschlands hat sich der Verbrauch dieser Bevölkerung an Nahrungsmitteln nicht vermindert, im Gegentheil in Bezug auf manche Arten der Nahrungsmittel vermehrt. Der Fleischverbrauch z. B. betrug im Jahre 1806 erst 33 Pfund auf jeden Einwohner Preußens, im Jahre 1849 aber schon 40 Pfund; an Getreide rechnen manche Statistiker jetzt noch einmal so viel als früher auf den Kopf. — Andere freilich meinen, der Verbrauch dieses Artikels sei sich seit beinahe funfzig Jahren so ziemlich gleich geblieben, jedenfalls hat er sich nicht verringert, und dazu kommt jetzt ein, vor hundert Jahren noch sehr wenig benutztes, jetzt beinahe in jeder Haushaltung als unentbehrlich geschätztes, für die ärmeren Klassen oft alle anderen ersetzendes Nahrungsmittel, die Kartoffel. Auf alle Fälle können die sich beruhigen, welche jeden neuen Fortschritt der Kultur mit Angst betrachten, weil sie meinen, die immer raschere Vorwärtsbewegung der Menschheit sei im Grunde doch nur ein Schwindel, der dieselbe in Bezug auf wahres Wohlbefinden und Lebensbehagen weit mehr zurück als vorwärts bringe. Es läßt sich mit Zahlen nachweisen, (wie theilweise in dem Vorstehenden geschehen ist *), daß die Menschen heutzutage, und zwar auch die unbemittelteren Klassen, im Durchschnitt besser leben, reichlichere Nahrung haben, gesünder wohnen, sich behäbiger kleiden können, daß Theuerungen und Nothstände, wenn sie auch noch immer nicht ganz den Völkern erspart werden können, doch seltener sind und viel weniger Verheerung anrichten, daß für die Nothleidenden besser gesorgt wird und besser gesorgt werden kann, als ehedem, und daß man keinesfalls jetzt Hunderttausende von Menschen vor Hunger und Entbehrung umkommen läßt, wie in der vielgepriesenen „guten alten Zeit."

C. B.

* Ausführlichere Nachweisungen über diese und ähnliche Verhältnisse findet man in dem unlängst erschienenen kulturgeschichtlichen Werke von C. Biedermann: „Deutschlands politische, materielle und sociale Zustände im 18. Jahrhundert."

Amerikanische Briefe.

III. Neu-Schottland. (Schluß.)

Reise nach Windsor. — Annapolis. — Rückkehr nach Halifax. — Besuch bei Sam Slick. — Dessen Persönlichkeit. — Sam Slick's Charakteristik eines Yankee.

Um die Halbinsel im Innern näher kennen zu lernen, unternahm ich Landkutschen-, Wasser- und Fußreisen, um bis Annapolis und St. Johns vorzudringen. Ein rohes, altes Ungeheuer von Landkutsche brachte mich zunächst in das 45 englische Meilen entlegene Windsor durch rohe Natur und Felsen, weidendes Vieh, weiße Landhäuser, an Flüssen, Höhlen, wilden Weinlabyrinthen, Kürbissen und Indiekornfeldern vorbei, ohne beim Essen unterwegs jemals etwas von Bier oder gar Branntwein zu sehen. Windsor ist im Kleinen, was Halifax im Großen, doch Alles mehr eben, niedlicher, gemüthlicher, besonders durch die vielen zerstreuten Landhäuser, Bäume in den Straßen und den Fluß Avon, der hier sich mit einem andern vereinigt und bis in die Minen-Bay schiffbar wird. Als ich hier geschlafen, fragte ich das Landhaus, die eigentliche Wohnung des lustigen „Sam Slick", aus. Doch von diesem Besuch will ich ja besonders sprechen.

In Windsor mit seiner Universität und vierzehn Studenten, Unter-Horton, Wolfville, Kentville, Cornwallis und anderen Orten, die alle denselben Charakter tragen, nur daß Alles allmälig kultivirter ringsum aussieht, will ich mich auch nicht weiter aufhalten; es verdient Cornwallis mit seiner herrlichen Ebene, die als die fruchtbarste in ganz Neuschottland gilt, ein Paar Worte. Die ganze Ebene ist dem Wasser (der Fundy-Bay) durch ungeheure Dämme abgetrotzt worden, welche die ersten Colonisten, die Franzosen, im großartigsten Style angelegt hatten. Als die größte Merkwürdigkeit des Landes gilt der Wellington-Damm, 30 Fuß hoch und ebenso dick von Erde und Reisholz, mit glücklichem Erfolg den Angriffen des Weltmeeres als eine der praktischsten, modernen Fortifikationen entgegen gemauert. Das so geschützte „Damm-Land" bildet hier den Maßstab für den Reichthum der Farmer. Dieser dem Meere abgewonnene Boden ist so fruchtbar, daß er seit einem Jahrhundert **ohne Dünger** die reichlichsten Ernten liefert. Freilich thut eine Art Erdflöhe dem Weizen viel Schaden, so daß man mit großem Nutzen angefangen hat, Kartoffeln zu bauen, die in ungeheuern Massen nach Nordamerika ausgeführt werden. Farms mit solchem Dammland werden hier mit 30 bis 50 Pfund (200 bis 400 Thaler) auf **jeden Acker** verkauft und sind immer leicht zu haben, da die Besitzer den Wechsel sehr lieben, so gut sie sich auch stehen.

Nur die eigentlichen **Boden-Eigenthümer** (die meisten andern stehen noch in feudalistischer Abhängigkeit, wie sie von den ersten Herren Canada's, den Franzosen, eingeführt ward) lieben ihren Boden und ihre schöne gebildete Heimath in ganz fein-studirt eingerichteten Villa's, wo Speise-, Besuch- und Studirzimmer und schöne, kleine Equipagen die Freunde und Nachbarn gar oft zu schönen, geselligen Freuden vereinigen. Sie haben über nichts zu klagen, über keine Polizei, keine Steuern, Landräthe und Soldaten; doch auch sie schimpfen auf eine Regierung, nämlich die nordamerikanische, welche allerdings den ziemlich dummen Streich gemacht

hat, 30 Prozent Eingangszoll auf die neuschottischen Kartoffeln zu legen. Außerdem sind Arbeiter schwer zu haben. Für 140 Thaler jährlich und noch Fleisch, Pudding und Torte täglich muß man den Pferdeknecht noch sehr warm halten, wenn er nicht aufsagen soll. Lebensmittel, Hotels und Reisen sind fabelhaft billig, zumal wenn man aus England kommt, das seiner Gasthöfe wegen weltberüchtigt ist. Für eine Nacht mit Zimmer, Thee und prächtiges Frühstück bezahlte ich drei Schillinge. Das würde in England 20—30 Schillinge gekostet haben.

Von der nun folgenden langen Reise nach Annapolis will ich schweigen, sie bot nichts Merkwürdiges. Nur des „Teufels Gänse-Weide“, die wir öfter passirten (große, sandige und sumpfige Ebenen, mit Gänsen reichlich bevölkert), find' ich des Witzes wegen, den Sam Slick darüber gemacht hat, erwähnenswerth. Er sagt, diese Teufels-Gänse seien so glücklich und unverdaulich, daß kein Fuchs zu bewegen sei, sich einmal eine zu holen, er könne sie doch nicht beißen. Später sah die Gegend wieder freundlicher aus, besonders im Thale des Flusses Annapolis, den wir bei der rasch aufblühenden Stadt Bridgeton passirten, um durch lachende grüne Thäler in die Stadt Annapolis zu kommen. Diese Stadt hat den historischen Ruhm, die erste europäische Ansiedelung in Nordamerika zu sein. Franzosen waren es, die sich hier 1603 zuerst niederließen. Die Stadt wurde mehrmals erobert, niedergebrannt und neugebaut, bot mir aber nichts besonders Merkwürdiges, da das Gemisch von Französisch und Englisch, das sich hier noch bietet, eben nicht sehr angenehm erschien. Sie liegt an einer Meeresbucht und steht mit St. Johns in Dampfschiffverbindung, so daß ich dachte, dort hinunter zu dampfen und in das eigentliche Amerika einzudringen. Doch man erzählte mir, daß das Dampfschiff gerade jetzt einer gründlichen Reparatur unterworfen werde, ich aber desto besser fahre, wenn ich nur vier bis sechs Wochen warten könne. Dazu hatt' ich keine Lust, ich fuhr also meinen Weg zurück und eilte in Halifax athemlos nach dem Hafen, wo eben das große Dampfschiff „Canada“ angekommen war, in welchem ich mich vor allen Dingen schlafen legte, um für neue Eindrücke in der neuen Welt die Folgen meiner beschwerlichen Rückreise loszuwerden. Inzwischen will ich aber meinen Besuch bei Mr. Haliburton, Sam Slick, niederschreiben, in der Hoffnung, daß er bei meinem lieben Freunde E. Keil, alte Welt, Leipzig, Königsstraße Nr. 14, wohlbehalten ankomme. Für ansprechenden Inhalt in meinen weiteren Briefen wird die ungeheuere, neue Welt, der ich nun immer näher entgegenbrause, gewiß nur zu gut sorgen, so daß ich schon fühle, wie meine Hauptarbeit darin bestehen wird, tausenderlei Dinge, die mir im Augenblicke ganz ungeheuer wichtig erscheinen, ganz zu unterdrücken, und kurz und bündig und in den Grenzen zu bleiben, von denen hier Niemand die geringste Ahnung hat. Insofern ich hoffe, daß Sie meine Briefe der Veröffentlichung werth halten, erlaube ich mir alle Leser ohne Ausnahme unbekannter, aber herzlicher Weise zu grüßen.

Als ich in meinem neuschottischen Windsor wohlfeil ausgeschlafen und gefrühstückt hatte, begab ich mich mit einem meiner englischen Reisegefährten auf den Weg, in die reichlich zwischen Wiesen und Baumgruppen zerstreuten Landhäuser, deren eins dem lustigsten und schneidendsten aller amerikanischen Humoristen, dem schon erwähnten Advokaten Haliburton, der als Sam Slick schon lange auch in Deutschland eingeführt ist, gehören sollte. Wir fragten nicht lange, da Jeder seine Wohnung zu kennen schien. Und so kamen wir nach etwa einer halben Stunde vor einen großen, reichlich mit Baum- und Blumenwerk besternten Rasenplatz, auf welchem frei und lustig eine herrliche Villa im schönsten englischen Landsitzstyle sich erhob. Hier wohnt der Weise des modernen amerikanischen Charakters. Es war noch ziemlich früh, und wir trugen Bedenken, so ohne Weiteres einzudringen; aber es war nun nicht mehr gut warten. Wir ließen uns also als ein Paar Ankömmlinge aus zwei verschiedenen Theilen der alten Welt melden, wurden in ein großes, prächtiges, ganz aristokratisch-englisch ausgeschmücktes Besuchzimmer geführt, das in seinem Teppich, seinen Stühlen und Tischen, Büchern und Gemälden wohl auch den luxuriösesten Ansprüchen wenig zu wünschen übrig ließ. Kaum hatten wir Platz genommen, meldete ein reizendes, schlankes, kastanienbraunes Mädchen (ein Neger hatte uns die Thür geöffnet), daß der Herr in einigen Minuten die Ehre haben werde. So machten wir denn bald einer epigrammatisch überraschenden Erscheinung unsere Verbeugungen. Ein vom Kopf bis zu Fuß lachender, frischer, derber, untersetzter Vierziger mit einem Kopf voll ewig junger, unsterblich lachender Heiterkeit. Die Stirn groß und weit und edel gewölbt und ohne Spur von Sorgenfalten. Die Augen unter starken, buschigen, etwas spöttisch herabgezogenen Brauen, ein Arsenal blitzender, stechender, schneidender, schießender, durchdringender Waffen des Witzes und Humors. Nase schmal und groß und in der Mitte convex und scharf in der Linie, wie denn überhaupt im ganzen Gesicht nichts Stumpfes zu entdecken war. Mund, etwas dicht zusammengepreßt, wodurch die Winkel noch spöttischer, jovialer, schäkernder wurden.

Die ganze Persönlichkeit machte den wohlthuendsten und edelsten Eindruck. Er sprach sehr ruhig, klangvoll und gemüthlich über alle mögliche Gegenstände mit uns und bemerkte in Bezug auf mich, es thue ihm sehr Leid, daß er Deutschland niemals gesehen und nichts von der Sprache Goethe's, Humboldt's, Jean Paul's und Gutenberg's verstehe. „Aber ich kann den Deutschen nie verzeihen, daß sie das Pulver erfunden haben“, setzte er mit der trockendsten Schalkhaftigkeit hinzu. „Ich säh' es auch lieber, wenn sich alle Menschen und Völker blos mit den Waffen schlügen, deren Meister wir die Ehre haben, persönlich vor uns zu sehen“, versetzte ich. Die Unterhaltung lief nun wieder rasch durch Alt- und Neu-England, Nord- und Südamerika, die Sklaven- und die Fischereifrage, neuschottische Eisenbahnen, Literatur u. s. w., wobei ich nur bemerkte, daß sich der Schalk nicht die geringste Mühe gab, witzig zu erscheinen, daß aber seine harmlosen Fragen und Entgegnungen fast immer unwillkürlich etwas Epigrammatisches, Scharfsinniges und ungenirt Kurzes und Bündiges annahmen. Viel Komik lag dabei in einer Art von englischem Platt, das etwa mit „Keener“, „Nee“, „Appel“, „Boom“ u. s. w. im Deutschen zu vergleichen wäre. Aehnlich läßt er bekanntlich gern „Sam Slick“ selbst und seine Neger reden. „Sam Slick“ ist das personificirte und individualisirte Urtheil der Neu-Engländer in Canada über die eigentlichen Yankees und der schlaue, speculative, durchdringende, furcht- und schonungslose Genius Amerika's selbst, oder wie er selbst zu Ende seiner „Weisen Sprüche und modernen Zustände“ sagt: „Na also, Mr. Slick, ich sage Ihnen, 'S sind der Mann für mein Geld. Sprechen den meesten Sinn und den meesten Unsinn in der Welt. Spielen mit de Mächens, haben de Mannsleute zum Besten, schneiden uf nach der Uhr und sind 'n gebornes Schäkerken. Dabei sind S' der Mann, dem man den Spruch gleich an der Nase ansieht: Bange machen gilt nich! und 'ne Macht, Ihn'n 's Maul zu stoppen, is nich.“

Nachdem wir ziemlich eine Stunde mit diesem nicht bange zu machenden und nicht zu stopfenden personificirten Yankee-Humor gesprochen hatten, verabschiedeten wir uns. Ich erwähne nur noch, daß er uns die Entstehungsart seines neuesten Buches: „Weise Sprüche und moderne Zustände“ (vielleicht besser „Beispiele“) mittheilte. Er erhielt von der Regierung den Auftrag, die Fischereifrage in Neuschottland, Neubraunschweig und auf der Prinz Eduard-Insel an Ort und Stelle selbst zu untersuchen und darüber zu berichten. Er bekam außer sechs Dollars Diäten noch täglich sechs Dollars Reisegeld und ein eigenes Dampfschiff zu seiner Verfügung. Dabei ließ sich schon lustig sehen und schreiben. Seiner Gesandtschaft nach England verdanken wir die sarkastische, witzige Schilderung altenglischer Zustände in: „Ein Attachée oder Sam Slick in England.“ Er ist der einzige Diplomat, der lustige Bücher schreibt und die Wahrheit ungenirt sehr spitz heraussagt, statt sie abzustumpfen oder gar zu verbergen. Ist er schon als „Wanduhrmacher“ (er schrieb früher viel unter diesem Namen) in Deutschland bekannt?

Blätter und Blüthen.

Tanzende Hunde und wandelnde Taschentücher. Daniel Collis und William Poland, gut gekleidete junge Herren, wurden neulich vor den Magistratsherrn auf der Surreyseite Londons, Norton (nicht im besten Lichte berühmt durch seine geschiedene Frau, den „weiblichen Byron“; Mrs. Norton) gestellt, angeklagt, einen Hund tanzen und Taschentücher wandeln gelassen zu haben. Durch Zeugen stellte sich heraus, daß Collis in einer belebten Straße durch seinen tanzenden und sonst in Künsten und Wissenschaften sich sehr bewandert und ausgebildet bewährenden Hund Aristoteles große Massen von Menschen so zur Bewunderung hingerissen, daß es seinem Geschäftsgenossen Poland gelungen war, verschiedene Taschentücher, in Gedanken versunken, aus fremden Taschen zu reißen. Ein Polizeibeamter sagte auch aus, daß er den jungen Herrn Poland seit drei Jahren als eines der geschicktesten und thätigsten Mitglieder einer sehr genialen Diebesbande zu kennen die Ehre, aber zugleich das Unglück gehabt habe, ihn nie zu erwischen. Zuerst seien sie mit ausstudirten weißen Mäusen auf der Straße erschienen, welche durch ihr graziöses, zartes Benehmen und ihre Anhänglichkeit an ihre Lehrer namentlich das schöne Geschlecht an- und ihm die Taschentücher ausgezogen hätten. Außerdem wurden die sieben Weißen aus dem Geschlechte der Mäuse mit vielem baaren rothen Kupfer honorirt. Doch die weißen Mäuse wurden in der freien Presse Englands endlich unehrlichen Lebenswandels beschuldigt, so daß sie in ihrer gekränkten Ehre sich zurückzogen (und vor Gram grau wurden), um das Feld einem unschuldigen, aber sehr gelehrten Spatze zu räumen. Spatz machte aber als Künstler nicht besondere Kasse, so daß er bald einem Eichhörnchen weichen mußte, welches, von Natur mit viel liebenswürdiger Komik ausgestattet, auch noch in der drolligsten Weise verschiedene Leute judasküßte, während die Verräther hinten Taschentücher für andere Nasen abführten, als die der Eigenthümer. Doch auch der größte Künstler und die berühmtesten Sängerinnen haben ihre Zeit, wie nach Salomo viele andere Dinge und Menschen. So auch das Eichhörnchen (das londoner wie das berliner). Vom Eichhörnchen kommen die londoner Künstler und Diplomaten auf den Hund, einen Hühnerhund von der berühmten Soete auf der Insel Skye. Seine Kunst auf den Hinterbeinen war heiter, aber ernst das Leben, in welches er seine Lehrer hineintanzte. Er tanzte fehlerfrei, klassisch, aber Mr. Poland griff zu unrechter Zeit und fehl. — Das treue, unschuldige Thier, sich keines Unrechts bewußt, folgte den Gefangenen mit fragenden, theilnehmenden Blicken nach dem Gefängnisse und winselte Tag und Nacht so jämmerlich vor der eisernen Thür, die sich ihm nicht öffnen wollte, daß der Gefängnißwärter Cook mit großer Wärme, die ihm gegen Menschen völlig fremd geworden war, vor Gericht den höchsten Ruhm des Thieres schilderte. In seinem Leben habe er nicht so etwas vor Freude und Entzücken gesehen, als diesen Hund, als er ihn zu den Gefangenen gelassen. Eine halbe Stunde habe er sich wie ein Rasender geberdet, und sei ununterbrochen an seinem Lehrer in die Höhe gesprungen, um ihn zu küssen, und so oft er auch dabei jämmerlich auf den Rücken gefallen, immer sei er wieder aufgesprungen, um in neue leidenschaftliche Beweise seines Entzückens auszubrechen. Die Ungeheuer von Lehrern des Hundes verleugneten jede Bekanntschaft mit ihm. Der Gefängnißwärter hatte große Schwierigkeiten, das von ihm geliebte Thier zu überreden, mit ihm in bessere Gesellschaft zu kommen. Norton: „Haben Sie gefunden, daß er wirklich so geschickt ist?“ Cook: „O und wie, Sir! Es ist ein bewunderungswürdiges Geschöpf: Tanzen ist das Wenigste. Er thut fast Alles, was man ihm heißt.“ Cook versprach, ihn in Moral zu unterrichten, während seine Elementarlehrer ihre drei Monate absitzen.

Visionen großer Männer. Das Gespenst ist ein Gespinnst unseres eigenen Gehirns, welches von der Gestaltungskraft unserer eigenen Phantasie zu einem Wesen außer uns erhoben, nun den Zusammenhang mit uns verliert und als ein eigenes, fremdes Wesen uns entgegentritt. Geschwächte, überarbeitete Geisteskraft begünstigt oft dieses plastische Spiel der Phantasie, da der Geist eben zu schwach ward, sich die Meisterschaft über die Phantasie zu erhalten. So hatten oft große Geister in schwachen Stunden Visionen. Man kann sagen: alle großen, produktiven Männer haben zuweilen an Visionen gelitten. Goethe ritt in seinen alten Tagen einmal aus in Weimar, und war ganz abergläubisch erschrocken, als plötzlich ein genaues Bild seiner selbst im hellen Rocke ihm entgegenritt und ihn grüßte, indem es verschwand. Er hielt die Vision für sein höheres Ich, das einen Versuch gemacht, außer dem Kerker des Körpers zu leben, da es diesen Körper bald verlieren werde. — Der Maler Spinello, welcher den Fall des Erzengels Lucifer zur Hölle gemalt hatte, wurde im Alter von seinem eigenen gemalten Teufel so oft erschreckt, daß er's endlich nicht mehr aushalten konnte und sich ermordete. — Von einem englischen Carikaturmaler heißt es, daß er sich ebenfalls das Leben genommen, weil ihm seine „Spottgeburten“ lebendig und in Lebensgröße jede Nacht den Schlaf raubten. — Müller, der Schöpfer der Kupferplatte der Sixtinischen Madonna, war glücklicher. In seinem Alter besuchte ihn die liebliche Madonna und ihm mit süßer Stimme dankend für die künstlerische Liebe, die er in Ausgrabung ihres Bildes ihr so lange gewidmet, lud sie ihn zugleich ein, ihr in den Himmel zu folgen. — Der berühmte Ben Johnson betrachtete öfter die ganze Nacht seine große Zehe, um den Kämpfen von Tataren und Türken, Katholiken und Protestanten u. s. w. zuzusehen, welche sich diesen etwas unbequemen Kriegsschauplatz zur Ausfechtung ihrer Ansprüche gewählt hatten. — Beethoven, der bekanntlich in den letzten Jahren taub ward, bekam dadurch ein so feines Gehör, daß er nicht nur beim Dirigiren jeden Ton genau hörte, sondern ganze große Compositionen Ton für Ton vollständig auf- und ausgeführt hörte, während Alles um ihn her todtes Schweigen war. Man glaubt es der jetzigen allgemeinen Bildung schuldig zu sein, Träume, Visionen, magnetische Affectionen und „Nachtseiten der menschlichen Seele“ stets sehr nüchtern und verständig mit „Blut, schwachen Nerven, Mangel an Stuhlgang“ und dergleichen zu erklären. Man thut dies bereits bis zum Ueberdruß, so daß man hoffen darf, es werde nun bald wieder für anständig gelten, auch an noch nicht erklärte Kräfte des menschlichen Organismus zu glauben.

Dr. **Peithmann und Prinz Albert.** Beide studirten einst zusammen in Bonn. Ersterer wurde Dr. der Philosophie, letzterer Gemahl der englischen Königin. Dr. Peithmann reis'te seinem ehemaligen Universitätsgenossen nach London nach, als dieser sich vermählt hatte und speculirte auf Begünstigung. Er reichte dem Prinzen Bittschriften ein, die jedoch ohne Berücksichtigung blieben. So begab er sich nach Irland, um dort in der Familie des Chefs der englischen Admiralität, Lord Normanby Hauslehrer zu werden. Der Sohn des Lords wurde hier, ohne daß er's wünschte, Vater zu einem Kinde der deutschen Gouvernante im Hause. Der Schein mußte gerettet und die Gouvernante nach Deutschland geschafft werden. Dr. Peithmann ward mit dem Auftrage beehrt, sie verschwinden zu lassen. Er verweigerte es mit Entrüstung, mußte seine Stelle verlassen und hielt Vorlesungen in Dublin. Hier wandte sich die davongejagte Gouvernante um Schutz an ihn, den er auch heroisch zusagte, da er wußte, daß der junge Lord ihr die Ehe versprochen, was in England sehr kostspielig ist, wenn man nicht Wort halten will. Hier kam noch die nothwendige „Scheinrettung“ hinzu. — So ward Dr. Peithmann eines Morgens von Polizei abgeholt und in das Irrenhaus Bedlam zu London gesperrt, wo er funfzehn Jahre blieb und als Lehrer der Wahnsinnigen wirkte, da er wirklich etwas Doctor der Weisheit war und blieb. Neulich (im Juni 1851) endlich durch Fürsorge der „Gesellschaft für Wahnsinnige“ entlassen, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich an seinen ehemaligen Universitätsfreund, Prinz Albert zu wenden und um Rückgabe von „Papieren“ zu bitten. Da er keine Audienz erhalten konnte, wußte er es möglich zu machen, sich eines Sonntags in der Privatcapelle der königlichen Familie im Buckingham-Palast zu zeigen, um, wie er aussagte, sich durch sein persönliches Erscheinen dem Prinzen in Erinnerung zu bringen. Hierauf ward er wieder von der Polizei ergriffen und des Wahnsinns angeklagt und — überführt. Der Beweis wurde in dem Privatzimmer der betreffenden Magistratsperson mit Ausschluß aller Oeffentlichkeit und selbst der nothwendigen Freunde und Zeugen geführt. Die Sache ist der unverschämteste Schlag in das Gesicht der Gerechtigkeit und Humanität. Allerdings ist Dr. Peithmann ein doppelter Verbrecher, nicht weil er das Bewußtsein verloren, sondern von Kindern weiß, deren Väter die Welt nicht kennen lernen soll. Der Fall ist vor das Parlament gekommen, aber schwerlich werden die beiden Parlamente um eines Menschen willen, der nichts als ein deutscher Doctor der Philosophie ist, Heiligenscheine, welche die hohe Gesellschaft innen trägt und der ihr angewachsen ist, wie der Backenbart, zerstören oder nur lüften. „Schein retten“ ist die erste Cardinaltugend in der offiziellen guten Gesellschaft Englands. Berühmte Aerzte, die für eine handvoll Guineen Menschen für verrückt erklären, damit deren Vermögen in die Hände Verständiger falle, sind nirgends häufiger, als in England, weil sie nirgends so häufig gebraucht und so gut bezahlt werden, als hier. Manchmal geschieht's auch um „Schein,“ nicht wegen klingender Münzen.

Der Präsident der Republik Costa Rica. Das unter den centro-amerikanischen Staaten in neuerer Zeit häufig genannte Costa Rica, auch vielfach und nicht ohne allen Grund der deutschen Auswanderung empfohlen, steht gegenwärtig unter der Präsidentschaft Don Juan Rafael Mora's. Mora ist ein kleines Männchen, dessen Aeußeres die Liebe zum Frieden, zur Ruhe und zur Behaglichkeit verräth. Er ist trotz seiner energischen Reden und des dictatorischen Auftretens im Congreß auch von Charakter sanft und wohlwollend, und kann, so sehr er auch versucht, sich das Air eines Staatsmannes nach europäischem Zuschnitt zu geben, doch den ehrsamen Bürger nicht verleugnen. Zum großen Theil hat dies seinen Grund mit darin, daß Mora nicht nur blos Präsident ist, sondern auch ein bürgerliches Gewerbe mitbetreibt. Er besitzt sehr bedeutende Kaffeepflanzungen und hält in der Hauptstadt San José einen offenen Kramladen. Da sich mehrere andere Regierungsbeamte, namentlich auch der Premierminister Corazo, der einen Bandwaarenkram betreibt, in derselben Lage befinden, so ruhen außer an den Sonntagen die Staatsgeschäfte auch an den Sonnabenden, wo großer Wochenmarkt in der Hauptstadt ist, zu welchem sich die Landbevölkerung in Masse einfindet. Das Regierungsbureau wird dann geschlossen und die ersten Beamten der Republik stehen mit Elle, Scheere und Waage hinter ihren Ladentischen. Gestern hat vielleicht Seine Excellenz Präsident Don Juan Rafael Mora in einer Staatsschrift an die Königin von England diese „Buena amiga“ (gute Freundin) vertraulich angeredet, heute schneidet und klebt er in seinem Laden neue Muster von gestreiftem Kattun, schottischen Callicos, neuesten Hosen- und Westenstoffen für irgend einen zu seiner Kundschaft gehörenden Landhausirer. Der Verkehr an solchen Tagen beseitigt alle Rangverhältnisse; von Excellenz dem Präsidenten ist keine Rede mehr, die Krämer und Bauern bedienen sich selbst des den höhern Ständen gegenüber gebräuchlichen „Caballero“ oder „Senor“ nicht, sondern sagen ganz einfach: „Don Juanito,“ etwa wie wir sagen würden, „mein gutes Müllerchen, Schulzchen ꝛc.“ Das Wohl der Republik leidet übrigens hierunter nicht und Costa Rica geht einer recht gedeihlichen Zukunft entgegen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 33. Die Gartenlaube. 1854.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Der Schutzgeist des Hauses.

(Fortsetzung.)

Arnold, der sich diesen Anfall erklärte, näherte sich seiner Schwester, zog ihre Hände vom Gesichte und trocknete ihre Thränen, indem er sprach: „Weine doch nicht, liebe Schwester. Ich kenne nun den Wunsch Deines Herzens und Du darfst auf dessen Erfüllung zählen. Ein Mädchen wie Du ist doch ganz was Anderes, denke ich, als so eine hergelaufene Person, die Niemand angehört, und die schön sein muß, um ihr Brot zu gewinnen. Entweder wird der Rausch bei Alfred wie ein anderer vorübergehen, oder ich werde diese Schlingen zu zerreißen wissen, in denen sich sein Herz verfangen. Dafür bürge ich Dir mit meinem Kopfe. Ich hasse dieses Weib, das eine Störung in unsern friedlichen Kreis gebracht, das mir die Schwester und den Freund leiden macht. Es muß mit dieser Geschichte ein Ende gemacht werden", setzte er kaum hörbar hinzu.

Seit dieser Scene arbeiteten die Gedanken Arnold's an einem Plane, wie Alfred von Adele loszureißen und mit seiner Schwester zu verbinden sei, wodurch nach seiner Ueberzeugung Beiden der erheblichste Dienst geleistet würde. Und bald schritt er zur Anwendung eines Mittels, das er ersonnen, um diesen Zweck zu erreichen.

Der wohlmeinende Freund Alfred's begab sich zu Delphine's Bruder, Herrn Thomas Flaireau, rue des bons enfants Nr. 11. Er fand einen jungen verlebten Mann „mit Runzeln und grauen Haaren", mit verloschenen blauen Augen, die wüst aus tiefen Höhlen hervorblickten, von blasser Gesichtsfarbe, die in's Graue spielte, in einen Schlafrock gehüllt, der nichts als schwache Erinnerungen an glänzende Zeiten bewahrt, am Kamine sitzend, mit nichts weiter beschäftigt, als ein lebhaftes Feuer zu unterhalten, sich zu wärmen und Rauchwolken, die er aus einer Cigarre zog, von sich zu blasen.

„Herr Flaireau?" sprach Arnold, als er in die Stube trat.

„Der bin ich!" antwortete eine tonlose Stimme.

„Ich habe mit Ihnen über eine Angelegenheit zu sprechen."

„Sie sehen mich zu Ihren Diensten. Belieben Sie Platz zu nehmen."

Arnold, nachdem er dieser Einladung gefolgt, sieht einen Moment den Bewohner der Stube prüfend in's Gesicht.

„Sie haben Unglück auf der Börse gehabt", begann er hierauf.

„Politische Ereignisse", gab der Andere zurück, „die sich unmöglich vorhersehen ließen, haben mich zu Grunde gerichtet. Das beweist aber nichts gegen mich, eben so wenig als bewiesen ist, daß Napoleon kein großer Feldherr war, weil er die Schlacht bei Waterloo verloren, wo Blücher eintraf, anstatt daß Grouchy hätte eintreffen sollen. Wenn Sie also Kapitalien haben, die Sie durch geschickte Operationen verdoppeln, verdreifachen wollen, können Sie sich keines geeignetern Mannes, als ich bin, bedienen."

„Es handelt sich um ein Geschäft, Monsieur Flaireau, das seinen Nutzen sicherer abwirft, als eine Börsenspekulation", sagte lächelnd Arnold.

„Ich bin zu jeder Unternehmung bereit, bei der was heraussieht", versetzte hierauf Thomas. „Man muß vielseitig sein, will man es heutzutage zu etwas bringen. Findet man einen Weg verrammelt, so daß man nicht weiter kann, ist es natürlich, daß man einen andern einschlägt. Der Mensch kann dies vom ersten besten Strome lernen."

„Ich glaube, daß wir uns verständigen werden", sagte lächelnd Arnold.

„Lassen Sie gefälligst hören, um was es sich handelt."

„Sie kennen den Grafen Worsakof?"

„Ich habe die Ehre."

„Der Mann ist außerordentlich reich?" frug Arnold.

„Aber nicht unternehmend", erwiederte Thomas. „Auch kein Mann von Genie; er begnügt sich mit dem, was er hat. Und dieses beweist immer eine Beschränkung des Geistes; mag nun das, womit man sich begnügt, eine Million oder fünftausend Franken sein. Ein bedeutender Mann ist und hat nie genug. Das ist mein Grundsatz."

Arnold lächelte wieder als er sagte: „Sie sind sehr ehrgeizig, Monsieur Flaireau. Doch um wieder auf den Grafen Worsakof zu kommen. Ihre Schwester gefällt ihm?"

„Auch das wissen Sie?" frug der Börsenspieler, indem er seinen Besuch mit großen Augen ansah.

„Wie kommt es", fuhr Arnold fort, ohne diese Frage aufzunehmen, „daß Sie hier wohnen in der kleinen Stube der rue des bons enfants?"

„Das kommt daher", versetzte mit einiger Heftigkeit Thomas, „weil meine Schwester das eigensinnigste Geschöpf ist, welches jemals einen Weiberrock getragen. Glauben Sie, ich kann von ihr erlangen, daß sie dem russischen Nabob nur Hoffnung macht? Unmöglich, ob dieses gleich vollkommen hinreichend wäre, nur einen großen Einfluß auf den Grafen zu gewinnen, was von unberechenbarem Nutzen werden könnte."

„So!" sagte Arnold überrascht. „Wie ist es aber zu erklären", setzte er hinzu, „daß sich Ihre Schwester so hartnäckig erweist?"

„Du lieber Himmel, Launen, nichts als Launen! Sie wissen doch, wie die Weiber sind, und daß kein Philosoph und kein Schafskopf aus ihnen klug werden kann. Bald sind sie verschwenderisch,

bald geizig, bald großmüthig und bald grausam, bald nachgiebig und bald unbeugsam. Sie können den Gang der Kometen, aber nicht die Gedanken eines Weibes berechnen. Für mich ist meine eigene Schwester ein Räthsel, das —"

„Uebermorgen ist der neunzehnte März und der Geburtstag Ihrer Schwester", fiel Arnold ein, um den Betrachtungen des Spielers ein Ende zu machen.

„Morbleu, Sie sind ja in unsere Familienangelegenheiten so gut eingeweiht, wie ein Concierge aus der Nachbarschaft. Es hat ganz den Anschein, als wären Sie ein verkappter Onkel aus Amerika, der uns prüfen will, bevor er uns seine Millionen an den Hals wirft", scherzte Thomas.

„Würde Ihre Schwester ein kostbares Geschenk, das ihr der Graf zu diesem Festtag machte, annehmen?"

„Warum denn nicht. So weit geht ihre Tollheit nicht, dem Kosaken eine Auslage ersparen zu wollen, die er gar nicht spürt. Doch glauben Sie, daß dieser auch nur daran denkt, meiner Schwester etwas Werthvolles anzubieten? Ueber einen Blumenstrauß um zehn Franken erhebt sich seine Freigebigkeit nicht."

„Wie wäre es", meinte Arnold, „wenn Sie den Grafen auf den Vortheil einer solchen Zuvorkommenheit und auf den Fortschritt, den er auf diese Weise in dem Herzen Ihrer Schwester machen werde, hinwiesen?"

„Dadurch würde ich mir bei ihm Alles verderben", erwiederte Thomas. „Sie glauben gar nicht, wie schwer der Barbar zu fassen ist und welche Vorsicht man anwenden muß, um von ihm nicht durchschaut zu werden. Glauben Sie mir, ich habe meine Proben."

Nachdem sich Arnold einige Augenblicke besonnen, sagte er: „Wenn es so nicht geht, könnten Sie doch jedenfalls im Namen des Grafen Ihrer Schwester ein Geschenk überreichen."

„Wie ist das? Ich im Namen des Grafen?" frug Thomas, indem er sich den Sinn dieser Worte klar zu machen suchte.

„Die Sache, dächte ich, sei ganz einfach", erklärte Arnold. „Ich übergebe Ihnen ein Geschmeide, ein Halsband oder Ohrringe oder sonst was. Ist Ihnen noch daran gelegen, daß Ihre Schwester freundlich sei, so übergeben Sie es als eine Sendung des Grafen und bemerken, daß zwar der Geber unerrathen bleiben will, daß Sie aber diesen schönen Zug des Russen nicht ungekannt lassen wollen."

Ueber das fahle Gesicht des ehemaligen Spekulanten blitzte ein Ausdruck der Zufriedenheit, so wie ihm dieser Antrag verständlich wurde. Doch war dieser Ausdruck verschwunden, als er an seinen Besuch die Frage richtete:

„Und welcher Vortheil erwächst mir aus dem Dienst, den Sie verlangen?"

„Ihnen kann es doch nur erwünscht sein, wenn der Graf Ihrer Schwester näher rückt", versetzte Arnold.

„Woraus schließen Sie, daß mir dieses erwünscht sei?" warf Thomas mit der größten Gleichgültigkeit hin.

„Das vermuthe ich blos. Doch außerdem erhalten Sie fünfhundert Franken für die Arbeit, wenn sie gut gethan ist", gab Arnold halb spöttisch, halb verächtlich zurück.

„Meine Bürgschaft?"

„Ich könnte Ihnen diese Frage mit mehr Fug zurückgeben, da Sie doch einen kostbaren Schmuck in die Hände bekommen, allein ich schenke Ihnen alles Vertrauen. Hier eine Tratte auf Fould und Oppenheim, zahlbar vier Tage nach Sicht. Erfüllen Sie die angenommenen Bedingungen nicht, so komme ich, um Schmuck und Tratte zurückzufordern."

„Eingeschlagen!" versetzte Thomas, besah prüfend das ihm eingehändigte Papier, faltete es zusammen und legte es in ein Portefeuille, das er aus dem Fach eines Schreibpultes nahm.

„Noch Eins", sagte Arnold, „und dieses gehört zu den Hauptbedingungen des Honorars: Sie müssen dafür sorgen, daß Mademoiselle Adele an ihrem Geburtstage mit dem betreffenden Juwel geschmückt ihre Besuche empfange."

„Ich verpflichte mich, dieses durchzusetzen. — Nun, bevor Sie gehen, erlauben Sie mir aber zwei Fragen, die Sie gewiß nicht indiskret nennen werden: Wer sind Sie und was kann es Ihnen verschlagen, ob sich meine Schwester an ihrem Geburtstage mit oder ohne Schmuck sehen läßt?"

„Davon ein ander Mal", versetzte Arnold. „Morgen bin ich bei Ihnen mit dem Geschmeide. Adieu, Herr Flaireau. Auf Wiedersehen!" Und er ging.

Allein gelassen, sann und grübelte der Börsenspieler, um für das seltsame Benehmen des fremden Mannes einen Grund zu finden. Da er nichts Stichhaltiges auffinden konnte, nahm er, wie um seinen Gedanken nachzuhelfen, die Tratte aus dem Pult, und las noch einmal auf der Kehrseite: „Zahlen Sie an die Ordre des Herrn Thomas Flaireau die Summe von fünfhundert Franken. Paris, 17. März 1842. Arnold Granier."

Doch auch das Dokument gewährte dem Forschen des Spielers weiter keinen Anhaltepunkt.

IV.

Am Tage nach dieser Unterredung erhielt Alfred einen Brief von unbekannter Hand ohne Namensunterschrift, folgenden Inhalts:

„Mein guter Herr!

„Haben Sie schon die Einkäufe für den Geburtstag Ihrer herrlichen Adele gemacht? Nehmen Sie sich wohl zusammen, denn Sie haben einen reichen und freigebigen Rivalen zu überbieten. Mit Blumen, wie es die Liebe schenkt, dürfte es in vorliegendem Falle kaum abgethan sein. Wenn Sie morgen Ihren Besuch bei Adelen machen, werden Sie Gelegenheit haben, die blinkenden Edelsteine an einem Halsband zu bewundern und zu erfahren, wie reichlich ein russischer Graf beschenkt. Wofür? Wer beantwortet diese Frage. Im Falle, daß Sie ein Kenner von Juwelen sind, können Sie dem Mädchen Ihrer Leidenschaft einen Dienst erweisen, indem sie ihr den Werth des Schmuckes und zugleich auch den des Grafen genau abschätzen; denn es ist doch immer gut, zu wissen, was man besitzt. N. N.

„Paris, 18. März 1842.

Alfred las und las wieder und fand dieses Schreiben jedes Mal entsetzlicher. Hatte er sich lange genug gequält, sagte er sich zwar zu seiner Beruhigung, daß man Unrecht habe, auf ein anonymes Schreiben irgend ein Gewicht zu legen, da hinter demselben stets entweder ein Verrath oder im besten Falle eine Feigheit steckt; allein die Wirkung dieser Trostgründe war jedoch nur gering und vorübergehend.

„Wer mag das geschrieben haben?" dachte er. „Irgend eine Neiderin etwa? Wen aber beneidet die Neiderin?" Hier stieß er wieder auf eine Vorstellung, an der sich alle Beschwichtigung zerschlug. — „Sollte etwa Lamon, der um meine Begünstigung weiß und sich ärgert, daß er so schlimm abgewiesen wurde, diese kleinliche Rache suchen? — Oder hofft vielleicht Jemand, der den Grafen oder mich haßt, durch dieses Mittel einen Kampf auf Tod und Leben zwischen ihm und mir herbeizuführen? Der hätte sich jedenfalls verrechnet. Ich bin wahrlich nicht der Thor um ein Weib zu kämpfen, das nicht einen Tropfen Blutes, geschweige denn ein Menschenleben werth ist. — Wenn es aber irgend ein redliches Gemüth wäre, von dem dieser Brief herrührt, und der keine andere Bestimmung hätte, als mich aufzuklären, zu warnen? Warum aber sich mit so löblicher Absicht in Dunkel hüllen? Was braucht ein gutes Werk das Licht zu scheuen?" — Er wollte nicht weiter daran denken und dachte immer und immer daran. Er wollte nicht weiter rathen, da er doch den nächsten Tag Gewißheit erlangen würde und hörte doch nicht auf, sich mit Vermuthungen zu erschöpfen. Er verfiel, wenn er sich ihnen auf Augenblicke entzogen, auf's Neue den Zweifeln, den quälendsten Vorstellungen. Es blieb dem jungen Mann nichts weiter übrig, als bis zum nächsten Tage zu warten, um sich von der martervollen Ungewißheit zu befreien. Er brachte eine schlaflose Nacht hin, und auch der Morgen brachte keine Erheiterung, keine Erquickung. Es trieb ihn zu dem Besuch bei der Meisterin, allein er hatte noch genug Ueberlegung behalten, um sich zu sagen, daß der Zweck desselben verfehlt wäre, wenn er zu früh käme, bevor sich Adele in vollen Staat versetzt. Er mußte noch einige Stunden voll banger Ungeduld warten.

Es war um Mittag, als er in der heftigsten Bewegung an die Thüre des kleinen Salons in der rue Mazagran klopfte, in welchem sich nach der Angabe der Magd Adele befand. Mit dem Gefühle eines Menschen, der auf Tod und Leben angeklagt, den Richterspruch erwartet, der frei spricht oder verurtheilt, öffnete er schwankend zwischen Hast und Zaudern und trat ein. Er findet Adelen in der Gesellschaft des Grafen Worsakof, der ihre beiden

Hände in den seinigen hält, und ihr in der herzlichsten Weise Glück wünscht. Zugleich blitzen ihm die Edelsteine von dem Geschmeide am Halse des Mädchens, die Augen blendend, entgegen. Er bleibt angewurzelt wie eine Bildsäule stehen und starrt, ohne zu grüßen, ohne ein Wort zu sprechen, den Schmuck an. Adele, die Hände des Grafen verlassend, nähert sich ihm, heißt ihn auf's Freundlichste willkommen, reicht ihm die Hand, bittet ihn lächelnd, die Thüre zu verlassen; er aber hört nicht und bleibt unbeweglich, den Blick unverwandt auf den Schmuck gerichtet. Endlich besinnt er sich und stürzt fort, als wäre er von Furien verfolgt. Im Herzen Marter, auf den Lippen Fluch.

Auf der Straße angekommen, hält er an, um seine Gedanken zu sammeln, denn er weiß nicht, was er beginnen, wohin er die Schritte lenken soll; da klopft ihn Jemand auf die Schulter. Er wendet sich und Arnold steht vor ihm. Erwünschte Begegnung! Rath und Hülfe verlangend, schüttet der in seinem tiefsten Innern Verwundete das überfüllte Herz in die Seele des Freundes aus. Arnold macht sich alsbald mit warmer Theilnahme zum geistigen Krankenwärter des Leidenden; er richtet dessen Muth auf, tröstet ihn und sucht allerlei Balsam für die brennende Wunde. Wem thut eine sorgsame Pflege nicht wohl! Er kam fast gar nicht von der Seite des Freundes und suchte auf jede mögliche Weise ihn zu zerstreuen, ein Geschäft, bei welchem ihm Delphine sehr behülflich ist. Man las, man musizirte, man machte Spaziergänge. Was sich ausfindig machen ließ, das wurde gegen die Schwermuth Alfred's in Anwendung gebracht. Wenn man sie auch nicht so schnell zu heilen vermochte, zu ihrer Milderung trugen die Geschwister jedenfalls sehr viel bei. Nach einigen Tagen schlägt Arnold dem Freund als das beste Mittel der Genesung die Ehe vor.

„Du nimmst ein gutes frommes Weib", sagt er zu ihm, „das Dir treu ergeben, das Dich durch seine Hingebung rührt, das Dich mit ihren Sorgen umgiebt, das an Deinem Glück und Wohlergehen still geschäftig arbeitet, das Deine Dankbarkeit erwirbt, Dein Herz beschäftigt, und am Ende Deine Liebe gewinnt. Glaube mir, der Bemühung eines so edlen aufopfernden Wesens widersteht Dein Schmerz nicht lange. An so einem vollen, treuen Herzen wirst Du genesen und vergessen."

Alfred griff mit Hast nach dem Gedanken, den der Freund in ihm angeregt, und dessen Verwirklichung nach mehreren Richtungen hin Befriedigung versprach. Er glaubte Adelen nicht besser als durch diesen Schritt zu beweisen, wie rasch und ganz er sich von ihr losgerissen, und er fand in ihm die einzig mögliche Genugthuung, eine Art von Rache. Dieser Bruch mit der Möglichkeit einer Wiedervereinigung entsprach vollkommen seinem Sinn, seiner Verfassung.

„Wo aber finden ein frommes Herz, ein Herz, in welchem keine giftige Schlange nistet?" frug er mit hämischer Bitterkeit.

„Delphine!" warf Arnold hin.

Der Klang dieses Namens verlieh dem Vorschlag des Freundes ein neues Gewicht. Eine Verbindung mit diesem Mädchen, das er kannte, das er ehrte, versprach mehr als die Befriedigung seiner verletzten Eitelkeit, die er für den Augenblick suchte; an diesen Namen mochte der im „Innersten Verwundete" die Hoffnung auf eine glückliche heitere Zukunft knüpfen. An seiner Einwilligung konnte es da nicht fehlen; eine Bedenklichkeit anderer Natur jedoch drang sich ihm auf.

„Wie", lautete sein Einwurf, „wird das liebe Mädchen die undankbare Rolle des Arztes übernehmen? Wird sie Alles bieten wollen, um nichts zu empfangen? Wird sie den perlenden Labetrank ihrer Jugend zur Arzenei eines kranken Herzens mißbrauchen lassen? Dürfen wir ein solches Opfer von ihr verlangen?"

„Sie liebt Dich, wie edle Seelen lieben. Das Glück, welches sie Dir bereitet, schlägt in ihr eigen Herz zurück. Sie wird aufjubeln bei dem Gedanken Dir zu gehören. Du magst sie selber fragen." So lautete die Antwort Arnold's.

Delphine, welche von all' dem, was seit ihrem indirekten Geständniß vorgegangen, nicht das Geringste erfahren, jubelte in der That auf, wie es Arnold vorhersagte, als sich ihr Alfred mit seinem Antrag näherte. Er erzählte ihr seine Geschichte nur als er sie frug, ob sie es denn wagen wollte, mit ihm, dem Unvollkommenen, dem Zerrütteten, durch das Leben zu gehen, und ihr feierlich versprach, daß er sich nach Kräften herstellen und bemüht sein wolle, ihr das Leben zu schmücken und zu versüßen, da weinte sie Thränen der Freude, und sprach das einzige Wort: „Ich gehöre ja Ihnen." Und Alfred empfand es tief, daß ihm aus dieser Verbindung viel des Heilsamen entspringen würde. Er segnete den Freund und segnete die Freundin, welche ihm, wie er sagte, das Leben gerettet.

Wenige Tage nach der gegebenen Einwilligung Delphine's ward ohne alles Geräusch die Hochzeit gefeiert und gleich nach der Feierlichkeit reiste das junge Ehepaar in den Süden von Frankreich, um daselbst den Rest des Frühlings und den Sommer zuzubringen.

Am 7. April schrieb Delphine Folgendes an ihren Bruder zu Paris:

„Nimes 7. April 1842.

„Mein lieber Arnold!

„Unsere Wohnung ist wunderschön, am Abhang eines Hügels gelegen; der Frühling, welcher hier bereits in vollster Entwickelung begriffen ist, lacht uns zu den Fenstern herein. Wir haben das Rauschen des Waldes, das Singen der Vögel, den Duft der Blumen von erster Hand. Zu dem Häuschen, das wir gemiethet, gehört auch ein kleiner Garten mit einer dichten schattigen Laube, wo wir bei schönem Wetter unser Frühstück einnehmen. Trotz der schwermüthigen Stimmung in meinem jungen Haushalt, bin ich glücklich. Es ist Alles so friedlich, so feierlich um mich her. Alfred sucht und findet Trost bei mir. Er liebt mich nicht, doch er will mich lieben. Könnte man einem Herzen befehlen, das Seinige gehörte mir ganz. Sein guter Wille dünkt mir schon viel, besonders da ich weiß, wie er mir freundschaftlich zugethan ist. Unsere Ehe gehört gewiß nicht zu den alltäglichen. Sie enthält mehr Spannung und Thätigkeit, als jede, die ich bisher gesehen. Alfred giebt meiner Liebe so viel zu schaffen, zu beobachten, entgegenzukommen, zu beschwichtigen, zu opfern, kurz zu beweisen, wie viel sie werth ist, wie viel Beisatz von Selbstverläugnung sie enthält. Es giebt Augenblicke, wo ich eifersüchtig auf diese Unbekannte bin, die auf Alfred eine solche Wirkung hervorgebracht. Doch geht das bald vorüber und ich denke lediglich der Aufgabe, meinem Manne einen Ersatz für den Verlust zu bieten. Nach diesem Ziel arbeite ich hin. Ich vergesse mich und er ist mir Alles. Was meinen Alfred betrifft, fühlt er das Kleinste, was ich aus Rücksicht für ihn thue oder unterlasse, so klar und lebhaft, und ist so erkenntlich, daß ich stets dafür belohnt bin. Ich suche seine geheimsten Wünsche zu erlauschen und zu erfüllen und das wirkt wohlthuend auf sein Gemüth, wie auf seinen Geist. Ich bin voll Muth und Hoffnung."

Ein Schreiben Delphine's an ihren Bruder vom 19. April enthielt folgende Zeilen.

„Ich mache täglich mehr Fortschritte in seinem Herzen. Gestern sagte er mir, daß ich ihm wie Luft und Licht zum Dasein unentbehrlich sei, daß es sein tobendes Blut besänftigt, wenn ich mit meiner sanften Stimme zu ihm spreche, und daß es sein erhitztes Gehirn abkühlt, wenn ich mit meiner weichen Hand die Welken von seiner Stirn wische. In den ersten Tagen unseres Aufenthaltes hier vertiefte er sich oft für ganze Stunden allein in den angrenzenden Wald. Jetzt will er mich immer um sich haben; ich sei ihm lieber als die Einsamkeit, sagt er; denn ich sei nicht zudringlicher, nicht unbequemer als diese und habe vor ihr Theilnahme und Mitgefühl voraus. Ich weine oft, wenn ich denke, was der arme Mensch gelitten haben muß, ja noch leidet, und bin dann stolz auf mich selbst, wenn ich mir sagen kann, daß es meiner Sorgfalt gelungen, seinem Schmerz den Stachel abzubrechen. Welches Weib kann sich noch eines solchen Sieges, eines solchen Triumphes rühmen!"

In einem Schreiben der Schwester an den Bruder vom 27. April kam diese Stelle vor:

„Alfred ist gegen mich mindestens von eben so viel Zuvorkommenheit, wie ich gegen ihn. Was mir nur irgend angenehm sein kann, wird durch ihn um jeden Preis herbeigeschafft. Er studirt meine Wünsche und Liebhabereien, wie ich die Seinigen. Bald finde ich Lilien gepflanzt in unserem Garten, weil er weiß, daß die Lilie meine Lieblingsblume, bald kommen Arbeiter, ohne daß ich sie erwartet und richten ein Zelt vor dem Hause auf, von dem ich im Vorbeigehen gesprochen; bald finde ich in meinem Zimmer ein Meubel, das zur Zierde oder Bequemlichkeit dient. Und da ich bemerke, daß es ihm eine gewisse Genugthuung gewährt, mir Freude zu machen, gebe ich ihm dazu häufig Gelegenheit. Ich äußere den Wunsch bald nach einem Buch, bald nach einem Bilde,

bald nach einem Musikstück, einem Kleiderstoff, nach einem Ausflug in der Gegend. Und ich sehe es deutlich, welches Vergnügen es ihm macht, mir gefällig zu sein. Wie sollte ich nicht zufrieden mit meiner Lage sein! Alfred ist eine der edelsten, zartesten Naturen und ich begreife gar nicht, wie ich Jemanden lieben sollte, wenn nicht ihn."

Am 2. Mai schreibt Delphine:

„Was war das gestern für ein schöner ungetrübter erster Mai. Alfred und ich, wir Beide zusammen nahmen Theil an dem Blüthenfest der Natur. Unsere Herzen freuten sich mit den Kindern, welche auf den Wiesen Kränze flochten und sich dann, die frischen Kronen auf den blonden Köpfchen, lachend und singend umhertrieben mit den Mailüftchen um die Wette. Ich kann es nicht aussprechen, welche Stimmung uns Beide überkam inmitten dieser Auferstehungsfreuden der neubelebten Welt. Wir sagten uns nichts, allein wir fühlten Jeder, was der Andere sagen wollte und nicht konnte. So zärtlich war Alfred noch niemals mit mir gewesen, wie an diesem Tage. Er sah leidend aus, es drang wohl durch die glänzende Feier der Natur und der Geschöpfe manche böse Erinnerung auf ihn ein, die er abzuwehren hatte. Der stille lautere Abend, welcher dem rauschenden sonnigen Tage folgte, stimmte Alfred schwärmerisch. Wir saßen in dem Zelt vor dem Hause. Die Sonne war hinter die Berge gesunken und die Nacht zog sich wie ein schwarzer Flor hin über den Wald; sie gebot ringsumher Schweigen und Ruhe. Die Blumen schloßen ihre Kelche, die Vögel gewannen ihre Nester, die Käfer suchten ihr Nachtquartier. Nur die Nachtigall wachte und sang. Alfred schmiegte sich an mich, ergriff meine Hand und schwur, daß er mir nie den frommen Dienst in dem Heiligthum seines Herzens, nie mein inniges Walten um ihn her vergessen werde. Es war so tief gefühlt, was er sprach, daß ich bis zu Thränen gerührt ward. Was konnte ich erwiedern auf so gute, liebe Worte? Ich schwieg."

Ein Brief Delphine's vom 5. Juni:

„Wenn Alfred mich traurig sieht, weiß er gar nicht genug Mittel aufzubieten, um mich heiter zu stimmen. Wie liebenswürdig ist er mit dieser Beflissenheit und was macht es mir für Freude, ihn so bekümmert und ängstlich um mich zu sehen. Wie oft wünsche ich mir traurig zu sein, wenn ich es nicht bin, nur um Alfred um mich besorgt zu sehen. Und doch ist mir nicht möglich, ihm diese Comödie vorzuspielen. Jedem andern Manne gegenüber hätte ich mir wahrscheinlich aus diesem weiblichen Kunstgriff kein Gewissen gemacht. Wie aber könnte ich Alfred, in welcher Art es auch sei, hintergehen! Ihn, der so offen und aufrichtig ist wie ein Kind.

„Vor einigen Tagen wurde ich von einem geringen Unwohlsein befallen, da hättest Du seine Unruhe, seine Geschäftigkeit und Sorgfalt sehen sollen, mit welcher er meiner wartete. Wie hätte ich da nicht genesen sollen. Ich habe im Stillen die Krankheit gesegnet. Kann es eine herrlichere Ehe geben, als die unserige? Wie viel des Glückes gewährt sie, und wie viel läßt sie noch hoffen. Sie ist sparsam, sie verpraßt nicht in einigen Tagen ihren ganzen Reichthum, aber sie ist nicht geizig. Nicht einen Augenblick ist mein Herz unbeschäftigt oder auch nur ohne Bewegung. Die Tage enteilen mir wie Stunden; ich frage mich, wo sie dann hingekommen. Ich habe den Begriff von Langerweile verloren und doch wende ich kein äußeres Mittel der Zerstreuung an. Die Bücher, welche ich hier habe, bleiben ungelesen; auch Musik treibe ich wenig und ich spiele nur, wenn Alfred seine Lieblingsstücke verlangt. Wo soll ich Zeit für solche Nebendinge hernehmen?"

Am 21. Juli schrieb Alfred an Arnold:

„Mein bester Freund!

„Mir fehlte bisher die Stimmung Dir zu schreiben. Ich schämte mich meines schwankenden Zustandes Deinem sichern festen Wesen gegenüber. Nun da ich wieder einen Willen und ein Streben gewonnen, kann ich mich mit Dir über Gegenwart und Zukunft unterhalten. Wie gut hast Du mir gerathen! Ich bin durch den traulichen Verkehr mit meiner Delphine ein neuer würdigerer Mensch geworden. Meine Bekümmernisse, Wünsche und Hoffnungen erheben, erweitern mich und meinen Charakter. Ich lebe ganz und gar in der heiligen Umgrenzung der Familie und finde das Gebiet so weit, so schön, so fruchtbar; es ist mein Paradies, das Alles Wilde in mir zähmt und besänftigt. Wie entsetzlich, wenn eine zürnende Gottheit mich aus demselben verjagte. Was ist Deine Schwester für ein Weib, wie werth jedes Vorzugs, einsichtsvoll und zart, freigebig und genügsam; mild und unerschütterlich. Und doch glaube ich ihrer würdig zu sein. Habe ich nicht Alles gewonnen? Du wirst mit mir zufrieden sein, Arnold. Wie steht es mit Deiner Unternehmung, die Dich in Paris zurückhält? Wird sie Dich nicht auf einige Tage frei lassen, damit Du uns besuchen kannst? Du würdest Dich sehr wohl bei uns, mit uns fühlen und wir wären Dir für das Vergnügen Deiner Gegenwart dankbar. Trachte doch den kurzen Besuch möglich zu machen.

„Deine Schwester erwartet Dich so wie Dein Bruder Alfred."

Arnold konnte, von seinen Geschäften zurückgehalten, Paris nicht verlassen und sein Briefwechsel mit den Neuvermählten, von welchem wir nur einen Theil als zu dieser Geschichte gehörig mitgetheilt, dauerte bis Anfangs Dezember fort, da diese wieder aus ihrem Stillleben in das große lärmende Paris zurückkehrten.

(Schluß folgt.)

Aus der Menschenheimath.

Briefe des Schulmeisters emerit. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Fünfundzwanzigster Brief.

Das Mikroskop in der Haushaltung.

1. Leinen und Baumwolle.

Wenn Du schon eine Frau hättest, mein lieber Freund, so würde ich sagen, daß dieser nebst einigen folgenden Briefen weniger an Dich als an diese gerichtet seien. Da aber der Redensart zufolge „was nicht ist noch werden kann," so will ich es ansehen, als läse meine Briefe ein fleißiges Hausfrauchen und säße dabei hinter dem rebenumkränzten Fenster, welches aus Deiner Unterstube über Dein kleines Gärtchen hinweg in die reizende Berglandschaft blickt, in der Dein Dorf liegt.

Nachdem ich Dir schon so Mancherlei erzählt und abgezeichnet habe, wovon ich nur durch das Mikroskop Kunde erhalten haben konnte, so wird es Dich ganz gewiß nicht Wunder nehmen, wenn ich Dir sage, daß die Wirksamkeit dieses wichtigen Instrumentes sich auch bis in das Bereich der Hauswirthschaft erstreckt. Ueberhaupt ist es bei der Bedeutung unserer fünf Sinne für unser ganzes Sein sehr natürlich, daß einem Instrumente, welches den edelsten unserer Sinne schärft, gewissermaßen vervielfältigt, ebenfalls eine hohe Bedeutung zuerkannt werden müsse.

Hoffentlich wird bald auch in Deinen Mauern darüber debattirt werden, ob eingekauftes Leinen, Wollenzeug oder ein seidenes Halstuch auch wirklich reines Leinen, reine Wolle, reine Seide und nicht etwa mit Baumwolle verfälscht sei. Jetzt kümmert Dich dies freilich noch wenig. Aber warte nur, das kommt schon noch! Wenn Dir einmal eine sorgliche Ehehälfte in der Stadt für Dein schweres Geld zu etwas feineren Hemden eine Webe Leinwand eingekauft haben wird, so wird sie gewiß mit einem kleinen haushälterischen Bangen ausrufen: „ja wenn ich nur gewiß wüßte, ob die Leinewand reines Leinen sei!"

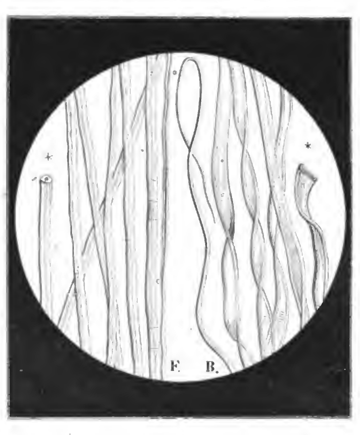
Leider hat in neuerer Zeit die einst so zuverlässige und deshalb in hohen Ehren stehende deutsche Leinenweberei viel von ihrem Credit eingebüßt, weil man dem Leinen so viel Baumwolle beimischt und den Betrug durch künstliche Mittel der Zubereitung zu bemänteln wußte. Diese Täuschung ist oft so vollkommen, daß es nur ein Mittel giebt, dahinter zu kommen, und dieses Mittel ist eben das Mikroskop. Die Chemie erwies sich leider hierin als unzureichend. Es ist vor kurzer Zeit der Fall vorgekommen, daß ein Leinwandhändler in's Gefängniß gesteckt wurde, weil die Chemie

die von ihm für rein verkaufte Leinwand für baumwollenhaltige erklärt hatte, und das Mikroskop ihn wieder in Freiheit setzte, weil es die Leinwand vollkommen rein fand.

Vielleicht wendest Du mir hier ein, ob man denn dafür stehen könne, daß in diesem Falle das Recht oder vielmehr die Wahrheit auch wirklich auf Seite des Mikroskopes und nicht doch vielleicht auf Seite der Chemie sei? Ich antworte darauf mit der zuversichtlichsten Bestimmtheit Nein, denn Du sollst Dich selbst überzeugen, dafern Du anders die Treue meiner Zeichnungen nicht in Zweifel ziehst, daß Leinenverfälschungen durch Baumwolle vom Mikroskop ganz unzweifelhaft dargethan werden, eben so wie Baumwollbeimischungen in wollenen oder seidenen Stoffen.

Die Chemie kann hier deshalb nicht entscheiden, weil die Flachsfaser und die Baumwollenfaser chemisch gleich gebildet sind; beide bestehen aus dem Zellstoff, der Cellulose, wie man den Stoff nennt, der im ganzen Pflanzenreiche die Zellen, wenigstens ihrem wesentlichen Bestande nach, bildet.

Es ist also die Form, nicht die chemische Beschaffenheit, wodurch sich diese zwei wichtigen Arten der Pflanzenzelle unterscheiden, welche milliardenfach zusammentreten, um das ganze menschliche Geschlecht mit Kleidern zu versorgen.



Du mußt Dich daran erinnern, daß beide am Pflanzenkörper ganz verschiedene Stellen einnehmen und unter ganz verschiedenen Verhältnissen sich entwickeln. Die Flachsfaser ist eine echte Bastzelle und liegt in der innern Zellenschicht der Rinde des Leinstengels, während die Baumwollenfaser dem Samenkorn der Baumwollenstaude, Gossypium herbaceum, innerhalb der Samenkapsel als Hülle dient. Das hat die nächste Folge für die Gewinnung beider, daß die Baumwolle fertig aus der aufspringenden Frucht der Baumwollenstaude hervorquillt und nur noch von den Samenkernen, an denen sie fest sitzt, gesondert zu werden braucht; während es bekanntlich viel Arbeit und Mühe kostet, die Flachsfaser aus der Rinde des Flachsstengels rein darzustellen.

So wenig Baumwolle und Flachs, ich meine beide in dem Zustande, in welchem sie versponnen werden, zu verwechseln und zu verkennen sind — denke nur an die aus krausen feinen Fäserchen bestehende Watte und an den glänzenden Schopf am Rocken, so schwer sind beide in einem Gewebe zu unterscheiden, wenn es namentlich dabei auf eine Täuschung abgesehen ist. Auch ein Faden weißen Leinenzwirnes und feinen baumwollenen Strickgarnes sind kaum zu unterscheiden.

Laß uns nun beide unter dem Mikroskope betrachten, wobei wir Folgendes zu beobachten haben.

Ein Zwirn- oder Garnfaden ist, je nachdem er stark oder fein ist, seiner Dicke nach wohl aus hundert neben einander liegender langen Zellen zusammengesetzt und wenn wir einen ganzen Faden unter das Mikroskop bringen würden, so würden wir ihn zwar so stark wie ein Schiffstau sehen, nimmermehr aber die Beschaffenheit der einzelnen Zellenfasern aus denen er besteht. Wir nehmen also ein Falzbein oder den Rücken eines Messers und zerfasern ihn auf dem glatten Tische, daß er sich an der Spitze in einen langen, zarten Faserpinsel auflöst. Das sind eben die einzelnen, mehr als haarfeinen langen Zellen. Wir bringen nun beide, von einem flächsenen und einem baumwollenen Faden unter das Mikroskop und zwar zwischen zwei Glasplättchen in etwas Wasser, in welchem die Zellen sich klar und schön ausbreiten. Sollten uns dabei zwischen den Fasern Luftbläschen im Wasser stören, so vertreiben wir sie durch Hitze, indem wir mit einem Zängelchen, man nennt es in der Gelehrtensprache eine Pincette, beide Plättchen, zwischen denen sich die Fäden befinden, über eine kleine Spiritusflamme halten, bis das Wasser zwischen den Glasplättchen siedet und die Luft ausstößt.

Die beigegebene kleine Zeichnung soll Dir das Mikroskop ersetzen. Ich habe sie genau nach dem, was mir das Instrument zeigte, gemacht und zwar in zweihundertmaliger Vergrößerung. Du mußt Dir also die auf meinem gezeichneten mikroskopischen Sehfelde erscheinenden Parthien von Baumwollen- und Flachsfasern zweihundert Mal kürzer und schmäler denken, so hast Du ihre natürliche Größe. Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, daß Du nicht die ganze Länge von den Zellen siehst, sondern etwa den vierzigsten Theil derselben. Du siehst auch nur einige wenige der unmittelbar nebeneinanderliegenden Zellen der beiden aufgefaserten Fäden, links 8 von dem Zwirnfaden und rechts 6 von dem Garnfaden. Alle erscheinen übereinstimmend glashell und vollkommen durchsichtig und man könnte leicht versucht sein, die Flachsfasern für seine gesponnene Glasfäden zu halten. In der Gestalt finden wir nun aber zwischen beiden erhebliche Unterschiede. Die Zellen des Flachses (F) sind immer straff und gerade, entweder ganz einfach einem feinen Glasfaden gleichend oder innen der Länge nach mit zwei ziemlich dicht nebeneinander verlaufenden Linien bezeichnet. Was diese zu bedeuten haben, sage Dir die mit dem Sternchen bezeichnete quer durchschnittene Zelle oder Faser — denn die letztere Bezeichnung wird wohl praktischer sein. Du siehst auf dem Querschnitt den inneren Hohlraum der Faser als kleinen Kreis bezeichnet, von dem aus jene zwei Linien durch die ganze Faser verlaufen. Diese Linien sind also die durchscheinenden Grenzen des feinen Kanals, welcher die Faser durchläuft. Dieselbe Faser zeigt Dir auch, daß der durchsichtige glashelle Zellstoff fast die ganze Flachsfaser bildet und nur einen geringen Hohlraum inwendig übrig läßt. Auf diesem Umstande beruht die Festigkeit und Haltbarkeit und auch die Schwere, welche reines Leinen vor baumwollenem Zeuge voraus hat. An vielen Leinenfasern bemerkt man feine Querlinien, welche meist ein wenig schief und in ziemlich regelmäßigen Abständen von einander stehen. Die Bastzellen, als welche ich Dir bereits die Flachsfaser bezeichnete, entstanden im Rindenzellgewebe aus einer Reihe übereinanderstehender kurzer Zellen und jene Querlinien rühren von diesem Ursprunge der Bastzellen her. Fast immer sind auch äußerlich kleine Höcker zu bemerken, welche jenen Querlinien entsprechen. Diese Eigenschaften der Flachsfaser findest Du stets, mögest Du sie nun aus einem neuen Faden Heftzwirns oder aus einem Tischtuch Deiner Urgroßmutter nehmen, was schon tausendmal gebrühet, gewaschen, gebleicht, getrocknet und gemandelt worden ist. Sie ist eben zu fein und fast unzerstörbar, um von den genannten wirthschaftlichen Mißhandlungen verändert werden zu können. Du kannst mit dem Mikroskop heute noch ganz bestimmt entscheiden, daß in frühern Zeiten Leinen eben reines Leinen war. An den Enden laufen die Flachsfasern sehr fein aus und die eine verbindet sich mit der andern zu einem langen feinen Fädchen so, daß sich beider lange feine Enden an einander legen, was Dir die neben dem Buchstaben

F stehende Faser zeigt, wo die kleinen Kreise (o) die Enden zweier sich an einanderlegenden Fasern bezeichnen. Ich bemerke Dir noch, daß die seitliche Verbindung vieler Flachsfasern in der Bastschicht des Flachses sehr innig und fest ist und daß darauf die Schwierigkeit guter Flachsbereitung beruht. Wenn Du einen grauen Zwirnsfaden aufdrehst, so sind die einzelnen feinen Fädchen desselben noch nicht die einzelnen Flachsfasern, sondern es sind darin deren drei, vier und mehrere noch zusammengeklebt, wie sie es in der Bastschicht der Flachsrinde waren.

Nun laß uns damit die Baumwollenfaser vergleichen (B). Auf den ersten Blick siehst Du, daß dies keine runden Fasern, sondern zarte Bänder sind, welche sich an mehreren Punkten schraubenförmig umdrehen. Die querdurchschnittene mit dem Sternchen bezeichnete Faser belehrt Dich, daß man sie noch richtiger zarte breit gedrückte Schläuche nennen und einem leeren Spritzenschlauche vergleichen könnte. Sie haben stets einen beträchtlichern Hohlraum als die Flachsfasern, der natürlich ebenfalls breit gedrückt ist. Sie enden ebenfalls, siehe die Zelle neben B, in ein sehr langes und sehr feines Ende. Stets fehlen ihnen die Querlinien und stets sind sie auch etwas breiter als die Flachsfasern.

Es bedarf keiner weiteren Erläuterungen; der Augenschein sagt Dir hinlänglich, wie verschieden die Baumwollenfaser von der Flachsfaser ist, und daß man von der völligen Reinheit bis zu jedem Grade der Verfälschung die Güte der Leinwand mit dem Mikroskop ganz sicher entscheiden kann. In meinem nächsten Briefe will ich Dir dieselbe Beweiskraft der mikroskopischen Untersuchung an der Wolle und Seide zeigen.

Ein Tag im Krystall-Palaste in Sydenham.*

Wenn bei dieser Julihitze die graden, langen Straßen noch dazu, wie Peter Schlemihl, keinen Schatten haben, wird die Sehnsucht nach dem Luftigen und Grünen, nach dem Schatten kühler Denkungsart zur brennenden Tagesfrage. Also hinaus, hinaus in's Weite um jeden Preis, wenn's nicht zu theuer ist! Und wo könnte man die weite, weite Welt in ihrer Schönheit näher und wohlfeiler haben, als im Krystall-Palaste? Nun denn zunächst hinunter nach der Themse, die uns fortwährend mit Tausenden à ein Penny die Person, per Dampf vom West- nach dem Ostende, der London-Brücke, der gewaltigsten Verkehrsschlagader Londons, hinuntertreibt, denn zu Fuße durch die Stadt käme man auf dem Eisenbahnhofe nur halb an: die andere, vielleicht bessere Hälfte würde rein verschwitzt sein. In der vieltborigen Stadt des Brighton-Eisenbahnhofes müssen wir bis zum äußersten Südende vordringen, wo immer blos Geld genommen und nichts herausgegeben wird, also vielleicht dem einzigen Punkte auf der Erde, wo man sich durch das Gesetz souverainster Selbstbestimmung gegen jeden „Wechsel" verbarrikadirt hat. Man muß grade achtzehn Pence haben, um einen Paß dritter Klasse zur Eisenbahn des Krystall-Palastes, zu ihm selbst und für den Rückweg zu kaufen. Hat Jemand ein größeres Stück Geld, bekommt er eben auch nur den Paß dafür: herausgegeben wird nichts: „no change given" (hier wird nicht herausgegeben) hängt mit großen, dicken Buchstaben vor der Billet-Verkaufs-„box", die, fortwährend umwogt von dem wüthenden Wellenschlag der Menge, wie ein Fels im Meere trotzig dasteht, und zu dem Oceane der Menschen zu sagen scheint: Ich bin das Thor zur höchsten irdischen Seligkeit und ein Monopol! Also müßt Ihr Euch Alle nach mir richten! Wozu brauch' ich Euch denn Geld herauszugeben? Ihr kommt ja doch! Ihr seid ja schon glücklich, wenn Ihr im wüthenden Gedränge einen Platz in den fortwährend hin- und herrasenden Zügen erwischen könnt! Ihr müßt kommen, denn dies ist der einzige Weg zum höchsten Stolze der Kultur dieses Jahrhunderts.

Richtig, da sieht man mit einem Blick, was für ein Despot das Monopol ist, wo es auch auftrete. Menschlicher und richtiger stellen wir uns wohl das ganze Unternehmen in seiner Kindheit in der Lage des Goethe'schen Zauberer-Lehrlings vor: „Die Geister, die ich rief, die werd' ich nun nicht los!" Die Kultur-Genien aller Zeiten und Zonen hier vereinigt, bilden eine solche Anziehungs-Gewalt, daß sie den Direktoren über den Kopf wuchs. Im Innern, in Placirung, Anordnung, Vollendung, überall Krisen der Verlegenheit aus der Fülle des Stoffs, im Aeußern sogar finanzielle Verlegenheit, Fallen der Actien unter Pari, weil zu viel Besucher zugleich zu wenig sind. Zwar sausen die Locomotiven mit langen, vollgepfropften Zügen ununterbrochen hin und her, aber sie können's nicht leisten. Stets bleiben Hunderte und Tausende zurück, die dann, wie Wahnsinnige, auf den nächsten Zug los- und sich mit Todesverachtung über ihn her- und hineinstürzen, ehe er zur Ruhe kommt. Obgleich er nun gleich wieder umkehrt und vor drei-, vier, fünf andern Zügen, die neue Massen holen, vorbei saust, stehen doch immerwährend unabsehbare Schaaren umher, die immer wieder bis zum nächsten warten müssen. Der Fehler ist freilich sehr einfach und man arbeitet schon stark an gründlicher Heilung. Die eine Doppeleisenbahn reicht eben nicht hin. Man eröffnete insofern zu früh, als man die andere Bahn für die Bewohner des Westendes nicht zur rechten Zeit vollenden konnte. Im nächsten Jahre ist aber dieser Schaden geheilt, und da das Parlament unlängst Oeffnung der Museen, Galerien, Vergnügungs- und Erholungsanstalten und Schließung der Branntwein- und Biertempel an Sonntagen (bis auf einige Stunden) beschlossen hat, ist die kleine finanzielle Krisis so gut wie ganz vorüber. Die Verwaltungskosten des Krystall-Palastes sind auf 52,000 Pfund Sterling veranschlagt. Und diese bringt grade oder wenigstens das Sonntags-Publikum: 20,000 Besucher durchschnittlich auf jeden Sonntag vorauszusetzen, ist der Gewalt und Schönheit des Volks-Tempels gegenüber eine sehr mäßige Wahrscheinlichkeits-Rechnung. Der unerschöpfliche Inhalt von Erheiterungs-, Kultur- und Veredelungs-Material erhebt den Krystall-Palast über alle jene „Sehenswürdigkeiten", die man eben mit einer Inspection abgethan zu haben glaubt. Man darf ihn entweder nie besuchen, oder muß zum zweiten Male kommen. Und wer ihn zweimal genossen, ist schon verloren für stumpfes Zuhausesitzen, und die Frohndienste unter der faulen, absoluten Herrschaft des Alkohol und Porter-Gambrinus, unter der kein Volk der Erde so tief gesunken ist, als das englische.

Die Eröffnung der Erholungs- und Bildungsanstalten an Sonntagen ist der erste, große, für englische Verhältnisse weltgeschichtlich wichtige Sieg des hohen Krystall-Palastes über die Hochkirche und die Aristokratie. Zwar glaubt man den Sieg theuer erkauft zu haben durch Erweiterung der Magistrats- und Polizeigewalt über das Volk, das sich nun schon um eilf Uhr Abends aus den Trinkhäusern treiben lassen muß, wenn's nämlich gehen will; aber der Preis ist deshalb nicht zu theuer, weil man ihn wahrscheinlich gar nicht zahlen wird, insofern in ihm eine willkürliche Polizeigewalt liegen würde. Massen-Petitionen, die sich organisiren, werden die zwölfte Stunde retten, die nach der ganzen Oekonomie des englischen Volkslebens unentbehrlich ist für den Tag, und im Uebrigen werden Krystall-Palast, Museen u. s. w. schon selbst dafür sorgen, daß sich das Volk nicht mehr bis Mitternacht in Bier und Gin wegwirft. Die Moral als blühende Polizeitreibhauspflanze gehört eben gar nicht in das sittliche Pflanzenreich; sie ist aus der Fabrik von Draht und farbigem Kattun.

Diese moralische Betrachtung ist schon zu lang für den kurzen Weg bis zum Aussteigen unter der mächtigen Glashalle des Krystall-Palastes, der uns ganz dicht an der Eisenbahn zuerst mit der noch sehr kahl aussehenden „geologischen Insel" begrüßt. Wie klein die vorsündfluthlichen Ungeheuer in den großen Umgebungen aussehen? Sind es Copien von den kolossalen Originalen in ein Zwölftel Größe? Nein, es sind dieselbe selbst, zwölf Mal so groß, als sie aussehen. Ein Paar lebendige Pferde in der Nähe, die nicht größer wie Hasen erscheinen, berichtigten sogleich die optische Täuschung.

Durch verschiedene, in Terrassen sich erhebende Seitenflügel steigen wir endlich in dem eigentlichen Seitenflügel des Palastes hinauf, vor industriellen Ausstellungen, wohlfeilen Eß- und Trink-

* Vergleiche Nr. 5 von 1854 und Nr. 27 von 1853 der Gartenlaube.

Anstalten, verschiedenen Abtheilungen der französischen Chokoladen-Compagnie u. s. w. vorbei, bis uns abenteuerliche Landschaftsbilder, von verschiedenen Thier- und Menschenracengruppen bevölkert, hoch überragt von einer Giraffe, und hoch, hoch und in's Weite, Weite ätherische Melodien von Glas und Eisen und hängenden Gärten und winkenden Statuen und Palmen verkündigen, daß wir in das eigentliche Hauptschiff eingetreten sind. Doch übersehen wir nicht das Nächste, Erste und Wichtigste für einen englischen Kultur-Tempel, die sich an riesigen, langen Marmortafeln zwischen der Giraffe und der englischen Regenten-Halle von Westminster ausdehnende Haupt-Erfrischungs-Anstalt, an welcher am Eröffnungstage für 10,000 Thaler Speisen und Getränke die Feierlichkeit dieses Tages vom Gaumen und Magen aus rühmlich erhöhen halfen. Seitdem ist im Durchschnitt jeden Tag für 6—7000 Thaler Roastbeef, Hummersalat, Pastete, Rheinwein-Gelee, Sherry, Burgunder, Bier und Eis gebraucht worden, um den geistigen Genüssen der Gäste ein materielles, englisch-solides Gegengewicht zu geben. Groß ist der Ruhm der ästhetischen Fülle und Pracht des Krystall-Palastes, aber in seiner Weise das Vollendetste ist die Kunst der Direktoren, für zwei Schillinge à Person Jedem so viel Geflügel, so viel Hummersalat, so viel Pastete, so viel Fisch und Fleisch u. s. w. und so gut verabreichen zu lassen, als man ga· nicht wagt, es zu erwarten, so daß der Profit hier nur darin liegen kann, daß die meisten Gäste in ihrem Anstandsgefühl — und dies ist in England in dieser Beziehung bis tief herab ziemlich ausgebildet — von ihrem Rechte, des Guten und Besten so lange zu genießen, als sie irgend Platz dafür im Magen finden, nur den beschränktesten Gebrauch machen. Was uns Deutsche betrifft, so denken und handeln wir in jeder Beziehung selbstständiger und freier, als der Engländer. Der Hummersalat allein, den Jeder von uns gebildeten Berlinern verzehrte, war unter Brüdern seine 1 Thaler 20 Neugroschen oder 5 Schillinge werth. Es war nicht unsere Schuld. Warum war er so ·geschmeidig und verführerisch in seiner italienischen Eiersauce zubereitet worden? Und warum meinte es der brave, blühende Deutsche aus dem Lande Mecklenburg, der hier als „manager" der großen, klassischen Erquickungsmarmortafeln eine dankbarere Anstellung fand, als einst in Baden — so gut mit uns, daß er uns, gerührt durch das Band gemeinsamer Leiden von ehemals, eines gemeinsamen Vater- und Mutterlandes und einer gemeinsamen Sprache, mit guter, alter, mecklenburgischer Treuherzigkeit die feinsten Delikatessen so derb vorlegte, als wären wir homerische Helden nach einer Schlacht mit den Trojanern oder wenigstens Scheffeldrescher. Unserm Werthe nach für das praktische Leben gelten wir zwar nicht so viel, als der letzteren einer, aber wir aßen mindestens so viel. Und letzteres Bewußtsein hat auch sein Gutes.

Man sagt wohl mit dem Franzosen: „Mit dem Essen kommt der Appetit"; ich habe aber immer gefunden, daß er durch Nichtessen noch mehr kommt. Wir hatten nämlich bereits „die große Tour" durch den Krystall-Palast gemacht, ehe wir zu dem angedeuteten Epikuräismus herabsanken. Solch eine „große Tour" ist aber eine Fußreise um die Welt im Kleinen. Ist doch sogar die eine große Galerie eine ganze englische Meile lang. Die zwei darüber und eine dritte kleinere mußten auch bereist werden wegen der wundervollen weiten Aussichten über das reiche, wellige, waldige, grüne, von Farms und Palästen und Schlössern und Dörfern und Städten dicht besternte Land, diese gefrorne und übergrünte und überkultivirte Musik der Meereswogen. — Das Parterre mit seinen Kunst- und Industrie-Hallen, seinen Tausenden von Statuen und Portrait-Büsten aller großen Männer aller Zeiten und Zonen, seinen kleinen Industrietempeln (als Läden gebraucht), seinen Pflanzen und Blumen, seinen Kolossen und Heroen zu Fuß und zu Pferde aus der realen und idealen Welt, seinen arbeitenden Maschinen am Haupteingange u. s. w. mußte dreimal in der gewaltigsten, geistigen Anstrengung und tropischen Hitze durchwandert werden. Auch der Parterre-Tunnel, die noch im Werden begriffene Stätte für große, arbeitende Maschinen und die warme Blut-Cirkulation für die Pflanzen und die Heizung im Winter bedurfte einer Inspection. So hatten wir etwa gute acht englische Meilen im Innern des Palastes zurückgelegt, als wir uns todtmüde und an Leib und Seele verschmachtet den kühlen, erquickenden Marmortischen, deren Kasse unser Mecklenburger menagirt und deren dienstbare Geister er regirt, am Eingange näherten. Man wird nun begreifen, warum ich diesem wunderbaren Kolosse von unerschöpflicher Speise-Anstalt den ersten und wohl gar den Hauptplatz einräume. Ich thue dies zunächst aus Dankbarkeit im Allgemeinen, zweitens als Engländer, der einen guten Tisch weit über alle Herrlichkeiten der Erde stellt, und drittens weil man mit der Zeit alt wird (meine Frau hat mir neulich ein reell graues Haar aus dem Barte gezogen) und somit den Geschmack an idealer Pegasus-Ritterlichkeit verliert, um als gebildeter Philister den Dingen, wie sie sind und schmecken, mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Endlich wäre diese Auffassungsweise auch im Sinne unserer materialistischen Zeit. Ging doch neulich ein ehemaliger tapferer Hanauer so weit, die Leute vor der idealistischen und enthusiastischen Beurtheilung des Krystall-Palastes zu warnen, da er nichts sei als „Humboldt's Kosmos, übersetzt in ein Universal-Kaffeehaus".

Nach dem Essen raucht der gebildete Deutsche eine Cigarre mit möglichst gutem Kaffee. Jetzt begann eine lange Leidensgeschichte für uns. Das Departement des Kaffee's lag in einem ganz fernen Welttheile des Krystall-Palastes, gleichsam unter den Antipoden. Von Sherry und Eiswasser erquickt, traten wir unsere Reise an, entdeckten endlich das Land der Bohne und fanden, daß der Kaffee selbst hier schlecht war, wie in ganz England. Und wie schlecht wurde er erst, als wir die Schreckenskunde vernahmen, daß nicht nur überall in der großen, weiten Welt des kosmopolitischen Kunsttempels oder Kosmos-Kaffeehauses das Rauchen verboten sei, sondern auch in dessen zweimeiligem Umkreise, d. h. wenigstens auf den Terrassen draußen. Octavio neben mir blickte schmerzvoll gen Himmel, und ich fühlte eine Armee in meiner Faust, welche die schon abgebissene Cigarre so krampfhaft hielt, daß sie knickte und Seitenluft bekam. Dies vermehrte nur meine Bosheit! Ein Sohn Germania's und nach Tische nicht rauchen! Das Rauchen im Freien verboten, im freien, großen England mit der baltischen Flotte! Alle subversiven Tendenzen meiner thörichten Jugend wachten in mir auf und ich beschloß endlich, etwas für die Unsterblichkeit zu thun. „Hier vollend' ich's, die Gelegenheit ist günstig, dort der Hollunderstrauch verbirgt." — Also heimlich rauchen? Nein, die Sonne oben und die 20,000 Menschen auf den Terrassen draußen und auf den Außengalerien oben und die Statue des „Zollvereins" (zärtliche Mutter mit zwei allerliebsten Kindern, den „kleinen Bambergern," wie mein Leidensgefährte sagte) seien Zeuge meiner ersten Heldenthat. Aber wo die Cigarre anstecken und den Brand der Empörung in Zug bringen? Wir hatten weder Schwamm noch Schwefelhölzer und von allen Völkern, allen Namen, die gastlich hier zusammen kamen, kein Einziger mit einer brennenden Cigarre. Ich bitte hier um stilles Beileid, bis ich durch des Operngucker's weithintragendes Rohr in der Ferne unten ein Rauchwölkchen aufsteigen sah. Das war die Wolke, die den herannahenden Sturm verkündete. Wir schossen hinunter über den herrlichen grünen Rasen weg (der alle Tage tausendfältig betreten und belagert, doch immer grün bleibt, wie aller englischer Rasen) und verfolgten den Raucher unten, als hätt' er uns das beste seidene Taschentuch gestohlen. Athemlos fiel ich ihn an: „Will you be so obliging, Sir" — „Sehr jerne. Bedienen Se sich meiner Lunte un schießen Se los!" Also ein Berliner, vielleicht vom Mollenmarkt. Begeistert schlossen wir uns an dieses Stückchen deutsches Vaterland an. Wir wurden bald Freunde, die den dazu nöthigen Scheffel Salz zusammen gegessen, indem wir durch das attische Salz von Spree-Athen das gemeine Kochsalz zu ersetzen suchten. Wenn ich in gerechtes Pathos ausbrechen wollte über die in ganzer Breite vor uns aufblühende Hauptfaçade des ätherischen Kolosses, streuten diese schnöden geborenen Berliner, denen nichts heilig ist, jedem Vogel des Aufschwungs Salz auf den Schwanz. „Herr Jotte doch ja," sagte der Berliner, „das is Allens janz richtig, deß das jroßartig is. Un wenn mir des berliner Museum jehören thäte un desselbige hier stehen thäte, würde ich 'n Nachtwächter bei Dage dabei fixiren, deß et mir hier Keener instechen thäte. Un 'n Jensd'armenthurm von Berlin hier wäre so kleene, deß ich mit Spaß darüber weg springen könnte, so jrausam jroßartig fühl' ick mir hier in diese reendliche Jegend."

Der „gemüthliche" Leser verzeihe mir und ihm. Jeder Mensch ist nicht nur Sohn einer Mutter (Töchter natürlich ausgenommen), sondern auch einer Gegend. Dazu hat der Berliner, wenn man ihn nur in anständiges Deutsch übersetzt, vollkommen Recht. Die Großartigkeit spürt man nämlich mit furchtbarer Gewalt; sie raubt

uns den richtigen Maßstab für Raumformen und Kunstwerke, die namentlich bei den Griechen mit feinster Rücksicht auf den Raum und die Umgebung, für die sie bestimmt waren, gestaltet und abgegrenzt wurden.

Hier im Krystall-Palaste fallen die Kunstwerke aller Zeiten und Größen unter den einzigen, beispiellos großen Maßstab, so daß wenigstens viel Abstractionskraft dazu gehört, jedes einzelne gleichsam nur durch sich selbst zu messen. Doch man soll mich hier nicht „gelehrt" finden und ich fahre deshalb mit meiner in Rauch aufgehenden Revolution fort. Wir rauchten also alle drei kühn die Terrassen herauf, vor schönen und häßlichen Menschengruppen auf dem Rasen und auf Stühlen und zwischen Bäumen, vor Nymphen und Göttern der Fontainen vorbei, als wären wir wie gute Menschen in ihrem dunkeln Drange uns des rechten Weges wohl bewußt, angestaunt von schönen und nicht schönen Augen und durch Lorgnetten verfolgt, weil Jeder den Moment, wenn uns der strafende Arm der Gerechtigkeit träfe, persönlich beobachten zu wollen schien. Selbst auf der obersten Terrasse lebten wir noch und wagten es noch zu leben und dazu zu rauchen. Wir betrachteten uns mit dem Blick der berühmten charlottenburger Kritik die großen Originalstatuen von Monti und Danton, die Türkei schwermüthig am Barte hinunterblickend, neben Griechenland, das seeräuberisch kühn in die Ferne späht, die halb nackte Australia mit der Springratte neben sich und einer Ente (keiner Zeitungsente) auf dem Kopfe, die wild und kräftig mit hochgeschwungenem Goldklumpen in die Welt hinaus jauchzende California, den langen Speer und den Pfeil in der Linken; wandten uns dann durch das dichte Publikum vor der Haupttreppe, um auf der andern Seite der obersten Terrassenballustrade die Italia, die weinumrankte Hispania, die Personificationen von Lyon, Mühlhausen, Glasgow, Manchester, Belfast, Sheffield, Birmingham, dem Zollvereine und Holland zu betrachten, ohne die Cigarre dabei ausgehen zu lassen und ohne in Anfechtung zu fallen. Auf dem Rückwege zur Wange der Haupttreppe mit der kolossalen Sphinx wurden wir von einem stolzen Spanier aufgehalten, der den Arm seiner braunen, glühäugigen Dame verlassend, uns um etwas Feuer bat. Kaum hatten dies ein Paar Franzosen gesehen, baten sie uns mit jener eigenthümlichen, lebhaften Grazie, durch welche man den Franzosen aus hunderttausend Engländern heraus deutlich unterscheidet, um dieselbe Gefälligkeit. „Der Aufruhr wächst in meinen Niederlanden?" Die Flamme der Empörung griff nun rasch um sich. Bald steckte sich ein Engländer mit meiner Cigarre sogar seine nationale kurze Thonpfeife an. Hiermit schien der Geist der Widersetzlichkeit seine erste siegreiche Invasion in's englische Geblüt gemacht zu haben. Ueberall in Näh' und Ferne stiegen aus den malerisch zerstreuten Gruppen leichte Rauchwölkchen in die klare, frische, vom atlantischen Oceane herüberathmende Luft, Weihrauch für den Sieg unserer gerechten Sache.

Freilich dürfen wir aufgeklärten Leute vom Continente noch nicht die Hände in den Schooß legen. Noch bleibt uns die Mission, den Engländern beiderlei Geschlechts zu zeigen, wie man mit Anstand und Gemüth im Freien sitzen muß, in Gartenlauben um Tische herum raucht, strickt, häkelt, Kaffee trinkt und Kuchen einstippt und dazu wirklich spricht und heiter herauslacht. Davon hat man hier noch keine Ahnung. Essen und Trinken ist ihnen eine ernste Arbeit bei verschlossenen Thüren. O sie haben weder ein Wort noch eine Sache für unser deutsches „Gemüth." Es ist entsetzlich, wie die Damen immer sehr ungeschickt auf den Stühlen sitzen und den Sonnenschirm halten. Von zwei bis sieben Uhr nichts thun, als da sitzen und den Sonnenschirm halten, wobei die Herren ganz gehaltlos erscheinen — diese 20,000 Stühle all überall umher ohne Spur von Tisch und einem Töpfchen Bier — das ist ein unerträglicher socialer Zustand für Männer, die neuen Hering mit frischen Kartoffeln jemals im Freien genossen haben. Aber der blauduftige Krystall-Palast und die brennende Cigarre sind auch hier das Morgenroth einer schönern Zukunft für die anglo-sächsische Race, der wir vom Osten her Civilisation und Gemüthlichkeit beibringen wollen, während es ihr so schwer fällt, im Kampfe „westlicher Civilisation mit östlicher Barbarei" eine respectable Rolle zu spielen, so daß „während die Völker hinten in der Türkei auf einander schlagen," nur immer noch als Philister zu Hause sitzen und uns verzweiflungsvoll zum 199sten Male fragen, was nun eigentlich aus der Geschichte werden soll. Viel Ideale sind zerronnen, viel Glaube ist erloschen, aber der Glaube an eine große, culturhistorische Weltmission der Deutschen, den ich bescheiden hier in der Cigarre glimmen sah, während wir, auf den grünen Terrassenteppich neben der Treppenwange hingelagert, ihn triumphirend aus den achtzig Blasinstrumenten der deutschen Schallehn'schen blau uniformirten, goldrandmützigen Musikgesellschaft mit Mozart'schen, Beethoven'schen, Weber'schen u. s. w. Schöpfungen gewaltig und meisterhaft ringsum weit über Tausende hin verklingen hörten, wobei ich noch in der Zeitung las, daß man sich in der Türkei hauptsächlich nur vermittelst der deutschen Sprache zwischen Türken, Engländern, Franzosen u. s. w. verständlich machen könne und in Amerika die „Know-nothings" (Nichtswisser d. h. die gegen den deutschen Einfluß vereinigten, nationalen Yankees) sich vergebens bemühten, den Stolz ihres Nichtwissens und Geldhabens gegen „deutsche Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft," geltend zu machen, — dieser Glaube ist eine bereits in unzähligen Firmen durch die ganze Welt etablirte und geschäftige Thatsache. Im stolzen Bewußtsein hier eben als Missionär derselben einen Sieg erfochten zu haben, schlief ich neben Freund M. ebenfalls ein, wie auf Lorbeeren ruhend. Weit aus der blühenden Ferne eilte der erquickende Wind über uns hin, während Canova'sche Statuen von der Hauptfontaine her in den schläfrigen Blick hereinglänzten und klassische, heimische Melodien die horchenden Tausende weit umher fesselte, so daß man bei Pianostellen die Fahnen oben auf dem Krystall-Palaste im Winde flappen und klappen hören konnte. Das wäre einer der Augenblicke gewesen, zu dem ich gesagt haben würde: „Verweile doch, du bist so schön!" wenn M. nicht zu stark geschnarcht und der Berliner vom Molkenmarkte nicht auch im Schlafe zuweilen versucht hätte, einen Witz zu machen. — Die große Glocke innen ruft: „sieben Uhr und Schluß." Alles stürzt sich herunter nach der Eisenbahn und kämpft bis neun Uhr um Plätze in einer Weise, deren wilde Erhabenheit kein Pinsel malen und kein Dichter würdig besingen kann.*

B.

* Wir haben diesen Brief ohne Abänderung und Fragezeichen abdrucken lassen, weil wir das liebenswürdige Capriccio unsers alten Freundes und Mitarbeiters nicht zerstören wollten. Aber wir bitten doch freundlichst, die späteren Artikel über den Krystall-Palast etwas weniger flanirend und spielend zu bearbeiten. Das Hummersalat Dejeuner und die großartigen Civilisations-Wirkungen einer glimmenden Cigarre sind selbst für den gemüthlichen Gartenlaubenleser zu — gemüthlich.

Die Redaction.

Die Eigenwärme des menschlichen Körpers.

Der menschliche Körper erzeugt in seinem Innern, so lange er lebt, fortwährend eine Wärme (d. i. die *Eigenwärme* oder *thierische Wärme*) von etwa 28—30° R. oder 95—99½° F. oder 35—37½° C. *), und zwar deshalb, um die zum Leben unentbehrlichen Prozesse, besonders den Stoffwechsel im gehörigen Gange zu erhalten, da dies nur bei Wärme möglich ist. Die hauptsächlichste Quelle dieser Wärme ist, wenn auch der Körper durchaus nicht mit einem Ofen verglichen werden kann, doch wie in diesem ein Verbrennungsprozeß, der ebenfalls zu seinem Zustandekommen des Feuerungsmateriales und des Sauerstoffes benöthigt ist. Wie bei der Verbrennung im Ofen, so auch im Körper, wandelt sich durch das Verbrennen das Feuerungsmaterial in verschiedene theils luftförmige, theils wässerige und feste Stoffe um, die dann noch zu bestimmten Zwecken weiter verwendet werden. — Es wechselt übrigens der Grad dieser Eigenwärme, aber nur um ein Weniges, an verschiedenen Stellen des Körpers (innere Theile sind wärmer als die äußern), nach Tageszeit, Alter, Blutgehalt des ganzen Körpers und einzelner Organe, Ernährungsweise, Gesundheits- und Krankheitszustand; jedenfalls richtet sich derselbe auch nach der Beschaffenheit der Stoffe, welche innerhalb des Körpers gerade vorzugsweise verbrannt werden (wie das Brennen harten Holzes auch mehr Wärme als das von weichem Holze verbreitet). Am meisten steigt die eigene Wärme des Körpers bei fieberhaften Zuständen, wo sie bis zu + 35° R. oder + 40—44° C. gefunden wurde und hier wahrscheinlich die Schuld an den unangenehmen Fieber-Empfindungen (Eingenommenheit des Kopfes, Kopfschmerz, Schwindel, Gefühl von Abspannung, Durst) trägt. — Stammt nun die Eigenwärme vorzugsweise von Verbrennungsprozessen, so fragt es sich: Was wird verbrannt? wo wird Etwas verbrannt? und was wird aus und mit dem Verbrannten?

Daß auch in unserm Körper zum Verbrennen von Stoffen (s. Gartenlaube Nr. 30) der *Sauerstoff* (s. Gartenl. Jahrg. I. Nr. 28) ganz unentbehrlich ist, zeigt der Athmungsprozeß (s. Gartenlaube I. Nr. 16), durch dessen Hülfe fortwährend Sauerstoff aus der eingeathmeten atmosphärischen Luft dem Blute zugeführt wird. Ebenso muß auch dem Feuer im Ofen die gehörige Menge Luft (Sauerstoff) zugeführt werden, wenn es ordentlich brennen und Wärme entwickeln soll. So wie nun der Ofen den gehörigen Zug braucht, soll in ihm das Verbrennen des Feuerungsmaterials vollständig vor sich gehen, so scheint auch innerhalb unseres Körpers nach der Menge des Sauerstoffs im Verhältnisse zum Verbrennungsmateriale der Grad der Verbrennung verschieden zu sein. Es wäre nicht unmöglich, daß sich bei einer unvollständigen Verbrennung im menschlichen Körper, die in einem Mißverhältnisse zwischen Sauerstoff und Verbrennungsmaterial, vielleicht entweder in einer zu geringen Menge von Sauerstoff oder in einer zu großen Menge von Verbrennungsmaterial, ihren Grund haben könnte, — solche Verbrennungsprodukte bildeten, welche durch ihre Anhäufung im Blute Krankheiten zu erzeugen im Stande wären. So bildet sich z. B. beim unvollständigen Verbrennen von Kohlen im Ofen das sehr schädliche Kohlenoxydgas (s. Gartenlaube Jahrg. I. No. 28), während das vollständige Verbrennen derselben Kohlensäure erzeugt. Aehnliches scheint auch im menschlichen Körper vorkommen zu können, wenn sich z. B. durch unvollständiges Verbrennen von gewissen alten abgestorbenen Gewebebestandtheilen anstatt des Harnstoffs die Harnsäure bildet, welche den Grund zur Gicht legt. Vielleicht könnte alles Verbrennungsmaterial in unserm Körper unter gewissen Bedingungen falsch verbrannt werden, so daß sich alsdann, wenn wir den Vergleich mit dem Ofen fest halten wollen, Rauch, Asche, Ruß von schädlicher Beschaffenheit erzeugte.

Das *Verbrennungsmaterial*, welches innerhalb unseres Körpers und zwar, wie es scheint, *innerhalb des Blutstromes* mit Hülfe des eingeathmeten Sauerstoffs verbrannt wird, ist dreifacher Art; es besteht nämlich aus stickstofflosen (fettigen und fettbildenden) Nahrungsmitteln, aus abgestorbenen Gewebsbestandtheilen und aus jungen Bildungsstoffen. Die *stickstofflosen Substanzen* (s. Gartenlaube Jahrgang I. No. 39), welche wir mit unserer Nahrung in den Körper und das Blut einführen und zu denen Fette, Oele, Stärke, Zucker, Pflanzenschleim und Pflanzengallerte, Gummi und Alcohol gehören, werden nämlich eines Theils in Fett umgewandelt und als solches benutzt, zum andern Theile aber im Interesse der Wärmeentwickelung wahrscheinlich sofort verbrannt. Ohne Zweifel genießt man deshalb im Winter und in kalten Klimaten, wo sich der Körper gegen die äußere Kälte durch innere Wärme besser schützen muß, eine größere Menge dieser Nahrungsstoffe, als bei wärmerer Lufttemperatur. Ist die Zufuhr dieser Stoffe zu gering oder ganz aufgehoben, dann scheint, um doch die zum Leben nöthige Wärme zu behaupten, zuerst das Fett unseres eigenen Körpers verbrannt zu werden, denn dieses schwindet zusehends. Sodann dürften aber auch die abgestorbenen Gewebsbestandtheile und jungen Bildungsstoffe mehr als sich gehört, zur Verbrennung dienen und dadurch die allgemeine Abmagerung des Körpers zu Stande kommen, wobei natürlich die Eigenwärme immer mehr sinkt. Bei der vollkommenen Verbrennung dieser, nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzten, stickstofflosen Substanzen bildet sich zuletzt *Kohlensäure* und *Wasser*, nachdem sich vielleicht vorher Milch-, Butter-, Essig-, Ameisen- und Kleesäure daraus gebildet hatte. Die Kohlensäure wird hauptsächlich in der Lunge aus dem Blute und durch das Ausathmen aus dem Körper entfernt, des Wassers entledigt sich der Körper durch die Nieren, Haut und Lungen. Eine unvollkommene Verbrennung dieser Substanzen würde vielleicht anstatt bis zur Bildung von Kohlensäure und Wasser zu gelangen blos Zucker (aus der Stärke), Kleesäure oder eine andere dergleichen Säure erzeugen und dadurch den Körper krank machen. Noch ist aber ein solcher abnormer Verbrennungsprozeß und daraus erwachsender krankhafter Zustand des Blutes und Körpers nicht weiter erforscht. — Die *alten abgestorbenen Gewebsbestandtheile* oder Mauserschlacken, welche ein zweites Feuerungsmaterial abgeben, sich beim Stoffwechsel in Folge des Thätigseins der Organe fortwährend bilden und in flüssiger Form durch die Haargefäßwände wieder in den Blutstrom gelangen, sind entweder *stickstofflose* (fettige) und werden dann wie die vorigen Substanzen schließlich zu Kohlensäure und Wasser verbrannt, oder es sind *stickstoffhaltige* (eiweißartige) und wandeln sich durch die Verbrennung schließlich in Kohlensäure, Wasser und *Harnstoff* um, nachdem sich wahrscheinlich vorher Fleischstoff (Kreatin), Fleischbasis (Kreatinin) und Fleischsäure (Inosinsäure), Harnoxydul und Harnsäure gebildet hatten. Der alte Blutfarbstoff oder das Blutroth, dürfte in Gallen- und Harnfarbstoff, sowie in schwarzen Farbstoff verbrannt werden. Die Verbrennungsprodukte der stickstoffhaltigen Schlacken werden vorzugsweise durch die Nieren mit dem Urin ausgeschieden. Eine unvollkommene Verbrennung der stickstoffhaltigen Feuerungsstoffe scheint das Blut reich an Harnsäure zu machen und dadurch zur Gicht Veranlassung zu geben. Durch vermehrtes Thätigsein der Gewebe und Organe bildet sich natürlich eine größere Menge solchen Verbrennungsmaterials aus Gewebsschlacken und deshalb entwickelt sich bei stärkeren Körperbewegungen mehr innere Wärme. — Die *jungen Bildungsstoffe*, welche als Eiweiß und Fett mit dem Speise-

* An jedem *Thermometer* (Temperatur- oder Wärmemesser) müssen zuvörderst zwei feste Punkte genau angegeben sein, von denen der eine die Temperatur des schmelzenden Eises bezeichnet und der *Eis-* oder *Gefrierpunkt* heißt, während der andere die Temperatur des siedenden Wassers anzeigt und der *Siede-* oder *Kochpunkt* genannt wird. Der Raum zwischen diesen beiden Punkten (der Fundamentalabstand) ist nun von Celsius, Reaumur und Fahrenheit in eine verschiedene Anzahl gleicher Theile (*Grade*) abgetheilt worden. Die Abtheilung (*Scala*) von *Celsius*, auch die *Centesimal-* oder *hunderttheilige Scala* genannt, enthält zwischen dem Eis- und Kochpunkte, von denen der erstere mit 0 bezeichnet ist, 100 Grade, so daß dem Siedepunkt der hundertste Grad (+ 100°) entspricht. Die Grade über dem Eispunkte nennt man *Wärmegrade* und bezeichnet sie mit +, die unter diesem Punkte heißen *Kältegrade* und man setzt — davor, ihr Zeichen ist C. Die *Réaumur*'sche Scala enthält zwischen dem ebenfalls mit 0 bezeichneten Eis- und dem Siedepunkte nur 80 gleiche Grad, ihr Zeichen ist R. Bei der *Fahrenheit*'schen Scala sind vom Gefrier- bis zum Siedepunkte 180 Grade angenommen und der 0 Punkt steht um 32° tiefer als der Gefrierpunkt, so daß dieser also mit + 32, der Siedepunkt mit + 212° bezeichnet ist; das Zeichen dieser Scala ist F. — In Deutschland und Frankreich bedient man sich bei wissenschaftlichen Untersuchungen der Celsius'schen Scala, in England der Fahrenheit'schen.

saft und der Lymphe in den Blutstrom gelangen und aus dem Blute endlich in das Gewebe des Körpers übertreten, werden erst mit Hülfe des Sauerstoffs (also durch eine Verbrennung) in gewebsbildende Substanzen umgewandelt und zwar so, daß aus dem Eiweiß sich Faser- und Käsestoff, Leim und Harnstoff hervorbildet, aus dem Fette aber die verschiedenartigen und eigenthümlichen Fettsorten des Körpers hervorgehen. Auch bei diesen Verbrennungen (von denen die stickstoffhaltiger Substanzen eine geringere Menge Sauerstoff als die stickstoffloser verlangen) bildet sich Wärme und es wäre nicht unmöglich, daß wenn sie unvollständig vor sich gingen, solche Stoffe erzeugt würden, welche Gewebe zu bilden unfähig wären und als krankhafte Substanzen sich hier und da im Körper aus dem Blute ablagerten (wie Tuberkel- und Krebsmasse). Der zur Gewebsbildung nicht zu verwendende Ueberschuß an Eiweißsubstanzen scheint ebenfalls zu Harnstoff verbrannt zu werden.

Das Bilden und Zerfallen der Bestandtheile unseres Körpers (d. i. der Stoffwechsel) ist sonach die Hauptquelle unserer Eigenwärme und es wird also nicht blos eine Portion in unsern Körper mit der Nahrung eingeführten Feuerungsmaterials, sondern auch unser eigener Körper verbrannt. Es leuchtet deshalb gewiß auch ein, daß sich bei Hunger und Ruhe weniger Eigenwärme, als bei kräftiger Kost und Bewegung entwickeln muß, und daß sich ein großer Einklang zwischen unserer Wärme und dem Stoffwechsel findet, so daß die Eigenwärme als ein Maaß des Lebens angesehen werden kann. Darum das Sinken der Wärme bei herannahendem Tode. — Außerdem dürfte sich in unserm Körper aber auch noch auf andere Weise Wärme entwickeln können und zwar durch gewisse chemisch-physikalische Vorgänge, welche mit dem Stoffwechsel in engem Zusammenhange stehen und beständig im Gange sind. So entsteht Wärme, wenn sich ein Salz (eine Verbindung einer Basis mit einer Säure) bildet oder ein Mittelsalz in ein basisches umwandelt. Dies findet besonders statt, wenn kohlensaures Natron durch Milchsäure, Harnsäure, Fleischsäure oder Phosphorsäure zerlegt wird und wenn die Phosphor- und Schwefelsäure, welche durch das Verbrennen schwefel- und phosphorhaltiger eiweißartiger Substanzen sich gebildet hat, Salze bildet, in welchen Natron oder Kali vorherrschen. Ferner entwickelt sich dadurch auch noch Wärme, daß die durch Verbrennungen entstandene Kohlensäure von den Flüssigkeiten des Körpers verschluckt wird, so wie in Folge der steten Benetzung und Tränkung aller festen Gewebe mit wässeriger Flüssigkeit, weil dabei das Wasser in den feinsten Räumchen verdichtet wird. Sodann ist noch jede Bewegung im Körper als eine Quelle von Wärme zu betrachten.

Hiernach sind also die Wärmequellen im menschlichen Körper sehr mannigfaltige und es dürfte wohl niemals genau ergründet werden können, wie viel von Wärme jeder Quelle entströmt. Jedoch bleibt es gewiß, daß die verschiedenen Verbrennungsprozesse die meiste Wärme liefern und daß durch zweckmäßige Unterhaltung derselben willkürlich einiger Einfluß auf die Wärmebildung ausgeübt werden kann. Bedenkt man nun, daß nur bei dem gehörigen Wärmegrade die Lebensprozesse ordentlich gedeihen können, so wird man auch stets auf das richtige Maaß von Wärme im Körper halten, in manchen Fällen dasselbe zu erhöhen, in andern zu erniedrigen suchen müssen. Deshalb ist die richtige äußere und innere Anwendung von Wärme oder Kälte, von Hunger oder solchen Nahrungsstoffen, welche die Verbrennungsprozesse besser oder schlechter unterhalten, von Ruhe oder Bewegung u. s. w. von großer Wichtigkeit bei Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit. Mit derartigen Hülfsmitteln werden aber die Aerzte sobald noch nicht kuriren, weil dazu mehr gehört als Arzneimittel und Receptformeln auswendig zu lernen. (Ueber Erwärmung, Abkühlung und Erkältung s. später.) B.

Pariser Bilder und Geschichten.

Die unbekannten Gewerbe.

Manufaktur angerauchter Pfeifen. — Der Rebus-Auflöser. — Ameisenzucht. — Der Katzen-Vertilger.

Nicht weit von der Rue des Anglais besteht ein Gewerbe, wie Sie es in Deutschland wahrscheinlich vergebens suchen würden. Es ist die Fabrik angerauchter Pfeifen. Zwei Geschäftsmänner, die schon zu den Gelehrten gehören, haben eine geistreiche, geniale Erfindung gemacht; ihre Werkstätte könnte in einigen Stunden die ganze Armee des Orients mit angerauchten Pfeifen versorgen.

Dieses Anrauchen der Pfeifen hat einer Klasse kleiner Gewerbsleute den Todesstoß gegeben, die im Kleinen das Anrauchen betrieben. Wenn man längs der Quais der Seine spazieren ging, sah man sonst eine ganze Legion von Zigeunern (was man in Paris so nennt, Bohémiens), die ernst und behaglich in der Sonne saßen und den Duft ihrer Pfeifen einschnüffelten. Sie würden sich vielleicht gefragt haben, wie diese pariser Lazzaroni es anfingen, mitten in ihrem Schmutz und Lumpenstaat ihre Zeit mit Tabakrauchen zubringen zu können, also eigentlich mit Nichtsthun. Ihre Beschäftigung bestand gerade im Rauchen: Ein Unternehmer gab ihnen eine neue Pfeife, Taback für 20 Centimes (4 Sous) und 20 Centimes Lohn. Dafür mußte er eine gut angerauchte Pfeife geliefert erhalten. Sie konnten also zwei Meisterstücke in Einem Tage ausführen, nämlich sie profitirten für zwei Pfeifen 40 Centimes (8 Sous) und damit bestritten sie die Tagesauslagen auf folgende Weise:

Ein Harlekin (Fleischbrocken mit Gemüse u. dergl. gemischt)	2 Sous
Ein Canoe (Glas) von etwas Violettem, genannt Wein	2 „
Brot oder Erdäpfel im Hemd (im Schlafrock) ein Pfund	2 „
Nachtlager in einer allgemeinen Schlafstube, auf einem Eiderdun von 3 Schuh (auf Stroh)	2 „
	Summa 8 Sous.

Man kann unmöglich das materielle Leben auf geringere Proportionen reduziren. Aber, mein Gott, das ist nun ein todtes Gewerbe! Die Industrie hat es umgebracht. Man kann heutzutage in Pfeifen rauchen, die mittelst eines chemischen Prozesses angeraucht werden. Dieser besteht darin, daß man die Gypspfeifen in einen Tabacksud taucht, nachdem man sie vorläufig etwas erwärmt hat. Diese Pfeifen sind eben so parfümirt, als die nach der ursprünglichen Methode hergestellten; sie sind sogar eleganter, regelmäßiger angeraucht und besonders reinlicher. Dieses seltsame Gewerbe beschäftigt zehn Arbeiter, die täglich fünf Francs verdienen und zwanzig Arbeiterinnen mit täglichen drei Francs. Täglich werden davon fünf bis sechs Kisten, jede zu 1000 Stück in die Provinz geschickt und Paris selbst verbraucht ihrer ebensoviel.

Nun aber führe ich Sie zu einem ganz anders kuriosen Specialisten; ich meine einen Menschen, der sich sein Brot damit verdient, Räthsel, Rebusse u. dergl. aufzulösen, die man in gewissen Zeitungen zur sogenannten geistigen Unterhaltung der Abonnenten auftischt. In denjenigen Stadttheilen von Paris, wo die kleinen Rentner wohnen, giebt es Kaffeehäuser, Estaminets und Pensionen, Kosttische, die von einer allgemeinen Aufregung ergriffen werden, sobald in dem Morgenblatte eine solche geistige Aufgabe erschienen ist. Jeder glaubt sie dann gelöst zu haben.

Man spricht, schreit, wettet, erhitzt sich die Köpfe und disputirt sogar; zuletzt wendet man sich an die aufgeklärte Einsicht des Wirthes. Man kann sich nun leicht die Verlegenheit dieses Herrn vorstellen, der durch eine einzige positive Erklärung die Schwierigkeiten schlichten soll. Zum größten Glück für ihn hat sich ein Industrieller gefunden, der die zügellose Leidenschaft der kleinen Rentner für die Rebusse begriff und seine Existenz darauf zu bauen beschloß. Er hat sich also als allgemeiner Oedip etablirt. An den Tagen der Rebusse läuft er frühzeitig in der Stadt herum, besucht alle solche Anstalten, giebt dem Wirthe eine schriftliche Erklärung des Räthsels und zieht dann mit seinem Honorar ab, das fünf Sous beträgt. Zuerst beschränkte sich seine Kundschaft auf das Stadtviertel aux marais, aber allmälig hat sie sich auf die übrigen Quartiere ausgebreitet. Jetzt ist er genöthigt, einen Mann aufzuwenden, um die Austheilung seiner papierenen Lösungen zu besorgen. Damit verdient er nun bei einem Rebus 50 Francs; nun erscheinen deren aber wöchentlich drei, so daß er monatlich 600 Francs verdient.

Das Seher-Talent dieses Specialisten hätte vor einigen Jah-

ren den Nachbarn eines Hauses sehr nützlich werden können, das in der Bichat-Gasse liegt. Diese Nachbarn wurden buchstäblich aufgefressen; sie hörten nicht auf, sich zu kratzen, die Haut und die Oberhaut ging damit zum Teufel, als wenn der Aussatz in diesem Winkel der Stadt ausgebrochen wäre. Es fand eine Untersuchung statt, und man entdeckte endlich, daß jenes gefährliche Haus einzig und allein von einem Fräulein Rosa bewohnt würde, die sich der lobenswerthen Zucht von Ameisen gewidmet hatte.

Mademoiselle Rosa ist 42 Jahre alt und sieht fürchterlich aus; ihr Gesicht und ihre Hände sind braun gefärbt, als wenn sie ein geschickter Chagringerbergesell hergerichtet hätte; sie trägt eine wahre Rüstung wie der Armbrustschütze in der Ballade, denn sie selbst leidet unter den Bissen ihrer Zöglinge, undankbares Volk! Aber sie ist endlich auf einen solchen Punkt von Unempfindlichkeit angelangt, ihr Leder ist so hart geworden und verschrumpft, daß sie mitten unter ihren Waarensäcken ihr Bett aufgeschlagen hat, und der Stich und Biß der kleinen Bestien keine Gewalt mehr über sie hat. Als daher die Polizei ihre Werkstätte untersuchte, schien sie sehr überrascht zu sein und sagte:

„Wie kann man sich auch über diese Thierchen beklagen! Sehen Sie, ich lebe mitten unter ihnen und befinde mich deswegen nicht übler. Man muß mir in der Nachbarschaft aufsässig sein. Die Leute sind doch sehr böse!"

Nichtsdestoweniger wurde sie genöthigt, ihre Industrie in ein Haus zu verlegen, das ganz isolirt ist und außerhalb der Stadt liegt.

Fräulein Rosa hat Correspondenten in der Provinz, wo es große Wälder giebt; jedem ihrer Angestellten zahlt sie täglich 2 Sous; selbst im Elsaß hat sie ihrer. Täglich bekommt sie wenigstens 10 Säcke zugeschickt, die groß sind wie Mehlsäcke.

Ich habe mit Fräulein Rosa gesprochen; sie ist auf ihren Geschäftszweig ganz stolz.

„Ich bin," sagt sie, „die einzige Person, welche diese Industrie gehörig betreibt; denn ich allein habe die Sitten und Gebräuche dieser kleinen Geschöpfe studirt. Wie ich will, müssen sie Eier legen, und zwar zehn Mal mehr, als sie im gewöhnlichen Naturstande zur Welt brächten. Zu diesem Zwecke bringe ich sie in ein Zimmer, wo ich beständig einen eisernen Ofen glühend heize und lasse sie ihre Nester anlegen, wo sie nur wollen. Man muß sie nicht ärgern; sie müssen gut gehalten werden. Je sorgfältiger Ihr sie pflegt, desto mehr tragen sie Euch ein."

„Aber was zum Teufel machen Sie denn mit all' den Eiern, die Sie mit so viel Mühe einsammeln?"

„Ich verkaufe sie an die Apotheker, an den botanischen Garten von Paris und an alle Fasanerien der Umgebungen von Paris. Die jungen Fasanen sind sehr lüstern darnach."

„Und was verdienen Sie dabei?"

„Tausend, meine Herrn, jetzt noch gebe ich meinen Tagesverdienst, reinen Gewinn für 30 Francs. Aber der Handel ist sehr heruntergekommen. Zur Zeit „des Adels," als meine Mutter, meine Vorgängerin noch das Geschäft führte, war das ein weit besserer Stand. Aber was kann man heutzutage mit den Bürgerlichen profitiren. Die wissen zwischen einem Fasan und einem Haushahne gar keinen Unterschied zu machen. Ah, reden Sie mir nicht von Revolutionen!"

Der alte Matagatos ist das gerade Gegentheil von Fräulein Rosa. Das ist ein wirklicher Pangloß, dem Alles ganz recht zu sein scheint wie es auf Erden ist. Er ist heiter, gutmüthig, harmlos und lacht gern. Auf den Pyrenäen geboren, kam er aus Neugierde nach Paris und verliebte sich in diese Stadt. Aber in Paris muß man arbeiten um zu leben, gerade so wie anderswo. Der alte Matagatos, der das freie Leben, den langen Schlendrian und Mondschein gern hat, wurde Lumpensammler, aber gerade nur um sich einen Stand zu geben, und um einen Buckelkorb zu tragen, die Lumpen verachtet er ganz ordentlich. Sein eigentliches Geschäft besteht darin, die Katzen zu vertilgen; daher kommt auch sein Zuname, der aus zwei katalanischen Wörtern besteht. Wer auch nur selten Abends in den Gassen von Paris herumschlendert, muß den Mann schon gesehen haben. Er ist groß, stark, trägt einen schwarzen vollen Bart und die Haare wie ein Puritaner geschnitten; immer singt er etwas zwischen den Zähnen und trägt dabei mit einem wahren Stolze seinen Lumpenhaken. Neben ihm trotten beständig zwei englische Windspiele von der schönsten Race. Dies sind seine Lieferanten. Er hat sie abgerichtet, alle nachtwandelnden Katzen wegzuschnappen, die ihm in den Weg gerathen. Ralph bringt seine Beute nie lebendig herbei, Sobreno ist viel großmüthiger, bei diesem blutet sein Opfer gar nicht einmal, die Katze lebt noch, wenn er sie seinem Herrn und Meister bringt und Ralph giebt ihr erst den Garaus.

„Die Katzen haben das Sonderbare," sagt der Alte, „daß an ihnen Alles gut ist. Das Fell kann man den Kürschnern verkaufen, die Zobelmarder daraus fabriziren und das ist ein Modepelzwerk heut zu Tage, wo eine wahre Muffmanie herrscht und jede Frau, von der großen Dame bis zur kleinen Nähterin einen Muff haben will. Im Punkte des Pelzwerkes kommt der Katze nur das weiße Kaninchen gleich, wenn man schon ernsthaft reden will, das man seit einigen Jahren Hermine getauft hat. Was aber das Katzenfleisch betrifft, so weiß ich es zu placiren; ich kenne die guten Plätze. Aber da muß man behutsam sein, die Theaterschreiber haben die Barrierenkunden in dieser Beziehung sehr vorsichtig gemacht. Das Publikum geht in seinem Argwohn so weit, daß es immer die Köpfe sehen will, ehe es sich seine Portion um 6 Sous kauft."

„Diese Vornehmthuerei muß Ihrem Geschäfte Eintrag thun, denn Nichts sieht einem Kaninchenkopfe so unähnlich als ein Katzenschädel?"

„Das war ein Uebelstand, ich kann es nicht leugnen, aber man hat demselben abzuhelfen gewußt. Ah! Ihr wollt Köpfe haben um Kaninchen zu essen, die Euch ganz hergerichtet nicht mehr als 2 Franks 50 Centimes (1 Fl. C. Mze.) kosten sollen, wovon ich 1 Franks beziehe, wissen Sie. Ah! wohlan, meine lieben Leute, Ihr sollt ihrer haben und zwar mehr Köpfe als Ihr braucht. Also habe ich den Handel mit Kaninchenfellen von Haus zu Haus angefangen, habe mich mit allen Köchinnen des Stadttheiles in's Einvernehmen gesetzt, wo ich zum Schein mein Lumpensammlermetier ausübe und ich kaufe ihnen alle Felle ab, aber unter Einer Bedingung, nämlich daß sie mir das Fell mit dem Kopfe liefern müssen. Sie verstehen nun was ich mit diesen Kaninchenköpfen mache. Jede Katzenlieferung ist von einem Kaninchenkopfe begleitet. Daher kommt nun das absolute Vertrauen, das in einigen Barriererestauranten, die ich versehe, die Kunden in die Kaninchenbraten setzen. Wie viele Leute essen da von dem Wilde, das ich gejagt habe, ohne daß ihnen auch nur der geringste Zweifel kommt. Ich kann nichts dafür, ich bin zum Jäger geboren. Daheim in meinen Bergen habe ich Bären und Füchse gefangen, in Paris giebt es von Allem dem Nichts. Holla, Ralph, da schau Sobreno ... Diese Burschen versorgen ihrem Herrn sein elendes Leben und tragen ihm jeden Morgen etliche 15 Francs ein. Aber warten Sie, weil Sie sich gerade um All das interessiren, so will ich Sie zu einem meiner Freunde führen, der in der Cité St. Maur wohnt; kommen Sie, sehen Sie sich seine Werkstatt an."

Blätter und Blüthen.

Abdul-Medschid. Wie gerecht und tolerant der jetzige Sultan gegen seine Unterthanen verfährt, davon nur ein Beispiel: „Nicht weit von Bebek, einem niedlichen Dorf am Bosporus, wohnte noch im Frühjahr 1850 ein armenischer Kaufmann, der sich ein ansehnliches Vermögen erworben hatte und beträchtlichen Einfluß in seiner Gemeinde besaß. Die Gegenstände, mit welchen er handelte, waren solche, die nur einen geringen Raum einnehmen: Juwelen, Rosen-Essenz, Parfüms, kostbare Droguerieen, Stickereien, Kaschemir-Shawls und dergleichen, von welchen er in der erwähnten Zeit sein Haus voll hatte. Dieser Mann war veranlaßt worden, die Predigten der Missionäre in Bebek zu hören, die eine so große Wirkung auf ihn hervorbrachten, daß er sich von der armenischen Kirche lossagte und Protestant wurde. Die Priester seines früheren Glaubens thaten Alles, was in ihrer Macht lag, ihn durch Ueberredung, Schmeichelei, Drohungen, Bitten von seinem Vorsatz abzubringen — vergebens: der Kaufmann hatte die Wahrheit erkannt und war entschlossen, sie nicht zu verläugnen. Man wandte sich an den Patriarchen. Bekanntlich giebt es nicht nur einen griechischen, sondern auch einen armenischen Patriarchen, der dieselben Mittel gegen den Abtrünnigen versuchte, die seine Untergebenen gebraucht hatten, ohne aber ein besseres Resultat zu erzielen. Seiner fruchtlosen Bemühungen überdrüssig, gab er endlich Befehl, den unglücklichen Kaufmann in den Bann zu thun und ihn vom Altar herab als eine exkommunizirte Person zu verkünden. Ei-

nige Tage darauf versammelte sich eine zügellose Rotte von Griechen und Armeniern, bewaffnet mit allen möglichen Werkzeugen der Zerstörung, vor dem Hause des Schuldigen, verjagte die erschreckte Familie, die sich größtentheils bei ihrer Annäherung geflüchtet hatte, riß das Gebäude dann von Grund aus nieder und machte ein Freudenfeuer aus den Geräthen und Waaren.

Der Mißhandelte begab sich zum Großwesir, um über die Zerstörung seines Eigenthums Klage zu führen und Gerechtigkeit zu fordern. „Ich sehe nicht ein", erwiederte der Wesir, „was ich dabei thun kann. Wenn ich mich einmische, so wird es ein außergerichtliches Verfahren sein und denjenigen eine Handhabe geben, welchen schon Alles, was sie Neuerungen nennen, zuwider ist. Die Alt-Türken nennen mich bereits Diaul- (Teufel-) Pascha, was würden sie erst sagen, wenn ich mich zum Richter zwischen Christen aufwürfe?" Indessen schien es doch, als ob der Vorgang mit dem Armenier den Wesir auf einen neuen Gedanken gebracht habe. „Komm morgen wieder", sagte er, „und obgleich ich selbst Dir nicht helfen kann, will ich Dich zu Einem führen, der es vermag." .....

Am folgenden Morgen lag eine Kaika bereit, und zu des Kaufmanns Schrecken fand er sich bald in der „Allerhöchsten Gegenwart". Der letzte Theil des vorhergehenden Tages war zu einer genauen Untersuchung verwandt worden, und der Minister hatte einen Bericht über den Vorgang an den Sultan abgestattet, der, wie ein wahrer Harun-al-Raschid, die Sache selbst in die Hand zu nehmen beschloß. Sobald der Armenier seine Unterthänigkeit bezeugt und seine Freude darüber ausgedrückt hatte, daß man ihn der Ehre gewürdigt, den Bruder der Sonne und des Mondes zu erblicken, stürzte der Großherr sich augenblicklich in medias res. „Man berichtet mir", begann Se. Hoheit, „daß die Armenier in Bebek und der Nachbarschaft Dein Haus zerstört und Dein Eigenthum verbrannt haben. Das ist sehr unrecht, sehr unrecht; aber sage mir nun auch, was Du ihnen gethan hast, denn ohne Ursache reißt Niemand das Haus eines Anderen nieder. Welches Verbrechen hast Du begangen?" — „Geruhen Ew. Hoheit", erwiederte der Armenier, „ich habe kein Verbrechen begangen: ich verließ nur, was sie den Glauben nennen." — „Es ist ein schlimmes Ding", sagte der Sultan, „den Glauben zu verlassen; aber welchen Glauben hast Du verlassen?" — „Ich verließ den Glauben, der mir befahl, mich vor der Panagia (der Jungfrau Maria) und den Heiligen zu verbeugen und sie anzubeten." — „Was? jene gelb gemalten Dinge, von denen man mir sagt, daß die Christen sie verehren?" — „Ja, Ew. Hoheit; aber es sind nicht Christen, welche sie verehren. Seitdem ich ein Theist bin, habe ich mich nicht mehr vor der Panagia gebeugt." — „Du thust ganz recht; es giebt nur einen Gott, und Muhammed ist sein Prophet." — Der Kaufmann verneigte sich ehrerbietig bei den Worten des Sultans, obwohl ohne Zweifel mit einem stillen Vorbehalt; allein Niemand darf es wagen, dem Beherrscher der Gläubigen zu widersprechen. Abdul-Medschid fing nun an, sich über die Einzelnheiten des Vorgangs genau zu erkundigen, und da er fand, daß die Aussage des Armeniers vollkommen mit dem übereinstimmte, was der Wesir gemeldet hatte, so ward der Kaufmann entlassen, und es erging ein Befehl an den Patriarchen der armenischen Kirche, sich am nächsten Tage zu derselben Stunde in Beschiktasch einzustellen.

Mit Furcht und Zittern erschien zur bestimmten Zeit der Prälat. Der Sultan war augenscheinlich übler Laune: er wartete kaum, bis die stereotypen Kniebeugungen vorüber waren, als er ihm zurief: — „Was soll das bedeuten, daß Eure Leute die Habe meiner Unterthanen verbrennen und ihre Häuser niederreißen? Bin ich nicht der Sultan-ad-Din? Untersteht man sich, meiner Gewalt zu spotten?" Der bestürzte Patriarch versuchte eine Erklärung zu stammeln. „Nichts!" schrie der Sultan, „ich weiß Alles, was vorgegangen, und habe meinen Entschluß gefaßt." — „Möge es Deiner Hoheit gefallen —" „Es gefällt mir nicht, und deshalb eben habe ich Dich rufen lassen. Nun höre, was ich zu sagen habe. Ich verfolge keinen wegen seiner Religion und will nicht erlauben, daß Du es thust. Gott ist groß; Ihr aber betragt Euch nicht besser, als die Schweine. Dieser Mann setzt sein Vertrauen in Gott und ruht in unserm Schatten; er soll nicht beraubt werden. Vernimm nun", fuhr Abdul-Medschid fort, von dessen Gesicht alle Spuren von Zorn verschwunden waren, „dieser Kaufmann muß für seinen Verlust entschädigt werden. (Der Patriarch erblaßte.) Da der ihm zugefügte Schaden von meinen Unterthanen herrührt, so muß meine Schatzkammer denselben vergüten. Niemand soll Uns vergeblich um Schutz gegen Unterdrückung anflehen." — Se. Heiligkeit schöpfte wieder Athem. „Deine Hoheit ist die Quelle des Trostes und die Rose der Gerechtigkeit", fing er an. — „Ohne Zweifel bin ich das. Demzufolge muß ich auch alles Unrecht wieder gutzumachen suchen, das gegen diejenigen begangen wird, die unter dem Schatten des grünen Banners ruhen. Bliebe ich jedoch hierbei stehen, so würden alle wahren Gläubigen mich anklagen, da ich ihnen dann eine Last auflegen würde, um die Verbrechen von Hunden und Ungläubigen zu sühnen. Wenn ich also den Kaufmann entschädige, so mußt Du **mich** entschädigen." Jede Spur von Farbe verschwand bei diesem Ausspruch vom Gesicht des Patriarchen. Er öffnete den Mund, vermochte aber nicht, ein Wort hervorzubringen. Es war auch nicht nöthig; der Sultan machte ihm ein Zeichen, daß er zu schweigen habe. „Künftige Woche um diese Zeit wird dem Armenier sein Schaden ersetzt werden; an demselben Tage in der darauf folgenden Woche wirst Du den Betrag an Unsere Schatzkammer einzahlen, und dann wird Dir, sobald Du willst, Unsere kaiserliche Erlaubniß und Ermächtigung ertheilt werden, die Uebelthäter, welche durch Dich, o Vater des bösen Raths! zu diesem Vergehen aufgestachelt wurden, Deinerseits zum Schadenersatz anzuhalten. Jetzt habe ich nur noch die Summe anzugeben, um deren Wiedererstattung es sich handelt; der Kaufmann schätzt seinen Verlust auf achtmal hunderttausend Piaster (ungefähr funfzigtausend Thlr.); da jedoch in der Eil und Verwirrung, die von einem solchen Verfall unzertrennlich sind, viele werthvolle Gegenstände seinem Gedächtniß entfallen sein müssen, so wollen wir diesem Betrage noch die Hälfte hinzufügen und ihn auf zwölfhunderttausend Piaster feststellen, was den Gekränkten einigermaßen für die Leiden entschädigen wird, die er unschuldigerweise erduldet. Unser Schatzmeister wird ihm künftige Woche 1,200,000 Piaster auszahlen, und in der folgenden wirst Du uns diese erstatten." — Noch einmal versuchte Se. Heiligkeit zu sprechen, aber der Sultan klatschte in die Hände. „Es ist genug!""

Der Ocean auf dem Tische. Es wird jetzt mit der Zeit unter den gebildeten Familien, denen es auf ein paar Thaler nicht ankommt, immer mehr Mode werden, sich nicht nur mit geschmackvollem, sondern auch mit wissenschaftlichem Luxus zu umgeben. Zu den neuesten Dekorationen letzterer Art gehört in England bereits das Aquarium, d. h. die vergrößerte und wissenschaftlich construirte Goldfisch-Terrine, gefüllt mit Leben aus der Tiefe des Meeres, das man nun darin in seinem ganzen, tiefen, geheimnißvollsten Reichthume auf dem Tische studiren kann, im Schlafrock und Pantoffeln. Der Engländer Philip Henry Gosse hat jetzt ein wahres Prachtwerk mit vielen colorirten Kupfertafeln unter dem Titel: „Aquarium oder Enthüllung der Wunder der Meerestiefe" veröffentlicht, worin er zeigt, wie man solche Aquarien einrichten, halten und studiren muß und was für merkwürdige Wesen man darin in ihren Sitten und Gebräuchen beobachten kann.

Das Prinzip, auf welchem das Aquarium beruht, besteht in gehöriger Erhaltung von Pflanzen- und Thierleben innerhalb des gläsernen, durchsichtigen Wassergefäßes, da die Thiere von dem Sauerstoff abhängen, welchen die Pflanzen entwickeln, während letztere ohne Stickstoff und Kohlensäure, welche von ersteren ausgehen, nicht bestehen können. Mit dem lebendigen Seewasser muß man natürlich auch etwas Sand und Steine zur Bequemlichkeit des Lebens darin einfüllen. Um die innere Wand des Glasgefäßes, die sich stets mit Myriaden von kleinen Algengewächsen u. s. w. zu bedecken suchen, rein zu halten, stellt man eine Portion kleine Thiere an, welche die Wissenschaft „trochus" nennt, und die Engländer „periwink's, slavies und common tops" nennen. Diese tops (Kreißel) treiben sich fortwährend an den innern Wänden umher und lecken mit ihren fleischigen, reibeisenartigen kleinen Rüsseln jeden Tag in regelmäßigen Zwischenräumen Alles weg, was die Durchsichtigkeit stören würde. Die Zunge dieser kleinen Reinlichkeitsbeamten ist ein wahres Meisterstück von Besen oder Fensterlappen und wird von Mr. Gosse mit vielem Enthusiasmus beschrieben. Unter den seltsamen Bewohnern des Meerwasser-Aquariums macht sich der Kopffuß (Kephalopodos) oder die Sepiola vulgaris besonders interessant. Anfangs verräth das Thierchen viel Unruhe, nimmt aber mit der Zeit mitten im Wasser eine ruhige Stellung an, um nur noch aus den weit hervorstehenden Augen und durch seine tausendfach und plötzlich sich ändernden Farben zu verrathen, was für ein reiches Leben in ihm pulsirt. Die Farben erscheinen in den verschiedensten Formen und Tinten, bald in dunkeln, bald in hellen Schichten, bald in Flecken, bald in Ringen u. s. w., stets farbiges Gefühl, stets sichtbar werdendes S e e l e n leben. Daß die Farbenmusik und ihre verschiedenen Gestalten von den Stimmungen des Thierchens abhängt, wird bald klar. Da schwebt eins ruhig und gedankenlos und deshalb farblos. Ein College von ihm schießt über ihn hin: sofort übergießt sich sein Körper mit dem schönsten Purpur, „wie die Wange eines in Scham erglühenden Mädchens." Wer weiß, was für rührende Liebesgeschichten alles in der Tiefe des Meeres vorkommen! Aber freilich giebt's auch Kannibalen darunter, z. B. den schwarzen Goby, drei Zoll lang und sich gern unten versteckend, wie alle Räuber und Mörder, in Sand und Sumpf. Zuweilen schießt er auf, schnappt seine Beute und kehrt wieder in den Schlamm zurück. — Die Erdbeer-Krabbe (wegen der Farbe so genannt) klettert träge auf den Seegewächsen herum, und macht dabei ganz die Bewegungen des Orang-Utang. — Die Seemaus, welche zu dem schönen wissenschaftlichen Namen der Liebesgöttin „Aphrodite" gekommen, ist besonders interessant durch die geschäftliche Lebendigkeit, womit sie stets unten umher pusselt, noch mehr aber durch ihren schönen Farbenwechsel, bei künstlichem Licht in Roth und Orange, am Tage meist in Grau und Blau. Die Farben kommen hier von Lichtbrechung, bei der Sepiola aber aus innerer Leidenschaft. Nähere Untersuchung der Construction der Seemaus zeigt eine Menge der seltsamsten Bildungen, unter welchen die merkwürdigste die Nase oder der Athmungsprozeß ist, der sich im Schwanze befindet. Sie athmet stets W a s s e r aus und ein, wie wir Luft. — Auch die „Soldaten-Krabbe" ist ein interessanter Unterthan des Meeres. Sie hat kein hartes Fell und keine Waffen, und da sie sich's doch gern bequem macht, zieht sie in jedes beliebige Haus, das sie leer findet, Schnecke oder Muschel. Spaßhaft ist's, wenn's ihr zu eng im Schloß wird und sie sich nach bessern Wohnungen umsieht. Auf dem Dache der Soldatenkrabbe wächst in der Regel eine Anemone, ein säulenartiges Pflanzenthier, und mit ihr zusammen inwendig wohnt fast ohne Ausnahme die Nereis bilineata, ein wunderschön gefärbter Wurm, der, wenn die Soldatenkrabbe etwas gefangen hat, unter ihm hervorschießt und ihm das Futter thatsächlich vor der Nase wegreißt, ohne daß es der wahre Eigenthümer besonders übel zu nehmen scheint. Der Wurm, der sich nirgends im Freien halten und selbst kein Brot verdienen zu können scheint, ist eine der größten Delicatessen für Fische, weshalb auch Angler und Fischer ihn mit dem größten Erfolge als Köder brauchen. Man findet ihn stets in den Wohnungen der Soldaten-Krabbe. — Unter den Pflanzenthieren scheinen einige Sorten von Strahlenmuscheln wahrhafte gymnastische Künstler zu sein, obgleich sie in der Regel wie angewachsen umherfaullenzen. Mr. Gosse warf einmal einige Exemplare der knolligen Strahlenmuschel, der größten Sorte ihres Stammes, in eine Schüssel, da sie es lieben, zuweilen an die Luft gesetzt zu werden. Während die Familie nun ruhig am Tische saß, und sich vorlesen ließ, entstand plötzlich unter den Thieren ein schrecklicher Lärm, der mit Reibungen und Schlägen von Flintensteinen auf einander große Aehnlichkeit hatte. Sie zankten und stritten sich wüthend unter einander, als wollte Jede seinen Kopf behaupten, obgleich keine Einzige einen hatte. Es war in der That der kopfloseste Aufruhr.

Mit der Zeit wird die Tiefe des Meeres, durchsichtig auf unserem Tische, uns noch manche seltsame Naturgeschichte erzählen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 34. Die Gartenlaube 1854.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Der Schutzgeist des Hauses.

(Schluß.)

V.

Das junge Ehepaar hatte übereinstimmend beschlossen, in der großen Stadt eben so sich selbst und dem häuslichen Glücke, wie in dem kleinen Städtchen des Südens zu leben. Arnold war ersucht worden, eine geeignete Wohnung jenseits der Seine aufzunehmen, und seine Wahl fiel auf ein Haus in der rue Jacob, welches all die gesuchten Vortheile der Zurückgezogenheit, Bequemlichkeit und Reinlichkeit bot. Er hatte auch, so weit dies einem Manne zuzumuthen ist, die Einrichtung besorgt, die Ergänzung derselben der Umsicht der jungen Hausfrau vorbehaltend, welche sich nun bei ihrer Rückkehr vollauf mit Einkauf und Anordnung alles Dessen zu schaffen machte, was zur Behaglichkeit und Anmuth des Aufenthaltes beitragen konnte. Noch war nicht Alles in dem erwünschten Stand, noch hatte man sich mit der pariser Welt gar nicht in Verbindung gesetzt, als sich eines Morgens ein Besuch einfand, der Herrn Duberville galt. Zwar hatte die Dienerschaft die Weisung erhalten, jeden vorzeitigen Gast abzuweisen, allein in dem vorliegenden Falle blieb die Maßregel fruchtlos, da der Angekommene, vorgebend, daß er mit Herrn Duberville in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen habe, nicht zum Weichen gebracht werden konnte.

„Wen soll ich melden?“ frug endlich der ermüdete Diener, als er sah, daß der Fremde auf die Unterredung bestand.

„Herrn Flaireau“, lautete die Antwort.

Alfred verfärbte sich, als ihm dieser Name genannt wurde.

„Lassen Sie ihn eintreten“, sprach er nach kurzem Besinnen, und bald darauf sah er die magere Gestalt des Börsenspielers im Gemach erscheinen.

„Guten Tag, Herr Duberville“, sagte dieser mit einer widrigen Freundlichkeit. — „Wie geht es Ihnen? Sie haben für mehrere Monate Paris im Stiche gelassen. Jeder, der es thun kann, hat Recht, wenn er den Sommer auf dem Lande in frischer Luft zubringt.“

„Gewiß, gewiß“, warf Alfred hin, um etwas zu sagen.

„Befinden Sie sich nicht ganz wohl?“

„Ganz wohl. Ich danke.“

„Sie sehen ein wenig angegriffen aus.“

„Die pariser Luft ist Schuld daran, Herr Flaireau.“

„So schnell wirkt die auf Sie?“

„Es scheint.“

„Es ist mir ein Vergnügen, Sie wieder zu sehen, Herr Duberville. Uebrigens aber hat mein Besuch seinen bestimmten Zweck.“

„Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich komme im Auftrag meiner Schwester.“

Alfred wurde blaß bis auf die Lippen und sagte nichts.

„Meine arme Schwester läßt Sie um eine kurze Unterredung bitten“, fuhr Thomas fort.

„Wozu das?“ frug Alfred mit gepreßter Stimme.

„Gleichviel, wozu?“ versetzte Thomas. „Als ein Mann von Herz und Bildung können Sie diese Bitte einem unglücklichen Geschöpf, wie meine Schwester ist, unmöglich abschlagen.“

„Unglücklich?“ sagte Alfred in einem Tone, den selbst der Börsenspieler ein wenig verletzend finden mußte. „Findet ihre Kunst keinen Absatz mehr? Geht es so schlecht mit den Geschäften? Wenn ich nicht irre, bin ich Honorar schuldig geblieben.“ Bei diesen Worten öffnete Alfred seinen Sekretär, um Geld herauszunehmen.

„Meine Schwester hat ihre Talente, Herr Duberville“, entgegnete Thomas fast entrüstet, „und braucht Ihre Almosen nicht. Sie will mit Ihnen sprechen, aber nichts, gar nichts von Ihnen haben, verstehen Sie wohl. Mich können Sie beleidigen, so viel Sie wollen; ich bin ein elender Mensch, das weiß ich und verdiene es nicht besser; was aber meine Schwester betrifft, die Sie nicht kennen, oder wenigstens nicht verstehen, so behaupte ich, daß sie viel, viel mehr werth ist, als wir Beide. — Und nun, wenn Sie wollen, jagen Sie mich aus Ihrem Hause, oder lassen Sie mich von Ihren Dienern die Treppe hinunter werfen. Gesagt und wahr ist und bleibt es doch.“

Das warme Lob aus diesem Munde machte offenbar einen ungünstigen Eindruck auf Alfred. Und er erwiederte mit einem verächtlichen Blick auf den Lobredner:

„Es gereicht Ihrer Schwester sehr zur Ehre, von Ihnen so hoch geschätzt zu sein.“

„Lassen Sie sich jetzt in Ihrer Ironie gehen, wie Sie wollen. Wir sprechen uns aber ein ander Mal.“

„Soll dies eine Drohung bedeuten?“ versetzte Alfred mit einer raschen Wendung des Kopfes nach seinem Besuche.

„Nicht wie Sie es meinen“, sagte Thomas. „Ich mache kein Hehl daraus, daß ich mich vor einer ungeladenen Pistole fürchte. Wenn ich also sage: Wir sprechen uns ein ander Mal, heißt dieses: wenn Sie meine Schwester gesehen haben. — Wann also beliebt es Ihnen, zu kommen?“

„Ihre Schwester soll nicht denken, daß ich ihren Anblick fürchte“, versetzte Alfred. „Sie mag mich in einer Stunde erwarten.“

„Ein Mann, ein Wort, Herr Duberville.“

„Ganz recht, Herr Flaireau", erwiederte Alfred mit Hohn, und der Börsenspieler entfernte sich, um Adelen von seiner Sendung und deren Ergebniß Rechenschaft abzulegen.

Alfred dachte einen Augenblick daran, seine Frau von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, besann sich aber eines Bessern und beschloß, die Sache für sich allein abzumachen, um Delphinen und wäre es auch nur einen Schatten von Unruhe zu ersparen.

Gerüstet mit seinem Stolze und seiner Verachtung, trat er zur festgesetzten Stunde in den bekannten Salon seiner ehemaligen Meisterin. Adele empfing ihn mit Würde und Höflichkeit. Sie war sichtlich ergriffen und begann nach einer kleinen Pause, während welcher sie sich zu fassen suchte, mit gedämpfter, zitternder Stimme:

„Ich muß mich bei Ihnen dafür bedanken, Herr Duberville, daß Sie gekommen sind."

„Nichts als Komödie und Verstellung", dachte Alfred bei sich und er versetzte mit gezwungener Schärfe:

„Ich bin begierig zu erfahren, was es zwischen uns noch zu besprechen geben kann."

„Kommt es Ihnen denn wirklich gar nicht in den Sinn", sagte Adele vorwurfsvoll, „daß Sie ungerecht sein können?"

„Was sollen diese unnützen Erörterungen, mein Fräulein? Ich bitte, lassen wir das Todte ruhen. Wenn Sie nichts Anderes mit mir als über diese Dinge zu sprechen haben, dann erlauben Sie mir, daß ich mich zurückziehe."

„Was ich Ihnen zu sagen habe", versetzte Adele mit großer Anstrengung, „wird Ihnen wenig Zeit rauben. Ich würde ganz schweigen, doch frei gestanden, es schmerzt mich und ich kann es nicht ertragen, daß Sie Uebles von mir zu denken sich berechtigt glauben. Hören Sie", fuhr sie heftiger und hastiger fort, als fürchtete sie, Zeit zu verlieren, „hören Sie in Kürze, was vorgefallen ist: Ihr Freund, Herr Granier, hat am Tage vor meinem Geburtstag meinem Bruder einen Schmuck übergeben und ihn durch Ueberredung und Bestechung veranlaßt, denselben mir als eine Sendung des Grafen Worsakof zu überbringen, der aus Zartheit nicht als Geber erscheinen wolle. Da sich mir der Graf stets als warmer, gänzlich uneigennütziger Freund erwiesen, nahm ich das Geschenk ohne Anstand an, das für mich, die gänzlich Unerfahrene, keinen andern Werth, als den seines Ursprungs hatte, und das mir so verderblich werden sollte."

„Wie sagen Sie?" rief Alfred, jedenfalls berührt von dieser Mittheilung, „von Arnold rührte das Halsband her, mit welchem Sie sich an Ihrem Geburtstag geschmückt?"

„Von Ihrem Freunde Arnold Granier", wiederholte Adele.

„Gut ausgesonnen, mein Fräulein", sagte lächelnd Alfred. „Nur Schade, daß man eben auf all diese Schachzüge vorbereitet ist."

Adele mußte, als sie diese Worte vernahm, eine heftige Gemüthsbewegung zu bemeistern suchen.

„Ihr Freund that dies", wiederholte sie mit Nachdruck.

„Unmöglich!" rief Alfred.

„Und dennoch wahr", gab Adele zurück. „Mein unglückseliger Bruder hat die Geschichte, da er sich den Schmuck, nach welchem seine Habgier Verlangen trug, zueignen wollte, vor ungefähr vierzehn Tagen bekannt."

„Unmöglich, unmöglich!" gab Alfred wiederholt zurück.

„Gehen Sie sogleich, um Ihren Freund zu befragen", befahl Adele heftig mit einer raschen Bewegung der Hand und zornsprühenden Blicken. Und Alfred gehorchte. Ohne ein Wort zu sagen verließ er den Salon.

Er wollte, er konnte es nicht glauben, daß Arnold mit ihm dieses Spiel gespielt, und eilte daher in dessen Wohnung, um sich zu überzeugen, daß Adele dieses Märchen in der Hoffnung, sich seines leichtgläubigen Herzens wieder zu bemächtigen, erfunden. Er fand den Freund nicht zu Hause, und nachdem er eine volle Stunde auf ihn gewartet, nahm er einen Wagen und fuhr nach Hause, in der Voraussetzung, daß Arnold bei Delphine zu treffen sein würde. Bruder und Schwester saßen in der That in einem der Gemächer plaudernd und guter Dinge beisammen. Als Alfred eintrat, kamen ihm Beide mit freundlichen Grüßen entgegen, die er nicht ohne einigen Zwang in gleicher Weise erwiederte. Auf den ersten Blick erkannte Delphine mit der Späherkraft einer liebenden Frau die innere Bewegung ihres Gatten, wie sehr dieser sie zu verbergen sich bemühte. Allein dergleichen Anfälle bei ihm gewohnt, vermied sie jede Frage und jede Bemerkung, die leicht unsanft berühren konnten. Arnold setzte sich in einen Lehnstuhl und wartete mit Ungeduld auf die Gelegenheit, Arnold allein sprechen zu können. Durch das ausdrückliche Verlangen einer geheimen Unterredung mit Arnold fürchtete er, Delphine zu erschrecken, an der sich ohnehin Zeichen von Unruhe bemerkbar machten. Als Arnold zu gehen sich anschickte, wahrscheinlich um seiner Schwester die Herstellung der guten Laune ihres Mannes zu überlassen, stand auch Delphine auf, um sich zu entfernen, als ahnte sie, daß es zwischen den Freunden eine ernste Angelegenheit zu besprechen gebe. Nun war es an Alfred, seinen Schwager zum Bleiben aufzufordern, was er denn auch that. Kaum sah sich Alfred ohne Zeugen mit dem Freund, als er sogleich begann:

„Ich habe Dich etwas zu fragen, und bitte Dich um eine kurze, aufrichtige Antwort, denn ich werde ihr glauben."

„Frage!" gab Arnold zurück.

„Hast Du dem Thomas Flaireau, dem Bruder Adelen's, am 18. März einen Schmuck zugestellt?"

„Ja", antwortete Arnold ruhig und mit Nachdruck.

„Ja?" schrie Arnold schmerzlich auf, als hätte ihn ein Pfeil getroffen. „Auch hast Du", fuhr er mit Zittern zu fragen fort, „den elenden Menschen bewogen, diesen Schmuck seiner Schwester im Namen des Grafen Worsakof als Geschenk zu überreichen?"

„So that ich", bejahte Arnold wieder.

„Du schriebst mir wohl auch mit verstellter Handschrift einen Brief, in welchem Du die Sache zum Nachtheil, nein, zur Schande Adelen's darstelltest?"

„So ist es."

„Alles wahr denn! So hast Du mich und mein Glück verrathen. Du bist nicht mein Freund und warst es nie gewesen", zürnte Alfred.

„Weil ich Dein Freund bin und es immer gewesen" erwiederte ruhig Arnold, „verfuhr ich auf diese Weise, darum nehme ich auch Deinen Vorwurf ohne Erbitterung hin."

„Habe ich Dich zum Lenker meines Schicksals gemacht?" ließ Alfred den Freund an. „Und wenn ich es hätte, durftest Du List und Trug anwenden, um mich selig werden zu lassen?"

„Ich wollte Dich nicht in einen Abgrund stürzen sehen, der Dich anzog; ich hielt es für meine Pflicht, Dich, selbst gegen Deinen Willen zu retten, und ich bereue es wahrlich nicht."

„Solcher Liebesdienst ist Tyrannei und ich weise ihn mit Verachtung und Widerwillen zurück. Einem die Augen öffnen, damit er den rechten Weg suche, ist freundschaftlich. Einem die Augen verbinden, damit er sich leiten lasse, ist ein Uebergriff, ein frecher Betrug und durch nichts zu rechtfertigen. Verhaßt sind mir jede Lüge und Unredlichkeit, gleichviel an welches Ziel sie auch führen. Du hast mich hintergangen und beschimpft zugleich, Du hast es gewagt, mir Dein Urtheil aufzudrängen und selbst Dein Zweck wird mir verdächtig. Welche Früchte wird Deine edle Handlung nun, da sie an's Licht tritt, tragen? Glaubst Du, daß ich dieses Wesen, daß Du so geschickt verläumdet und dem ich, durch Deinen Kunstgriff irre geführt, so schreiend Unrecht gethan, ohne Genugthuung lassen werde? Du hast mein Leben in die gräulichste Verwirrung gebracht. Du hast mein Gewissen in ein Labyrinth gezogen, aus dem kein Faden leitet. Du kluger Mann hast in Deiner Eigenschaft als Vorsehung herzlich schlecht gerechnet. Alle, Alle haben wir verloren. Mir fehlt Deine kühle Ueberlegenheit, um ein Herz, das auf all meine Rücksicht ein Recht hat, das ich bis in's Innerste verwundet, verbluten zu lassen; das magst Du wissen und Du magst verantworten, was geschieht."

„Hüte Dich vor Uebereilung, Alfred", ermahnte Arnold; „es gilt ein Wesen zu schonen, das Dir theuer geworden sein muß."

„Du fängst mich in dieser Schlinge nicht, Diplomat!" rief Alfred, und seinem Gedankengange folgend, setzte er hinzu: „Hat etwa Deine Schwester mit zu dieser menschenfreundlichen Maßregel beigetragen?"

„Laß Delphine aus dem Spiel. Sie ist wie ein schlafendes Kind, so unwissend, so sorglos."

„Dann beklage ich, daß sie durch Deine Schuld in eine Zerrüttung gerathen ist, aus der sie kaum ohne Verlust zu retten sein wird. Hier hast Du das Werk Deiner tiefen Einsicht und Du magst Dich dessen rühmen. Hier hast Du das erfreuliche Ergebniß Deiner anmaßenden Freundschaft."

„Alfred, ich rufe es Dir zu, wie ich es oft gethan, ohne daß mich Deine Anklagen irre machen: Sei ein Mann, laß Dich vom heißen Blut nicht zur Ungerechtigkeit, nicht zur Uebertretung strenger, heiliger Gesetze hinreißen."

„Mir dünkt es mehr als vermessen", gab Alfred zurück, „daß Du mit Moral auftrittst, und ich meine, daß Du besser thätest, sie für Dich zu behalten, der ihrer wahrlich bedarf. Ich aber weise sie zurück, schon deshalb, weil sie aus Deinem Munde kommt."

„Kein Zweiter auf dieser Erde dürfte wagen, so mit mir zu sprechen!" rief Arnold, endlich in Heftigkeit versetzt.

„Nur weiter so", forderte Alfred heraus. „Nur nicht auf halbem Wege stehen geblieben! Von Niemanden auf dieser Erde darf man sich so behandeln lassen, ich gesteh's selbst, wenn man es zehnmal verdient."

„Ich werde mich mit Dir nicht schlagen", versetzte, wieder ruhiger geworden, Arnold. „Ein einzig Wort will ich Dir sagen."

„Was kannst Du vorbringen, das Dich entschuldigt?" entgegnete Alfred.

„Es handelt sich nicht um mich. Du siehst, wie ich Hartes von Dir zu erdulden weiß. — Was bedeutet Dein Lächeln? Habe ich es nicht bewiesen, daß ich keine Kugel fürchte? Doch auch diesen Schimpf nehme ich hin. Gut also, mich laß Deinen ganzen Zorn erfahren. Wenn ich Unrecht gethan, so gebührt mir allein die ganze Strafe, da ich keinen Mitschuldigen gehabt. Doch schone meine Schwester, laß sie das schlafende Kind bleiben, über dessen Haupt das Gewitter ungehört hinzieht."

„Jede Verantwortung dessen, was geschehen wird, wälze ich auf Dich. An allem Unheilvollen, das aus dieser Verwickelung entsteht, trägst Du die Schuld. Offenheit aber bin ich Delphinen schuldig. Die arme Frau muß wissen, wie die Sachen stehen, damit nichts sie unvorbereitet treffe. Es läßt sich auch nichts mehr verschweigen."

Nachdem Alfred dieses erklärt hatte, stürmte er aus dem Gemache, den Schwager in tiefster Besorgniß zurücklassend. Und es dauerte nicht lange, so kam Delphine zu ihrem Bruder mit nassen Augen. Sie wußte Alles.

„Wo ist er?" frug Arnold.

„Fort!" antwortete die blasse Frau und sank ihrem tief erschütterten Bruder leblos in die Arme, der alle Mittel anwendete, das geliebte Wesen aus dem vorübergehenden Tod zu wecken.

„O, hättest Du mich in dem Zustand der Bewußtlosigkeit gelassen", sagte Delphine, als sie wieder fühlte und sprechen konnte, „da war mein Leiden mit mir entschlafen. Nun ist es wieder erwacht, und ich weiß nicht, wie ich es ertragen soll."

Was hätte Arnold sagen sollen, um den Muth der armen Frau zu erheben. Er selbst war verzweifelt, denn er wußte keinen Weg, der zu einer Lösung, zu einer Ausgleichung führte; er wußte kein Mittel, durch welches die drohende Gefahr abzuwenden sei. Sie saßen still und traurig beisammen, Bruder und Schwester. Delphine war, den Kopf auf beide Hände gestützt, in düsteres Brüten versunken.

Plötzlich aber, wie von einem glücklichen Gedanken, von einer Hoffnung berührt, hob sie das Haupt empor und sagte zu ihrem Bruder: „Du mußt mich zu der Unbekannten führen, in ihren Händen ist mein Schicksal."

Arnold, erfreut, seine Schwester ein wenig aufgerichtet zu sehen, erklärte sich bereit, ihren Wunsch zu erfüllen, obgleich er sich in seinem Innern nicht den geringsten Erfolg von diesem Schritte versprach.

VI.

Alfred, nach der Scene mit dem Freund, nachdem er seine Frau von Allem was vorgefallen in Kenntniß gesetzt, jagte fort; er empfand Reue und Beschämung darüber, daß er ohne Prüfung verurtheilt, daß er in knabenhafter Uebereilung ein edles argloses Weib durch Argwohn und gemeinen Verdacht beleidigt, daß er thöricht auf sein eigen Herz getreten. Er fühlte das Bedürfniß, Adelen zu sehen und von ihr Ablaß für sein Verbrechen zu erhalten; dennoch zauderten öfters seine Schritte auf dem Gange nach der rue Mazagran und er kam sich selbst wie ein Kind vor, das sich einen Fehler zu Schulden kommen ließ und vor das strenge Antlitz des Meisters treten soll. Er kam sich so klein, so gewöhnlich vor, daß er sich eher hätte verbergen wollen vor dem Weibe, unter das er sich so tief gestellt durch seine unverzeihliche Roheit. Wen darf ich anklagen als mich selbst, waren seine Gedanken. Hat Arnold sie gekannt, wie ich sie kannte? Verdiente ich nicht irre geleitet zu werden, da ich mich von einem andern Einfluß leiten ließ, als dem dieser klaren, lautern Natur? Was soll ich sagen, wie mich entschuldigen, wie nun vor sie hintreten, die ich anzuklagen mich vermaß und die nun meine Richterin geworden? Er kehrte auf seinem Wege mehrere Male sogar um, mit der Absicht, das von ihm mißhandelte Weib nie wieder zu sehen, die er entweiht durch seinen Umgang und durch den Maßstab, den er an die edle Erscheinung gelegt; doch so wie er sich um einige Schritte von seinem Ziel entfernte, war es ihm wieder, als wäre er auf einer frommen Wallfahrt begriffen, von der er umkehren wollte und die doch zur Beruhigung seines Gewissens unerläßlich. — Darauf setzte er die Wanderung schleuniger fort.

Bescheiden und scheu, den Blick gesenkt, trat er diesmal in das Gemach, das ihn so oft und in so verschiedenen Stimmungen aufgenommen. Adele empfing ihn mit Ernst und Würde.

„Denken Sie nun besser von mir?" frug sie sanft, ohne Vorwurf in Ton und Geberde.

„Was habe ich zu denken?" erwiederte Alfred in einer völligen Zerknirschung. „Sie haben zu richten, zu begnadigen oder zu verdammen. Ihr Platz ist aber da, wo man Götterbilder hinstellt, der meinige im Staube vor Ihnen."

„Ich verzeihe Ihnen," sagte Adele voll Milde, „ob ich gleich viel gelitten durch Sie."

„Nun wird Alles wieder gut," rief Alfred hoch erfreut. „Verlangen Sie von mir, was Sie wollen. Es sei erfüllt, was es auch koste, ohne Prüfung, ohne Bedenken. Nur seien Sie mir wieder, was Sie mir gewesen, lassen Sie die Stunden wiederkehren, die traulichen, die blühenden, die reichen, die ich im Wahnsinne aufgegeben."

„Nichts davon, mein Alfred," versetzte das Mädchen. „Ich habe das Glück der Jugend geträumt; der Traum ist verflogen auf immer. Nichts weiter davon."

„Haben wir uns das Glück nicht selber geschaffen?" warf Alfred lebhaft ein. „Können wir es nicht neu beleben mit seinem Schmuck und seinem Zauber?"

„Nein. Es muß dahin sein."

„Wer will uns hindern auferstehen zu machen, was nicht todt ist? Welche Macht gebietet über den Drang der Herzen?"

„Die Pflicht!" erwiederte Adele mit männlicher Kraft.

„So habe ich Sie verloren, Adele?" rief Alfred.

„Sie werden mir immer sehr viel gelten; mein Herz bleibt Ihnen so lange ich lebe in Freundschaft zugewendet, doch das Band, welches Sie an eine Andere bindet, ist und bleibt mir heilig, so wie es Ihnen heilig sein und bleiben muß. Leben Sie glücklich in der Familie," setzte sie mit zitternder Stimme hinzu. „Sie haben eine junge liebenswerthe Frau, die Schwester Ihres Freundes, die Ihnen ergeben ist, der Sie sich freiwillig durch einen Schwur auf immer verbunden. Ich habe mich nach der Glücklichern als ich bin, erkundigt, da ich von Ihrer Vermählung gehört und mich so unendlich elend fühlte. Die Leidenschaft, den brennenden Schmerz in der Seele, wünschte ich zunächst Ungünstiges von der Frau Ihrer Wahl zu hören, das hätte meinen Groll befriedigt, das hätte mir eine Art Genugthuung gewährt. Nachdem ich aber einen schweren Kampf mit mir selbst bestanden, nachdem ich die Bitterkeit, den Haß, die sich meiner bemächtigten, überwunden, waren mir die Vorzüge Ihrer Gattin, die ich rühmen hörte, ein Trost, denn ich sagte mir, daß doch von uns Beiden wenigstens Sie glücklich sind."

„O, unaussprechlich fromme Seele! Gewiß, Sie sind eine Heilige des Himmels!" rief Alfred mit bewegter Stimme.

Und Adele fuhr mit matter Stimme fort:

„Wie es ist, so muß es auch bleiben, Alfred. Wem käme es zu Gute, wenn Sie ein Verhältniß brächen, das unantastbar sein muß? Das wäre keine Abhülfe, sondern Vervielfältigung des Verderblichen. Sie machten sich eines neuen Verrathes an meinem Herzen schuldig, das Ihnen keinen Anlaß zum Abfall gegeben und das sein Heil von Ihnen erwartet, von Ihnen zu fordern berechtigt ist. Noch ein Mal: Leben Sie glücklich ein angemessen heiteres Leben in Ihrer Familie, das ist die einzige Sühne, welche ich verlange."

„Was aber soll aus Ihnen werden, Sie erhabenes Herz?" frug Alfred.

„Mir bleibt," versetzte Adele, „Ihr Glück, Ihr Frieden, Schmerz und Lust der Entsagung und die schimmernde Erinnerung an einige schöne vorüberrauschende Stunden." Sie wendete sich bei diesen Worten ab und wischte verstohlen eine zudringliche Thräne aus ihrem Auge.

„Arnold! Arnold! Wie kann ich Dir je verzeihen, was Du an der Trefflichsten aller Frauen verbrochen!" rief Alfred hingerissen von seinem Unwillen.

„Zürnen Sie um meinetwillen nicht dem Freund, denn er hat es gut gemeint. Freilich hätte er, wenn auch nicht mein Gefühl, doch meine Ehre schonen sollen, er dachte nur an Sie."

„Es giebt für ihn nur eine Entschuldigung," sagte Alfred, „daß er Sie nie gesehen, Sie nie sprechen gehört."

„Versprechen Sie mir Ausgleichung des erfolgten Zwiespalts, damit sich Alles was geschieden, wieder zusammen finde und zum Gedeihen füge," forderte Adele.

„Alles was Sie wollen, will ich thun. Sie sind mein Orakel, mein Gewissen. Ihre Stimme gilt mir wie Götterruf," erwiederte Alfred, erfüllt von Bewunderung des seltsamen Wesens. „So viel ich vermag, will ich mich Ihrer würdig erweisen. Ich will redlich meine Pflicht erfüllen. Und ich fange mit der Bitte an, die Sie beherzigen mögen, theure Freundin! Lassen Sie Ihr Leben nicht unter Entsagungen und Aufopferungen dahin gehen. Es wird sich wohl ein Mann finden, der Ihren Werth besser zu schätzen weiß als ich, er werde beglückt, dieser begünstigte Sterbliche, sei überschüttet von den königlichen Schätzen, welche Sie in sich tragen. Ihnen, der übermenschlich Starken, der Entschlossenen, wird es wohl möglich sein, sich auch eine Häuslichkeit zu gründen, in der Sie schaffen und walten und sich mit stillen Freuden umgeben können."

„Damit ist es wohl vorbei," sagte Adele so entschieden, daß an der Festigkeit des Entschlusses kein Zweifel übrig blieb.

So wie dieses an Trauer so inhaltreiche Wort ausgesprochen war, klopfte es an die Thüre des Salons und bevor noch der übliche Ruf erfolgte, traten zur nicht geringen Ueberraschung Alfred's, Delphine und Arnold herein. Sie hatten, wie das in der Komödie häufig vorzukommen pflegt, Alles gehört, nur daß es sich in dem vorliegenden Falle ganz natürlich ergeben.

Es kam so: Die Geschwister waren kurz nach Alfred gekommen, da Delphine, von Ungeduld und Unruhe getrieben, mit der Ausführung des gefaßten Planes nicht zu warten über sich gewonnen. Die Magd, welche bei Adelen Dienste that, im Begriffe fortzugehen, um mancherlei Einkäufe für die Küche zu besorgen, schloß eben die Thüre der Flur, als der Besuch ankam. Auf das Begehren der beiden Gäste, mit der Meisterin zu sprechen, öffnete sie die schon geschlossene Thüre, zeigte das Gemach, wo die Gebieterin sich aufhielt und entfernte sich, um ihrem Geschäfte obzuliegen. Die Geschwister näherten sich der bezeichneten Thüre und waren eben im Begriffe anzuklopfen, als sie laut sprechen hörten und die Stimme Alfred's erkannten. Ohne zu wollen, blieben sie wie festgebannt stehen. Delphinen versagte die Kraft auch nur ein Glied zu rühren und sie mußte sich auf ihren Bruder stützen, um nicht umzusinken. Sie verfolgte das Gespräch in einem Zustand krampfhafter Aufregung, kaum athmend vor Erwartung des Ausganges. Und erst als die Worte Adele's ausgleichend wurden und die Versicherung einer friedlichen, glücklichen Lösung der Dinge versprachen, löste sich der lähmende Druck von dem Herzen der beängstigten Frau und hingerissen von dem hohen edeln Sinn der Rivalin, klopfte sie an, riß die Thür auf und trat ein, um zu den Füßen ihrer Retterin den heißgefühlten Dank auszusprechen. — Und in der That sank sie vor Adelen auf die Knie, faßte ihre Hand, auf die sie das Haupt neigte und weinte Thränen des Dankes, da sie nicht sprechen konnte. — Eine Ahnung, wer die Frau zu ihren Füßen sei, flog durch die Seele Adele's. Ein kalter Schauer faßte an ihr Herz, daß sie für einen Augenblick erstarrte. — Doch nicht lange, so gewann sie Kraft über sich selbst, berührte mit der flachen Hand das Haupt der knienden Frau und zog es zärtlich an sich.

„Dank, tausend Dank!" sagte schluchzend Delphine, daß es die Gemüther der Anwesenden erschütterte.

„Delphine!" rief Alfred und das einzige Wort mochte für eine ganze Rede gelten.

Als Adele die Kniende vom Boden erheben wollte, sprach diese: „Nein, nicht eher stehe ich auf, große Seele, als bis Sie mir versprechen, meine Freundin, meine Schwester zu sein."

„Ich will es sein," sagte Adele feierlich, half der Frau vom Boden auf, erhob sich, nahm deren Hand und legte sie, eine Priesterin der Vereinigung, in die Hand Alfred's, dann sprach sie mit sichtbarer Ueberwindung: „Seid einig, seid glücklich, seid tausendfach gesegnet," worauf sie blaß und zitternd, wie nach einer ungeheuern Anstrengung auf den Stuhl zurücksank.

Auch Arnold fühlte seine Augen naß. Er stand abseits das Haupt gesenkt, tief ergriffen von der Scene vor seinen Augen, sich anklagend, daß er das edelste Geschöpf verkannt und durch seine Beurtheilung in den Staub gezogen.

„Komm näher, Arnold," sagte ihm Alfred, als er dessen Thränen sah. „In der Nähe dieses Engels kann kein Groll, kein Haß bestehen; Dir ist von ihr und mir vergeben."

Hier endet die Geschichte. Von da an bildete sich das schöne Familienleben, dessen Stifterin und Seele Adele war und blieb. Es ist nur noch zu erwähnen, daß Arnold, dem die Tugend noch nie so deutlich, so hoch und groß erschienen war, wie in Adelen, von diesem Weibe, wie nie früher von einem andern angezogen und festgehalten wurde. Zur zweifachen Genugthuung Alfred's warb er um ihr Herz und um ihre Hand, jedoch ohne Erfolg. Der Vorsatz Adele's, keinem Mann anzugehören, blieb unerschütterlich. Doch ließ sich Arnold durch die Zurückweisung nicht hindern, dem verehrten Weibe unausgesetzt seine Huldigungen darzubringen. Er setzte auf die zarteste Weise seine Bewerbungen fort und liebte kein anderes Weib. Noch sei bemerkt, daß Delphine, wiewohl sehr zur Eifersucht geneigt, niemals eifersüchtig auf Adelen war; sie freuete sich sogar aller Auszeichnungen, welche ihrer Schwester von Alfred zu Theil wurden.

Die Vorgänge in Spanien.

Von den Ufern der Donau weg, wo die in blutig flammenden Zügen geschriebene Zeitgeschichte bislang die öffentliche Aufmerksamkeit allein in Anspruch nahm, ist diese plötzlich mit nach dem Westen Europa's, nach dem Abendlande gelenkt worden, durch ein Ereigniß, das, so oft es an die Geschicke eines Volks herantritt, weiter fort von Land zu Land in gewaltigen Schwingungen klingt. Wir haben es mit vier Wochen spanischer Geschichte zu thun, mit dem Siege einer Revolution!

Viele hat die Kunde hiervon überrascht, allein wie der erfahrene Schiffersmann seine wachsenden Anzeichen hat, das ein drohender Sturm im Anzuge, so entging auch dem aufmerksamen Beobachter das Herannahen erschütternder Konflikte jenseits der Pyrenäen nicht. Ihren Ausbruch verzögerte nur die Erinnerung an die unsäglichen Leiden, unter denen die spanische Nation in unaufhörlichen Bürgerkriegen gelitten, eine Erinnerung, die so mächtig war, daß selbst die fast alle Länder erschütternden Jahre 1848 und 1849 nur flüchtig an Spanien vorüberrauschten. Die Nation glich dem in der Arena müdegehetzten Stiere, der nur erst wieder durch die Lanzenstiche der Pikaderes zu neuem Kampfe aufgerüttelt werden kann, ... diese schmerzenden Lanzenstiche sind dem spanischen Volke nicht gespart worden, und endlich hat es sich abermals aufgerafft und seine Peiniger, ehe sie sich's vermutheten, vernichtet.

Der gehässige Charakter der ohne allen Grund in Spanien begonnenen Reaktion datirt von dem Staatsstreiche an, welcher der französischen Republik dem Wesen nach ein Ende machte. Die mäßigen constitutionellen Freiheiten der Nation schienen dem madrider Hofe von da ab mehr als je ein Greuel, und die bald offenen, bald geheimen Machinationen einer moralisch auf's Tiefste gesunkenen Camarilla machten die Verfassung des Landes zu ei-

nem bedeutungslosen Stück Papier. Unter den Trägern dieser verderblichen Regierungsprincipien stand die Königin Mutter, Christine, die seit ihrem Betreten Spaniens dessen böser Geist geworden ist, obenan. An willfährigen Werkzeugen ersten, zweiten und dritten Ranges fehlte es nicht, gleichwohl verstrich geraume Zeit im Hin- und Herschwanken, ehe die willfährigsten gefunden wurden, Männer zu Allem fähig, wie ein Graf San Luis, Sartorius, Collantes, Blaser und Andere, die vom September vorigen Jahres an die Geschicke Spaniens zu regeln begannen. Der Hof machte nun aus seinen Plänen weniger Hehl, und von Stunde zu Stunde mußte man auf einen offenen Staatsstreich zur Herstellung der reinsten Willkürherrschaft gefaßt sein, die dem Wesen nach freilich schon vorhanden war, denn die verfassungsmäßigen Rechte des Volks, die Gerechtsame der Gemeinden wurden ungescheut mißachtet; die Abgaben drückend vermehrt, ihre Ergebnisse an Günstlinge vergeudet; ein Heer von Beamten angestellt, die Presse vollends unterdrückt und die gemäßigt ruhigen Vorstellungen der Cortes unbeachtet gelassen; bis endlich im Februar dieses Jahres das Ministerium einige vierzig, ihm durch ihren Einfluß am Hinderlichsten scheinende Persönlichkeiten, meistens Cortesmitglieder, Redacteure, Offiziere, unter letztern die Generale O'Donnell und Leon Concha, plötzlich gewaltthätig zu Madrid festnehmen ließ, und sie theils aus dem Lande, theils in entlegene Provinzen verbannte.



Der königliche Palast in Madrid.

Dieses politische Unterdrückungssystem mußte natürlich dem Hofe den bittern Haß des Volks zuziehen. Die Camarilla und das Ministerium wandelten auf einem hohlen Boden, der noch nicht berst, wohl aber vom Febraar dieses Jahres an in leisen Schwingungen zu erzittern begann.

In Saragossa, dem heldenmüthigen, war es, wo das oben erwähnte gewaltthätige Verfahren der Minister einige Wochen darauf die ersten Zuckungen hervorrief. Oberst Hore pflanzte an der Spitze seines Regiments die Fahne des Aufstandes auf, unter der er auch fiel, während der Aufstand selbst, in seiner Ausführung allzu wenig vorbereitet, kläglich scheiterte. Der Hof antwortete mit blutigen Exekutionen, und versuchte das dumpf grollende Wetter, welches bereits über ganz Spanien hin rollte, durch die Verkündigung eines allgemeinen Kriegszustandes zu beschwören.

An ein Umkehren von dem betretenen abschüssigen und schlüpfrigen Pfade dachte die Regierung nicht, obwohl die drohenden Symptome sich fortwährend mehrten. Die Camarilla im Gegentheil fuhr auf dem einmal betretenen Pfade fort, die Erpressungen steigerten sich in's Ungeheuerliche, die abenteuerlichsten Finanzoperationen wurden vorgenommen, und mitten unter fortwährenden Verhaftungen und geargwöhnten Verschwörungen, schließlich eine Zwangsanleihe dekretirt, welche unter allen Klassen, ohne Ausnahme, den heftigsten Unwillen hervorrief und die Tage der herrschenden Partei zu den gezählten machte.

Dumpf und schwül lagerte es über dem herrlichen Lande, das unter einer heillosen Wirthschaft des ihm von der Natur verliehenen Segens seit Jahren nicht froh werden konnte; fort und fort wucherte die Gährung, wucherte, ohne daß es besonderer demagogischer Umtriebe bedurfte, oder gar russischer Machinationen, mit denen gleich bei der Hand zu sein heutzutage Mode geworden ist, wenn in irgend einem Winkel Europa's ein Hahn kräht, dessen Stimme nicht ganz zu dem türkischen Concerte paßt. Wo dem Volke solche Dinge geboten werden, wie in Spanien geschehen, da ist ohne alles andere Zuthun die Revolution zuletzt unvermeidlich.

Und so kam sie endlich, kam, wie dies bei den Umwälzungen in Spanien fast immer gewesen, als Militäraufstand; die gefährlichste Form, in welcher einer Regierung die Revolution entgegen treten kann.

Dem schon oben erwähnten, unter der Zahl der Verbannten inbegriffenen Generale Leopold O'Donnell, dem es gelungen war, sich dem ihm zugedachten Loose zu entziehen, fiel die Ehre zu, den unmittelbaren Anstoß zu geben. Schon dem verunglückten Versuche in Saragossa nicht fremd, war O'Donnell auch seitdem heimlich in Spanien geblieben und hatte, allen Nachstellungen zum Trotz, sich in der Hauptstadt zu verbergen gewußt, wo er seinen Einfluß im Stillen auf das Militär geltend machend, den Augenblick der Erhebung vorbereitete. Zwischen ihm und mehreren der in Madrid befehligenden Generale und Officiere war es dabei zum innigen Einverständniß gekommen.

Am 27. Juni ließ General Dulce die von ihm commandirte Cavallerie absichtlich zu einer Revue ausrücken. Noch ahnte das Ministerium von dem so nahe bevorstehenden Schlage nichts, als O'Donnell schon vor den ausgerückten Truppen erschienen war und sie in einer feurigen Ansprache zum Sturze der auf dem Vaterlande lastenden verächtlichen Wirthschaft entflammt hatte. Der Ruf: „Tod den Verräthern! Nieder mit den Ministern! Es lebe die Königin! Es lebe die Freiheit!" zitterte, von den Winden getragen, über Madrid hinweg, und öffnete der Camarilla die Augen über den Umfang der für sie angebrochenen Gefahr. Die gerade mit dem Hofe in Aranjuez weilende Königin kehrte noch desselben Tages eilig nach Madrid zurück, während O'Donnell an der Spitze von zweitausend Reitern und Fußgängern, und von den Generalen Dulce, Messina, Ros de Olano und Echague begleitet, der Hauptstadt vorerst den Rücken kehrte, und dem revolutionslustigen Arragonien zuzog, wo er auf zahlreiche Unterstützung rechnen konnte. Der zu O'Donnell's Verfolgung ausgeschickte Kriegsminister, General Blaser, ließ es zwar an von der Regierung veröffentlichten pomphaften Siegesbulletins nicht fehlen, einen ernstlichen Zusammenstoß vermied er aber sorgfältig, da die Treue der Truppen immer mehr zu schwanken begann, und sie bei jedem Begegnen regimenterweise zu den Aufständigen übergingen.

Der Hof versuchte es wechselsweise mit Bannsprüchen und Pardonszusicherungen, wobei jedoch seine anfänglich scheinbar sichere Haltung bald der bleichen Furcht Platz machte, denn auf die Kunde von O'Donnell's glücklicher Schilderhebung folgten fast alle Städte in den Provinzen mit ihren Pronunciamentos (Aufstandserklärungen), traten die meisten Generale dem Aufstande bei, und die Camarilla sah sich binnen Kurzem auf den bloßen Besitz von Madrid beschränkt.

Es ist das Eigenthümliche der politischen Umwälzungen in Spanien geworden, daß sie immer erst ihren Halt in den Provinzen zu gewinnen suchen, ehe sie die Hauptstadt erfassen. Der Provinzial- und Communalgeist wirkt, ungeachtet der hergestellten politischen Einheit, noch mächtig in Spanien, und eine Menge von der Centralgewalt unabhängige Gewalten bewegen sich stets im freien Spielraume fort. Diese unabhängigen, in dem Gemeinde- und Provinzialleben wurzelnden Gewalten, bis zu welchen die Beeinflussungen der Regierung nicht reichen, werden für jede Bewegung, die in Gang kommt, eine wichtige Stütze, wie sie jedoch andererseits auch die Ursache sind, daß die spanischen Umwälzungen selten zu Gunsten doctrinärer Ideen und großer politischer Principien stattfinden. Gewöhnlich ist man immer nur über die Beseitigung eines vorhandenen wirklichen oder vermeintlichen Uebels einverstanden, und hierbei sieht man häufig die Vertreter der verschiedensten Interessen und die Häupter der entgegengesetzten Parteien, die sich vielleicht bei einem andern Anlasse blutig bekämpften, eintrachtig zusammenwirken. Wenn daher beziehungsweise Revolutionen in Spanien leicht gelingen, so fehlt ihnen andererseits stets der moralische Nachhalt der Ideen und Grundsätze, und so sehen wir wohl auch kein Land so sehr als Spanien sich im Kreislauf der Revolutionen bewegen, ohne zu irgend welchem wirklich humanen Fortschritt zu gelangen.

So rief auch jetzt wieder das von O'Donnell gegebene Signal alle Provinzen gegen die verhaßte Camarillen-Wirthschaft unter die Waffen, und Männer aller Farben erklärten sich mit gleicher Entschiedenheit gegen die Regierung. Entfernung des Ministeriums und der Königin Mutter, Wiederherstellung der Verfassung von 1837, Einberufung der Cortes, waren im Wesentlichen die gemeinsamen Forderungen der Provinzialjunten, welche damit auf monarchisch-dynastischem Boden stehen blieben, wie denn auch O'Donnell seinen Truppen den Namen „Constitutionell-monarchische Division" beilegte. Ein geordnetes Zusammenwirken der verschiedenen, durch ihren Rang in der Armee ziemlich einander gleichgestellten Führer des Aufstandes fand dabei nicht statt, und erst als der Siegesherzog Espartero (während der Minderjährigkeit Isabella's Regent von Spanien) nach Saragossa eilte und der Bewegung beitrat, wurde dessen Name vom ganzen Lande als der des Retters begrüßt.

Was bis dahin vorgefallen, war jedoch eigentlich immer nur erst ein in seinem Verlaufe glücklicher, von der öffentlichen Meinung getragener Militäraufstand; den Charakter der Volksrevolution nahmen die Ereignisse erst am 17. Juli an, als dem Tage, an welchem Madrid, unter den aus allen Theilen des Landes einlaufenden Kriegsbotschaften, sein Pronunciamento erließ.

Das aufgebrachte Volk richtete zunächst seine Angriffe gegen die ihm verhaßten Persönlichkeiten; die Paläste und Wohnungen der Minister und anderer bekannten Camarillenmitglieder wurden verwüstet und zerstört, wo Waffenvorräthe, bemächtigte sich die Menge ihrer, Barrikaden wuchsen empor, Angriffe auf die öffentlichen Gebäude erfolgten und ein heftiger Kampf begann gegen die vom Grafen San Luis in's Leben gerufene Municipalgarde und die noch zum Hofe haltenden wenigen Truppen. Noch über Nacht bildete sich unter dem allen geachteten General San Miguel eine aus gemäßigten Elementen zusammengesetzte Junta, welche sofort ein neues gemischtes Ministerium improvisirte, und die Wiederherstellung der Preßfreiheit und Zurücknahme des Zwangsanleihe-Dekrets verkündigte, damit aber die Kämpfenden nicht zu beschwichtigen vermochte, die von den Barrikaden herab in erster Reihe die Vertreibung der Camarilla, Wiederherstellung der Nationalgarde und Auflösung der Municipalgarde forderten. Das einmal geflossene Blut erhitzte die Gemüther noch mehr, und ein zum Theil grauenvoller Kampf, der bis unter die Fenster des königlichen Palastes tobte, entspann sich von Neuem und endete erst am 19., als sich der Hof zur Entlassung des improvisirten Ministeriums unter dem Herzoge von Rivas, und zur Berufung Espartero's entschloß. Die Mehrzahl der überhaupt lässig kämpfenden Truppen vereinigte sich mit dem Volke. Dessenungeachtet blieb die Wohlfahrts- und Vertheidigungs-Junta in voller Wirksamkeit; sie übte eigentlich die höchste, den Händen der Regierung entfallene Autorität aus, zahlreiche Clubs unterstützten sie dabei, und bei dem allgemeinen Mißtrauen gegen den Hof blieben auch die Barrikaden in den Straßen der Hauptstadt nach wie vor besetzt. Die Camarilla war inmitten von Madrid gefangen.

Der Ruf: „Es lebe die Königin!" hatte zwar noch während des Kampfes in Madrid ertönt, unverkennbar waren aber dabei sehr entschiedene republikanische Elemente zu Tage getreten, denen der Thron eben nicht sehr an's Herz gewachsen war. Die Königin Mutter, die Minister und andere verhaßte Werkzeuge der Camarilla waren, auf Flucht und Rettung sinnend, beim Losbruch des Volkssturms von der Seite der Königin Isabella verschwunden, die sich über den Verlust ihrer bisherigen Rathgeber nur schwer trösten wollte. Die siegreichen Barrikadenkämpfer mußte natürlich ein solches Gebahren der Königin nicht gerade günstiger stimmen, und schon ließ sich ahnen, daß eine Abdankung Isabella's zu Gunsten ihrer Tochter noch als der glimpflichste Ausgang gelten konnte.

Espartero langte am 29. Juli unter jauchzendem Zuruf und nur sehr geringen Sympathiebezeugungen für die Königin in Madrid an, von Allen als Retter willkommen geheißen. Zwar wirkte seine Gegenwart einigermaßen beruhigend auf das Volk, allein im Stande der Dinge selbst brachte sie keine Aenderung hervor. Die Spaltung zwischen der Dynastie und dem Volke erweist sich breiter als man glaubte, und der Siegesherzog dürfte, wie er auch beabsichtigen soll, sein Ansehen und seinen Einfluß zunächst nicht sowohl im einseitigen Interesse der königlichen Familie geltend machen, als vielmehr, um Spanien vor dem Bürgerkriege zu bewahren, eine Verständigung unter den Häuptern der einzelnen Parteien zu erzielen suchen. Zwischen ihm und O'Donnell, im Felde ehemalige Gegner, ist es dergestalt bereits zur Versöhnung gekommen, bei all den ehrgeizigen Ansprüchen der vielen Generale aber zeigt sich Spaniens Zukunft, über welche schließlich die nächstens zusammentretenden Cortes zu entscheiden haben, eben nicht sehr trostreich.

So weit wir ohne Befangenheit die gegenwärtigen Stimmungen und Wallungen des spanischen Volkes beurtheilen, scheint uns die Monarchie selbst noch nicht gefährdet. Die republikanische Partei, dem Obersten Ametller folgend, ist verhältnißmäßig sehr schwach, und die Republik eine Regierungsform, welche bei dem dermaligen Bildungsgrade der Massen in Spanien jedenfalls Fiasko machen würde. Die socialistische oder communistische Partei, von deren Vorhandensein die Zeitungen bisweilen gesprochen, weil sie einige betrunkene Pöbelhaufen, die hier und da plündernd auftreten, mit jener Partei verwechselten, existirt im Grunde gar nicht in Spanien. In der Hauptsache sind die Liberal-Constitutionellen, dort Progressisten genannt, in diesem Augenblick die Herren der Lage, und der vorgerücktern Fraktion unter ihnen, den Espar-

teristen, wird wohl die eigentliche Leitung der Staatsgeschäfte in die Hände fallen.

Die Krone zu decken, ist sicherlich der aufrichtige Wunsch dieser Männer, ihr Wunsch „unter allen Umständen" ist es aber nicht.

Wie die Dinge sich gestaltet haben, dürfte die Abdankung der Königin zu Gunsten ihrer Tochter kaum ausbleiben. Die Vermählung derselben mit dem jungen Könige Pedro von Portugal — das Lieblingsprojekt einer nicht unmächtigen Partei — und die Vereinigung beider Länder alsdann zu einem Reiche, hat seine großen Mißlichkeiten, und spricht wenigstens die Erfahrung der schon früher einmal vereinigten, und seit 1640 getrennten Länder nicht zu Gunsten dieses Planes. Auf weitaus mehr Erfolg scheint eine neue Regentschaft Espartero's für die minderjährige Tochter Isabella's rechnen zu können. Es würde dies der Nationalstimmung am meisten zusagen, der Herrschaft aller Camarillen, wie schon früher unter Espartero's Regiment, ein Ende machen, die öffentliche Freiheit wieder kräftigen, und die Wohlfahrt des Landes neu befestigen, ohne mit den benachbarten Großmächten England und Frankreich Konflikte herbeizuführen, denen beiden die in Madrid gestürzte Wirthschaft doch zu arg war, um auch nur ein Wort zu ihren Gunsten zu verlieren.

Populäre Chemie für das praktische Leben.

In Briefen von Johann Fausten dem Jüngeren.

Achter Brief.

Moussirende Getränke.

Bei einer Hitze, wie wir sie vor Kurzem in einem reichlichen Maße genossen haben, sehnt sich der Mensch nach einem erquickenden Getränk. Ein kühler Trunk Wasser aber behagt dem verwöhnten Gaumen nicht immer; er fordert zugleich noch eine angenehme Befriedigung seiner Gelüste. Ein köstliches Getränk dieser Art bietet uns die Natur in den zahlreich auftretenden Säuerlingen, — Quellen, die reich mit Kohlensäure beladen aus dem Schooße der Erde aufsteigen. Meistens gehören sie in die Klasse der Heilquellen, wie z. B. die von Teplitz, Karlsbad, Wiesbaden, Selters, Ems, Hechingen, Baden-Baden, Spaa 2c., von denen besonders das Selterserwasser eben nur der Labung und Erquickung wegen in großen Mengen von Kerngesunden verbraucht wird, während das Wasser vieler anderer Quellen dieser Art wohl am Ursprungsorte sehr geschätzt wird, eine weitere Verbreitung aber nicht gefunden hat.

Namentlich in vulkanischen Gegenden, sei es, daß die Vulkane noch thätig oder bereits erloschen, oder daß vulkanische Massen, plutonische Gebilde aus der Tiefe aufgestiegen sind, treten die Säuerlinge oder auch reine Gasquellen in solcher Menge auf, daß wir den Boden als eine siebähnlich durchlöcherte Oberfläche ansehen können. So z. B. in der Eifel, der Umgebung des Laacher Sees, des Meisterwaldes, Taunus, Habichtswaldes, Meißners, Vogelgebirges, der Rhön, des Fichtelgebirges, böhmischen Mittelgebirges und des Riesengebirges. Ueberall auf den basaltischen Zügen von der Eifel bis zum Riesengebirge treffen wir sie an. Bald kommen die Gasquellen ohne Geräusch zum Vorschein, nur bemerkbar, wenn man das Gesicht ganz auf die Erde neigt; aber die unterdrückte Vegetation und die erstickten kleinen Thiere in ihrer Umgebung lassen ihr Vorhandensein deutlich erkennen. Bald entströmen sie den Spalten und Klüften des Gesteins mit zischendem Geräusch oder sie brodeln auf in kleinen Vertiefungen, die mit atmosphärischem Wasser angefüllt sind. Für sich und in größeren Mengen ein starkes Gift wird die in großen Mengen ausströmende Kohlensäure rasch zerstreut, so daß sie keinen nachtheiligen Einfluß auf die Beschaffenheit der atmosphärischen Luft ausübt, aus der sie durch die Pflanzen entfernt wird. Strömt sie jedoch in geschlossene Räume, in denen sie ihrer Schwere wegen die unteren Gegenden einnimmt, so äußert sich ihre schädliche Wirkung, z. B. in der Hundsgrotte bei Neapel und in der bekannten Dunsthöhle bei Pyrmont, ganz entschieden an Thieren, die mit ihren Athmungswerkzeugen über diese vergiftete Schicht nicht hinausreichen.

Was jetzt hier in heilbringender oder unscheinbarer Gestalt aus der Erdrinde hervorbringt, sind die dämonischen Mächte, welche abgeschlossen, erhitzt und durch einen gewaltigen Druck zusammengepreßt, ihre Fesseln sprengten, die Hindernisse schmolzen, zerstörend sich weit umher über die Flächen verbreiteten, Gebirgsmassen emportrieben und umstürzten. Jetzt freilich sind sie machtlos, weil der Verbindungsweg mit der Oberfläche offen ist, aber die nächste Umgebung zeigt die Spuren ihrer Macht. Um sich von dieser ein Bild machen zu können, wollen wir anführen, daß die Kohlensäure durch Druck leicht in den flüssigen Zustand übergeht und hier bei 17° Kälte einen Druck von 18°, bei 83° Wärme aber, also noch unter dem Kochpunkt des Wassers, von fast 100° Atmosphären, d. h. von 1496 Pfunden auf den Quadratzoll, ausübt. Noch jetzt macht sie mitunter ihre Kraft, freilich in einem sehr verkleinerten Maßstabe, geltend, sobald sich ihrem Ausströmen Hindernisse entgegenstemmen. So z. B. zu Pyrmont der Gasstrom, als das Ableitungsrohr für einige Zeit verschlossen wurde, nicht nur den 8 Fuß im Durchmesser haltenden schweren Metalltrichter, unter dem das Gas aufgefangen wurde, sondern mit diesem auch das ganze übergebaute Häuschen. Auf einer sumpfigen Wiese bei Jetrup auf der paderborner Hochfläche werden durch die aus 1000 Kanälen ausströmende Kohlensäure Schlammhügel von 20 Fuß Höhe und wohl 100 Fuß Umfang aufgeworfen.

Die Mengen der Kohlensäure, die auf diese Weise dem Innern der Erde entströmt, ist ungeheuer. Die zahlreichen Quellen der Eifel hauchen täglich 5 Millionen K. F. aus, eine Menge, die beiläufig gesagt bei der Verbrennung von 12,000 K. F. Holz entstehen würde. Das einzige Bohrloch zu Neusalzwerk bei Minden liefert jährlich über 24 Millionen K. F., der Fuß 28,000 Centner, Kohlensäure und der große Sprudel zu Nauheim in jeder Minute 71 K. F. oder im Jahr über 45,000 Centner, mithin eine Menge, wie sie durch Verbrennung von über 13,500 Centner Steinkohlen oder durch das Brennen von 109,000 Centner Kalksteinen entwickelt wird.

Kommt nun Wasser mit angehäufter Kohlensäure in Berührung, so vermag es etwas mehr als seinen eigenen Raumtheil davon aufzunehmen, ohne dadurch merklich an Umfang zuzunehmen. Dieses Verhältniß ändert sich nicht, wenn auch, da die Kohlensäure durch größeren Druck sich zusammenpressen läßt, das Wasser davon dem Gewichte nach um so mehr aufnimmt in je größerer Tiefe, d. h. unter je größerem Druck beide zusammenkommen. Daraus folgt nun, daß wenn sich der Druck vermindert, je näher das Wasser an die Oberfläche steigt, nach Verhältniß auch ein Theil der Kohlensäure als Gas wieder entweicht, wobei oft ein Theil des Wassers bis zu bedeutenden Höhen emporgeschleudert wird. Solche Quellen treten meistens wegen der entweichenden Kohlensäure in wallender Bewegung und mit einem polternden Geräusch zu Tage und deshalb nennt man sie auch Sprudelwasser.

Aus diesem Grunde ist es klar, daß die natürlichen Wasser gerade nicht viel von der erfrischenden Kohlensäure enthalten können, selbst wenn man auch einige Vorsichtsmaßregeln beim Füllen anwendet. Daher fertigt man jetzt Luxuswässer diese Art in beträchtlicher Menge künstlich an, bei denen man es ganz in seiner Macht hat, sie bis zu einer gewissen Grenze hin, d. h. so weit es die Haltbarkeit der Flaschen zuläßt, mit Kohlensäure zu sättigen. Gewöhnlich überschreitet man daher einen Druck von 4 bis 5 Atmosphären nicht. Während ein Pfund Wasser also unter gewöhnlichen Umständen 16 Gran Kohlensäure aufzulösen vermag, enthält ein künstlich gesättigtes 64 bis 80 Gran, d. h. ungefähr 1 bis 1⅓ Quentchen. Zur Darstellung der Kohlensäure kann man Kreide oder Marmor und Salz- oder Schwefelsäure nehmen. In neuerer Zeit verwendet man meistens den in der Natur in reichlicher Menge vorkommenden Magnesit, kohlensaure Magnesia und

Schwefelsäure, indem man hier ein werthvolleres Nebenprodukt — Bittersalz — erhält.

Um nun das Wasser mit Kohlensäure unter einem höheren Drucke zu sättigen, bedient man sich geeigneter Apparate — Pumpwerke — die im Laufe der Zeit mancherlei Veränderungen erlitten haben, bevor sie die jetzige Vollkommenheit erreichten. Man sammelt die Kohlensäure in geeigneten Behältern — Gasometern — und bringt sie hier unter den Druck, unter welchem sie vom Wasser aufgenommen werden soll, wo dann die Aufnahme direct geschieht, indem zu gleicher Zeit Wasser und Kohlensäure in bestimmten Verhältnissen durch ein und dieselbe Pumpe in das Sammelgefäß gebracht werden oder man treibt die Kohlensäure für sich durch Pumpen in das Wasser ein. Besondere Vorsicht muß beim Ablassen des fertigen Wassers in die Flaschen angewendet werden, damit das Gas nicht wieder entweicht. Zu dem Ende wird die Flasche fest gegen Kautschuk gepreßt, womit der Hahn umgeben ist. Durch ein geschicktes Lüften der Flasche läßt man die darin enthaltene atmosphärische Luft entweichen und ist dann sehr schnell mit einem Kork bei der Hand. Aber nicht eine jede Flasche, falls sie nicht vorher ausdrücklich auf ihre Festigkeit durch eine Druckpumpe geprüft worden ist, hält den angegebenen Druck aus. Deshalb muß sich der Arbeiter die Hand und den Arm durch einen dicken Handschuh und das Gesicht durch eine Drahtmaske gegen die umhergeschleuderten Glasscherben der zerspringenden Flaschen schützen. Außerdem umgiebt noch eine kupferne, leicht zu beseitigende Platte, in der eine mit einem Gitter versehene Oeffnung zum Hindurchsehen angebracht ist, als Schutzmittel die Flasche.

Auf dieselbe Art wird auch die Schaumlimonade bereitet, indem man dem Wasser verschiedene Zusätze, wie Fruchtsäfte, mit verschiedenen ätherischen Oelen abgeriebenen Zucker oder auf ähnliche Art bereitete Zuckersäfte zusetzt. Je nach der Art dieser Zusätze kann man die mannigfaltigsten Getränke bereiten. — In neuester Zeit hat man auch angefangen Meerwasser, schwache Salzquellen, die wie z. B. in Kösen, Wittekind &c. getrunken werden, mit Kohlensäure zu sättigen, um ihnen einen angenehmeren Geschmack zu verleihen.

In der neuesten Zeit ist die Anfertigung derartiger moussirender Getränke durch kleinere geeignete Apparate in jeder Haushaltung möglich gemacht. Wegen der Annehmlichkeit, die sie bieten und wegen ihres mäßigen Preises sind sie sehr zu empfehlen. Hauptsächlich hat man bei uns zweierlei Apparate dieser Art. Der eine ist der sogenannte Liebig'sche Krug, dessen Einrichtung jedoch nicht, wie man es oft hört, von dem berühmten Chemiker angegeben ist. Der starke, aus Steingut angefertigte Krug ist in zwei ungleiche Hälften getheilt, von denen die obere bis $2\frac{1}{2}$ Quart und mehr, die untere nur bis $\frac{1}{4}$ Quart Wasser faßt. Beim Gebrauch füllt man die größere Abtheilung nicht ganz mit Wasser und verschließt die Oeffnung wieder sorgfältig. In den unteren kleineren Raum thut man die Mischung, aus der sich die Kohlensäure entwickeln soll und etwas Wasser, welches die Lösung der Säure und dadurch die Einwirkung auf das kohlensaure Salz, also die Entwickelung der Kohlensäure vermittelt. Am Besten bedient man sich hier für jedes Pfund der mit Kohlensäure zu sättigenden Flüssigkeit eines Gemisches von 159 Gran krystallisirtem kohlensauren Natron, 89 Gran doppelt kohlensaurem Natron, beides in Pulverform und 80 Gran Weinsteinsäure in Krystallen, um die Auflösung und Entwickelung der Kohlensäure nicht zu sehr zu beschleunigen. Mit diesem Gemisch sättigt man das Wasser unter dem Druck von 4 Atmosphären mit Kohlensäure.

Ist die Oeffnung gut verschlossen, so entweicht die Kohlensäure durch einige in dem Boden angebrachte Haarröhrchen in die obere Abtheilung und wird hier von der Flüssigkeit verschluckt. Ist diese gesättigt, so steigt das Gas durch sie hindurch und sammelt sich oberhalb derselben an. Durch den Druck, welcher die gasförmige Kohlensäure auf die Oberfläche der Flüssigkeit ausübt, wird die letztere gezwungen in ein bis auf den Boden reichendes Rohr bis zu dem Ventile in dem Halse der Flasche aufzusteigen. Oeffnet man solches durch Drücken auf einen Knopf, so strömt das schäumende Getränk in das untergehaltene Gefäß aus.

Mehr zu empfehlen noch ist ein anderer Apparat, der aus zwei Glaskugeln besteht. Die Einrichtung, durch welche das Getränk abfließt, ist hier solider und dauerhafter, während die des ersteren sehr oft der Reparatur bedarf. Durch die Unwissenheit und Unachtsamkeit der Leute, die entweder die Ladungen mit Kohlensäure zu stark machen oder nicht darauf achten, daß die Verbindung durch die Haarröhrchen frei ist, kann der Apparat sehr leicht zerspringen und große Gefahr bereiten. Daher ist er auch mit Draht oder spanischem Rohrgeflecht umgeben. Nichtsdestoweniger hat man sich doch vor dem jedesmaligen Gebrauch davon zu überzeugen, ob die Kohlensäure ungehindert passiren kann. Gießt man nämlich, wenn beide Oeffnungen der Flaschen offen sind, lauwarmes Wasser in den oberen Theil, so muß es in den unteren hineintröpfeln.

Soll nicht die Kohlensäure größtentheils beim Ablassen fortgehen, so läßt man den Apparat 24 Stunden ruhig an einem kühlen Ort, am Besten in Eis stehen, bevor man das Getränk verbraucht. Dadurch mischt sich die Kohlensäure inniger mit der Flüssigkeit und verweilt länger in ihr, wenn der Druck aufgehoben wird, unter dem sie in dem Apparat steht. Um das Getränk wohlschmeckender zu machen, thut man vorher eine Zuckerlösung hinein. Durch beliebige andere, schon angeführte Zusätze kann man die mannigfaltigsten und angenehmsten Mischungen erhalten. Namentlich wird als besonders erfrischend Milch gerühmt, die mit Kohlensäure gesättigt worden ist. Auch einen billigen Schaumwein kann man sich bei Anwendung von Zucker in diesen Apparaten bereiten.

Daß die beschriebenen Apparate sich in Haushaltungen sehr nützlich erweisen, dafür bürgt die große Verbreitung, die sie bereits gefunden. Wenn aber der Professor Dr. Weber in Freiburg meint, daß sie sogar Mineralbrunnenbesuche überflüssig machen und viel Zeit und Geld ersparen, indem mit ihrer Hülfe innerhalb einer Stunde die mannigfaltigsten und kräftigsten Heilmittel, wie sie nur die Natur liefert, erzeugt werden können, so ist dies weiter nichts als Redensarten, und man muß sich wundern, daß solche noch bereitwillig von öffentlichen Blättern, die sich einen Anstrich von Wissenschaftlichkeit geben, verbreitet werden. Dazu gehört mehr als ein solcher kleiner Apparat. Freilich scheint es in der Medizin überhaupt nicht auf eine Hand voll Noten anzukommen, denn wir sehen durch Homöopathie, Rademacherei, Wasser, alte Semmeln und wie die Kurmethoden alle heißen mögen, eben so große und noch mehr Wunderkuren vollbringen, als solche jedem echten Sohne des Aeskulap gelingen. Es ist, als ob die Aerzte sich bemühten, die Worte Hegel's, der aus Nichts Alles aufbaut, zur Wahrheit zu machen.

Weniger vollkommen bereitet man sich moussirende Getränke einfach durch Anwendung von Brausepulver. Man thut hier am Besten, die Bestandtheile einzeln anzuwenden und zwar die Weinsteinsäure zuerst zu lösen, dann das doppelt kohlensaure Natron, fein gerieben, zuzuschütten und umzurühren. Die Kohlensäure entweicht hierbei aber meistens in die Luft. Der berüchtigte Poudre Fevre, der vor mehreren Jahren sich in den öffentlichen Blättern auf die schamloseste Weise breit machte, war nichts anderes als gewöhnliches Brausepulver — eine einträgliche Spekulation auf die Dummheit der Menge. Auf nichts Anderes läuft wahrscheinlich auch eine große Entdeckung hinaus, die mit vollen Backen von der „Illustrirten Zeitung", die sich die belehrendste, folglich auch die bestunterrichtetste Familienzeitung nennt, jüngst ausposaunt wurde unter dem Titel: „Sodawasser in fester Form." „Kohlensaure Wasser und andere schäumende Flüssigkeiten giebt es genug; doch fehlte noch das wahre Sodawasser und dieses reicht uns nun Herr Lamplaugh, ein englischer Chemiker, in der sehr handlichen Form eines wohlbeschaffenen Pulvers, vermittelst dessen man sich sofort einen guten Trunk „schäumenden Fieber vertreibenden Salzbrunnens" von stets gleich bleibender Kraft erzeugen kann." Eine jede Zeile in dieser Nachricht ist Unsinn; ein echter Literatenton vom reinsten Wasser. Bei diesen Leuten, ein treffliches Gegenstück der bekannten „Mädchen für Alles", ist es zum Grundsatz geworden, über Alles zu schwatzen, wovon sie auch nicht eine Idee haben; wozu auch! Die große Menge, für die sie schreiben, versteht ja auch nichts davon, und besitzt zudem noch einen Straußen-Magen, der Alles verdaut.

Günstigere Resultate erzielt man, wenn man bei Anwendung von Brausepulver die Anfertigung des Getränkes in einer Flasche vornimmt; die Bestandtheile des Brausepulvers einzeln und zwar krystallisirt, also in größern Stücken hineinthut, schnell und gut verkorkt, und das Ganze längere Zeit ruhig stehen läßt.

Die Kohlensäure ist es auch, welche dem Trinkwasser das Belebende und Erfrischende verleiht. Auch hier entweicht sie, so wie überhaupt die Luft, bei längerem Stehen; die zahlreichen Bläschen

an der Mündung des Glases zeigen dies deutlich an. Der Geschmack ist nun merklich verändert; wir sagen, das Wasser schmeckt matt oder fade. Derselbe Vorgang findet in der Natur statt bei den Flüssen, je weiter sich das Wasser von der Quelle entfernt, und deshalb ziehen wir als Trinkwasser das Quellwasser dem Flußwasser vor. Der größere Gehalt an Kohlensäure in jenem macht es aber auch zugleich reichhaltiger an Kalksalzen, die eben durch die Kohlensäure in Auflösung erhalten werden, und dadurch wird es für andere Zwecke der Haushaltung weniger brauchbar. Durch die Kalksalze wird das Wasser hart, d. h. es besitzt nicht die Fähigkeit, Hülsenfrüchte weich zu kochen und Seife aufzulösen. Im ersteren Falle lagern sich die Kalktheilchen, die sich beim Kochen ausscheiden, weil hier die Kohlensäure, das Auflösungsmittel, entweicht, an den Früchten ab und hindert so das Weichwerden; in dem letzteren wird die Seife, die als fettsaure Natron- oder Kalisalze anzusehen ist, durch die Kohlensäure zerlegt. Es bilden sich hierbei fettsaure Kalksalze, die im Wasser unlöslich sind. Durch Kochen oder Stehenlassen kann man ein solches Wasser daher oft verbessern. Biere, die stark schäumen, hat man vor der Beendigung der Gährung auf Flaschen gefüllt; in diesen findet eine Nachgährung statt. Die hierbei sich entwickelnde Kohlensäure ist gefangen. Sie wird, da sie unter einem bedeutenden Druck steht, in das Bier hineingepreßt und entweicht aus diesem unter Aufbrausen und Schäumen, sobald man den Druck aufhebt, indem man den Korken lüftet. Ganz so ist es bei dem Champagner. Bairische Biere dagegen, die ihre ganze Eigenthümlichkeit einem besondern Gährungsverfahren verdanken, wobei die stickstoffhaltige Substanz, welche die Gährung bewirkt, ganz zersetzt und ausgeschieden wird, weshalb keine Nachgährung in den Flaschen stattfinden kann, enthalten nur sehr wenig Kohlensäure. Nichtsdestoweniger verlangt auch hier die Unwissenheit einen starken Schaum auf dem Glase, und um diesem unsinnigen Wunsch nachzukommen, hat man zu dem ekelhaften Spritzen seine Zuflucht genommen.

Die Charaktere der Menschen.*

Nr. 1. Der Phlegmatiker.

Wenn der Mensch von sanguinischem Temperament mit seinem leicht erregbaren Gemüth und mit der wilden, aus entzündlicher Feuerluft gebildeten Seele, dem beweglichen heißblütigen Vogel gleicht, so ist der Phlegmatiker — in allen Dingen das Gegentheil vom Sanguiniker — das zähe, schwerfällige, nicht leicht aufzuregende Naturell, dem kaltblütigen Amphibium ähnlich.

Ganz entschiedene Phlegmatiker, gleichsam vom reinsten Wasser, sind, wie tadellose Diamanten, sehr selten, wie denn überhaupt die Temperamente gewöhnlich nur in Mischungen und Uebergängen vorkommen. Aber es ist für den Beobachter ein Genuß, solche Individuen zu betrachten, die sich dem reinen, unvermischten Temperamente nähern. — Phlegmatische Menschen sind ruhig, ohne träg zu sein. Man kann ihr Wesen, das unter allen Temperamenten am Schwersten zu beschreiben ist, wie auch die Amphibien den Naturforschern die räthselhaftesten Thiere sind, nicht leicht definiren. Ihre Trägheit ist nicht eigentlich Faulheit, sondern die Trägheit der Körper, wie die Physik dieses Wort gebraucht, nämlich die Schwierigkeit, aus einem einmal vorhandenen Zustand heraus zu kommen. Schlafen jene Menschen, so schlafen sie fest und lang und sind schwer aus den Federn zu bringen. Wachen sie bei der Arbeit oder in Gesellschaft heiterer Genossen, so sind sie schwer in's Bett zu bringen; dieses Beharren in dem einmal begonnenen Zustand ist ein charakterisches Merkmal des Phlegmatikers, wie das laufende Rad, der stehende Wagen ein ganz besonderes Bestreben haben, zu laufen oder fest zu stehen. So ist es denn im Grunde die Willenlosigkeit, welche von dieser einen Seite, von der andern die Phantasielosigkeit, welche dem sanguinischen Temperament eigen ist. Es ist schrecklich, einer solchen Unentschlossenheit zusehen zu müssen. Wenn sie so dasitzen oder stehen und nicht mit sich einig werden können, was sie thun oder lassen sollen und einem vernünftigen Menschen alles Blut in den Adern bereits zu Millionen kribbelnden Ameisen geworden, oder wenn ihm der Kopf schon anfängt zu schwindeln vor Ungeduld, so wirbeln jene in aller Ruhe die Daumen, kratzen sich mit dem Nagel des Zeigefingers sanft an der Nase oder lächeln uns in aller Unbefangenheit gemüthlich an. O es ist eine Naivität in diesen Seelen, die etwas Dämonisches hat!

In der Regel sind die Phlegmatiker etwas beleibt, blaß von Farbe, meist blond; der Knochenbau pflegt stark zu sein. Ihre Reden sind überlegt besonnen, ohne Schwung und Kraft; der Sinn für Höheres, namentlich für Poesie und Kunst geht dem phlegmatischen Temperament ab. Dagegen liebt es eine gewisse anständige Begeisterung für die Moral und das Schöne — schicklichkeitshalber. Aus der Klasse der Phlegmatiker stammen die besten und pünktlichsten Geschäftsmänner, die zuweilen kleine Liebhabereien cultiviren, als Sammlungen von Käfern, Münzen, Siegeln, schönen Pfeifenköpfen und dergleichen. Das Urtheil des Phlegmatikers ist gewöhnlich absprechend, doch ohne Leidenschaft; er hat fast immer „Recht" (wenn auch himmelschreiendes Unrecht in mancher Beziehung) und thut sich etwas zu Gut darauf. Wo viel Enthusiasmus, Bewegung und Kühnheit sich geltend machen, da wird er durch seine Kälte und Ruhe leicht beleidigend. Er kann mit einer Naivität was? und warum? fragen, die einen warmen Kopf aus dem Concept bringt. Die Stimme der Phlegmatiker hat sehr oft etwas Bedecktes, Fettes möchte man sagen. Die Vorzüge dieses Temperaments sind Klarheit, Besonnenheit, Fleiß und ein praktischer Sinn; die Fehler dagegen Eigennutz, Kleinlichkeit, Engherzigkeit, Neid, Geiz und List. Ein Phlegmatiker kann ein guter Geschäftsmann, ein löblicher Familienvater, ein trefflicher Staatsbürger sein, aber zu großen Gedanken oder Thaten wird er sich nie erheben. Wo ihm seine nüchterne Besonnenheit nicht forthilft, da nimmt er gern zur List, zur Intrigue und zu kleinen Bosheiten seine Zuflucht.

Die mehr erwähnte Aehnlichkeit dieses Temperaments mit der Klasse der Amphibien fällt in die Augen. Kaltes Froschblut, ein bedächtiger Gang, die langgestreckte Wirbelsäule (bei Schlangen und Eidechsen) und die größere, kalk- und erdehaltige Knochenmasse deuten auf die Verwandtschaft der besagten Thierform mit dem der Erde und dem Irdischen zugewandten Phlegmatiker. Die Lebenszähigkeit, die lauernde List und Gefährlichkeit mancher Gattungen vollenden die Vergleichung.

Mit phlegmatischen Menschen läßt sich gut auskommen, sofern man nicht zu viel von ihnen verlangt. Sie sind nicht selten zuverlässig, verschwiegen, ja gutmüthig, liebenswürdig sogar, besonders wenn sie Witz haben, was öfter der Fall ist. Doch pflegt die Liebe zum Besitz eine Lieblingsneigung zu sein, daher sie nicht leicht bereit sind, Opfer zu bringen. In der Regel sind sie gerecht. Am Unbequemsten ist ihre Indolenz. Sowie denn auch lebhafte und thatkräftige Menschen Phlegmatikern unangenehm zu sein pflegen. Grübelnde Kinder nimmt man gern für künftige Denker und indolente für talentlos. Beides gewöhnlich eine Täuschung. Die Hauptstärke des Phlegmatikers ist der Verstand: das Vermögen zu trennen, zu vergleichen, zu unterscheiden, eine Geistesthätigkeit, welcher man im gewöhnlichen Sprachgebrauch viel zu viel Ehre erweist, welche aber für sich allein nur sehr untergeordnete Funktionen hat und den Menschen dem Reich des höhern Lebens, der Sphäre des genialen Denkens, der Kunst und Religion fern hält.

* Siehe Gartenlaube Nr. 7. unter Blätter und Blüthen.

Helsingfors und Festung Sweaborg.

1. Helsingfors. — 2. Südlicher Hafen für Kriegsschiffe. — 3. Insel Luckholm mit Batterien und Kasernen. — 4. Oestlicher Hafen für Kauffartheischiffe. — 5. Spital für Seeleute. — 6. Handels-Kai. — 7. Tolo-Bay. — 8. Insel Tolo. — 9. Esplanade. — 10. Griechisch-katholischer Gottesacker. — 11. Observatorium. — 12. Seebad. — 13. Festung Sweaborg auf Granitfelsen, durch hölzerne Brücken mit einander verbunden. Kasernen und Batterien von 1200 Kanonen. — 14. Kasernen. — 15. Kanal für Kriegsschiffe. — 16. Kanal für kleine Fahrzeuge. — 17. Felsen, aus dem Wasser hervorragend. Unter dem Meeresspiegel befinden sich deren in bedeutender Anzahl.

Helsingfors und Sweaborg.

Diese beiden Festungen Finnlands — das nordische Gibraltar genannt, liegen sehr imposant in granitner Romantik, etwa 32 Meilen von Kronstadt und würden der Schlüssel zu dem Landwege nach Petersburg sein. Zuerst müßte Sweaborg genommen werden, welches den nach Helsingfors führenden Kanal schützt. Sweaborg besteht im weitesten Sinne aus sechs granitnen Inseln, die im Umfange einer deutschen Meile vor Helsingfors liegen und von denen drei durch Brücken verbunden sind. Letztere bilden die eigentliche Festung, die drei andern Vorwerke. Die starken Festungswerke sind theils aus dem natürlichen Granit zurecht gehauen und gesprengt, theils durch Kunst ergänzt und aufgethürmt, so daß die sechs bis zehn Fuß dicken Mauern, stellenweise 48 Fuß hoch, aus denen 800 Kanonen und 20,000 Mann hervorarbeiten können, sich ziemlich sicher fühlen mögen. Der Weg für große Schiffe nach Sweaborg ist wegen der hier umhergestreuten kantigen kleinen Scheeren-Inseln ungemein gefährlich, zumal da die Lage einiger auf den meisten Karten nicht genau angegeben ist. Wir fügen eine kleine Karte bei, die für die genaueste und richtigste gehalten wird. Es war einst der Schlüssel zu Schweden und es that stets seine Pflicht, Rußland auszuschließen, bis im Kriege 1808—9 der Kommandant durch Aussicht auf russisches Gold die granitne Festung weich machte, so daß die Russen gemüthlich hineinmarschiren und den Schweden den Frieden dictiren konnten. Die Russen bekamen so Finnland, der Kommandant aber gar nichts, was zwar sehr Unrecht, aber ihm ganz Recht war. Er hatte für seine Arbeit nicht mehr verdient.

Ob „Karlchen" es mit Gold oder mit Kanonenmetall versucht, wissen wir nicht. Viel Vertrauen scheinen die Russen auch nicht zu haben, obgleich Sweaborg für schlechterdings uneinnehmbar gilt (ausgenommen mit dem weichen, dehnbarsten Metalle). Die Finnen mußten voriges Frühjahr von Sweaborg bis Kronstadt einen Weg durch's Eis hacken, auf welchem die unter den Batterien liegenden Schiffe sich nach Kronstadt flüchteten. Bekäme „Karlchen" Sweaborg mit Waffengewalt, könnte er sich rühmen, schon die zweite uneinnehmbare Festung ohne Gold erobert zu haben. Bekanntlich nahm er sich vor einigen Jahren das uneinnehmbare St. Jean d'Acre. Da aber 12,000 Franzosen nach Finnland unterwegs sind, wird er sich wohl nicht leicht allein mit Ruhm bedecken können.

Helsingfors ist eine der imposantesten neurussischen Städte, obgleich sie blos 16,000 Einwohner zählt, auch eine der lebendigsten und gebildetsten durch Fabrikation von Segeltuch, Leinewand (aus dem feinsten Flachse) u. s. w. und Handel mit Holz und Getreide, durch eine bedeutende Universität, eine große Bibliothek und manche gelehrte Gesellschaften, eben so als Residenz des Gouverneurs von Finnland und des Senats. Das Holz von Helsingfors gilt als das beste für Schiffsbau. Die Stadt breitet sich um den großen tiefen Hafen sehr weit aus und gewähret mit den sich dahinter trotzig erhebenden granitnen Höhen- und Gebirgszügen einen gar respektvollen Anblick. Die Straßen haben einen modernen, freundlichen und architektonisch oft schönen Charakter.

Sweaborg ward von dem berühmten Grafen *Ehrenswärd* gebaut. Die der natürlichen Fortification hinzugefügte Kunst wird von Festungsverständigen als eins der genialsten Meisterwerke bezeichnet.

Die Finnen gelten als sehr russen-, aber auch als sehr englandfeindlich, da die Flotte neuerdings ihren großen Reichthum von Holz, Schiffen u. s. w. verbrannt hat, so daß die jetzt auf dem Kriegstheater beinahe allmächtigen Franzosen mit ihren 12,000 Mann auch im baltischen Meere und besonders in Finnland durchaus das große, entscheidende Wort führen würden. Von Helsingfors würde der Feind auf dem Wege nach Petersburg nur noch auf zwei Städte von einiger Bedeutung stoßen: Frederikshamn und Wiborg. Borgo und Lowisa sind klein, obgleich letzteres durch die Seefestung Svartholm nach dem Meer hin groß und stark genug sein soll. Von Wiborg bis Petersburg ist die ganze Gegend öde, schlammig und trostlos, so daß sie der jetzigen geheimen Stimmung in den höchsten Regionen Englands entsprechen mag.

Blätter und Blüthen.

Ein feiner Betrug. In einer vornehmen Gesellschaft zu Paris kam unlängst die Rede darauf, mit welcher täuschenden Aehnlichkeit jetzt die Diamanten nachgemacht würden.

„Die Kunst ist nicht so neu, als man glaubt," sagte ein Fremder, über dessen Landsmannschaft man nicht recht einig werden konnte, „wenn sie auch erst in neuerer Zeit allgemeiner bekannt und verbreitet wurde. Den Beweis für meine Behauptung liefert dieser Ring, der mir als Erbstück sehr werth ist, obgleich mir ein Juwelier dafür nichts geben würde, da die Steine unächt sind, so täuschend sie auch ächten ähnlich sehen."

Bei diesen Worten zog der Fremde einen alterthümlich gefaßten Ring vom Finger und reichte ihn, zum Belege seiner Worte, einem Herrn, der ein besonderer Liebhaber und Kenner von Diamanten zu sein schien. Kaum hatte dieser das Kleinod erblickt, als er voll Entzücken ausrief: „Die Steine sind ächt, oder es hat niemals ächte gegeben. Dieser Solitär ist von eben so reinem Feuer als Wasser. Wollen Sie mir den Ring für 8000 Franks lassen, so können Sie augenblicklich über das Geld disponiren."

„Sie irren," entgegnete lächelnd der Fremde; „der Ring ist, ich wiederhole es nochmals, unächt; aber dennoch müßte ich Ihr Gebot zurückweisen, denn hat der Ring auch keinen *wirklichen* Werth, so ist doch der, den er für mich als Andenken besitzt, ungleich größer."

„Wollen Sie mir ihn auf einige Minuten erlauben, daß ich ihn meinem Juwelier zeige?" fragte der Juwelenliebhaber.

„Mit dem größten Vergnügen," entgegnete der Fremde, und Jener eilte mit dem Kleinod hinweg. Nach kurzer Zeit kehrte er zurück, gab dem Eigenthümer seinen Ring wieder und sagte, schlau lächelnd:

„Mein Juwelier meinte, die Steine *schienen* ihm ächt zu sein, und auf diesen Schein hin, biete ich Ihnen nochmals 8000 Franks für den Ring."

„Ich bitte, nicht weiter in mich zu dringen," sagte der Fremde zögernd; „ich machte mich gegen mich selbst so wie gegen Sie eines Unrechts schuldig, wenn ich das Gebot annähme, und dennoch ist dasselbe so lockend, daß es mich verführen könnte, da ich in jüngster Zeit von einigen harten Verlusten betroffen wurde."

Diese Worte gaben dem Liebhaber Hoffnung; er drang eifriger in den Besitzer des Ringes, und nachdem er bis zu dem Preise von 10,000 Franks gestiegen war, zog jener das geliebte Andenken mit trüber Miene und einem schmerzlichen Seufzer vom Finger und übergab es dem Käufer, indem er sagte: „Es wäre in meinen Verhältnissen Wahnsinn, Ihr Gebot nicht anzunehmen; empfangen Sie daher den Ring, wobei ich indeß die sämmtlichen anwesenden Herren zu Zeugen nehme, daß ich Ihnen die Steine als *unächt* verkauft habe."

„Schon gut! Schon gut!" sagte der Käufer freudig; „lassen Sie das meine Sorge sein!"

Dann gab er über die Kaufsumme eine Anweisung auf seinen Banquier und eilte davon. Der Verkäufer verließ unmittelbar nach ihm die Gesellschaft ebenfalls.

Kaum war eine Viertelstunde verflossen, da stürzte bleich und athemlos der Käufer des Ringes herein.

„Wo ist der Herr, von dem ich den Ring kaufte?" rief er außer sich; und noch ehe man ihm antworten konnte, fügte er hinzu: „Er hat mich schändlich betrogen! Die Steine sind unächt und keine 20 Franks werth."

„Er sagte Ihnen ja selbst, daß sie nicht ächt wären," bemerkte ein schadenfroher Spötter, „und wir sämmtlich sind seine Zeugen, wie Sie wissen."

„Verdammt!" rief der Angeführte und stürmte zu seinem Banquier, wo möglichst die Auszahlung der angewiesenen Summe zu verhindern: Fünf Minuten vorher hatte der Fremde sie in Empfang genommen. — Er stellte eine Klage an und wurde abgewiesen und in die Kosten verurtheilt, da sämmtliche Zeugen zu Gunsten des Verkäufers sprachen. Der Betrogene machte nun seinem Juwelier die bittersten Vorwürfe, dieser aber antwortete, stolz im Bewußtsein seiner Kennerschaft:

„Der Ring, den Sie mir *zuerst* zeigten, war *ächt*, dafür stehe ich Ihnen; der aber, den Sie kauften, ist *unächt* und nur dem ersten täuschend ähnlich nachgemacht. — Sie haben es mit einem feinen Betrüger zu thun gehabt, der sich schlau den Rücken zu sichern wußte."

Die Sultanin Valide. Die Großmutter des jetzigen türkischen Kaisers ist eine geborne *Französin*, eine Creolin von der Insel Martinique, und gleich ihrer Landsmännin, der Kaiserin Josephine, soll auch ihr in früher Jugend die hohe Stellung prophezeiht worden sein, die sie einst einnehmen sollte, ohne daß sich ihr allem Anschein nach dazu die geringste Aussicht eröffnete.

Als sie noch beinahe ein Kind war, erzählt man sich, saß sie eines Tages an dem Ufer des Meeres, und betrachtete mit Entzücken das Schauspiel eines prachtvollen Sonnenaufgangs. In ihre Betrachtungen versun-

ken, bemerkte sie nicht, daß sich ihr Jemand näherte, und wurde ihren Träumereien erst durch den Gruß einer alten farbigen Frau, Namens Euphemin, entrissen. Die Alte war dafür bekannt, sich mit geheimen Künsten, und namentlich mit Erforschung der Zukunft zu beschäftigen, und die Schönheit des träumerischen Kindes erregte ihre besondere Aufmerksamkeit.

Nachdem sie wechselsweise die weiße Stirn, die regelmäßig schönen Züge des jungen Mädchens und die vor dem Gestirne des Tages vom Firmamente entschwindenden Sterne betrachtet hatte, redete sie das liebliche Kind an:

„Du blickst nach dem Aufgange", sagte sie, „und Du hast Recht." Dann ergriff sie die zarte Hand der Kleinen, forschte aufmerksam in den verschlungenen Linien derselben, und fuhr fort: „Du hast Recht, denn dort wird sich Dein Geschick erfüllen, glänzend wie die Strahlen der Sonne, die Dein Haupt wie mit einer funkelnden Krone umgeben. Und dennoch", — fügte die Prophetin hinzu, „wirst Du, Deines seltenen Glückes ungeachtet, Sklavin sein. — Sklavin und Herrscherin zugleich!"

Nach diesen Worten richtete die Alte noch einen Blick auf den Himmel, und verließ die Kleine, die sie gehört hatte, ohne sie zu verstehen. So erzählt die Fama.

Schon am nächsten Tage schiffte sich das junge Mädchen, Fräulein Aimée Dubuc de Rivery, einer der ältesten und angesehendsten Familien Martiniques entsprossen, nach Frankreich ein, um daselbst in dem Kloster der Heimsuchung zu Nantes ihre Erziehung zu vollenden. Sie war im Jahre 1766 geboren und damals zwölf Jahre alt.

Mit achtzehn Jahren, und nachdem sie wahrscheinlich die Prophezeihung der Alten gänzlich vergessen hatte, verließ sie das Kloster der Heimsuchung, und schiffte sich ein, um zu ihren Aeltern zurückzukehren.

Das Schiff, auf dem sich Aimee Dubuc de Rivery befand, litt durch einen gewaltigen Sturm so sehr, daß es dem Sinken nahe war, als es einem spanischen Schiffe begegnete, welches nach Majorka segelte, und Equipage wie Passagiere aufnahm. Seinem Bestimmungsorte bereits nahe, wurde der Spanier von einem algierischen Seeräuber angegriffen und genommen.

Aimee de Riverey wurde in Begleitung einer alten Dienerin nach Algier gebracht. Der Dey sah sie, wurde von ihrer Schönheit ergriffen, und um sich bei seinem Herrscher, dem Sultan, beliebt zu machen, schickte er ihm das junge Mädchen zum Geschenk. Selim III., der damals über die hohe Pforte herrschte, war nicht fühllos gegen die Reize der Gefangenen. Die junge Creolin, welche sich wahrscheinlich nur mit Widerstreben in ihr Schicksal ergab, wurde Faveril-Sultanin, das heißt, wie ihr die Alte auf Martinique verkündet hatte, zugleich Herrscherin, aber als Sklavin den harten Gesetzen des Harems unterworfen.

Als im Jahre 1808 ihr Sohn, 1785 geboren, unter dem Namen Mahmud II., die Zügel der Regierung ergriff, wurde sie Sultanin-Valide. Das Blut, welches durch seine Mutter in den Adern Mahmud's II. floß, mußte seinen Einfluß auf ihn üben, so daß er die Reformen vornahm, die seine Regierung berühmt machten. So wurde das unbedeutende junge Mädchen der Insel Martinique von großer Wichtigkeit für das Geschick des türkischen Reiches, und wer kann es wissen, ob nicht ohne Aimée Dubuc de Riverey die ganze orientalische Angelegenheit eine andere Gestalt gewonnen hätte.

Literarisches. Hanne. Zeitspiegelungen, heißt ein in Hannover erschienenes Schriftchen, das wir unsern Lesern als eine gar komische Lektüre dringend empfehlen, obwohl das Buch sehr ernst gemeint ist. Der Verfasser, ein Pastor in Bethein bei Hildesheim, führt darin einen gewaltigen Kampf gegen den Zeitgeist, gegen Kindergarten-Enthusiasmus, gegen den Materialismus und Rationalismus der Zeit, gegen Socialismus, Hegel rc. rc. Der Zorn dieses gestrengen Herrn hat etwas ungemein Komisches.

Der größte Kentucky-Jäger. Ein Deutscher, Eckmann, der 1830 Deutschland verließ, kam schon ein Jahr darauf nach dem wilden Theile Amerika's, dem wegen der Grobheit und Stärke seiner Bewohner sprüchwörtlich gewordenen Kentucky. Hier lebte er seit 20 Jahren ununterbrochen als Jäger, oft Monate lang ohne ein anderes Nachtlager, als die Erde, zugedeckt mit der sterngestickten Himmelsdecke. Während der Zeit hat er 38 Bären, 984 Wölfe, 3847 wilde Tauben, 990 Füchse, 961 wilde Gänse, 2040 wilde Fasanen, 44 wilde Schweine, 80 wilde Katzen, 14 Iltisse, 200 wilde Kaninchen, außerdem ungezählte Eichhörnchen, Wachteln und Geflügel aller Art erlegt und damit ein baares Vermögen von 12,000 Dollars verdient.

Aristokratische Neigungen der pariser Lumpensammler. Die pariser Lumpensammler bilden eine eigene und ziemlich zahlreiche Zunft, welche durch ihre Beschäftigung zwar auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft steht, gleichwohl aber höchst merkwürdig auf Etikette und Beobachtung der Rangunterschiede unter sich hält. Die ganze ehrenwerthe Brüderschaft pflegt in einem besondern, nur von ihr allein besuchten Lokale zu verkehren. Dies liegt in der Nähe der Barrière von Fontainebleau und trägt den Namen: „Zu dem dreifarbigen Topfe" (au pot tricolore). Findet man aber auch in diesem Wirthshause keine andern Gäste, als Lumpensammler, so glaube man deshalb nicht, daß die verschiedenen Klassen derselben ihrem Range etwas vergäben, und sich demokratisch untereinander mischten, vielmehr halten sie so strenge auf die Rangesunterschiede, daß jede Klasse ihr besonderes Lokal hat, und ein Individuum einer niederen den Saal einer höheren kaum zu betreten wagt. Wie überall im Leben, so giebt auch hier der Besitz Anspruch auf einen höhern Rang in der Gesellschaft. Pairs-Kammer steht daher mit Kreide über der Thür des Saales geschrieben, zu welcher nur den Vornehmen der Zutritt gestattet ist, die sich im Besitze eines ganzen Korbes befinden, und den Unrath und den Kehricht mit einem Stocke durchsuchen, der in einen kupfernen Haken ausläuft. Dieser Saal sieht ganz leidlich aus, und ist sogar ziemlich anständig eingerichtet. Viel weniger läßt sich dies von der Deputirten-Kammer sagen, welche von solchen Lumpensammlern besucht wird, die zwar auch Körbe und Hakenstöcke besitzen, bei denen sich aber dieses Handwerkszeug nicht eben in dem zeigenswerthesten Zustande befindet. Dieses Gemach ist viel ärmlicher und unreinlicher, als die Pairs-Kammer, aber noch immer glänzend im Vergleich zu dem Proletarier-Verein, der untersten Klasse der Lumpensammler, gebildet von denen, die weder Korb noch Hakenstock besitzen, sondern mit einem kurzen gekrümmten Eisen den Unrath durchsuchen und Alles, was sie finden, in einen schmutzigen Sack stecken.

Unsere Lumpensammler gehören beinahe sämmtlich dieser letzteren Klasse an, und nur Wenige haben es bis zur Deputirtenklasse gebracht.

Im Lager von Varna oder Dever herrscht eine solche Langeweile, wie ein englischer Correspondent meldet, daß der Tag 52 und die Nacht 63 Stunden hat und zwei Romane, die sich mit in's Lager gefunden haben, blätterweise von Hand zu Hand circuliren, so daß man aus der Noth eine Leihbibliothekstugend machend, fünf Bände zu einer ganzen Bibliothek gemacht hat, aus der die ganze Armee versorgt wird. Man hat in England jetzt Leihbibliotheks-Proviant bestellt, damit die Protektoren der Türkei, die nichts von den Russen befürchten, nicht von ihrer eigenen Langeweile getödtet werden, und so als moderne Kriegshelden der Civilisation fallen.

Arbeit und Lohn in Canada. Das sich rasch in Cultur und Industrie erhebende Canada, worüber wir in den „Amerikanischen Briefen" an Ort und Stelle den Lesern Näheres mitgetheilt haben und mittheilen werden, bezahlt die Arbeit so theuer, daß man vor der Hand kaum einen bessern Markt für gesunde Arme und heitere Kräfte, die nach Goethe „überall zu Hause sind," finden kann. Die Landbauern rauben beinahe die Arbeiter von den Eisenbahnen weg und geben ihnen, was sie nur verlangen, wenn sie nur arbeiten. In der Regel bekömmt ein gewöhnlicher Feldarbeiter 1 Dollar d. h. 1 Thlr. 10 Sgr. außer täglicher Kost und Wohnung. Jungen von 1—14 Jahren, Dienstmädchen bekommen außer Kost und Wohnung 7—8 Thlr. monatlich (16 bis 22 Schillinge). Was bei ihnen Kost ist, sah Jemand an dem Frühstück eines Pferdeknechts, welches aus folgenden Ingredienzien bestand: großes Stück Roostbeef, fünf ungeheuer große mehlige Kartoffeln, ein kleines Gebirge frische Butter, „zweimal dick ringsum" Weißbrot und ein Nösel frische Milch von der Kuh. Dieses Frühjahr kamen 306 Irländerinnen von 14—15 Jahren in Toronto an und waren in ¼ Stunde alle weg wie warme Semmel für 6—7 Thaler monatlich, Kost und Wohnung. Eine Liste der Arbeitspreise aus den Vereinigten Staaten enthält für Tischler 8—9 Schillinge täglich d. h. bis 3 Thaler, ebenso Maurer und Zimmerleute, Maler bis 12 Schillinge, Handwerker aller Art von 4 bis 10 Schillinge und mehr täglich, je nach dem „Angebot" und der „Nachfrage." Im Süden sind die Löhne zum Theil noch höher. Freilich richten sich die Ausgaben auch danach. Wohnungen sind im Durchschnitt das Theuerste, besonders kleinere. Kost und Logis wird oft wöchentlich mit 4—5 Thaler bezahlt. Ein Haus mit 6 Zimmern kostet in großen Städten bis 30 Thaler monatlich, hier und da mehr. Kleinere Häuser sind selten und deshalb fast eben so theuer. Dies gilt natürlich blos von den großen Städten. Auf dem Lande und weiter in's Innere hinein ändert sich Alles. Wer dort auch die wohlfeile Miethe sparen will, hackt sich in kurzer Zeit aus Urwaldsholz eine gemüthliche Hütte zurecht und lebt glücklicher darin wie ein König in seinen Schlössern und Steinburgen.

Wallachische Schönheiten. Die Wallachei ist voller Schönheiten. Wir meinen natürlich nicht politische, die in verschiedenen Invasionen und Besetzungen von Außen, in Tyrannei und Erpressung aller Art im Innern bestehen, auch nicht die wilden Naturschönheiten nach den Karpathen herauf, die Gebirge mit Wasserfällen, Bären, weißen Adlern, Wölfen, Räubern und abenteuerlichen Kämpfe mit Natur und Menschen, sondern schöne Menschen, deren es unter den Männern sowohl, als besonders unter den Frauen und Mädchen wahre Ideale geben soll. Personen, die in Bucharest, der „Stadt der Freude" gewesen sind, stimmen alle in dem Lobe des schönen Geschlechts überein. Hier findet man die schönen Töchter und Frauen des Adels am Dichtesten und Gebildetsten oft neben Männern, aus deren langen Bärten sich römische Kraft und griechische Schärfe im Gesichtsausdruck hervordrängen. Die Wallachen sind Ueberbleibsel der alten Roma und nicht wenig stolz auf diesen Stammbaum, so wenig Früchte die neuere Politik auch daran wachsen ließ.

Die schönsten Mädchen aber wohnen in der von der Corruption in Bucharest und der Politik noch nicht erreichten Gegend an der serbischen Gränze, zwischen Dregio und Tscherneez am rechten Ufer der Donau. Dr. Gerber aus Dresden, der sich auf seiner wissenschaftlichen Reise durch Ungarn, Serbien, die Türkei, den Libanon, Aegypten u. s. w. am Längsten in Serbien aufhielt, versichert, daß er dem waldigen, üppigen Gebirgszuge der klein-wallachischen Donau gegenüber, in und um Negotin, Rodajevatz, Sokol, Statina, Palanka bis Gladpova hinunter ein Menschenschlag tanze und singe und sich des Lebens freue, der in seiner Schönheit des schönen Geschlechts Alles übertreffe, was er je von griechischer antiker Schönheit gesehen und geträumt habe. Vormittags amusiren sich die Leute etwas mit Feldarbeit, da die Natur hier keine mühsame Hülfe bedarf, Nachmittags tanzen und singen und spielen sie unter grünen Bäumen in der würzigsten, duftigen Luft, und hochgeröthet von Tanz und Uebermuth sprangen die Schönsten der Schönen oft in sein Zimmer herein, rissen ihm Bücher und Feder weg und transportirten ihn gewaltsam, wie Nymphen, die den schönen Hylas entführen, auf ihren Tanzplatz, wo sie ihn zwangen, tüchtig seine Tanzkunst zu exerciren und nach ihrer Weise zu reformiren. Das Schönste in diesen täglichen Volksfesten sind ihre Gesänge in einer Sprache, die an Wohllaut eben so alle modernen Sprachen übertrifft, wie diese Serbierinnen alle Schönheiten der Welt. Die jetzt deutsch vorliegenden serbischen Volkslieder können natürlich keine Ahnung von dem zauberischen Wohllaute der Ursprache, noch weniger von der Schönheit und den Reizen der Sängerinnen geben, die dazu tanzen und sich necken und allen möglichen Uebermuth treiben. Ihr Anzug ist dabei eben so lebensfreudig, als malerisch und geschmackvoll.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



No. 35. 1854.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Der Seeräuber.

„Nein, nein, mein guter Herr Vormund! So haben wir nicht mit einander gewettet! Die Zeiten sind vorüber, wo die Vormünder ihre Mündel zu Heirathen zwingen durften, die im Interesse der Herren lagen; wenigstens bin ich die Person nicht dazu, die sich zu so etwas zwingen läßt. Wie kommen Sie mir vor? Ich einen Tabacksfabrikanten heirathen! Ich einen Tabacksfabrikanten! Es wäre empörend, wenn es nicht gar zu lächerlich wäre.“

Diese Worte wurden mit trotzigem Lachen von einem allerliebsten Mädchen von achtzehn Jahren einem ältlichen wohlhäbigen Herrn zugeschleudert, der im eleganten Zimmer vor ihr stand und sich über die Weigerung des kleinen Trotzkopfs sehr zu ereifern schien. Man sah es dem Kinde, wie dem Alten an, daß sie „bei guten Mitteln“ waren und sich Beide ärgerten.

„Aber ich bitte Sie, liebes Klärchen, nehmen Sie doch nur Vernunft an“, replicirte der graukopfige Herr. „Wem in aller Welt ist denn nur eingefallen, Sie zu einer Heirath mit meinem Vetter Kaupert zwingen zu wollen? Ich habe mir weiter gar nichts erlaubt, als Ihnen denselben als eine sehr annehmbare Parthie vorzuschlagen. Fritz Kaupert ist ein junger, angenehmer Mann, ein tüchtiger Kaufmann, ein braver Mensch, hat gute Fonds und die von seinem Vater begründete Tabacksfabrik in Bremen, deren Erbe Fritz ist, zählt zu den rentabelsten Geschäften. Er ist kein Tabacksfabrikant, wie Sie ihn zu bezeichnen beliebten, sondern der Besitzer einer Tabacksfabrik, die einer großen Anzahl Fabrikanten Arbeit und Brot giebt.“

„Ich bitte Sie sehr dringend, sprechen Sie mir nicht so viel von Taback! Es wird mir übel und wehe, und ich fürchte Schlimmes für mich von dieser unangenehm duftenden Conversation. Der Herr Vetter ist und bleibt ein Tabacksfabrikant, man riecht ihn weiter, als man ihn sieht, und der bloße Gedanke mit einem stets nach Tabacks duftenden Manne zusammen und in einem von Tabacksdüften ganz eingeräucherten Hause leben zu müssen, bringt mich schon zur Verzweiflung.“

Und sie griff zur dunkelrothen, goldverzierten Krystallflasche mit dem Eau de milles fleures und goß sich eine kleine Fluth auf Kleid und Hände.

„Sie benehmen sich sehr kindisch, Fräulein Klärchen“, sagte der Vormund etwas ärgerlich. „Ich habe weiter nichts von Ihnen gewollt, und bitte Sie auch jetzt um weiter nichts, als daß sie mir gestatten, Ihnen meinen jungen Vetter vorzustellen und seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er wird hierher kommen und — was sich doch ganz von selbst versteht — bei uns wohnen.“

„Ich will nicht! Ich will durchaus nicht! Ich will und kann und darf ihn nicht riechen. Ich würde krank davon werden. So wie er kommt, verreise ich zu meiner Cousine Dröge. Nur keinen Tabak! Um Gotteswillen keinen Tabak! Es ist zu prosaisch.“

„Ach, lassen Sie doch diese Ueberspanntheit! Sie scheinen ganz zu vergessen, daß Ihr seliger Vater und Großvater sehr ehrenwerthe Lederfabrikanten, d. h. eigentlich Gerber waren, deren Geschäft doch wahrlich auch nicht wie Rosenöl und Ambra duftet und gar nichts von dem an sich hat, was Sie poetisch zu nennen belieben; aber die guten Männer haben Ihnen ein Vermögen von hunderttausend Thalern hinterlassen, welches sie mit der sehr übelduftenden Lederfabrikation erworben haben.“

Nachdem er dieses gesprochen, verließ der Herr Vormund in einiger Aufregung das Zimmer; Klärchen schlug ein Schnippchen hinter ihm her und griff wieder nach dem unsaubern Buche aus der Leihbibliothek, in dessen emsiger Lectüre sie durch den gutgemeinten Vorschlag des Mannes gestört worden war, und vor dessen übelriechendem Korpus sie sich keineswegs ekelte.

Dieses Buch erklärte eigentlich Alles. Klara Commler hatte in den Jahren der Entwicklung die Aeltern durch den Tod verloren und war bei einer Tante erzogen worden. Als auch diese aus dem Leben geschieden, war die reiche Waise in das Haus ihres Vormunds, des Kauf- und Handelsherrn Peter Schöppach, gekommen. Die selige Tante hatte das hübsche und talentvolle Kind gründlich verzogen und zur Romanleserin gebildet. Aus der Leihbibliothek hatte sich Klärchen ihre Begriffe von Poesie und von einem reizenden romantischen Leben geholt, und sie hatte nicht nur die Ueberzeugung gewonnen, sie hatte sich auch den festen Entschluß in ihrem kleinen reizenden Lockenkopfe zurechtgestellt, sie könne und werde sich mittelst ihrer Schönheit — Spiegel und Eitelkeit hatten ihr davon eine hohe Meinung beigebracht — und mittelst ihres Geldes, dessen Werth sie sehr wohl kannte, ein Lebensglück gewinnen, wie es in ihren Lieblingsromanen schönstens beschrieben stand. In dieses farbenglühende und blumenduftende Phantasiebild paßte freilich ein Mensch durchaus nicht, welcher eigentlich auf der Welt nichts weiter that, als Tabacke fabriciren zu lassen und zu verkaufen. Sie hätte natürlich eben so wenig einen Lederfabrikanten geheirathet. Ein unbestimmtes Ideal schwebte ihrer aufgeregten Phantasie vor, ein kühner, göttlicher Jüngling, zum Theil Adonis, zum Theil Apoll, zum Theil Herkules, Perseus oder anderer Halbgott, ein Dichter, Maler, Künstler anderer Art, Kriegsheld oder dergleichen.

Es war ganz so in der Ordnung, daß ein so romantisches Gemüth, wie das Klärchen's, eine Vertraute hatte, und daß diese bei den obwaltenden Umständen Niemand anderes sein konnte, als

Hannchen, ihre Zofe. Bei ihr machte sich denn die kleine Schwärmerin weidlich über den Tabacksfabrikanten lustig und wurde von dem dienstbaren Geiste in allen ausgesprochenen Ansichten und Meinungen gehörig bestärkt.

Der Tag verging, wie alle Tage vergehen; es vergingen auch Wochen, und vom Tabacksfabrikanten war im Hause nie mehr die Rede. Der Vormund besorgte seine Geschäfte, die Haushälterin das Haus, Klärchen die neuesten Romane, Hannchen die Stadtneuigkeiten; Alles wie sonst auch. So hoch die Romantik in den Büchern aufgeschichtet lag, in der Wirklichkeit dieses Lebens war auch nicht der leiseste Hauch davon zu verspüren. Da ging es vielmehr sehr nüchtern und sehr prosaisch zu, und das ärgerte und langweilte die kleine hübsche Romanleserin.

Dieses abscheuliche Einerlei wurde durch einen Ball der Ressource-Gesellschaft unterbrochen. Klärchen fuhr in einem Stadtwagen dahin, reizend, duftend, graciös wie eine Sylphe. Noch hatte sie nicht alle Freundinnen begrüßt, als ihr ein junger, sehr schöner Mann auffiel, den sie noch nie gesehen hatte. Er war hoch und stark, hatte eine breite Brust, einen kühnen, herrlichen Kopf, große, feurige Augen, eine majestätische Adlernase, einen prächtigen Bart und eine Haltung, keck und stolz wie ein König. Seine Kleidung war sehr nobel, aber etwas phantastisch. Er wandelte in dem hell erleuchteten großen Saale auf und ab, als sei er allein hier Herr und Gebieter und alle Anderen seine Untergebenen oder wenigstens in Rang und Ansehen ihm weit Nachstehenden.

Klärchen fragte die nächste Freundin: wer dieser Herr sei, und erhielt zur Antwort: man habe sie eben um ihn befragen wollen. Keine von den jungen Damen wußte wer er war, und die bekannten und befreundeten jungen Herren und respectabeln Tänzer wurden herbeigezogen, um Auskunft zu geben. Keiner konnte etwas Genaues und Bestimmtes angeben, und das ganze Resultat der sorgfältigsten Nachforschung war, daß der Fremde seit einigen Tagen im Rheinischen Hof (das erste Hotel der Stadt) die vornehmsten Zimmer bewohne, viel Geld verzehre und ein strenges Incognito beobachte, daß er aber dem Ansehen und den Manieren nach ein Mann von Distinction sein müsse; man vermuthete sogar, daß er ein Prinz sei. Es konnte natürlich nicht anders kommen, als daß der schöne Fremde der Gegenstand der Neugierde und der lebhaftesten Unterhaltung des gesammten schönen Geschlechts im Ballsaale wurde und den ganzen Abend über verblieb. Um so schmeichelhafter war es für Klärchen, daß der interessante junge Mann sie zuerst zum Tanz engagirte und die Bitte so oft wiederholte, daß sein besonderes Interesse an ihrer Person ihr und Andern klar wurde. Sie bezeigte sich für diese Auszeichnung sehr dankbar, indem sie sich der Unterhaltung mit dem schönen Tänzer sehr lebhaft und fast feurig hingab. Aber die Gegenstände der Unterhaltung waren auch ganz dazu angethan, sie zu begeistern und zu entzücken. Eh' sie sich's nämlich recht versah, war sie mit ihm auf ihr Lieblingsthema, die moderne Novellistik, gekommen, und der geheimnißvolle Fremde sprach über Eugen Sue, Alexander Dumas, Charles Dickens und andere Heroen des heutigen poetischen Schriftthums mit einem so richtigen Urtheil und so genauer Kenntniß; er lobte ihren Geschmack in der Wahl ihrer Lectüre mit so zarten, sinnigen Worten, und seine Ansichten über die einzelnen Werke und Charaktere trafen so überraschend mit den ihrigen überein, daß Klärchen schon nach dem dritten Tanze ihr unbewachtes Herzchen ganz und gar an den unvergleichlichen Fremden verloren hatte, und ihre Nachbarinnen aus dem Enthusiasmus, womit sie von ihm sprach und seine Vorzüge schilderte, auf ihren Zustand den rechten Schluß machen mußten. Klärchen's Rausch stieg; nach jedem Tanze mit dem theuern Fremden glühte sie höher, und als er sie an den Wagen begleitete und ihre Hand küssend ihr süße Ruhe wünschte und die Hoffnung aussprach, sie recht bald wieder begrüßen zu dürfen, war ihre Seele eigentlich schon sein Eigenthum, und sie kam in einer Aufregung nach Hause, welche nicht nur ihr, sondern auch dem guten Hannchen den Schlaf der ganzen Nacht raubte; denn die Zofe mußte in einem Feuerstrom von Beredtsamkeit, wie er noch niemals von der kleinen Herrin ausgegangen war, Alles erfahren: wie der herrliche Jüngling ausgesehen, was er für eine Nase, für Augen, Mund, Haare gehabt, wie stolz er sich gehalten, was er angehabt, wie gewählt und was er Alles gesprochen, wie viel er mit ihr und nur ihr getanzt, und alle die tausend Kleinigkeiten, die nur ein sterblich verliebtes Mädchen wahrnehmen und wiedergeben kann. Sie wiederholte sich wie oft und war ihrer Meinung nach noch nicht fertig, als der Morgen und mit ihm der Herr Vormund aus dem Bette kam und die lebhafte Relation für eine kurze Zeit unterbrach.

Hannchen wurde nun auf Kundschaft ausgeschickt und versicherte der Oberkellner im Rheinischen Hof sei ein alter Bekannter, das Stubenmädchen eine intime Freundin von ihr. Was sie nach einigen Stunden heimbrachte, überstieg alle Erwartung Klärchen's. Der Fremde war in allem was er sprach und that, durchaus ein Halbgott; er las den ganzen Tag Romane und hatte bereits große Zufuhr aus den ersten Leihbibliotheken der Stadt erhalten. Und unvergleichlich nobel war er und freigebig wie ein Prinz. Wo Andere mit dem Groschen knausern, gab er den Thaler. Der ganze Rheinische Hof betete ihn an. Hannchen hatte auch schon die Bekanntschaft seines Jägers gemacht, eines „charmanten Menschen," und von ihm erfahren, daß der Herr seit er vom Ball heimgekehrt nur von einer Göttin rede, die er kennen gelernt und mit der er nur getanzt habe. Sie sehen und sie lieben sei Eins gewesen. Wer aber der „Herr Müller" eigentlich sei (denn so einfach ließ sich der interessante Fremde nennen), das hatte Hannchen doch nicht erfahren können. Sie gab aber die Hoffnung durchaus nicht auf. Und wirklich wurde sie nicht von dieser Hoffnung betrogen. Am dritten Abend trat die geschäftige Iris mit leuchtenden Augen zu der in süßer Erwartung harrenden Klara und flüsterte: „Ach, Fräulein! Was hab' ich erfahren! O du meine Güte! Der Schreck ist mir in alle Glieder gefahren. Adolf, der Jäger, hat es mir endlich unterm Siegel der größten Verschwiegenheit gestanden. Ich hab's ihm schwören müssen bei unserer Liebe, keiner Seele ein Wörtchen davon zu verrathen."

„Um Gottes Willen? Was denn? Was ist's? Bring' mich nicht um's Leben, grausames Mädchen!"

„Ich weiß jetzt wer dieser Herr Müller ist, den Sie so sehr lieben, und der Sie wieder zum Sterben liebt. Adolf konnte meinen Bitten nicht länger widerstehen. Er hat mir das Geheimniß verrathen. O mich schauderts!"

„So sag's doch nur! Du siehst ja, daß ich sterbe. Was ist er? Was ist er?"

„Ein Seeräuber!"

„Ein Seeräuber!" jauchzte Klärchen und schnellte empor wie von der Hand eines Gottes berührt. „Ein Seeräuber!" jubelte sie und umarmte Hannchen. „Das ist ja göttlich! Weit, weit über meiner Erwartung. Ich hielt ihn für einen Prinzen. Aber was ist ein Prinz gegen einen Seeräuber! Es giebt nichts Herrlicheres auf der Welt, als einen Seeräuber. Die ganze Männerwelt muß vor ihm erblassen. O Schicksal, du bist groß und gerecht! Ich erkenne, daß ich dein Liebling bin. Mein Vormund bestimmte mir einen Tabacksfabrikanten und ich habe einen Seeräuber erobert!"

„Aber ein Seeräuber wird ja gehangen oder geköpft. Er ist doch ein großer Uebelthäter."

„O wie dumm Du bist! Ein Seeräuber ist ein großer Held, der kühnste aller Sterblichen und seine Thaten, sein Leben sind Alles eitel Poesie."

„Ach! und seine eigentliche Kleidung soll ganz erschrecklich aussehen. Eine rothe Binde um den Leib und Pistolen und Dolch darin. Auch einen langen Säbel trägt er und eine kurze Flinte und eine Feder auf dem Hut."

„Himmlisch! Wie muß er erst so ausstaffirt sich ausnehmen der unvergleichliche Mann!"

„Ueber all' dem Graus hab' ich ganz vergessen, Ihnen zu sagen, daß er Sie um eine geheime Zusammenkunft bitten läßt. Ach Gott! wenn er Ihnen nur kein Leid anthut, Fräulein! Solch ein entsetzlicher Mensch!"

„Schweig doch, Thörin! Hast Du selbst mit ihm gesprochen?"

„Freilich! Und er hat mir einen blanken Louisd'or geschenkt. Aber das ist ja Blutgeld, gestohlenes Geld!"

„Zeig' her! Ich wechsle Dir das Goldstück aus; ich trag' es auf meiner Brust als einen heiligen Talisman der Liebe."

„Er hat mir diesen Brief an Sie gegeben."

„Und den giebst Du mir jetzt erst, Abscheuliche!" Sie riß das Siegel auf und las:

„Angebetete Göttin!

„Nur eine Stunde schenken Sie mir unter vier Augen. Ich könnte sie mit meinem Leben erkaufen. Nie liebte ein Herz

stürmischer und zärtlicher zugleich. Nur eine Stunde! Dann will ich sterben."

„Nein, leben sollst Du und glücklich sein und mich beglücken, göttlicher Seeräuber! — Der Vormund geht diesen Abend in die Resource. Du kannst den geliebten Mann sehr leicht in's Haus bringen. Aber eine Bedingung muß ich ihm stellen."

„Welche?"

„Er muß sich mir in seiner wahren Gestalt zeigen. Wie Semele ihren geliebten Zeus muß ich ihn in seiner vollen Majestät sehen, und sollte ich das Leben darüber lassen, wie sie. Er muß kommen im vollen Waffenschmuck. Und ich — o herrlicher Einfall! Und ich — ja das will ich! Das hat mir ein Gott eingegeben!"

„Was denn, Fräulein?"

„Ich will seiner würdig entgegentreten als — Seeräuberin."

„Herr Jesus Christus! Sind Sie denn bei Verstand, Fräulein?"

„Gieb mir den Mantel um! Ich will ausgehen und mir Pistolen, Dolch und Säbel kaufen. Eine rothe Schärpe hab' ich noch von der Maskerade."

Sie eilte fort und die Dienstbare rieb sich vergnügt die Hände.

Abends empfing Klärchen den Mann ihres Herzens im vollständigen Habit der Barbaresken, und er trat zu ihr ein im idealen Kostüm des berühmten Chaireddin Barbarossa, des berühmtesten Seeräubers, der je die Gewässer zwischen Afrika und Europa unsicher gemacht.

Es ist unnöthig zu berichten, was die beiden jungen, in einander verliebten Leute zusammen sprachen; es genügt zu versichern, daß es durchaus nichts Ungewöhnliches und von der Unterhaltung in solchen Fällen Verschiedenes, mit einem Worte, nichts Korsarisches war. Sie tauschten die köstlichsten Liebesschwüre, bewunderten die außerordentlichen Wege und Veranstaltungen der Vorsehung, die gerade sie, die sie ja offenbar beide allein und ganz ausschließlich für einander geschaffen seien, zusammengeführt habe und verabredeten zu Klärchen's unaussprechlichem Entzücken eine Flucht mit einander. Tag und Stunde dieser Flucht wurden festgesetzt; in Bremen wollten sie sich einschiffen, aber erst ihren Herzensbund kirchlich einsegnen lassen. Der junge Held berichtete: in Bremen sei ein Korsarenhaus, das stehe ihm ganz zur Verfügung. Dort wollten sie ihre heimliche Hochzeit halten.

„Und dann hinaus auf das ewige Meer zu Deinen Flibustiern!" rief Klärchen in Extase, und er verschloß ihr den Mund mit einem Räuberkusse. Der Abend war ungemein romantisch, und Klärchen vollkommen davon befriedigt.

Die Vorbereitungen zur Flucht wurden getroffen und durch nichts gestört. Der Abend kam und die Nacht. Klärchen war voll Angst und Bangen, daß ihr kühnes Vorhaben entdeckt werden möchte. Aber kein Hinderniß trat ihr entgegen. Sie verließ das Haus ihres Vormunds und stieg in den ihrer harrenden Wagen des schönen Seeräubers, und der Glückliche entführte sie nach Bremen. Sie kamen da Abends an und nahmen ihre Wohnung in dem geheimen Korsarenhause. Nach einigen Stunden erschien ein Pastor im Amtsornat und copulirte sie in aller Form. Dann speisten sie ungemein fröhlich zusammen und Klärchen erging sich in bunten phantastischen Plänen für die nächste Zukunft. Dem schönen Abend folgte eine noch schönere Nacht. Die Korsaren hatten trefflich für ihren Capitain gesorgt.

Als die junge Frau am folgenden Morgen aus dem bräutlichen Gemach in reizender Morgentoilette trat, war sie nicht wenig erstaunt, ihren Herrn Vormund und ihre Zofe Hannchen vor sich zu sehen, die ihr beide lächelnd schönstens gratulirten. Auch der furchtbare Seeräuber trat hinzu fein bürgerlich bremisch angethan, drückte sie an sein Herz und sagte zu der ganz verdutzt drein Blickenden:

„Merkst Du denn nicht, liebes Weibchen, daß unser Raubschiff bereits in den Hafen der Ruhe eingelaufen ist und zwar mit Genehmigung und schriftlichem Consens Deines lieben Vormunds, meines Herrn Vetters?"

„Was?" rief Klara, aus ihrem romantischen Himmel fallend, „Du bist —"

„Fritz Kaupert, der Besitzer dieser guten Tabacksfabrik, in welche Du gestern als Herrin eingezogen bist. Du hast Dich nun überzeugt, holdes Klärchen, daß Tabacksfabrikanten auch erträgliche Leute sind, und daß man in Tabacksfabriken nicht an bösen Gerüchen stirbt. Du wirst eine glückliche Frau sein und mich zu einem glücklichen Manne machen, wenn Du das Glück in Deiner und in meiner Seele und nicht in romantischen Aeußerlichkeiten suchst. Du hast gesehen, wie leicht man auf dem letztern Wege getäuscht werden kann."

Beschämt verbarg die schöne junge Frau ihr hocherröthendes Köpfchen an der Brust ihres geliebten Mannes, und der vergnügte Vormund segnete das glückliche Paar.

Ein böses Wort findet schnell einen bösen Ort.

Eine einfache Geschichte.

Wer kennt nicht die rührende Geschichte von dem jungen Bergmanne in Falun in Schweden, der eines Tages verschüttet wurde und den man dann nach langen Jahren unverändert und wie schlafend wiedergefunden? Unter der neugierig herbeigeströmten Menge wußte fast Niemand mehr von dem Vorgange; die Braut allein hatte den Bräutigam erkannt, um an der Schwelle des Grabes mit ihm, dem wie lebend und in Jugendblüthe Erscheinenden wieder vereinigt zu werden. Wird ja das treue Herz nie alt, wenn es einst recht jung und treu gewesen!

Ich will Euch eine ähnliche Geschichte erzählen, die ich selbst erlebt habe und deren Ausgang weniger wehmüthig ist. Sie mag zugleich lehren, wie des Menschen Herz eine gar köstliche Blüthe ist, die wohl behütet sein will, auf daß nicht die Frucht vor der Zeit abfalle, und was Freude und Glück verheißen, nicht sich in Reue und vergebliche Klage wandle.

Ich denke heute noch mit jenem innigen, halb freudigen, halb wehmüthigen Gefühle, wie es Jugenderinnerungen bis in's späteste Alter zu begleiten pflegt, eines freundlich unter Bäumen gelegenen Dorfes in der Nähe meines Heimathsortes. Als Kinder durften wir da wohl zur Zeit der Blüthe oder wenn die rothen Kirschen, später Birnen und Aepfel, mit glänzenden Wangen von den Bäumen lächelten, hinaus, oder an schönen Abenden im Geleite der Aeltern uns an würziger Milch und mitgebrachter Semmel gütlich thun. Man konnte nicht oft im Dorfe eingekehrt sein, ohne einer weiblichen Gestalt zu begegnen, die, obwohl sie nach Tracht und Aussehen unzweifelhaft zu den eingebornen Dorfbewohnern gehörte, unter ihnen doch einer besondern Auszeichnung zu genießen schien, denn von Jung und Alt ward sie all überall, wo sie erschien, freundlich begrüßt, und man sah wohl, daß sie nicht zu jenen in der Neige des Lebens Stehenden zähle, die, wenn ihr Tag zu Ende geht und sie nicht mehr handlich schaffend in die Arbeit eingreifen können, von den steter Beschäftigung gewohnten und dazu genöthigten Landleuten gar zu gerne mehr nur als Last betrachtet werden.

Wo sie aber auch einkehrte, kam nicht die klagende Schwäche des Alters, sondern dessen Erfahrung, verständige Rede und guter Rath, wie er überall und zu jeder Zeit gebraucht werden kann. Die „gute Lene", wie sie bei den Kindern des Dorfes hieß, weil ihre Gürteltasche nicht selten eine bescheidene Süßigkeit barg und entleerte, war den älteren Dörflern wie eine weise Sibylle oder ein köstliches Schatzkästlein voll guter Dinge. Das von der landesüblichen Haube nicht ganz bedeckte, greisig ergraute Haar zeugte von der langen Reihe von Sommern und Wintern, die über dieses Haupt dahingegangen, und man wäre wohl versucht gewesen, sie in ihrer bescheidenen, aber immer ausnehmend reinlichen Kleidung ein schönes, altes Mütterchen zu nennen, hätte nicht der besondere Schnitt der Haube gelehrt, daß die „gute Lene" ein langes Leben hindurch einsam und allein ihren Weg gegangen.

Was war es denn aber nun, was der Erscheinung gerade dieser alten Jungfrau eine besondere Bedeutung gab, die, wie man

weiß, ehelos alt gewordenen Personen des anderen Geschlechtes sonst nicht eben zu Theil zu werden pflegt? Der Grund für jenen Umstand lag einmal in dem Treiben der „guten Lene", und dann in ihrer Lebensgeschichte. Beide aber hingen innig zusammen, wie ich Euch sogleich erzählen werde.

So lange man nämlich im Dorfe zurückdenken konnte, war Lene stets als Bote und Engel des Friedens erschienen. In jüngeren Jahren schon, wo ihre Wangen noch rosig glühten, die Augen feurig glänzten und Lenchen noch immer ohne Widerrede für das schönste Mädchen des Dorfes gelten mochte, hatte sie, wo nur ein Zwist zwischen zwei Herzen ausgebrochen, mit ungewöhnlichem Ernste immer zum Guten zu reden gewußt, und so manchen Bruch verhütet, manches Unglück im Keime erstickt. Später, als das volle schwarze Haar zu bleichen begonnen und reifere Jahre ihr auch bei älteren Leuten ein eindringlich ernstes Wort gestatteten, hatte sie dieses freundliche Geschäft des Friedenstiftens gar oft auch in lange wohlbegründeten Haushaltungen geltend zu machen verstanden, ihre kluge, vermittelnde Rede manchen Unfrieden gebannt und in Segen verkehrt, was in böse Wege einzulenken drohte. Schmollen und Zank zwischen Denen, die in treuer Anhänglichkeit die Freuden und Leiden des Daseins mit einander zu genießen und zu ertragen bestimmt, war ihr vor Allem in den Tod zuwider; und wo sie solches traf, da mahnte sie kopfschüttelnd gar dringend mit den Worten: „Ein böses Wort findet oft schnell einen bösen Ort", und selten, daß diese ihre Warnung nicht auf empfänglichen Boden fiel.

Im Dorfe kennt man sich gegenseitig genau genug, so daß Jeder im Allgemeinen des Andern Lebensschicksale weiß — wenn irgendwo sind auf dem Dorfe die Häuser von Glas und der Kreis ist zu enge, als daß in ihm irgend ein wichtiges Ereigniß sich nicht mit der täglichen Umgebung lange Zeit fortpflanze. So kannte man denn auch der „guten Lene" Geschichte. Gerne erzählte sie selbst diese nicht; nur zuweilen unter gar Befreundeten, oder wenn sie glaubte, daß ihr eignes Geschick warnend ein fremdes Unglück abwenden könne, ließ sie sich darauf ein: es war diese aber für sie sicher immer noch ein Augenblick der Buße und der reuigen Erinnerung, und man mochte dabei dann wohl wieder einen Strahl wehmüthigen Gedächtnisses in ihren stillen Augen aufblitzen und ein mattes Lächeln über die gefalteten Wangen zittern sehen.

Ich will es versuchen, mit Lenen's Worten die einfache Geschichte wiederzugeben.

„Ich war nicht immer so gut, wie mich die Kinder nennen, auch nicht so klug, wie Eure Aeltern mir schmeicheln" — pflegte Lene zu beginnen — „aber auch so alt und gebückt, wie Ihr mich hier seht, bin ich nicht stets gewesen. Es gab eine Zeit, da wollten die jungen Burschen im Dorfe, die jetzt Eure Väter und Großväter sind, des Hofbauern Lenchen Euren Müttern und Großmüttern allenthalben beim Tanze oder sonstigen Festlichkeiten vorziehen. Bös war ich gerade nicht, das weiß der allwissende Gott, aber doch hatten süße Reden mein unerfahrenes Herz berückt, daß ich Böses beging an einer treuen Seele. Freilich wußte ich das damals nicht so zu beachten, wie ich es heute weiß. Ihr kennt draußen am Anger den stattlichen Hof, meinem Vater gehörte er und es stand weit und breit kein besserer. Mag sein, daß auch dies meinen Sinn hochmüthiger stimmte, als recht ist — denn so eine schöne Sache wohl zusammengehaltenes Gut von den Vätern ist, Treue und bescheidener Sinn sind doch noch edlere Gaben des Himmels — genug, ich hab' eine flüchtige Eitelkeit schwer büßen sollen. In dem Dorfe war damals — fragt Eure Väter — keine fleißigere Hand, kein schlankerer Wuchs, kein aufmerksameres Kind, als der alten Clausen-Marie einziger Sohn Georg. Groß war freilich das Häuschen nicht, das sie bewohnte, und keine weite Flur von Aeckern und Wiesen umschloß es, aber so wie es war, nährte es gerade einen sorgsamen Arbeiter und Muster für alle Bauern in sorgfältiger Bearbeitung und schönem Ansehen waren die wenigen Morgen unter Georg's Händen geworden. Ich und Georg waren Schulgenossen; als Kinder hatten wir mit einander gespielt, und daß ich ihn auch später noch so recht von Herzen lieb gehabt, ach, das habe ich erst so gemerkt, als es zu spät gewesen! Auch mein Vater mochte den fleißigen Burschen gut leiden und so munkelte man wohl im Dorfe davon, daß es bald ein tüchtiges, hübsches Paar mehr geben werde, was Keinem zu Schaden gereichen würde, am wenigsten dem Hofbauern. Nur ich mochte nicht gerne davon hören, und rümpfte die Nase dazu, als könnte ich wohl andere Freier bekommen, als der armen Clausen-Marie Sohn. Und kamen andere — denn daran fehlte es nicht — so mochte ich doch keinen, und war gegen sie noch stolzer. Der arme Georg aber konnte gar nicht klug aus mir werden, denn war ich heute freundlich gegen ihn, so schmollte ich andern Tages schnippisch, und doch wieder war mir nicht wohl, wenn er sich dies zu Gemüthe gezogen und den Vater einen Tag nicht besucht hatte. Dies konnte nicht in alle Ewigkeit so fortdauern, denn die Mutter wünschte sich eine tüchtige Schwiegertochter in's Hauswesen, und mein Vater wollte sich auch keine alte Jungfer erzogen haben.

Da faßte sich denn Georg eines Tages ein Herz und drang in mich, ihm endlich reinen Wein einzuschenken, wie ich es meine mit ihm, auf daß er nicht länger der Mutter zu heimlichem Grame, den Andern aber zum Spotte diene. Hatte der Himmel mich an jenem Tage verlassen, oder wie es gekommen, — ich verschloß mein Herz und gab dem armen Burschen keine Antwort, und als er immer dringender wurde, und endlich gar in die Drohung ausbrach: er könne es nicht länger aushalten, und werde trotz der Mutter auf und davon gehen über's weite Meer — da wandte ich mich zum ersten Male gegen ihn, und es mußte etwas recht Höllisches in der Miene gelegen haben, mit der ich ihm die Worte erwiederte: „Ei, so geh' — in Gottes Namen", denn ich habe — — Georg seitdem nicht mehr gesehen."

Nach einer kurzen Pause fuhr Lene weiter fort: „Des andern Tages kam auch in unser Haus die Kunde, der Clausen-Marie Sohn sei fortgegangen, wie es heiße, weit über's Meer auf Nimmerwiedersehen. Und die alte Marie selbst kam auf den Hof gelaufen, die mageren Hände ringend und die Augen roth von Thränen und verlangte den Sohn von mir, da ich ihn fortgetrieben hätte in's Elend, in die kalte Ferne, so daß sie ihn nie mehr wiedersehen würde. Da brach es wie ein Donnerschlag über mich herein, aber zugleich auch wie ein Blitzstrahl, der mein sündhaftes Herz erleuchtete und es zur Erkenntniß führen sollte, daß Georg allein es erfüllt und daß ich in frevelhaftem Leichtsinn zwei Herzen zumal gebrochen. Ich war die Elendeste von Allen, weil die Schuldige. Gott aber verließ mich doch nicht. Mutter Marie'n hatte ein zurückgelassener Zettel Georg's dem Vater empfohlen; ich suchte in treuer Pflege meine Schuld zu sühnen. Als sie die Augen zudrückte, hatte sie mir längst verziehen, da ich ihr Tochter zu sein versucht für den verlorenen Sohn. Mutter Marie schied, der Vater schied, ehe noch die Noth der Zeit über uns hereingebrochen. Denn es waren damals schwere Tage gekommen, Krieg und Einquartierung, schlechtes Wachsthum und Theuerung. Ich schaffte, so viel ich konnte und so lange es ging; manche kräftige Hand hätte sich gern mir für immer gereicht, und für das irdische Gut hätte dies gut sein mögen. Ich aber hatte mit der Freude des Lebens und der Liebe für immer abgerechnet. — Die weibliche Kraft war zu schwach für die schwere Zeit, und so folgte ich denn dem Rathe Wohlmeinender, ehe es zu spät geworden, verkaufte den Hof und sicherte mir für den Rest meines Lebens das kleine Haus, das ich bewohne, und mein bescheidenes Auskommen. Dies ist lange, lange her; — von Georg hat man nie wieder etwas gehört, und jetzt denkt seiner wohl auch Niemand mehr, als — ein einziges Herz."

So die „gute Lene." Man wird nun auch verstehen, was sie meinte mit ihren warnenden Worten: „Ein böses Wort, findet schnell einen bösen Ort." Und so hätte ich Dir nun, lieber Leser, nichts erzählt, als was ähnlich vielleicht schon hundertmal begegnet, wäre damit unsere Geschichte schon zu Ende. Gerade daß sie es nicht ist, hat auch das vorstehende Bild einer frühen Jugend lebendig erhalten, daß ich es Dir in schlichter Weise mittheilen gekonnt. So höre denn, was weiter geschehen. Einst von der hohen Schule in die Ferien nach Hause gekommen, war die erste Neuigkeit, die man mir erzählte, der „guten Lene" seit einem halben Jahrhundert verschollener Georg sei unerwartet zu Aller Ueberraschung zurückgekehrt.

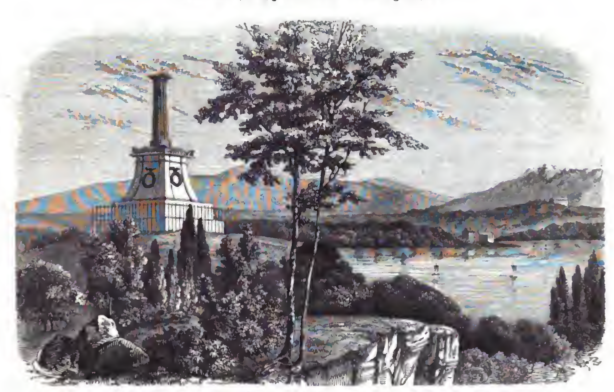
Eines schönen Sommerabendes nämlich fuhr ein leichtes Wägelchen in's Dorf hinein, gelenkt von einem alten, aber sichtlich noch rüstigen Manne mit schneeigem Hauptbaar und Barte, kräftigen, sonnverbrannten Zügen in der Tracht der Gegend, aber offenbar fremden Schnittes. Die wenigen Dorfbewohner, die dem Gespanne begegneten, schauten es mit der gewöhnlichen Neugierde für ungewöhnliche Erscheinungen an, ohne daß der Inhaber des

Wägelchens und die Begegnenden sich erkannt hätten. Da schritt, wo der Weg um eine Ecke biegt und sich dem prunklosen Kirchlein des Dorfes und dem sauberen Pfarrhause nähert, die „gute Lene" daher. Das Auge der Liebe ist scharf und wird nicht getäuscht von dem Schnee des Hauptes und den Furchen der Wangen. „Georg!" rief es in freudigem Schrecken. „Lenchen!" tönte es zurück — mit jugendlicher Kraft ward vom Wagen gesprungen und im letzten purpurglühenden Scheine der Sonne, unter dem friedlichen Geläute der Abendglocke, die eben zum Gebete mahnte, lagen sich die zwei Alten jungen Herzens in den Armen, Thränen der Wehmuth und des freudigen Wiedersehens vergießend. Der wackere Pfarrherr brachte die Beiden in's Haus, wo Georg denn seine Begegnisse erzählen mußte. Mit Mühe und Noth hatte sich der arme Bursche, durch Lenchen's Grausamkeit in Verzweiflung fortgetrieben, nach der neuen Welt gefunden. Doch die unverwüstliche Kraft der Jugend und seine starken, fleißigen Arme ließen ihn nicht zu Grunde gehen. Mehrmals hatte er in die Heimath an die Mutter geschrieben; in der Unruhe der Zeit waren wohl die Briefe verloren gegangen, und so mußte er endlich glauben, daß Niemand mehr zu Hause sei, der auch nur an ihn denke oder ihn wolle. Unter den Mühen und Anstrengungen seines neuen Lebens trat die Heimath zurück und ward nur zur wehmüthigen Erinnerung. Der Fliß seiner Hände ward gesegnet im neuen Vaterlande, das Herz aber blieb allein stehen. So vergingen Jahre um Jahre und es kamen die Tage des Alters. Da litt es Georg nicht mehr drüben; in der alten Heimath wollte er wenigstens die letzte Ruhe finden, im Tode mit der Mutter und — vielleicht noch Einer vereint sein. Einem wackern Pflegesohn übergab er Haus und Güter, die er drüben erworben, nahm so viel als für den Rest seiner Tage bescheidenes Auskommen erforderte und schiffte über den Ocean zurück.

Ich habe nur wenig mehr hinzuzufügen. Das Häuschen, welches Georg's Mutter bis zu ihrem Tode bewohnt hatte, stand eben wieder zum Verkaufe an. Georg brachte es an sich; das dazu gehörige Gärtchen und Lenen's kleine Besitzung gränzten aneinander. Lene setzte ihre bisherige segensvolle Beschäftigung fort; die Verzeihung des Himmels, die sie noch am Schlusse ihrer Tage in Georg's Wiedersehen erkannte, bestärkte sie nur in ihrem Eifer. Georg machte die reiche Erfahrung seines langen Lebens nutzbar für seine Nachbarn und Dorfgenossen, mochten sie nun seinen Erzählungen von dem jenseitigen Schaffen und Wirken lauschen oder seinem verständigen Rathe folgen. Sie sind nun beide längst von der Erde geschieden; der Himmel nahm sie sanft und stille zu sich, fast gleichzeitig, ohne neuen Trennungsschmerz. Wen sein Weg je auf den kleinen Friedhof des Dörfchens führen sollte, findet zwei einfache Gräber neben einander mit schwarzem Kreuze und der gemeinschaftlichen Inschrift: „Im Herzen nie getrennt, im Tode vereint!" Es sind die Gräber Georg's und der „guten Lene."

L.

Die Kosciuszko-Säule am Hudson.



Die Kosciuszko-Säule am Hudson.

Wenn irgend ein Volk der Neuzeit durch aufopfernde Begeisterung und kühnen Heldensinn die Bewunderung der Welt errungen hat, so ist es Polen, das die Helden legionenweise zählte, und das, obschon immer und immer wieder besiegt, selbst seinen Feinden Achtung abzwang. Ob eine Nation, wie die polnische, aus der Reihe der übrigen gestrichen werden kann .... wer wagt es zu behaupten? Ja wer steht dafür, daß sie auch nur den tiefen Schlaf schläft, wie viele sagen. Doch wäre dem auch so, läg Polens letzte Stunde wirklich schon hinter uns, so ging es wenigstens in lichtem Ruhmesglanze unter, aus welchem hervor der gefeierten Namen eine Menge leuchten!

Den ersten Platz unter ihnen macht Niemand dem Helden Kosciuszko streitig, dem Größten und Edelsten aller Polen, der nicht nur für die Freiheit seines unglücklichen Vaterlandes kämpfte, sondern sein Blut auch für das zu einem glücklichen Loose erwachende junge Amerika verspritzte, das seitdem zu einem Riesen herangewachsen ist. Als die nordamerikanischen Völker den heißen Unabhängigkeitskampf gegen das Mutterland schlugen, war Kosciuszko (1777) unter denen, die wie Lafayette, voller Begeisterung über's Meer zogen, um unter dem gefeierten Washington für die Rechte der Menschheit zu kämpfen. Ein muthiger Krieger in allen Schlachten, wurde er vor New-York und bei Yorktown verwundet, stieg mit der Zeit bis zum Generalmajor, erhielt, außer Lafayette der einzige Europäer, den Cincinnatusorden, und lehrte, ein inniger

Freund Washington's und Lafayette's geworden, im Jahre 1786 nach seinem Vaterlande zurück. Als er im Jahr 1797 zum zweiten Male nach Amerika kam, bereitete ihm das Volk einen Empfang, wie noch keinem Europäer bereitet worden; es galt in ihm den Befreier Amerika's mit zu ehren, und dem gefallenen Polenland zugleich die letzte Ehre zu erweisen, denn in der Zwischenzeit hatte Kosciuszko zweimal für sein geliebtes Polen zum Schwert gegriffen, und das verhängnißvolle Wort „Finis Poloniae!“ war in der Schlacht bei Macinjowice über seine Lippen gekommen. Er hat von da an nie wieder ein Schwert getragen, weil er es für das Vaterland nicht konnte.

Kosciuszko starb 1817 in Solothurn auf freier schweizer Erde; das folgende Jahr ließ aber der russische Kaiser Alexander die Leiche von Solothurn abholen und im Dome zu Krakau in die polnische Königsgruft beisetzen. Gewiß mußte der Mann ein makelloser Held sein, den einerseits der Selbstherrscher aller Reußen solche Ehre erwies, und dem andererseits die nordamerikanischen Republikaner an den Ufern des Hudson eine Denksäule errichteten.

Das einfache Monument, wie unser Bild es zeigt, steht auf einem an dem majestätischen Strome vorspringenden Felshügel; durch Gebüsch und Wiesen hin, und an einigen Trauereschen und Weiden vorüber, windet sich der schmale Pfad nach dem Denkmale zu, auf dem man die Worte liest: „Kosciuszko, dem Helden zweier Welten.“

Sein Name macht immer noch jedes polnische Herz beben, und oft sieht man hier am Hudson in stillem Gebet Polen, die, wie so viele ihrer Nation, ein unerbittliches Geschick aus der theuern Heimath trieb.

Jacob Moleschott.

Motto:

„Ist die Welt erst tugendhaft, dann wird sie von selbst frei.“
Georg Forster.

„Forster's Ansicht ist seine Unsterblichkeit. Er trägt die Fackel die dem Jahrhundert leuchtet.“
Jacob Moleschott über Georg Forster.

Vor drei Wochen ging durch alle Journale Deutschlands die eben so befremdliche als schmerzliche Nachricht: der bekannte Naturforscher Moleschott, Privatdocent an der Universität zu Heidelberg, habe diese seine Stelle niedergelegt, weil das Ministerium durch den engeren Senat der Universität ihm eine, die Sittlichkeit bedrohende Frivolität in seinen Schriften und Lehren vorgeworfen habe, ohne jedoch diese außerordentliche Beschuldigung irgendwie zu motiviren. Man bezweifelte anfangs diese Nachricht, man wollte nicht glauben, daß es dem Ministerium möglich geworden sei, aus den in allen Staaten Deutschlands zugelassenen, schon längst bekannten und vielfach besprochenen Schriften des berühmten Forschers noch nachträglich Frivolität und Unsittlichkeit aufgefunden, daß es ihm möglich geworden sei, dergleichen verderbliche Elemente auf einmal in den Vorträgen des Mannes gefunden zu haben, der bereits sieben Jahre in Heidelberg lebte und lehrte, bis dahin ohne die geringste Anfechtung geblieben war, und sich allgemeine Liebe und Achtung als Bürger und Lehrer gewonnen hatte. Man wollte nicht glauben, daß das Ministerium so vernichtende Anschuldigungen machen würde, ohne wenigstens sich zu bemühen, die Beweise dafür darzulegen. Man wollte nicht glauben, daß ein Kreis von Männern der Wissenschaft, unter denen ein Mittermayer glänzte, sich zur Uebersendung jener Anschuldigungen hergeben und so das Recht der freien Wissenschaft gefährden lassen würde. Und dennoch bewährte sich jene Nachricht, befremdend und schmerzlich für alle Vertreter der freien Wissenschaft, für alle Anhänger der neuen Naturlehre, für alle Kenner der Werke, für alle Zuhörer der Lehren, kurz für alle Verehrer und Freunde Moleschott's. Wir geben hier die Thatsachen dieses weitausgreifenden Ereignisses im Gebiete der Lehrfreiheit.

Am 23. Juli wurde Moleschott, in seinem Laboratorium von Schülern umgeben, mündlich vom Pedell aufgefordert, am nächsten Tage im Senatszimmer zu erscheinen. Dort wurde ihm von Prorektor Arnold eine Anrede zu Theil, in welcher derselbe bedauerte, daß er ihm im Namen des engeren Senats, der dazu vom Ministerium Befehl erhalten, eine Warnung zuertheilen müsse, bei welcher der Senat indeß, der zu weit strengeren Maßregeln berechtigt gewesen wäre, die schonendsten Formen zu suchen sich bemüht hätte. Es wurde dem Vorgeforderten sodann vom Actuar ein Actenstück vorgelesen, von dem er keine Abschrift erhielt, dessen Inhalt aber daraus hinauslief, daß Moleschott's Wirksamkeit als Universitätslehrer leicht aufgehoben werden könnte, wofern er sich nicht entschließe, in Zukunft in seinen Schriften und mündlichen Lehren die frivolen Einmischungen wegzulassen, die der Sittlichkeit Gefahr drohen.

In Folge dessen schrieb Moleschott unverzüglich und direkt an das Ministerium:

„Die Mittheilung, die mir der Herr Prorektor der hiesigen Universität über die beim Ministerium herrschende Beurtheilung meiner Thätigkeit gemacht hat, veranlaßt mich zu der Erklärung, daß ich gegen die Bezeichnungen meiner Richtung als „frivol“ und „unsittlich“, kommen sie von welcher Stelle sie wollen, ernstlich Verwahrung einlege. Weil ich aber zugleich es für die sittlichste Pflicht des Lehrers halte, daß er seinen Schülern rückhaltslos die Wahrheit mittheile, so fordert von mir die Unabhängigkeit meines Charakters, die ich einer jeden äußern Rücksicht zu bewahren weiß, daß ich einem Lehramt, das man an der Universität zu Heidelberg nicht mehr frei ausüben darf, selbstständig entsage.“

Dem engeren Senat sendete Moleschott eine Abschrift dieses Briefes zu, und zwar mit folgenden Zeilen begleitet:

„Ich erlaube mir Ihnen anliegend die Abschrift eines an das Ministerium des Innern gerichteten Schreibens mitzutheilen, mit welchem ich Abschied nehme von meiner Wirksamkeit an der Anstalt, die ihre Lehrfreiheit hat vernichten lassen. Ich ersuche Sie, der medizinischen Fakultät jene Abschrift und dieses Begleitschreiben zur Kenntnißnahme zu übersenden.“

Das der Sachbestand des Ereignisses. Noch besonders und persönlich schmerzlich für Moleschott und seine Schüler, und wie tiefer Schmerz und erhebende Begeisterung sich nun paarten, möge in folgenden Thatsachen sich ausdrücken:

Als Moleschott wieder in das Auditorium trat, um seine Vorlesung über Anthropologie zu beschließen, schmückte ein Lorbeerkranz sein Katheder. Er sprach nun noch über den Einfluß des Klima's auf das Menschengeschlecht, in Beziehung auf die Entwickelung der Völker in geschichtlicher Zeit; er wies noch nach, daß immer und überall stoffliche Bedingungen die geistige Entwickelung der Menschheit bedingen und schloß dann mit etwa folgenden Worten:

„Hieraus ergiebt sich die ernste Verpflichtung, daß wir unablässig dafür sorgen, und unser Studium darauf richten, jene stofflichen Bedingungen ergründen und beherrschen zu lernen. Dadurch, meine Herren, werden wir nicht blos für die physische, für die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts sorgen, sondern auch für die Sicherstellung der Sittlichkeit in allen Staatsformen.

„Mögen diese wenigen Worte, die mir aus dem tiefsten Innern kommen, beweisen, daß ich mit Stolz diesen Kranz ergreife. Im Uebrigen erlassen Sie mir jedes Wort des Abschieds, denn ich nehme nicht Abschied von Ihnen, ich werde, wenn gleich örtlich von meiner Wirksamkeit, von einer Hochschule getrennt, nicht aufhören, mit Ihnen und für Sie zu arbeiten.“

Es war ein schöner, tiefer Moment, still und bewegt. — Zwei Tage später hielt Moleschott seine letzte Vorlesung über Physiologie. Nach der Vorlesung versammelten sich alle Schüler in seinem Sprechzimmer, und hier nahm Einer, im Namen Aller, in feierlicher, begeisterter Rede Abschied, zwar nicht von dem Manne, dem Lehrer und Freund, aber Abschied von dem Universitätslehrer.

Die eigentliche Verklärung des schmerzlichen Momentes wurde ihm aber erst so recht am folgenden Tage, am 6. August. Morgens zehn Uhr wurde Moleschott im Namen seiner Schüler abge-

helt von Einem derselben in sein jetzt verlassenes Auditorium. Hier fand er alle seine Zuhörer feierlich versammelt, die Räume mit Blumen und Kränzen geschmückt, und am Platze, wo sonst sein Katheder sich befand, stand ein Tisch mit einer großen, schönen Luftpumpe und dem berühmten, kostbaren Atlas von Stieler. Diese Geschenke wurden dem Gefeierten mit einer innig wohlthuenden Rede überreicht, in welcher, fern von aller doch so wohl berechtigten Bitterkeit, nur auf das innige Verhältniß gewiesen wurde, das den geliebten, hochverehrten Lehrer mit den dankbaren Schülern verknüpfte. — Der so schwer Verletzte hatte in allen diesen Thatsachen gewiß die schönste Genugthuung erhalten; aber man ging noch weiter: Sieben und zwanzig Zuhörer Moleschott's, Studirende und Doctoren verschiedener Facultäten richteten nachstehende Adresse an das badische Ministerium, zugleich beschließend, derselben durch Insertion in öffentliche Blätter allgemeine Verbreitung zu geben, um vor der gebildeten Welt die sittliche Ehre des so schwer Beschuldigten auch ihrerseits zu vertreten. Die Adresse lautete also:

„Die unterzeichneten dermaligen Zuhörer des Privatdocenten Dr. Moleschott erlauben sich mit Ueberreichung dieser Zeilen frei und selbstständig gegen die demselben gemachten Vorwürfe, daß sein Wirken an hiesiger Universität ein frivoles und unsittliches sei, feierlichst zu protestiren. Eine Beschuldigung, die den Charakter eines nicht allein in der Wissenschaft, sondern auch im Leben, in engern wie in weitern Kreisen allgemein hochgeachteten Mannes trifft, ja die allen Charakter geradezu negirt, eine so harte Beschuldigung muß sich unsers Erachtens auf Beweise gründen. Wir nun, die wir die Vorlesungen des Dr. Moleschott mit Aufmerksamkeit angehört haben, vermögen nicht die leiseste Spur einer Thatsache zu entdecken, welche die oben angeführte Bezeichnung im Geringsten rechtfertigen könnte. „Unsittlich“ ist nur die bewußte Lüge, welche die Wahrheit verbergen will, aber nicht das lehrende Wort eines Mannes, der nach Wahrheit ringt; „frivol“ ist nur der Hohn des Spötters, aber nicht die lebendige Rede eines Mannes, der seine feste, innige Ueberzeugung ausspricht, der keine Meinung, keinen Glauben verletzt und kränkt, sondern mit milder Schonung Andersdenkender nur für Das, was er als wahr erkannt, einen wissenschaftlichen Kampf kämpft. Einfach und rein, in edle Form gegossen, hat er uns die Resultate seiner Forschungen mitgetheilt, Jedem das eigene Urtheil frei anheimgebend. In streng wissenschaftlichem Geiste verschmähte er es, durch geistreiches Spiel der Gedanken den Zuhörer zu blenden und überredend zu seiner Ansicht zu verlocken. Wir sehen uns deswegen und weil eine Anklage des Dr. Moleschott von Seiten eines Dekanats hiesiger Universität nicht vorliegt, zu der Ueberzeugung hingetrieben, daß Verleumdung und Verdächtigung das rein wissenschaftliche Wirken unsers Lehrers einem hohen Ministerium gegenüber entstellt haben, und wir fühlen uns selbst umsomehr dadurch verletzt, da jene Beschuldigung, wenn sie begründet wäre, uns mittreffen würde, die wir den Vorträgen des Dr. Moleschott mit Interesse und Liebe gefolgt sind, die wir in ihm den Lehrer wie den Menschen in gleich hohem Grade verehren und lieben lernten. Aus diesen Gründen nun, aus Liebe zur Wahrheit, aus Dankbarkeit gegen unsern Lehrer und aus Achtung vor uns selbst fühlen wir uns verpflichtet, gegen obige Beschuldigung uns feierlichst zu verwahren, und bitten ein großherzogliches Ministerium um weiter nichts, als um Veröffentlichung Dessen, worauf jener Vorwurf der Unsittlichkeit und Frivolität gestützt wird, damit die Welt frei und unparteiisch über die Sache richten könne ꝛc.“ (Folgen die Unterschriften.)

So sprachen die Zuhörer und Schüler Moleschott's, so sprachen freie Männer der Wissenschaft.

Wir wollen hier noch einen kurzen Ueberblick auf das Leben und die Person des Mannes geben, dessen „Lehre der Nahrungsmittel, für das Volk bearbeitet“, und dessen „Kreislauf des Lebens; physiologische Antworten auf Liebig's chemische Briefe“ als großartige Ereignisse im Gebiete der Naturwissenschaft, als Begründung einer neuen Lebens- und Weltanschauung gelten müssen.

J. Moleschott wurde am 9. August 1822 zu Herzogenbusch (in Holland) geboren, wo sein Vater noch jetzt ein hochgeachteter und sehr beschäftigter Arzt ist. Dieser übte auf des Sohnes Leben selbst den größten Einfluß aus; von ihm lernte der Sohn nicht allein lesen und arbeiten, sondern auch denken, und die beste Anleitung für ein fruchtbares Wirken am Krankenbett.

Nach holländischer Sitte waren die neuen Sprachen, französisch und englisch, die ersten Stoffe, die für den Unterricht des jungen Moleschott verwendet wurden. Dabei gründliche Erlernung der Muttersprache, deren abstrakte grammatikale Definitionen ihm später gute Hülfe leisteten bei Erlernung der alten Sprachen. Das Deutsche hingegen wurde schlecht, jede andere Realwissenschaft mehr als mittelmäßig betrieben. Erst von seinem 13. Jahre an genoß der junge Moleschott Unterricht in den alten Sprachen, besonders in der lateinischen. Mit 17 Jahren kam er auf das preußische Gymnasium zu Cleve, wo er eine vortreffliche Schulbildung genoß. Diese seine Schuljahre bezeichnet Moleschott jetzt noch als ihm unvergeßlich für seine ganze geistige Entwickelung. Den Lehrern Heine und Kiesel dort (jetzt beide Direktoren in Düsseldorf, jener der Gewerbschule, dieser des Gymnasiums) verdankt er seine Grundlage der Mathematik; dem Direktor Helmke die Erweckung zu gediegener Ausbildung des Geschmacks, den dieser Lehrer durch seinen Vortrag der griechischen Classiker, namentlich des Sophocles, so wunderbar zu erregen wußte. Am Tiefsten aber wirkte auf ihn ein sein Lehrer Moritz Fleischer, (durch herrliche Aufsätze in den holländischen Jahrbüchern auch in weitern Kreisen bekannt); dieser führte ihn zur Philosophie; aber nicht am Gängelbande octroyirter Doctrin, sondern indem er anregend, leise berichtigend oder fast bestätigend, des empfänglichen Jüngers Schritte zu vorurtheilsfreier Untersuchung lenkte. Moleschott bezeichnet diesen vortrefflichen Mann als denjenigen, dem er nach seinem Vater am Meisten verpflichtet sei.

Zwanzig Jahre alt (im Jahre 1842) kam Moleschott nach Heidelberg, um hier Medizin zu studiren. Dies aber nach seines Vaters und seiner eigenen festen Ueberzeugung: daß jetzt für den Mediziner alles Heil in einer gründlichen Beschäftigung mit Chemie und Physik zu suchen sei. Dabei hatte er auch schon das Bewußtsein, daß das Studium der Psychologie, oder noch lieber gesagt: der Anthropologie, die Hauptaufgabe seines Lebens sein würde. — Dieses Bewußtsein hat sich denn auch zu glänzender That gestaltet. Die Professoren Tiedemann und Bischoff nahmen sich des eifrigen Studenten besonders freundlich an und haben neben seinen übrigen Lehrern am Meisten dazu beigetragen, ihn mit der naturwissenschaftlichen Methode bekannt zu machen. — Alle Freistunden der ersten dieser Studienjahre verwendete Moleschott auf den von ihm leidenschaftlich verehrten Hegel und hat dieses Studium jedenfalls auch mit zu jener gewaltigen Logik, jener eisernen Consequenz beigetragen, die wir in den Werken Moleschott's so bewundern, die seine Feinde ihm noch weniger verzeihen mögen, als seine Ansichten, seine ganze Richtung.

Im Jahr 1845, am 22. Januar, wurde Moleschott zum Doctor der Medizin, der Chirurgie und Geburtshülfe ernannt; seine Doctordissertation handelte über den feineren Bau der Lungen. Einige Wochen vorher, am 6. Dezember, wurde von der Universität zu Harlem seine „Kritische Betrachtung von Liebig's Theorie der Pflanzenernährung“ mit dem goldenen Ehrenpreise gekrönt. Im Mai 1845 ließ sich Moleschott als practischer Arzt in Utrecht nieder. Zugleich aber lernte er in der Chemie praktisch arbeiten unter der vortrefflichen Anleitung, die ihm in Müller's berühmtem Laboratorium zu Theil wurde. Außerdem noch machte er fleißig physiologische Untersuchungen, zum Theil in Gemeinschaft mit seinem Freunde Donders und diese Arbeiten gaben Veranlassung zur Herausgabe der „holländischen Beiträge zu den anatomischen und physiologischen Wissenschaften,“ in Gemeinschaft mit Donders und van Deen, den beiden ersten Physiologen Hollands. Die rastlose Thätigkeit, der außerordentliche Wissenschaftsdrang des genialen Mannes ließ ihn aber auch die unsterblichen Werke Spinoza's und Feuerbach's studiren; beide führten ihn von seiner grenzenlosen Verehrung Hegel's ab und namentlich war es Feuerbach, der ihm den siegenden Uebergang von der abstrakten Philosophie zu den Naturwissenschaften mit erkämpfen half.

Zu Ostern 1847 habilitirte sich Moleschott in dem ihm lieb und theuer gewordenen Heidelberg als Privatdozent; anfangs nur für physiologische Chemie und Diätetik, später für Experimentalphysiologie und Anthropologie, so wie für allgemeine und vergleichende Anatomie. Im Sommer 1853 gründete er ein physiologisches Laboratorium, das sich sehr zahlreichen Besuches zu

erfreuen hat und ganz unabhängig von der Universität da steht, hoffentlich auch fortbestehen darf. Mit welchen Erfolgen Moleschott als Lehrer wirkte, haben wir bereits kennen gelernt. Sein schriftstellerisches Wirken anbelangend, schrieb er außer vielen Aufsätzen in Zeitschriften (siehe „Zeitschrift für rationelle Medizin," „Archiv für physiologische Heilkunde," „Müller's Archiv," „Wiener medizinische Wochenschrift," „Natur" ꝛc.) folgende Werke:

1848—1849: „Physiologie der Nahrungsmittel; Ein Handbuch der Diätetik." Darmstadt 1850. Im Winter 1849—1850: „Lehre der Nahrungsmittel. Für das Volk bearbeitet." Erlangen, 1850. Erschien in zweiter Auflage 1853.

Im Winter 1850—1851: „Physiologie des Stoffwechsels in Pflanzen und Thieren." Erlangen 1851.

Im Winter 1851—1852: „Kreislauf des Lebens. Physiologische Antworten auf Liebig's chemische Briefe." Mainz 1852.

Die hohe Bedeutung, der Glanz, die außerordentliche Wirkung dieser Werke kennen wir durch die Theilnahme der gebildeten Nation und durch den Ruf, den sie dem Verfasser gaben, durch die Befremdung und den Schmerz des Vaterlandes, als das badische Ministerium den Verfasser der Frivolität beschuldigte.

Das ist die öffentliche Entfaltung und Wirksamkeit des noch so jungen und schon so berühmten Gelehrten. Sein persönliches und bürgerliches Leben betreffend, bewahrheitet es nach allen Seiten hin die von ihm vertretenen wissenschaftlichen Grundsätze: die der reinen Menschenliebe, der edeln Humanität, der Liebe zu allem Geschaffenen, der unermüdlichen Strebsamkeit nach innerer Bildung, Schönheit und Freiheit. — Ein glücklicher, zärtlich liebender Gatte und Vater; ein warmer, treuer, helfender Freund; ein ruhiger, solider, strengrechtlicher Bürger: so steht er da, geliebt, verehrt von Allen die ihn kennen, die ihn kennen wollen. Nur wo verderbliche Dummheit, Heuchelei, Ungerechtigkeit, — sei es im Leben oder in der Wissenschaft, — ihm entgegentritt, da flammt er auf zu männlichem Zorn, zu gewaltigem Kampf. —

Die Erscheinung Moleschott's ist eigenthümlich anziehend, ohne grade sofort zu frappiren. Stets bewegliche, braunglänzende Augen, mit ebenso tiefem als mildem Glanze. Die Stirne von seltener Höhe und Klarheit. Die Züge blaß, glatt, fast starr, aber energische Denkkraft verrathend. Die Figur eher klein als groß, schlank und doch gedrungen.

Um Moleschott's ganzes Wesen kennen zu lernen, muß man freilich seine Liebe, sein Vertrauen besitzen; dann aber und beim Glase Wein ist er auch von wahrhafter Liebenswürdigkeit, dann tritt die reine Kindlichkeit und fromme Naivität hervor, die in dem heiligen Cultus der Natur jeder echte Mensch sich erhalten und gewinnen kann.

Wir schließen diese Betrachtung mit dem Schlußwort der seelenvollen Widmung, mit der Moleschott's edler Freund, Roßmäßler, sein schönes Buch: „Flora im Winterkleide," dem Freunde darbrachte; dieses Wort charakterisirt mehr als hundert Andere die reine Menschenseele des berühmten Forschers und dürfte auch für uns hier in Anspruch zu nehmen sein:

„Wenn man Dich achtet und liebt, so freust Du Dich, daß ein Mensch geachtet und geliebt wird."

Blätter aus dem physikalischen A=B=C=Buche.

2. Die Naturkräfte.

Der größte Theil der Naturerscheinungen hängt nur allein von Bewegungen ab, ja es ist sogar wahrscheinlich, daß alle Naturerscheinungen in letzter Instanz sich auf Bewegungserscheinungen zurückführen lassen. In vielen Fällen nehmen wir allerdings die Bewegung nicht unmittelbar wahr und glauben daher mit keiner durch Bewegung hervorgebrachten Erscheinung zu thun zu haben, während genauere Untersuchung das Gegentheil lehrt. Wir hören z. B. einen Ton. Die bestimmte Anzahl von Luftschwingungen aber, welche wir eben in ihrer Gesammtheit und periodischen Aufeinanderfolge als Ton empfinden, sind wir nicht im Stande unmittelbar als Bewegungserscheinung wahrzunehmen. Zu dieser Erkenntniß gelangt man erst durch eine Reihe von Versuchen und durch vernunftgemäße Verknüpfung der dadurch der Natur abgenöthigten Antworten.

Was Bewegung hervorzubringen vermag, also die Ursache der Bewegung, nennt der Physiker Kraft. Auch da, wo die betreffende Naturerscheinung noch nicht auf Bewegungserscheinungen zurückgeführt werden könnte, gebraucht man zur Bezeichnung der Ursache derselben das Wort Kraft. Doch geschieht dies meist mit Unrecht und muß wenigstens immer mit Vorsicht geschehen, wenn das Wort Kraft nicht das Bollwerk der Unwissenheit werden soll. Der Physiker muß immer bemüht sein, jede Erscheinung auf ihre mechanischen Elemente, d. i. auf Bewegungserscheinungen zurückzuführen, bevor er Kräfte zu ihrer Erklärung zu Hülfe ruft. Wollte man z. B. den tönenden Körpern eine Kraft zu tönen zuschreiben, so würde das nur mangelhafte Beobachtung beweisen, denn eine solche Kraft giebt es gar nicht. Was wir als Ton empfinden, läßt sich auf Bewegungserscheinungen zurückführen, und hier ist es nun erst am Orte nach der Kraft oder den Kräften zu fragen, welche die Schwingungen hervorbringen.

Der Chemiker spricht bisweilen von einer Kraft der Verwandtschaft (Affinität). Die Erscheinungen aber, welche diesen Namen führen, sind sehr zusammengesetzt und konnten bis jetzt noch nicht auf Bewegungserscheinungen zurückgeführt werden. Es ist daher auch nicht gerechtfertigt, hier von einer Kraft zu sprechen. Die meisten Chemiker thun das auch nicht, sprechen vielmehr nur von Erscheinungen, welche sie Affinität nennen.

Am Meisten ist hiergegen in den physiologischen Theilen der Naturwissenschaften gesündigt worden, indem man zur Erklärung aller Erscheinungen des Lebens eine Lebenskraft annahm. Man sieht leicht das Voreilige und Falsche dieser Annahme ein, wenn man überlegt, daß die Erscheinungen des Lebens nichts weniger als einfach, vielmehr aus einer großen Menge anderer selbst wieder sehr complicirter und theilweise noch nicht erklärter Erscheinungen zusammengesetzt sind. Wie kann man hier von einer einzigen Kraft sprechen wollen, welche diesen Complex von Erscheinungen hervorzubringen im Stande wäre? Diese Annahme war auch lange Zeit der Hemmschuh für die Entwickelung der physiologischen Wissenschaften. Wo man zu faul war zu beobachten, mußte die Lebenskraft herhalten.

Aus diesen Beobachtungen wird der Leser abnehmen, daß trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen doch die Anzahl der Naturkräfte eine sehr beschränkte sein wird und daß mit der Annahme neuer Kräfte sehr vorsichtig verfahren werden muß. Die goldene Regel aller Naturforschung heißt: keine neuen Kräfte zur Erklärung einer Erscheinung herbei zu rufen, so lange nicht evident erwiesen ist, daß die bereits bekannten ihrer Natur nach zur Erklärung unzureichend sind. Hätte man das immer beachtet, so wäre mancher Unsinn, z. B. auch der durch das Tischrücken zu Tage geförderte, sicherlich nicht geboren worden. Ob einstmals alle Erscheinungen der Natur sich aus einer einzigen Kraft werden erklären lassen, wie man bisweilen gemeint hat, ist eine nach den gegenwärtigem Zustand unserer Kenntnisse durchaus nicht zu beantwortende Frage.

Welches sind nun die in der Natur thätigen Kräfte? Der Leser wird leicht einsehen, daß es nicht möglich ist von Kräften zu sprechen, bevor noch ein Wort über die durch sie bewirkten Erscheinungen gesagt worden ist, aus denen wir erst auf jene schließen können. Wir wollen das auch nicht, vielmehr nur durch einige Betrachtungen vorläufig darauf aufmerksam machen, wie weit der Wirkungskreis einer einzelnen Naturkraft sei.

Die Schwerkraft oder Anziehungskraft unserer Erde, durch welche alle Körper nach dem Mittelpunkte der Erde zu fallen streben, ist als die bekannteste Naturkraft am Besten hierzu geeignet. Von ihrem Gesetze, d. h. welche Geschwindigkeit sie einem fallenden Körper ertheilt und welche Zeit zur Durchfallung eines gewissen Raumes nöthig ist, davon wollen wir später einmal sprechen. Die Schwerkraft ist bei der Gestaltung unserer Erdoberfläche im hohen Grade thätig gewesen, denn alles fließende Wasser, sowohl das in den Flüssen und Strömen, als auch das

durch die Gesteine hindurch sickernde wird von ihr in Bewegung gesetzt. Das fließende Wasser hat aber an der Veränderung der Erdoberfläche einen viel größeren Theil als man früherhin glaubte. Die älteren Geologen ließen durch gewaltsame vulkanische Erdrevolutionen die Umänderungen der Erdoberfläche erfolgen, die auch in der That bisweilen stattfanden. In neuerer Zeit hat man sich dagegen auf das Sicherste überzeugt, daß das fließende Wasser und namentlich auch das ganz langsam durch die Gesteine hindurch sickernde bei Weitem großartigere Veränderungen der Erdoberfläche zu Stande gebracht hat. Denn die Kleinheit dieser Wirkungen summirt sich durch unendlich lange Zeiträume zu ganz erstaunlichen Größen. Nicht minder steht die Atmosphäre unter dem Einfluß der Schwere und die Größe aller Witterungseinflüsse, welche ebenfalls einen sehr großen Antheil an der Oberflächengestaltung der Erde haben, hängt von der Größe der Schwerkraft ab. Auch auf die Culturzustände des Menschen hat die Schwerkraft einen gewaltigen Einfluß ausgeübt. Alle Transportmittel würden sich z. B. ganz anders gestalt t haben, wäre die Schwerkraft an der Erdoberfläche etwa sechsmal geringer als sie wirklich ist, also so wie sie an der Oberfläche des Mondes stattfindet. Würde bei uns die Schwerkraft mit einem Male so viel Mal geringer, so würde man unter den gegenwärtigen Verhältnissen, also unter Annahme derselben Muskelkraft der Menschen und Thiere, derselben Straßen und Eisenbahnen, derselben Festigkeit aller Körper u. s. w., sechs Mal größeren Effekt bei allem Transport hervorzubringen im Stande sein. Was für gewaltige Aenderungen würde das in allen menschlichen Verhältnissen hervorbringen! Eine Aenderung der Schwerkraft ist zwar niemals möglich, aber wir können uns durch solche Betrachtungen klar machen, daß alle menschlichen Verhältnisse zum größten Theil ein Produkt dieser und anderer Naturkräfte sind, indem sie sich denselben anpassen mußten. Hieraus erkennt man zugleich wie albern die Bestrebungen sind, wenn man über das Leben auf anderen Himmelskörpern Erörterungen anstellen will. Man hat z. B., als nach den großartigen Verbesserungen der Fernröhre in diesem Jahrhundert die Oberflächengestaltung des Mondes uns aufgeschlossen wurde, sich verleiten lassen, Kunstprodukte der dortigen Bewohner aufzusuchen oder vielmehr gewisse räthselhaft erscheinende Gegenstände als Kunstprodukte zu deuten. Man hat aber dabei ganz außer Acht gelassen, daß eben solche Dinge ein Produkt der dort wirkenden Naturkräfte sind; da aber nun die Naturkräfte auf der Oberfläche des Mondes ganz andere Wirkungsgrößen besitzen, so werden auch die Kunstprodukte ganz andere Formen annehmen müssen, nicht zu gedenken, daß ja auch die ganze Gestaltung des dortigen organischen Lebens, wenn's überhaupt ein solches giebt, himmelweit von dem unserigen verschieden sein muß.

Eben so einflußreich als die Schwerkraft ist die **Wärme**. Wir können sie aber im eigentlichen Sinne keine Kraft nennen. Was wir als Wärme wahrnehmen, ist eine periodische Aufeinanderfolge von unendlich kleinen Schwingungen. Wenn aber Körper erwärmt werden, so treten noch andere Erscheinungen auf, unter denen die auffälligste die Ausdehnung der Körper ist. Diese Ausdehnung geschieht namentlich bei luft- und dampfförmigen Körpern mit großer Gewalt und in Folge dessen wird die Wärme die Quelle einer bewegenden Kraft. Wir erinnern nur an die Dampfmaschine, an die neuerdings construirte heiße Luftmaschine. Wir können also die Wärme insofern, als sie die Körper auszudehnen und dadurch Bewegungserscheinungen hervorzubringen vermag, als eine Naturkraft bezeichnen, die nicht blos von den Menschen zum Betriebe der Maschinen und anderen Dingen benutzt worden ist, sondern deren sich die Natur selbst vielfach zur Erreichung ihrer Zwecke bedient.

In ähnlicher Weise werden Bewegungen hervorgebracht, wenn gewisse Körper in den Zustand treten, den wir electrisch und magnetisch nennen. Wir können also in diesem Sinne **Electricität** und **Magnetismus** ebenfalls als Naturkräfte bezeichnen, obschon wir über die eigentliche Natur dieser Potenzen noch nicht vollständig aufgeklärt sind, auch noch nicht einmal alle Erscheinungen namhaft zu machen wissen, bei welchen sie ihre Hand im Spiele haben. Daß sie z. B. auf das organische Leben einen großen Einfluß ausüben, ist mehr als wahrscheinlich; aber welchen? davon sind wir noch weit entfernt. Sie zum Betriebe von Maschinen zu benutzen, hat man angefangen, aber noch lange nicht zur Vollendung geführt.

Die Naturkräfte wirken nur selten einzeln, in der Regel mehrere in Gemeinschaft. Dadurch wird die Erscheinung sehr zusammengesetzt, bisweilen in solchem Grade, daß es schon zu einer sehr schweren Aufgabe wird, die Erscheinung selbst richtig zu erkennen. Wo nun die Thatsachen der Beobachtung, d. h. die Wirkungen der Kräfte noch nicht mit Sicherheit festgestellt sind, kann man selbstverständlich noch nicht daran gehen, die wirkenden Kräfte aufzusuchen. Die Erscheinungen des Lebens z. B. sind in allen ihren Punkten noch lange nicht vollständig bekannt; es giebt hier noch manche nur sehr oberflächlich beobachtete Parthien. Daher ist es sehr voreilig, schon nach den hier wirkenden Kräften und baarer Unsinn, nach einer Lebenskraft suchen zu wollen.

Wenn wir oben sagten, Kraft sei das, was Bewegung hervorbringen könne, so ist damit über das eigentliche Wesen, über die Natur der Kraft noch durchaus kein Aufschluß gegeben. Es ist das von Seiten des Physikers auch nicht möglich und kann höchstens eine Frage für den Philosophen sein. Die Antworten aber, welche von dieser Seite her erfolgen, sind für den Physiker von wenig Belang; ihm ist es für seine Forschungen genug, wenn das seinem Wesen nach unbekannte Etwas, welches er durch Kraft bezeichnet, ein strenges Gesetz befolgt, und sich durch seine Wirkungen genau messen läßt. Der Astronom kennt das Gesetz und die Größe der Anziehungskraft, welche die Himmelskörper nöthigt, ihre Bahnen um einander zu beschreiben, und ist dadurch in den Stand gesetzt, den Ort der Himmelskörper für jede beliebige Zeit genau zu bestimmen. Was nun eigentlich diese Kraft ist, weiß er nicht, wie überhaupt Niemand. Aber wenn er es auch wüßte, so würde dadurch die Astronomie um keinen Schritt weiter geführt. Was zur Aufstellung einer mathematischen Rechnung nöthig ist, weiß man und etwas Weiteres verlangt der Astronom nicht. Wie hier in diesem einzelnen Falle, ist es bei allen physikalischen Forschungen. Was die Kraft eigentlich ist, danach fragt der Physiker niemals, wenn er nur ihr Gesetz kennt, um die Sache auf mathematischen Grund und Boden versetzen zu können.

Die asiatische oder epidemische Cholera.

Was wissen die Aerzte von der Cholera, von ihrem Wesen, ihrer Ursache und Heilung? So gut wie gar nichts! Nur das ist augenscheinlich, daß bei dieser Krankheit das Blut äußerst schnell einen großen Theil seines Wassers nach dem Darmkanal und Magen hin verliert und dadurch in seinem Laufe und seiner Thätigkeit, vorzüglich in Bezug auf die Absonderungen und Wärmeentwickelung, sehr bedeutend gestört wird. Alle Erscheinungen bei der Cholera, wie Brechen, Durchfall, Kälte, Trockenheit und bläuliche Färbung der Haut, Harn- und Pulslosigkeit u. s. w., lassen sich hieraus erklären.

Ansteckend ist die Cholera nicht, d. h. sie ist von Person zu Person nicht übertragbar, wohl scheint sie aber bisweilen (aber nicht immer) unter gewissen, uns noch unbekannten Bedingungen **verschleppbar** zu sein, so daß ein oder mehrere von der Ferne hergekommene Cholerakranke in einer von dieser Krankheit noch nicht heimgesuchten, wahrscheinlich aber dem Entstehen der Cholera günstigen Gegend dieselbe veranlassen können. — Uebrigens **befällt** die Cholera Menschen jedes Alters und Standes, Gesunde wie Kranke, am Häufigsten aber Personen, welche unregelmäßig leben (besonders Säufer) und solche, die sich nicht schonen können (Arme). — **Vorboten** hat diese Krankheit gar nicht, höchstens stellt sich vor ihrem Ausbruche Appetitlosigkeit, Uebelkeit, Neigung zum Durchfall, leichte Diarrhöe (Cholerine), allgemeines Uebelbefinden und veränderte Gesichtsfarbe ein.

Die **Krankheitserscheinungen** bei der Cholera sind die folgenden: Der **Durchfall** ist wohl stets das erste Symptom und dieser, gewöhnlich schmerzlos, zeigt sich häufig zuerst in der Nacht, meistens nach Mitternacht. Das Entleerte wird hierbei sehr bald

ganz wässerig, geruchlos, weißlichgrau und reiswasserähnlich. — Das Erbrechen, welches in der Regel erst einige Zeit nach dem Durchfalle auftritt und wohl nie ohne denselben besteht, aber recht wohl fehlen kann, entleert zuerst den gerade vorhandenen Inhalt des Magens, das Genossene, dann Schleim und Galle, schließlich jedoch ebenfalls reiswasserähnliche Flüssigkeit. Diese Flüssigkeit, welche durch den Stuhl und das Brechen aus dem Darmkanale und Magen entfernt wird, stammt aus dem Blute und enthält deshalb außer Wasser auch noch andere Blutbestandtheile (Eiweiß, Salze), sowie eine große Menge von Oberhautpartikelchen der Darmschleimhaut. Bisweilen, in den schwersten und tödtlichen Krankheitsfällen, bei der sogenannten trockenen Cholera, kommt es gar nicht zur Entleerung der reiswasserähnlichen Flüssigkeit, sondern dieselbe häuft sich im gelähmten Darme und Magen an. — Es ist gewiß einleuchtend, daß in Folge des großen Wasserverlustes das **Blut eindicken** muß und dies zeigt sich auch bei Aderlässen und in den Leichen ganz deutlich. Daß aber eingedicktes Blut nur mit Mühe durch das Herz vorwärts getrieben werden und nicht mehr so flott, besonders durch die feinen Haargefäßchen, fließen kann, versteht sich wohl von selbst. Daher kommt es denn, daß der Puls (des Herzens und der Pulsadern) welcher anfangs gewöhnlich beschleunigt ist (bis zu 140 Schlägen), nach und nach in dem Grade, als die Wasserentleerung und Eindickung des Blutes sich steigert, immer langsamer und schwächer wird, bis er endlich gar nicht mehr zu fühlen ist. — Mit der Eindickung des Blutes und der geschwächten Circulation steht nun die **geringere Entwicklung der Eigenwärme** (s. Gartenlaube Nr. 33) im Einklange. **Zunge und Haut** fühlen sich deshalb kalt an. Die letztere ist bleigrau, anfangs kühl und dann entweder leichenartig oder froschkalt (bei zäher Feuchtigkeit), zusammengezogen (wie Gänsehaut), runzliger (besonders an Händen und Füßen) und weniger elastisch, so daß eine mit den Fingern gebildete Falte sich nur langsam wieder ausgleicht; die Nägel erscheinen länger und bläulichgrau. — Wegen der gestörten Umwandlung des Blutes aus dunkelrothem in hellrothes innerhalb der Lungen und wegen des verzögerten Durchflusses des sonach dunklen Blutes durch die Haargefäße tritt an verschiedenen Stellen, wie an der Haut (besonders der Finger und Zehen), den Lippen, Augen und der Zunge, **bläuliche Färbung** (Cyanose) hervor. — Alle Absonderungen aus dem Blute, welche des Wassers ganz besonders bedürfen, müssen natürlich bei dem angegebenen Zustande des Blutes und der Circulation verringert und endlich ganz aufgehoben werden. Daher schreibt sich denn die **große Trockenheit** der Haut, der Augen, der Nase, der Zunge und Mundhöhle (der große Durst), des Kehlkopfs (die rauhe, heisere, schwache und klanglose Stimme) und der Lungen (das beschwerliche Athmen mit beängstigendem Drucke auf der Brust). Die Harnabsonderung ist deshalb äußerst sparsam und ganz aufgehoben. — Es wäre nun wunderbar, wenn bei einem solchen Blutzustande die Ernährung und Thätigkeit des Muskel- und Nervensystems ordentlich vor sich gehen sollte. Dies ist aber auch nicht der Fall, denn im Muskelsysteme treten anfangs **Krämpfe** (besonders in den Waden und Bauchmuskeln), später Schwäche und Lähmungen auf; die **Affection des Nervensystemes** giebt sich durch widernatürliche Empfindungen (besonders von innerer großer Hitze) und Schmerzen mancherlei Art, Sinnestäuschungen, große Gleichgültigkeit und Unbesinnlichkeit zu erkennen. — Das **Gesicht** ist verfallen, bläulichgrau, die Augen tiefliegend, matt, trocken und von bläulichen oder dunkelblaugrauen Ringen umgeben, die Nase schmal, spitzig und kalt; die Schläfen- und Backengegend vertieft und kühl; die Lippen trocken, bläulich oder mit zähem Schleime überkleidet.

Im Verlaufe der Cholera lassen sich deutlich zwei Perioden unterscheiden, und zwar die erste oder die Periode der Kälte und die zweite oder die der Wärme, wenn nämlich die Krankheit nicht in der Kälteperiode tödtete. Im **ersten oder Kälte-Zeitraume** ist neben dem Durchfalle und Brechen das Sinken der Körperwärme, sowie das Schwinden des Pulses, die bläuliche Färbung und Trockenheit das Charakteristische. Je weniger hier vom Pulse zu fühlen ist, desto gefährlicher ist der Zustand, jedoch genesen auch noch viele von den Kranken, deren Puls schon unfühlbar war. Der **zweite oder Wärme-Zeitraum** charakterisirt sich durch die **Rückkehr der Körperwärme**, das Heben oder Deutlichwerden des Pulses, das Wiedererscheinen der Absonderungen, vorzüglich der Harn- und Schweißabsonderung. Das Nachlassen des Durchfalls und Brechens ist jetzt von keiner so großen Wichtigkeit, als der Eintritt des **Harnens**. Ein sehr günstiges Zeichen in dieser Periode ist es, wenn die Hautwärme **allmälig** wiederkehrt und Patient nicht plötzlich in große Hitze und starken Schweiß verfällt. Am Wichtigsten ist jedoch die Wiederkehr der Harnausscheidung, denn von ihr hängt jetzt das Leben des Kranken ab. Wird nämlich der Harn im Blute zurückgehalten, dann tritt leicht eine Harnvergiftung desselben (Choleratyphus, Urämie) und Tod ein. — Daß nach dem Weichen aller Choleraerscheinungen noch längere Zeit eine schlechte Verdauung, besonders im Magen zurückbleibt, möchte man mehr auf die dargereichten Heilmittel (die in der Regel den Magen gräßlich maltraitiren) als auf die Krankheit schieben. — Die **Dauer** der Krankheit ist sehr verschieden, denn sie kann sich blos auf Stunden und Tage beschränken, wie auch auf Wochen ausdehnen. Die Kälteperiode ist stets weit kürzer als der Hitzezeitraum.

Daß eine große Menge von **Schutzmitteln** gegen die Cholera empfohlen und ohne Erfolg gebraucht worden sind, versteht sich wohl von selbst. Wenn man alles vermeiden wollte, was angeblich schon die Cholera veranlaßt haben soll, dann dürfte man gar nicht mehr denken, essen, trinken und überhaupt leben. — Das beste Schutzmittel bleibt es immer, wenn man den von der Cholera befallenen Ort verläßt und in eine gesunde Gegend übersiedelt. Geht dies nicht, dann geht nichts über eine **Bauchbinde**. Denn weniger Diätfehler als Erkältungen des Bauches, vorzugsweise in der Nacht, scheinen den Ausbruch der Krankheit zu begünstigen. Der Verfasser, der bis jetzt verschiedene Hunderte von Cholerakranken behandelte, fand keinen darunter, welcher eine Bauchbinde getragen hätte, sehr viele aber, die weder Obst, noch Gurken, Melonen, Salat, Kartoffeln, Weißbier 2c. genossen, und stets strenge Diät geführt hatten.

Die **Behandlung** bei ausgebrochener Krankheit kann, da wir zur Zeit nur die hauptsächlichsten Erscheinungen derselben kennen, auch nur gegen diese gerichtet sein. Großer Wasserverlust des Blutes, Kälte und träge Circulation des eingedickten Blutes sind nun aber die hervortretendsten Erscheinungen und gegen diese kann natürlicher Weise nichts wirksamer als Wärme und Wasser, neben Erregungsmitteln sein. Deshalb hält der Verfasser zur Zeit für die einfachste und beste Behandlung die folgende: bei eintretendem Durchfalle sofort in's warme Bette, heiße Umschläge auf den Leib, Trinken heißen Thees oder Wassers in mäßigem Grade, leicht verdauliche Nahrung. Opium scheint nichts zu nützen. Werden Hände, Füße, Nasenspitze und Zunge kühl und kalt, dann muß das Trinken heißen Wassers oder Thees bedeutend gesteigert werden, auch wenn ein großer Theil davon wieder weggebrochen wird. In dem Falle, daß der Puls kraftloser und schwächer wird, setze man als Erregungsmittel für die Herzthätigkeit zu dem heißen Getränke irgend ein Spirituosum (wie Wein, Rum, Spiritus). Nebenbei mag man aber den Durst und die innere Hitze durch mäßigen Genuß kalten Getränkes, wie Bier, Wasser (kohlensaures oder mit Wein), Eis, Champagner und dergleichen zu mäßigen suchen. Die starken Erregungsmittel aus der Apotheke taugen sicherlich nichts. Beim Eintritt der Wärme muß mit der genannten heißen und erregenden Behandlung nachgelassen werden, damit nicht zu plötzlich und eine zu große Hitze eintritt; jetzt scheint Bier zum Antreiben der Harnaussonderung am meisten von Nutzen zu sein. Soviel steht aber sicherlich fest, daß, da wir die widernatürliche Ausfuhr von Wasser aus dem Blute bei der Cholera noch nicht hemmen können, die Zufuhr von Flüssigkeit in das eingedickte Blut die Hauptsache bei der Heilung dieser Krankheit ist.

NB. Die epidemische Cholera (sprich Choléra, von χολέρα, die Dachrinne) scheint ursprünglich in Ostindien, namentlich in den sumpfigen Niederungen der Gangesausflüsse, einheimisch zu sein und hat dort schon im achtzehnten Jahrhunderte bedeutend gewüthet. In der Mitte des Jahres 1817 verbreitete sie sich nach China und Japan, erschien 1821 am persischen Meerbusen und im südlichen Rußland, trat 1831 in Polen und im Juni desselben Jahres an der Grenze von Deutschland auf und zeigte sich in Schlesien, Oesterreich, Hamburg, Paris, in mehreren Gegenden Englands und Amerika's; sie verschonte damals Sachsen und die meisten südwestlichen Gegenden Deutschlands und verschwand im Laufe des Jahres 1833. Spätere Ausbrüche (1837) kamen in vielen Theilen Europa's und Amerika's vor, selbst an solchen Orten, die früher verschont geblieben waren; namentlich breitete sie sich 1848 und 1849 wieder über Rußland, Norddeutschland (Sachsen), England, die Niederlande, Frankreich, Algier und Amerika aus und verschwand erst gegen 1830, um von 1852 an abermals hier und da aufzutauchen.

Bock.

Blätter und Blüthen.

Eine abenteuerliche Seereise. Unter meinen vielen Seereisen ist keine so reich an Abenteuern gewesen, als die kurze Fahrt von Jamaica nach Halifax, die ich vor einigen Jahren auf einem großen amerikanischen Handelsschiffe unternahm.

Wir waren mit einem günstigen Winde abgesegelt, und mochten am ersten Tage wohl zwanzig Meilen zurückgelegt haben, als am Abend des zweiten Tages der Kapitän sein Fernrohr mit einer gewissen Unruhe nach einem schwarzen Punkte richtete, den man in der Ferne bemerkte.

„Etwas Neues, Kapitän?“ fragte ich.

„Sehen Sie selbst,“ antwortete er mir. Ich nahm das Glas aus seiner Hand, richtete es nach dem dunklen Punkte und sagte: „Es ist eine Schaluppe.“

„Ja, eine Schaluppe,“ wiederholte er, „die mit aller der Schnelligkeit auf uns zukommt, welche ihr die kräftigen Arme von zwanzig starken Seeräubern geben können. Sie begreifen nun, weshalb ich mir vorhin schlechtes Wetter wünschte. Ja, ja,“ fuhr er nach einiger Zeit soet, nachdem er die Schaluppe noch einmal aufmerksam betrachtet hatte, „ohne Zweifel sind es entflohene Negersklaven, welche sich gern unseres Schiffes bemächtigen möchten, um auf ihm das Weite zu suchen. Nun, nun, so weit sind wir, Gott sei Dank, noch nicht!“

Man machte sogleich alle Anstalten, die Seeräuber würdig zu empfangen. Da wir die Zahl der Feinde, mit denen wir zu thun hatten, nicht kannten, so trug man Pulver, Flinten- und Kanonenkugeln, so wie blanke Waffen aller Art auf das Verdeck, enthüllte zugleich die beiden messingenen Kanonen des Schiffes, lud sie und stellte sie in die Stückpforten der Seite, von welcher wir den Feind erwarteten. Auch die Flinten wurden geladen, und Jeder steckte einen Dolch und zwei Pistolen in seinen Gürtel. Der Kapitän trieb seine Vorsichtsmaßeegeln sogar so weit, daß er die Regelingen oder die Decken von Strickwerk, durch die man auf Kriegsschiffen die Mannschaft vor Flintenkugeln zu schützen sucht, ausspannen und die Balken am Steuerboed waschen und scheuern ließ, um das Entern schwieriger zu machen, wenn der Feind es versuchen sollte.

Als diese Vorbereitungen beendigt waren, begab sich Jeder auf seinen Posten. Aller Augen richteten sich nach dem westlichen Horizont; aber die Nacht trat ein und es wurde bald unmöglich, die Schaluppe noch länger zu erkennen.

Einige Stunden vergingen, und es ließ sich nichts sehen, webee im Osten noch im Westen. Die Passagiere, eine Beute der Angst und der Unruhe, hatten, nachdem sie vergebens versucht, die feindliche Schaluppe zu erkennen, sich endlich in ihre Hängematten gelegt, und ich selbst wollte mich, da ich im höchsten Geade ermüdet war, zur Ruhe begeben, als der Kapitän zu mir kam.

„Nun, Kapitän, was ist aus Ihren Meerwölfen geworden?“ fragte ich ihn.

„Sie haben ohne Zweifel unsere Spur verloren,“ antwortete er; „und ich wünsche das von ganzem Herzen. Aber es ist schwer, die Pläne dieser Burschen zu durchschauen, und wir müssen deshalb fortwährend auf unserer Hut sei.“

„Ich für mein Theil,“ sagte ich, „bin es müde, immer auf das Meer zu sehen, ohne etwas zu bemerken. Ich betrachte lieber den Sturm, der sich dort im Osten zusammenzieht.“ Mit diesen Worten wendete ich mich um, und erblickte in dem Wasser einen hellen Punkt, der sich abwechselnd zeigte und wieder verschwand.

„Da sind sie,“ rief der Kapitän, als er der Richtung meinee Augen folgte. „Die Elenden kommen von der andern Seite heran, und werden bald dicht bei unserm Schiffe sein. Zu den Waffen, Kinder!“ fuhr ee mit Donnerstimme fort; „Jeder gehe auf seinen Posten.“

Jedermann gehorchte, und auch die Passagiere eilten auf das Verdeck, um an dem Kampfe theilzunehmen.

„Daß sich Niemand untersteht, Feuer zu geben, ehe ich es befehle,“ setzte der Kapitän hinzu.

„Ja, ja!“ eewiederte die ganze Mannschaft wie aus einem Munde.

„Und nun,“ fuhr der Kapitän fort, der alle seine Befehle mit der größten Kaltblütigkeit gab, „bringe man diese Kanone hierher, um unsere Feinde würdig zu empfangen.“

In einem Augenblicke hatte die Kanone den Standpunkt gewechselt und hielt iheen Rachen der kleinen Schaluppe entgegen, die wie eine Schlange um uns herumkreiste und nur noch eine Viertelmeile von uns entfernt sein mochte.

Wir erwarteten, uns auf einmal von mehreren Schaluppen angegriffen zu sehen; es befand sich aber wirklich nur eine vor uns, und wir fragten uns, wie ein so gebrechliches Fahrzeug es wagen könne, sich mit einem Schiffe messen zu wollen, welches Kanonen führte und von einer tapfern und wohlbewaffneten Mannschaft vertheidigt wurde.

„Schaluppe, schnell in's Weite!“ rief jetzt der Kapitän mit aller Kraft seiner Lungen. Man antwortete nicht, die Ruder des Fahrzeuges aber bewegten sich schneller. „Sucht das Weite, Ihr Elenden!“ wiederholte der Kapitän mit donnernder Stimme, „oder ich bohre Euch mit Eurer Schaluppe in den Grund.“

Diese Drohung und eine brennende Lunte, welche ich in der Hand hielt, und die den Platz, wo wir standen, erhellte, schienen die Räuber einzuschüchtern. Allem Anscheine nach zögerten sie, denn der Lauf ihres Fahrzeuges ward plötzlich langsamer. Der Kapitän hielt den Sieg bereits für gewonnen; er erhob die Stimme von Neuem und rief: „Werft Eure Waffen in's Meer und ergebt Euch!“

Der Knall mehrerer Flintenschüsse antwortete auf diese Anrede; ein Dutzend Kugeln pfiffen uns um die Ohren, und eine derselben warf den Hut des Kapitäns auf das Verdeck. „Feuer!“ kommandirte dieser, und augenblicklich sprühten die Flammen, von Rauchwolken umflossen, unter entsetzlichem Donner aus unserm Schiffe hervor. Ein lautes Krachen und das Geräusch mehrerer in das Meer fallender Körper, begleitet von dem Wehgeschrei und dem Aechzen der Verwundeten, ertönte darauf von dem Orte her, wo sich unsere Feinde befanden.

Der Rauch hatte sich zwar noch nicht so weit verzogen, daß wir erkennen konnten, welche Wirkung unsere Schüsse gethan hatten; indessen war auf den Wogen weder die Schaluppe, noch irgend eine Spur von den Elenden zu sehen, so daß wir wähnten, die ganze Mannschaft sei in die Tiefe gesunken.

„Beim heiligen Georg!“ rief der Kapitän mit einem Tone des Bedauerns, während er mit einem Tuche das Blut von seinem Kopfe wischte, „es wäre mir lieber gewesen, wenn ich alle diese Taugenichtse in meine Gewalt bekommen hätte, um sie mit allen Ehren, die ihnen gebühren, aufzuhängen. Es ist unmöglich, besser zu zielen, selbst . . .“

Ein fürchterliches Geschrei unten am Schiffe unterbrach den Kapitän mitten in seiner Rede, und jetzt erblickten wir in dem Rauche die Schaluppe, die sich an das Vordertheil unseres Schiffes anzuhängen suchte, und ein Dutzend riesenhafter Neger, die an den Wänden desselben emporzuklettern versuchten. Unser braver Kapitän hatte aber seine Maßregeln auf's Trefflichste genommen. Die Seiten des Schiffes waren so glatt und so gut bewacht, daß die meisten dieser Spitzbuben zurückgestoßen wurden und unter schrecklichen Flüchen in's Meer stürzten, aber uns noch immer mit ihren Pistolen drohten, selbst als das Meerwasser in die Läufe gedrungen war. Zu derselben Zeit ging ihre Schaluppe, welche durch unsere Schüsse sehr gelitten hatte, auseinander und sank. Einigen der Räuber war es indeß gelungen, auf unser Verdeck zu kommen: sie griffen uns wüthend an, mußten aber der Ueberzahl weichen und sich ergeben. Fünf andere dieser Elenden zogen wir aus dem Wasser und machten sie zu Gefangenen.

Einer von denen, die auf das Verdeck geklettert waren, traf hier auf einen Matrosen, Namens Ralph, der sich ihm wüthend entgegenstürzte. Beide umfaßten sich und rangen einen Augenblick mit einander am Rande des Verdecks, bis der Seeräuber rückwärts über Bord fiel und seinen kühnen Gegner mit sich in's Meer hinabriß. Einen Augenblick verschwanden sie; bald aber sahen wir sie in einiger Entfernung vom Schiffe, wie zwei Schlangen in einander geschlungen, wieder zum Vorschein kommen, und es begann nun der außerordentlichste und schrecklichste Kampf, den ich je in meinem Leben gesehen habe. Uns Allen war es unmöglich, unserem unglücklichen Freunde zu Hülfe zu kommen; Keiner wagte auf den schwarzen Seeräuber zu schießen, denn Beide hielten sich so eng umschlungen und wendeten sich so schnell hin und her, daß es bei dem schwachen Mondlicht unmöglich war, auf einen der beiden Kämpfenden zu schießen, ohne das Leben des Andern zugleich mit in Gefahr zu bringen. Es würde schwer sein, die Angst der Passagieee und der Matrosen zu schildern, welche bei dem schrecklichen Schauspiel kaum zu athmen wagten. Keiner der beiden Kämpfenden dachte daran, von seinen Waffen Gebrauch zu machen; sie rangen mit einander wie wilde Thiere, die sich gegenseitig zu erwürgen suchen.

„Wollen wir den Tod unseres Kameraden geduldig abwarten?“ fragte endlich ein Matrose, und diese Worte brachen den Zauber, der auf uns Allen zu liegen schien.

„Die Schaluppe in's Meer!“ rief sogleich der Kapitän, und sechs Männer eilten zu gleicher Zeit, den Befehl auszuführen. Gerade in diesem Augenblicke verschwanden die beiden Kämpfenden und blieben so lange unter dem Wasser, daß die Matrosen, welche sich mit dem Losmachen der Schaluppe beschäftigten, ihre Arbeit einstellten und mit unnennbarer Angst, die Augen unverwandt auf das Meer gerichtet, ihr Wiedererscheinen erwarteten. Endlich theilte sich in ziemlicher Entfernung die Fluth und es erschien ein einzelner Mann.

„Bist Du es, Ralph?“ rief ihm der Kapitän mit zitternder Stimme zu.

„Nein! Aber auf der Klinge meines Dolches ist noch etwas von ihm,“ antwortete der Schwarze mit satanischem Lachen, richtete sich, so hoch er konnte, auf, warf mit aller Kraft den Stahl nach uns zu, und versank in das Meer. Der Dolch flog über unsere Köpfe weg und traf den Mast, in welchen er tief eindrang.

Sprachlos und in ängstlicher Erwartung blickten wir noch lange nach dem Orte hin, der der Schauplatz des schrecklichen Kampfes gewesen war; wir sahen aber auf der Oberfläche des Wassers nichts als zahlreiche Kreise, die sich mehr und mehr vergrößerten. Einige Matrosen steuerten in der Schaluppe, die unterdeß hinabgelassen worden war, auf diese Kreise zu, und andere hielten das Gewehr bereit, um sogleich zu schießen, wenn der Räuber den Kopf noch einmal über dem Wasser zeigte. Aber sie warteten vergebens; der Schwarze erschien nicht wieder.

Ein tiefes, trauriges Schweigen herrschte auf dem Schiffe; die Matrosen sahen einander betrübt an und ließen dann, als ob der Tod ihres Kameraden ein größeres Opfer forderte, ihre Augen mit dem Ausdruck des wildesten Hasses auf den Gefangenen ruhen, die, an Händen und Füßen gebunden, auf dem Verdeck lagen. Es war klar, daß nur die Fessel einer strengen Disciplin diese braven Matrosen von einer entsetzlichen That vorschneller Rache abhielt, durch die sie sich ihren baebarischen Feinden gleichgestellt haben würden. Dee Kapitän erkannte an der Wuth seiner Mannschaft die Gefahr, welche seine Gefangenen liefen, und ließ sie daher sogleich in sichere Verwahrung bringen.

Unser Sieg war leider mit Blut erkauft. Wir hatten den unglücklichen Ralph verloren, und im Anfange des Kampfes hatte die Kugel, die den Hut des Kapitäns herabriß, auch seinen Kopf verletzt. Ich selbst war im Gesicht verwundet und hatte eine starke Quetschung am linken Fuße.

Vom ersten Schusse an bis zu dem Augenblick, der die Feinde in unsere Gewalt brachte, war nicht mehr als eine Viertelstunde vergangen. Der Kampf war entsetzlich gewesen; jetzt aber herrschte wieder Ruhe und Friede, und das Schiff setzte seinen Weg bei dem Hauche eines sanften Windes fort.

Am folgenden Tage wurden wir von einem amerikanischen Kriegsschiff angerufen, welches ausgeschickt worden war, um auf die Seeräuber Jagd zu machen. Der Kapitän ließ die Gefangenen an Bord desselben bringen, und stattete von dem Geschehenen Bericht ab. Wie ich später erfuhr, sind die Elenden der gerechten Strafe nicht entgangen, sondern haben sämmtlich den Tod der Verbrecher erlitten.

Unsere Reise hatte mit einem gefahrvollen Abenteuer begonnen, und sollte auch in ihrem weiteren Verlaufe nicht ohne aufregende Scenen bleiben. Unter den Passagieren befand sich ein reicher amerikanischer Kaufmann mit seiner Tochter, einem lieblichen Kinde von etwa vier Jahren. An einem Morgen — es war der vierte oder fünfte Tag der Reise — war die Wärterin, die bisher immer die größte Sorgfalt bei der Beaufsichtigung des Kindes an den Tag gelegt hatte, auf dem Verdeck eingeschlafen. Das Kind hatte die Gelegenheit benutzt, um hier und dort umherzulaufen, und war endlich auch auf das Geländer hinaufgestiegen, von wo es mit einem Gemisch von Neugier und Verwunderung die unübersehbare Fläche des Oceans überschaute. Plötzlich wurde es durch irgend ein Geräusch stutzig gemacht, und indem es sich umsah, verlor es das Gleichgewicht und fiel in das Meer. Glücklicherweise sah einer der Matrosen, Namens Beckner, das Kind fallen, und ohne sich zu besinnen, stürzte er sich in die Wogen, um es zu retten. Seine edlen Anstrengungen waren nicht ohne Erfolg; in einigen Secunden hatte er das Mädchen erreicht und hielt es mit einem Arm empor, während er mit dem andern auf das Schiff loszusteuern begann. Seine Geschicklichkeit im Schwimmen würde hingereicht haben, sowohl sein, als des Kindes Leben zu retten; aber plötzlich sah er zu seinem Schrecken einen großen Haifisch auf sich zukommen, der, nach Beute lüstern, mit entsetzlicher Schnelligkeit die Wogen durchschnitt. Beckner erkannte die gräßliche Gefahr, welche ihm drohte, und schrie laut um Hülfe. In einem Augenblick waren alle Reisenden und die ganze Schiffsmannschaft auf dem Verdeck versammelt; aber obgleich Alle das Loos des armen Matrosen bejammerten, so wagte doch keiner ihm beizuspringen. Die Matrosen, unfähig, eine wirksame Hülfe zu leisten, schossen aus Flinten und Pistolen auf den Haifisch, der jedoch, ungeachtet des heftigen Geräusches immer näher herankam und sein Opfer fast schon erreichte. In diesem Augenblick des Schreckens, während die herzhaftesten und bewährtesten Männer von Angst gelähmt dastanden, vollbrachte der Heldensinn und die kindliche Liebe eines Knaben eine That, wie sie gewiß noch nicht oft ausgeführt worden ist. Der junge Beckner, ein Knabe von vierzehn Jahren, welcher als Schiffsjunge auf dem Schiffe diente, hatte nämlich kaum die Größe der Gefahr erkannt, in welcher sein Vater schwebte, als er ein kurzes, scharfes Schwert ergriff und mit dieser Waffe über Bord sprang. Sobald es ihm gelungen war, hinter den Haifisch zu kommen, tauchte er unter und stieß mit eben so vielem Geschick als Kraft und Entschlossenheit seine Waffe dem Ungeheuer bis an das Heft in den Leib. Der Haifisch, durch diesen unerwarteten Angriff aufgeschreckt, krümmte sich aus Schmerz über die ihm beigebrachte Wunde, verließ seine erste Beute und wandte sich in voller Wuth gegen den Knaben. Ein schreckliches Schauspiel bot sich jetzt den Blicken der Zuschauer dar, und es folgten einige Minuten der fürchterlichsten Angst und Erwartung. Der heldenmüthige Knabe wurde durch die grauenvolle Größe und Wildheit seines Feindes keineswegs entmuthigt, sondern setzte, um seinen Vater zu retten, den ungleichen Kampf ununterbrochen fort. Während das Ungeheuer sich wendete und drehte, um seiner Beute habhaft zu werden, stieß der junge Held das Schwert zu wiederholten Malen in seinen Leib. Aber die Kraft des Knaben reichte nicht aus, ihm einen tödtlichen Stoß zu versetzen, und er mußte endlich an seine eigene Sicherheit denken. Unterdessen hatte die Schiffsmannschaft mehrere Taue ausgeworfen, um den Vater und seinen muthvollen Sohn zu retten; doch hinderte anfangs die Bewegung der Wellen und die drohende Nähe des erbitterten Haifisches die Unglücklichen, sich die ihnen gebotene Hülfe zu Nutze zu machen. Endlich gelang es jedem von ihnen, eins der zahlreichen ausgeworfenen Taue zu ergreifen, und nun beeilte sich die ganze Mannschaft, die beiden Schwimmer heraufzuziehen. Ihre Bemühungen waren zur großen Freude der Zuschauer nicht erfolglos, und ein Strahl von Hoffnung belebte jede Brust. Beide, Vater und Sohn, waren bereits über den Wogen und klammerten sich fest an die Seile; da merkte das wüthende und an seinen Wunden heftig blutende Thier, daß seine Beute auf dem Punkte war, ihm zu entkommen. In einem Augenblick befand es sich unter den beiden Unglücklichen, machte einen gewaltigen Sprung, bei dessen Anblick das Blut in unsern Adern erstarrte, und öffnete, indem es sich auf den Rücken warf, den entsetzlichen Rachen, aus dem uns die fürchterlichen Reihen spitzer Zähne entgegenstarrten. Ein lauter Schrei des Entsetzens hatte jedoch die Mannschaft zur äußersten Anstrengung aller ihrer Kräfte entflammt, und als das Ungeheuer seinen Sprung machte, waren Vater und Sohn schon so weit über die Oberfläche des Wassers gehoben, daß das Ungeheuer sie nicht mehr erreichte. Einen Augenblick später waren sie auf dem Verdeck, wo sie von den gewaltigen Anstrengungen und der entsetzlichen Angst zum Tode ermattet, fast bewußtlos zu Boden sanken.

Ich will die Freude des Kaufmanns über die Rettung seiner Tochter, das Entzücken des alten Beckner über den Heldenmuth und die aufopfernde Liebe seines Sohnes, den lauten Jubel der Passagiere und Matrosen nicht zu schildern versuchen; nur das will ich anführen, daß seit jener verhängnißvollen Stunde, eine freudige, durch nichts getrübte Stimmung auf dem ganzen Schiffe herrschte, und daß selbst in den Mienen und Worten der rohesten Matrosen sich das Gefühl des Dankes gegen den Allgütigen, dessen liebevolle Hand hier so sichtbar gewaltet hatte, deutlich aussprach. Am Tage nach dem Ereigniß veranstaltete der Kapitän zu Ehren des wackern Beckner und seines heldenmüthigen Sohnes ein fröhliches Fest, bei dem es lustig genug herging und, ganz gegen die auf dem Schiffe herrschende Ordnung, gewaltige Massen von Grog getrunken wurden; der dankbare Vater aber setzte den Rettern seines Kindes einen Jahrgehalt aus, der ihnen bis an ihr Ende ein sorgenfreies Leben sicherte.

Der pädagogische Völker-Congreß in London. Der erste große, praktische Völker- und Friedens-Congreß aller Völker in dem Glaspalaste von Hyde-Park im Jahre 1851 trägt Früchte. Der Palast verwandelte sich in einen dauernden Tempel der Gesammtcultur aller Zeiten und Völker und rief eine Menge einzelne und vereinte Bestrebungen zur Verbreitung praktischer Bildung und edlern Geschmackes unter allen Völkern hervor. Unter letzteren ist die pädagogische Ausstellung aller Völker in der großen St. Martinshalle, Long Acre, zu London, hervorgerufen durch die „Gesellschaft der Künste,“ welche deren Präsident Prinz Albert zum geistigen und parlamentarischen Mittelpunkte von mehr als 350 andern Kunst-, technischen-Cultur-, Schul- und pädagogischen Vereinen Englands erweitert hat, eine der großartigsten, gelungensten und segensreichsten. Außer unzähligen englischen Schul- und Erziehungsinstituten und Vereinen, Kleinkinder-, Militär-, Marine-, Parochial-, Armen-, National-, Industrie-, kirchlichen, weltlichen, katholischen, jüdischen, Blinden-, Taubstummen- und Idiotenschulen Englands haben fast alle gebildeten Völker die Proben und Beweise und Ergebnisse ihrer Volkscultur, ihrer Volks-, technischen-, Real- und Kunstschulen zur Ausstellung gesandt, am Reichlichsten und Vollständigsten Norwegen und Schweden, sodann Nord-Amerika, die englischen Colonien, Belgien, Dänemark, Frankreich, Deutschland (sehr schwach, obgleich das „Land der Schulen und Kasernen“) Holland, Malta, die Schweiz u. s. w. Wir finden alles Mögliche, was sich auf Schule, Unterricht, Erziehung und Volksbildung bezieht, nicht nur die Leistungen der einzelnen Anstalten, sondern auch die Instrumente und Mittel dazu: Bücher, Maschinen, Modelle, physikalische Instrumente und die Hülfsmittel zum Unterricht in den einzelnen Zweigen des Wissens, der Kunst und Industrie, Modelle, Erfindungen und Verbesserungen für Schulhäuser und Unterrichtserleichterungen, besonders eine große Menge (englische) farbige und deutliche Veranschaulichungen der einzelnen Naturwissenschaften, Farbenkatechismen, Himmelskarten, geologische Musterbilder, Darstellungen der Gebirge, der verschiedenen Höhen, der Wärme, der Pflanzen- und Thiergrenzen, der Klimate, Tafeln, Karten und Erdkugeln von Schiefer mit eingegrabenen Linien und Umrissen zum Einzeichnen der Einzelheiten für den Schüler, Apparate zur Veranschaulichung mechanischer, chemischer, industrieller und cosmischer Prozesse. So bekommt man in diesen Hallen ein großes, mit hoher Freudigkeit erfüllendes Gesammtbild der vereinten, nach einem Ziele strebenden verschiedenen Völker und ihrer Elementar-Culturzustände. Sie alle wollen den in gebildeter Arbeit und Production freien, edeln Menschen. Nur Rußland und die Schwarzen in Amerika fehlen.

Der republikanische, durch allgemeines Wahlrecht entstandene Kongreß der vereinigten Staaten hat den Unterricht für Leibeigne eben so verboten, wie der russische Autokrat. Ein merkwürdiger Berührungspunkt von Extremen. — Interessant und praktisch erwiesen sich noch besonders die kleinen, tragbaren, chemischen Laboratorien, Muschel-, Mineralien-, Conchylien-, Krystall- und Elementsammlungen in ihren wissenschaftlich geordneten Hauptbestandtheilen. So bekommt man außer dem Totaleindrucke friedlicher Zusammenwirkung aller Völker zur Erreichung einer allgemeinen, praktischen, menschheitlichen Kultur und Civilisation, noch den speciellen, daß man diesen großen Zweck immer mehr durch den lebendigen, faßlichen und greifbaren Anschauungsunterricht, wie er der Jugend allein zusagt und ihr angemessen ist, zu erreichen sucht, durch die von Pestalozzi und Fröbel begründete pädagogische Methode, deren Werth erst jetzt in England wahrhaft erkannt und anerkannt wird, so daß Schulanstalten ganz besonders auf ihre neue deutsche und schweizerische Methode aufmerksam machen, um sich zu empfehlen. Das unvollkommene, aber freie Schulwesen Englands wird durch die neuen Anregungen und Lehren, die aus der pädagogischen Ausstellung fließen, uns nach-, aber in seiner Praxis und freien Thatkraft auch leicht zuvorkommen.

Mittel gegen die Faulheit. In Amsterdam hat man ein merkwürdiges Mittel, die Faulen in dem Strafarbeitshause zur Arbeit anzuhalten. Diese werden nämlich in ein kleines Gefängniß gebracht, das auf allen Seiten dicht geschlossen ist, und in welches aus einer Röhre Wasser hineinfließt, das nur durch eine in dem Gefängnisse befindliche Pumpe entfernt werden kann. Wollen die Faulen nun nicht ertrinken, oder doch mindestens im Wasser sitzen, so müssen sie unablässig und aus Leibeskräften pumpen.

Bücher-Absatz in Amerika. Der Verkauf von Macaulay's Essays (3 Bände) beträgt 62,000 Bände. Von Miß Aguilar's Schriften sind in zwei Jahren 100,000 Bände verkauft worden. Von Al. Smith's Gedichten wurden in wenigen Monaten 10,000 Exemplare abgesetzt. Der Verkauf von Thackeray's Werken soll in Amerika ziemlich das Vierfache von dem in England betragen und der von Dickens Werken zählt fast nach Millionen von Bänden. Auch von Bulwer's letztem Romane sind seit seiner Vollendung über 35,000 Exemplare verkauft worden. Unter den amerikanischen Schriftstellern nimmt in Bezug auf Verkäuflichkeit Washington Irving den ersten Rang ein, selbst Mstrs. B. Stowe nicht ausgeschlossen; er ist in mehreren hunderttausend Exemplaren verbreitet. Vom Onkel Tom sind 295,000 Exemplare abgesetzt worden; von Stephen's Reisen in Aegypten und Griechenland 80,000 Bände; von desselben Reisen in Yucatan und Central-Amerika 60,000 Bände; von Griswold's Poets and Prose Writers of America (3 Bde.) 24,000 Bände; u. s. w. Die deutschen Buchhändler werden nach diesen Zahlen Amerika wahrscheinlich für das gelobte Land erklären, wo Milch und Honig fleußt.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Klementine.

Von August Schrader.

I.

Zu Anfang des Monats November im Jahre des Heils 1851 Abends gegen acht Uhr sah man einen jungen, elegant gekleideten Mann durch eine der engsten und schmutzigsten Straßen Berlins gehen. Seinen kurzen Talmamantel fest um die Schultern gezogen und den Hut tief in die Stirn gedrückt, verfolgte er eine Dame, die ihm in kurzer Entfernung voranging. Der Abend war nebelig und kalt; aber den Mann im Mantel plagte eine unerträgliche Hitze, sein Herz klopfte, und im Kopfe fühlte er ein leichtes Sausen. Dieser aufgeregte Zustand, den er durch einen ruhigen, nachlässigen Gang zu verbergen suchte, ward dadurch erzeugt, daß er in der vor ihm hergehenden Frau eine Aehnlichkeit mit der schönsten Dame von Berlin entdeckte, einem züchtigen, herrlichen jungen Mädchen, das er bis zum Sterben, aber hoffnungslos liebte. Er war jung, er kannte Berlin, und deshalb wußte er auch den ganzen Umfang der Deutungen, denen sich ein junges und schönes Mädchen aussetzte, wenn man es um diese Stunde, in diesem Stadttheile allein und heimlich auf dem schlechten Pflaster erblickte.

Der junge Mann in bürgerlicher Kleidung war ein Offizier der königlichen Garde, und wenn man dies bedenkt, so kann seine Liebe romanhaft erscheinen; der Leser kann sich aber versichert halten, daß er eben so wahr als leidenschaftlich liebte, und daß der Gegenstand seiner Neigung vollkommen würdig war. Er liebte in der reizenden Klementine von Falk die Tugend selbst, die züchtige Grazie und die Achtung gebietende Heiligkeit. Klementine verdiente in der That der Gegenstand einer platonischen Liebe zu sein, einer Liebe, so hoch und rein, wie der Himmel in seinem heitersten Blau.

Die Nächte in Berlin bringen seltsame, fast unbegreifliche Wirkungen hervor, und der Beobachter derselben weiß, wie phantastisch eine Frau in den dämmernden Schatten erscheint. Man hält sie für ätherische Wesen, die wie Dämonen oder Irrwische durch einen brennenden Magnetismus den Beobachtenden mit fortziehen. Bei dem schwankenden falben Lichte der Gasflammen erhält Alles Leben und Colorit; die aufgeregten Sinne sehen die Frau in einem neuen Lichte, ihr Körper verschönt sich, und alle Glieder gestaltet die sehnsüchtige Vermuthung zu idealen Reizen.

Der flackernde Schein einer Gaslaterne fiel plötzlich in die Taille der unbekannten Schönen. Formen, so schwellend und anmuthig, konnte nur Klementine haben. Dieser leichte, schwebende Gang gehörte nur ihr an. Unter dem schwarzen Sammethute fielen schwere, dunkle Locken über den schneeweißen Hals herab; der weiche Shawl lag wie angegossen auf der schönen Büste, die reizenden Umrisse flüchtig abzeichnend. Der kleine Fuß, mit weißen Strümpfen und schwarzen glänzenden Saffianstiefelchen bekleidet, schien kaum den Boden zu berühren.

Der Offizier beschleunigte seine Schritte, ging rasch an ihr vor, über, und wandte sich, um ihr in das Gesicht zu sehen — sie war verschwunden. Eine heisere Klingel deutete die Thür an. Der junge Mann trat rasch zurück, und sah in einen langen finstern Gang, der durch eine Holzgitterthür von der Straße geschieden ward. Am Ende des schmalen Ganges zeigten sich die ersten Stufen einer beleuchteten Treppe. Leicht wie eine Sylphide schwebte die Schöne hinauf.

„Was ist das?" fragte sich bebend der junge Mann. „Zu wem geht sie? Wer kann hier wohnen, den Klementine ohne Nachtheil für ihre Ehre besuchen darf? Und warum wählt sie den späten Abend?"

Er trat zurück und lehnte sich an die schwarze Mauer des gegenüberliegenden Gebäudes. Furchtbare Gedanken durchkreuzten seinen erhitzten Kopf. Das Haus war wie alle Häuser jener abgelegenen Straßen, gemein, eng und aus vier Stockwerken bestehend, deren jedes drei Fenster hatte. Die beiden schwarzen Laden des Erdgeschosses waren fest verschlossen. Da erhellten sich plötzlich zwei Fenster des zweiten Stocks, und der athemlose Lauscher glaubte den Kopf Klementine's zu bemerken, deren Schattenrisse sich in den leichten Gardinen zeigten. Dann erlosch das Licht, und das verhängnißvolle Haus lag im Finstern.

Thränen der Wuth und Verzweiflung rannen dem armen Manne über die Wangen, er sah und fühlte Alles, was die von einer furchtbaren Eifersucht erhitzte Phantasie nur erschaffen kann.

„Und wenn ich das Schrecklichste erfahre," dachte er, „ich muß wissen, ob ich mich täusche oder nicht. Vielleicht lerne ich den Grund kennen, der Klementine's Großmutter veranlaßte, meine Annäherung entschieden zurückzuweisen. Ach, und sie, von der ich mich geliebt wähnte, billigt das Verfahren der alten herzlosen Frau. Sie richtet keine Zeile des Trostes an mich, sie vermeidet vielmehr die Zirkel, in denen sie mich zu finden glaubt. Es wäre gräßlich, wenn ich mir hier die Lösung dieses Räthsels holen müßte. Klementine's Großmutter, des armen Mädchens einzige Stütze, ist unbemittelt, aber sie spielt gern die große Dame, und liebt Luxus und Bequemlichkeit — großer Gott, ich wage nicht, meine Gedanken weiter auszuspinnen! Es ist ja möglich, daß ich mich getäuscht habe."

Die Arme verschlungen und die glühenden Blicke nach dem Hause gerichtet, stand er wohl eine halbe Stunde da, als plötzlich die Fenster sich wieder erhellten. Man hörte deutlich das Oeffnen und Schließen der Thüren in dem leicht von Holz gebauten Hause

Der Lauscher war in zwei Sprüngen an der Gitterthür, damit er dem Mädchen, wenn es zurückkehrte, deutlich in das Gesicht sehen konnte. Zwei Minuten verflossen, und an der erhellten Treppe im Hintergrunde des Ganges erschienen zwei Personen, die sich deutlich erkennen ließen. Es war eine alte Frau und ein junger Mann. Die Alte war schmutzig gekleidet, trug aber eine große weiße Haube mit breiten rothen Bändern auf dem Kopfe. Ein rothes wollenes Tuch, deren Zipfel auf dem Rücken zusammengeknotet, bedeckte ein altes verschossenes Kleid. Der junge Mann, den sie die Treppe herabgeleuchtet, war höchst elegant gekleidet; er trug einen schwarzen Frack, eine weiße Weste, auf der ein goldenes Uhrgehänge blitzte, eine weiße Atlas-Cravatte und einen feinen Hut. Sein zartes rothes Gesicht trug den Typus jener jungen Leute von neunzehn bis zwanzig Jahren, von denen man sagt, daß sie in dem Comptoir des reichen Vaters arbeiten, um später das große Geschäft desselben zu übernehmen, daß sie außerdem aber das Leben eines Barons führen. Lächelnd ließ er sich von der Alten den Mantel um die Schultern werfen, den er bisher über dem Arm getragen hatte. Dann sah er nach der Uhr, grüßte vornehm herablassend, und verließ die Alte, die klaffend wieder die Treppe hinanstieg. In dem Augenblicke, als er das Holzgitter öffnete, trat ihm der Offizier entgegen.

„Mein Herr, sind Sie in diesem Hause bekannt?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Ob ich hier bekannt bin?“ stammelte bestürzt der Angeredete. „Wie können Sie glauben —!“

„Ich bitte, sagen Sie mir, wer im zweiten Stocke wohnt!“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber Sie kommen von dort?“

„Ja!“

„So müssen Sie doch wissen, bei wem Sie gewesen sind?“

Diese rasch und heftig ausgesprochenen Fragen schienen den Gefragten in eine große Verlegenheit zu setzen; er rückte den Hut tief in die Stirn hinab, und zog den Mantel bis an das Kinn hinauf, so daß nur seine Nase sichtbar blieb.

„Haben Sie Gründe, Ihren Besuch zu verheimlichen?“ fuhr der Aufgeregte fort.

„Mein Gott, warum fragen Sie mich danach?“

„Ich bitte nur, mir Auskunft zu geben. Wer war die alte Frau?“

„Die alte Frau? Lieber Herr, ich bedaure, daß ich nicht dienen kann — guten Abend!“

Der Unbekannte sprang bei Seite, und verschwand in einem Seitengäßchen.

„Er fürchtet erkannt zu werden!“ flüsterte der Offizier vor sich hin. „Klementine, Klementine, wenn Du es bist!“

Der arme Mann versank in ein tiefes Nachsinnen. Tod und Leben hing von der Lösung dieser Frage ab. Er wartete noch eine Viertelstunde, die ihm zu einer Ewigkeit ward. Die Arbeiter, die in heitern Gesprächen an ihm vorübergingen, beneidete er; er hielt sich für einen aus der Welt Ausgestoßenen. Da schlug das Rauschen eines seidenen Frauenkleides an sein Ohr. Er blickte auf, und Klementine schwebte an ihm vorüber — er erkannte sie, obgleich sie den weißen Schleier herabgezogen hatte. In dem Lichtkreise der nächsten Laterne hielt ein Fiacre, der langsam herangekommen war, ohne daß ihn der junge Mann bemerkt hatte. Als er aufsah, stieg Klementine ein, und der Wagen rollte davon. Rasch warf er noch einen Blick nach dem Hause, um es dem Gedächtnisse einzuprägen, dann folgte er laufend dem Fiacre, um die letzten Zweifel zu lösen, die er zur Ehre seiner Angebeteten noch hegte. Bald sollte er auch diese Zweifel verlieren.

Der Wagen bog in eine breite, belebte Straße, und hielt vor dem glänzend erleuchteten Laden einer französischen Putzmacherin an. Die Dame stieg aus und ging in den Laden. Als der athemlose Offizier an das Fenster trat, stand Klementine vor dem glänzenden Ladentische, und die Putzmacherin, eine elegante Frau von dreißig Jahren, präsentirte der Käuferin, die nun ihren Schleier zurückgeschlagen hatte, ein Karton mit Federn. Der Lauscher verstand jedes Wort, das in dem Laden gesprochen ward.

„Wählen Sie diese Marabouts,“ sagte die Verkäuferin; „sie sind nicht allein das Neueste bei einer Balltoilette, sie müssen in Ihrem schwarzen Haar auch einen reizenden Contrast bilden. Blondinen würde ich nicht dazu rathen. Ich bitte, legen Sie einen Augenblick den Hut ab und prüfen Sie.“

Klementine löste die Bandschleife und warf den Sammethut auf den Tisch. Die Putzmacherin ergriff einen Maraboutschmuck, neigte sich über den Tisch, und befestigte ihn in den vollen schwarzen Locken der Käuferin. Dann reichte sie ihr einen runden Handspiegel. Klementine betrachtete sich lächelnd und mit großer Zufriedenheit. Ach, und der Lauscher konnte deutlich das jugendliche, anmuthige Gesicht sehen, er konnte bemerken, wie reizend die schneeweißen, wolligen Federn in dem glänzenden Schwarz der Haare standen! Der Flaum des indischen Vogels fächelte bei jeder Bewegung des Engelköpfchens die zart geröthete Wange.

„Habe ich nicht Recht?“ fragte lächelnd die elegante Verkäuferin.

„O, sie hat Recht!“ flüsterte der Offizier mit einer gräßlichen Bitterkeit, indem er seine heiße Stirn an die kalten Glasscheiben drückte. „Klementine ist ein Engel, aber ein gefallener Engel!“

„Nennen Sie den Preis dieses Schmucks,“ sagte die Käuferin, indem sie die Federn in der Hand hielt und betrachtete.

„Zwei Ducaten!“

Klementine zog ihre Börse, und warf das Geld auf den Tisch, ohne um den Preis zu feilschen. Der Offizier, der wußte, daß eine solche Ausgabe für Luxussachen die Kasse Klementine's bisher nicht erlaubt hatte, bebte bei dem Klange des Geldes zurück. Die Käuferin nahm den Karton, grüßte mit der ihr eigenen, unbeschreiblichen Anmuth, verließ den Laden und sprang leichtfüßig in den Wagen, der rasch davonfuhr.

Wie vernichtet stand der junge Mann an seinem Platze. Er hatte alle seine Hoffnungen, und was noch schmerzlicher war, seinen unerschütterlichen Glauben an die Heiligkeit des Mädchens verloren, das er mit dem Fanatismus der ersten Liebe anbetete. Die schrecklichsten Augenblicke seines Lebens waren eingetreten. Er schwankte zwischen zwei furchtbaren Extremen. Da rüttelte ihn ein Stoß, der seine Schulter traf, empor.

„Vorgesehen, Herr! Ich will die Laden vor die Fenster setzen!“ rief eine rauhe Stimme.

Es schlug neun Uhr, und der Hausknecht schloß die Schaubühne, auf welcher der Offizier die letzte Scene des inhaltschweren Drama's seines Lebens gesehen hatte. Wie ein Trunkener schwankte er seiner Wohnung zu. Um Mitternacht hatte er ein Schreiben an den General vollendet, worin er um die Entlassung aus dem Dienste nachsuchte. Er zweifelte nicht daran, daß Klementine einen Andern liebte.

II.

Ernst von Below gehörte einer alten, aber armen adeligen Familie an. Er war auf Kosten eines Bruders seines früh verstorbenen Vaters erzogen, und hatte es in seinem dreiundzwanzigsten Jahre bis zum Secondelieutenant gebracht. Auch der Onkel, der ihm bisher eine jährliche Unterstützung von sechshundert Thalern gezahlt, war vor einem Jahre plötzlich am Schlagfluß gestorben. Man glaubte allgemein, Ernst, der ein Liebling des alten Barons von Below gewesen, würde nun auch der Erbe seines großen Vermögens werden; allein ein jüngerer Bruder des Verstorbenen, der Junker von Below, wie man ihn allgemein nannte, hatte nachgewiesen, daß Ernst's Vater nur ein Halbbruder des verstorbenen Barons gewesen sei, und das ganze beträchtliche Vermögen war nun auf den fünfzigjährigen Junker übergegangen, da der Verblichene kein Testament hinterlassen hatte. Die Entscheidung des Gerichts war ungefähr seit vier Wochen bekannt, und Ernst ein armer Lieutenant geworden, der nichts als seinen Sold hatte. Er bewohnte noch einige Zimmer in dem Hause des Barons, das unter den Linden lag. Die übrigen Räume hatte bereits der Junker bezogen, und Maler und Tapezierer waren beschäftigt, sie fürstlich einzurichten.

Um dieselbe Zeit, als Ernst sein Schicksal in Betreff der Erbschaft, die er im ungünstigsten Falle mit dem Junker zu theilen gehofft, erfahren, hatte er auch einen Brief von der alten Frau von Falk erhalten, worin sie ihn ersuchte, jede Annäherung an Klementine ferner zu vermeiden, da ein Liebesverhältniß, das unmöglich zu einer Ehe führen könne, ein junges Mädchen compromittiren müsse, zumal wenn es nichts als seinen unbescholtenen Ruf besitze.

Ernst sah noch einmal Klementine, und da er in ihrem Betragen eine kalte Zurückgezogenheit zu bemerken glaubte, zog er

den Schluß, daß Großmutter und Enkelin sich des enterbten jungen Mannes entledigen wollten. Anfangs hielt er Klementine's Betragen nur für eine Folge ihres Gehorsams und ihrer Abhängigkeit von der alten Frau, die eine kleine Wittwenpension mit ihr theilte; aber seit den Erfahrungen jenes Abends hatte er jede Hoffnung aufgegeben.

„Sie hat nur meine Bewerbungen angenommen", dachte er, „weil sie in mir einen reichen Mann zu bekommen glaubte. Den armen Secondelieutenant beachtet sie nicht mehr, sie sucht andere, vortheilhaftere Verbindungen. Aber mit welchem Rechte," fragte er sich beschämt, „kann ich ihrem Gange nach der einsamen Straße eine solche Deutung unterlegen? Wenn sie einen Akt der Wohlthätigkeit vollbracht hätte? Gebe Gott, daß ich den reinen Engel durch meine Annahme gekränkt habe, ich will gern die mir selbst auferlegten Qualen ertragen, wenn nur sie von keinem Vorwurfe getroffen wird."

Nach der unter Zweifeln und Hoffen verbrachten Nacht erschien ihm Klementine in einem andern Lichte als zuvor. Er betete sie an, er liebte sie mit der ausschweifenden Angst der Hoffnung, mit der Wuth der aufgestachelten Eifersucht. Das Verbot der alten eigensinnigen Großmutter galt ihm nichts mehr, an der Auflösung des geheimnißvollen Knotens lag ihm Alles, und er beschloß, ihn zu lösen, es möge kosten, was es wolle. Sein Entlassungsgesuch verbarg er in einem geheimen Fache des Schreibtisches.

Gegen zehn Uhr trat der Junker in sein Zimmer. Es war das erste Mal, daß er den Erben des großen Vermögens begrüßte. Ernst besaß zu viel Takt, um dem alten Gecken den Groll merken zu lassen, der in seinem Herzen schlummerte. Der Junker hatte bereits große Toilette gemacht; er trug einen kostbaren kurzen Pelzrock, um jugendlich zu erscheinen, und eine braune Perrücke, der es deutlich anzusehen, daß sie erst kürzlich aus den Händen des Künstlers hervorgegangen war. An seinen dürren Fingern glänzten kostbare Ringe, und selbst der Knopf seiner neuen Reitgerte war von ciselirtem Golde.

„Vetter," rief der Junker in einem heitern Tone, „ich habe ein Versehen gut zu machen!"

„Gegen mich?" fragte Ernst verwundert, der diese Worte auf sein verwandtschaftliches Verhältniß zu ihm bezog.

„Ich übernahm gestern eine Einladung des Kommerzienraths G. für Dich. Unglücklicherweise habe ich vergessen, die Karte Dir zuzusenden — ich übergebe sie deshalb heute persönlich. Laß diese Verzögerung kein Grund sein, die Einladung abzulehnen. Ich biete Dir einen Platz in meinem Wagen an. Der Ball wird einer der glänzendsten der diesjährigen Saison sein."

Ernst hatte einen Blick auf die Karte geworfen.

„Diesen Abend ist der Ball?"

„Bedarfst Du so großer Vorbereitungen?" fragte der Junker.

„Wenn auch das nicht, aber — —"

„Ich lasse kein Aber gelten, mein bester Vetter! Wir müssen Beide auf dem Balle erscheinen, und damit Punktum."

„Und dennoch muß ich Sie bitten, allein zu gehen."

„Warum?"

„Ich bin nicht disponirt, in einer großen Gesellschaft zu erscheinen."

„Bis zum Abend findet sich die Disposition, und um den ersten Grund dazu zu legen, ist hier eine Anweisung auf sechshundert Thaler. Ich zahle die Rente fort, die Dir mein Bruder bewilligt hat. Man soll nicht sagen, daß ein Below nur von seinem Solde lebt; aber auch eben so wenig soll man glauben, daß uns die Erbschaftsgeschichte entzweit hat. Onkel und Neffe treten zusammen in den Ballsaal und alle Gerüchte und Vermuthungen sind im Keime erstickt. Weigerst Du Dich, Vetter, so muß ich annehmen, daß Du selbst einen Bruch mit mir herbeiführen willst. Du siehst, ich biete zuerst die Hand — willst Du sie nicht annehmen?"

„Onkel," rief Ernst, „es kann mir nicht einfallen, den Gekränkten zu spielen; indeß — —"

„Begleitest Du mich — ja oder nein?"

„Geschieht Ihnen ein Dienst damit, so werde ich Sie begleiten."

„Gut! Also um acht Uhr fährt der Wagen vor. Jetzt will ich zu meinem Tapezierer gehen, um ihm Aufträge zu geben, denn der nächste glänzende Ball, von dem die Residenz spricht, wird in meinem Saale stattfinden. Auf Wiedersehen diesen Abend."

Der Junker verließ singend das Zimmer und das Haus. Ernst ging zur Parade. Das Wetter war klar und hell, die Wintersonne hatte die Wolken durchbrochen, und, von ihrem Strahle angelockt, sah man eine Menge Spaziergänger unter den Linden. Der Offizier war nicht weit gegangen, als er eine Gruppe von drei Personen vor sich erblickte. Sie bestand aus Klementinen, ihrer Großmutter und einem jungen Manne. Der Letztere ging neben Klementine, und war mit ihr in einem lebhaften Gespräche begriffen. Wer beschreibt die Bestürzung des armen Ernst, als er an der Stimme und der Gestalt denselben Mann erkannte, den er Abends zuvor in der verhängnißvollen Straße gesehen und gesprochen hatte! Heute zeigte sie sich öffentlich mit ihm auf der Promenade und die Begleitung der Großmutter sollte das Verhältniß, das nun nicht mehr abzuleugnen war, bemänteln.

„Lieber Freund," rief die anmuthige Stimme Klementine's, „dort fährt ein leerer Fiacre; ich bitte, rufen Sie ihn."

„Wollen Sie den Spaziergang nicht mehr fortsetzen?" fragte der junge Mann.

„Meine Großmutter ist ermüdet."

„Nun, so mag sie allein nach Hause fahren — das Wetter ist so schön! Ich begleite Sie."

Dem Offizier erstarrte das Blut in den Adern.

„Dieser Mann," dachte er, „darf es wagen, eine solche Insolenz auszusprechen! Vielleicht hat er das Recht dazu."

„Wollen Sie mir den Dienst nicht leisten?" fragte Klementine lachend.

„Mit Vergnügen, denn Sie wissen ja, daß ich für Sie mein Leben wage."

Der junge Mann sprang zur Seite in die Fahrstraße und rief den Kutscher. Der Wagen hielt an. Der Unbekannte half der Großmutter einsteigen, dann, als er Klementine den Dienst geleistet hatte, küßte er ihr die Hand, die sich ihm aus dem Wagen entgegenstreckte. Der Fiacre fuhr davon.

„Ein reizendes Geschöpf!" flüsterte der Unbekannte wie begeistert so laut vor sich hin, daß es Ernst verstehen konnte, der in diesem Augenblicke an ihm vorüberging.

Gedankenvoll schloß sich der Offizier einigen Kameraden an.

III.

Der Junker hatte indeß das Magazin eines der ersten Tapezierer der Residenz betreten. In dem Comptoir traf er ein junges Mädchen, das mit dem Ausmessen von seidenen Gardinenstoffen beschäftigt war.

„Guten Morgen, meine kleine Doris!" rief er in dem vertraulichen Tone eines alten Bekannten. „Bist Du allein?"

Das niedliche, rothwangige Mädchen von vielleicht achtzehn Jahren legte den Stoff auf einen Stuhl, und dankte durch eine zierliche Verbeugung.

„Herr Thaddäus, mein Vetter, befindet sich in dem Hauptmagazine. Ich werde ihn sogleich rufen."

„Bleibe, Doris!" rief der Junker, indem er die Hand des Mädchens ergriff. „Es ist mir lieb, wenn ich mit Dir einige Minuten plaudern kann."

„Mit mir, gnädiger Herr? Ich bin nur ein armes Mädchen, das der Vetter aus Barmherzigkeit zu sich genommen hat. Was kann Ihnen an meiner Unterhaltung liegen? Ja, wenn ich eine große Dame wäre."

„Du verdienst es zu sein, mein Kind!" antwortete der Junker, indem er ihr in die Wange kniff.

Doris sprang zurück.

„Ich sehne mich nicht danach!" rief sie lachend.

„Wenn Du willst, kannst Du mit mir in dem neuen Wagen fahren, den Dein Vetter für mich in der Arbeit hat."

„Das würde sich für mich nicht schicken."

„Warum?"

„Weil ich Fritz, unsern ersten Gesellen, bald heirathen werde."

„Ah, daran thust Du recht, meine liebe Doris! Fritz ist ein geschickter Arbeiter und ein hübscher junger Mann, der ein recht glückliches Loos verdient. Es hängt von Dir ab, ihm ein Kapital zu verschaffen, mit dem er ein eigenes Geschäft begründen kann."

Das Gesicht des jungen Mädchens überflammte eine hohe Röthe.

„Ich werde den Vetter rufen!“ sagte sie kalt und verließ das Comptoir. Nach fünf Minuten trat Herr Thaddäus ein, ein kleiner, dicker Mann von einigen fünfzig Jahren. Ehrerbietig nahm er sein schwarzes Sammetkäppchen ab, so daß seine große, glänzende Glatze sichtbar war.

„Gnädiger Herr, Sie haben sich ohne Zweifel wegen der neuen Möbelstoffe zu mir bemüht — schon vor einigen Stunden habe ich meinen ersten Arbeiter Fritz zu Ihnen gesendet, um Ihnen Proben der neuesten Muster vorzulegen.“

„Ich habe weder Monsieur Fritz, noch die Proben gesehen.“

„Und Sie kommen direkt aus Ihrer Wohnung?“ fragte erstaunt der alte Tapezierer.

„Direkt!“

„Das ist entsetzlich! Diesen leichtsinnigen Burschen werde ich aus meinem Hause jagen! Er läßt sich Nachlässigkeiten über Nachlässigkeiten zu Schulden kommen, und oft, wenn ich glaube, er zeichnet Muster, treffe ich ihn beim Romanlesen. Verzeihung, gnädiger Herr —“

„Hat nichts zu sagen, lieber Freund!“ unterbrach den kleinen aufgeregten Mann lächelnd der lange Junker. „Ich wäre dennoch zu Ihnen gekommen, da ich ein Geschäft zu besprechen habe.“

Der Tapezierer holte einen Stuhl herbei, auf dem sich der Edelmann niederließ.

„Ich stehe zu Diensten, gnädiger Herr!“

„Soviel ich weiß, haben Sie schon die Aufträge meines verstorbenen Bruders besorgt?“

„Ja, gnädiger Herr. Als er vor zwanzig Jahren von seinen Gütern in die Residenz zog, habe ich ihm sein Hotel vollständig eingerichtet. Möbel, Vorhänge, Teppiche, Wagen — alles ist meine Arbeit. Die Tapeten — nun, sie sind freilich ein wenig aus der Mode gekommen — —“

„Darüber wollte ich mit Ihnen sprechen. Ich habe nämlich die Absicht, die ganze erste Etage neu tapezieren zu lassen, die alten Möbel zu verkaufen und neue anzuschaffen. Sie übernehmen die alten Sachen, rechnen Sie mir zu guten Preisen an und liefern mir geschmackvolle, neue.“

„Ich werde Sie gut und reell bedienen, gnädiger Herr. Wann kann die Arbeit beginnen?“

„Heute, morgen — wenn nur in drei Wochen alles vollendet ist.“

„Verlassen Sie sich darauf.“

„Sie kennen das kleine blaue Zimmer neben dem Saale?“

„Ja.“

„Ich empfehle es vorzüglich Ihrer Kunst und Ihrem Geschmacke. Verwandeln Sie es in ein reizendes Damen-Boudoir, in einen wahren Feentempel. Seidene Tapeten, seidene Vorhänge, Gobelins, englische Möbel — mit einem Worte, denken Sie, daß es eine Fürstin bewohnen wird.“

„Eine Fürstin!“ rief lächelnd der alte Thaddäus. „So darf ich mir erlauben, meinen Glückwunsch abzustatten?“

„Still!“ rief mit einem feinen Lächeln der Junker. „Die Sache bleibt vor der Hand noch Geheimniß. Sowohl meine politischen als meine andern Freunde dringen in mich, daß ich mir eine Frau aus einer alten, guten Familie nehme. Ich habe mich gestellt, als ob ich keine Neigung zum Heirathen hätte; aber schon seit vier Wochen ist meine Wahl getroffen.“

„Ist's möglich!“

„Ja, mein Freund, ein junges, reizendes Mädchen, die erste, pikanteste Schönheit Berlins erhält meine Hand. Es ist alles abgemacht, und sobald Ihre Kunst mein Hotel zu ihrem Empfange würdig eingerichtet hat, führe ich sie zum Erstaunen der Welt heim. Ich bin ein Freund von Ueberraschungen — also Verschwiegenheit, Eile, Geschmack und Kunst. Von bestimmten Grenzen der Preise kann natürlich nicht die Rede sein.“

„Gnädiger Herr, ich wollte eigentlich meinen Werkführer Fritz noch heute aus dem Hause jagen, um ihn für seine Nachlässigkeiten zu bestrafen; diesen Act der Gerechtigkeit werde ich nun aufschieben, bis ich Ihre Aufträge vollzogen habe, denn der Bursche ist mein bester Arbeiter. Heute Nachmittag werde ich die Locale besichtigen, und morgen soll die Arbeit beginnen. Die alten Möbel lasse ich in mein Magazin schaffen und werde sie, Behufs Anrechnung, gewissenhaft abschätzen.“

Thaddäus legte dem Junker nun Zeichnungen von Möbeln und Zimmerausschmückungen vor. Während dieser Zeit fand in dem angrenzenden Magazine folgende Scene statt. Doris hatte sich dorthin zurückgezogen, um den Zudringlichkeiten des verliebten Junkers zu entgehen. Man kann sich darüber nicht wundern, denn Doris war wirklich ein liebliches, anmuthiges Kind. Sie trug ihren Fuß in einem so niedlichen Schuhe, daß man kaum einen leichten, schwarzen Streifen zwischen dem Fußboden und ihrem weißen Strumpfe bemerkte. Ein solcher Schuh ist eine eigenthümliche Grazie der berliner Mädchen, die den ganzen Tag in einem Magazine verbringen. Dieselbe nachlässige Sorgfalt, mit der die zierlichen Füßchen gepflegt werden, nimmt man auch bei dem leichten grünen Thibetkleide wahr, das sich eng den Körperformen anschließt, um sie zierlich abzuzeichnen. Das Kleid bedeckt alles mit großer Züchtigkeit, aber es läßt die Schönheit und jugendliche Fülle des Oberkörpers ahnen. Das kleine schwarze Sammethalsband mit Bronceschloß hebt die weiße Farbe der Haut hervor, ebenso die schmalen schwarzen Bänder an den Handgelenken, die in kleinen Schleifen zusammengebunden sind. Die schwarze Taffetschürze ist nur dazu vorhanden, um die Feinheit der Taille mehr hervorzuheben, und mit ihren kleinen Taschen die Hälfte der kleinen Hände aufzunehmen. Doris kannte zwar die Vortheile dieser kleinen Toilettenkünste nicht, aber sie übte sie, weil sie es so gesehen hatte. In diesem Unbewußtsein lag ein Reiz mehr für den Beobachter. Sie hatte ein feines Gesicht, rosige Wangen, weißen Teint, dunkelblaue blitzende Augen, eine sanftgewölbte Stirn und sorgfältig gescheitelte braune Haare.

(Fortsetzung folgt.)

Baldomero Espartero.

Es giebt unter den Staatsmännern unserer Zeit kaum einen, der an Größe und Edelsinn Espartero an die Seite zu stellen wäre. Was auch dem frühern „Regenten“ Menschliches passirt sein mag, es giebt keinen trefflicheren Beweis für seine Verdienste und seinen Werth, als daß Spanien, nachdem es ihn eilf Jahre lang in Verbannung vergessen zu haben schien, ihn jetzt gleichsam einstimmig als seinen Retter begrüßt von einer gewissen- und tugendlosen Camarilla- und Unterrocks-Regierungskunst, die ihres Gleichen nur selten auf einem civilisirten, „christlichen“ Throne gehabt haben mag.

Dieser Mann des Volks, grade in einem Moment, wo es sich in sittlicher Entrüstung für sein Recht und seine Moralität erhebt, verdient nähere Beachtung. Wir geben deshalb mit seinem wohlgetroffenen Porträt zunächst eine Skizze seines Lebens.

Espartero wurde 1792 in Granatula, einem Dörfchen der Provinz la Mancha, dem Geburtsorte Don Quixote's, geboren. Er war das neunte und jüngste Kind des Zimmermanns, Pantoffel- und Karrenmachers, auch Boten und Factotums von Granatula: Antonio Espartero. Baldomero, „das neunte,“ war zu schwach zu der harten Arbeit, womit der Vater sein Brot und das Olivenöl dazu verdiente, und sollte deshalb Priester werden. Ein Bruder von ihm, Caplan in einem benachbarten Dorfe, übernahm seine Vorbildung. Die Nachricht, daß Napoleon in Spanien eingefallen sei, trieb auch ihn patriotisch empor und weg von seinen geistlichen Büchern. Er schloß sich einem Freiwilligen-Corps, das sich ausschließlich aus Geistlichen bildete und das „heilige Bataillon“ genannt ward, an, und hier zeichnete sich der sechzehnjährige Vaterlandsvertheidiger bald so aus, daß er erst in ein ordentliches Regiment und dann in die Militärschule von Leon befördert ward. Zwei Jahre später finden wir ihn als Seconde-Lieutenant des Ingenieur-Corps von Cadiz und 1814 eines Linienregiments in Valladolid. Nach dem Falle Napoleon's brachen Streitigkeiten des Mutterlandes mit den



Baldomero Espartero.

südamerikanischen Colonien aus, besonders in Chili. General Murillo, der eine Expedition hinüber machen sollte, bekam kurz vor seinem Aufbruche einen Besuch von einem stillen, ernsten, schwermüthigen Seconde-Lieutenant, um seine Betheiligung an dem Chili-Zuge anzubieten. Murillo wurde sofort so für ihn eingenommen, daß er ihn zu seinem Privat-Secretär und zum Capitän erhob. Drüben (in Peru) brachte er's bald zum Infanterie-Major. Mehr als acht Jahre lang focht er drüben wie ein echter Held des Schwertes und erntete nicht nur den üblichen Ruhm der Offiziersehre, sondern auch den eines tüchtigen, ehrenfesten Charakters. Er wurde fünf oder sechs Mal verwundet und immer wieder zur Leitung der gefährlichsten Unternehmungen gegen die Insurgenten bereitwillig gefunden. Doch hatte diese Tapferkeit selbst weiter keinen sittlichen Werth, da es eben nur galt, die Leute in Chili, Peru und Bolivia, also wahre Antipoden Spaniens, wieder der spanischen Krone zu unterwerfen. Nach dem Siege des Insurgenten-Generals Sucre 1824, mußte Mutter Spanien ihre südamerikanischen Töchter durch die Capitulation von Ayacucho freigeben. Espartero kehrte mit Narvaez, Maroto, Valez, Nedil, Alaix und dem durch sein Cuba-Märtyrerthum berühmt gewordenen Lopez nach Spanien zurück. Die Regierung zeichnete ihn aus, das Volk aber auch, nämlich durch den Spottnamen „Ayacucho". Die Helden, welche Südamerika verloren hatten, mußten überhaupt viel Spott und Schimpf erfahren, so daß sie sich zu einer besondern Freundschaftsgesellschaft verbanden, um gemeinsam zu tragen und sich zu unterstützen. Im spanischen Bürgerkriege fanden sich mehrere dieser „Freunde" zuweilen gegenüber, ohne daß dieses ehemaligen Bundes vergessen ward. Espartero namentlich trug dieser Freundschaft gegen Maroto edelmüthig Rechnung, als er die Convention von Bergara schloß. Später fand Espartero eine militärische Stellung in Logrono, das auch in der jetzigen Insurrektion eine Rolle spielt. Hier entwickelten sich seine beiden Haupteigenthümlichkeiten, Trägheit und Gleichgültigkeit nach aufregenden Thaten und Anstrengungen und Spielsucht. Letztere mit der Nebeneigenthümlichkeit, daß er fast immer gewinnt. Im südamerikanischen Kriege hatten die Herren auch mehr gespielt als gekämpft, und von Espartero hieß es, daß er sich ein bedeutendes Vermögen damit gemacht habe. In Logrono verliebte er sich in die schöne Tochter eines reichen Kaufmanns, Signorita Jacintha Santa Cruz, aber der Vater wollte von dem „Spieler" nichts wissen. Doch brachte er ihn so weit, daß er mit ihm um die Tochter spielte, wobei er, wie gewöhnlich, gewann, so daß der Vater Ja sagen

mußte, um seine „Ehrenschuld“ abzutragen. Als junger Ehemann wurde er nach der Insel Majorca geschickt, wo er bis zum Tode Ferdinand's VII. blieb. Der nun folgende Bürgerkrieg stellte ihn als General-Commandeur der Provinz Biscaya an die Spitze der Christino's. Als solcher war er gegen Zumala Carreguy (1835) sehr unglücklich, da er drei Schlachten verlor. Nach Cordova's Rücktritt (1836) übernahm er das General-Commando über die ganze Christino-Armee, ward später Vicekönig von Navarra und Chef der baskischen Provinzen, nach dem Siege von Luchana Graf von Luchana, Deputirter der Cortes und Vertreter nach der von ihm beschwornen Constitution von 1837, die er freilich aus Haß gegen das Calatrava-Ministerium stürzen half. Gegen rebellische Soldaten seiner Armee bewies er den tollsten Muth, da er die Haupträdelsführer persönlich aus der Menge herausriß, und dann erschießen ließ. Nachdem er 1838, 27. April, den Carlisten-General Negri bei Burgos, 15,000 Carlisten bei Penacerrada geschlagen und Sieg auf Sieg erfochten, gelang ihm die größte That. Am 30. August 1838 ging er ganz allein an den Truppen seines jetzigen Feindes (ehemaligen Ayacucho-Genossen) Marato hinunter, und rief: „Wollt Ihr Alle zusammen leben als gute Spanier unter Einer Fahne, so geht und umarmt meine Soldaten, wie ich Euren General jetzt umarme!“ — Allgemeiner Enthusiasmus, allgemeine Umarmung — Ende des Bürgerkriegs. Ein Beweis mehr, daß edele Thaten des Herzens mächtiger sind, als die größten Heroenthaten der Gewalt.

Nach diesem dramatischen Verbrüderungsakte blieb nur noch übrig, den Rest der Armee des Don Carlos zu unterwerfen. Espartero trieb ihn (am 14. September) auf französisches Gebiet, und nachdem er auch im Beginn des folgenden Jahres Cabrera's Truppen in Arragonien besiegt hatte, war das Ende des furchtbaren Bürgerkrieges und die Rückkehr des Friedens allgemeine, historische Thatsache. Hierin liegt die eigentliche Quelle der hohen, nationalen Popularität Espartero's. Er war der Held der Fortschrittsprinzipien, der bürgerlichen, constitutionellen Freiheit gegen das absolutistische Prinzip und den Bürgerkrieg, der Friedensfürst, der wahre Vaterlandsretter.

Hiermit endigte seine blos militärische Laufbahn. Er begann die des Staatsmanns, um, was er mit dem Schwerte zum Siege gebracht, in das Leben auch wirklich einzuführen. Weder Christine, die Königin, noch ihre Minister zeigten große Lust, die Constitution von 1837 zu respektiren. So zwang er z. B. Narvaez aus dem Ministerio zu treten und erhob seinen Adjutanten und sein Factotum Linage, von dem seine Feinde sagten, daß er eigentlich die Seele aller seiner Verdienste sei, zum General. Vor Allem galt es, die französische Centralisationssucht Christine's und ihrer Minister zu unterdrücken. Espartero hielt es mit der englischen Freiheit, welche hauptsächlich in der Selbstverwaltung der einzelnen Städte und Gemeinden besteht. Die Königin suchte Espartero in Barcellona auf, um sich seine Unterstützung für ein Bischen Constitutionsbruch auszubitten. Er weigerte sich standhaft und bat endlich um seine Entlassung, die aber nicht angenommen ward. Barcelona, nach Madrid die lebendigste und intelligenteste Stadt, gerieth in große Aufregung, welche zu einer Insurrection anzuwachsen schien. Die Bildung eines neuen Ministeriums stellte die Ruhe etwas her, aber im September 1840 war beinahe das ganze Land rebellisch, weil die Königin hartnäckig auf ihre Centralisationspläne bestand. Espartero, commandirt, gegen die Rebellen zu marschiren, weigerte sich. Die Königin, bisher trotzig und tyrannisch, ward jetzt feig und machte den — Rebellen Espartero zum ersten Minister mit unumschränkter Gewalt. Am 3. October bildete er sein neues Ministerium. Dessen liberales Programm ward von der Königin verworfen. Sie sagte, lieber wolle sie abdanken. Bei dieser Gelegenheit rief sie in ihrem Zorne aus: „Ich habe Ihnen Alles gegeben, Espartero! Ich habe Sie zum Grafen von Luchana erhoben, zum Grafen von Morilla, zum Herzog von Victoria, zum Granden von Spanien; aber es ist mir nicht gelungen, Sie zum Cavalier zu machen.“

Kaum hatte das Volk diese Scene erfahren, holte es ihn überall, wohin er kam, mit den glänzendsten Demonstrationen ein, besonders in Valencia, wie er auch schon im September 1840, als er als neuer Premierminister in Madrid einzog, eben so jubelnd empfangen worden war, wie neulich, vierzehn Jahre später. Christina, zu stolz zum Nachgeben, dankte wirklich ab und begab sich nach Frankreich. Am 8. Mai 1841 wurde Espartero zum alleinigen Regenten Spaniens erwählt, der arme Zimmermannssohn vom Dorfe, freilich bei Weitem nicht einstimmig, was in dem parteizerrissenen Lande auch nicht zu erwarten stand. Unter diesen Verhältnissen war seine gleichsam absolute und zugleich constitutionell beschränkte Stellung den nicht parlamentarischen, sondern soldatisch gewaltsamen Parteien gegenüber, ungemein schwierig; doch entwickelte er während dieser seiner Regentschaft eben so viel parlamentarische Mäßigung als Energie gegen Parteiaufstände, Alle Emeuten, republikanische wie absolutistische (z. B. eine von dem ersten Helden der jetzigen Revolution, O'Donnell zu Gunsten — Christine's!), alle Eingriffe von Außen warf er mit soldatischer, dictatorischer Strenge nieder und ließ schon im October 1841 den Häuptling einer Verschwörung, welche auf Raub der jungen Tochter Christine's (der jetzigen Königin Isabella) ausging, Diego Leon Concha erschießen. Für Spanien, wie es war und wohl noch ist, war es im Uebrigen aber mehr ein Fehler, als eine Tugend, daß Espartero mehr ein Washington, als ein Cromwell sein wollte. In seinen Ministern fand er schlechte Freunde seiner municipalfreien, englischen Richtung der Administration. Eine solche hatte auch unter dem fortwährenden Auflockern wilder politischer Parteileidenschaften, zum Theil zurechtgekocht in dem Hexenkessel Christine's, der immerwährend in ihrem Hotel Rue de Courcelles zu Paris, brodelte, wenig Aussicht auf gedeihliche Entwickelung. Nachdem er im November 1841 eine republikanische Insurrektion in Barcelona unterdrückt hatte, hielt er am 30. wieder einen Triumphzug durch die Straßen von Madrid. Ein Ausbruch derselben Art in derselben Stadt im folgenden Jahre war sein Sturz, nicht weil die Republikaner siegten, sondern sich mit den absolutistischen Christino's gegen ihn verbanden und er sich gegen diese Verbindung bei der Schwäche seiner Minister, besonders seines ersten, General Rodil, zu schwach zur Consequenz fühlte. So willigte er am 9. Mai 1843 in eine allgemeine Amnestie. Seine Feinde wollten ihn nun zwingen, Männer des Fortschritts und der Constitution zu entlassen. Das war ihm zu arg. Er entließ sein Ministerium und löste das Parlament, die Cortes, auf (26. Mai). Zugleich ward das Gerücht verbreitet, daß Espartero einen für Spanien nachtheiligen Handelsvertrag mit England abschließen wolle. Seine verschiedenen Feinde gossen Oel in's Feuer, und so loderte bald eine allgemeine Empörung gegen den Friedensfürsten, Landesretter und Volksmann durch Catalonien, Arragonien, Andalusien und Galicien hin. Am 13. Juni erklärte eine revolutionäre Junta von Barcellona aus die Prinzessin Isabella für mündig und zur Königin und den Sturz Espartero's. Eine provisorische Regierung unter Lopez, Caballero und Serrano octroyirte ihm den Titel „Hochverräther am Lande“ und beraubte ihn aller seiner andern Titel und seines ganzen Vermögens. Narvaez, stets sein principieller Gegner, marschirte an der Spitze der Insurgenten gegen Madrid, wo Alles durch Corruption und Geld vorbereitet war, und wo er deshalb am 22. Juli 1843 die beste Aufnahme fand, während Espartero, der Held so vieler Triumphzüge und Volksdemonstrationen, eiligst von Cadix nach Lissabon und von da nach England floh. Hier ward er am 19. August fast eben so jubelnd empfangen, als später Kossuth. Espartero ist entschieden englisch in seiner Politik, insofern sie das gesunde Element aller Freiheit, das freie Gemeindewesen, am Ausgebildetsten darbietet. Seine Politik, die Spanier dahin zu bringen, daß sie die Freiheit vertragen, war mißlungen. Ob sie jetzt „reif“ sind, muß die Zukunft erst noch beweisen.

Nachdem Espartero bis 1847 still in England gelebt, wo er viele Verbindungen und Freunde zurückließ, begab er sich in Folge einer Art von Amnestie für seine Freisinnigkeit auf dem Throne, wieder nach Spanien, wo er in Logrono, dem Orte seiner Liebe und Hochzeit, eben so still fortlebte, bis die neue Revolution ihn, den Hochverräther, abermals als Vaterlandsretter im glänzendsten Triumphe durch das Alcala-Thor von Madrid herein- und heraufzog auf die Höhe des spanischen Lebens durch jauchzende, jubelnde, Hüte schwenkende Massen, unter Damen-, Tapeten- und Blumen geschmückten Balconen hin, hin unter unabsehbaren Flaggen und Wimpeln, wedelnder Batisttaschentücher, Fahnen von rothem Sammet und goldenen Franzen und goldenen, beschwingten Hoffnungen, welche die kindische, bornirte, leidenschaftliche, soldatische prätorianische Politik und Regierungsweisheit abermals in Blei

und Pulver verwandeln wird, wenn es jetzt dem alten Friedensfürsten nicht gelingt, parlamentarische Mäßigung und Selbstbeherrschung als Oel über das Meer der stürmischen Parteileidenschaften zu gießen. Espartero hat das beinahe Unmögliche zu schaffen, zwischen republikanischen und absolutistischen Parteien, Gemäßigten und Exaltirten, rangneidischen Generalen und Stellenjägern und Verschwörungsmachern einen Thron aufrecht zu erhalten, der durch die eigene Schuld derer, die ihn aufrecht zu erhalten das meiste Interesse hatten, tief erschüttert ist.

Amerikanische Briefe.

IV. Boston. Montreal.

Boston. — Amerikanische Nüchternheit. — Eisenbahnfahrt nach Albany. — Sonntagsfeier daselbst. — Ein Badeort. — Montreal. — Das Innere der Stadt. — Die Victoria-Brücke. — Ein französischer Ritter.

In etwa dreißig Stunden liefen wir von Halifax nach Boston herunter, ohne etwas besonders Merkwürdiges zu sehen und zu erleben. Wir landeten unter anständigem Mondschein in Ost-Boston, einer kleinen Insel vor der Stadt selbst, in welche wir uns auf einem Fährboote übersetzen lassen mußten. Die Zöllner, die auch hier noch ihr Wesen treiben, waren in Untersuchung der Gepäcke wenigstens ungemein schnell und höflich, so daß ich bald in einer der wartenden Droschken nach meinem Hotel abfahren konnte. Ich hielt mich zu kurze Zeit in Boston auf, als daß ich mehr von dieser berühmten Gelehrten- und Quäkerstadt Amerika's geben könnte, als allgemeine Eindrücke. Die Stadt sieht sehr ehrbar und reinlich aus, wie ein alter, englischer Gentleman. Häuser, Straßen, Pflaster, Leute aller Stände sehen reinlich, gut gekleidet, geschäftig und nüchtern aus, nüchtern in des Wortes verwegenster Bedeutung. Einen Betrunkenen würde man hier wie eine vorsündfluthliche Merkwürdigkeit anstaunen und Entree dafür zahlen. Diese in Amerika wenigstens unter den Eingebornen zur Nationaltugend (und wahrscheinlich zum allgemeinen Landesgesetz) sich erhebende Nüchternheit ist ein ungeheurer Sieg der Civilisation und giebt der neuen Welt drüben allein ein unbesiegbares Uebergewicht über die alte, besonders England, wo der weise Staat den Bier- und Branntwein-Cultus der Abgaben wegen in aller Christlichkeit so zärtlich begünstigt, daß die Tempel der Trunkenbolde, die aus eben so viel Weibern und Kindern als männlichen Individuen bestehen, weder Tag noch Nacht, wenigstens giebt es unzählige Häuser der Art, die auch Concession für die Nacht haben, noch Sonntags geschlossen zu werden brauchen, während Staat und Kirche nicht dulden, daß Sonntags anständige Geschäfte, Concertgärten, der Krystall-Palast u. s. w. geöffnet werden. Diese würden nämlich den Besuch der Bier- und Branntweintempel beeinträchtigen! —

Freilich auch die ununterbrochene amerikanische, wäßrige Nüchternheit gefällt mir nicht. „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann," er hat kein Gemüth, er ist ein kalter Egoist, dem das Herz niemals warm wird, der nüchtern bleibt, damit er nicht unwillkürlich warm werde und ungeschäftsmäßig etwas zu viel sage, fühle oder verspreche. Jeder anständige Mensch wird überall den Säufer tief verachten, aber etwas himmelweit Verschiedenes ist der Kreis von Freunden und Familien, wo festlich erfreuliche Veranlassungen das Herz treiben, sich in ganzer Fülle und Wärme zu offenbaren. Es ist hierbei ganz natürlich und schön, etwas guten Spiritus oder Rebensaft auf die Vestalampe des Herdes und Herzens zu gießen, um der Natur zu Hülfe zu kommen. Bildung und Anstand werden hier stets das richtige, schöne Maß einzuhalten wissen, damit man die Freuden eines Abends nicht mit auf den Hund gekommenen Katzenjammer bezahle. Aber die Nüchternheit als Nationaltugend und gar als Staatsgrundgesetz ist als Gegensatz zu Personen, die niemals nüchtern werden, vielleicht eben so ekelhaft, als immerwährender Dusel. Das klingt stark, aber ich sahe es in dem Riesenhotel „Revere House" mit mehr als dreihundert Zimmern, wo ich mit an table d'hôte saß. Von den zweihundert Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, die über eine Stunde lang zusammen sehr gründlich, sehr anständig, sehr feierlich aßen, hörte ich während der ganzen Zeit kein herzliches Wort, kein freudiges Ausrufen, kein Weinglas, keinen Champagnerpfropfen sich erheben. Jeder „Mitesser" war ein Esser für sich, Jeder mit einem besondern Speisezettel, von dem er nach dem Seitentischchen hin, wo die Kellner mit den Vorräthen standen, seine Befehle nur für sich gab und immerwährend Wasser dazu trank.

Bei aller Politur nur thierische Fütterung ohne Geist. Könntet ihr ihn ohne Wein sprudeln lassen, desto geistvoller würdet ihr sein, aber ihr habt mitten in eurer Gelehrtenstadt nicht einmal Geist genug, ein Glas Wein zu fordern, und nicht Muth und Menschenliebe genug, um mit eurem besten Freunde herzlich anzustoßen.

Ich beschloß, sofort auf einer der acht Eisenbahnen, die Boston nach allen Richtungen in's Land hinein umstrahlen, die wässerige Stadt zu verlassen. Ich wählte die Albany-Bahn, die mit vielen durch den Befreiungskampf berühmten Ortschaften in Verbindung bringt und Boston zum commerciellen Rivalen New-Yorks erhebt, da sie einen bedeutenden Verkehr mit den westlichen Gegenden und den großen Seeen erleichtert, ohne welchen kein amerikanischer Hafen über lokale Mittelmäßigkeit steigen kann. Der Westen! Welche Pläne werden täglich geschmiedet, welche Anstrengungen gemacht, um sich einen Antheil an dem Transport seiner Schätze zu sichern! Groß sind sie schon jetzt und von europäischer Wichtigkeit, aber unberechenbar bedeutungsvoll in der Zukunft!

Die zweihundert englischen Meilen von Boston bis Albany legten wir in acht Stunden zurück — Alles für fünf Dollars. Es war meine erste amerikanische Eisenbahnfahrt und deshalb mir Alles neu. Unter einem bedeckten Schuppen hervor schossen wir über die offene Straße, deren Bevölkerung blos durch die Klingel an der Locomotive ermahnt ward, aufzupassen, wenn sie nicht vorzögen, sich rädern zu lassen. Und so leichtsinnig ging es fort durch Stadt und Land, zweihundert Meilen lang, hier mitten durch ein Dorf, dort mitten durch eine Stadt, über Kreuzwege mit Fußgängern und Lastwagen — nirgends mit einer andern Polizei, als großen Brettern hier und da, auf welchen zu lesen war: „Steh aus, wenn die Glocke an der Locomotive tönt!" Wenn Einer dies zu spät thut, hat er sich als freier Amerikaner selbst Vorwürfe zu machen, daß er todt ist. Die Waggons sind ungeheuer lang, mit Fenstern, die mit polirten Mahagoniwänden abwechseln. An den Decken findet man viel Decorationen und unter den Füßen farbige Teppiche. In jeder hatten achtundfünfzig Passagiere auf zwei Reihen, mit rothem Plüsch überzogenen Armstühlen comfortablen Platz. Der Gang in der Mitte führt nach zwei Thüren, vorn und hinten, die auf Plattforms hinausführen, auf welchen man den ganzen Zug entlang, mitten im Zuge — von Waggon zu Waggon gehen und auch herunterfallen kann, ohne daß Jemand etwas dagegen hat. In der Mitte jedes Waggons steht ein niedlicher Ofen, der mit Holz geheizt im Winter die größte Wärme verbreitet, so daß sich Niemand einzupacken braucht. Alle Waggons sind Eine Klasse. Das wäre eine große Thatsache, wenn nicht alle Personen, die etwas Farbe haben, viel niedriger behandelt würden, als bei uns die dritte von der ersten Klasse. Die Sklaverei in den südlichen Staaten hält deshalb so fest, weil sie von den nördlichen social und moralisch auf die blödsinnigste Weise so handgreiflich unterstützt wird. Das ist ein Schandfleck im amerikanischen Charakter, der durch alles Waschen und Wassertrinken nicht gebleicht wird.

Die lange Fahrt durch Massachusetts gab Gelegenheit, den Charakter des Landes gehörig zu überblicken. Es ist wellenförmig, im Ganzen ärmlich mit traurigem Buschwerk und Granitmassen, sandigen Ebenen und endlosen Massen von Teichen und Seen abwechselnd. Deshalb bemühen sich auch nur Wenige, dem unfreund-

lichen Boden Getreide und Früchte abzugewinnen. Alle die zahlreichen Städte, durch welche wir kamen, sind Bienenkörbe emsiger Industrie. Die vorzüglichsten davon sind Worcester („Wuster") und Springfield, letztere am schiffbaren Connecticutflusse, der durch grüneres, freundlicheres Land fließt. Die Häuser wurden hier häufiger und freundlicher und in der That so lieblich, daß ich mir nichts Schöneres denken kann, als in einem solchen zu leben. Weiß und rein und grün bewachsen mit üppigen, blühenden Vorgärten und gemüthlichen Portalen vor dem Eingange gucken sie da überall aus cultivirter Natur heraus, als wären sie eben frisch als Spielzeug aus der Schachtel genommen und aufgestellt worden.

Hinter Springfield hielt der Zug um Mitternacht plötzlich mitten im offenen Felde an. Locomotivführer, Heizer und einige Passagiere liefen mit Laternen in die Nacht hinein. Neugierig folgte ich und fragte, was hier los sei? „I nun weiter gar nichts! Wollen sich blos den Zug ansehen, der heute früh hier umstürzte!" Richtig, die Herren beleuchteten mit ihren Laternen umgestürzte Waggons, deren Räder schauerlich in den nächtlichen Himmel emporragten und die halb in die Erde gewühlte Locomotive. Alles war still. Man hatte die Verwundeten und Todten entfernt, welche nur hier und da Blutspuren, Lappen und Bindfaden zurückgelassen. Als Locomotivführer und Heizer (denn diese hatten sich ohne Weiteres die Freiheit genommen) ihre Neugier befriedigt hatten, rasten sie weiter in die Nacht hinein, gerade als wollten sie selbst probiren, was sie sich eben mit viel Kennermiene angesehen.

In Albany am Hudson verlebte ich einen echt amerikanischen Sonntag. Wir waren um 2 Uhr des Nachts angekommen, und als ich des Morgens im Delawar-House mein Fenster aufmachte, sah ich den Sonntag durch die langen, hohen, breiten Straßen und den Hudson hinauf in feierlicher Ruhe ausgestreckt. Selbst die Bäume, die auch hier, wie in den meisten andern amerikanischen Städten, in doppelten, schattigen Reihen durch die breiten Straßen sich ausdehnen, schienen zu ruhen und in christlicher Andacht ihr Rauschen und Blätterflüstern eingestellt zu haben. Nur unten am Werfft saßen einige Schiffer und beschäftigten sich gedankenlos mit Rauchen. Kein Ton, kein Lebenszeichen in der sonnigen Stille. Doch ja. Dort hat sich ein Straßenprediger mit der Bibel auf einen Stein gestellt und predigt leidenschaftlich in die Luft hinein, in der hier und da ein Paar Jungen und alte Weiber ein Weilchen stehen bleiben, so daß er mit jeder Minute eine neue andächtige Gemeinde an sich heranzieht, aber eben so schnell wieder zu vertreiben scheint. Solche Straßenheilande trieben ihr Unwesen bis tief in die Nacht hinein. — Und dabei die vielen prächtigen Kirchen, die mit Teppichen belegt und wie der schönste Prachtsaal des Millionärs ausdecorirt, mit einander in irdischer Herrlichkeit wetteifern, um bei der freien Concurrenz so viel als möglich zu machen. Sogar Sammetsopha's sah ich in einer, und auf dem Chore führte ein bezahltes Sängerchor eine künstliche Fuge mit viel Präcision durch. Alle Kirchen sahen so weltlich aus, daß man darin eben so gut einen Artikel aus der „Gartenlaube" von der Kanzel verlesen könnte und viele gewiß mit mehr Erfolg, als die Prediger mit ihren Anstrengungen den Leuten auf den Sammetsopha's das „irdische Jammerthal" noch jämmerlicher zu machen.

Von Albany führte mich der Montagszug wieder mitten durch und über Straßen hin, durch wellenförmiges, ziemlich dicht bebautes Land über viele Brücken von Flüssen, die in den Mohawk münden, durch hölzerne, nette Dörfer 52 Meilen weit nach Ballston Spa, wo die Eisenbahn, wie eine Kutsche, vor den hauptsächlichsten Hotels anhält, um Passagiere aufzunehmen und abzusetzen. Dieses Spa ist einer der berühmtesten Badeörter Amerika's, noch mehr das 7 Meilen weitere Saratoga, das im Sommer von fashionablen Gästen wimmeln soll. Jetzt standen die kolossalen Hotels und breiten, langen Promenaden öde und leer. Ich sah hier weiter nichts Merkwürdiges, als ein Haus, welches auszog, um sich eine bessere Baustelle zu suchen. Es wanderte ganz gemüthlich auf seinen Walzen hin, während eine Mutter mit ihrem lockigen Kinde im zweiten Stockwerke sich über diese originelle Art zu verreisen, während man ruhig zu Hause bleibt, königlich zu amusiren schienen.

Die 200 Meilen nördlich von Saratoga am langgestreckten Champlain-See hinunter bis Montreal gehören zu den schönsten Scenen, die man in Amerika sehen kann, wie man mich wiederholt versicherte. Ich übergehe hier die Menge Orte und Punkte, welche durch den Krieg zwischen England und Frankreich und den amerikanischen Befreiungskampf historisch berühmt wurden und bemerke nur, daß die ehemaligen Forts und Festungen überall in Ruinen liegen, weil hier Niemand daran denkt, daß jemals Festungen wieder eine Rolle spielen könnten! — Glückliches Amerika!!

Auch den von Dampf getriebenen Prachtpalast, der uns den 132 Meilen langen und 6 bis 9 Meilen breiten See hinauf trug, will ich hier nicht beschreiben und mich eben so wenig auf die an beiden Ufern, deren eins zu New-York, das andere zu Vermont gehört, sich grün und hügelig und bergig erhebenden und streckenden Landschaften einlassen, da man hier mit Worten gar wenig ausrichten kann. — Hinter Plattsburg auf der New-Yorkseite stiegen wir aus dem Dampfboote in Eisenbahnwaggons, die uns bald über die Grenze von Unter-Canada bis an die Ufer des majestätischen Lawrence-Flusses brachten, über dessen meilenweite Breite uns ein Dampfschiff nach seiner Hauptinsel — Montreal — überführte. Noch eine kleine Eisenbahntour — ganz Englisch und in französischer Sprache geführt — und wir sind in der alten Hauptstadt des französischen Canada von Ehemals, in Montreal.

Montreal! Welch ein überraschender Anblick nach den Scenen der neuen Welt, wo Alles jung, weiß, frisch aussieht ohne historischen Boden, während hier Alles in Stein und Mauer, Bauart, Tracht und Sprache Geschichte erzählt. Enge Straßen, französische Firmen, Klöster mit hohen Mauern, von der Zeit angefressene Steine und Einrichtungen, hier aus Paris, dort aus dem Parlamente in London, hier französische Tracht, Sitte und Sprache, dort englische, dort gemischt in seltsames Kauderwälsch, alte feudale Institutionen neben modernen patentirten Fabriken, Nonnen neben Manchesterwaaren, Gerichtsscenen in französischer Sprache, im Zollhause englische Untersuchung in englischer Sprache mit englischem Gelde bezahlt, gallische Priester in langem Schwarz, kniehosige Presbyterianer aus Schottland, Droschkenkutscher in Frießjacken frisch von Irland, Marktkarrenschieber mit „eingebornen" bunten Leibbinden und Nachtzipfelmützen — alte und neue Welt zusammengerüttelt wie in einem Lotterietopfe. So sieht Montreal aus. — In meinem Hotel liefen ein Dutzend Schwarze als Kellner herum — lauter Flüchtlinge aus der amerikanischen Freiheit. O die Freiheit ist schön, aber immer wieder der Schand-, der Blutflecken! Allmächtig ist Amerika, aber mächtiger seine Baumwolle! Was heißt Freiheit, Menschenrecht, wenn darunter die südlichen Baumwollenpflanzer und die nördlichen Baumwollen-Spediteurs leiden sollen? Einige der Kellner waren schöne, gefällige, liebenswürdige Menschen, die im ganzen, großen, freien, christlichen Amerika drüben Jeder hätte todtschießen können, blos weil sie etwas Farbe und Stammbaum mit auf die Welt brachten.

Ich machte am Morgen nach meiner Ankunft einen Spaziergang nach dem Süden der Stadt hin, wo der meilenbreite, klare, majestätische Lawrence seine ungeheuern Wassermassen hinwälzt. Von drüben herüber winken flache Ufer und hinter denselben hervor die „Zuckerhutberge" von Vermont. Am meilenlangen Bollwerk wimmelt ein unabsehbares Thun und Treiben von Laden und Löschen, Ankunft und Abfahrt von Segel- und Dampfschiffen, die, wie der große Verkehr in den Straßen, ganz an die täglichen Scenen in der City von London erinnern. Man kann hier kein einzelnes Bild geben und ausrahmen: Alles ändert sich in jeder Secunde. Nur Immobilien ließen sich studiren, z. B. die berühmte römisch-katholische Cathedrale zwischen den beiden prächtigsten Straßen „Rue Notre Dame" und „St. James Street," deren Namen im Französischen und Englischen officiell sind.

Die Kirche ist der großartigste gothische Bau Amerika's mit 10,000 Sitzen, aber mit so roh bemalten Säulen, daß das ganze Kunstwerk dadurch werthlos wird. Die Bankgebäude im griechischen Styl sind ihnen viel besser gelungen. Sie haben mehr Andacht für Bankgeschäfte, als deren Mittelpunkt für ganz Canada Montreal berühmt ist. Auch für Buchhandlungen, Lesezimmer, Schulen, Akademieen u. s. w. giebt es zum Theil herrliche Gebäude. Am Großartigsten ist das Institut für Mechaniker im italienischen heitern Style in St. James Street, von 84 Fuß Front und 64 Fuß Tiefe, mit einem schönen Portikus in der Mitte. Oben führt ein 55 Fuß langer, 10 Fuß breiter Corridor in einen Lesesaal, 40 Fuß lang und 24½ Fuß breit, in die Bibliothek, Säle zu Vorträgen und physikalischen Experimenten. Ein Hörsaal in der zweiten Etage ist 80 Fuß lang, 60 Fuß breit und glänzend de-

corirt. Solche Tempel baut hier das Interesse von freien Associationen der praktischen Volksbildung! Das neue Gerichtsgebäude mit einer 300 Fuß langen Façade und 125 Fuß Tiefe gehört zu den prächtigsten und solidesten Kunstbauten Amerika's. Auch das neue Postgebäude kann sich darunter zählen. Alle diese erwähnten Paläste bilden in Rue de Notre Dame, St. James und St. François Xavier Street den lokalen und geistigen Mittelpunkt der Stadt, die mit ihren etwa 60,000 Einwohnern so riesige Fortschritte macht, daß sie in wenigen Jahrzehenden zu den mächtigsten und blühendsten Städten Amerika's gehören mag.

Das Wunder aller Wunder wird die *große Victoria-Brücke*, über deren Breite von zwei ganzen englischen Meilen (mit den Theilen über Land) die Eisenbahn hoch über den schäumenden Wogen des Lawrence dahinbrausen soll. Sie ist ein Werk des berühmten Bau-Giganten Stephenson, des Engländers, eines ehemaligen gewöhnlichen Mechanikers, der vorher sogar gemeiner Kohlenbergmann war.

Die größte Themsebrücke (Waterloo) ist 1212 Fuß lang. Die Länge der großen Victoria-Brücke wird 10,560 Fuß betragen.

Als Mittelpunkt des canadischen Holz- und Rauchwaarenhandels bietet Montreal einen fast unerschöpflichen Stoff von Schilderung und Material. Beide Handelszweige sind von weltweiter Ausdehnung und in Bezug auf letzteren giebt der Verkehr mit den Indianern einen so reichen Stoff von pikanten Lebensbildern, daß ich wohl an einem andern Orte darauf zurückkomme.

Ich möchte Ihnen noch Manches von meinen Erlebnissen auf der Montreal-, der Jesus- und andern kleinern Inseln mittheilen, die hier der ungeheuere, aus ewigen Wäldern strömende Ottawafluß mit dem Lawrence bildet, aber es mischt sich so Vieles durcheinander, daß ich nicht weiß, was ich ergreifen und festhalten soll. Nur noch so viel, daß ich einige Tage bei einem alten französischen *Ritter* zubrachte, der alle *feudalen* Rechte des Mittelalters genießt und all' sein Land an *Vasallen* gegeben, die ihm mit Zehnten, mit Treue und Frohnden zugethan sind. Das französische Element hat sich hier in *vorrevolutionärer* Form ganz frisch erhalten, während in den Städten die Angelsachsen französische Sprache und Sitten immer mehr zurückdrängen, wie denn überhaupt in allen neuen und alten Welten, die für den Weltverkehr *neu* auftreten, englischer Geschäftsgeist mit seiner kurzen, leichten, von allen grammatischen und periodischen Schwierigkeiten und Formeln befreiten, zähen Sprache überall so entschieden als tonangebend auftritt, daß das Englische in hundert Jahren wahrscheinlich die eigentliche Weltverkehrssprache sein wird.

Etwas Naturgeschichte.

4. Zur Ehrenrettung des Bären.

Der Bär, sagt der bekannte Thierkenner *Toussenel*, ist das Symbol wilder ursprünglicher Gleichheit und deshalb der Aristokratie ein Gräuel, abgesehen hiervon aber ein armes, schändlich verleumdetes Thier, über welches der Haß und die Unwissenheit die abgeschmacktesten Märchen ersonnen hat. Es giebt keine Art von Schändlichkeiten, die nicht von Anekdotenjägern benutzt worden wären, um die Lebensgeschichte dieses unglücklichen Vierfüßlers zu beschmutzen. In einem fürchterlichen, vor etwa hundert Jahren ohne königliches Privilegium erschienenen Buche, steht die Geschichte der Gräuelthaten eines braunen Bären im Juragebirge, welcher lange der Schrecken des Landes gewesen war und zwar in Folge seines unmäßigen Appetites nach dem Fleische junger Mädchen. Die menschliche Bosheit hat sich nicht damit begnügt, dem Bären Verbrechen und Immoralitäten zuzuschreiben, an denen er unschuldig ist, sondern man hat das arme Thier auch lächerlich und zur Zielscheibe unzähliger Mystificationen gemacht. Die alten und neuen Schriftsteller wetteifern förmlich mit einander, ihm recht hinterlistige Streiche zu versetzen. Aelian, der Grieche, ein Fabeldichter und eben so beschränkter Kenner des Thierreichs wie Conrad Geßner, geht so weit, daß er den Bären zu einem Mörder des niedrigsten Grades, einem gemeinen Meuchelmörder macht, welcher zu seinem Vergnügen mordet, was doch eine nichtswürdige Verleumdung ist.

Toussenel hat in den Reisebeschreibungen vieler glaubwürdigen Seefahrer eine Menge Thieranekdoten gelesen, die eben so drollig sind, wie Aelian's, aber auch eben so unwahrscheinlich. Neulich, sagt er, erzählte mir ein junger Pariser, der so eben aus Amerika zurückgekehrt war, die folgende Geschichte, deren Echtheit ich natürlich durchaus nicht verbürgen mag. Mein Begleiter und ich durchwanderten die ungeheuren Tannenwälder Californiens, die so merkwürdig wegen der Todtenstille sind, die in dem Schatten ihrer gewölbten Zweige herrscht. Eines Tages, als wir an den Rand einer der weiten offenen Waldwiesen kamen, die sich hier und da durch diese düsteren Einöden hinziehen, hörten wir in sehr kurzer Entfernung einen grunzenden Ton, welcher über unsern Köpfen herunterzukommen schien und in welchem mein Begleiter, ein Yankee aus der alten Schule, sofort die Musik eines Bären erkannte. Wir duckten uns und schlüpften durch die Büsche, indem wir uns bemüheten, zu ermitteln, wo das Thier säße. Ein zweites Grunzen in einem zornigeren Tone als das erste, auf welchen ein drittes sehr zufriedenes zu folgen schien, lenkte unsere Aufmerksamkeit auf einen gigantischen Kirschbaum ungefähr zwanzig Schritt vor uns, unter dessen Zweigen und in dessen Schatten eben ein sehr lächerlicher Auftritt stattfand. Die zwei Personen des Drama's, von deren Unterhaltung wir einige Bruchstücke erhaschten, waren ein Bär und ein Wildschwein. Der erstere, ein Exemplar der ersten Größe, saß auf dem starken Aste des Kirschbaums und war emsig beschäftigt, die Früchte zu pflücken. Da diese aber fast überreif waren und nur noch lose am Stengel saßen, so geschah es, daß bei der leisesten Bewegung, die der Bär auf seinem Aste machte, gerade der delikateste Theil der Früchte dicht wie Hagel auf den Boden fiel. Das dumme Thier verlor alle Geduld und stieß grollend eine Menge zorniger Verwünschungen hervor; aus demselben Grunde war dagegen das naschhafte Wildschwein, welches eben am Fuße des Baumes stand, hoch erfreut und gab sein Vergnügen durch ein beifälliges gut, gut! bei jedem neuen Kirschregen zu erkennen. In dem Augenblick, wo wir auf dem Schauplatze ankamen, war die Erbitterung des Bären schon zur Rothglühhitze gestiegen und es war leicht zu sehen, daß sie binnen Kurzem zur Weißglühhitze übergehen würde. „O, mir ist ein köstlicher Gedanke eingefallen," flüsterte mir mein Yankeefreund in's Ohr. „Wenn wir die furchtbare Erbitterung dieser beiden Thiere gegen einander benutzen könnten, um sie in einen tödtlichen Kampf mit einander zu verwickeln!" — „Aber wie sollen wir das anfangen?" — „Das ist sehr einfach; ein Lauf Eurer Doppelflinte ist mit Schrot geladen; jagt diese dem jungen Herrn da in die weichste Stelle seines Körpers" — und er zeigte mir mit dem Finger durch die Blätter hindurch den Theil des Bären, nach welchem ich zielen sollte. — „Ich kenne den Bären," setzte er hinzu, „und wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, so läßt er sich durch nichts wieder davon abbringen. Er ist jetzt sehr wüthend auf das Wildschwein und wird, wenn er sich getroffen fühlt, ganz gewiß glauben, das Wildschwein habe ihn geschossen. Ihr werdet sehen, wie er sich sofort auf seinen vermeinten Angreifer stürzt, um sich für diesen groben Scherz zu rächen. Ich verspreche Euch, daß wir viel Spaß haben werden." Gesagt, gethan. Ich zielte scharf nach dem zottigen Burschen und drückte ab. Kaum fühlte der Bär sich von den Schroten gekitzelt, als seine Wuth alle Grenzen überstieg und er wie eine Bombe auf das Schwein herunterplumpte, welches an dem Streiche eben so unschuldig, als über diesen unvermutheten Angriff verwundert war. Der Kampf dauerte nicht lange; der siegreiche Bär streckte seinen Gegner nieder, der ihm aber, ehe er starb, noch mit einem furchtbaren Ruck seiner Hauer, den Leib aufriß. Auch dem Bären entsanken daher bald die Kräfte und er taumelte und sank nieder auf die Leiche des erlegten Wildschweins. „Auf diese Weise," so schloß der Erzähler bescheidentlich seine Geschichte, „erwarb ich mir das Recht, mich zu rühmen, daß ich mit einer einzigen Ladung Hasenschrot einen schwarzen Bären und ein Wildschwein erlegt."

Die Fabeldichter und Sittenlehrer haben, ihrer Gewohnheit treu, sehr viel dazu beigetragen, eine unrichtige Meinung von dem Charakter des Bären zu verbreiten. So wird z. B. fast in jedem Kinderbilderbuche dem Bären nachgesagt, er habe einmal einem Freunde, der seines Handwerks ein Gärtner war, unter dem Vorwand, ihm eine lästige Fliege zu verscheuchen, einen Pflasterstein an den Kopf geworfen. Toussenel zieht diese Geschichte sehr in Zweifel und glaubt, der Bär sei einer solchen Ungeschicklichkeit nicht blos unfähig, sondern müsse vielmehr im Gegentheile als eins der gewandtesten und geschicktesten Thiere in der ganzen Schöpfung betrachtet werden. Unbeholfenheit und Grausamkeit sind zwei gegen den Bären vorgebrachte Beschuldigungen, von welchen die eine eben so ungegründet ist, als die andere. — Der Bär ist auch zum Sinnbild der Menschenfeindlichkeit, Schweigsamkeit, Mürrischkeit und Ungeselligkeit ausersehen worden, aber er ist nichts von allem diesen. Der Bär ist das Emblem der Wildheit oder des wilden Lebens, eben so wie der Elephant das Emblem des Edenismus oder der Periode in dem Leben unseres Planeten ist, welche der ersten Phase des Menschenlebens entspricht. Seine herrschende Leidenschaft ist die Liebe zur Unabhängigkeit und zu den Wäldern. In diesem einen Satze liegt die ganze Geschichte des Thieres.

Es ist eine bekannte Sache, daß der Wilde der abgesagteste Feind aller unangenehmen Mühe und Arbeit ist, weswegen ihn Toussenel keineswegs tadelt. Ein Wilder würde auf alle Genüsse der Civilisation verzichten, wenn er sie erst, wenn auch nur durch eine Stunde Arbeit hinter dem Webstuhle oder Pfluge verdienen sollte. Ganz dasselbe ist der Fall mit dem Bären. Die Reize eines Maskenballs sind nie im Stande gewesen, den Wilden zu verlocken und der einzige Begriff, den er vom Glück hat, ist eine vollständige und ununterbrochene Ausübung der sieben natürlichen Rechte des Jagens, Fischens, Früchtesammelns u. s. w. Dasselbe gilt vom Bären, der sich das höchste Glück nicht anders denken kann, als in der Ausübung der beiden natürlichen Rechte, sich seinen Unterhalt selbst zu verschaffen und frei zu sein von Sorgen. Nicht als ob der Bär gegen die Freuden des edlen Waidwerks und des Fischfangs unempfindlich wäre. Der weiße Bär z. B. würde sich sehr unglücklich fühlen, wenn er dieses letztern Vorrechts beraubt werden sollte. Ich will damit blos sagen, meint Toussenel, daß Pflanzenkost dem Temperament des Bären mehr zusagt, als jede andere, denn nichts geht ihm über Erdbeeren und Faullenzen. Der Bär weiß recht wohl, daß die Beschaffenheit seines Körpers ihn geeigneter macht, einen Baum zu erklettern, als ein Reh zu jagen und er verfolgt demgemäß eine Lebensweise, wie sie mit den Eigenschaften seines Wesens übereinstimmt. Da er seinen Appetit nach Früchten mit leichter Mühe befriedigen kann, so benutzt er diesen günstigen Umstand, um sich während des Herbstes tüchtig zu mästen und einen reichlichen Vorrath jenes Fettes anzuhäufen, aus welchem die unseren kahlköpfigen und bartlosen Stutzern wohlbekannte sogenannte Löwenpomade bereitet wird. Ein sehr eigenthümlicher Einfall, den Leuten weiß zu machen, daß der König der Thiere seine dicke, prachtvolle Mähne dem täglichen Gebrauche des vorgenannten Haarwuchsmittels verdanke.

Es ist eine bekannte Sache, daß Meister Braun, nachdem er sich einen hinlänglichen Vorrath von Fett angefressen hat, sich in eine Höhle zurückzieht, wo er die zwei schlimmsten Monate des Jahres verschläft. Fabeldichter und Naturforscher mögen daher reden, so viel sie wollen, ich werde nimmermehr glauben, daß ein Thier von solchem Charakter der Feind des Menschen sei. Ein Thier, welches während der Jahreszeit des Mangels und des Verbrechens schläft, und Honig und wilde Beeren vor einer Schöpskeule den Vorzug giebt, kann niemals als ein blutdürstiger Menschenfresser betrachtet werden. Der Bär ist ein wildes Thier, das giebt Toussenel zu, aber ganz gewiß einer der harmlosesten Fleischfresser, die es giebt — das heißt, der civilisirte Bär, der französische oder russische Bär, der Bär der Pyrenäen oder der Alpen, denn der graue Bär der nordamerikanischen Prairien und der weiße Bär der Polargegenden zerreißen, wenn der Hunger sie treibt, Alles, was ihnen in den Weg kommt. In Uebereinstimmung mit seiner Eigenschaft als Emblem der Wildheit ist der Bär von allen großen Fleischfressern derjenige, dem der Verlust seiner Freiheit am Meisten zu Herzen gehen muß. Und dies ist auch der Fall, denn von allen Gefangenen ist der Bär am Schwierigsten an seine Gefangenschaft zu gewöhnen. Er wird allerdings gezähmt, jedoch ohne daß er seiner Persönlichkeit oder seinen Rechten entsagte. Man sieht ihn zuweilen auf den Straßen das Handwerk eines Possenreißers treiben, um sich sein Brot zu verdienen, aber sein Herr weiß nicht, welchen Schmerz und Kummer das Bewußtsein dieser Entwürdigung ihm kostet, und welchen Grad von Philosophie er aufwenden muß, um schweigend an dem Zügel seiner Sklaverei zu nagen. Es ist schon mehr als einmal der Fall dagewesen, daß ein Bär, nachdem er seine Kette zerrissen, die Ausübung der wiedererlangten Freiheit mit der Ermordung seines Führers und dessen ganzer Familie begonnen hat. In der Geschichte der Volksrache kommen Thatsachen vor, welche mit diesen Bärenrevolutionen große Aehnlichkeit haben.

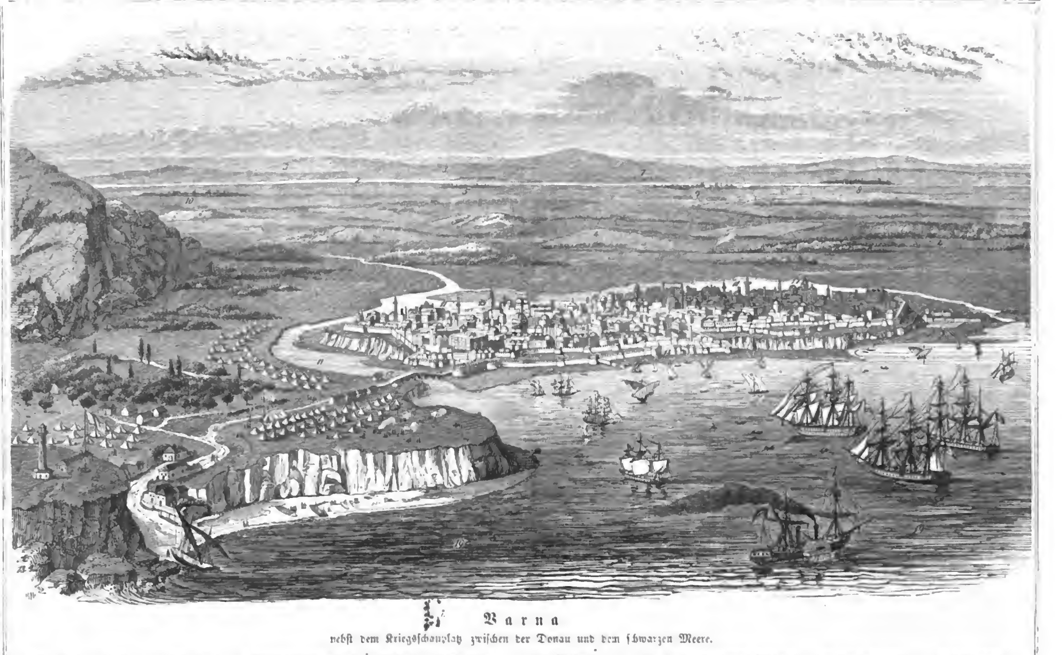
Wenn der gefangene Bär nicht mit Fressen oder Saufen beschäftigt ist, so denkt er über einen Fluchtplan nach. Die ganze Kraft seiner Phantasie ist auf diesen einzigen Gegenstand gerichtet, und seine fortwährende Aufregung verräth die Qualen, welche sein ganzes Sein verzehren. Dieser Kopf, dessen eintönige regelmäßige Bewegung, vor und rückwärts, das Auge des Zuschauers ermüdet, ist das Pendel einer fixen Idee, von welcher er sich in seinem Durste nach Freiheit nicht losreißen kann. Wenn der pyrenäische und der russische Bär den Wunden seines Grames nicht stets erliegt, wenn ihn nicht plötzlich vor Scham der Schlag rührt, während er auf offenem Markte neugierigen Gaffern zum Schauspiel dienen muß, so liegt der Grund darin, daß die Liebe zur Freiheit in seinem Herzen unzerstörbar ist, und daß die Hoffnung ihn niemals verläßt. Der Eisbär aber stirbt, sobald er die frische Luft seiner Heimath nicht mehr athmen kann, schon nach wenigen Monaten am Heimweh und lauem Wasser.

Besiegt, verfolgt, ohne Obdach und ohne einen bestimmten Erwerbszweig, hat sich der Bär, wie Mithridates, von Anfang an genöthigt gesehen, sich daran zu gewöhnen, mit jedem möglichen Futter vorlieb zu nehmen, und sogar alle Arten von Giften verdauen zu lernen. Daher ist der Arsenik, welcher für den Menschen ein ungemein heftiges Gift ist, dem Bären ganz unschädlich. Eine Dosis von einem Viertelpfund äußert gar keine sichtbare Wirkung auf ihn und ein Pfund vertritt blos die Stellung einer leichten Purganz.

Wenn der Bär durch den Hunger genöthigt wird, Menschen und Thieren den Krieg zu erklären, so legt er sich gewöhnlich in die tiefern Zweige eines dichtbelaubten Baumes oder hinter einem Felsenvorsprung in die Nähe einer Schlucht in den Hinterhalt, aus welchem er auf sein Opfer hervorstürzt, es beim Nacken packt und erwürgt. Die Muskelstärke des Bären ist ungeheuer und übertrifft die unserer stärksten Boxer. Man hat gesehen, wie ein Bär ein Pferd oder einen Stier mit einem einzigen Schlage seiner mächtigen Tatze tödtete. Wenn der Bär in seinen Zweikämpfen mit den Menschen selten die Oberhand hat, wie aus der großen Anzahl Bärmützen hervorzugehen scheint, welche unsere Grenadiere tragen, so beweist dies blos die Ueberlegenheit der Waffen des Menschen und die vollständige Unbekanntschaft des Thieres mit der edeln Fechtkunst. Da der Bär sich gewöhnlich auf seine Hinterfüße erhebt, wenn er den Jäger angreifen will, so stellt er natürlich seine Flanke dem Feinde blos, der dann nur einige Kaltblütigkeit und Gewandtheit zu besitzen braucht, um ihm mit einem Dolche oder einer Kugel das Herz zu durchbohren. Der Dolch ist die beste Methode, weil dadurch das Fell am Wenigsten beschädigt wird. In Eaux Bonnes in den Pyrenäen gab es einmal einen Bärenjäger, der nach und nach auf diese Weise sechzig Bären niederstach. Allerdings verfehlte er den einundsechzigsten, aber dieser nicht ihn.

Der Bär ist so wenig der Feind des Menschen, daß er niemals die Hand gegen ihn emporhebt, ausgenommen in den Ausnahmsfällen des Hungers und der Selbstvertheidigung. Bärinnen treiben allerdings die Reisenden oft mit Gewalt aus der Nähe ihrer Jungen hinweg, aber wer würde es einer solchen Mutter zum Verbrechen anrechnen wollen, wenn sie die Gefahren, die ihren Kleinen drohen, übertreibt und für ihr Fell zittert, besonders im Hinblick auf den großen Verbrauch dieses Artikels, der schon durch das einzige Institut der Grenadiere verursacht wird? Dem Bären liegt eben so wie jedem andern Menschen von gutem Geschmack viel daran, daß diese lächerliche und nur zu lange schon in Ehren gehaltene Tracht endlich einmal abgeschafft werde.

Die außerordentliche Liebe der Bärin zu ihren Jungen ist ein Thema, über welches schon ungemein viel geschrieben worden ist. Wenn es eine steile Schlucht, einen ungestümen Strom oder



Varna

nebst dem Kriegsschauplatz zwischen der Donau und dem schwarzen Meere.

1. Der Fuß des Balkan. — 2. Die Donau, die Grenze bildend zwischen der Wallachei und Bulgarien. — 3. Die Wallachei. — 4. Bulgarien. — 5. Festung Rustschuck (20 Meilen von Varna). — 6. Giurgewo (1½ Meilen von Rustschuk am andern Ufer der Donau). — 7. Olteniza (19 Meilen von Varna). — 8. Turtukai. — 9. Silistria (16 Meilen von Varna). — 10. Schumla (8 Meilen von Varna). — 11. Fluß Varna. — 12. Varna-Brücke. — 13. Der Kai. — 14. Das Castel. — 15. Griechische Kathedrale. — 16. Wohnung des Gouverneurs. — 17. Rathhaus und Gefängniß. — 18. Südliche Landspitze. — 19. Das schwarze Meer.

Eine ausführliche Beschreibung von Varna befindet sich in Nr. 28 und 29: „Bilder aus Varna von Julius von Wickede."

sonst eine gefährliche Stelle zu passiren giebt, so pflegt die Bärin ihre Jungen unter beiden Armen zu tragen und in diesen Situationen entwickelt sie allerdings einen etwas unangenehmen und ungeselligen Charakter. Bärenjäger haben sehr häufig gesehen, wie diese Thiere friedlich ihren Höhlen zuwanderten, und dabei mit der größten Leichtigkeit unter jedem Arme ein Schaf trugen, gerade so wie wenn ein Advokat in einer schwierigen Prozeßsache mit einem Aktenstoß unter jedem Arm zur Abhaltung eines Termins auf's Rathhaus geht.

Der wahre Feind des Bären — des Emblems der Wildheit und Gleichheit — ist das Pferd — das Emblem feudalistischen und aristokratischen Stolzes. Zoologen und Jäger haben schon lange, wiewohl vergeblich nachgeforscht, worin wohl der Grund dieser unversöhnlichen und tödtlichen Feindschaft liege. Die Sache ist aber sehr einfach, denn das Thier, welches ein Symbol der Liebe zur Unabhängigkeit und Gleichheit ist, muß nothwendig der geborene Feind des Thieres sein, welches den Ritter oder Edelmann, oder mit andern Worten den bevorzugten Stand repräsentirt, der die Besiegten ausbeutet, und sie für ihn zu arbeiten zwingt.

Der Bär, welcher fortwährend vor der Annäherung des Menschen zurückweicht, und die unbewohntesten Plätze zu seiner Wohnung wählt, bezeugt dadurch hinreichend seine friedlichen Absichten, so wie den Wunsch, einem Kampfe aus dem Wege zu gehen, in welchem er nicht gewiß ist, die Oberhand zu behalten. Der Mensch aber, der einen Vorwand braucht, um seinen Handel mit Pelzmützen und Bärenfett fortzusetzen, thut natürlich nicht, als ob er an die Aufrichtigkeit dieser freundlichen Wünsche glaubte. Er leugnet sie keck im Interesse seines Geschäfts und setzt die Feindseligkeiten fort, die mit der Zeit leider ein Ende nehmen müssen, weil es auf der einen Seite keine Kämpfer mehr geben wird.

Einen großen Beweis von der Mäßigung des Bären findet man in der Geschichte der Spiele im römischen Circus. Die Römer, welche tüchtig mit Menschenblut gewürzte Schauspiele liebten, verwendeten, wenn sie Christen von wilden Thieren zerreißen ließen, dazu fast niemals Bären, weil ihnen diese zu human waren. Eine der Lieblingsbelustigungen des Kaisers Heliogabelus bestand bekanntlich darin, seine Gäste beiderlei Geschlechts betrunken zu machen und sie dann durch die behaarten Arme eines Bären aufwecken zu lassen; die Geschichte erzählt aber nicht, daß diese Scherze je von so ernsten Folgen begleitet gewesen seien, wie die des Kaisers Nero, welcher seine Freunde unter Rosenhaufen ersticken ließ.

Mit einem Worte, der Bär hat keine Freude am Blutvergießen, und wer ihn der Unbeholfenheit und Tölpischkeit beschuldigt, hat ihn niemals thätig gesehen. Auch ist er keineswegs ein Feind der Heiterkeit, ja es ist sogar der Fall vorgekommen, daß er durch das Uebermaß seiner Liebenswürdigkeit unangenehm geworden ist. Der Bär ist nächst der Katze und dem Affen vielleicht das lustigste und possirlichste aller vierfüßigen Thiere. Wie alle kluge Leute, ist er ein Freund des Müßigganges und des Tanzes; er ist ein von guter Laune überfließender Bummler und dabei ein Muster von Geschicklichkeit und Gewandtheit.

Blätter und Blüthen.

Der erste Mord im Kriege. Ein englischer Seemann in der Ostsee beschreibt in einem Briefe an seine Frau zu Hause unter „Bongo Roads den 22. Juni" seine erste Kriegsthat in so ergreifender Weise, wie wir sie kaum in einem rührenden Romane erwarten. Sein erster Dienst bestand darin, in einem Boote mit einigen Seesoldaten zu landen, um ein kleines Fort zum Schweigen zu bringen und die Kanonen zu nehmen. „Wir zerstreuten uns am Gestade, um die Küste rein zu halten, während die Soldaten die Kanonen nahmen. Der Feind hatte den Vortheil einiger Waldung vor uns voraus, aus welcher einzelne Soldaten hervorschimmerten und vorwärts zu kommen schienen. Ich sah einen einzelnen Mann etwa 60 Yards weit, zielte fest auf ihn und schoß. Er fiel wie ein Stein. Zugleich sauste eine „breite Seite" (alle Kanonen der einen Schiffsseite) vom Meere in den Wald, so daß der Feind rasch retirirte. Ich hatte noch nie auf einen Menschen geschossen. Ich konnte der Mahnung, zu meinem Mann zu gehen, ob er auch wirklich todt sei, nicht widerstehen. Ich ging. Da lag er ganz still; doch fürchtete ich mich jetzt mehr vor ihm, als während er vor mir stand als Feind auf Tod und Leben. Es ist ein seltsames Gefühl, das uns überkommt, zu sehen, man hat einen Menschen getödtet. Er hatte seine Jacke aufgeknöpft und preßte seine Hand gegen die Wunde in der Brust. Er athmete schwer und im Blute erstickend, das nicht nur aus seiner Wunde quoll, sondern auch mit jedem Athemzuge aus seinem Munde. Zu dem rothen Blute stach das todesblasse Gesicht fürchterlich ab, noch mehr die offenen Augen, die groß und angstgequält auf mich starrten. Ich werde das nie, nie vergessen können. Er war ein schöner, junger, kräftiger Mann von etwa 25 Jahren. Ich kniete neben ihm nieder mit einem Gefühle, als sollte mir das Herz springen. Was ich fühlte, kann ich nie sagen; aber ich glaube, ich hätte in diesem Augenblicke mein Leben gegeben, hätt' ich das seinige damit retten können. Ich legte seinen Kopf auf meinen Schooß. Er hatte ein schönes Gesicht und sah gar nicht wie ein Feind aus. Er ergriff meine Hand und versuchte zu sprechen, aber statt der Worte kamen nur Blutbäche mit einem Geräusch, das mir das Herz zerschnitt. Ich glaube, mir war viel elender zu Muthe als dem Sterbenden. Er vergoß keine Thräne, wohl aber ich. Die Augen fielen zu, er röchelte qualvoll und immer schwächer. Ein Schuß vom Gestade mahnte mich zum Rückzuge. Er suchte aufzublicken, vermochte es aber nicht. Er zeigte nach dem Meere, wo das Boot eben Anstalt machte, mit den genommenen Kanonen abzustoßen, und dann rückwärts nach dem Walde, wo der Feind sich verbarg. Armer Kerl! Er sah es mir nicht an, daß ich ihn, den ich nie vorher gesehen und der vielleicht besser war als ich, niedergeschossen, als hätt' er mich auf den Tod beleidigt. Ich begriff nicht, wie ich ihn jetzt verlassen könnte den Sterbenden und kein mitleidiges Auge über ihm. Einige Zuckungen, einige Blutstöße und sein Gesicht wandte sich, er drehte sich convulsivisch um und lag dann still, ohne Athem. Ich bin überzeugt, der Allmächtige hat seine Seele aufgenommen. Ich legte ihn sanft auf dem Grase zurecht und verließ ihn. Alles kam mir wie ein Traum vor, als ich mich das letzte Mal umdrehte, um ihn noch einmal anzusehen. Alles, was ich von Türken, Russen und Krieg gehört, ging mir durch den Kopf und erschien mir so weit weg und der todte Mann so nahe." — Das klingt Alles ganz gebildet menschlich und nicht wie Krieg, welcher im Großen und aus der Ferne mit weithintragenden Gewehren durch Pulverdampf arbeitet, so daß man die menschlichen Gesichter, die tausendweise die Augen schließen in einer Schlacht, nicht sehen kann. Das Todtmachen aus der Ferne, nicht von Angesicht zu Angesicht, macht unsere modernen Schlachten feig und grausam und gleichsam zu Rechnenexempeln, die man statt mit Zahlen, mit Todten, Verwundeten und Gefangenen zusammen rechnet, um das Facit, die Bilanz, zu ziehen. Strategisch genommen, klingt die Expectoration unseres Neulings im Kriege gar zu sentimental, aber es liegt auch eine große, schwere Wahrheit darin. Der Krieg ist ein gemachter, diplomatisch erkünstelter und hat mit den natürlichen, menschlichen Gefühlen und Stimmungen der Russen, Engländer und Franzosen so wenig zu thun, daß hier im Gegentheil alle mehr oder weniger ihren Ausdruck in der ergreifenden und einfachen Aeußerung dieses jungen Seemannes wiederfinden werden.

Literatur. In der Natur und in der Literatur ist es sehr weise eingerichtet, daß die Buchblätter kommen, wenn die Baumblätter fallen. Dieses Mal scheint der Herbst früh eintreten zu wollen, in der Natur sowohl wie in der Literatur. Auf den Bergen gilbt sich das Laub schon und in den buchhändlerischen Blättern und Circulairen wimmelt es bereits von Ankündigungen — alle auf den kommenden Herbst und Winter berechnet. Es scheint also, daß der Krieg auf die Spekulation der Geschäftsleute und die Phantasie der Autoren wenig Eindruck gemacht hat, denn man liest nur Anpreisungen von neuen Romanen und Gedichten, als ob keine Kriegsereignisse und keine Zeitungen mehr existirten. Theod. Mügge bringt einen zweibändigen Roman: „die Erbin," G. Kühne einen dreibändigen: „die Freimaurer", Kurz einen dreibändigen: „der Sonnenwirth", L. Storch einen dreibändigen: „die Herzogin von Gotha", Willkomm zwei Bände Novellen, Fontana und Cl. Stümer: „Reiseskizzen aus London und den Pyrenäen", ein Herr Bonner einen zweibändigen Seeroman: „die Rebellen von Lübeck". Außerdem erscheinen noch „Memoiren der Senora Pepita", in Lieferungen, wahrscheinlich eine sehr pikante Lektüre, und ein Taschenbuch, „das Rheinische", ist bereits vor vierzehn Tagen in alle Welt gegangen. Für Weihnachten hat der bekannte Verfasser des „Struwwelpeters" (Hoffmann) ein neues Buch: „Bastian der Faulpelz", angekündigt, das sicher wieder vielen Beifall finden wird. Von Hoffmann von Fallersleben sind „Lieder aus Weimar" erschienen, darunter viele reizende Verse, die sich besonders zum Componiren eignen. Von dem Wislicenus'schen Buche: „die Bibel im Lichte der Bildung unserer Zeit", ist endlich in Lübeck die letzte Lieferung ausgegeben und das Werk, dessen Erscheinen viele Hindernisse fand, nunmehr complet. Schließlich erwähnen wir noch, daß Ludw. Bechstein (Hofrath, Cabinetsbibliothekar, Archivar, Ritter rc., wie er sich auf der Ankündigung selbst ausschreit) eine „Wartburg-Bibliothek" herauszugeben beabsichtigt, worin alle die Stoffe aufgesammelt werden sollen, welche in irgend einer Beziehung zur Burg oder zur Stadt Eisenach stehen. Beginnen soll das Werk mit „den geistlichen Schau- und Singspielen von den zehn Jungfrauen" — vorausgesetzt, daß die Theilnahme seitens des subscribirenden Publikums eine so „umfängliche und werkthätige" ist, daß überhaupt das Ganze erscheinen kann. In Thüringen speciell dürfte das Unternehmen schon deshalb wenig Anklang finden, weil der Name Bechstein darauf prangt.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 37. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Klementine.

(Fortsetzung.)

„Der insolente Mensch!" rief sie zornig aus, indem sie das Magazin betrat, dessen Glasthür die Aussicht auf die Straße bot. „Bei jeder Gelegenheit verfolgt er mich mit seinen beleidigenden Anträgen. Ich wette, daß der Brief, den ich gestern erhielt, von ihm kommt! Aber ich werde mich hüten, ihn zu lesen, denn das wäre ein Verrath an meinem Fritz, den ich von ganzem Herzen liebe. Und daß er mich wiederliebt, darf ich nicht bezweifeln. Warum putzt er sich so, warum verwendet er seinen ganzen Verdienst auf schöne Kleider? Ach, ich mache es ja eben so, um ihm zu gefallen, und hätte ich schönere Sachen, ich würde sie stets tragen. Wahrhaftig, Fritz sieht nicht aus wie ein Tapezierer, er gleicht einem jungen Kaufmanne, der in einem Comptoir arbeitet. Wo er nur so lange bleibt? Der Vetter hat Recht, auf ihn böse zu sein, und ich möchte jedesmal mit ihm zanken, wenn er so lange ausbleibt. Aber ich kann es nicht, sobald er mir die Hand reicht und mich anlächelt, ist mein Zorn verschwunden."

Sie trat an das Fenster und sah die Straße hinab.

„Dort kommt er endlich!" flüsterte sie freudig erschreckt. „Er trägt den neuen Talmamantel, von dem er mir gesagt hat. Wahrlich, ein Kaufmann kann nicht stattlicher aussehen. Man möchte glauben, er sei für die eleganten Kleider geschaffen. Ach, und wie schön der Hut auf dem braunen Lockenkopfe aussieht. Gerechter Gott, was ist das? Er grüßt und starrt dem Wagen nach — da kommt ein anderer angefahren — Fritz, treten Sie bei Seite! Wie sich die Pferde bäumen! Fritz, um Gotteswillen —!"

Doris wandte sich ab und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, als ob sie das schreckliche Schauspiel nicht länger mit ansehen könne.

Da ließ sich auf der Straße ein lautes Lachen vernehmen, und eine Stimme rief:

„Fahrt nur zu, ich komme nicht unter Euere Pferde! Ueber diese ängstlichen Menschen!"

Gleich darauf ward die Thüre geöffnet und Fritz trat ein.

Zitternd wandte sich die erschreckte Doris dem Eintretenden zu.

„Ach, da sind Sie ja, und ich glaubte — —"

„Was?" fragte Fritz, indem er seinen Arm um ihre schlanke Taille legte, und ihr freundlich in das Gesicht sah.

„Daß Sie unter die Räder gekommen wären."

„Thörichte Furcht, meine liebe Doris! Das wäre Schade um meinen neuen Mantel gewesen! Nun, wie steht er mir! Wie gefalle ich Ihnen?" fragte Fritz, indem er sich in Positur warf.

„Vortrefflich!" rief Doris, der bei diesem Anblicke aller Schreck vergangen war. „Ach, wenn Sie Vetter Thaddäus sieht."

„Warum?"

„Damit sich sein Zorn über Ihr langes Ausbleiben legt."

„Ob der Alte zornig ist oder nicht, das kümmert mich wenig! Jetzt ist es Mittag, und ich als Werkführer und Zeichner habe zwei Stunden Zeit zum Essen. Diese Mußestunden werde ich zum Lesen eines Romans verwenden."

„Wie, jetzt wollen Sie lesen?"

„Ein anständiger Mann, mein Fräulein, findet mehr Genuß an einer geistigen Speise, als an einer wohlbesetzten Tafel. Ein guter Roman ist für mich ein Leckerbissen. Man schöpft aus ihm Lebensklugheit, Anstand, Sitte und schöne Redensarten, die man bei vorkommenden Gelegenheiten anwenden kann. Ach, und vorzüglich die französischen modernen Sachen! Wie elegant, wie galant und pikant! Lesen Sie französische Romane, Doris, und Sie werden eine vollkommene Dame."

In diesem Augenblicke ließ sich der Ton einer Klingel vernehmen.

„Der Vetter!" sagte Doris. „Ich will zu ihm gehen."

Sie entfernte sich.

„Und ich," flüsterte Fritz, „werde meine geborgten Kleider ablegen; Herr Thaddäus möchte doch nicht ganz damit einverstanden sein, daß ich den Stutzer spiele. Ach, diesen Morgen bin ich mit ihr unter den Linden spazieren gegangen! Welch ein reizendes, liebenswürdiges Mädchen! Und dieses Glück verdanke ich diesem Talmamantel, meinem Anstande und meiner geistreichen Unterhaltung. Wüßte sie, daß ich ein Tapezierer wäre, sie würde sich hüten, mit mir zu sprechen. Ich bin so glücklich, so selig, daß mir der Appetit zum Essen vergangen ist. Wie die Offiziere nach mir herüberschielten, man sah den Neid und die Mißgunst in ihren Blicken. So weit habe ich es gebracht, daß ich mit den Gardeoffizieren rivalisire! Ich schlage sie alle aus dem Felde, ich muß siegen!"

Während dieses Monologs hatte Fritz einen von den prachtvollen Kleidersecretairs geöffnet, die eleganten Kleider, die er abgelegt, hineingehangen, und die Thüre wieder verschlossen. Dann zog er seinen Arbeitsrock an, band eine grüne wollene Schürze vor, holte aus deren Tasche ein Buch, setzte sich auf einen Stuhl neben dem Fenster und begann zu lesen. So traf ihn die zurückkehrende Doris. Leise trat sie neben seinen Stuhl und flüsterte ihm in's Ohr:

„Herr Fritz!"

„Was giebt's?" fragte der junge Mann ohne aufzusehen.

„Man hat mir einen Brief geschrieben."

„Einen Liebesbrief?

„Ich glaube."

„Viel Glück!" antwortete Fritz gleichgültig.

Das arme Mädchen schwieg traurig einen Augenblick still; dann faßte sie Muth, und fragte:

„Sind Sie nicht neugierig zu wissen, von wem er kommt?"

„Nun?"

„Von einem großen Herrn."

„Das ist romantisch!" rief Fritz aufsehend. „Wer ist dieser große Herr?"

„Nun, mein lieber Fritz, Ihnen habe ich nichts zu verbergen — ich glaube, der Briefschreiber ist der alte Junker von Below."

„Den kenne ich! Doris, nehmen Sie sich in Acht! Der Junker ist ein zweiter Don Juan, ein wahrer Lovelace, wie der herrliche Paul de Kock sagt. Bei dem Rauschen eines Frauenkleides bebt er zusammen, und ein hübsches Mädchengesicht läßt ihn zu Mitteln seine Zuflucht nehmen, die elegant, aber fürchterlich sind. Hüten Sie sich, Doris, der Junker ist das Unglück aller hübschen Mädchen."

„Fritz, ich versichere Sie, daß ich den Mann nicht leiden mag, obgleich er stets mit mir freundlich ist. Ich empfinde ein Grauen" —

„Gut gesagt, ein Grauen empfinden! Der Ausdruck ist schön! Doris, es giebt Erscheinungen im menschlichen Leben, die — —"

Der Redner ward durch das Oeffnen der Glasthür unterbrochen. Eine Gestalt erschien, die völlig geeignet war, die Empfindung zu erwecken, von der Fritz soeben mit Enthusiasmus sprach. Ein langer, trockner Mensch trat herein, dessen überglastes Gesicht einen tiefen, eisigen Gedanken aussprach. Der Blick seines großen braunen Auges unter schwarzen buschigen Brauen war voll kalter Ironie und grenzenloser Anmaßung. Sein langes, von unzähligen Runzeln durchzogenes Gesicht war bleifarbig, und als er den Hut abnahm, zeigte sich ein haarloser, viereckiger Schädel. Einige flache graue Haarbüschel fielen von beiden Schläfen herab auf den Kragen seines einfachen blauen, bis an den Hals zugeknöpften Rocks, in dessen Knopfloche ein Ordensband von so ungewissen Farben sich befand, daß es selbst der feinste Kenner nicht unterschieden haben würde. Hätte das Gesicht nicht das wunderbare Gepräge von kalter Verachtung und tiefer Philosophie getragen, man würde den herrlichsten Don Quixote-Kopf vor sich gehabt haben. Sein Körperbau war schlank und knochig, und ließ auf eine für sein Aussehen ungewöhnliche Kraft schließen. Der Hut, den er in der feinen weißen Hand hielt, war ziemlich neu, wie sein schlichter Rock.

Doris war erschreckt hinter Fritz zurückgetreten, der sich erhoben hatte, und den seltsamen Fremden mit fragenden Blicken ansah.

„Wo ist der Herr dieses Magazins?" fragte eine schöne, volltönende Baßstimme.

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thür des Comptoirs, und Herr Thaddäus erschien.

„Er steht vor Ihnen," sagte Fritz, auf seinen Prinzipal deutend.

„Mein Herr," sagte der Fremde, „Sie sind beauftragt, die alten Möbel des verstorbenen Barons von Below in Empfang zu nehmen, und dafür neue zu liefern?"

„Ja, mein Herr," antwortete der Tapezierer. „So eben hat mich der Bruder des Verstorbenen verlassen, nachdem er mit mir das Geschäft geordnet."

„Ich weiß es. Sie werden natürlich, da Sie Geschäftsmann sind, die Sachen wieder verkaufen?"

„Allerdings, aber, mein Herr, der Handel sollte noch ein Geheimniß bleiben, und Sie wissen schon jetzt davon?" fragte Herr Thaddäus verwundert.

Der Fremde blieb kalt und ruhig wie zuvor.

„Fürchten Sie nicht, daß man Ihnen eine Indiscretion zur Last legt," antwortete er. „Ich erfuhr das Geheimniß — da Sie es einmal so nennen — früher als Sie. Pietät für den Todten veranlaßt mich, seine Geräthe anzukaufen, und damit mir ein anderer Käufer nicht vorgreift, entbiete ich mich jetzt, Ihnen den Preis zu zahlen, den Sie fordern werden. Die einzige Bedingung dabei ist, daß die Sachen bleiben, wie sie sind. Jede Neuerung, auch die kleinste, würde ihren Werth für mich beeinträchtigen. Es liegt in Ihrem Geschäftsinteresse, daß unser Handel dem Junker verschwiegen bleibe. Sind Sie geneigt?"

„Ich sehe keinen Grund, der mich abhielte. Da ich aber noch nicht im Besitze der Sachen bin —"

„Ganz recht; ich fordere nichts als die Zusage, daß ich die Vorhand bei dem Verkaufe habe."

„Diese sichere ich Ihnen zu."

„So nehmen Sie hundert Thaler als Angeld!"

Der Fremde holte ein Portefeuille hervor, und legte die genannte Summe in Banknoten auf einen Tisch.

„Wenn werde ich wieder anfragen können?"

„Morgen!" antwortete der Geschäftsmann.

„Also morgen!"

„Und mit wem habe ich die Ehre —?"

„Mein Name thut nichts zur Sache, da ich bei Empfang der Möbel baar bezahle."

Der Käufer grüßte und verließ das Magazin. Herr Thaddäus, ein mehr als sparsamer Mann, prüfte hastig die Banknoten, und eilte in sein Comptoir, um sie in einem eisernen, feuerfesten Geldschranke zu verschließen. Die arme Doris, die gern noch mit Fritz geplaudert hätte, mußte ihn begleiten. Fritz wollte seinen Platz wieder einnehmen, als er ein Papier am Boden erblickte. Er hob es auf — es war ein offener Brief mit der Adresse: „Herrn Julian, durch Frau Hammerschmidt in der Z..straße."

„Diesen Brief hat der romantische Fremde verloren," dachte Fritz. „Aber da fällt mir ein, daß Frau Hammerschmidt in der Z..straße meine Lieferantin ist, die mir die eleganten Kleider gegen einen guten Miethzins verleiht — die Alte treibt mancherlei Geschäfte, sie steht auch mit diesem Manne in Verbindung. Müßte ich jetzt nicht in dem Magazine bleiben, ich würde sogleich zu ihr gehen, und den Brief zurückgeben."

Fritz war ein zu eifriger Leser, als daß er es sich hätte versagen können, den Inhalt des Briefes zu erfahren. Er sah noch einmal in die Straße hinaus, ob der Fremde nicht zurückkehrte, dann las er folgende Zeilen:

„Erwarten Sie mich diesen Abend nicht, Großmutter ist nicht davon abzubringen, den Ball bei dem Kommerzienrathe zu besuchen, und ich muß sie begleiten, wenn ich sie nicht empfindlich kränken will. Sie wissen ja, daß mir eine Stunde bei Ihnen lieber ist, als eine ganze Nacht in der glänzendsten Gesellschaft. Morgen Abend halb acht Uhr sehen Sie mich wieder. Für heute muß ich der Großmutter folgen, damit unser Geheimniß nicht verrathen werde. Ihre Klementine."

„Klementine — Großmutter?" fragte sich Fritz bestürzt, indem er die Hand an die Stirn legte. „Und dann diese Handschrift, die mir so bekannt vorkommt?"

Hastig zog er eine kleine Schreibtafel aus der Tasche seiner Weste, holte ein sorgfältig zusammengelegtes Papier hervor, und verglich die Zeilen desselben mit denen des Briefes.

„Ich bin verloren!" rief er pathetisch aus. „Dieselbe Klementine hat diesen Brief geschrieben! Morgen Abend halb acht Uhr bin ich bei Mutter Hammerschmidt, und treffe ich meinen Nebenbuhler, so jage ich ihm eine Kugel durch den Kopf! Die reizende Klementine kann nur mich lieben, und ich habe ein Recht, ihre Liebe zu fordern."

Fritz warf sich auf einen Stuhl, und begann zu lesen, um auf andere Gedanken zu kommen.

IV.

Es schlug neun Uhr, als der Junker mit seinem Neffen Ernst in den Saal des Kommerzienraths trat. Der Onkel trug seine Civilkleider, der Neffe die Uniform seines Regiments. Beide wurden von dem Hausherrn freundlich empfangen. Dann trennten sie sich, um in der glänzenden Menge bekannte Personen zu begrüßen. Eine rauschende Ballmusik begann bei hunderten von Wachskerzen, die den glänzenden Saal taghell beleuchteten. Die Paare ordneten sich, und traten zur Eröffnungspolonaise an, die von einem leichtfüßigen Tanzmeister, der damals in der Mode war, geführt ward. Die Töne des Orchesters leiteten eine jener übermüthigen Banquiers-Feten ein, die keinen andern Zweck haben, als den bürgerlichen Reichthum vor dem Adel glänzen zu lassen, und den Vorurtheilen Hohn zu sprechen, denen sich der Geldmann bei dem Junkerthume ausgesetzt wähnt. Nur wenig Jahre waren seit der letzten verhängnißvollen Revolution verflossen und schon tanzten Liberalismus und frommer Conservatismus nach den Rhyth-

men einer untergegangenen Nation. Beide reichten sich brüderlich die Hände, und hielten mit fröhlichen Gesichtern gleichen Schritt. Das Geld des Banquiers hatte alle Gesinnungen unter dem Mantel des Vergnügens vereinigt.

Ernst stand in der Nähe der Eingangsthür und betrachtete sinnend die glänzenden Wogen. Da rauschte an ihm ein Paar vorüber, dessen Anblick ihn aus seinem Brüten emporriß. Es waren Klementine und der lange Junker. Sie war in Weiß gekleidet, einfach und edel, und das braune Haar schmückten dieselben Marabouts, bei deren Ankauf er ein versteckter Zeuge gewesen. Ueberraschte ihn Klementine's Anwesenheit auf dem Balle, so setzte ihn die Miene des Onkels in Erstaunen, mit der er seine reizende Tänzerin an ihm vorüberführte. Ein höhnendes triumphirendes Lächeln umspielte seine schmalen Lippen, und die blitzenden Blicke seiner kleinen Augen schienen zu fragen: begreifst Du nun, warum Du mich zum Balle begleitet hast?

Welche Betrachtungen drängten sich dem unglücklichen, eifersüchtigen Offizier auf! Mit einem Blicke sah er Klementine in jener einsamen Straße, in dem Modemagazine, unter den Linden an der Seite des jungen Mannes, der die Großmutter allein nach Hause schicken wollte, und hier an der Hand des Junkers, der ihn gleichsam gezwungen hatte, ihn zu begleiten.

Die Polonaise war zu Ende, und die Damen saßen an ihren Plätzen. Da sah Ernst, wie der Junker die Großmutter im Gespräche langsam durch den Saal führte, und mit ihr in einem Seitenzimmer verschwand. Klementine saß allein auf einem prachtvollen Sessel, und fächelte mit dem Fächer ihr glühendes Angesicht. Sie hatte ihn gesehen, er grüßte, und wie von ihren magnetischen Blicken angezogen, trat er zu ihr, und ließ sich auf dem Sessel nieder, den die Großmutter verlassen hatte. Lächelnd reichte sie ihm ihre kleine, mit zarten Handschuhen bekleidete Hand.

„Ein seltenes Glück!“ flüsterte sie mit der ihr eigenen Anmuth und Lieblichkeit.

„Ich kann nicht glauben, daß Sie mich vermissen, Klementine!“ flüsterte Ernst mit vor Aufregung bebender Stimme.

„Schon wieder Präsumtionen!“ rief sie ein wenig verletzt. „Nur Geheimnisse lassen Annahmen zu, und ich — —“

„Sie haben keine Geheimnisse?“ fragte Ernst in einem bittern Tone.

Klementine hob mit reizender Koketterie ihr Köpfchen empor.

„Ich müßte lächerlich erscheinen, wenn ich hier dieselben Betheuerungen wiederholte, die ich schon so oft Ihnen ausgesprochen habe. Es besitzt allerdings jedes junge Mädchen kleine Geheimnisse — —“

„Und die Mittheilung eines Geheimnisses setzt eine Freundschaft voraus, die ich vielleicht nicht verdiene. Doch, gleichviel, Klementine, haben Sie Geheimnisse, so können sie nur unschuldig und ehrwürdig sein, und Niemand hat das Recht, darüber zu spötteln.“

„So sind die Männer!“ flüsterte sie mit einem Seufzer, und indem sie auf Ernst einen schmerzlichen Blick sandte. „Ueberall wittern sie Geheimnisse, der kleinste, unscheinbare Anlaß erregt ihnen Argwohn, und jeder Schritt eines armen Mädchens wird ihrer Kritik unterworfen. Wenn Sie mich mit den gewöhnlichen Männeraugen betrachten, Ernst, so müßte ich von Ihrem Herzen eine sehr schlechte Meinung fassen.“

„Klementine, Sie fordern, daß ich eine Ausnahme mache, und gerade ich?“

„Wenn ich weniger als ein unbedingtes Vertrauen von Ihnen erwartete, müßte ich Sie nie geachtet haben. Selbst der Versuch einer Rechtfertigung würde eine Anklage begründen, die ich nicht verdiene.“

„Und dennoch, Klementine, zerreißt ein furchtbarer Zweifel mein Herz!“

„Was wollen Sie sagen?“ fragte sie verletzt.

„Ich bitte um ein Wort der Aufklärung!“

„Mein Herr, Sie haben mich nie verstanden, sonst würden Sie mich nicht beleidigen!“

„Ich verstehe Sie nur zu gut, Klementine, und deshalb bewundere ich Sie!“

„Das ist viel!“ flüsterte sie mit bebenden Lippen.

Der junge Mann bereuete, daß er so weit gegangen war, und dennoch erlaubte ihm das furchtbare Gefühl der Eifersucht nicht, umzukehren. Beobachtet von den Ballgästen, mußte er verhindern, daß seine Mienen den Zustand seines Innern verriethen; er neigte sich zu ihr und fragte leise:

„Sie waren gestern Abend in einem Hause der Z.straße? zu Fuß — allein —?“

„Warum nennen Sie diese Straße?“ fragte sie, und ihre Aufregung schien plötzlich verschwunden zu sein. Ihre reine kindliche Stimme ließ nicht die geringste Bewegung ahnen, sie erröthete nicht und das himmlische Auge sah ihn ruhig an, als ob es ihm den Vorwurf ersparen wollte, den diese so eben ausgesprochene Frage verdiente.

„Sie waren nicht dort, Klementine?“ fragte er verwirrt weiter, als sie schwieg. „Ein Fiacre nahm Sie nicht auf und brachte Sie nicht nach dem Modemagazine, wo Sie die Federn kauften, die in Ihrem Haare prangen?“

„Ich bin den ganzen Abend in meinem Zimmer gewesen.“

„Wie?“

„Und Alles, was Sie sonst erzählen, ist mir völlig fremd.“

Diese Worte sprach sie so ruhig und mit so offener Stirn, daß sie das Gepräge der reinsten Wahrheit trugen. Dann setzte sie mit einer unbeschreiblichen Grazie ihren Fächer in Bewegung, und fächelte sich Luft zu. Ernst hätte sein Leben darum gegeben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, in diesem Augenblicke in ihr Herz zu sehen. Klementine war entweder eine Heilige, die er schwer gekränkt hatte, oder sie war eine Heuchlerin, die größte Virtuosin in der Verstellungskunst.

„In diesem Falle muß jene Dame eine wunderbare Aehnlichkeit mit Ihnen haben,“ flüsterte er.

„Mein Herr,“ antwortete sie mit jener kalten Artigkeit, die bei jungen Damen zu einer reizenden Impertinenz wird, „mein Herr, ich will zu Ihrer Ehre nicht glauben, daß Sie den Frauen Abends nachschleichen, um ihre Geheimnisse zu erspähen.“

In diesem Augenblicke kam der Junker und Klementine's Großmutter zurück. Ernst erhob sich und räumte der alten Dame seinen Platz ein. Das Orchester begann einen lieblichen Walzer, der lange Junker lud Klementine zum Tanzen ein, sie nahm die Einladung lächelnd an, und das ungleiche Paar schwebte durch den Saal. Die Großmutter unterhielt sich mit der Kommerzienräthin, die Klementine's Platz eingenommen hatte.

Ernst warf sich auf einen Polster der nächsten Nische. Die verschiedenartigsten Gedanken durchkreuzten seinen Kopf, der wie im Fieber brannte. Seine Leidenschaft für das junge Mädchen wuchs mit den Hindernissen, die sie selbst ihm entgegenstellte. Was sollte er nach diesem Gespräche von Klementine halten? Er wußte nicht, ob er sie verdammen oder freisprechen sollte. Sie lebte in seinen Gedanken und in seinem Herzen, er fand sie reizender in dem ungewissen Lichte des sie umgebenden Argwohns, als in dem Heiligenscheine der Tugend, die sie zu seinem Ideale gemacht hatte. Da weckte ihn plötzlich der Junker aus seinem tiefen Nachsinnen.

„Vetter, Du bist wahrlich zu einem Balle nicht disponirt!“ rief er lachend. „Anstatt Dir eine schöne Tänzerin zu wählen, liegst Du träumend in einer einsamen Ecke des glänzenden Saals. Komm mit mir in das Büffet, der Champagner des Banquiers ist vortrefflich! Eine Flasche wird hinreichen, um Dich für die Nachricht empfänglich zu machen, die ich Dir mitzutheilen habe.“

„Was ist es?“ fragte Ernst. „Wen betrifft es — Sie oder mich?“

„Mich, Vetter, mich!“

„Jedenfalls ist es etwas Angenehmes?“

„Und für meine Freunde etwas Ueberraschendes, Ungeheures.“

„Kommen Sie zur Sache.“

„Dieser Abend hat über meine Zukunft entschieden.“

„Wie?“

„Ich verheirathe mich.“

„So nehmen Sie meinen Glückwunsch.“

„Danke!“

„Und wer ist die Glückliche?“

„Du kennst sie, Vetter! Errathe!“

„Frau von Falk?“

Der Junker brach in ein lautes Lachen aus, dann rief er spöttisch:

„Dein Scharfsinn ist enorm, Vetter! Du verdientest eine Anstellung bei der geheimen Polizei!“

Verlegen schwieg Ernst, denn er erinnerte sich des kalten Vorwurfs, den ihm Klementine gemacht hatte.

„Nun," fuhr der Junker fort, „kannst Du keine bessere Wahl für mich treffen?"

„Nein!"

„Dann erlaube mir, daß ich Deine irrigen Ansichten berichtige. Nicht die Großmutter, sondern die Enkelin wird meine Frau."

„Klementine?" fuhr Ernst empor.

„Klementine von Falk, die reizendste Dame Berlins. Ist sie auch arm — was thut's? Ich besitze Geld, und sie bringt mir Schönheit, Jugend, Geist und einen alten, untadelhaften Adel. Mehr kann ein Mann als Entschädigung für seine Freiheit nicht fordern. In vierzehn Tagen ist die Verlobung, und wiederum in vierzehn Tagen die Hochzeit. Ich glaube, besser kann ich das Vermögen meines Bruders nicht anwenden, denn Klementine ist seine Pathe, die er stets liebte und auszeichnete. Vetter, Du bist mein Gast zur Verlobung und Hochzeit!"

Der Junker entfernte sich, und schloß sich den beiden Damen an, die langsam durch den Saal gingen.

„Was ist das? Was ist das?" dachte Ernst, indem er beide Hände an seinen heißen Kopf legte. „Die Zuschrift der alten Dame, die sich des reichen Erben versichern will, ist jetzt erklärt. Der arme Neffe muß dem reichen Onkel weichen. Aber Klementine — willigt sie in den Tausch? Nach den Vorfällen dieses Abends muß ich es annehmen. Sie ist keiner wahren Liebe fähig, sie strebt nur nach Reichthum. Ihr Wunsch ist erfüllt, denn der Junker besitzt ein großes Vermögen. Wie aber lassen sich in diesem Falle ihre geheimnißvollen Gänge erklären? Was führte sie in das elende Haus jener abgelegenen Straße? Warum zeigt sie sich öffentlich mit dem jungen Manne, von dem sie abhängig zu sein scheint? Welch ein Labyrinth von Intriguen!"

Ernst's Gedanken verwirrten sich. Bald ward er von einer heißen Wuth gefoltert und er schwur, das Geheimste dieser Intriguen zu ergründen — bald hätte er weinen mögen über den Fall des armen Mädchens. Aber immer beherrschte seine leidenschaftliche Liebe die wechselnd aufkeimenden Gefühle. Den Engel hatte er verloren, und den göttlichsten der Dämonen hatte er wieder gefunden. Er verurtheilte Klementine wie eine Sünderin, aber er liebte sie wie eine Heilige.

Das Zeichen zur Tafel ward gegeben. Die Gäste verschwanden nach und nach in dem angrenzenden Saale, in dem sich die Tafelmusik vernehmen ließ. Ernst wollte den Ausgang gewinnen, um nach Hause zu gehen, aber der langsame Strom der Gäste zwang ihn, hinter einem Pfeiler stehen zu bleiben. Da erschien auch Klementine an dem Arme des strahlenden Bräutigams.

„Morgen Abend führe ich Sie in die Oper," sagte er galant. „Musik und Decorationen sind magnifique!"

„Ich gebe es zu," antwortete Klementine, „aber ich muß danken."

„Lieben Sie die Oper nicht?"

„Nein!"

„So führe ich Sie in das französische Lustspiel."

„Ich bin für morgen Abend versagt — eine Freundin — —"

Die folgenden Worte konnte Ernst nicht mehr verstehen. Er hatte genug gehört. Wie betäubt verließ er das Haus des Banquiers. Noch eine Stunde irrte er durch die kalten Straßen, dann betrat er seine Wohnung. Ein Fieber schüttelte ihn, daß er sein Bett suchen mußte. Er wachte noch, als die Karosse des Junkers gegen Morgen den glücklichen Bräutigam heimbrachte. Gegen Mittag ließ er sein Entlassungsgesuch abgehen.

V.

Der Abend war dunkel, und ein kalter Wind peitschte die ersten Schneeflocken durch die Luft. Kaum hatte es sieben geschlagen, als Ernst, in einen Mantel gehüllt, die Z.straße betrat und vor dem uns bekannten Hause auf- und abzugehen begann. Die letzten Worte, die er von Klementine auf dem Balle gehört, hatten ihm zu dem Argwohn Veranlassung gegeben, daß sie heute ihren geheimnißvollen Besuch wiederholen würde. Seine Eifersucht brachte diesen Besuch mit dem jungen Manne in Verbindung, der ihm vorgestern an der Gitterthür des Ganges entschlüpft war.

Der arme Ernst, von Zweifel und banger Hoffnung gefoltert, dachte nicht an das Herabwürdigende seiner Lage und seines Beginnens.

„Wird sie kommen," fragte er sich, „da sie weiß, daß ich das Ziel ihres Ganges kenne? Oder wird sie die Zusammenkunft mit dem unbekannten Galan an einen andern Ort verlegt haben?"

Die Antwort auf die zweite Frage sollte er bald erhalten. Kaum hatte er zehn Minuten das alte finstere Haus betrachtet, als er Schritte auf dem Pflaster hörte. Er wandte sich und in dem Lichtkreise der zehn Schritte entfernten Laterne ward ein Mann in einem kurzen Mantel sichtbar.

„Er kommt, nun wird auch sie nicht ausbleiben!" dachte Ernst.

Schnell trat er in den finstern Gang und lauschte. Sein Herz schlug rasch und fieberhaft. Die Schritte kamen näher, und der Mann trat in den Gang. Es war dasselbe Gesicht, das er bereits gesehen hatte, die von der Treppe her leuchtende Lampe zeigte deutlich seine Züge. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß der Eintretende kein anderer war als Fritz, der junge Tapezierer. Als er die Gestalt in dem großen Mantel erblickte, blieb er bestürzt stehen.

„Mein Herr," sagte Ernst halb laut, „wir treffen uns heute zum zweiten Male an diesem Orte. Vorgestern wichen Sie mir durch die Flucht aus — ich hoffe, Sie werden jetzt den Muth haben, mir Rede zu stehen."

„Mein Herr," fragte Fritz, „mit welchem Rechte versperren Sie mir den Weg?"

„Mit dem Rechte, das mir die Erhaltung der Ehre einer Dame giebt, die binnen Kurzem in meine Familie eintritt. Es gilt, ein Geheimniß zu entdecken, das Sie, wie ich Grund habe zu vermuthen, kennen."

„Lieber Herr," sagte der erstaunte Fritz, „Ihre Vermuthung ist falsch, denn auch ich bin gekommen, ein Geheimniß zu entdecken."

„Wie?"

„Ich suche einen gewissen Herrn Julian. Sind Sie es vielleicht?"

„Und wenn ich es wäre?"

„Dann habe ich Ihnen einen Brief zurückzugeben —"

„Einen Brief? Wie kommt er in Ihre Hände?"

„Ein seltsamer Unbekannter hat ihn verloren, und ich habe ihn gefunden."

Es giebt wenig Leidenschaften, die nicht endlich unredlich werden. Ernst beschloß, sich für den auszugeben, für den er gehalten ward. Fritz sah den schönen jungen Mann mit dem braunen Barte ängstlich an, er zweifelte keinen Augenblick, daß er Julian, seinen Nebenbuhler vor sich habe, dem Klementine ein Rendezvous versprechen. Von seiner Eifersucht hatte er vorgestern einen Beweis erhalten, und da er heute nicht so leicht entspringen konnte, beschloß er, den Verdacht von sich abzuwälzen, als stelle er Klementine nach.

„Ich bitte, geben Sie mir den Brief," sagte Ernst.

Der Tapezierer überreichte ihn mit leise bebender Hand, was dem Offizier nicht entging.

„Wenn Sie ihn als den Ihrigen erkennen," fügte er hinzu, „so habe ich als ehrlicher Mann meine Pflicht gethan."

„Und ich werde Ihnen danken, sobald ich mich davon überzeugt habe."

Ernst eilte zu der Lampe, und las den mit „Klementine" unterzeichneten und mit der Adresse „Julian" bezeichneten Brief. Fritz sah, wie das Papier in den Händen des Lesers zitterte, wie er mit den Blicken die Zeilen verschlang, und wie das von der Luft geröthete Gesicht plötzlich bleich ward.

„Das sind ihre Schriftzüge!" murmelte er, indem er das Papier convulsivisch zusammendrückte und zu sich steckte.

Dann trat er rasch zu Fritz zurück.

„Sie haben den Brief gefunden, mein Herr?"

„Wie ich bereits gesagt. Da die Adresse sehr genau ist, wollte ich ihn durch Frau Hammerschmidt, die hier wohnt, dem rechtmäßigen Besitzer zurückgeben lassen."

„Gehen wir zu der Frau, daß sie ihn besorge."

„Wie, Sie sind nicht Herr Julian?" fragte Fritz verwundert.

„Ich will Sie nicht belügen — nein! Doch auch Sie mögen als Ehrenmann offen und wahr meine Fragen beantworten."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei Friedrich Gerstäcker.



Friedrich Gerstäcker.

Friedrich Gerstäcker, der Weltumsegler und beliebte Erzähler, ist eine der merkwürdigsten und interessantesten Persönlichkeiten in unserer an ungewöhnlichen Charakteren so armen Zeit. Die Leser werden uns also gern zu ihm begleiten.

Wir treten in ein ziemlich großes Zimmer. Vom Sopha erhebt sich eine junge Frau von zartem Bau und mittelgroßer Gestalt mit klugen Augen, feinen Zügen und einem Munde, der sehr deutlich Charakterfestigkeit und Entschlossenheit verräth. Sie legt ein englisches Buch, in dem sie gelesen, aus der Hand, während sie den Gruß des bekannten Besuchers erwiedert. Vor ihr auf einem großen prächtigen Tigerfell, das als Teppich dient, — eine Jagdbeute des Hausherrn aus Java — spielen, freundschaftlich über einander kollernd, ein kräftiger Knabe von etwa sechs Jahren und Booz, ein gutmüthiger Neufundländer. Auf einem Tischchen fallen als Nippes allerlei niedliche und seltsame chinesische und japanische Arbeiten in das Auge, nebst Korallen, Muscheln ꝛc.

Nach einiger Zeit öffnet uns die Gattin des Reisenden freundlich die Thür selbst des Nebenzimmers, das halb wie das Studirzimmer eines Gelehrten, halb wie ein Kuriositäten-Cabinet aussieht.

An einem großen eleganten Schreibtisch, auf dem die musterhafteste Ordnung herrscht, sitzt rasch schreibend ein Mann in türkischem Schlafrock. Aber sogleich springt er auf und nicht blos der Mund, auch die Augen sagen uns ein herzliches Willkommen. Er ist 38 Jahre alt, von mittlerer Größe, kräftigem Knochenbau und sehnigen Gliedern; sein Kopf mit dem schwarzen vollen Bart und dem buschigen Haar, mit den blitzenden kecken Augen, und dem festgeschlossenen Mund überzeugt uns auf den ersten Blick, daß wir vor einem Manne stehen, dem kein Wagniß zu kühn und kein Unternehmen zu schwer ist, während zugleich ein Zug um den Mund und ein Blick des Auges sagen, wie gern und herzlich er lacht.

Doch sehen wir uns in dem Zimmer um. Da über dem Büchergestell, das vorzugsweise Reisewerke enthält, hängt „der

vollständige Anzug" einer tahitischen Schönen, nämlich ein Halsband von rothen erbsgroßen Früchten neben einem kleinen chinesischen Puppentheater und dem Schädel des Tigers, dessen Fell wir schon sahen. Dann bemerken wir ein paar schöne Büchsen und daneben chinesische Puppen und Pfeifen, Tomahawks mit schöner Schnitzarbeit, chinesische Holzschnittbilder, einen Bomarang aus Australien, d. h. ein Instrument, das man von dem Gegenstande, den man treffen will, hinwegwerfen muß, weil es mit ungeheurer Wucht zurück springt; Bogen und Pfeile mannigfacher Art, Gläser mit Schlangen und ein Gläschen mit Goldstaub aus Californien; ein Ding, das aussieht wie ein Stück eines zerbrochenen Stacketes, das aber ein musikalisches Instrument der Malaien ist, mit dem sie einen Heidenlärm machen. Es besteht nämlich aus hohlen Bambusstäben, die zu sechs etwa, eine Hand breit von einander, an einander befestigt sind. In den Höhlungen befindet sich eine Art Klöppel, und wenn man das Ding schüttelt, giebt es einen lauten Ton. Die dicken und langen Stäbe vertreten den Baß, die kleinern, schmälern geben höhere Töne. Unter all den vielen andern Seltenheiten ist auch ein Paar Glacéhandschuhe aufgehangen und auf einem Tischchen liegt eine Zitter.

„Diese zwei Glacéhandschuhe sind die einzigen, die ich in meinem Leben getragen habe," berichtet Gerstäcker lächelnd, „und zu der Zitter da habe ich der Königin Pomare in Tahiti und deren ganzem Hofe deutsche Lieder vorgesungen. Aber zu etwas Anderem!"

„Ich weiß, daß Sie das Gegentheil von andern Reisenden sind und so wenig als möglich von Ihren Fahrten sprechen, aber diesmal kommen Sie nicht los. Zweierlei müssen Sie mir sagen."

„Nun?"

„Was war für Sie auf allen Ihren Wanderungen das Merkwürdigste oder das Auffallendste?"

„Das Merkwürdigste?" antwortete der Reisende sinnend, aber schnell setzte er hinzu: „einer Dame, mit der ich kürzlich sprach, war das Unbegreiflichste bei meinen Reisen, woher ich immer — weiße Strümpfe bekommen habe; ich hätte doch unmöglich so viel mitnehmen können. Mir waren das Merkwürdigste und Komischste — die deutschen Schneider. Wohin ich auch gekommen bin, in Californien, auf den Inseln der Südsee, in Australien, auf Java, überall habe ich einen Deutschen gefunden, der — Schneider war, und irgend etwas Närrisches an sich hatte. Ich könnte ein ganzes Buch über diese komischen Schneider schreiben. — Und das Zweite?"

„Sie haben einen gar großen Theil der Erde gesehen, sagen Sie mir, wo ist sie am Schönsten?"

„O schön sind die Inseln der Südsee mit den Palmenwäldern, mit dem herrlichen Himmel darüber, mit der klaren Fluth umher, in welcher die Koralle ihre Zaubergrotten baut, noch schöner aber ist Java mit den grünen Bergen und der unbeschreiblichen Pracht und Ueppigkeit der Vegetation, aber —"

„Doch ein aber?"

„Es ist ewig grün und ewig gleich schön; es wird bald langweilig. Ueber einen Frühlingstag in Deutschland, wenn es wieder grünt, wenn die Vögel im Walde singen, geht in der Welt nichts. Wenn später auch der Winter kommt, wir haben doch immer die Hoffnung auf neuen Frühling."

„Und Ihre Reiselust ist nun gestillt?"

„Vollständig."

„Sie kann auch wiederkommen, wie der Frühling."

„Ich fühle doch, daß ich Strapazen bestanden habe, namentlich die Fußpartie 300 Stunden weit durch die Wildniß von Australien, wo man Abends kein Wirthshaus zum Einkehren findet, sondern das Abendbrot erst schießen, am Feuer braten und sich dann, in die wollene Decke gewickelt, unter freiem Himmel hinlegen muß, hat gewirkt. Sehen Sie da" — er bog den Kopf vor und deutete auf eine Stelle, wo der Haarwald sich zu lichten beginnt — „ich fange doch wenigstens an, mir eine kleine Platte stehen zu lassen."

„Ich glaube doch nicht, daß Sie nun bis an Ihr Ende in Deutschland still sitzen."

„Nun — zum Spaß einmal in einem Sommer eine Spazierfahrt mit einem Wallfischjäger in das Nordmeer will ich nicht verreden, obgleich ich genug gesehen habe. Wenn ich einmal recht ordentlich träume, sollten Sie den Wirwarr von Bildern und Gesichtern aus Deutschland, Amerika, Australien, Oceanien und Asien untereinander sehen können, die dann an mir vorüber ziehen!"

Das Gespräch wendete sich auf andere Dinge, und als ich mich verabschieden wollte, sagte er:

„Warten Sie noch einen Augenblick, ich gehe mit."

Er warf den Schlafrock ab, zog den grauen Paletot an und nahm den breitkrämpigen runden Hut.

„Ich muß nach einer Familie sehen, die recht in Noth ist. Wir können aber helfen — Sie geben monatlich etwas, ich laufe zu andern Bekannten, die müssen auch geben; da bringen wir ein Sümmchen zusammen und die Leute brauchen wenigstens nicht zu hungern. Mir schmeckt kein Bissen, wenn ich weiß, daß Andere darben ohne Schuld. Jeder von uns kann noch einen Thaler entbehren, und wer's nicht kann, nun, der braucht nur ein paar Töpfchen Bier weniger zu trinken."

Sein Herz ist also so weich, wie sein Muth stark und sein Blick in's Leben scharf. Aber wie wurde er, was er ist?

Friedrich Gerstäcker (geboren 1816 in Hamburg) ist der Sohn des ehemals sehr gefeierten Tenoristen Gerstäcker. Er verlor aber den Vater sehr früh, verlebte seine Jugend meist in Braunschweig und kam dann nach Cassel in die Lehre zu einem Kaufmann. Das sagte aber seinem unruhigen Geist nicht zu und er erlernte die Oeconomie zu Döben bei Grimma. Nach drei Jahren widerstand er der Wanderlust nicht länger und schiffte hinüber nach Amerika. In New-York schon begegnete ihm was vielen Einwanderern auch geschieht, ein freundlicher Landsmann brachte ihn um all sein Geld und er stand nun mittellos in der fremden Welt. Aber schon damals, wie seitdem immer, lautete sein Spruch: „Hilf dir selber, so wird dir Gott helfen."

Er schämte sich keiner Arbeit und verrichtete die verschiedenartigsten, um sich den Unterhalt zu erwerben: er machte Pappschachteln zu den Pillen, die ein Anderer in gleicher Lage fabrizirte; er arbeitete auf dem Felde; er war Heizer auf einem der Dampfschiffe, die den Mississippi befahren und hätte einmal beinahe das Leben verloren, als er in den Dampfkessel kriechen mußte, um ihn zu reinigen, ehe er frisch voll Wasser gepumpt wurde zum neuen Heizen, denn man hatte ihn vergessen, schloß die Oeffnung des Kessels und fing bereits an Wasser einzulassen, als es ihm zufällig gelang sich bemerklich zu machen; er schnitt Rohr (zum Beziehen der Stühle u. s. w.) am Ufer des Mississippi, wobei er in glühender Sonnenhitze bis über den Gürtel im Wasser stehen mußte, während gar häufig Schlangen und anderes Geziefer um ihn herum wimmelte, worauf er das Rohr noch an die Haltestellen der Dampfer zu schaffen hatte und öfters von dem dort unvermeidlichen Fieber befallen wurde; er war Schnappsverkäufer bei einem immer betrunkenen Wirth tief im Westen, übernahm auch eine Zeit lang ein Hotel in St. Louis, und drei ganze Jahre lang zog er endlich als Jäger quer durch die Vereinigten Staaten, hauptsächlich aber in Arkansas in den Urwäldern umher, bald allein bald mit einem gutmüthigen Wilden, bald mit verwetterten alten Jägern. Er schoß da Bäre, Hirsche, Jaguars u. s. w., natürlich nicht des Fleisches wegen, sondern um die Häute und Felle zu erhalten, die auf der Stelle gegerbt werden mußten, um sie später zu verkaufen. Gewiß hat der Gedanke viel Verlockendes, völlig frei, nur auf sich selbst bauend, mit der Büchse durch die Wälder und über die weiten Prairien zu schweifen; „aber," sagte der kühne Wanderer an einem regnigten Herbsttage einmal, „denken Sie sich, Sie sollen z. B. sechs Wochen lang, bei fortwährendem Regen, nur im Rosenthale (bei Leipzig) campiren und in die Decke gewickelt unter einer Eiche schlafen, wo nicht einmal gelegentliche Besuche eines Bären u. s. w. zu fürchten sind."

Auch erwachte nach sechsjährigem Wandern in Amerika die Sehnsucht nach der Heimath unwiderstehlich in ihm. Er kam zurück und schrieb seine „Streif- und Jagdzüge," in denen er sein abenteuerliches Leben mit frischen Farben, wenn auch mit noch etwas ungeübter Hand beschrieb. Das Buch fand Beifall und der Jäger begann einzelnes Erlebtes ausführlicher zu schildern; er ließ sich in Leipzig nieder und hier entstanden seine zahlreichen Erzählungen, wie seine beiden so viel gelesenen Romane: „die Regulatoren" und die „Flußpiraten." So unermüdlich er sonst die Büchse geführt hatte, so ausdauernd saß er nun am Schreibtisch. Nur gelegentlich erwachte die alte Wanderlust, aber man hielt sie für gänzlich beruhigt, als er sich verheirathete und einen eigenen Hausstand gründete.

Da drang die Kunde aus Californien herüber, daß man sich dort nur zu bücken brauche, um Klumpen Goldes aufzuheben, und daß die Goldjäger aus allen Weltgegenden nach dem Wunderlande strömten. Gleichzeitig zog der Revolutionssturm über Europa, die Literatur trat in den Hintergrund und Gerstäcker war es auch überdrüßig, immer und immer von Amerika zu erzählen.

„Ich gehe nach Californien!" sagte er mir eines Tages aufgeregt. „Wissen Sie was dort das Beste ist?"

„Etwas anderes als das Geld?"

„Ah, Geld ist nur Chimäre."

„Nun?"

„Abenteurer, Nichtsnutze und Lumpen strömen aus allen Welttheilen dort zusammen. Da giebt's Charaktere! Da laufen die Romanhelden zu Tausenden umher; da lassen sich Studien machen! Und vielleicht giebt's von da Gelegenheit weiter. In Deutschland ist am Ende für Schriftsteller lange nichts mehr zu hoffen; ich „belege" eine hübsche kleine Insel in der Südsee, komme dann wieder und hole die Meinigen und die Freunde dahin ab."

„Und das Geld?"

„Das findet sich."

Es fand sich. Die Cotta'sche Buchhandlung, die schon manchen Reisenden im Interesse der Allgemeinen Zeitung ausgesandt hat, war bereit auch Gerstäcker in gleicher Weise zu unterstützen. Im deutschen Parlamente zu Frankfurt verhandelte man über Auswanderung, ohne recht zu wissen, wohin dieselbe zu leiten sei. Das Reichsministerium billigte also gern den Plan, von Gerstäcker sich Berichte über die Länder und Gegenden senden zu lassen, wohin die deutsche Auswanderung mit bestem Erfolg zu leiten sein dürfte und gab bereitwillig im Voraus Beiträge zu den Reisekosten.

Im März 1849 nahm Gerstäcker Abschied und von Bremen ging er mit einem Schiffe ab, das direkt nach Californien segeln sollte. Die Fahrt war glücklich, aber langweilig: unser Reisender faßte also, als das Schiff in Buenos Ayres anlegte, den tollkühnen Entschluß, während dieses die langwierige Fahrt um das Cap Horn herum mache, quer über ganz Südamerika zu reisen und das Schiff in Valparaiso wieder zu besteigen. Alle erklärten das Unternehmen, namentlich die Wanderung über die Cordilleren im Winter, für unmöglich, aber für Gerstäcker giebt es kein „Unmöglich." Er ließ sein Schiff absegeln, stellte sich in seinem Reiseanzuge dem Dictator Rosas und dessen Tochter Manuelita vor, einigte sich mit dem Courrier, welcher monatlich die Reise nach Valparaiso zu machen hat und fort ging es zu Pferd „in sausendem Galopp" über die Pampas, vierzehn Tage lang, auf wiederholt gewechselten Pferden täglich und stets im Galopp, dann über die schneebedeckten Cordilleren unter haarsträubenden Gefahren, jede Minute fast dem Tode ausgesetzt, und glücklich langte er in Valparaiso an, „mit völlig durchgerittenen Hosen," aber „ohne Wolf," während man sich an der Beschreibung der Tour einen Wolf lesen kann. Er hat sich in Valparaiso in dem Anzuge daguerreotypiren lassen, in welchem er den entsetzlichen Ritt machte, mit dem breiten südamerikanischen Hute und dem Poncho (Mantel) und das Bild gleicht allerdings so ziemlich dem „Abällino."

Ueberstanden war die Landreise, aber sein Schiff hatte auch Valparaiso — bereits verlassen und alle seine Habseligkeiten mitgenommen. Da stand er, in keineswegs salonmäßigem Anzuge, so daß er den Mantel nie ablegen durfte, und ohne Geld, da er natürlich nur das Nothdürftigste mitgenommen hatte. Aber er fand Leute, die sich seiner annahmen und auch bald ein anderes Schiff, mit dem er die Fahrt nach Californien fortsetzen konnte.

Was er dort gesucht, fand er in reichem Maße; das Publikum wird sich überzeugen, wenn einmal sein californischer Roman erscheint, aber mit dem Golde, das er auch suchte, da er einmal im Goldlande war, hatte er kein Glück. Zwar stand er mehrere Monate lang halbe Tage halbnackt, mit großen Wasserstiefeln, im Wasser und schaufelte und siebte, aber es ist mit dem Goldsuchen eben wie mit der Lotterie. Einer bekommt das große Loos, Einige erhalten ansehnliche Gewinne, Andere fallen durch. Gerstäcker verdiente bei dem Goldsuchen, mit schwerer Arbeit, knapp den Unterhalt, gab dies Geschäft also bald auf und da das aus Europa erwartete Geld zufällig lange ausblieb, mußte er in anderer Weise sich durchzubringen suchen. Er griff zunächst wieder zur Büchse und zog umher, um Wild zu schießen und dies an die Goldwäscher zu verkaufen; aber das Wild ist ziemlich selten dort und es gehörten lange Märsche dazu, ehe einmal eine Beute zu erlangen war und wie diese dann viele Stunden weit zurückzubringen? Da nahm er die Axt und begann Bäume zu fällen und zu zerhacken für die Feuer der Goldsucher. Das lohnte besser, aber er hatte leider das Unglück, dabei einmal mit der Axt sich gewaltig in den Fuß zu hauen. Er konnte nicht gehen; vierzehn Tage lang lag er so allein in einem kleinen leichten Zelte und war auf die Gutmüthigkeit zweier Goldsucher angewiesen, die einen Tag nach dem andern Abends nach der Arbeit zu ihm kamen und ihm Wasser und etwas zu essen brachten.

Nach fast einjährigem Aufenthalte in Californien erhielt er endlich die Mittel, die Reise fortzusetzen. Er fuhr mit einem Wallfischjäger nach der Südsee, besuchte die Sandwich-Inseln, Tahiti u. s. w. und die Schilderung, die er davon giebt, gehört zu dem Schönsten, das er geschrieben hat.

Von da schiffte er nach Australien, wo man unterdeß auch Gold gefunden hatte. Es lockte ihn aber nicht, noch einmal auch darnach zu suchen, dagegen unternahm er hier die Wanderung, von der er oben sprach. Er wollte den Murray hinaufschiffen, obwohl alle ihm abredeten. Da es kein Boot zu dem Unternehmen gab, nahm er wiederum selbst die Axt, fällte einen Baum und hieb sich daraus ein Fahrzeug, etwa in der Form eines Backtroges. Auf diesem gebrechlichen Dinge begann er die Fahrt in Gesellschaft eines blutjungen deutschen Handwerksburschen; aber er mußte den ihm hinderlichen Gesellschafter bald aussetzen und die Fahrt selbst aufgeben, da der Fluß zwar sehr breit, aber oft lange Strecken so seicht war, daß er sich genöthigt sah, an dem Ufer hinzugehen und dabei sein Boot zu tragen. Er ließ es endlich stehen und setzte die Reise zu Fuße fort durch öde Wildnisse und der Gefahr ausgesetzt, von den da umherziehenden schmuzigen, boshaften Wilden gelegentlich erschlagen zu werden.

Aber er kam an das Ziel und seine kühne Wanderung machte in Sidney so großes Aufsehen, daß die Zeitungen dort alle davon sprachen und die fabelhaftesten Dinge erzählten.

Von Australien schiffte er nach Java und diese herrliche Insel, die er nach allen Richtungen durchstreifte, erregte sein wie aller Reisenden Entzücken. Nur eines trübte seine Freude da — es war ihm nicht möglich, ein Nashorn schießen zu können, welche Mühe er sich auch gab. Den Tiger, dessen Fell sein Zimmer schmückt, erlegte er auf einer Jagdpartie dort.

Von Java endlich segelte er direkt nach Hamburg, denn die Sehnsucht nach den Seinen war mächtig erwacht und im Juni 1852 kam er frisch und wohlbehalten, von den Freunden jubelnd begrüßt, zurück.

Bald saß er da wieder anhaltend am Schreibtisch. Er schrieb in wenigen Monaten seine „Reisen" in fünf Bänden, und gleichzeitig in drei Bänden in englischer Sprache, die er so gewandt wie die Muttersprache gebraucht; auch ist bereits eine andere Frucht seiner Weltfahrten erschienen, sein Roman „Tahiti" in vier Bänden, in welchem er namentlich den Conflict der Cultur mit der sinnlichen Natur der Eingebornen, der christlichen Religion mit dem Heidenthum, der Bestrebungen der protestantischen englischen und der französischen katholischen Missionäre u. s. w. sehr anziehend schildert.

Sein Skizzenbuch ist aber noch gar reich und er wird selbst bei fortdauerndem Fleiße und langem Leben kaum im Stande sein, Alles, was er für das deutsche Publikum gesammelt hat, mitzutheilen.

Fragen die Leser nun, wie es ihm möglich geworden ist, leicht zu ertragen, was er ertragen hat, so antworte ich: sein rüstiger Körper bequemt sich leicht allen Anforderungen, die an ihn gemacht werden, es wird ihm nie zu kalt und nie zu warm; er ist bewundernswürdig mäßig und begnügt sich mit dem, was eben zu haben ist; er hat keine Leidenschaft, deren Nichtbefriedigung ihm lästig werden könnte, er raucht und schnupft nicht, er besuchte nie regelmäßig das Wirthshaus, er fand nie Lust an Kartenspiel ꝛc. Der einzigen Leidenschaft, die er besitzt, der Lust an Schießen und Jagen, konnte er dagegen stets recht con amore sich hingeben.

Um sie jetzt mit mehr Genuß befriedigen zu können, hat er

Leipzig in diesen Tagen verlassen, um seine Wohnung in dem reizenden Rosenau bei Coburg zu nehmen. Manche Leute wollen wissen, der verehrte Herzog von Gotha, der sich für den Vielgewanderten interessirt, werde noch einen Hofmann aus ihm machen, aber ich glaube es nicht, denn — und das ist noch eine Eigenthümlichkeit Gerstäcker's — er haßt, fast so sehr wie jede Unredlichkeit — den Frack, und ist stolz darauf, dies häßliche Kleidungsstück nie getragen zu haben.

Die Halbinsel Krimm.

Nachdem die Welt Sebastopol in- und auswendig kennen gelernt hat, ist es nicht mehr als billig, uns einmal die ganze Halbinsel anzusehen, als deren äußerster russischer Halt im schwarzen Meere es oft beschrieben ward. Die Halbinsel Krimm ist auch ohne Krieg, ohne Engländer, Franzosen und Russen in Soldatenuniform interessant genug. Sie war einst der Hauptsitz des großen tartarischen Mongolenreichs, das unter Temudschin oder Dschingis Khan zu Anfange des 13. und besonders unter Timur Tamerlan im Anfange des 15. Jahrhunderts Europa in Schrecken setzte, nachdem es ganz Asien unterworfen und die erobernden Fanatiker der Lehren Muhamed's zurück- und niedergeworfen hatte. Spuren dieses alten Reiches und Volkes finden sich noch in ganzen Ländern und Stämmen Asiens, ganz besonders in der Krimm. Diese Halbinsel ist in ihrer eigenthümlichen geographischen Lage südlich von der ungeheuern Steppe, die von Ungarn bis China reicht, ganz besonders geeignet zur Entwickelung nomadischer Kraft. Von dem schwarzen und asow'schen Meere rings umgeben, hängt sie mit dem asiatischen Festlande blos durch die schmale Landzunge von Perekop zusammen. Und der Weg daher war noch eine bessere Festung gegen äußerliche Angriffe, als die beiden Meere, er war und ist zum Theil noch unwirthliche Steppe. Beinahe zwei Drittel der Insel vom Lande her sind Senkung von den Gebirgen der Südküste am schwarzen Meere und nur ein Fünftel davon durch künstliche Colonisation Deutscher, Griechen und Bulgaren der wilden Steppe für den Ackerbau und die Cultur gewonnen. Es war besonders die aus Deutschland auf den russischen Kaiserthron gestiegene Katharina II., welche durch Aufmunterung und Belohnung deutscher Auswanderung nach der Krimm die dortige Kornkammer der Natur zu verwerthen suchte. Die Krimm war ihr Liebling. Sie wollte das herrliche Stück Land zu einem russischen Italien erheben und suchte sich selbst durch persönliche Inspection von dem Fortgange ihrer Krimm-Cultur-Pläne zu überzeugen.

Die eigentliche Herrlichkeit der Krimm drängt sich nach der gebirgigen Südküste hin, zwischen Sebastopol und Kaffa oder Theudosia, welche durch eine 40 Meilen lange Dampfschiffverkehrslinie in Verbindung stehen und von Sebastopol landeinwärts nach Simferopol, in deren Mitte sich die alte Mongolenhauptstadt Baktschi Seria in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit erhalten hat. Die ungeheuere Fruchtbarkeit des Bodens hier unter einem italienischen Klima drückte dem Leben und den Sitten der alten tartarisch-mongolischen Bewohner eine merkwürdige Ländlichkeit und Natur-Aesthetik auf. Noch heute nisten die Tartaren wie Schwalben an den Felsmauern, aber umgrünt und umblüht von einer Naturfülle, welche durch künstliche Unterstützung zur Schönheit wird. In ihrer Nationalität, die einst ganz Asien beherrschte, haben sie sich vollkommen unabhängig gegen die russischen Eroberer und die deutschen, griechischen und bulgarischen Kolonisten erhalten. So gering auch der Rest dieser einst herrschenden Raçe erscheint, sie können doch bei einer etwaigen politischen Veränderung der Krimm sehr bedeutend werden. Sie haben ihre alte blutige Geschichte nicht vergessen, sind freisinnige Muhamedaner (ohne den kirchlichen und gesellschaftlichen Zwang bei den Türken) und im Uebrigen derb, muthig, brav, von natürlichem Edelmuth, gastfrei und offen in Haus und Herz. Die Tartarendörfer kleben in großen Mengen zwischen den Bergen an der Küste des schwarzen Meeres zwischen den Städten Balaklava, Baidar und weiter herum von Sebastopol nach Kaffa herum: Alupka, Yalta, Aluchta, Kurusen, Uskute, Sudak und Koze und auf der Landseite nach den Thälern herunter um Baktschi Seria, Simferopol und Karasu Bazar. Deutsche Bauern findet man besonders nördlich von Sebastopol an vier Flüssen, Alma, Bulganak u. s. w. bis nach den Städten Sarabus (am Salghirflusse) und Eupatoria oder Koslov an der Kalamita Bay den Donaumündungen gegenüber. Weiter landeinwärts in nördlicher Richtung hört Cultur- und Menschenleben oft auf 6 bis 20 Meilen ganz auf. Nur die Landstraße von Eupatoria bis Jukur, wo sie mit der Hauptlandstraße, welche die ganze Insel von Perekop und dem armenischen Bazar in der Landenge über Simferopol und Baktschi Seria bis Sebastopol durchschneidet, ist mit einigen Städten und vielen kleinen schmutzigen Dörfern und Kneipen von Russen bevölkert, noch mehr natürlich die Hauptlandstraße, deren Hauptstationen zwischen Jukur und Simferopol ziemlich gedeihliche Städte sein sollen. Es sind besonders drei: Trek Album, Aibar und Diurman. Auf der Ostseite am asow'schen Meere stellt sich jenseits gähnender Steppen zuerst wieder etwas Kultur und Stadtleben nach den Mündungen der Flüsse Salghir und Karasu ein. An deren Zusammenflusse liegt Tokur, weiterhin Schakut, dann die Festung Arabat am Eingange zu der ungeheuern, schmalen Landzunge von Arabat, welche den „faulen See" fast ganz vom asow'schen Meere trennt. Der sich weithin nach dem Kaukasus hinstreckende Zipfel der Insel, der zwischen dem asow'schen und schwarzen Meere, der Krimm und Cirkassien die Meerenge von Kertsch bildet, ist ganz eben und wird als ein immerwährender Garten geschildert, zwischen denen sich sechs bis sieben Städte und eine Menge Dörfer eines wahren paradiesischen Lebens erfreuen sollen. Gewiß weiß es wohl kein „Europäer," da die Krimm erst durch den Krieg wieder Interesse bekam und unseres Wissens keiner der vielen deutschen, englischen und französischen Reisenden, die Bücher von ihren Fahrten machen, dieses russische Paradies, diesen Mittelpunkt der seebadenden russischen Aristokratie, zum Gegenstande seiner Studien gemacht. Das Werk des Engländers Oliphant, die einzige Originalquelle neuen Styls, beschränkt sich blos auf Sebastopol und die Umgegend.

In geschichtlicher Beziehung bemerken wir nur noch, daß die Krimm nach Verfall des großen Mongolenreiches zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts dem türkischen Reiche bis 1474 tributpflichtig war. Die Krimm-Tartaren machten sich mehreremals frei, so daß sich Rußland öfter einmischte, um sie zu ihrer Unterthanenpflicht gegen den Sultan zurückzubringen. So nahm es dieselbe im Jahre 1783 ein, übergab sie 1784 der Türkei und bekam sie ohne Vorbehalt im Jahre 1791 mit Zustimmung aller europäischen Großmächte, von denen Einige behaupten, daß sie, trotz der englisch-französischen Expedition, dieselbe dem Eigenthümer auch jetzt nicht wieder nehmen wollen.

Das Leben und die Dörfer der Tartaren würden für Buch-Reisende sehr interessanten Stoff liefern. Am Häufigsten findet man solche Dörfer an die obersten Terrassen von Bergen angeklebt. Die Moscheen erheben sich aus dichtem Baumwerk, meist Wallnußbäumen. Die Häuser legen sich unmittelbar an Felsenwände an, deren höchster Rücken mit den flachen Dächern eine Linie bildet. Diese Dächer sind die eigentliche Wohnung. Unten in der fensterlosen Höhle schläft man blos. Oben auf dem Dache zwischen den Kronen von Maulbeer-, Feigen- und Wallnußbäumen, welche die Hütte umgeben, empfängt der Tartar seine Gäste, hier trocknet er seine Wäsche, sein Getreide, seine Früchte. Fremde bekommen den besten Platz und werden ungemein höflich und herzlich behandelt und in den bessern Häusern (d. h. auf den Dächern) so zudringlich mit Thee tractirt, daß es sehr übel genommen wird, wenn man nicht wenigstens 15—20 Tassen leert. Ein Engländer, der sehr lange in Kasan dieser Tartarengastfreundschaft ausgesetzt war, mußte förmliche Medizin brauchen, um den Wirkungen starken, heißen Thees in Portionen von 20 Tassen täglich drei, vier bis fünf Mal bei 28 bis 30 Grad Reaumur entgegenzuarbeiten.

Einige der alten Adelsfamilien, deren Vorfahren unter Dschingis-Khan schlagen halfen, besitzen noch ungemein große Ländereien, von deren Einkünften sie füglich leben und sich mit allem möglichen europäischen und orientalischen Luxus zugleich umgeben haben. Ihre Gastfreundschaft gegen Fremde wird als wahrhaft

großartig und glänzend geschildert, so daß der Tourist hier eben so wohlfeile, als ergiebige Tage haben würde. Mit dieser Gastfreundschaft hängt eine allseitige Offenheit der Herzen und Häuser zusammen. Letztere sind blos des Nachts durch hölzerne Bretter geschlossen, am Tage aber mit allem Familienleben und Beschäftigungen im Innern ganz offen gegen die Straße, die alle sehr eng sind in der Tartarenhauptstadt Baktschi Seria, so daß sie sich in jeder Beziehung von den langen, weiten Straßen und geschlossenen Häusern russischer Städte als ganz charakteristisch unterscheidet. Sie haben keine Geheimnisse vor der Welt. Den Häusern entsprechen die Herzen. Jeder, der da kommt, ist willkommen in Wort und That. Baktschi Seria ist ganz tartarisch geblieben. Die russische Regierung hat es für gut gehalten, ihnen ihre häusliche und sociale Eigenthümlichkeit zu lassen. Außer einigen russischen Beamten, deutschen Malern und Schmieden aus der Zigeunerraçe ist Alles tartarisch. Trotz ihrer breiten Backenknochen, schiefen Augen und gelblichen Farbe sind sie ein schöner, nobler Menschenschlag, dessen Stolz und Männlichkeit noch durch malerische Tracht gehoben wird. Dies malerische Element tritt besonders am weiblichen Geschlechte hervor, das durchaus nicht so verschlossen und niedrig gehalten wird, wie bei den rechtgläubigen Muselmanns. Der Tartar hält sich in der Regel auch blos eine Frau. Das Malerisch-Schöne in Tracht, Haltung, Bewegung und Volksleben zeichnet überhaupt mehrere orientalische Volksklassen ganz vortheilhaft vor unserer westlichen Civilisation aus. Wir hängen ein schönes Gemälde an die Wand, todt auf Leinwand. Das serbische, wallachische, tartarische Mädchen ist dieses Kunstwerk in voller, frischer Lebendigkeit, von Fleisch und Blut, mit natürlichen Blumen im üppig wallenden Haar, mit bunten Bändern und Farben in kleidsamer Tracht und künstlerischer Grazie in ihren feurigen Tänzen aus Instinkt, aus naivem, eingeborenem Schönheitsgefühl. Unter solchen Umständen braucht man keine Schönheit in Oel auf Leinwand an der Wand. Wir brauchen sie freilich um so nöthiger um uns her, da die Kunst, das Schöne in und an uns fehlt. Mit unserm schwarzen Leibrocke, unserm schwarzen Hute und weißen Vatermördern passen wir weder als Gäste auf den Olymp, noch zu olympischen Spielen. Unsere Damen in Seide bis auf die Zehen und mit der Wespentaille können höchstens vornehm rauschen mit dem eigenthümlichen Gesäusel der Seide und auf dünnen Sohlen schweben.

Die Südküste und Städte der Krimm daselbst sind das Italien, die Badeörter des vornehmen Rußland. Die Engländer sahen sie sogar dies Jahr durch Fernröhre am Gestade sitzen und lachen, und Kinder spielen mit Muscheln und Steinen, als wüßten sie ganz sicher, daß ihnen Engländer und Franzosen nichts Ernstliches thun wollen. — Viele russische Adelige haben hier ihre Sommerresidenzen zwischen Weinbergen, blühenden Oliven, Orangen und Pommeranzen, schwertragenden Feigen und Citronen. Die Bergkette, welche hier im Angesichte des schwarzen Meeres sich oft bis 4000 Fuß und ganz grade wie eine Wand erhebt, schützt diese Städte und Paläste und die Vegetation gegen alle Nord- und Ostwinde, so daß Sonne und Südwind hier das Land zu dem machen, „wo die Citronen blühn und im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn." Es wird hier namentlich ein feuriger, madeiraartiger Wein und selbst Champagner gewonnen und reichlich getrunken, wie denn überhaupt die russischen Starosten hier ungeheure Summen verschwenden sollen, um sich während ihrer Badesaison für ihr Leben im Innern Rußlands möglichst zu entschädigen. Neben den Sommerresidenzen und den Städten erheben sich stolze, prächtige Häuser, in denen sich für Geld alle möglichen Vergnügungen und Ausschweifungen mit orientalischer Pracht und Ueppigkeit bieten.

Von Baktschi Seria ist noch der prächtige, alte Palast des ehemaligen Khans zu erwähnen, mit einem kostbaren Begräbnißplatze voller marmorner Denkmäler, und rührender, oft hochpoetischer Inschriften, welche die Ruhestätten der alten Herrscher und Eroberer bezeichnen. Ein Nachkomme des alten Herrscherhauses lebt noch und wird als ein sehr weiser, gelehrter Herr geschildert, „der die Städte vieler Menschen gesehen und ihren Sinn erkannt," wie Homer von Odysseus singt.

Von allen Ortschaften der Krimm ist Sebastopol der ungemüthlichste. Weit um die Stadt her sind alle Bäume niedergehauen, damit sie keinem nahenden Feinde Schutz gewähren, und überall Mauern und Wälle und Burgen von weichen Kalksteinen errichtet, welche gerade durch ihre Weichheit dem Werke der Kanonen am Härtesten trotzen können, da sie die Kugeln in ihrer Kraft allseitig lähmen, während harte Gegenstände dies nur in gerader Linie können. So viel man hörte, war die Expedition der englisch-französischen Flotte auch nicht auf Sebastopol direkt, sondern auf Balaklava mit einem guten Hafen, wo die reizende Südküste beginnt, abgesehen. Balaklava steht mit Sebastopol durch eine Landstraße zwischen Gebirgen in Verbindung.

Diese Notizen über die Krimm sollen blos als vorläufige gelten. Vielleicht bekommen wir bald genauere, die unter Anderm auch die Namen, die man an verschiedenen Orten noch sehr abweichend geschrieben und gedruckt findet, mehr feststellen werden. Die hier gebrauchte Schreibweise schließt sich an die englische an.

Aus der Menschenheimath.

Briefe des Schulmeisters emerit. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Sechsundzwanzigster Brief.

Das Mikroskop in der Haushaltung.

2. Wolle und Seide.

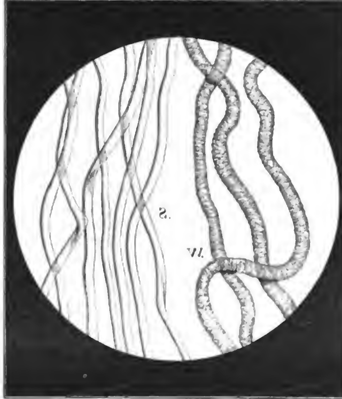
Um uns zu kleiden, vereinigen sich mit der Baumwollenstaude und dem Lein zwei Thiere, die Seidenraupe und das Schaaf; also Thierreich und Pflanzenreich tragen wenigstens für die europäische Menschheit so ziemlich gleich viel bei, deren Blöße zu decken.

Die Zweckmäßigkeitsgläubigen, welche so anmaßend sind, überall die Natur im Dienste der Menschheit arbeiten zu lassen, finden eine willkommene Nahrung ihres Glaubens durch die Seide. Warum, wozu ist denn den Insekten ihre so wunderbare Verwandlung eigen? Nun, wozu denn anders, als um „den Herrn der Schöpfung" in Sammet und Seide zu kleiden! Denn kröche der kleine Schmetterling wie das Hühnchen gleich fertig aus dem Ei, so gäb' es keine Seide. — Freilich denken diese Zweckmäßigkeitstheoretiker daran nicht, daß uns die Geologie und die Versteinerungskunde lehren, daß die Insektenwelt viele Jahrtausende früher auf der Schaubühne des Lebens erschien, als der Mensch. Innere gesetzmäßige Nothwendigkeit gestaltete das Insektenleben gerade so wie es ist, und wir dürfen kaum hoffen, über diesen Nothwendigkeitszusammenhang etwas zu ergründen. Es ist so, wie es ist, und wir machen dabei den Gewinn der Seide. Das sei uns vorläufig genug. Ich sage vorläufig, damit Du nicht etwa glaubest, ich wolle der Wissenschaft hier ihr Forschungsrecht beschränken.

Wenn die Baumwolle und der Flachs aus jenen oft über zollangen, aber doch immer noch verhältnißmäßig kurz zu nennenden feinen fadenförmigen Zellen besteht, welche wir im Gespinnst tausendfach an- und nebeneinander legen, so ist der Coconfaden eben ein einziger Faden von über 1000 Fuß Länge. Das allein schon bedingt zwei wichtige Eigenschaften des Seidengarns vor dem Flachs- und Baumwollengarne: seinen Glanz und seine Festigkeit. In einem fußlangen Faden Nähseide hast Du vielleicht nur einige wenige Enden der zahlreichen einzelnen Coconfäden, aus denen er zusammengedreht ist; in einem gleich langen Flachs- oder Baumwollenfaden dagegen würden wir Tausende von Enden, die der einzelnen Zellen, finden. Du begreifst, wie hierdurch die Seide glänzender und fester sein muß. Ein Faden aus hundert Drähten zusammen angesetzt muß, wenn diese hundert Drähte ununterbrochene Fasern sind, nothwendig viel fester sein, als wenn diese Drähte vielfältig an einander angefügte kurze Fasern sind. Darauf beruht, um diesen freilich kaum nöthigen Beweis einzuschalten,

die Haltbarkeit des Spinnenfadens, daß er bei aller seiner Feinheit dennoch mehr als tausenddrähtig ist.

Unter dem Mikroskop erscheint der einzelne Coconfaden, deren mehrere hunderte zu einem Nähseidenfaden erforderlich sind ganz schlicht, einfach und durchsichtig, überall ziemlich gleich stark und ohne irgend welche Quer- und Längslinien, wie wir sie bei Flachs und Baumwolle fanden. Mein gezeichnetes mikroskopisches Sehfeld zeigt Dir dies (S) deutlich. Du bemerkst aber rechts an dem zweiten Faden eine knieartige Einbiegung. Diese und ähnliche plötzliche Verbreiterungen des Coconfadens rühren davon her, daß die spinnende Raupe den eben ausgelassenen noch weichen Faden an diesen Punkten an dem bereits Gesponnenen anheftete, wobei diese Stellen sich etwas abplatteten.



Du siehst, daß nichts leichter ist, als den Seidenfaden mit dem Mikroskop zu erkennen und beigemischte Verfälschungen davon zu unterscheiden. Sie sind eben so gerade, wie die Flachsfasern, an denen wir aber die Querlinien und die durchscheinenden Grenzlinien des innern Zellenraumes fanden*; sie sind aber viel gerader als die platteren, oft schraubenförmig gedrehten Baumwollenfasern. Würde uns hier das Mikroskop in Zweifel lassen, so dürften wir nur bei der Chemie anfragen. Salpetersäure löst in wenigen Augenblicken die Seide vollkommen in einen braunen Brei auf, während sie auf Flachs und Baumwolle fast keine sichtbare Wirkung äußert. Auf diese Weise lassen sich verfälschte Seidenstoffe sofort erkennen.

* Siehe Nr. 33 der Gartenlaube.

Wir wenden uns von dem Stoffe des Luxus zu dem Stoff des soliden Bedürfnisses. Sieh, wie sonderbar die Wollfaser unter dem Mikroskop aussieht. Eine Menge unregelmäßige, wellenförmige Querlinien bedecken dieselbe und deuten Dir von selbst an, daß sie mit dem Wachsthum der Wollenfaser, oder richtiger des Wollenhaars, in Zusammenhang stehen; denn diese Linien bezeichnen das stufenweise Heraustreten des wachsenden Wollhaares aus der Haut des Schaafes. Da kann natürlich vor dem Richterstuhle des Mikroskops kein Betrug bestehen; er wird unnachsichtig aufgedeckt.

Ich habe zu dem, was hier das Mikroskop Deinem Auge zeigt, nichts weiter hinzuzufügen. Es kam mir ja blos darauf an, Dir die Bedeutung des Mikroskops in der Unterscheidung unserer vier wichtigsten Gespinnststoffe zu zeigen, und da reicht eben für die Wolle ein einziger Blick aus.

Vielleicht vermissest Du den Hanf, den jetzt überhaupt, Dank sei es der Ostsee-Blokade, von aller Welt vermißten. Ich habe ihn aber unerwähnt gelassen, weil er als Gewebestoff von geringer Bedeutung ist. Du wirst ohnehin leicht errathen, daß er, als Bastfaser, dem Flachs fast ganz gleich sein müsse, was er auch ist. Das Mikroskop hat Mühe, beide sicher zu unterscheiden. Gelingt es, mehrere Enden von Hanffaserzellen unter dem Mikroskope zu sehen, so findet man daran meist eine gablige oder dreizackige Theilung, welche die Flachsfaser nie hat.

Ein andermal sehen wir uns vielleicht noch weiter mit dem Mikroskop in den Angelegenheiten und kleinen Verlegenheiten der Haushaltung um.

Für Mädchen und Frauen.

Nr. 2. Der Frauenschutz in Dresden.

Schon vor dem Ausbruch der französischen Revolution schrieb Hermes ein Buch, „Für Aeltern und Ehelustige" betitelt, welches den wichtigen Punkt der Mädchenerziehung bespricht. Heyne sagt in Bezug darauf in einem Briefe an seine Tochter, Therese Foster, nachmalige Therese Huber, ihm scheine die Beantwortung der Frage ganz leicht: „Vermindere man den Luxus, den Aufwand, die Unwirthlichkeit in allen Ständen," und dem Uebel sei abgeholfen. —

Ueber ein halbes Jahrhundert ist seitdem an uns vorübergegangen, Krieg und Frieden haben abwechselnd die Welt beunruhigt und bewegt, das Alte ist neu, das Neue alt geworden, die Wogen des Lebens sind über manchem Haupte zusammengeschlagen, rastlos haben die Menschen ihren Zielen nachgejagt, Erwerb und Genuß hat hier, hat dort als Aushängeschild gedient; aber der eine wichtige Punkt, die sittlichere Gestaltung unserer socialen Verhältnisse, scheint kein Hauptmoment in diesem allgemeinen Treiben und Drängen gewesen zu sein. Wohin wir blicken, können wir in Bezug hierauf nur sagen: es ist Alles schon einmal dagewesen; wohin wir blicken, sehen wir Unheil weissagend den Wurm nagen, der das Gebäude unseres Familienlebens zu unterminiren droht, und dieser Wurm heißt Genußsucht.

Wenn Heyne im Jahr 1789 seine Tochter darauf hinweisen konnte, daß nur eine Verminderung der Bedürfnisse im Stande sei, dem wachsenden Uebel zu steuern; was würde der gelehrte Herr sagen, wenn er jetzt einen Blick werfen könnte in unsere häuslichen Einrichtungen und in das Tagewerk unserer Frauenwelt!!

Foster schreibt um eben die Zeit an seinen Schwiegervater: „Es wird von Jahrzehend zu Jahrzehend schwerer und unmöglicher, eine Frau zu ernähren, wes Standes man sei, und wie dem abzuhelfen, sehe ich nicht ein."

Seitdem, — wie viel schwerer ist es nicht seitdem geworden? — Bald fast unmöglich!

Blickt man hinein in unser Familienleben, mit dem hellen Auge, das auch in einem Lächeln die Thräne erspäht, so gewahrt man die Sorge auf der Schwelle, und dahinter die Angst derselben zu entfliehen, so findet man die Freude auf Straßen und Märkten gesucht, und von dem schönen, innigen Mit- und Ineinanderleben, dem gegenseitigen Verstehen und Ergänzen, den stillen Familienabenden so wenig! — Wo aber ist das Glück, wenn das eigene Haus es nicht bietet! Wo sollen wir es suchen, wo finden? — „Der eigene Herd ist Goldes werth," so hieß es einst, als die Menschen noch mit dem Herzen für einander lebten, und der moderne Egoismus, der Kultus des Ich noch nicht alle Bande gelockert, noch nicht jede Beziehung in eine bloße Chimäre umgewandelt hatte, die nicht den äußern Verhältnissen förderlich.

Man sagt, daß Dresden achthundert Vergnügungsorte habe, die täglich mit Ehelosen und Verehelichten angefüllt. In andern Städten mag es nicht weniger glänzend damit stehen, in Süddeutsch-

land besonders ist kaum die Rede davon, daß ein Mann seinen Abend sonst wo zubringe. Wohin führt das? Gewiß nicht zu schönerer Gesittung; denn diese gewinnt der Mann nur in seinem Verkehr mit den Frauen, das gesteht sogar Julian Schmidt ein, so wenig er den Frauen sonst auch zugesteht, die Wichtigkeit ihrer Stellung in der Gesellschaft durch ihren Einfluß auf die Männer, durch jenes „erlaubt ist was sich ziemt", räumt er als unbestritten ein. Was ist geschehen, um diesem sich mehrenden Verfall des Familienlebens und der Abneigung einen eigenen häuslichen Herd zu gründen, zu steuern? Wir glauben sehr, sehr wenig.

Weder die Emancipationsideen, noch sonstige wohlmeinende Absichten in Bezug auf Frauenbildung haben diesen Weg geführt; weder eines Karl Fröbel Mädchenuniversität, noch Friedrich Fröbel's Kindergarten, weder Bornemann'sche Erzieherinnen-Bildungs-Institute, noch sonstige weibliche Pädagogik wird dahin führen, ein genügsames Geschlecht zu erziehen, so lange eitle Mütter eitle Töchter bilden, so lange Kinderbälle und Putz und Tand und Gefallsucht dem ernsten Streben entgegenstehen, ein Leben zu führen, dessen Basis die Pflicht ist, dessen Glück auf der Erfüllung derselben beruht, dessen Freuden in dem eigenen Schaffen und Leisten, in dem Sorgen und Lieben besteht.

Eine Tochter soll unter den Augen ihrer Mutter heranwachsen, das heißt, wenn diese einigermaßen vernünftig ist, ihrem Kinde als Vorbild zu dienen; fühlt sie sich dazu unbefähigt, so hätte sie freilich weiser gehandelt, unvermählt zu bleiben, und muß nun aus der Noth eine Tugend machen, und ihre Tochter fremden Händen anvertrauen. Die Erziehungsinstitute sind daher nothwendige Uebel, die so lange geduldet werden, so lange es Mütter giebt, welche so unglücklich sind, der Welt bekennen zu müssen, daß sie ihrem Berufe nicht nachkommen können.

Die meisten unserer jetzigen Mädcheninstitute sind von Frauen gegründet, die nicht eigentlich Neigung auf diese Bahn führte, sondern mangelnde Existenzmittel, die also die Sache um des Erwerbes willen betreiben. Diese können daher auch nicht jenen sittlichen Ernst dabei geltend machen, der der wichtigste Theil bei aller Mädchenbildung ist (schon darum, weil die menschliche Gesellschaft in dem Bezug so hohe Ansprüche an sie macht), sie huldigen dem Scheine und fördern den Schein. Auf solchem Wege werden wir nicht dahin gelangen, dem „Luxus, dem Aufwand und der Unwirthlichkeit" zu steuern, über die Professor Heyne in Göttingen im Jahre 1789 eine so bittere Klage erhebt, gegenüber einer Tochter, die das Muster einer Frau war, was Geistesbildung, Adel der Gesinnung und Häuslichkeit betraf — Eigenschaften, die sie nicht in einer Schule, sondern in dem engen Kreise eines beschränkten Familienlebens erworben, das ihr wenige Lehrer, wenigen Unterricht, aber einen gebildeten Umgang und eine Auswahl guter Bücher gewährte.

Ein gebildeter Umgang und gute Bücher! Wie wenigen unserer jungen Mädchen wird dieser Vortheil gewährt. Aber — kehren wir von dem, was das Haus bieten sollte, zu den Instituten zurück, mit denen wir uns für Jetzt beschäftigen wollen. — Wir haben sie ein nothwendiges Uebel genannt, und von einem Uebel wählt man das kleinste, sobald eine Wahl bleibt. Die Aeltern wollen ihre Tochter einer Pension übergeben, ihre Vermögensumstände erlauben es ihnen kaum, sie müssen sich einschränken, um ihrem Kinde diesen Vortheil zu sichern, sie müssen ein Opfer bringen, und bei sich selbst zu Rath gehen, wie groß dasselbe den Umständen nach sein kann, sein darf. Sie fassen also zunächst die pecuniäre Seite in das Auge und erkundigen sich nach den Preisen der verschiedenen Erziehungsinstitute, und den Vortheilen, die diese dafür gewähren. Die Summe, die auf dem Prospektus angegeben, ist meistens nicht bedeutend, aber am Schluß des Jahres findet man dieselbe durch tausend unberechnenbare Kleinigkeiten, durch Tanzlehrer, Gesangstunden, und so manches für nöthig Erachtete dermaßen gewachsen, daß der Vater seufzend die um das Doppelte gesteigerten Zahlen betrachtet. Dies ist nur zu häufig der Fall. Und wie könnte es anders sein? Die Ansprüche an ein Institut sind sonderbar gestiegen, fremde Sprachen sind unerläßlich, Talente aller Art sollen gebildet, Lehrer und Professoren in jedem Fache vorhanden sein, und Alles nur, um diesen Mädchen gleichsam wie im Fluge einen Anstrich ungemeiner Gelehrsamkeit anzuhauchen. Was bleibt der Vorsteherin übrig, als, um diesen Ansprüchen zu genügen, die Kosten nicht zu scheuen, ihrer Anstalt die glänzende Außenseite zu geben, die besticht, den Aeltern lange Rechnungen zu schreiben, und angstvoll zu überrechnen, ob bei solchem Aufwand auch noch eine hinreichende Summe erübrigt werde, ihr Alter sorgenlos zu machen. Wer kann es ihr verdenken, daß sie am Ende eines mühevollen Lebens dem Mangel nicht Preis gegeben sein möchte? Der Staat hat Pensionen aller Art, nur für solche Dienste hat er keine.

Sehr viele Aeltern finden es daher unmöglich, ihren Töchtern diesen Vortheil zu gönnen, sehr viele auch senden dieselben nach vollendeter häuslicher Erziehung auf ein Jahr in eine Pension, um damit gleichsam das Werk zu krönen, eine Wohlthat, die ihren fraglichen Werth hat, denn die Bildung eines Menschen ist kein Werk eines Augenblicks, sie kann nicht ohne Plan, nicht ohne geeignete Vorschule gedeihen. Um solchen weniger begüterten Aeltern zu Hülfe zu kommen, und auch um eine zweckmäßigere Mädchenerziehung anzubahnen, unternahm es Fräulein Amalie Marschner vor vielleicht zehn Jahren, ein Institut in Dresden zu gründen, das den Namen „Frauenschutz" führt. Hier sollte neben dem Schönen auch das Nützliche gelehrt werden, hier sollte das Mädchen lernen, daß die rechte Bildung darin bestehe, die nächsten Pflichten recht zu üben, und ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden; hier auch sollte die Anstalt selbst der Zweck der Anstalt sein, und kein Gewinn der Gründerin zu Gute kommen und an den Hülfsquellen derselben zehren.

Das Unternehmen war lobenswerth, es war die That eines edelen Gemüthes und sie entsprach ihrer Absicht, indem sie einer bedeutenden Anzahl von Mädchen unbemittelter Aeltern Aufnahme gewährt. Die Einrichtung ist einfach, die Nahrung einfach, aber gesund und nahrhaft; der Unterricht wird gut geleitet, Talente werden gebildet, daneben aber lernen die Mädchen Schneidern und Weißnähen und manche kleine häusliche Arbeit. Das ist vortrefflich der Idee nach und wird in der Ausführung gewiß die erfreulichen Resultate liefern, sobald das Ganze noch mehr reift und vorschreitet. — Dann dürfen wir hoffen, auch an andern Orten Anstalten der Art emporwachsen zu sehen. — Was der Organisation derselben bis jetzt mangelt, ist: — ein Haupt. — Viele Köche verderben den Brei. — Eine Autorität muß gelten, muß die unfehlbare sein. — Diese Autorität fehlt. Fräulein Marschner leitet nur noch von Ferne das Ganze, sie überwacht aber nicht das Einzelne mehr, sie wohnt nicht in der Anstalt, um zu jeder Minute mit eigenen Augen zu schauen und zu entscheiden. — Dann auch stellt die Anwesenheit eines Hauptes weit mehr die Idee einer Familie her, der Mittelpunkt fehlt sonst, um den sich ein Kreis bilde, es ist nicht einmal eine Republik, es ist eine Oligarchie, die aus zwölf Gouvernanten besteht. Das taugt nichts. Diese gerade bedürfen wahrlich eines tüchtigen Präsidenten, eines Cromwell mit Feuer und Schwert.

Dann auch muß das Einfache in der Erziehung das Schöne nicht ausschließen. Der Cultus alles Schönen ist der Cultus, der der Frau zugehört. — Sie muß verschönern wollen, wohin ihr Auge nur blickt. — In den einfachsten Räumen können Blumen gezogen werden, können Bilder hängen, kann eine ausgewählte Bibliothek aufgestellt sein. Zimmer ohne solchen Zubehör sind traurige Wüsten, in diese versetze man die Jugend nie. Das Auge gewöhnt sich, der Sinn bildet sich auch unmerklich. — Eben so ist es mit dem Anzug. — Die Vorsteherin leuchte hierin den Mädchen vor. — Von einer Ersparniß an Wäsche darf nie die Rede sein. — Der weiße Kragen, die Aermelchen, das muß stets angelegt werden, nicht für die Straße, sondern für das Haus. Das Haar schön gemacht, ein einfaches Kattunkleid, recht sauber, recht nett gemacht, die hübsche Wäsche, und ein Mädchen ist so schön gekleidet, wie sie sein kann. Hände, Zähne und Füße dürfen dabei nicht vergessen werden, vor Allem aber darf sie nie denken, daß ihr für das Haus die geringste Nachlässigkeit gestattet sei; denn gerade das Haus ist ja die Welt der Frau und ihre eigentliche Heimath. Diesen Luxus darf sie sich gewähren, kann sie sich gewähren, denn er ist zu allen Zeiten das Produkt ihres Fleißes und ihrer Mühe; er muß eine Lebensnothwendigkeit für sie sein, es muß sich ihr Sinn gerade in diesen kleinen Dingen aussprechen. Es ist das größte Mißverständniß, wenn man ein Mädchen abhalten will in diesem Punkte sorgsam zu sein, ja ihr wohl gar Eitelkeit vorwirft, wo man ihr von einem Gebote der Selbstachtung reden sollte. Gerade die Kunst muß man sie lehren, ohne Aufwand, ohne große Mittel, eine gewisse Zierlichkeit

und Eleganz um sich zu verbreiten, die sowohl in der Hütte, wie in einem Palaste ihren Platz findet. — Bauete man ein Haus, das die Bestimmung eines Mädcheninstitutes hätte, so sollte man Jeder ein Stübchen einrichten, wie die Zelle einer Nonne, so klein, so groß es sei, ein Bettchen, ein Stühlchen, ein Fensterchen, darauf der Rosenstock, davor das Tischchen mit ihrem Gebetbuche, und ihren kleinen Niedlichkeiten. Damit wäre ihr die Freude an etwas Eigenem gegeben, damit hätte sie das Plätzchen gewonnen, wo sie sich heimisch fühlte, wo sie ungesehen die Thräne weinen könnte, die in einzelnen Momenten das Herz eines Kindes drücken muß, das zum ersten Male dem sichern Hort des Familienkreises entrissen ist. — Und wer könnte wünschen, daß dem nicht so wäre? — Wer könnte begehren, daß ein Mädchen sich wohl und heimisch fühlte in einer Anstalt, wo es sie nirgends an die stille Heimath mahnt, wo sie die Gespielinnen ihrer Jugend entbehrt, wo ihr alles fremd, kalt und neu entgegen tritt und sie sich an kein Herz mit Vertrauen zu schließen wagt? — Welcher Vater würde wünschen, daß seine Tochter ihn hier nicht vermisse, und das Aelternhaus gern einbüße? — Bis jetzt haben unsere Mädcheninstitute große Schlafsäle, welche allerdings der Räumlichkeit zu gut kommen; der sittlichen Bildung aber keine Förderung gewähren. Auch der „Frauenschutz" macht von dieser Regel keine Ausnahme, und wollte er es, so würde die Localität, so wie sie ist, es [illegible] gestatten. — Wir müssen das also hingehen lassen. — [illegible] sich aber andere Institute nach diesem wirklich vortrefflichen [illegible] einer zweckmäßigeren Erziehung für das weibliche Geschlecht bilden, so legen wir die Bitte ein: daß man diesen Punkt berücksichtige und daneben in das Auge fasse, bei der größten Einfachheit der Einrichtung überall zum Guten das Schöne zu fügen und dies als unerläßliche Bedingung einer Mädchenerziehung und einer Frauenexistenz aufzustellen.

„Und füget zum Guten
Den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer."

Amely Boelte.

Blätter und Blüthen.

Espartero und O'Donnell. Die beiden ersten Häupter der Revolution in Spanien haben weder körperlich noch geistig die geringste Aehnlichkeit mit einander. Espartero (um unsere bereits gegebene Lebensskizze zu ergänzen) fällt sogleich durch seinen festen Blick unter stark markirten Augenbrauen, der alle Männer von grosser Geisteskraft auszeichnet, als ein überlegener Charakter auf. Dazu kömmt die stets geschlossene Lippe und die Breite seines Kinns. Dies sind die Symbole seiner Energie und Ausdauer, wenn er sich einmal zu Etwas entschlossen hat. Er ist mittlerer Größe, über 60 Jahre alt, doch dem Ansehen nach kaum 50, von hoher Stirn, feurig in seinem dunkeln Blick und dabei leicht zu einem Lächeln zu bringen, welches den Charakter von Offenheit und Güte deutlich aufleuchten läßt. Seinen Thaten und Verdiensten nach ist er wirklich der erste unter allen lebenden Spaniern. Er ist ein guter Kamerad für die Soldaten. Sehr oft in seinem Leben mußte sein und seiner Frau Vermögen herhalten, um fehlende Bedürfnisse für seine Truppen zu befriedigen. Daher kam es, daß er viel ärmer war, als er seine höchste militärische Stellung aufgab, wie vorher, ein Lob, das schon durch seine Seltenheit Respect einflößt. Sein Vermögen verdankt er hauptsächlich seiner Frau, der Tochter eines reichen Kaufmanns und Banquiers. Sie hielt mit ihrer Unterschrift nie zurück, wenn es galt, Opfer für die Leute zu bringen, deren Oberhaupt ihr Gatte war. Er selbst hatte von Hause aus nichts als sein Schwert, das leider in Spanien das Hauptsymbol der Ehre und die mächtigste Waffe zum Emporsteigen geworden. Seine niedere Herkunft und armen Verwandten verläugnete er nie. Davon gab er während seiner Regentschaft einmal den überraschendsten Beweis. Zu einer großen Soirée in Buena-Vista wurden sein Onkel und zwei Cousinen angesagt. Er stellte den Ersteren auch richtig als Eisenbahnbeamten aus la Mancha und letztere als Kleidermacherinnen, Schneidermamsells vor, wie es heißt, nicht ohne geheimen demokratischen Stolz, daß er von so niederer Herkunft so hoch gestiegen, ohne sich seiner Verwandten zu schämen. Freilich giebt dies Alles und sein ganzes Leben noch keine gegründete Hoffnung, daß er seiner jetzigen Stellung gewachsen sei, die unendlich schwieriger ist, als seine Regentschaft, die er nicht ohne Beweise von Schwäche aus den Händen gab. Im Uebrigen aber bleibt eines Menschen Vergangenheit immer das Hauptelement, aus dem man Schlüsse auf seine Zukunft ziehen darf.

O'Donnell's Leben und Charakter sieht viel anders und ziemlich gemein aus. Er ist ein Abkömmling der irländischen Familie O'Donnell, welche sich vor langer Zeit in Spanien niederließ und dort ein Rolle spielte. Der Vater des jetzigen Revolutionärs war Direktor der Artillerie unter Ferdinand VII. Er hatte vier Söhne, die er alle in einflußreiche Stellungen zu bringen wußte. Der Revolutionär, der vierte, war der einzige, der nach Ferdinand's VII. Tode in die Dienste Isabella's überging. Als tüchtiger Soldat und streng in Disciplin, wie sein Vater, der größte Feind aller liberalen Ideen, konnte er nur steigen. Von seiner militärischen Grausamkeit wissen besonders die baskischen Provinzen zu erzählen. Als Christine ihre Wirthschaft als Königin aufgeben mußte, war er General-Lieutenant und Graf von Lucena mit dem Ober-Commando über die Central-Armee. Nach Espartero's Triumphe 1840 wanderte er nach Paris aus, wo er mit Christine wirthschaftete. Im Jahre 1841 überfiel er Pampeluna, das er im Namen Christine's durch Bestechung in seine Gewalt bekam und behauptete. Zugleich versuchten die Generäle Concha und Diego Léon, Madrid und die junge Königin gefangen zu nehmen. Der damalige Lieutenant Dulce (neuerdings sein Genosse) verhinderte dies mit seinen Hellebardiers, die den Palast bewachten, so daß der beabsichtigte Sturz Espartero's mißlang. Im Jahre 1846 finden wir O'Donnell als Gouverneur von Cuba. Von diesem ergiebigen Posten wurde er vor der üblichen Zeit (4 Jahren) durch Marschall Narvaez, damals Minister-Präsidenten, abgerufen. Diese Schmach verzieh er dem Narvaez nie. Um sich zu rächen, bildete er eine Opposition gegen den Minister-Präsidenten so widerwärtiger und unerträglicher Art, daß er seine Entlassung einreichen mußte. Dessen ungeachtet finden wir O'Donnell zwei Jahre später als Mitglied einer parlamentarischen Partei, welche Narvaez zu ihrem Führer gewählt hatte und den Minister Murillo zwang, den constitutionellen Grundsatz anzunehmen: „Die Königin regiert, aber herrscht nicht." Der frühere erbitterte Absolutist war jetzt ein Constitutioneller der linken Seite, und der frühere Feind Espartero's machte jetzt eine Revolution mit Messina und Dulce, den intimsten Freunden Espartero's, eine Revolution, die durchaus zum Triumphe der von ihm zeitlebens bekämpften Principien und seines Feindes ausschlug. Sonach scheint O'Donnell eigentliche Grundsätze nicht zu hegen. Haß, Ehrgeiz, Gewinnsucht sind die Mächte, die ihn gelegentlich bestimmen. Man hat Grund anzunehmen, daß seine moralische Entrüstung über die jetzige Regierung von dem Gelde stammte, welches England im Interesse Espartero's geschickt haben sollte. Was auch aus der Revolution werden mag, an O'Donnell's Verlust kann sie nur gewinnen.

Neue Art Bärenfang. In der franz. Bergstadt Superbagnerre, unweit Luchon, begaben sich neulich eine ziemliche Heerde Jäger um zehn Uhr Abends auf die Jagd, geführt von einem Arzte, der versprochen hatte, Goliath, den Schrecken der Umgegend (einen riesengroßen Bär), todt oder lebendig in die Stadt zu bringen. Sie sahen gar nicht wie Jäger aus, da sie nur mit eisernen Stangen und großen wollenen Decken bewaffnet waren. Der Zweck derselben ward einigen Mitgliedern der Gesellschaft erst bekannt, als sie ihre Dienste gethan. Mit den eisernen Stangen schloß man die Oeffnung der bekannten Höhle Braun's, worin er des Nachts regelmäßig zu logiren pflegte, und da er fest schlief, setzte er auch den wollenen Decken, welche über die eisernen Stangen gezogen wurden, um die Höhle möglichst luftdicht zu verschließen, keinen Widerstand entgegen. Nachdem dies geschehen, ließ Dr. Peyot seine Waffe durch eine Oeffnung in die Höhle spazieren und wirken, Chloroform. Er war nach kurzer Zeit der Wirkung so gewiß, daß er Stangen und Decken wegnehmen ließ, und mit einer Laterne zu Goliath hineintrat, der sich nun ruhig beleuchten ließ, ohne in seinem fürchterlichen Schnarchen irgend nachzulassen. Auch hatte er nichts dagegen, als man ihn band und auf eine Tragbahre zog, und selbst, als er im Triumph durch die mitternächtlichen Straßen getragen ward, merkte er noch nichts von der Veränderung, die nun auf Lebenszeit mit ihm vorging. Schlafend und schnarchend ward er in einem Käfig untergebracht, wo er am folgenden Morgen sich lange brummend und bäumend umsah, ehe er sich entschließen konnte, sich in sein Schicksal zu ergeben. Doch sehr wild that er auch nicht, da der listige Doctor, der ihn im Schlafe seiner Freiheit beraubt, seine neuen Fesseln mit den Rosenketten der Liebe verband. Goliath Braun, bisher ein Junggeselle der Wildniß, fand in seinem Käfig ein Weibchen vor, welches Hirten mehrere Monate vorher eingefangen hatten. Goliath fand Wohlgefallen an seiner neuen Lebensgefährtin, er behandelte sie mit aller möglichen Zärtlichkeit, ißt und trinkt regelmäßig, legt sich frühzeitig zur Ruhe und steht spät wieder auf, so daß er allgemein als das Muster eines braven Philisters geachtet wird, der sich auch ohne Freiheit würdig zu benehmen weiß.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 38. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Klementine.

(Fortsetzung.)

„Was wollen Sie wissen?"

„Sie waren vorgestern Abend in diesem Hause?" fragte Ernst leise.

„Ich leugne es nicht."

„Dann bekennen Sie nur, daß Sie eine Zusammenkunft mit Klementine von Falk gehabt haben."

„Nein, lieber Herr," antwortete Fritz treuherzig; „ich schwöre Ihnen, daß ich an jenem Abende die junge Dame nicht gesehen habe, und daß ich auch nicht erwartete, sie hier zu sehen. Jener Brief, den ich gelesen, weil er offen war, läßt allerdings zu meinem Bedauern vermuthen — —"

„Zu Ihrem Bedauern?" rief Ernst. „Sie scheinen ein großes Interesse an der Dame zu finden."

„Das ist wohl sehr natürlich — ich habe ihr in dem Seebade Dobberan das Leben gerettet — sie war dem Ertrinken nahe — und wenn ich eine Minute später gekommen wäre — Sie müssen wissen, daß ich ein guter Schwimmer bin."

„Ganz recht, Klementine war vorigen Sommer im Bade, sie hat mir die Unglücksgeschichte erzählt. Also Sie sind ihr Retter?"

„Ja, mein Herr, und aus diesem Grunde brachte ich den Brief zurück, den ich sonst würde unbeachtet gelassen haben. Ich glaubte, der liebenswürdigen Klementine einen zweiten Dienst zu erweisen, indem ich verhinderte, daß der Brief in unrechte Hände kommt."

„Jetzt ist er gut aufgehoben!" rief Ernst mit schmerzlicher Bitterkeit, „und ich danke Ihnen für den Dienst. Die zukünftige Gattin meines Onkels darf nicht compromittirt werden."

„Klementine verheirathet sich?" fragte Fritz bestürzt.

„Begleiten Sie mich, mein Herr, wir wollen Herrn Julian aufsuchen, der hier wohnt, wie Sie sagen."

Die Undankbare! dachte Fritz, davon hat sie mir kein Wort gesagt. Da sie doch einmal für mich verloren ist, will ich sehen, wie das Abenteuer abläuft. Dieser Mensch scheint einer ihrer Verwandten zu sein, der ihre Schritte bewacht. „Kommen Sie," rief er laut, „ich werde Sie führen!"

Beide stiegen in den zweiten Stock hinan. Dort zog Fritz an einer Schelle. Gleich darauf ließen sich klappende Tritte vernehmen und die Alte mit der großen Haube öffnete die Thür.

„Wer ist da?" fragte sie, ihr Licht emporhaltend. „Ach, Sie, Herr Fritz! Es ist gut, daß Sie mir den Talmamantel zurückbringen, denn ich habe ihn auf morgen vermiethet."

„Schweigen Sie!" flüsterte der bestürzte Fritz, „es ist Jemand bei mir!"

Ernst, der diese Worte gehört, errieth leicht den Zusammenhang, und die geheimnißvollen Besuche des jungen Mannes, der offenbar ein armer Teufel war, waren nun erklärt. Ein Blick in sein hübsches, aber einfältiges Gesicht belehrte ihn, daß die Annahme eines Verhältnisses zwischen ihm und Klementine, dem geistreichen Mädchen, ein Unsinn sei. Wäre die Person Julian's, an den der zärtliche Brief gerichtet war, nicht noch zu erforschen gewesen, er würde seine freudige Ueberraschung laut ausgedrückt haben. Trotzdem fühlte er sich um die Hälfte seiner Herzensbürde erleichtert.

Die Alte ließ die Gäste auf einen freundlichen Vorsaal treten. Hier blieb sie stehen, und fragte Ernst:

„Hat Ihnen Herr Fritz mein kleines Kleidermagazin empfohlen? O, geniren Sie sich nicht, lieber Herr," fuhr sie geschwätzig fort, „ich habe schon manchen anständigen Mann, dem es gerade gefehlt, zu einem Balle oder zu einem vornehmen Besuche ausgestattet. Erst gestern Abend haben meine drei besten Fracks getanzt, und kein Mensch hat ihnen angesehen, daß sie gemiethet waren. Was steht zu Diensten? Herr Fritz ist mir ein guter Bürge — —"

„Genug, liebe Frau," sagte Ernst. „Mein Besuch gilt nicht Ihnen, sondern Herrn Julian."

„Herrn Julian?" fragte die Alte, indem sie den Offizier mit den Blicken maß. „Was weiß ich von Herrn Julian."

„Ich habe ihm einen Brief durch Frau Hammerschmidt zu übergeben."

„Steht das auf der Adresse?"

„Hier lesen Sie!"

Ernst hielt den Brief hin. Die Alte kniff die Augen zusammen und las die Adresse. Dann wandte sie das Papier, um das Siegel zu besehen.

„Ganz recht," murmelte sie. „Der Brief ist gestern schon einmal abgegeben. Ich begreife nicht, wie Sie dazu kommen? Herr Julian scheint mir ein sehr vorsichtiger Mann zu sein."

„Er wohnt also bei Ihnen. Kann ich ihn sprechen?"

„Nein, lieber Herr, denn er hat diesen Morgen seinen Koffer gepackt und ist abgereist. Wohin, kann ich Ihnen nicht sagen. Uebrigens bin ich froh, daß der sonderbare Mensch fort ist, obgleich er mich pünktlich und ehrlich bezahlt hat. Es gefiel mir nicht, daß er sich den ganzen Tag einschloß, und nur die Thür öffnete, wenn ein reizend schönes junges Mädchen erschien, das ihm regelmäßig jeden Abend in der Dämmerung einen Besuch abstattete. Kam sie, so flog sie ihm an den Hals, und ging sie, so riß sie sich weinend von ihm los. Wie ich hier mit dem Lichte

stehe, so habe ich fast jeden Abend seit vier Wochen den beiden zärtlichen Leuten beim Abschiede geleuchtet. Mir wurde mitunter ganz seltsam zu Muthe. Obgleich sie vierundzwanzig Stunden später wiederkam, so war der Abschied doch jedesmal so herzzerreißend, als ob er für die Ewigkeit gewesen wäre. Aber darüber mußte ich mich am Meisten wundern, daß das junge hübsche Ding, offenbar von sehr anständiger Herkunft, so leidenschaftlich an einem Manne hing, der viel älter war, als sie. Ich muß gestehen, Herr Julian war ein schöner, stattlicher Mann, er sah aus, wie ein ausgedienter Gardeoffizier, und seine großen Augen funkelten wie Kohlen — aber für das junge Mädchen paßte er nicht. Da kann man sehen, wie sich mitunter die Liebe verirrt."

„Sie sagen," fragte Fritz, „der Mann hatte schwarzes, krauses Haar?"

„Schwarz wie Ebenholz und kraus wie Wolle."

„Dann hat ein Anderer diesen Brief verloren. Jener Mann hatte einen kahlen Kopf und einige schneeweiße Haare. Er bezahlte zwar hundert Thaler auf die gekauften Möbel in unserm Magazine, aber er war eben nicht stattlich gekleidet."

„Der Alte hat den Brief verloren?" fragte Ernst hastig.

„Unbedingt; er muß seiner Brieftasche entfallen sein, als er das Geld hervorholte. Vor und nach ihm ist kein Anderer in unserm Magazine gewesen."

„Und was kaufte er?"

„Sämmtliche alte Möbel des verstorbenen Barons von Below, die mein Prinzipal übernommen hat."

Ernst glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen.

„Des Barons von Below?"

„Um jeden Preis, und dabei will der Narr, daß sie nicht einmal aufpolirt werden sollen."

Der Offizier starrte den Tapezierer an. Ein Räthsel war kaum gelöst, und schon erschien die furchtbare Sphynx wieder, um ihm den Weg zu versperren. In welcher Beziehung steht der Mann, der den Brief verloren, zu Klementine? Warum will er den Nachlaß des Verstorbenen um jeden Preis kaufen?

„Wissen Sie weiter nichts über Herrn Julian?" fragte er die Alte.

„Nein. Vor vier Wochen miethete er bei mir, weil ich einen Vermiethezettel an die Thür geklebt hatte, und heute reiste er wieder ab, nachdem ich ihm den Brief übergeben."

„Mein Freund," wandte er sich an Fritz, „ich ersuche Sie, mich zu begleiten. Vielleicht gelingt es unsern vereinten Bemühungen, den Adressaten ausfindig zu machen. Gehen wir!"

„Halt!" rief Frau Hammerschmidt. „Lassen Sie den Mantel zurück, Herr Fritz, und bezahlen Sie. Er soll morgen mit einem jungen Stutzer spazieren gehen."

Der arme Fritz machte ein trauriges Gesicht.

„Was kostet der Mantel?" fragte Ernst.

„Wollen Sie ihn kaufen, mein Herr?"

„Ja."

„Fünfzehn Thaler — er ist — —"

„Gut — hier ist das Geld! Ich mache ihn meinem Freunde zum Geschenke."

„Und Ihr Freund, mein Herr," rief der entzückte Fritz, „wird dankbar sein."

Ein Fiacre brachte die beiden jungen Männer nach Ernst's Wohnung. Als Fritz nach einem einstündigen Gespräche schied, hatte der Offizier die Ansicht gewonnen, daß es seine Pflicht sei, das geheimnißvolle Dunkel, das Klementine umgab, aufzuhellen. Seine Liebe ließ ihn kaum daran zweifeln, daß es ihm in allen Punkten gelingen würde, wie in dem ersten. Er bereute, sein Abschiedsgesuch eingesendet zu haben, weil es jedenfalls angenommen werden und Aufsehen erregen würde. Die Liebe ließ ihn selbst eine Zerstörung der Heirath des Junkers hoffen, und Klementine's Verzeihung hielt er für gewiß, wenn er mit freiem Herzen um ihre Hand werben konnte. So philosophirte die Liebe, die ewig hoffende und entschuldigende. Aber auch die Eifersucht mit allen ihren Schrecken trat auf, sie erinnerte ihn an den schönen, stattlichen Mann mit den glühenden Augen, den Klementine weinend geküßt hatte.

„Giebt man sich einem heftigen Schmerze hin," fragte er sich, „wenn man scheidet, um sich am nächsten Tage wiederzusehen? Es ist leicht zu begreifen, daß Klementine jenen Julian, den sie nicht heirathen kann, liebt, und daß sie den Baron, den sie heirathen muß, nicht liebt. Aber wer ist Julian? Wer ist der alte Mann, der die Möbel des Verstorbenen kaufen will, und den zärtlichen Brief in dem Magazine verloren hat?"

Ernst erschöpfte sich in Muthmaßungen und Annahmen, ohne auch nur ein Resultat zu erhalten, das einige Wahrscheinlichkeit für sich hatte.

VI.

Wir verlassen den grübelnden Ernst, und betreten die Wohnung der alten Frau von Falk. Großmutter und Enkelin befinden sich in einem einfach, aber höchst geschmackvoll eingerichteten Zimmer. Eine fast peinliche Ordnung verräth das Streben, Eleganz und Wohlhabenheit zu entwickeln. Man sieht, daß eine aristokratische Hand einen blendenden Schleier über die Dürftigkeit des bürgerlichen Mittelstandes zu ziehen sucht. Die Form der alten, aber saubern Möbel deutet an, daß sie einst das Boudoir einer vornehmen Dame schmückten, daß sie die Ueberreste einer zu ihrer Zeit modernen Ausstattung sind.

Die Großmutter, in einen alten, viel gebrauchten Sammetpelz gehüllt, sitzt in dem Sopha. Sie liest in einem Buche, sieht aber von Zeit zu Zeit über ihre große silberne Brille nach Klementine hinüber, die bei einem tief herabgebrannten Lichte an dem Secretair sitzt und schreibt. Mit einem tiefen Seufzer legt sie die Feder aus der Hand.

„Bist Du fertig, mein Kind?" fragte die alte Dame.

Klementine zog ein Tuch aus der Tasche ihres einfachen Kattunoberrocks und verhüllte das Gesicht.

„Was ist das?" rief entrüstet die Alte. „Du weinst?"

„Großmutter," flüsterte das junge Mädchen unter Thränen, „verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen in diesem Punkte nicht mit der gewohnten Bereitwilligkeit gehorsam sein kann. Sie fordern zu viel, zu viel! Ich kann meine Pflicht nur mit gebrochenem Herzen erfüllen."

Frau von Falk, eine große, wohlbeleibte Dame mit einem fast männlichen Gesichte, legte das Buch auf den Tisch, und die Brille auf das Buch.

„Es ist recht traurig," sagte sie nach einer Pause, „daß Dein Verstand nicht die Herrschaft über das Herz gewinnen kann. Ist mir auch Deine Sentimentalität, eine Folge unserer gedrückten Verhältnisse, erklärlich, so muß ich sie dennoch als unverträglich mit dem Charakter einer Dame vom Stande verdammen. Du machst mir den Vorwurf, ich fordere zu viel — hierauf kann ich Dir nur antworten, daß ich den Stand der Dinge besser begreife, als Du, denn ich habe die Erfahrung für mich. Ich war einmal so schwach, das Glück meines einzigen Sohnes, Deines Vaters, durch mütterliche Nachgiebigkeit zu verscherzen — ein zweites Mal werde ich dieser Schwäche nicht erliegen, denn es ist mir Pflicht, die verarmte Familie der Falk's wieder emporzubringen. Ein armer Edelmann gilt heut zu Tage nicht so viel, als ein reicher Bürger. Was ist eine Ehe ohne Vermögen? Ein jammervoll elendes Verhältniß, das stets mit dem Untergange endet. Dies hat selbst der Staat eingesehen, und darum den Offizieren der Armee, die sich verheirathen wollen, den Ausweis eines gewissen Vermögens vorgeschrieben. Ich duldete die Annäherung Ernst's von Below, so lange ich sie Deinem Glücke für ersprießlich achtete — seit ich das Gegentheil kenne, habe ich sie mir verbeten. Du hast ihm kein Versprechen gegeben, folglich hat Ernst keine Forderungen an uns. Der Junker ist reich, er liebt Dich und will sein großes Vermögen mit Dir theilen. Weisen wir den ehrenvollen Antrag zurück, so müssen wir im Frühjahr Berlin verlassen, um das elende Leben meiner armen Schwester in Dobberan zu theilen. Meine bescheidene Pension reicht wohl für das Dorf aus, aber nicht für die Residenz."

„Mein Gott! Mein Gott!" schluchzte Klementine, indem sie die Feder wieder ergriff.

„Was soll aus Dir werden?" fuhr Frau von Falk aufgeregt fort. „Ohne Vermögen ist an eine Heirath mit Ernst nicht zu denken. Von der Liebe allein kann man eben so wenig leben, als von der Gage eines Secondelieutenants. Klementine, muß ich Dich an das Schicksal Deines Vaters erinnern?" rief sie zornig, als sie das laute Schluchzen des jungen Mädchens hörte. „O, Du kennst nicht alle Phasen seines Lebens, Du weißt nicht, wie furchtbar er untergegangen ist! Wohlan, mein Kind,"

fügte sie bitter hinzu, indem sie sich über den seufzenden Tisch lehnte, „so vernimm ein Geheimniß, das Du eigentlich nie hättest erfahren sollen — höre mich an, und Du wirst meinen festen Willen gerechtfertigt, wirst ihn nicht mehr grausam finden. Dein Vater, der schönste Offizier seines Regiments, liebte in seinem dreiundzwanzigsten Jahre ein zwar schönes und sittsames junges Mädchen, aber es war arm und von zweifelhafter Herkunft. Man nannte Julie ein Fräulein von Selmar, ihr Vater, hieß es, sei in einem Duelle mit einem Polen gefallen, und deshalb lebe sie bei ihrem Vormunde, einem alten Militär, der aus Holland eine kleine Pension bezog. Victor, Dein Vater, hielt um das Mädchen an, der Vormund willigte ein, und mich zwang man durch List und Ueberredung, diese Ehe zu segnen. Mein Verstand rieth mir davon ab, aber mein mütterliches Herz gab dem ungestümen Drängen nach. Die jungen Leute hatten sich heimlich in Altona trauen lassen, und mir blieb nichts, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen. O, noch sehe ich das schöne Paar vor mir, und ich muß bekennen, daß es mein Mutterherz mit einem geheimen Entzücken erfüllte. Man hatte den noch jungen Lieutenant für reich gehalten, und Victor war schwach genug, die Welt in dieser Meinung zu bestärken. Seine junge Frau, die er anbetete, umgab er mit Glanz und Luxus, und jemehr man ihn um ihren Besitz beneidete, je verschwenderischer ward seine Liebe, so daß nach zwei Jahren von dem kleinen väterlichen Erbtheile nichts mehr übrig war. Da wurdest Du geboren, Klementine, aber der leichtsinnige, verblendete Victor konnte des Vaterglücks nicht froh werden, da sich der Mangel einzustellen begann. Um der jungen Mutter die wahre Lage zu verbergen, nahm er zum Spiele seine Zuflucht. Anfangs begünstigte ihn das Glück und machte ihn kühn; aber bald wandte ihm Fortuna den Rücken, und Victor, der sonst so brave junge Mann, war nicht allein mit Schulden belastet, er ward auch, um die Entbehrung von seiner Gattin abzuwenden, ein falscher Spieler."

Klementine schauderte zusammen. Erbleichend starrte sie die aufgeregte Erzählerin an.

„Begreifst Du auch," fuhr Frau von Fall fort, „begreifst Du auch ganz, wie tief Dein Vater gesunken war? Und zu diesem Falle hatte ihn sein sentimentales, romantisches Gemüth gebracht. Er war ein zärtlicher Ehemann, aber ein schlechter Offizier, den seine Kameraden verachteten und mieden. Der erste Fehltritt zog bald den zweiten nach sich — Victor, der junge, unerfahrene Mann von fünfundzwanzig Jahren ließ sich durch die Noth verleiten — seine Frau lag auf dem Krankenbette — einen falschen Wechsel auszustellen. Nun war Alles geschehen, was ihn brandmarken konnte, das Offiziercorps trat zusammen, bezahlte den Wechsel, und gab, aus besonderer Rücksicht auf die obwaltenden Umstände, meinem Sohne den Rath, sofort seine Entlassung zu nehmen, ehe sie von dem General-Commando dekretirt werden würde. Ihm blieb nichts, als diesen Rath zu befolgen. Da stand nun der arme, verachtete Mann an dem Krankenbette seiner Gattin, an der Wiege seines lieblichen, unschuldigen Kindes, dessen Zukunft der Vater abgeschnitten hatte. Und fragen wir nun nach der Ursache dieser gräßlichen Zustände? Victor liebte, ohne den Verstand zu fragen; Victor war seiner Neigung gefolgt, ohne die Rathschläge vernünftiger, ruhig denkender Personen zu hören; er hatte über der Romantik die Wirklichkeit vergessen, die mit unerbittlicher Strenge ihre Forderungen geltend macht. Und dabei war er ein guter, rechtlicher Mann. Der Grundsatz: „Ein Herz und eine Hütte, Dich oder Keine," kann jetzt nicht mehr in Anwendung gebracht werden, und vorzüglich bei Leuten, denen Rang und Stand, sowie Gewohnheiten des Lebens, die Beobachtung von Aeußerlichkeiten gebieten. Als ich, von der Reise zurückgekehrt, das Unglück meines Sohnes erfuhr, war an eine Abhülfe nicht mehr zu denken, auch wenn ich sie meinerseits hätte ermöglichen können. Jeder sah mitleidig und verächtlich auf meinen Sohn herab, obgleich man allgemein die Motive seiner Handlungen kannte. Nun begrub er sich mit seiner Frau und seinem Kinde in ein einsames Dorf, wo er von dem lebte, was ich ihm sandte. Aber lange ertrug sein Stolz die Annahme von Almosen nicht; er empfahl mir Weib und Kind, und nahm Dienste in dem holländischen Heere, das damals gegen Belgien und Frankreich im Felde stand. Jetzt konnte und mußte er sich von der trennen, ohne die er früher nicht leben zu können geglaubt. Ja, mein Kind, jetzt ließ er seine angebete Julia, um dem Tode entgegen zu gehen. Was der Liebe unmöglich war, vollbrachte die Noth und der Stolz. Wo blieb die Romantik, die Sentimentalität? Hätte er zwei Jahre früher die Kraft besessen, die ersten heftigen Regungen seines Herzens durch den Verstand zu beherrschen, er würde mir den Kummer und sich die Last eines erbärmlichen Lebens erspart haben, die er außerdem noch zwei unschuldigen Geschöpfen aufbürdete. Ich sorgte mütterlich für meine unglückliche Schwiegertochter und für meine Enkelin, denn Beide waren unschuldig an dem harten Schicksale. Den ersten und letzten Brief schrieb Victor von Antwerpen aus, wo er als Freiwilliger unter dem General Chassé diente und die Citadelle besetzt hielt. Wie erschütternd war dieser Brief! Mein Sohn schrieb mir, er wolle durch Muth und Tapferkeit sich eine ehrenvolle Stellung verschaffen, die ihm erlaubte, für seine Familie zu sorgen, oder untergehen. Das war Verzweiflung, mein Kind! Und wer hatte ihn dazu getrieben? Blinde Liebe! Du siehst, der verheirathete Mann dachte schon ganz anders, als der glühende Liebhaber. Ernst von Below steht in demselben Alter, in dem Dein Vater damals stand, und seine Verhältnisse sind genau dieselben. Unterbrich mich nicht, Klementine, ich bin noch nicht zu Ende, und Du sollst Alles wissen.

„Es verflossen sieben Jahre, in denen ich von meinem Sohne keine Nachricht erhielt. Ich wähnte ihn gefallen in dem Kampfe um die Citadelle von Antwerpen, den die Zeitungsberichte als einen der blutigsten in der Geschichte schilderten. Während Du fröhlich emporblühetest, ward Deine arme Mutter von Gram und Kummer verzehrt, denn sie klagte sich an, den Grund zu Victor's Unglück gelegt zu haben. Ihre zarte Körperkonstitution vermochte den nagenden Seelenschmerz nicht lange zu tragen — sie welkte langsam dahin, bis sie auf das Krankenlager sank. Eines stürmischen Novemberabends saß ich an ihrem Bette, die Vergangenheit zog meinem betrübten Geiste vorüber, und schaudernd gedachte ich der schrecklichen Folgen jener leichtsinnig geschlossenen Ehe. Da klopfte es an die Thür des kleinen Hauses, das ich damals auf dem Lande auch im Winter bewohnte, weil mein geringes Einkommen mir das Leben in der Stadt nicht erlaubte. Ich selbst öffnete die Thür. Ein Mann, gehüllt in einen alten Militärmantel, trat ein. Es war mein Sohn, der vom Schicksale zurückgeführt ward, um noch einmal seine Gattin zu sehen, die in derselben Nacht starb. Da stand nun der arme Mann an der geliebten Leiche — seine starren, trockenen Blicke verriethen deutlich die Verzweiflung, die sein Herz zermalmte. Mutter, rief er aus, ich habe ein schweres Vergehen zu büßen, denn ich habe diese hier gemordet! Wäre ich ihr mit wahrhafter, ruhiger Liebe zugethan gewesen, ich hätte sie nie an mein ungewisses Schicksal fesseln müssen! Dann stürzte er an das Bett seiner siebenjährigen Tochter, an Dein Bett, Klementine, und sank weinend auf die Knie nieder. Der Anblick des ruhig schlummernden Kindes mit dem rosigen Gesichte hatte die Erstarrung des Herzens gelöst, dem armen Vater rannen heiße Thränen über die abgehärmten Wangen. Nun verbrachte er drei schmerzliche Tage in meinem Hause. Du erinnerst Dich jener Zeit wohl noch, und da wir öfter schon davon gesprochen, übergehe ich sie; aber eine Scene theile ich Dir mit, die Du nicht kennst, und die Dir beweisen soll, daß ich selbst die Verpflichtung habe, über die Neigungen Deines Herzens zu wachen und Dich von gefährlichen Schritten abzuhalten.

„Am Abend des Begräbnißtages Deiner unglücklichen Mutter trat Victor, Dein Vater und mein Sohn, zu mir in das Zimmer. Mutter, sagte er im Tone kalter Entschlossenheit, klagen Sie mich nicht der Muthlosigkeit an, wenn ich an meiner Zukunft verzweifele, denn ein hartes Geschick hat mir eine Stellung in der Welt angewiesen, der mich zu entreißen meine gebrochene Kraft zu gering ist. Diese Ansicht hat die Erfahrung bestätigt, und sie ist in mir zur Ueberzeugung geworden. Das Alter der Illusionen ist vorbei, und der ruhige Verstand sieht das Leben, wie es ist. Ich habe eine Tochter, an der mein ganzes Herz hängt, aber ich kann ihr Glück nicht begründen. Nehmen Sie sich des verwaisten Mädchens an, und erziehen Sie es in Ihren Grundsätzen. Von der richtig geleiteten Bildung des Herzens hängt das Leben ab — Mutter, gründen Sie das Glück Klementine's, und bewahren Sie sie vor der gefährlichen Klippe, an der mein Lebensschiff scheiterte. Das schwöre ich Dir! rief ich aus, und reichte ihm die Hand. Ich überwache als Mutter Dein Kind, und ist es mir noch vergönnt, sie einem Lebensgefährten zuzuführen, so wird es nur einem solchen sein, der sie vollkommen glücklich zu machen befähigt ist. — Nun scheide ich

mit erleichtertem Herzen, rief Victor, nehmen Sie meine Tochter! Ich räume Ihnen alle meine Vaterrechte ein, und schwöre feierlich, daß ich alle Ihre Verfügungen billigen werde. — Mein Sohn, antwortete ich, ich werde auch keine Widersprüche dulden, und nur unter dieser Bedingung übernehme ich die Erziehung Klementine's."

Klementine sprang auf, und warf sich der Großmutter zu Füßen.

„Und Sie haben so redlich Wort gehalten," rief sie aus, „daß ich Ihnen jetzt als eine Undankbare erscheinen muß!"

„Mein Kind, vollende den Brief an den Baron, sprich ihm darin Deine Hochachtung und Zuneigung aus, und Du hilfst mir den Schwur erfüllen, den ich Deinem Vater geleistet habe. Bedenke, daß ich alt bin, daß meine Lebenstage gemessen sind — mein letztes Stündlein würde ein trauriges sein, wenn ich Dich schutzlos in dieser Welt zurücklassen müßte. Eine zweite Gelegenheit, Deine Zukunft zu sichern, bietet sich uns sicher nicht wieder dar. Frage nicht das Herz, frage den Verstand, und er wird Dir sagen, daß ich Recht habe."

„Ach Gott, daß wir so arm sind!" seufzte Klementine.

„O, wären wir reich!" rief Frau von Falk mit blitzenden Augen. „Es wäre heute Alles anders. Der Reichthum hat schöne Vorrechte, denn er erlaubt uns, der Stimme des Herzens Gehör zu geben. Aber wir sind arm," fügte sie mit Bitterkeit hinzu, „und dabei müssen wir unter Entbehrungen die Leute vom Stande spielen. Es soll kein Vorwurf für Dich sein, mein liebes Kind — aber im nächsten Monate schon werden wir fühlen, daß wir gestern auf einem Balle gewesen sind. Ich würde Deine Toilette thörichte Verschwendung nennen, wenn sie nicht einen klugen Zweck hätte. Und deshalb trieb ich Dich, den Haarschmuck zu kaufen, obgleich der Preis desselben eine Deiner wochenlangen Arbeiten verschlungen hat."

„Großmutter," fragte Klementine mit gepreßter Stimme, „Sie unterbrachen Ihre Erzählung — wohin ging mein armer Vater, als er sich von Ihnen trennte?"

„Frage mich nicht," antwortete die alte Dame, indem sie umsonst eine Aufwallung zu verbergen suchte. „Dein Vater ging, um sich für immer einem Kreise zu entziehen, dem er nicht angehören durfte. Seit der Zeit seines Vergehens sind zwanzig Jahre verflossen, die Welt glaubt, er sei bei der Belagerung von Antwerpen gefallen, und dieser Glaube darf nicht zerstört werden, weil Dein Glück mit ihm zusammenhängt. Glaube mir, Klementine, Dein Vater muß todt für Dich sein, auch wenn er noch lebte."

„Und wissen Sie nichts von ihm?"

„Nein, nein! Ich will auch nichts von ihm wissen!"

Frau von Falk erhob sich, und ging einige Minuten in großer Aufregung durch das Zimmer. Klementine, die sie ängstlich beobachtete, sah Thränen in ihren großen Augen erscheinen. Plötzlich blieb die alte Dame stehen, und sah auf das neben dem Sopha knieende Mädchen herab.

„Klementine," sagte sie mit bewegter Stimme, „mag Dein Vater leben oder im Grabe ruhen — willst Du seine Ehre retten, so vollende den Brief an den Baron!"

Zitternd erhob sich Klementine und ging schwankend dem Schreibtische näher. Dieser Anblick durchschnitt der alten Frau die Seele.

„O diese unglückliche Verirrung!" rief sie erschüttert. „Sie übt ihre traurige Wirkung auch noch auf die Kinder aus!"

Klementine sank auf dem Stuhle nieder, ergriff die Feder, sandte einen flehenden Blick zum Himmel empor und begann zu schreiben.

„Es muß sein!" flüsterte die alte Dame, indem sie ihren Gang durch das Zimmer wieder antrat.

Der Brief war nach einiger Zeit vollendet, und die Schreiberin überreichte ihn der alten Dame. Diese las ihn.

„Du hast nicht allein Dein Glück begründet, Du hast auch ein gutes Werk gestiftet!" sagte sie. „Jetzt gehe zu Bett, mein Kind!"

Die Enkelin küßte der Großmutter die Hand.

„Gute Nacht!" flüsterte sie, und entfernte sich.

Frau von Falk schrieb noch einige Zeilen, schloß sie mit dem Briefe ihrer Enkelin in ein Couvert, siegelte und schrieb die Adresse. Sie legte sich mit der Ueberzeugung zur Ruhe, daß sie ihre Pflicht gethan habe.

Klementine saß noch in ihrem Stübchen; sie arbeitete an einer großen, prachtvollen Stickerei. Es schlug drei Uhr, als sie die Arbeit in einem Schranke verschloß. Obgleich sie den größten Theil der Nacht gewacht hatte, so fand sie die Morgendämmerung dennoch schon beschäftigt. Die Großmutter schlief wie gewöhnlich sehr lange. Klementine schickte die Magd aus, um kleine Einkäufe zu machen. Um acht Uhr ward die Klingel an der Saalthür gezogen. Klementine öffnete, und Doris, das Bäschen des Tapezierers Thaddäus, trat ein.

„Komme ich recht?" flüsterte das freundliche Mädchen.

Klementine nickte mit dem Kopfe und führte den Besuch leise in ihr Zimmer. Hier übergab sie Doris die in der Nacht vollendete Arbeit. Die Dame des Magazins betrachtete staunend den prachtvollen Teppich.

„Vetter Thaddäus wird froh sein, daß er fertig ist," sagte sie. „Er hat Auftrag erhalten, das Boudoir einer Braut so rasch als möglich auszustatten, und dieser Teppich ist dazu bestimmt."

„Einer Braut?" fragte Klementine mit einem schmerzlichen Lächeln.

„Eines reichen und sehr schönen Mädchens."

„Wer ist sie?"

„Ich weiß es nicht, mein Vetter geht sehr geheimnißvoll zu Werke, ich werde es aber dennoch in einigen Tagen erfahren. Ach, Fräulein, Sie sollten jetzt den Ofenschirm sehen, zu dem Sie die reizende Stickerei geliefert haben — er ist jetzt vollendet und wird ebenfalls in das Brautzimmer wandern. Es ist ein Möbel, mit dem Vetter Thaddäus große Ehre einlegt. Hier sendet er Ihnen das Geld dafür."

Doris legte sieben Thaler auf den Tisch.

„Und nun einen neuen Auftrag!" fügte sie rasch hinzu. „Können Sie in vierzehn Tagen die Stickerei zu einem Wandkorbe liefern?"

„Ich verspreche es."

„Gut, hier sind die Stoffe dazu und die Zeichnung, die Fritz, mein Bräutigam, entworfen hat. In vierzehn Tagen also werde ich die Arbeit abholen. Das Geld für den Teppich werde ich Ihnen morgen oder übermorgen zustellen, verlassen Sie sich darauf."

„Mamsell Doris," fragte Klementine, „es weiß doch Niemand darum, daß ich für Ihr Magazin arbeite?"

„Nein, nein; ich habe Ihnen mein Ehrenwort gegeben, und das halte ich. Es wird mir freilich mitunter schwer, den Fragen nach der geschickten und saubern Stickerin auszuweichen; aber selbst mein Bräutigam erfährt keine Sylbe. Nur unter der Bedingung, gab ich zur Antwort, daß die Stickerin unbekannt bleibt, nimmt sie Aufträge an; wollen Sie also ferner Arbeit erhalten, so fragen Sie nicht mehr. Und damit ist die Sache abgemacht."

Doris versprach noch einmal Verschwiegenheit, dann entfernte sie sich.

„Für ihn!" flüsterte Klementine unter Thränen, als sie das Geld verschloß. Ich bringe große Opfer — gebe der gütige Himmel, daß sie nicht vergebens sind!"

VII.

Vierzehn Tage sind verflossen. In diesem Zeitraume ist viel geschehen. Ernst von Below hat seine Entlassung erhalten, er ist ein junger Mann ohne Gehalt und ohne Vermögen. Hatte er auch die Hoffnung auf eine Verbindung mit Klementine aufgegeben, so hatte er dennoch die Forschung nach ihren heimlichen Gängen fortgesetzt, denn er wollte sich eine reine, unbefleckte Erinnerung an das Mädchen seiner ersten und einzigen Liebe bewahren. Aber alle Bemühungen waren erfolglos gewesen, und selbst von dem Fremden, der den Brief Klementine's in dem Magazine verloren, hatte weder er noch Fritz eine Spur entdeckt. Die Möbel aus dem Zimmer des verstorbenen Barons hatte er bezahlt und auf einem Wagen fortfahren lassen, während der junge Tapezierer einen Auftrag seines Herrn in einem entfernten Stadttheile vollzogen.

Um diese Zeit war es, als der Junker eines Morgens zu seinem Neffen in das Zimmer trat.

„Du hast Deine Entlassung genommen, Vetter?" fragte er gleichgültig.

„Ja!"

„Und was gedenkst Du nun zu thun?"

„Man sucht in der türkischen Armee Instructions-Offiziere

— ich glaube, daß dort mein Wunsch nach einem raschen Avancement erfüllt wird."

„Vetter, der Einfall ist gut!" rief der Junker. „Ein junger tüchtiger Mann findet überall eine gute Aufnahme. Zähle auf mich bei der Ausrüstung zur Reise. Wann gedenkst Du sie anzutreten?"

„Vielleicht in acht Tagen."

„Dann, Vetter, kannst Du noch ein Gast bei meinem Verlobungsfeste sein, das in fünf Tagen mit großem Pompe gefeiert werden soll. Außer Dir weiß Niemand um meine Absicht — nun denke Dir die Ueberraschung, wenn ich derselben großen und glänzenden Gesellschaft, die Du bei dem Kommerzienrathe gesehen, meine junge, reizende Braut vorführe! Heute schon fliegen die Einladungen durch die Stadt. Also den zwanzigsten, Vetter, ist unwiederruflich meine Verlobung."

Der Neffe trat dem Onkel, der in froher Aufregung das Zimmer durchschritt, ernst entgegen.

„Haben Sie auch reiflich überlegt, Onkel?" fragte er mit bewegter Stimme. „Sie beabsichtigen einen bedeutungsschweren Schritt zu thun, einen Schritt, der verhängnißvoll für das ganze Leben werden kann."

„Wie meinst Du das?" fragte erstaunt der lange Junker.

„Ich habe Grund, offen mit Ihnen zu reden, auch wenn ich nicht Ihr Verwandter wäre. Klementine von Falk ist ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, sie hat noch die ganze Zukunft ihres Lebens vor sich — glauben Sie, daß bei dem Abstande der Jahre zwischen Ihnen und ihr sich eine glückliche Ehe gestalten könne?"

Der Junker, der beiläufig gesagt, ein eben nicht scharfes Fassungsvermögen besaß, deutete Ernst's Worte als eine Besorgniß um seine Person.

„Vetter," rief er mit einem triumphirenden Lächeln, „so rasch sich mein Entschluß auch gestaltet hat, so reiflich ist er überlegt. Deine Besorgniß um meine Zukunft freut mich, und ich danke Dir dafür. Du bist der Ansicht — und diese Ansicht werden vielleicht noch viele theilen — daß Klementine, die allerdings etwas jünger ist, als ich, auf die vorgeschlagene Heirath nicht aus Neigung eingeht, sondern deshalb, um die Frau eines reichen Mannes zu werden, der für sie sorgt und sie später zu seiner Erbin einsetzt —?"

„Ja, Onkel, diese Ansicht ist selbst Ueberzeugung bei mir!"

„Dann kennst Du meine Braut nicht, die ein gutes, feinfühlendes und argloses Geschöpf ist! Sie besitzt alle Eigenschaften, die in ihrem Manne Hochachtung und Liebe erwecken müssen."

„O gewiß, gewiß!" rief Ernst, und der Ausdruck seiner Stimme verrieth deutlich, daß er seine innige Ueberzeugung aussprach. „Ich theile Ihre Meinung, und verhehle Ihnen die Verehrung nicht, die ich von Klementine hege; aber sie hängt von ihrer Großmutter ab, und jeder Wunsch dieser hochfahrenden Frau ist dem jungen Mädchen ein Befehl. Klementine ist fähig, sich aus kindlichem Gehorsam zu opfern!" fügte er in einer schmerzlichen Aufregung hinzu.

Der Onkel sah den Neffen mit forschenden Blicken an.

„Opfern?" fragte er. „Unsere Heirath, mein Freund, ist keine Conventionsheirath, sie gründet sich auf eine gegenseitige Zuneigung und Hochachtung. Klementine liebt mich, obgleich ich kein Jüngling mehr bin. Ueberzeuge Dich!"

Der Junker zog den Brief hervor, von dem wir wissen, daß ihn Klementine auf Veranlassung der Großmutter geschrieben hatte.

„Lies!" sagte er. „Du wirst dann nicht mehr an meiner glücklichen Zukunft zweifeln."

Ernst las:

„Sie wenden sich an mein Herz, Herr Baron, und fordern die Antwort desselben auf Ihren Antrag um meine Hand — ich nehme keinen Anstand, Ihnen zu bekennen, daß ich seit unserm ersten Begegnen eine aufrichtige Hochachtung vor Ihnen empfinde. Hochachtung ist die Basis der Liebe, und erblicken Sie, wie ich, in dieser Ansicht eine Bürgschaft für unser gegenseitiges Glück, so werden Sie in mir die Gattin finden, die Sie erwarten."

Der junge Mann gab erschüttert den Brief zurück, er hatte genug gelesen, um die nun folgenden Höflichkeitsphrasen übergehen zu können. Der Junker, der keine Ahnung von Ernst's Gemüthszustande hatte, entfernte sich, um die Arbeiten in seinem Hause zu besichtigen. Daß die alte Frau von Falk ihm Klementine's Neigung verschwiegen, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Ernst, im tiefsten Herzen verletzt, gab Klementine auf, er beschloß, am Tage ihrer Verlobung abzureisen, und in dem Strudel des Lebens die verlorene Ruhe wieder zu gewinnen. Während der Onkel die Vorbereitungen zu dem Feste traf, beschäftigte sich der Neffe mit den Ausrüstungen zu der Reise, bei denen Fritz, der den geschenkten Mantel nicht vergessen konnte, sich sehr eifrig zeigte.

So kam der verhängnißvolle Tag heran. Alle Räume des großen Hauses waren prachtvoll decorirt, Herr Thaddäus hatte ein wahres Meisterstück geliefert. Nur das kleine Zimmer des verabschiedeten Offiziers hatte die Hand des Künstlers verschont, es war das alte geblieben, und befand sich in völliger Unordnung. Ein großer Reisekoffer stand in der Mitte desselben, und wartete auf die Träger, die ihn heimlich und still zur Eisenbahn schaffen sollten. Gegen zehn Uhr hatte Fritz den Fiacre zur Fahrt nach dem Bahnhofe bestellt. Als Ernst in der Dämmerung von einem Freunde zurückkam, dem er Lebewohl gesagt, fuhren bereits die Equipagen mit den schön geschmückten Gästen vor. Eine Schaar von Livreebedienten empfing sie auf der Hausflur, an der Schwelle des Saales stand der vor Wonne glühende Junker. Ernst und Fritz saßen in dem dunkeln Zimmer, den Fiacre erwartend. Da ward plötzlich leise an die Thüre geklopft. Ernst bebte zusammen, mit schwankender Stimme forderte er zum Eintreten auf. Die Thür ward geöffnet und die Gestalt eines Mädchens erschien.

„Herr Ernst von Below?" fragte eine zitternde Stimme.

„Doris!" rief Fritz, indem er von dem Koffer aufsprang, den er sich zum Sitze gewählt hatte. „Was wollen Sie hier?"

Aber Doris beantwortete diese Frage nicht, sie trat rasch zu dem Sopha, wo sie Ernst erblickte.

„Ach, gnädiger Herr, dem Himmel sei Dank, daß Sie noch nicht abgereist sind!" rief sie.

„Warum, mein Kind?" fragte Ernst bestürzt.

„Ich hätte sonst diesen Brief nicht mehr abgeben können."

„Von wem kommt er?"

„Ach, lesen Sie, lesen Sie, dann geben Sie mir Antwort!"

Fritz hatte schnell eine Kerze angezündet. Ernst, zitternd am ganzen Körper, riß das Billet auf, und als er die Schriftzüge Klementine's erblickte, traten ihm die Thränen in die Augen. Durch den Schleier derselben las er folgende Zeilen:

„Ernst! Wenn Ihnen mein Glück am Herzen liegt, wenn Ihre Liebe zu mir noch dieselbe ist, so reisen Sie nicht, seien Sie vielmehr ein Gast bei dem Feste, das man zu meinem Verderben veranstaltet hat. Es bereiten sich wichtige Dinge vor. Erblicke ich Sie nicht in dem Saale, so falle ich als ein Opfer der Vorurtheile. Sehe ich Sie, so ist noch Rettung möglich. Weitere Erklärungen werde ich mündlich geben. Bei unserer Liebe, verlassen Sie Ihre Klementine nicht!"

Der Zustand des jungen Mannes läßt sich nicht beschreiben. Aus dem Abgrunde völliger Muthlosigkeit war er plötzlich auf den Gipfel des höchsten Glücks gehoben. Die Gewißheit, daß Klementine ihn liebte, erfüllte ihn mit einer Seligkeit, die ihn Alles vergessen ließ. „Und von mir, von mir erwartet sie Rettung?" fragte er sich. „Wer gab Ihnen den Brief, mein Kind?"

„Fräulein von Falk!"

„Klementine von Falk?" fragte Fritz erstaunt. „Doris, wie kommen Sie zu ihr?"

„Das Fräulein ist meine Freundin! Ich war ihr bei der Balltoilette behülflich. Sie haben die Säle decorirt, ich habe die schönste Dame Berlins geschmückt, mein lieber Herr Fritz. Ja, man hat auch seine Bekanntschaften!" fügte sie mit einer lieblichen Impertinenz hinzu. „Ach, wenn das arme Fräulein nur nicht so viel geweint hätte! Ihre Augen sind trübe, und ihr schönes Gesicht ist blaß wie eine Lilie. Und dabei wird sie von einer fürchterlichen Angst gefoltert, so daß man glauben möchte, sie ginge zum Richtplatze, anstatt auf einen Ball. Nun, es wird sie ein wenig beruhigen, daß der gnädige Herr noch nicht abgereist ist. Was soll ich dem Fräulein sagen?"

„Daß ich auf dem Balle sein und morgen erst reisen würde!"

Doris verneigte sich und entschlüpfte durch die Thür.

Geschäftig holte Fritz nun die Kleider aus dem Koffer und breitete sie auf den Möbeln aus. Es schlug zehn Uhr, als Ernst in einem einfachen schwarzen Anzuge dastand.

„Wir scheiden noch nicht, mein lieber Freund!" sagte er zu Fritz. „Morgen sehen wir uns noch einmal wieder."

„Den Koffer kann ich wohl wieder in unser Magazin schaffen lassen?“ fragte der junge Tapezierer mit lächelndem Gesichte.

„Warum?“

„Weil ich glaube, Sie werden ihn nicht brauchen.“

„Gott gebe es!“

Mit klopfendem Herzen stieg Ernst die Treppe zu dem ersten Stocke hinunter. Geschäftige Diener flogen über den Corridor, und eine rauschende Musik erklang in dem Saale. Es waren dieselben Weisen, die er auf dem Balle des Kommerzienraths gehört hatte; aber wie anders erklangen sie jetzt in dem hoffnungsvollen Herzen wieder! Er wußte ja, daß ihn Klementine liebte, und dieser einzige Gedanke verschönte die mangelhafte Welt zu einem Paradiese, dieselbe Welt, aus der er sich vor einer halben Stunde noch verstoßen wähnte. Ihm fehlte der Muth, sofort in den Saal zu treten. Mit der Oertlichkeit genau bekannt, öffnete er ein Zimmer, das zwar am äußersten Ende des Corridors lag, aber mit dem großen Gesellschaftssaale in Verbindung stand. Eine Alabasterampel hing von dem Plafond herab und beleuchtete elegante Möbel, chinesisches Porzellan auf den Gesimsen, große Kupferstiche in theuern Rahmen an den mit dunkelrothen Seidentapeten bekleideten Wänden, und seltene exotische Gewächse in zierlichen Broncekübeln. Ein halb geöffneter Vorhang gestattete einen Blick in den Alkoven — eine kostbare Lagerstatt von weißer Seide schimmerte in dem ungewissen Halbdunkel. Ein großer weicher Teppich bedeckte den Boden, und in der Nähe des zierlichen Ofens, in dem leise ein Feuer knisterte, stand ein großer, eleganter Schirm von wundervoller Stickerei. Ernst befand sich in dem Brautgemache, von dem ihm Fritz erzählt hatte, daß es ein Meisterstück des Herrn Thaddäus sei. Reichthum hatte sich hier mit Kunst und Geschmack vereinigt, um einen wahren Feenaufenthalt zu erschaffen.

(Schluß folgt.)

Kulturgeschichtliche Bilder.

2. Armuth und Wohlthätigkeit.

Ein Blick auf frühere Zeiten. — Bettlerheere und ihre Gewaltthaten im vorigen Jahrhundert. — Keine Bettelpolizei. — Bettlerorden. — Adelige Bettler. — Die Krüppelfuhre. — Die Kunst des recht fruchtbringenden Wohlthuns. — Die Theilnahme der Privaten an der Armenpflege. — Das Verschwinden des frühern Bettlerwesens in unserm Jahrhundert.

Wir haben in unserer ersten kulturgeschichtlichen Betrachtung vergleichende Blicke auf die „theuern Zeiten“ sonst und jetzt geworfen. Was liegt naher, als daß wir diese Vergleichung auf den Zustand des Armenwesens und auf die Art der Wohlthätigkeit in der frühern und der jetzigen Zeit ausdehnen? Die „zunehmende Bettelei“ ist auch so eine der herkömmlichen Anklagen, womit die Lobpreiser der Vergangenheit wider die Gegenwart zu Felde ziehen, und die „größere Lebendigkeit und Werkthätigkeit der christlichen Nächstenliebe“ eine der Lobesphrasen, mit denen sie jene erstere Zeit auf Kosten dieser letzteren zu erheben suchen. Und doch ist im Allgemeinen nichts unrichtiger, als diese Herabsetzung der Gegenwart und jene Anpreisung einer frühern, angeblich bessern Zeit. In wenigen Punkten möchten die Fortschritte der Civilisation so bedeutende und deutlich nachweisbare sein, als gerade in der Beschränkung und Verminderung des zügellosen Bettelwesens, in der Linderung der vorhandenen Armuth und in den Bemühungen für Beseitigung ihrer tieferliegenden Ursachen.

Richten wir unsere Blicke auf Deutschland, dessen Zustände uns ja doch am Meisten interessiren, so sehen wir dieses schon seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts, wo die ehemalige Größe seines Handels, der Reichthum seiner einst so blühenden Städte zu sinken begann, von einer bedenklich überhandnehmenden Verarmung und Bettelei heimgesucht. Noch viel schlimmer ward dies, als der dreißigjährige Krieg mit seinen schweren Drangsalen nicht blos die Fluren verwüstete, Städte und Dörfer zerstörte oder verödete, sondern auch die Banden der Sitte und des Gesetzes lockerte, ein wildes, unbändiges Soldatenregiment, harten Steuerdruck und in den meisten deutschen Ländern jene despotische Willkürherrschaft erzeugte und dadurch den alten kräftigen Bürgergeist und Gemeinsinn mehr und mehr ertödtete. Von jener Zeit an bis vor etwa funfzig oder sechzig Jahren, wo man wieder mit größerem Eifer und besserem Erfolg, besonders auf dem Wege der Vereinigung der Privaten, das furchtbar angewachsene Uebel zu bekämpfen begann, zeigte sich die Verarmung, und mehr noch als diese, die leichtsinnige, aus Faulheit und Liederlichkeit entspringende Bettelei fast in allen deutschen Ländern in wahrhaft schreckenerregender Weise, in einer Ausdehnung, von der wir uns heute kaum eine Vorstellung machen können, in einer Gestalt, die uns, träte sie gegenwärtig vor unsere Blicke, nach unsern heutigen Begriffen, als der Anfang einer völligen Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnung erscheinen müßte. Wer würde es glauben, wenn es nicht schwarz auf weiß in Schriften aus der damaligen Zeit geschrieben stände, daß noch in den achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts Städte, die keineswegs Mangel an Erwerbsquellen hatten, und die inmitten einer weit mehr fruchtbaren als armen Gegend lagen, wie Halle, von Bettlerschaaren zu 400—500 auf einmal durchzogen wurden, so daß diese, um die gewöhnlichen Straßengänger hindurchzulassen, sich theilen mußten und in zwei langen Zügen rechts und links an den Häusern hin marschirten. Man kann denken, daß da von einer Verweigerung des Almosens nicht die Rede war, sondern daß die Bewohner einer solchergestalt heimgesuchten Ortschaft froh sein mußten, wenn sie nicht (was oft geschah), noch geschimpft oder auf andere Weise insultirt, mit Gewalt zur Herausgabe von Geld und Lebensmitteln gezwungen oder mit List ihrer Habe beraubt wurden. Denn, wie ebenfalls Zeitgenossen erzählen, „mit Bitten und Beten fingen diese Herumstreicher an; wenn das nicht half, folgten Scheltworte und Drohungen.“ In die Stube drangen sie ein und gingen nicht fort, bis man sie befriedigt hatte; den Hausbesitzern drohten sie ganz laut, ihnen den rothen Hahn auf's Dach zu setzen; die Abergläubischen (deren es leider damals noch sehr viele gab) erschreckten sie mit Flüchen, Verwünschungen, angedrohten Behexungen und dergleichen; die Leichtgläubigen lockten sie durch angebliche Wahrsagerkünste, mittels deren sie ihnen Geheimnisse der Zukunft offenbaren oder verborgene Schätze zeigen wollten, mit Quacksalbereien, durch die sie ihnen neben ihrem Geld auch das noch viel kostbarere Gut, ihre Gesundheit, raubten. Dann gab es wieder andere unter diesen Vagabunden, welche die Frömmigkeit und den Wohlthätigkeitssinn der Leute mißbrauchten, indem sie vorgaben, für allerhand milde und christliche Zwecke Geld zu sammeln, z. B. für die Loskaufung von Christen aus der muselmännischen Sklaverei, oder (in den katholischen Ländern) für die zum heiligen Grabe Wallfahrtenden.

Von einer wohlorganisirten Bettelpolizei war bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wenig zu spüren. Wie wäre eine solche auch möglich gewesen? Deutschland zerfiel damals in etwa dreihundert und, wenn man die kleinsten reichsritterschaftlichen Gebiete dazu rechnet, die gleichfalls so gut wie souverän waren, in fast zweitausend von einander getrennte, selbstständig verwaltete Länder und Ländchen. Eine gemeinsame Armenpolizei von Reichswegen gab es nur etwa auf dem Papiere, in der Wirklichkeit war sie ohnmächtig wie Alles, was vom Reiche ausging. Höchstens die einzelnen Reichskreise vereinigten sich bisweilen, wenn das Uebel gar zu arg wurde, zu gemeinsamen Maßregeln, denen aber auch gewöhnlich der rechte Nachdruck und Eifer fehlte. Die einzelnen Landesherren aber waren zufrieden, wenn sie jene Landplage der Bettelei und Vagabundirerei nur von ihren Gebieten fern zu halten und in die ihrer Nachbarn abzulenken vermochten; sie ließen daher nur, so gut es ging, das herumziehende Bettlergesindel von ihren Grenzen zurückweisen, oder aus ihren Ländern hinaus jagen und suchten durch grausame Strafen (wie Staupenschlag und Brandmarken), ja durch Androhung von Todesstrafe, die Wiederkehr der Vertriebenen zu verhüten. Allein eben jene Vielheit der Grenzen und der fast gänzliche Mangel eines Zusammenwirkens der benachbarten Regierungen zur gemeinsamen Abstellung des Bettelwesens machte es den aus der einen Gegend Vertriebenen leicht, in einer andern einen Schlupfwinkel zu finden; je länger aber eine solche

Masse heimathlosen, tagedieberischen und entsittlichten Gesindels auf diese Weise von Ort zu Ort, von Land zu Land hin- und hergeschoben und allenthalben gleichsam für vogelfrei erklärt wurde, desto roher, wüster, leichtsinniger und gewaltthätiger mußte sie natürlich werden.

In Baiern mußte man noch vor etwa siebenzig Jahren vier Regimenter Cavallerie aufbieten, um die über das ganze Land verstreuten fremden Bettler aufgreifen zu lassen, weil die gewöhnlichen Behörden, die Bettelvoigte u. s. w., sich als ganz unzureichend dafür erwiesen. In Schweden gab es einen förmlichen „Bettlerorden," dessen Mitglieder aus dem Betteln ein stehendes Geschäft machten und, obschon rüstige und gesunde Leute, doch vom Arbeiten nichts wissen wollten, weil, wie sie sagten, sie solches nicht gelernt hätten, und da sie beim Betteln sich besser standen, [illegible] ihnen dies, wie man ausrechnete, täglich etwa sechs Neugroschen im Durchschnitt einbrachte. In Leipzig wurden noch im Jahre 1803 fast 1200 Thaler öffentliche Almosen an fremde herumziehende Bettler — 8438 der Zahl nach — gegeben. Auch Personen der höhern oder sogenannten gebildeten Stände schämten sich nicht, von anderer Leute Wohlthätigkeit zu leben; selbst Adelige und Studirte gingen häufig „ansprechen," besonders bei Ihresgleichen. Es kam auch wohl vor, daß ein solcher adeliger Bettler zwar auf allen Edelhöfen umherlungerte und keine Gabe, die man ihm dort reichte, verschmähte, aber um Alles nicht einen Zehrpfennig von einem Menschen ohne Geburt angenommen hätte. Das gab dann ein doppeltes Zerrbild damaligen Zeitlebens! Den Edelhöfen in der Nähe der Landstraßen wurden in manchen Ländern, z. B. im Hannövrischen, durch ausdrückliche Regierungsverfügungen die verabschiedeten Soldaten (bekanntlich damals meist geworbene Leute und häufig Ausländer) förmlich zur Unterstützung durch Almosen zugewiesen. Im Uebrigen waren es die Landgeistlichen, besonders die protestantischen, welche am Schwersten unter der Plage des Bettelns zu leiden hatten. Was in den katholischen Ländern Kirchen oder Klöster aus ihren reichen Mitteln, oft nur zu freigebig und mit zu wenig sorgfältiger Auswahl thaten — ward in den protestantischen von den Geistlichen verlangt, und es war für diese schwer, sich solcher Zumuthungen an ihre „christliche Mildthätigkeit," auch wenn diese noch so unverschämt waren, zu erwehren. So ein unglücklicher Pfarrer mußte von seinem schmalen Einkommen, welches vielleicht in Allem kaum ein paar hundert Thaler betrug, nicht selten (so versichern glaubwürdige Gewährsleute aus der damaligen Zeit) 40—50 Thaler jährlich an Almosen ausgeben.

Aber that man denn gar nichts, um diesem furchtbaren Krebsschaden der Gesellschaft abzuhelfen? Wohl that man Manches, nur leider nicht auf die rechte Weise. Die Kunst des rechten, fruchtbringenden Wohlthuns will ebenso gut gelernt sein, wie jede andere Kunst. Damals verstand man diese Kunst noch viel zu wenig. Ein großes Hinderniß guter Armenpflege war schon der Mangel einer ordentlichen Heimathsgesetzgebung, der sich in jener Zeit allerwärts fühlbar machte. Weil kein bestimmter Ort verpflichtet war, einen Verarmten aufzunehmen und zu verpflegen, so glaubte ein solcher, seine diesfallsigen Ansprüche an jedem Orte geltend machen zu dürfen; auf der andern Seite versagte man oft auch den wirklich Unglücklichen und Hülfsbedürftigen die nothwendigste Unterstützung und gab sie damit dem unvermeidlichen Untergange preis. So war es in vielen Staaten Deutschlands lange Zeit allgemein hergebrachte Sitte, fremde Arme, welche unterwegs erkrankten, mit einer sogenannten „Krüppelfuhre" auf dem Schub an den nächsten Ort zu schaffen, wo sich natürlich dasselbe Verfahren wiederholte, so daß ein solcher Unglücklicher oft Wochen lang bei der schlimmsten Witterung, auf den bodenlosen Wegen hin- und hertransportirt ward, bis er gewöhnlich unter Martern und Leiden seinen Geist aufgab. Erst etwa im letzten Drittheil oder Viertheil des vorigen Jahrhunderts entstanden, wenigstens in den größern deutschen Staaten, die Anfänge einer geregelten Heimath- und Armengesetzgebung, und damit hörte denn auch jener barbarische Gebrauch allmälig auf. Indeß brauchte es noch lange Zeit, bevor eine wirklich erfolgreiche Behandlung des Armenwesens in Deutschland Wurzel schlug. Die Noth mußte erst auf's Höchste steigen (so namentlich durch die furchtbare Theuerung der Jahre 1771—72 und wieder durch den harten Winter von 1784), und andererseits mußte die Wissenschaft von den volkswirthschaftlichen Gesetzen sich erst weiter ausbreiten, und der lange unterdrückte Gemeingeist wieder einigermaßen aufleben, ehe an eine nur irgend gründliche Abhülfe des so tief gewurzelten Uebels zu denken war. Denn mit dem bloßen Geldgeben war es so wenig gethan, als mit dem bloßen Befehlen und Anordnen von oben. An dem Ersteren hatte es schon lange nicht gefehlt, ja es war vielleicht nur zu viel in dieser Richtung geschehen, aber, wie schon gesagt, in verkehrter Weise. „Die Summe," bemerkt ein Schriftsteller der damaligen Zeit, „welche öffentliche und Privatwohlthätigkeit der Armuth widmete, wäre mehr als hinreichend zu dieser Absicht gewesen, wenn nur nicht eine unrechte Vertheilung sie meistentheils blos als einen Lohn für Faulheit, Müßiggang, Unverschämtheit und Unehrlichkeit verwandelt hätte, wodurch neue Geschlechter von Nothleidenden entstanden, die an eine sittenlose, lasterhafte Lebensart gewöhnt und für diese erzogen waren."

Fragen wir, durch welche Mittel es endlich gelang, jener furchtbaren Pest eines aller Schrecken und aller Gesetze spottenden Bettelwesens wenigstens so weit Herr zu werden, daß es, wie heutzutage in den meisten Gegenden Deutschlands, zumal Norddeutschlands in gewöhnlichen Zeiten nur als vereinzelte Erscheinung, nicht massenhaft auftritt, und bei thatkräftigem Eifer der Behörden, der Gemeinden und der Privaten recht wohl gänzlich unterdrückt werden kann, so tritt hauptsächlich Folgendes entgegen. Das Erste und Wichtigste war, daß man die Bettler, statt sich ihrer nur für den Augenblick entweder durch Almosengeben oder durch Fortjagen zu entledigen, zur Arbeit anhielt, und auf diese Weise nach und nach gänzlich ihres herumschweifenden, müßiggängerischen Lebens entwöhnte. Den noch nicht ganz verderbten, noch arbeitslustigen und nur aus Mangel an Erwerb bettelnden Armen suchte man solchen zu verschaffen, meist in öffentlichen Anstalten, wo auf Staatskosten allerlei Gewerbe betrieben wurden; die arbeitsscheuen und faulen sperrte man in Zwangsarbeitshäuser. Besonders in Preußen geschah Letzteres, und trug bald seine guten Früchte. Daneben erwies es sich als sehr wohlthätig, daß man die Armenpflege localisirte, d. h. Einrichtungen traf, damit jeder Ort die ihm zubehörigen Armen versorgte und diese nicht andern Orten zur Last fielen. Bekanntlich hat gerade in dieser Richtung die neuere Gesetzgebung über das Armen- und Heimathwesen eine ganz besondere Sorgfalt aufgewendet; die Anfänge dazu finden wir aber doch schon in mehren deutschen Staaten vor siebenzig, achtzig Jahren. Eine andere höchst wirksame Maßregel zur Verbesserung des Armenwesens war die sorgfältige Ueberwachung der einzelnen Armen, die genaue Prüfung ihrer größern oder geringern Hülfsbedürftigkeit, die fortwährende Controle ihres Verhaltens und die richtige Bemessung der jedesmal am Meisten nothwendigen und am Besten angebrachten Art von Unterstützung (ob in Geld, Nahrungsmitteln, Kleidung oder bloßer Arbeitsgelegenheit).

Diese Maßregel aber, ebenso wie die Einsammlung von freiwilligen Gaben für die Zwecke der Armenpflege, wäre schwerlich mit nur einigem Erfolge auszuführen gewesen, ohne die thätige Mitwirkung von Einzelnen und Vereinen, welche theils auf eigene Hand, theils im Anschluß an die Wirksamkeit der öffentlichen Behörden sich dieses wichtigen Geschäftes der Humanität annahmen. Die Anfänge einer solchen organisirten Theilnahme der Privaten an der öffentlichen Armenpflege (einer Einrichtung, welcher wir unzweifelhaft die erfreulichsten Fortschritte auf diesem Gebiete zu danken haben) reichen ebenfalls bis in das vorige Jahrhundert, zum Theil noch weiter zurück, wenn auch deren weitere Ausbildung und Vervollkommnung erst der neueren Zeit angehört. Eigenthümlich dagegen ist dieser Letzteren Bestreben, den ärmeren Klassen mehr indirect als direct die Hand zu ihrer Emporhülfe, zur Beseitigung oder Linderung ihrer Noth zu bieten, so viel möglich ihre eigene Thätigkeit und Betriebsamkeit dafür eintreten zu lassen, und dieser nur entweder die nöthige Leitung zu geben oder die ihr entgegenstehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Früher hielt man für nothwendig (und damals mochte es auch wohl nothwendig sein), den arbeitsfähigen Armen direct Arbeit und Verdienst zu gewähren — von Staats- oder Gemeindewegen —; jetzt beschränkt man sich (außerordentliche Zeiten der Noth abgerechnet) in der Regel darauf, denselben Arbeit nachzuweisen, und die in den letzten 10—20 Jahren errichteten Arbeitsnachweisungsanstalten haben sich als ein treffliches Mittel zur Linderung örtlicher Armuth und Erwerbslosigkeit erwiesen. In größerem Maßstabe geschieht Aehnliches wohl auch von Staatswegen durch Einführung neuer Industrie-

zweige. Auf diesem Wege hat man z. B. in Belgien die durch den Verfall ihrer alten Leinenindustrie dem Untergange nahe Bevölkerung Flanderns gerettet. — Wo man ferner in der früheren Zeit Magazine anlegte, um der ärmeren Klasse Lebensmittel zu wohlfeileren Preisen zu liefern, da leitet man jetzt diese Klassen selbst an, durch „Associationen zur billigern Beschaffung von Lebensmitteln" oder durch „Sparanstalten" (nach des verdienten Liedke Vorgang) denselben Zweck, aber zugleich noch einen anderen zu erreichen, nämlich: sparen zu lernen und sich zu gewöhnen, in der eignen Kraft und Umsicht und in der Vereinigung unter sich das sicherste Mittel der Unterstützung zu finden. Während man sonst blos an die Armen Nahrungsmittel vertheilte, hat man jetzt auch für die noch nicht gänzlich Mittellosen, aber doch Minderbemittelten öffentliche Speiseanstalten errichtet, um diesen eine wohlfeile und doch kräftige, gutbereitete Kost zu verschaffen. Nicht zu gedenken der Sparkassen, Alterskassen, Vorschußkassen und anderer ähnlicher Anstalten, welche bestimmt sind, den Dämon zu bannen, und welche in der That demselben so manches Opfer der Verarmung, das ohne sie ihm anheimgefallen sein würde, entreißen. Von diesen Einrichtungen (ebenfalls beinahe ausschließlich einer Errungenschaft des neuesten Kulturfortschritts) sprechen wir wohl ein ander Mal.

Die vorstehenden Betrachtungen über das Armenwesen der früheren und der jetzigen Zeit glauben wir getrost mit folgenden Behauptungen, als dem Endergebniß derselben, beschließen zu können: Das Bettelwesen, wie es in früheren Zeiten bestand, d. h. das Unwesen einer völlig heimathlosen, oft ihr ganzes Leben lang umherschweifenden, müßigen und arbeitscheuen Massenbevölkerung, ist — Dank unserer bessern Armenpolizei — fast gänzlich verschwunden. Die locale Bettelei ist, wenigstens in den meisten Gegenden Deutschlands, wenn nicht ganz beseitigt, doch wesentlich verringert. Die Zahl Derer, welche zu ihrem Lebensunterhalt fremde Unterstützung in Anspruch nehmen, hat, trotz der bedeutend gewachsenen Bevölkerung, im Ganzen eher ab- als zugenommen, und zwar hauptsächlich in Folge der höchst erfreulichen Thatsache, daß sowohl die Gelegenheit zu einem ehrenhaften Erwerb durch eigne Arbeit, als der Trieb nach solchem, häufiger als sonst, sich finden. Die Freude am Wohlthun und die Bereitwilligkeit des Gebens war zwar — man muß unsern Vorfahren diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, — vordem ebenso groß, scheinbar sogar (wenn man nur auf die Summen sieht, die in der Form wirklicher Almosen vertheilt wurden) noch größer, als gegenwärtig; allein erst die neuere Zeit hat gelernt, auf die rechte Weise, d. h. so zu geben, daß dadurch das Uebel, dem man steuern will, wirklich vermindert, nicht etwa gar noch vermehrt wird; außerdem aber sind in unseren Tagen der Humanitätssinn und Gemeingeist noch auf vielen anderen Wegen, als dem der unmittelbaren Armenpflege, für Abhülfe der vorhandenen Noth, für Emporhebung und Unterstützung des ärmeren Theils der Gesellschaft mit wahrhaft erfinderischem Eifer geschäftig. Mit einem Worte: auch auf diesem wichtigen Gebiete der Kultur sind wir ganz unzweifelhaft vorwärts, nicht rückwärts gegangen und schreiten täglich noch weiter fort.*)

*) Wir verweisen auch hier wieder Diejenigen unserer Leser, die genauere Aufschlüsse oder eine weitere Bestätigung des oben Angeführten wünschen, auf das Buch: „Deutschlands politische, materielle und sociale Zustände im 18. Jahrhundert," von Biedermann.

Ein Auswandererschiff.

Warnung für Auswanderer. — Die Einschiffungspunkte Hamburg und Bremen. — Auswanderungsschenken. — Bremerhaven und das Treiben daselbst. — Auf's Schiff! — Deck, Zwischendeck und Schiffsraum. — Das Leben im Zwischendeck während der Fahrt. — Die Beköstigung. — Krankheiten und kein Arzt. — Die Medizinkiste des Capitäns. — Zeitvertreib während der Fahrt.

Zu keinem Vorhaben wohl bedarf es ein größeres Maß nüchternen Verstandes und vorurtheilsloser Ueberlegung der einschlagenden Verhältnisse als zu dem der Auswanderung. Wenige Unternehmen sind von Anfang bis zu Ende so sehr den Manipulationen gewinnsüchtiger Spekulanten unterworfen, wenige werden trotz mannigfacher Aufklärungen und Warnungen in der Regel mit so kläglichem Ungeschick und so unverantwortlichem Leichtsinn angegriffen, wenige schließen so häufig mit schmerzlichster Enttäuschung. Nun ist es nicht unsere Absicht, im Folgenden von der Auswanderung überhaupt abzureden und etwa die ganze Litanei von Gründen herzubeten, welche von Wohlmeinenden aber Befangenen gegen diese Erscheinung im neuern Völkerleben bisher mit keinem andern Erfolge geltend gemacht worden ist, als dem, welchem der Wunderliche begegnen würde, der den Rheinstrom mit der flachen Hand aufhalten wollte. Es ist nicht blos die Noth und nicht blos das Mißvergnügen an den politischen Zuständen der alten Welt, welche das heutige Geschlecht treiben, seine Geschicke und seine Hoffnungen vom Boden des Vaterlandes zu lösen und drüben über'm Meere in ein anderes Feld zu verpflanzen; es ist zugleich einer jener geheimnißvollen Triebe, welche sich von Zeit zu Zeit im Leben der Menschheit geltend machen und, indem sie Theile derselben in andere Bahnen drängen, neue Perioden der Geschichte vorbereiten. Dafür spricht schon die Thatsache, daß der Hauptzug der Auswanderung, vielfältiger Empfehlungen anderer Länder ungeachtet, noch fortwährend nach Amerika und hier wieder vor Allem nach den Gegenden geht, welche das Sternenbanner der großen anglosächsischen Republik beschattet. Thöricht also, wir wiederholen es, ist, wer dem wehren, wer davon abmahnen will. Wohl aber kann die Warnung vor leichtfertiger Auffassung eines derartigen Vorhabens dem Einzelnen nicht oft genug wiederholt werden, und wohl soll die Presse unablässig darauf hinweisen, daß der Weg zu den Früchten der transatlantischen Freiheit ein beschwerlicher und gefährlicher ist, daß auf diesem Wege ein heller Kopf, ein scharfes Auge und eine rasche Hand weiter helfen als ein voller Beutel, und daß namentlich der Deutsche weise thut, wenn er alles rosenfarbene Phantasiren von den Annehmlichkeiten dieses Weges und alle seine nationale Gemüthlichkeit einstweilen in die Herzenstruhe verschließt, und sich dafür ein gutes Theil praktischen Sinn, möglichst viel Sachkenntniß und — die beste Waffe zum Schutze gegen den Schwindelgeist, der drüben mit dem Scheine von uneigennütziger Theilnahme Wucher treibt — einen großen Vorrath von Vorsicht oder wenn man will Mißtrauen anschafft.*

Diese Regeln sollten das Abend- und Morgengebet jedes Auswanderers, ihre Befolgung sein stetes Dichten und Trachten sein, und zwar von dem Tage an, wo er seinen Entschluß zur Uebersiedelung faßt, bis zu der Zeit, wo er, hindurchgeschifft durch die Scylla und Charybdis der Reise, die Gründung eines neuen Herdes beginnen kann, an welchem er dann die verschlossene Gemüthlichkeit, die an sich ein schätzenswerthes Kleinod, den Mäklern und Emigrantenwirthen cis- und transatlantischer Hafenstädte gegenüber jedoch von Uebel ist, ohne Gefährdung seiner Interessen nach Herzenslust wieder pflegen mag.

Derartige Rathschläge aber sind, so allgemein gehalten, leichter ertheilt als befolgt. Sie haften nicht im Gedächtnisse und sie lassen ihre Tragweite nicht erkennen, wenn sie nicht durch Bilder aus dem Leben veranschaulicht sind, und so möge denn im Folgenden ein Gemälde aus eigner Erinnerung geschöpft dem Rathe und der Warnung zur Seite treten. Es ist zunächst der Auswanderer auf der See, den wir zum Gegenstande unserer Darstellung machen. Später findet sich wohl auch Gelegenheit, den Auswanderer in der neuen Heimath zu schildern, deutsche Handwerker in amerikanischen Werkstätten und deutsche Bauern in den Blockhütten des Hinterwaldes zu zeichnen.

Für den deutschen Auswanderer nach Amerika giebt es allen Erfahrungen zufolge nur zwei empfehlenswerthe Einschiffungspunkte und diese sind Hamburg und Bremen. Selbst der Baier und der Schwabe sollte diese den französischen, niederländischen und englischen Häfen vorziehen, da abgesehen von den vielfachen und wohlbegründeten Klagen, die über letztere laut geworden sind, in ersteren die Sprache, die Gesetze und die Verhältnisse, die hier

* Dieses Frühjahr kamen sogar fünf Familien in Hamburg an, denen man in ihrer Heimath (Böhmen) vorgelogen, von Hamburg aus brauchten sie keinen Pfennig Geld mehr und könnten sich hinüber nach Amerika betteln.

ist, so bietet er doch des Interessanten genug. Noch ehe wir eintreten, befinden wir uns vor einer Fronte von 95 Ellen Länge, an welche zwei Seitenflügel von je 63 Ellen Länge stoßen, jene und diese $20\frac{1}{4}$ Elle tief, das Ganze ein ⊔ bildend von drei Geschossen, welche immer $6\frac{3}{4}$ Ellen lichte Höhe halten. Unser Hauptbild stellt das Gebäude nach der innern Seite zu dar.

Wir treten ein und beginnen unsere Wanderung, indem wir in das Souterrain hinabsteigen, das, durchgängig hoch und stark gewölbt und der Trokkenheit halber mit Romancement geputzt, mehrere der interessantesten Räumlichkeiten des Hauses in sich schließt, etwa so wie die das Dampfschiff bewegende Maschine unter dem Verdeck verborgen arbeitet. Wir machen diesen Vergleich in besondern Hinblick auf die Dampfküche (siehe die Abbildung), an welche sich hier unten in den Scheuer- und Aufwaschräumen, der Speisekammer, dem Waschhaus, der Rollkammer, der Vorrathskammer, der Brotkammer und dem Oelbehältniß, den Vorrathskellern zu Gemüse, Fleisch, Gefäße, Holz, Kohlen, Torf u. s. w. das ganze hauswirthschaftliche Departement schließt. Auch ohne in der edeln Küchenkunst und Topfguckerei bewandert zu sein, wird uns die praktische Einrichtung der Dampfküche allen ihren Einzelheiten nach schnell klar. Drei größere Kessel von je 120 Kannen, und zwei kleinere à 60 Kannen repräsentiren sich auf dem Boden stehend als das einzige Kochgeräth, und vermittelst der Dampfheizvorrichtung kocht es in den erstern binnen vierzehn Minuten, und in den kleinern Kesseln bedarf es sogar nur acht Minuten, um den Siedepunkt zu erreichen. Der Dampfkessel, nebst dem sich bis über die Dachspitze des Gebäudes erhebenden Schornstein, stößt hart an die Küche, und hat außer der Heizung des Kochgeräths auch die Reinigung der Wäsche, welche ebenfalls per Dampf erfolgt, zu besorgen. Desgleichen versieht er die ebenfalls im Souterrain gelegene Badestube mit dem erforderlichen Wasser. Bei dem Dampfkessel hat auch die Wasserleitung ihren Mittelpunkt, von wo aus das Wasser in die Reservoirs, die sich unter den Dächern der Seitenflügel befinden, gepumpt wird, um von dort aus in Röhren durch alle Stockwerke sowohl zum gewöhnlichen alltäglichen Gebrauch wieder herabgeleitet zu werden, als auch bei Feuersgefahr zum Löschen zu dienen. Ein auf jeder Seite an der Außenwand unter dem Dache angebrachter Telegraph markirt dabei die Höhe des Wassers in den Reservoirs, damit diese nicht etwa zum Ueberlaufen voll gepumpt werden. — Verfügen wir uns jetzt in das Parterre, so stoßen wir in der Frontseite zunächst auf die Aufseherwohnung, das Expeditionslokal und die Zimmer für den Vorsteher, Gegenschreiber und Pförtner. In beiden Seitenflügeln vertheilt befinden sich sodann 16 Hospitalitenstuben, vorläufig für zwei Personen bestimmt, doch auch geräumig genug, um drei oder vier beherbergen zu können. Diese Stuben sind für die ältern, gebrechlichen und kränklichen Bewohner des Hauses bestimmt, so wie denn auch auf der äußersten Ecke des östlichen Flügels die zwei, nach dem Muster des hamburger Krankenhauses eingerichteten Krankensäle liegen, getrennt durch die Krankenwärterstube und die an diese stoßende Thee- und Verbandküche. Ein Zimmer für den Arzt und die unmittelbar unter demselben im Souterrain befindliche Leichenkammer, wohin die Verstorbenen, ohne daß es von den gesunden Bewohnern des Hauses kaum bemerkt werden kann, leicht zu schaffen sind, vervollständigt diesen zum Krankenhospiz eingerichteten Theil des Gebäudes.

Die Küche.

In der äußersten Ecke des westlichen Flügels betreten wir den einfachen, jedoch äußerst geschmackvoll eingerichteten Betsaal, dessen nähere Beschreibung uns die beigefügte treue Abbildung überhebt. Durch allsonntägige Feier, wöchentlich dreimalige Betstunde und dreimalige Spendung des Abendmahls im Jahre ist damit für das religiös-kirchliche Bedürfniß der Hausbewohner gesorgt.

Die erste und zweite Etage sind beide durchaus gleicher Einrichtung und ausschließlich zu Wohnungen für Hospitaliten bestimmt. Man hat hierbei das System der Zellen und großen Säle gemischt, unter Festhaltung der Vortheile, welche beide gewähren, und mit Berücksichtigung ihres verschiedenen Zusagens des menschlichen Charakters. In jeder Etage befinden sich sonach 4 Arbeits- und Aufenthaltssäle und ebenso viel Schlafsäle, die mit drei Fenstern bei einer Breite von 20 Ellen und Tiefe von 14 Ellen für zwanzig Personen berechnet sind; ferner sind 7 Stuben à zwei Betten vorhanden, und auf jeder Flügelecke eine Stube für eine Person. Die einzelnen Bewohner der letztern genießen in der Art eine Bevorzugung, daß ihnen die Oberaufsicht über die Hospitaliten einer halben Etage obliegt, während hinwiederum in jedem einzelnen Saale die mit Nr. 1 versehene Person die Aufsicht führt. Je nach Ermessen werden die Stuben zu zwei Personen an Eheleute überlassen, die sich vertragen und sonst auch dieser Begünstigung würdig erzeigen, im Uebrigen sind aber beide Ge-



Der Betsaal.

schlechter in der Weise getrennt, daß die Männer den westlichen Theil des Hauses und die Weiber den östlichen inne haben.

Um noch des Bodens zu erwähnen, so enthält derselbe, außer den schon erwähnten Wasserreservoirs, Vorrathskammern aller Art und kleinere Kammerabtheilungen zur Aufbewahrung der Utensilien jedes einzelnen Hospitaliten, denen in den Schlaf- und Aufenthaltsräumen natürlich kein Platz eingeräumt werden konnte.

So wie alle Zimmer des Hauses mit Nummern versehen sind, so sind auch die jedem Saale zugetheilten Personen nach Nummern eingetragen, die sich ebenfalls an den Bettstellen wiederholen. Die Arbeits- und Aufenthaltssäle selbst sind mit zwei langen Tafeln und der entsprechenden Anzahl Stühle möblirt, ferner findet sich ein allgemeiner Kleiderhalter angebracht und außerdem hat jede Nummer einen eigenen, an der Wand befestigten, verschließbaren Kasten zur Aufbewahrung von Gegenständen und Sachen gewöhnlichen Gebrauchs. Das sonstige Besitzthum der Hospitaliten befindet sich, wie schon erwähnt, in den ihnen zugewiesenen Bodenkammerabtheilungen.

Man mag in dem Hause die Schritte lenken wohin man will, überall stößt man auf die musterhafteste Zweckmäßigkeit in der Anlage, wobei das Feiedrich-Wilhelm's Hospital in Berlin zum großen Theil als Vorbild diente. Es ist hier nichts unberücksichtigt geblieben, und wenige Städte dürften ihren Armen eine Behausung bieten wie jetzt Leipzig den seinigen. Eine Fülle von Licht und Luft, diese beiden großen Wohlthäter des Menschen, durchwallt alle Räume des Gebäudes; breite steinerne Treppen führen bis in das oberste Stockwerk, an den Zimmern und Sälen entlang laufen fünf Ellen breite Corridors, die der Reinlichkeit wegen, wie überhaupt der gesammte hölzerne Fußboden, mit Leinfirniß eingerieben sind. Bei Anlage der Corridors ist besondere Rücksicht darauf genommen, den Wohn- und Schlafräumen in keiner Weise die Sonnenseite zu verkümmern; so liegen in der gegen Mitternacht gerichteten Hauptfronte die Corridors, entgegen der üblichen Bauweise, nach vorne zu, während die Zimmer der mittäglichen Hofseite zugekehrt sind. In den Seitenflügeln laufen die Corridors an der innern Hofseite hin und liegen die bewohnten Räume nach der Morgen- und Abendseite zu, alle mit für Leipzig reizender Aussicht. Die specielle **Luftreinigung** der Zimmer wird durch zwischen den Mauern hinlaufende Kanäle vermittelt; andere Röhren leiten nach sämmtlichen Corridors das zur Reinlichkeit ebenso nothwendige Wasser. Bezüglich der **Feuerung** mußte bei einer solchen Anstalt selbstverständlich auf die größtmögliche Ersparniß gesehen werden; die Heizung findet durchgängig von Außen statt, wobei die in der Landesanstalt zu Hubertusburg gebräuchlichen Oefen als Muster gedient haben, nicht aber ohne durch Anwendung des Treppenrostsystems eine wesentliche Verbesserung zu erfahren. Die von Außen bewerkstelligte Schließung der Oefen macht es unmöglich, daß andere als mit Heizung beauftragte Personen in Berührung mit denselben kommen können. Mit Blitzableitern wurde das Haus nicht versehen, wohl aber befindet sich ein solcher auf der das Gebäude noch überragenden Dampfesse.

Das neue Armenhaus wird erst den 11. October seinem Zwecke übergeben, und stand mithin bei unserer Wanderung noch leer, so daß wir ein lebensvolles Gemälde vorerst nicht zu sehen bekamen. Ebenso steht die Besetzung des Hofes mit Bäumen und Ruhebänken, um als Spaziergang der Bewohner zu dienen, noch bevor. Für 200 derselben sind vorläufig die Einrichtungen zur Aufnahme getroffen, da aber die Säle bis zur Aufnahme von 24 Personen berechnet sind, und auch die Stuben zu zwei Personen noch füglich eine Vermehrung um das Doppelte zuließen, nöthigenfalls auch ein Theil des hohen, hellen und luftigen Souterrains recht wohnlich eingerichtet werden könnte, so gelangt man zu einer ziemlich größern Zahl. Sollte diese in näherer oder fernerer Zeit erreicht werden, so ist bei der ganzen Anlage des Gebäudes auf leicht zu bewerkstelligende Vergrößerung Rücksicht genommen.

Es war für die Armenpflege stets eine wichtige Frage, in welcher Weise die Armen am Zweckmäßigsten unterstützt werden, und wir können hier unmöglich auf die Unvollkommenheit und Unzweckmäßigkeit der mancherlei Verfahrungsweisen eingehen. Armenhäuser allein, selbst wenn sie reich dotirt sind, thun es nicht, gegen die Verabreichung von klingenden Almosen erheben sich aber immer mehr sachkundige Stimmen. Den rechten Weg einzuschlagen mag hier schwerer als anderswo sein, zumal wenn man die verschiedenen Klassen von Armen betrachtet, von denen jede vielleicht eine andere Art der Behandlung erheischen möchte. Diese oft feinen Distinktionen ängstlich festzuhalten, kann nicht Sache einer allgemeinen Armenanstalt sein, noch weniger die einer Armenhausverwaltung, welche sich der nicht gerade leicht zu erhaltenden Ordnung wegen an einen festen Schematismus binden muß.

Wo wie in unserer Zeit so vielfach mit Humanismus und Humanität koquettirt wird, hat man auch das Recht des Individuums auf eventuelle Versorgung durch die Gesammtheit oft bis zu lächerlichen Ansprüchen hinaufschrauben wollen, wornach z. B. durch die Aufnahme in das Armenhaus erst recht die Süßigkeiten und Herrlichkeiten des Lebens begonnen hätten. Bis zur Praxis sind dieser Schlag Humanisten allerdings nie durchgedrungen, und immer noch hat der gesunde Grundsatz die Oberhand behalten, die Armenpflege im Ganzen so einzurichten, daß sie den Armen nicht in eine bessere Lage versetze, als in welcher sich die Klasse der freien Arbeiter durchschnittlich befindet. Rücksichtlich des Obdachs sind die Versorgten der Armenhäuser bereits meist besser daran als die freien Arbeiter, was wohl auch aus der von uns versuchten Schilderung des leipziger Armenhauses hervorgeht. Bleibt hiernach die Frage des Zustandes im Allgemeinen: Welches ist die Lage des Hospitaliten nach dem Schematismus des Armenhauses, und der angenommenen Hausordnung?

Die bei Gewährung nur freien Obdachs und freier Feuerung bisher den Hospitaliten stillschweigend zugestandene Erlaubniß, durch Bettel für ihre übrigen Bedürfnisse zu sorgen, fällt dahin, und gewährt die Anstalt, wie sich das bei geordneter Armenpflege auch gehört, neben dem Obdach zugleich die Beköstigung. Die großartigen Einrichtungen hierzu haben wir im Souterrain geschildert. Es wird den Versorgten des Armenhauses eine einfache gute Kost verabreicht, Sonntags mit Fleisch; so weit es nothwendig wird, werden sie mit Kleidung und Wäsche versehen, eine hölzerne Bettstelle, Strohmatratze u. s. w. bekommt ebenfalls jede Person, kurz die Anstalt sorgt in jeder Beziehung für Leibes Nothdurft und Nahrung der ihrigen. Um dem verderblichen Müßiggange vorzubeugen, werden dagegen die Hospitaliten zum Arbeiten angehalten, so die Einen zu leichten Dienstleistungen bei den im Hause vorkommenden Arbeiten, die Mehrzahl aber in den großen Sälen zu gemeinschaftlichen Beschäftigungen, wie sie bejahrten Personen noch recht wohl zugemuthet werden können, als Federschließen, Papierdütenmachen und dergleichen, wodurch zugleich der Anstalt eine kleine Einnahme erzielt wird.

Ohne besondere Erlaubniß kann kein Hospitalit das Haus verlassen, und zum gewöhnlichen Ausgang ist nur ein Tag in der Woche bestimmt. Letztere Bestimmung scheint etwas hart, dürfte aber durch die Neigungen der im alten Armenhause Versorgten zum Bettel hinlänglich gerechtfertigt erscheinen, zumal da auch die erstere Bestimmung stets wieder für ordentliche Personen Ausnahme zuläßt. Fälle der Trunkenheit und sonstigen übeln Betragens werden mit Vereinzelung bestraft, wozu im Souterrain drei übrigens recht passable Zimmer eingerichtet sind.

Bedenkt man, daß der ziemlich umfängliche Bau, mitsammt der innern Einrichtung, doch nur die Summe von 61,000 Thlrn. in Anspruch genommen hat, so muß man gestehen, daß hier mit verhältnißmäßig wenig Mitteln viel geleistet wurde, und daß die Männer, welche mit der Leitung dieses Musterbaues, der sicherlich mancher andern Stadt zum Vorbild dienen wird, betraut waren, mit seltener Umsicht verfuhren. Das Haus ist nach einem Entwurfe des Architekten **Zocher** aufgeführt; die Geldmittel hat die Armenanstalt beschafft, welche dabei ihre Zuflucht zu einem schnell aufgebrachten, unverzinslichen Darlehen von 25,000 Thalern in Aktien zu 100 Thalern nahm. Die mit Ueberwachung des Baues Beauftragten waren der Stadtrath Dr. **Bollsack** und der Seilermeister **Bösenberg**, welch letzterer, zumal in seiner Stellung als Vorsteher des Armenhauses die anerkennenswertheste Thätigkeit beim Bau und der Einrichtung entwickelte.

Für die menschliche Gesellschaft wäre es erfreulicher, wenn keine Armenhäuser gebaut werden müßten, und es liegt eben nicht ein Trost für die Zukunft darin, daß die Wohlthätigkeitsanstalten und das Unterstützungswesen zu immer größern Proportionen greifen müssen. Weil es aber unter den gewordenen Verhältnissen so sein muß, so beschränken wir uns auf den Wunsch, daß das neue

Armenhaus Leipzigs, von dem wir uns übrigens einer geeigneten Wirksamkeit versichert halten, auf lange hinaus für ein so bedenkliches Bedürfniß genügen mag; und jedenfalls heißt es aber auch immer noch für das Interesse der Gesellschaft besser sorgen, wenn man ihre Schäden auf diese Weise zu heilen sucht, als wenn die öffentlichen Gelder zur Pflege von Anstalten ausgegeben werden, aus denen häufig nur die Contingente für die Armenhäuser hervorgehen.

Die Pflege der Augen.

Das Auge ist das wichtigste aller Sinneswerkzeuge und die Hauptpforte, durch welche der Verstand in unser Gehirn einzieht. Weit unglücklicher und verlassener als der Taube ist der Blinde; wie oft ist aber nicht Blindheit die Folge eigenen Verschuldens? Täglich wächst die Zahl derer, welchen Gesichtsschwäche ebensowohl die Erfüllung ihrer Berufspflichten erschwert, als auch den Lebensgenuß vermindert. Dies brauchte aber nicht zu sein, da nur Unkenntniß dessen, was zur Erhaltung des Gesichtssinnes nöthig ist, als die häufige Quelle der Augenleiden angesehen werden muß. Man trachte deshalb nach Kenntniß von der richtigen Behandlung der Sehorgane, um die Fehler zu vermeiden, die man gewöhnlich gegen die Augen begeht, und zu lernen, wie man sich bei wirklichen Mängeln des Gesichts zu benehmen hat. Zur Erlangung dieser Kenntniß empfehlen wir nun vorzugsweise die billige und leicht verständliche Schrift vom Professor *Arlt* in Prag (die Pflege der Augen im gesunden und kranken Zustande, nebst einem Anhange über Augengläser), welcher wir auch im vorliegenden Aufsatze folgen.

Von den sogenannten **Blindgebornen** sind die wenigsten wirklich blind geboren, die meisten wurden erst nach der Geburt blind. Leichtsinn und Unkenntniß dessen, was den Augen der Neugebornen schaden kann, tragen in der Regel die Schuld der Blindheit. Vorzüglich ist es die *Augenentzündung der Neugebornen*, welche Blindheit nach sich zieht, eine Krankheit, die sehr häufig durch Fehler in der Pflege der Neugebornen hervorgerufen und zu jenem Grade von Heftigkeit gesteigert wird, welcher die Sehkraft entweder ganz vernichtet oder doch mehr oder weniger schwächt. Diese Fehler beziehen sich im Allgemeinen auf Beleuchtung, Reinlichkeit und Wärme der Luft. Es tritt diese Entzündung gewöhnlich den dritten oder vierten Tag nach der Geburt, selten später, erst nach acht bis vierzehn Tagen ein. Sie beginnt mit Anschwellung und Röthe der Augenlidränder und mit der Absonderung einer gelblichen, dicklichen, eiterigen Flüssigkeit, welche anfangs sparsamer ist und indem sie vertrocknet, Verkleben der Augenwimpern und Augenlider bewirkt, später aber reichlich zwischen den Augenlidern hervorquillt. Sobald die Absonderung dieser Flüssigkeit und die Anschwellung der Augenlider eintritt, rufe man sofort einen Arzt oder, wäre dieser nicht sehr bald zu erlangen, so sorge man zuvörderst für *mäßige Verdunklung des Zimmers* (durch Vorhängen eines blauen oder grünen Tuches vor das Fenster), sowie für *reine, warme Luft im Zimmer*. Von der äußersten Wichtigkeit ist jedoch *das Reinigen der Augen von jener eiterigen Flüssigkeit*. Dieses muß so oft geschehen, als sich nur immer Flocken derselben im Auge zeigen, alle 10 bis 15 Minuten. Es geschehe aber auf folgende Weise: der Zeigefinger der linken Hand wird auf die Wange des Kindes gelegt und damit das untere Augenlid vorsichtig abwärts gezogen, ohne aber das Auge zu drücken oder das Lid sehr zu zerren; sodann werden wenige Tropfen warmen Wassers aus einem zwischen den Fingern der rechten Hand gehaltenen Leinwandläppchen in's Auge (zwischen die Lider) geträufelt und hierauf das Auge mit einem andern weichen und reinen Leinwandläppchen abgetrocknet. Dieses Abtrocknen darf aber nicht streichend, sondern nur sanft tupfend geschehen. Sind die Augenlider schon stark geschwollen oder ist das Kind sehr empfindlich gegen das Licht, so gelingt das Oeffnen des Auges nur dann, wenn eine zweite Person den Zeigefinger der einen Hand auf die Augenbrauengegend anlegt und das obere Augenlid sanft aufwärts zieht. Um unvermutheten Bewegungen des Kopfes vorzubeugen, sichere man denselben durch Anlegen der ganzen Hand in seiner Lage. Sehr vorsichtig ist mit dem aus dem kranken Auge ausgeflossenen, eiterigen Schleime umzugehen, da derselbe, in ein gesundes Auge gebracht, hier eine ähnliche gefährliche Entzündung zu veranlassen im Stande ist. Deshalb komme man damit ja nicht an das eigene Auge und benutze auch für jedes einzelne Auge des Kindes besondere und stets frische reine Leinwandläppchen. Eine Hauptaufgabe bei Behandlung dieser Augenentzündung ist Verhütung der Ansammlung jenes zerstörenden Eiters zwischen den Augenlidern.

Der **Neugeborne**, dessen flach liegendes und durch kurze, zarte Wimpern und Lider weniger geschütztes Auge ja noch nicht an das Licht gewöhnt ist, darf deshalb auch *nur ganz allmälig einem stärkeren Lichte ausgesetzt werden* und alles *grelle Licht*, so wie der *plötzliche Uebergang aus dem Finstern in's Helle* ist streng zu vermeiden. Es ist eine gefährliche Neugierde, wenn Aeltern den Neugebornen an das Sonnen- oder Kerzenlicht tragen, um die Farbe seiner Augen recht bald kennen zu lernen. Schwarzer Staar, also Blindheit in Folge der Lähmung des Sehnerven, ist nicht selten aus einer solchen Blendung des Kindesauges hervorgegangen. Man mäßige sonach das Licht in der Umgebung des Neugebornen, schütze denselben gegen grelles Licht (ohne denselben aber ganz dunkel zu halten) und vermeide besonders schnellen Wechsel zwischen Licht und Dunkel. Wird das Kind in der Nacht geboren, so stelle man das Kerzenlicht so, daß dessen Strahlen nicht direkt in das Auge des Kindes fallen. — *Reinigung der Augen* gehört ebenfalls zu den Erfordernissen, welche zum Schutze der Sehorgane dienen. Diese Reinigung darf aber nicht mit dem Schwamme geschehen, womit der Körper des Kindes gereinigt wird, sondern mit eigens für die Augen bestimmten und in lauwarmes Fluß- oder Regenwasser eingetauchten, weichen Leinwandläppchen. — Wichtig für die Augen ist ferner auch die *Beschaffenheit der Luft*, in welcher sich das Kind befindet. Sie muß *rein* (ohne Rauch, Staub und Dünste) und *mäßig warm* sein. Zugluft und Erkältung (durch feuchte, kühle Wäsche), besonders schneller Temperaturwechsel, bringen oft Gefahr, und ziehen nicht selten die Augenentzündung Neugeborner nach sich. Besonders aufmerksam sei man bei der Taufe des Kindes, daß nicht Erkältung und Blendung der Augen desselben zu Stande komme.

Beim **Säuglinge** wird den Augen sehr oft dadurch geschadet, daß das Kind liegend so ausgetragen wird, daß ihm die Sonne senkrecht in's Gesicht scheint. Uebrigens vermeidet man in diesem Alter viel zu wenig das *grelle Licht* und den *plötzlichen Wechsel zwischen Hell und Dunkel*. — Da die Augen der Säuglinge gern leuchtenden, glänzenden oder lebhaft gefärbten Gegenständen folgen, so dürfen dergleichen nicht wiederholt und lange in einer solchen Stellung bleiben, daß das Kind dieselben nur mit Mühe und mit einem Auge verfolgen kann, weil sonst Schielen entsteht. Es müssen ferner Säuglinge nicht zu kleine Spielsachen und diese nicht zu nahe an die Augen gehalten bekommen, da sich hierdurch sehr leicht Kurzsichtigkeit und Schielen entwickelt. — Daß die Einwirkung von unreiner, kalter und Zugluft auf die Augen, zumal wenn sich dieselben kurz vorher in reiner, warmer Luft befanden, von Nachtheil sein muß, versteht sich wohl von selbst. — Schon im Säuglingsalter ist übrigens das Auge durch zweckmäßige Uebungen für die Zukunft zu kräftigen und zu erziehen; doch darüber später bei der Erziehung des Säuglings.

Im eigentlichen **Kindesalter** muß das Auge durch eine Mütze mit großem Schirme oder einen Hut mit breitem Rande gegen das Sonnenlicht geschützt werden; es darf hell beleuchtete und glänzende Gegenstände nicht zu lange besichtigen und im Schlafe oder beim Erwachen nicht von Lichtstrahlen unmittelbar getroffen werden. Wirkt zu starkes Licht, besonders nach vorausgegangener Dunkelheit, auf die Augen der Kinder, so kann bleibende Schwäche des Gesichts, von der man lange keine Ahnung hat, die traurige Folge sein, wo nicht gänzliche Blindheit. — Da es in diesem Lebensalter nicht selten zu Augenentzündungen kommt, so möge man sich merken, daß dabei die Augen durchaus nicht verbunden werden dürfen, sondern nur mit einem Schirm zu beschatten sind. Zu diesem Zwecke nehme man ein Stück stärkeres Papier, gleichviel

ob weiß, blau, grün oder schwarz, so groß, daß es einfach zusammengeschlagen, etwas breiter und länger ist, als die Stirn des Kindes und befestige es mittelst eines Bandes, das am obern Rande zwischen beiden Blättern durchläuft, so um den Kopf, daß es etwa ½ bis 1 Zoll über die Augenbraunen hervorragt. — Das Züchtigen der Kinder durch Schläge auf den Kopf hat schon manchmal unheilbare Blindheit zur Folge gehabt.

Die meisten Rücksichten sind auf die Augen der Kinder **während der Schulzeit** zu nehmen, weil sie jetzt zuerst zum genauern und anhaltenden Sehen verwendet und sehr leicht für den künftigen Gebrauch ruinirt werden. Gar oft wird das Auge schon in den Jahren des ersten Schulbesuches stumpfer, schwächer, noch häufiger aber kurzsichtig. Arlt sagt: „man sehe daher sowohl zu Hause, als in der Schule darauf, daß die Kinder beim Lesen und besonders beim Schreibenlernen den Kopf nicht zu sehr vorwärts neigen. Bei 10 bis 15 Zoll Entfernung kann jedes bis zu dieser Zeit noch gesunde Auge bequem lesen und schreiben. Bemerkt man, daß ein Kind nur bei geringerer Entfernung die Buchstaben gehörig zu unterscheiden vermag, so lasse man die Augen ärztlich untersuchen und behandeln. Leider finden sich nur in wenigen Schulen die Bänke der Größe der Kinder angemessen; in den meisten ist auf die verschiedene Größe der Kinder keine Rücksicht genommen. Die für die kleineren Kinder bestimmten sollten niedriger sein, alle aber im gehörigen Verhältnisse des Sitzes zum Pulte stehen, damit die darauf Sitzenden nicht genöthigt wären, den Kopf dem Pulte zu nahe zu halten oder aber den Körper unnatürlich zu krümmen, um die Augen in die gehörige Sehweite (10 bis 15 Zoll) zu bringen. — Beim Schreibenlernen lege man den Kindern nicht nur eine hinreichend große Vorschrift vor, sondern lasse diese auch nur in gleicher Größe nachbilden. Nie dulde man bei Kindern das Geizen mit dem Raume des Papiers, das Zusammendrängen der Buchstaben und Zeilen. — Nie dürfen Kinder bei unzureichendem Lichte lesen, schreiben oder gar zeichnen. Nichts verdirbt die Augen so leicht, als Fehlen gegen diese Vorschrift, und gegen keine wird häufiger gefehlt, als gerade gegen diese. So sind z. B. sehr viele Unterrichtszimmer so schlecht mit der nöthigen Menge Lichts versorgt, daß fast Dämmerung darin herrscht; wie häufig werden ferner nicht Schreib-, Lese- und Zeichnenstunden zur Dämmerungszeit und bei trüber Beleuchtung gehalten. — Das Wichtigste aber ist, daß man die Kinder nicht mit solchen Arbeiten überhäuft, welche die Augen beständig in Anspruch nehmen. Es ist gewissenlos, Kinder Stunden lang hinter einander lesen, schreiben und zeichnen zu lassen. Am Aergsten wird es hier mit den Mädchen getrieben, welche nach der Schule auch noch die, die Augen stark angreifenden weiblichen Arbeiten vornehmen. Zu den bei der heutigen Kindererziehung am Häufigsten nachtheiligen Schädlichkeiten gehört sodann vorzugsweise das viele Clavierspielen, zumal bei kleinen gestochenen Noten und Abends beim künstlichen Lichte. — Stets sei man auf die gehörige Ruhe der Augen nach Anstrengungen derselben bedacht. Uebrigens sind auch noch ähnliche Rücksichten gegen die Augen des Schulkindes zu nehmen, welche Erwachsene gegen ihre Augen zu nehmen haben. (Fortsetzung folgt.) **B.**

Japanesische Spiegelbilder.

In den letzten Jahren war ziemlich oft von einer amerikanischen Expedition nach Japan die Rede. Sie hat nun stattgefunden, und während wir hier über Japan schreiben oder lesen, wird wahrscheinlich die kleine amerikanische Expeditionsflotte wieder in einen Hafen des japanesischen Reichs gesegelt sein und sich Antwort auf ihre Anfrage vom vorigen Herbste geholt haben, ob die Herren Japanesen gutwillig ihre Erde — die Gemeingut ist, dem Handel und Verkehre der civilisirten Welt öffnen wollen. Civilisation und Handel wollen jetzt ihre enormen Lebensadern durch die ganze Erde ziehen; deshalb kann und darf sich Japan nicht länger verschließen. Ohne Stationen und Kohlen-Depots in Japan kann die neue Welt, welche sich von den westlichen Gestaden Amerika's über das stille Meer, durch Australien und unzählige Inseln nach Asien hinüberzieht, um über Asien nach Europa zurückzukehren, nicht gedeihen. Diese neue Welt ist aber so kräftig, daß sich die seit einer Ewigkeit verbarrikadirten Japanesen nicht mehr dagegen halten können, was sie zunächst den Amerikanern auch antworten mögen. Unter allen Umständen werden wir bald mehr von ihnen hören. Es ist deshalb gut, wenn man sich darauf vorbereitet und zusammenstellt, was man etwa bisher von ihnen weiß. Eine nähere Veranlassung zu diesen Spiegelbildern ist die japanesische Ausstellung in London (in der Ausstellung der Wasserfarbenmaler-Gesellschaft 5 Pall Mall), die erste in Europa, die aus direct importirten Waaren besteht.

Japan oder die japanesische Gruppe von Inseln nimmt eine sehr lang gestreckte Lage auf der östlichen Seite Asiens ein und erinnert dadurch ganz genau an England in seinem Verhältnisse zu Europa. Es dehnt sich vom 31sten bis zum 42sten Grade nördlicher Breite und vom 157sten bis zum 175sten östlicher Länge aus, liegt also im gemäßigten Klima. Es besteht aus drei großen Hauptinseln, außer vielen kleinen, den Gestaden Asiens gegenüber, welche die Schifffahrt gefährlich und das Nahen Fremder schwer machen. Außerdem ist das Meer dort ziemlich stürmisch. Lauter Umstände, welche die Japanesen in ihrer bis zum Ideal ausgebildeten Schutzzollpolitik begünstigten. Von Außen sieht das Land größtentheils sehr kraftlos aus. Steile Klippen erheben sich plötzlich, lange Gebirgszüge blicken kahl und öde herüber. Das Innere wird freilich als ein ewig-blühender, saftiger und Früchte tragender Garten geschildert. Die Japanesen haben die ödesten Felsen mit fruchtbarer Erde und diese mit der üppigsten Vegetation bedeckt, so daß diese ungeheueren Terrassen von Paradiesen sich zuweilen bis in den Himmel zu erheben scheinen.

Die Existenz der japanesischen Inseln wurde in Europa zu Ende des 13. Jahrhunderts durch den berühmten Marco Polo aus Venedig näher bekannt. Er verließ Italien 1275, drang durch Westasien und die ungeheuern mongolischen Steppen bis China vor, wo er durch Kühnheit, Schlauheit und Wissenschaft einer der ersten Rathgeber des mongolischen Kaisers Kublai ward. Auf seinen Rath machte Kublai einen Versuch, Japan (oder Zypangu) zu erobern, durch Sturm und Tapferkeit der Japanesen vereitelte der Plan. Nun hörte man drei Jahrhunderte lang nichts wieder von Japan, bis die Portugiesen, damals die Pioniere der Civilisation, es auf's Neue entdeckten. Ferdinand Mendez Pinto wurde 1542 an die Küste von Bungo verschlagen und brachte im nächsten Jahre abenteuerliche Nachrichten von Japan mit. Dies veranlaßte die Jesuiten, welche damals mit dem ersten Eifer arbeiteten, sich die geistige Herrschaft über die ganze Erde zu erwerben, auf das neue Land zu speculiren. Sie schickten Franz Xavier, „den Apostel der Indier," 1547 von Goa ab. Er ward von den Japanesen mit viel Auszeichnung empfangen und in seinem Bekehrungseifer sogar unterstützt, so daß er mit wunderbarer Leichtigkeit Schafe in seinen Stall eintrieb und Kirche auf Kirche sich erheben ließ. Doch was er gebaut, stürzte an einem Tage unter der Wuth des betrogenen Volkes. Die japanesischen Jesuiten waren durch ihren Erfolg übermüthig geworden und traten deshalb kühn mit ihren weltlichen Zwecken heraus, welche den protestantischen Holländern, die sich auch mit weltlichen Zwecken eingefunden hatten, um so mehr ein Dorn im Auge waren, als die Jesuiten durch ihre Processionen Handel und Gewerbe störten. Beide christliche Parteien benahmen sich so gegen die „Heiden," daß diese weder vor der einen, noch der andern Achtung bekamen. Die Holländer hatten Zutritt bei Hofe und schürten die Flamme stillen Hasses gegen die übermüthigen Jesuiten, die bereits mehr als 1 Million Anhänger zählten. Es bedurfte nur eines Funkens und die Explosion erfolgte mit einer Wuth, die ihres Gleichen in der ganzen blutigen Geschichte von Glaubenskämpfen nicht haben mag. — Die japanische Etikette verlangt die größte Unterwürfigkeit aller Niedrigeren gegen Höhere. So rief ein Bischof, der mit einer pompösen Procession vor einem Großen des Landes vorbeizog, ohne von ihm Notiz zu nehmen, (im Gegentheil verlangte er, daß sich der weltliche Große vor dem Theaterzuge in den

Staub werfe), den größten Unwillen im Lande hervor. Und als das Staatsoberhaupt von dem Benehmen des stolzen Spaniers (des Bischofs) hörte, rief er aus: „Was, sind meine Lande gefüllt mit Verräthern?" Diesen auffladernden Unwillen bliesen die Holländer und ein Engländer Adams zu einer so fürchterlichen Flamme an, daß die ganze Million von den Jesuiten bekehrten Japanesen und alle Spanier und Priester, kurz alle Christen in wenig Tagen bis auf den letzten Mann auf die grausamste Weise umgebracht wurden. — Die Holländer glaubten nun Sieger auf dem Gebiete des Handels mit Japan zu sein, aber sie waren und blieben als „Fremde" eben so verhaßt und wurden zu dem Privilegium zurückgewiesen, auf einer künstlich von Brettern auf dem Wasser gebauten Insel, genannt Decima, im Hafen von Nangasaki, eine Faktorei zu errichten. Sie steht mit dem festen Lande durch eine schmale Brücke in Verbindung, über welche Japanesen mit Waaren zu ihnen kommen können, ohne daß es ihnen, den Holländern, gestattet ist, japanesischen Boden zu betreten.

Eine englische Expedition unter Karl II. nach Japan wurde hauptsächlich durch englische Unterthanen — die ostindische Compagnie, welche sich des Handels allein bemächtigen wollte — vereitelt. Von nun an blieb Japan wieder ein versiegeltes Buch bis auf unsere Zeit, denn auch neue englische Versuche (1811—1813) mit dem Lande anzuknüpfen, blieben erfolglos, so kühn man sich auf dem Wege dahin der Inseln Java, Sumatra, der Molukken und vieler holländischer Besitzungen bemächtigt hatte. Die Holländer behaupten bis heute ihren privilegirten Handel auf ihrer Bretterinsel mit 40 Millionen Menschen, welche durch Kunst, Geschicklichkeit, den reichsten Boden und eine allgemeine Volksbildung im Stande wären, mit der ganzen Welt in fruchtbare Verbindung zu treten. Der holländische Handel beschränkt sich auf Ein Schiff, das jährlich von Batavia nach Nangasaki geht, wo 11 Holländer auf ihrem jämmerlichen Decima inzwischen ge- und verkauft haben, um das einzige Schiff mit einigem Vortheil zu laden und zu löschen.

Vielleicht segeln und dampfen in hundert Jahren hier Tausende von Schiffen, wie um das kleinere Japan Europa's herum, England, dieses holländische Decima ist das Sinnbild der Krämerseelen, die Tausende englischer und amerikanischer Schiffe Symbol des Handelsgeistes. Decima ist eine Art von Fähre, 600 Fuß lang und 240 breit, bedeckt mit Häusern und Vorrathsschuppen. Der enge Weg, welcher es mit Nangasaki verbindet, wird am Ende von einer Wache beaufsichtigt, welche Japanesen beiderlei Geschlechts passiren läßt und Abends auf dem Rückwege controlirt, da Niemand über Nacht bei den Holländern bleiben darf. Die 11 Holländer — Director, Vorraths-Inspektor, Arzt, fünf Schreiber, ein Buchhalter und zwei Hausknechte — werden den Tag über von japanesischen Dienstboten und Gehülfen unterstützt, sind aber während der zwei Jahrhunderte, seitdem sie in ihrer Gefangenschaft dort leben, (ersetzt durch einen Andern, wenn Einer stirbt) nicht vorwärts gekommen. Diesen ledernen Krämerseelen verdankt Japan seine Begriffe von den civilisirten Nationen der Erde. Wir sind den Amerikanern doppelten Dank schuldig, daß sie endlich andere Gesichter und Gesinnungen gezeigt haben. Sie haben dort bereits ein Kohlen-Depot für ihre erdumgürtenden Dampfer, deren tapferer, gebildeter Unternehmungsgeist den Japanesen bald zeigen wird, daß der materielle und ideelle Umgang aller Völker auch ihren Vortheil zu fördern weiß. Wir wissen schon, daß das Volk dort eben so gebildet, als neu- und wißbegierig ist, obgleich wir unsere Kunde von dem Innern hauptsächlich nur dem russischen Capitain Gollowin verdanken, der 2 Jahre im Lande mit verbundenen Augen umhergeschleppt ward, weil man nicht wagte, ihn den Gesetzen des Landes gemäß zu ermorden. Doch sah er unter der Binde hindurch genug für einen starken, interessanten Octavband. Er schildert das Innere als ein Paradies von Gärten und herrlichen Landschaften, blühenden Städten, seltsamen Statuen und Kunstprodukten, das Volk als gutmüthig und durchweg des Lesens und Schreibens kundig in einer wohlklingenden Sprache, die viel Literatur und Poesie aufzuweisen haben soll. Die Soldaten, welche ihn bewachten, lasen, declamirten und unterhielten sich literarisch, statt mit Schnaps, Tabak, Kartenspiel und schnöden Witzen. Die Leute sind sehr fleißig, heiter und vergnügungssüchtig, und für die geschlechtlichen Laster fand er die größten Paläste, oft von Tausenden des schwachen Geschlechts bewohnt. Die politischen und socialen Einrichtungen beruhen auf amtlicher Bureaukratie und geistiger Hierarchie. Der Kaiser hat neben sich einen Papst und außerdem eine Art von Parlament der Reichen und Großen im Lande, so daß er nicht unumschränkt herrschen kann. Doch soll die Hierarchie sehr menschlich sein und alle Arten von Glauben, selbst den Atheismus unbehindert gedeihen lassen. Aus alle dem läßt sich auf einen hohen Grad von Cultur schließen, noch mehr aus ihrer Industrie. Die in London ausgestellten Porcellan- und Broncewaaren zeugen von Geschmack und Geschick. Die japanesischen Bronce-Arbeiten sind seit Jahrhunderten berühmt gewesen. Die Kunst des Lackirens in Europa soll direkt von Japan stammen, weshalb auch die Engländer „lackiren" mit „japan" bezeichnen.

Um noch ein Wort über den Produkten- und Mineralreichthum Japans zu sagen, so ist es längst bekannt, daß die Hauptinsel Nipan sehr reich an Goldminen ist, die freilich von der Regierung geschlossen worden sind, weil die Weisen von Yeddo, (der Residenz des Kaisers) dachten, das vorhandene Gold werde dadurch den Werth verlieren. Ganz richtig. Wenn die alte Jacke Werth behalten soll, darf man sich keine neue kaufen. — Auch Silber und Kupfer sind im Ueberfluß da. Letzteres ist berühmt wegen seiner Feinheit und Schönheit für delicate industrielle Zwecke. An den Gestaden findet man rothe Perlen. Reis und Seide sollen besser sein, als irgendwo in Asien. Auch der Thee übertrifft den chinesischen, wenigstens der wahrhafte Kaiserthee, der auf einem Berge bei Meaco ausschließlich für den Tisch des Kaisers gesammelt wird. Die Theebäume sollen in einer herrlichen Allee den Berg hinauf- und herabführen und streng bewacht werden, damit sich kein Unprivilegirter einige Blätter abstreife. Wahrscheinlich ist der Thee so vorzüglich, weil ihn blos der Kaiser trinken darf, auch weil die Bäume mit der größten Sorgfalt gepflegt werden und kein Hälmchen in ihrer Nähe wachsen darf. Jedes Frühjahr kommen behandschuhte, geschworene Beamte mit verbundenen Mäulern und Nasen (damit nicht einmal gemeiner Athem die Blätter treffe), um auf ein Jahr für die kaiserliche Küche zu sammeln. Vor einigen Jahren wurde japanesischer Thee von der ostindischen Compagnie nach London gebracht und für 3 Guineen das Pfund (über 21 Thaler) verkauft. Vielleicht nimmt der Herr Kaiser mit der Zeit Vernunft und leipziger Lerchen, potsdamer Zwieback, berliner Pfannkuchen u. s. w. an und giebt uns dafür einige Priesen von seinem Thee, auf den es uns aber weniger ankömmt, als auf die Kohlen seines Landes, die im asiatischen England in eben solcher Menge gefunden werden, wie im europäischen. Wenn der Kanal durch und die Eisenbahn über Panama fertig sind, kommt uns Japan und der ganze Osten Asiens viel über 1000 geographische Meilen näher und dann brauchen die Völker, welche für die ganze Welt arbeiten, brauchen England, Amerika und Deutschland auch japanesische Kohlen, welche die Majestät der Natur vor Millionen von Jahren machte, und nicht die Majestät von Japan. Bis jetzt verstehen die Großen des Landes blos holländisch — in der That die allermißtönigste Sprache aller civilisirten Völker — bald werden sie mit den kurzen Sätzen der amerikanischen bekannt werden und darin nicht nur die Interessen der Menschheit, sondern auch ihre eigenen mitten in derselben und durch sie ausdrücken und verstehen lernen. Mögen dann ihre Damen fortfahren, bei der Hochzeit ihre Zähne schwarz zu färben, sie werden nicht zögern, sie in Verbindung mit Europäern und Amerikanern nicht nur weiß zu lassen, sondern auch hübsch zu putzen und den Männern was weiß zu machen, wie dies das schöne Geschlecht unter allen Himmelsstrichen gelegentlich verstehen soll.

Des Agha's Erzählung.

Aus dem türkischen Lager. Von Hans Wachenhusen.

Wir saßen zu Anfang Juni d. J. im türkischen Vorposten-Lager, hart am Ufer der unteren Donau. Es war Abend, der Mond war schon seit einer Stunde aufgegangen und spielte mit seinem blassen Schein über die Flammen des Wachfeuers. Mahmud, der On-Baschi, (Korporal) hatte bei Anbruch der Dunkelheit seine von ihm selbst fabrizirte türkische Zither zur Hand genommen und mit dem kleinen Spänchen darauf klimpernd, uns ein begeistertes Lied gesungen, von dem ich nichts verstanden und dessen näselnde Gesangsweise die gewöhnliche Wirkung aller türkischen Melodien auf mich gemacht hatte: ich war in einen Halbschlummer gesunken. Jetzt, als der Gesang schwieg, weckten mich die melancholischen, lang gedehnten Klänge der Hörner eines entfernten Zapfenstreichs im Hauptlager, ich hörte nach demselben das tausendstimmige „Allah!" der verschiedenen Tabors, welchen der Zapfenstreich galt, richtete mich auf, schüttelte mich ein wenig, denn der Boden, auf welchem ich hingestreckt gelegen, war noch feucht von dem Gewitterschauer, der uns Nachmittags getroffen, und that das erste, was man im Orient unmittelbar nach dem Erwachen thut — ich griff nach meinem Tschibuk, der während meines „Dämmerns" der Hand entschlüpft war.

„Bujurun, Effendim!" hörte ich die Stimme des allzeit gegen mich, den Gast im Lager, dienstfertigen On-Baschi. Mit der Kaffeeschale in der einen und die Zange mit einer glühenden Kohle in der andern Hand stand er vor mir, denn während ich schlief, hatte er nicht nur meinen Tschibuk wieder gestopft, sondern auch den unerläßlichen Kaffee bereitet.

„Ich danke Dir," antwortete ich dem On-Baschi. „Wo ist denn Wesadar Agha, der Jüs-Baschi?"

„Dort liegt er neben Dir," antwortete Mahmud. „Masch Allah, wenn Ihr so weiter schlaft, werden die Moskow drüben leichtes Spiel haben, unsere Vorposten niederzumachen wie eine Ratte im Sack."

Inzwischen regte sich auch Wesadar Agha, der Commandirende unsers kleinen, aus Baschi-Bosuks bestehenden Vorpostens, der sich seit drei Tagen hinter eine Schanze gelegt, die im vorigen Herbste schon durch einen Uebergang der Russen genommen, von ihnen zerstört worden war, da sie sich wieder auf das jenseitige Ufer zurückzogen, jetzt aber immerhin noch ausreichte, um hinter dem halb verwüsteten Erdwerk zu campiren. Wesadar Agha war ein Türke vom reinsten Wasser; er liebte und verehrte seinen Padischah wie einen sichtbaren Gott, las so viel im Koran, daß man ihn allenfalls für einen Hodscha hätte halten können, und besaß in den Augen der Stocktürken nur zwei Fehler: er trank gern sein Glas Rakih (Schnaps), aber nie bei Tage — Gott bewahre — immer nur Abends, eine Stunde nach Sonnenuntergang; ferner hatte er eine außerordentliche Vorliebe für jeden Franken, der, wie er sich ausdrückte, zwar ein Giaur, ein Ungläubiger, aber im Uebrigen doch ein „sehr guter Kerl," sei. — Gott vergelte ihm diese gute Meinung; wer sie ihm beigebracht, habe ich nie erfahren, mir aber kam sie bei ihm sehr zu Statten. Trotz dieser einen erleuchteten Richtung steckte Wesadar Agha wie die meisten Türken bis an den Hals im Aberglauben, er war ein Kind an Leichtgläubigkeit, und daß ich ihm die ehrliche Haut nicht mehr voll gelogen, als es zu unserer Unterhaltung durchaus nothwendig war, das verdankt er dem Umstande, daß ich ihn seiner vielen guten Eigenschaften, namentlich seiner Treuherzigkeit wegen aufrichtig schätzen gelernt. Der Glaube dieser ehrlichen Türken ist überhaupt so stark, daß er Berge versetzen kann, ja mitunter hören sie den Erzählungen der Franken mit so possierlich liebenswürdiger Durchdrungenheit zu, daß man es sich schlechterdings nicht versagen kann, ihnen einen kleinen Bären aufzubinden.

Der Leser wird Letzteres unredlich finden, man wird sagen, diese Aufschneidereien seien hauptsächlich daran Schuld, daß die Europäer bei dem Orientalen in so schlechten Credit gerathen, aber, du lieber Gott, wie kann man anders! Wir sind nicht so erfahren in dem süßen „Kaff machen" des Türken, einem Vergnügen, gegen welches das dolce far niente des Italieners noch ein sehr unvollkommener Seelenzustand ist; der Türke giebt nichts aus in der Unterhaltung, deren wir doch bedürfen, wenn wir's ihm nicht gleich machen können in der Kunst, sich in süßer, bewußtloser Schwärmerei über Zeit und Welt hinweg zu setzen. Wir müssen also die Unterhaltenden sein, um aber die Aufmerksamkeit, das Interesse der Türken rege zu erhalten, müssen wir immer ganz absonderliche Geschichten erzählen — und diese sind bekanntlich nicht immer die wahren.

Wesadar Agha hatte heute Nachmittag von dem Miralai (Obersten) den Befehl erhalten, eine Recognoscirung Donau abwärts zu machen, da ein bulgarischer Bauer die Meldung gebracht, es ließen sich Kosaken bei der Insel Kama-Ada sehen. Als Wesadar Agha diese Ordre erhielt, nahm er etwa zwanzig seiner besten Reiter, ließ sie aufsitzen und schlug mir vor, ihn zu begleiten. Mahmud On-Baschi, der natürlich mit dabei war, hatte mir in weniger als drei Minuten mein Pferd von der Wiese geholt und gesattelt, und ich schloß mich also dem Zuge an. Nach anderthalb Stunden erreichten wir das Kama-Ada gegenüber liegende Ufer. Der On-Baschi war unter dem Schutze der vorspringenden niedern Felsen eine Strecke voran geritten, kam plötzlich spornstreichs unter allerlei dem Jüs-Baschi gegebenen Zeichen zurück und rapportirte Wesadar Agha etwas, das ich nicht hören konnte. Auf das leise Kommando des letztern sprengte der Trupp um den Ufervorsprung, während des Rittes knackten tactmäßig die Hähne der langen Pistolen und ehe ich mich dessen versah, schwammen die zwanzig Pferde mit ihren Reitern in der Donau, auf Kama-Ada zu.

Ich stutzte. Auch mein Pferd hielt unwillkürlich an; es schien einen zu guten Begriff von meiner Besonnenheit zu haben, als daß es hätte glauben können, ich werde mich auf dergleichen halsbrechende Dinge einlassen, die doch offenbar über das Gebiet des kriegerischen Dilettantismus hinausstreiften. In der That lag dieses Manöver außer meiner Verabredung mit dem Jüs-Baschi; zu Lande würde ich ihm durch dick und dünn gefolgt sein, ja ich wäre allenfalls zu Fuße mit ihm auch in's Wasser gesprungen, aber zu Pferde, das war mir neu; jedenfalls hätte ich darauf vorbereitet sein müssen. — Bekanntlich wurde dieses Manöver schon in dem vorigen Kriege von den Türken häufig ausgeführt, die an mehrern Stellen schwadronenweise schwimmend über die Donau gingen und hierdurch die Russen unangenehm überraschten.

„Wohin denn, Wesadar A?" * rief ich ihm nach, als ich ihn, an der Spitze seines Trupps, mit dem krummen Säbel zwischen den Zähnen und dem Pistol in der Hand der Insel zuschwimmen sah. Aber Wesadar A hörte und sah nicht und das Schnauben der Pferde überstimmte mein Rufen. Auf die Gefahr hin, in den Augen der Türken und in ihrer guten Meinung zu verlieren, beschloß ich, vom Ufer aus ruhig mit anzusehen, wie diese Wasserpartie enden werde. Nach Verlauf von kaum fünf Minuten hatte der Agha die Insel erreicht, die, überhaupt nur klein wie die meisten Inseln, mit welchen die untere Donau besäet ist, nach der bulgarischen Seite zu mit Weidengesträuch bedeckt ist. Kaum war der Agha mit der Hälfte seiner Reiter hinter dem letzteren verschwunden, als ich einen Pistolenschuß fallen hörte; diesem folgten im Nu ein Dutzend fernerer Schüsse; die Insel füllte sich über dem Weidengesträuch mit Pulverdampf, so daß es mir vollständig unmöglich gemacht wurde, zu beobachten, was dort vorgehe. Eine Pause von etwa zehn Secunden trat ein; dann fielen abermals, jedoch nicht in so schneller Folge wie vorhin, drei, vier Schüsse — Alles war ruhig; der Pulverdampf theilte sich allmälig über den Weiden, ich sah den Feß des Agha's und die bunten Turbane seiner Reiter sich hinter dem Gesträuch hin- und herbewegen.

Wenn ich auch nichts von dem ganzen Vorgange gesehen, so wußte ich dennoch, was passirt: der Agha hatte sicherlich auf der kleinen Inselscholle ein halbes Dutzend Kosaken atrappirt, wie sie häufig auf den Inseln der Donau umherschlichen und die Lager der Türken beobachteten; ohne Zweifel hatte der Agha sie abgefangen und ihr Kaik versenkt. — Während ich mir, seine Rückkehr erwartend, eine Papier-Cigarre drehte, hörte ich etwas in's Wasser plumpen — richtig, Wesadar Agha trat seinen nassen

* Der Türke spricht den jedem höheren Militär zukommenden Titel Agha hinter dem Namen nur A aus.

Rückzug an, alle seine Baschi-Bosuks hinter drein; — nur eins der Pferde war herrenlos geworden und wurde vom On-Baschi am Zügel geführt, während der Reiter, anscheinend leblos, über den Sattel eines seiner Kameraden gelegt war und von diesem transportirt wurde. Wesadar Agha hatte wiederum eines jener zwecklosen Scharmützel geliefert, deren während dieses Kriegs fast jeder Tag einige brachte, und für die zusammengenommen man füglich eine entscheidende Schlacht hätte liefern können, ohne (es ist dies nicht übertrieben) einen größern Verlust zu haben.

Triefend von Wasser langte Wesadar Agha wieder an; er war sehr zufrieden mit sich und erzählte mir, daß sie acht Moskows drüben abgeschlachtet; auch zeigte er mir einige Trophäen, nämlich sechs Karabiner und einige Säbel, welche man den Kosaken abgenommen.

„Und dafür hast Du einen Deiner Muselmänner geopfert?" fragte ich, auf den Schwerverwundeten zeigend, den man leblos auf die Erde gelegt hatte. „War er Dir nicht mehr werth als diese schlechten Waffen, diese acht Moskows, die Du drüben abgethan hast? . . . Wesadar A," setzte ich vorwurfsvoller hinzu, während er sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, als er mich in meinem Eifer mit der türkischen Sprache in die Brüche kommen sah. „Wesadar A, es ist nicht Recht, daß von Dir und allen Deines Gleichen in solchen nutzlosen Scharmützeln Eure braven Soldaten geopfert werden."

„Thut nichts!" antwortete er, „die Gesetze unserer Religion gebieten uns, dem Feinde zu schaden, wo wir können."

„Das ist möglich," versetzte ich, „aber die Gesetze der Religion sind nicht die des Krieges, und die Klugheit hat auch ihre eigenen Gesetze; so lange Ihr diese nicht beachtet, werdet Ihr nie den Krieg führen lernen. Wir Franken folgen im Kriege immer zuerst den Gesetzen der letzteren und dann erst denen der ersteren."

„Dafür seid Ihr auch Giaurs," antwortete Wesadar Agha, ein wenig gereizt dadurch, daß ich ihm die Kriegskunst abgesprochen.

„Pfui!" rief ich, „Wesadar A, ich hätte nicht geglaubt, daß Du so boshaft sein könntest!" — Darauf gab ich dem Pferd die Sporen und ritt voraus in's Lager mit der festen Absicht, dasselbe morgen früh mit Sonnenaufgang zu verlassen und meinen Weg fortzusetzen.

Nichts destoweniger wußte ich, daß Wesadar Agha der gutmüthigste Kerl von der Welt, ich nahm ihm daher seine Aeußerung nicht so krumm, wie es den Anschein hatte und ehe der Abend kam, waren wir wieder versöhnt. Der Agha war einer von den leichtgläubigen Seelen, deren ich oben erwähnt; vor Beginn des Krieges war er als Jüs-Baschi der Redifs in einer der kleinern Balkanstädte stationirt gewesen und hatte dort Muße gehabt, seinen Aberglauben auszubilden; wie es kam, daß er jetzt die Redifs verlassen und einen Haufen Baschi-Bosuks kommandirte, das weiß ich nicht. Seine Lieblingsbeschäftigung bestand im Erzählen von Geschichten und Märchen, die einem Medach (Märchenerzähler) Ehre machten und selten so fabelhaft waren, daß schon sein eigner Köhlerglaube dazu gehörte, um in ihnen auch nur einige Wahrscheinlichkeit zu finden.

„Da ich morgen reisen will, so erzähle mir noch ein Märchen, Wesadar A," sagte ich, als wir am Abend um das Wachfeuer lagen.

„Reisen willst Du?" rief er, mich groß anschauend. „Wenn Du nicht bleiben willst, nun denn, Allah geleite Deine Schritte!"

„Wir sehen uns wohl noch wieder!"

„Das ist Gottes Sache!" antwortete er. „Zum Abschied will ich Dir heute nicht ein Märchen, sondern eine ganz wahre Geschichte erzählen. Hör' also zu!"

Der Agha zog seine Beine unter sich zusammen, blies eine Wolke aus seinem Tschibuk, schaute träumend einige Minuten in die zahllosen Ringel der Tabackswolke, welche vor ihm in dem Mondenlicht spielten, und begann dann also:

„Ateja, die Lieblings-Kadin des Padischah (welches Padischah, das erzählt die Geschichte nicht) fühlte sich Mutter und die Sterndeuter und Hof-Astrologen stritten sich lange und heftig und konnten sich nicht über die Frage einigen, ob es ein Sohn oder eine Tochter werde. Diese Uneinigkeit machte sowohl dem Sultan als der Kadin viel Kummer, denn wie man sich denken kann, hätten Beide es gern gesehen, wenn es ein Sohn wurde. Endlich gab der Himmel selbst den Ausschlag in dieser Angelegenheit.

Ateja hatte nämlich eines Nachts einen seltsamen Traum: es erschien ihr in demselben ein Engel, welcher ihr verkündete, wenn sie zwischen heute und dem nächsten Freitag zwei Fische esse, in deren einem sie eine Gräte finde, die gestaltet sei wie ein Stern, in deren anderm aber eine Gräte sei in Gestalt einer Rose, so werde sie einen Sohn zur Welt bringen.

Ateja erzählte diesen Traum am andern Morgen dem Sultan und dieser gab sogleich Befehl, daß man die Kadin täglich dreimal mit den schönsten Fischen der Welt bewirthen solle. Natürlich wanderten, als dies den Fischern verkündet wurde, die schönsten Fische der Welt in größerer Menge denn jemals in die Küche des Serail, und wie man sich vorstellen kann, aß Ateja dreimal täglich so viel Fische als sie irgend verzehren konnte. Aber wie viel sie auch aß, sie fand in keinem die Rose und den Stern, und die Arme wurde allgemach so traurig, daß sie kaum noch im Stande war, Fische zu essen.

Da, als sie schon alle Hoffnung aufgegeben, fand sie am Donnerstag Abend in zwei wunderschönen, wohlschmeckenden rothen Barben sowohl die Rose als den Stern, ein Ereigniß, welches maßlose Freude im Haremlik verbreitete und sofort dem Sultan gemeldet wurde, der ebenfalls hoch erfreut war, denn daß die Verheißung des Engels in Erfüllung gehen werde, das zu bezweifeln wäre sündhaft gewesen. Auch die Sterndeuter und Hofastrologen freuten sich über die Maßen und meinten, sie hätten es ja immer gesagt, daß es ein Söhnlein werde.

Der Sultan beschloß nun, den Fischer, welcher die beiden rothen Barben geliefert, zu belohnen, wie er noch nie einen Unterthan belohnt habe, und befahl, diesen Fischer vor ihn zu führen; damit sich aber nicht alle Fischer heran drängten, und man den wahren finde, solle nichts verlauten, daß es sich um eine Belohnung handle, vielmehr müsse man die Fischer glauben machen, es solle Einer von ihnen bestraft werden.

Der erste Minister, welcher diesen Befehl auszuführen hatte, war nun in großer Verlegenheit, wie er den Fischer ausfindig machen könne; er wandte sich an die Köche, die denn auch täglich auf dem Fischmarkt umher streiften, aber doch nicht den Fischer wieder erblicken konnten, der ihnen die rothen Barben gebracht.

Endlich, endlich trat eines Morgens ein junger Fischer zu den Köchen, als sie auf dem Bazar dastanden, und fragte sie, ob sie nicht wieder von seinen rothen Barben kaufen wollten, die er auf dem Kopf in einem hölzernen Gefäße trug.

„Der ist's!" rief der Oberste der Köche. „Wir haben ihn! Bindet ihn, damit er uns nicht entkömmt!" — Und von einigen Kavassen, die in der Nähe waren, unterstützt, band man den armen Fischer, der an allen Gliedern zitterte, und nicht anders glaubte, als daß man ihn zum Scharfrichter bringen werde. Im Serai angekommen, nahm man ihm seine Stricke ab und führte ihn vor den Padischah.

„Dieser ist's, der uns die rothen Barben gebracht!" sagte der Oberkoch, auf den zitternden Fischer zeigend, der selbst nicht wußte, wie ihm geschah, als ihn der Sultan lächelnd fragte, wie er heiße und woher er sei?

Der Fischer antwortete, er sei ein Grieche, Namens Nicolai, ernähre sich seit zwei Jahren vom Fischfange und wohne auf den Prinzeninseln.

„Mein Sohn", sagte der Padischah zu ihm, „die Sonne des Glückes ist über Deinem Haupte aufgegangen, denn ich habe gelobt, Dich zu belohnen, wie ich noch nie belohnt habe. Fortab sollst Du nicht mehr auf den Fischmarkt gehen, sondern einer der Größten meines Reiches werden."

Und der Sultan schenkte ihm drüben auf der anadolischen Seite, hinter dem schwarzen Meer so viel Land, als er in fünfzig Tagen abreiten könne und überhäufte ihn außerdem mit Gold und Edelsteinen.

Nicolai, der arme Fischer, nahm sein Land in Besitz und ließ sich zum Schah eines großen Stammes ausrufen. Und als er reich und mächtig geworden, da ward Nicolai übermüthig, in seinem Hirn nahm der Undank Platz, er empörte sich gegen seinen Herrn und Gebieter, den Padischah, und überzog das Land desselben mit Krieg. Dieser Nicolai ist kein Anderer, als der Schah der Moskow; aber Allah ist groß, und er wird ihn verderben, wie er alle seine Feinde vernichtet." —

So weit erzählte Wesadar Agha. — „Masch Allah!“ rief ich, als er zu Ende, „Du hast Recht, Wesadar A., er hat den Undank in seinem Haupte Platz greifen lassen, und der Himmel wird ihn unfehlbar verderben, denn Gott ist gerecht und thut, was er will,“ setzte ich, mich des ewigen Refrains im Koran erinnernd, hinzu.

Die obige Sage habe ich später, wenn auch in anderer Version, mehrmals aus dem Munde des türkischen Volkes gehört. Was nun die Glaubwürdigkeit dieser mir von dem Agha erzählten „wahren Geschichte“ betrifft, so ziemt es weder mir noch Dir, lieber Leser, an derselben zu zweifeln, vielmehr ist es für eine ausgemachte Sache zu halten, daß der Kaiser aller Reußen nichts als ein Vasall des großen Padischah ist.

Blätter und Blüthen.

Das bezauberte Kind. Man hat wohl schon Geschichten von dem Zauber gehört, den gewisse Schlangen auf Thiere ausüben, auch von Schlangenbeschwörern, welche auch andere Thiere durch den bloßen Blick bändigen u. s. w., aber wohl noch nie von der geheimnißvollen Macht, den Schlangen auch auf Menschen ausüben. Um so überraschender ist ein Fall, den der „St. Louis Herald“ vom 12. Juli dieses Jahres mit der Versicherung erzählt, daß sich Alles thatsächlich so verhalte. Ein Mann, Namens O'Mara (ein eingewanderter Irländer) hatte ein zartes, schwächliches Kind von etwa 13 Jahren, welches durch den Tod einer Schlange vorige Woche unter folgenden Umständen starb. O'Mara wohnt an der Copperas-Bucht in der Grafschaft Franklin unweit dem Depot der Eisenbahn, welche zum stillen Oceane führt. Vor etwa neun Monaten fing das Kind an blaß und mager zu werden und abzuzehren, obgleich es bisher frisch und voll gewesen und keine Krankheitssymptome ausfindig zu machen waren. Während des Winters trocknete sie schmerzlos und ohne Klage zu einem bloßen Skelett zusammen. Mit einbrechendem Froste schien sie wieder aufzuleben. Im Frühjahr fing sie an, regelmäßig jeden Tag zu einer bestimmten Stunde auszugehen und sehr hungrig zurückzukommen, obgleich sie stets Butterbrot mitnahm. Sie war nicht dahin zu bringen, zu Hause Gemüse oder Fleisch zu essen. Ihr regelmäßiges Verschwinden alle Tage zur bestimmten Stunde fiel endlich auf, so daß Nachbarn den sonst ziemlich unbekümmerten Vater vermochten, ihr eines Tages unbemerkt nachzugehen. Sie eilte nach einem entfernten Punkte der Bucht, setzte sich dort nieder und blieb regungslos mit ihrem Butterbrote sitzen, bis ihr Vater mit Schrecken eine große schwarze Schlange herankreiseln und den Kopf auf ihren Schoß legen sah. Das Mädchen fütterte jetzt die Schlange, welche jedesmal fürchterlich zischte, so oft sie selbst ein Stück zu essen versuchte, so daß sie es erschreckt wieder aus dem Munde nahm und ihr gab. Der Vater, von fürchterlichster Angst ergriffen, wagte nicht sich zu bewegen, aus Furcht, die Schlange möchte das Kind und ihn tödten. Aber ein unwillkürlicher tiefer Athemzug, den die Schlange zu hören schien, vertrieb sie. Das Mädchen sprang auf und bat zu Hause um mehr Butterbrot. Sie hatte den Vater nicht bemerkt, der ihr nun auch auf ihrem zweiten Wege unbemerkt, mit einer Flinte bewaffnet, nachging. Als die Schlange nun wieder herankreiselte, schoß er sie durch den Kopf, noch ehe sie dem Kinde nahe gekommen war. Sie wälzte und rollte sich in fürchterlichen Windungen. Das Kind fiel ohnmächtig zusammen und wurde zwar wieder zu sich gebracht, aber nur, um unter den fürchterlichsten Krämpfen und Zuckungen, welche denen der Schlange ganz ähnlich waren, in demselben Augenblicke zu sterben, als die letzten Spuren des Lebens aus dem Körper der Schlange gewichen waren. Es war eine schwarze Schlange von der unschädlichen, d. h. nicht giftigen Art, 7 Fuß 6 Zoll lang. Durch die Aussagen des Vaters hat sich herausgestellt, daß das Mädchen seit undenklichen Zeiten nichts zu Hause gegessen, sondern Alles was sie bekommen, der Schlange gegeben, so daß sie nur von dem, was sie zuweilen übrig ließ, ihr Leben gefristet haben kann.

Kleider-Revolution in Frankreich. Das neue Kaiserreich hat Leute und Kleider so verändert, daß letztere ganz andere Wesen aus ersteren zu machen scheinen. Die charakteristische Einfachheit weiblicher Moden ist ganz verschwunden. Ich sah (erzählt der Engländer Bayle St. John, der das neuste Paris sehr pikant geschildert hat) unlängst eine Dame, die in dem Rufe des feinsten, tonangebenden Geschmacks stand, in einer Soirée erscheinen, bunt aufgedonnert, als wäre sie die Königin irgend eines wilden Inselvolkes. Ihr Kleid war hellroth, ihre Armbänder und Halsketten bestanden aus Korallen, größer als Haselnüsse; über dem Haar nickten ungeheuere Federn, ebenfalls mit Korallen tapezirt. Dazu war sie selbst ziemlich häßlich und von allen Seiten übertrieben lächerlich. Die Damen, welche den Hof besuchen oder nur in großen, vornehmen Gesellschaften erscheinen, sagen, der goldene, silberne, betreßte, gestickte und besetzte Glanz männlicher Uniformen, die das neue Kaiserreich oben übertüncht, nöthige sie zu dieser kunterbunten Ausstaffirung mit schreienden Farben, sonst würden sie ganz verblassen und ersticken den Männern gegenüber. — Unter den Schmucksachen aus dem Blumenreiche spielt die große, alle Farben annehmende, prächtige, geruchlose, eitele, schwammige Georgine die Hauptrolle. In Bezug auf das männliche Kostüm hat das Kaiserreich seine Wirksamkeit besonders in Verlängerung der Leibrocksschweife, Verengerung von Aermeln, Erhöhung von Absätzen an Stiefeln und Schuhen und Feindseligkeit gegen — die Haare auf den Zähnen mit Begünstigung der Schnurrbärte an den Ohren herunter (das geschorne Gesicht mit Schonung des Backenbartes ist die Erfindung des größten Heuchlers und Tyrannen, ich glaube Ludwig's XI.) geltend zu machen gesucht. Kaiser und Kaiserin selbst befehlen zwar keine Kleider-Ordnung, aber die „höheren“ Franzosen und Französinnen sind so servil, daß sie dem Paare Alles nachmachen, was es in Compiegne, wo es sich am Meisten gehen zu lassen scheint, in dieser Beziehung erfindet. In Compiegne aber trug der Kaiser öfter das Kostüm der Bourbonen vor der ersten Revolution (nur der Puder fehlt noch), durch dessen Glanz und Pracht er sein Hofgesinde zur luxuriösesten Nachahmung anspornt.

Smithson, ein bekannter englischer Chemiker (ein natürlicher Sohn des Herzogs Hugh von Northumberland), fing einstens die Thräne von der Wange einer Dame auf und analysirte sie, wobei er verschiedene Salze in dem Tropfen entdeckte. Welch ein großartiger Stoff für einen poetischen Chemiker! Das Räthsel zu lösen, wie viel Schmerz, wie viel Kummer, Noth und Sorge, wie viel Freude dazu gehört, eine Thräne zu schaffen, zu heben und sie fließen zu machen! Die Frage zu enträthseln, wie sie im tiefsten Dunkel des Herzens entstehen und durch die Pforte des Auges an das Sonnenlicht des Tages treten konnte? Wo ist der Chemiker, der das Wachsen des Schmerzes in dem kleinen Tropfen analysiren kann, den ganzen großen Kampf eines stolzen Herzens, der sich oft in einer einzigen kleinen Thräne concentrirt?

Bücherverbrauch in Deutschland. Wir gaben neulich in einer Notiz einige Details über den amerikanischen Buchhandel und besonders über den Absatz einzelner Autoren. Daß auch in Deutschland jetzt die bessern Schriftsteller in die Massen dringen, beweist der Absatz der Cotta'schen Volksausgabe der Classiker. Bekanntlich erscheint diese im sogenannten Schiller-, also in kleinem Format, die Lieferung circa 10—14 Bogen stark, alle acht Tage ein Bändchen. Vor einigen Tagen kamen zwei Wochen-Lieferungen zusammen in Leipzig an, deren Gewicht nicht weniger als Ein Hundert Centner betrug. Wie viele tausend solcher kleinen Lieferungen gehören dazu, um dieses Quantum herzustellen! Und diese Sendung war nur für Norddeutschland bestimmt, während Süddeutschland und Oestreich von der Verlagshandlung auf direktem Wege versorgt wurden. Daß nach diesen beiden Gegenden mindestens noch 100 Centner alle 14 Tage expedirt werden, dürfen wir ohne Uebertreibung annehmen, und wir geben nun allen geschickten Rechnern das Exempel auf, auszurechnen, wie viel Exemplare dieser Volksausgabe im Ganzen wohl unter das Publikum kommen.

Vervollkommnungen der Photographie. Die dem Mr. Talbot in London patentirten farbigen photographischen Portraits werden von dem Franzosen la Roche, ebenfalls in London, bedeutend übertroffen, und im polytechnischen Institut ebendaselbst wurden unlängst zwei wahre Wunder von Photographie gezeigt: ein vollständig klares und bis auf die Poren und deren Haare genaues, lebensgroßes Portrait, neben einem photographischen Abdrucke der ersten Seite der Times auf einem Stückchen Papier von drei Zoll Länge und zwei Zoll Breite. Die Buchstaben waren dabei durchweg so klar, daß man Alles ohne Vergrößerungsglas lesen konnte, obgleich es das allerkleinste und allergefährlichste Augenpulver war.

Zur Beachtung!

Mit dieser Nummer schließt das 3. Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das 4. Quartal schleunigst aufzugeben.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

gelten, ihn wesentlich begünstigen. Er hat Muth und Vertrauen auf sich selbst nöthig, und schwer ist's, die zu bewahren, wo der noch Heimathlose schon beim ersten Tritte in Verlegenheiten hineintappt. Hätten wir aber zwischen den beiden Hansestädten der Nordsee zu wählen, so könnten wir zweifelhaft sein. Dem der Verhältnisse Kundigen allerdings verschlägt es nichts, ob er auf einem Slomann'schen Schiffe die Elbe hinabfährt oder ob er auf einer Barke oder Brigg der bremer Kauffahrteiflotte seine Ueberfahrt bewerkstelligt. Als der sicherere Weg für den Unerfahrenen dagegen kann unbedenklich der über Bremen bezeichnet werden. Namentlich gilt dies für den weniger Bemittelten, der sich auch vor geringen Uebervortheilungen zu hüten hat, und den die hamburger Gesetzgebung nicht in dem Grade gegen die Praktiker und Kniffe der Logierwirthe schützt, wie sie sollte.

Kommt ein Trupp solcher unerfahrenen Emigranten, an seiner wunderlichen Tracht, seinen halb blöden, halb übermüthigen Geberden und seinem in der Regel ungeheuerlichen Gepäck leicht erkannt, im hamburger Bahnhofe an, so stürzt sich sofort, einem Rudel hungriger Wölfe vergleichbar, ein Haufe von Mäklern und Gastwirthen auf sie, faßt sie am Arme, dringt ihnen dies oder jenes Haus mit lockendem Namen als Absteigequartier auf, schafft die, welche sich dem Unvermeidlichen fügen, als gute Beute in eine Droschke, setzt sich auf den Bock und bringt die mit dem ersten Tritte auf den Boden der Handelsstadt zur Waare Gewordenen, ehe sie sich besinnen, wie ihnen geschehen, in ihren Emigrantenspeicher in Sicherheit. Hier werden die Eingefangenen gewöhnlich in einer Weise verköstigt und untergebracht, die dem dafür geforderten Preise nicht entspricht. Dann geht der gefällige Wirth, immer gut gelaunt und zuvorkommend mit den Gästen zum Einkauf der Reisegeräthschaften, die er, der Vermittler, jederzeit, der Käufer aber selten wohlfeil findet. Schließlich stellen sich gute Freunde des Hausherrn ein, um den Auswanderern Passagierscheine für dieses oder jenes Schiff anzubieten, wobei ebenfalls Erkleckliches an der Waare verdient wird. Merkt letztere, daß man ihr zu übel mitgespielt, so ist es gewöhnlich zu spät oder zu weitläufig, um Schadloshaltung zu erlangen. Wer denkt, wenn das Schiff die Anker zu lichten im Begriffe ist, an Advokaten und Gerichte! Wer an die Presse! Und so geschieht es, daß wir zwar häufig Anpreisungen solcher Auswandererschenken in den Blättern lesen, selten aber oder nie das Gegentheil. Die Leute sind eben gemeiniglich zu vergnügt, den ersten Schritt in ihre Zukunft hinter sich zu haben, als daß sie nicht geneigt sein sollten, über einen nicht allzu groben Griff in ihre Tasche ein Auge zuzudrücken.

In Bremen ist es wenigstens einigermaßen anders. Wiewohl natürlich das Streben, an den Abziehenden zu verdienen, hier nicht geringer ist, so ist doch durch eine Art Commission achtbarer Bürger dafür gesorgt, daß dieses Bestreben sich innerhalb gewisser Grenzen hält und daß Diejenigen, welche den Rath, der ihnen schon am Bahnhofe gedruckt ertheilt wird, nicht verschmähen, in einer für Wirth und Gast zufriedenstellenden Weise bis zur Abreise nach Bremerhaven, wo die eigentliche Einschiffung stattfindet, Unterkommen finden. Indeß ist auch hier eine fleißige Anwendung des Sprüchworts: „Traue, schaue, wem!“ nicht von Ueberfluß, und nicht selten erweist sich die Gefälligkeit, womit der oder jener gut gekleidete junge oder alte Herr dem guten dummen Bauerknaben ungefragter und unbekannter Weise unter die Arme greift, hinterher durchaus nicht als das, was in Grimm's Wörterbuch unter dem Artikel „Gefälligkeit“ definirt wird.

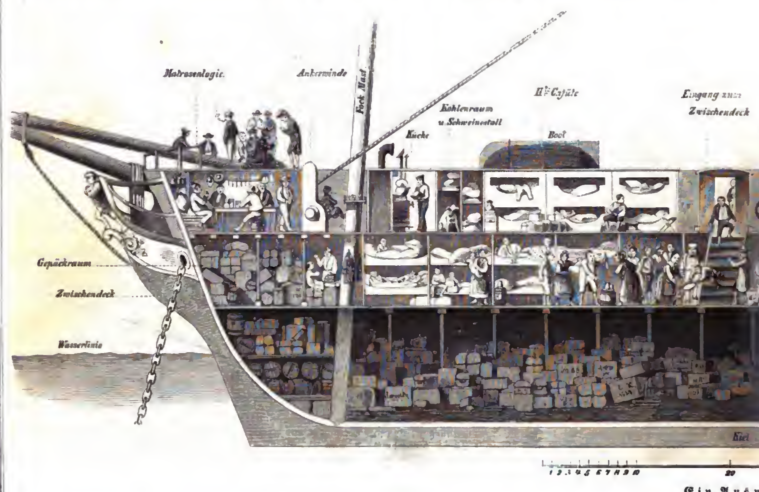
Verlassen wir aber nun die Auswanderergasthöfe und ihr Gewimmel von süd- und norddeutschen Trachten, Mundarten, Manieren und Münzen und begeben wir uns mit dem Dampfboote (wenn irgend die Kasse nicht zu knapp bemessen ist, bei Leibe nicht mit den schneckenlangsamen, zum Ersticken und Erdrücken überfüllten schwimmenden Dunsthöhlen, auf denen die Rheder ihre Passagiere gratis flußabwärts schaffen lassen) die Weser hinunter nach Bremerhaven, wo das Auswandrerschiff die Europamüden erwartet, oder, wenn dieses noch nicht segelfertig ist, das große burgartig gebaute, den Anforderungen nach, die man für die geforderten Preise stellen darf, trefflich eingerichtete Emigrantenhaus einstweilen Unterkunft gewährt. Hier drängt sich Alles zusammen, was auf die Auswanderung Bezug hat. Hier eilen geschäftig Rheder und Mäkler, Brieftasche und Bleistift in der Hand hin und her. Hier suchen amerikanische Sendlinge Seelen für den Methodismus zu kapern. Hier füllen durch lange Schläuche Matrosen die Wasserfässer der Fahrzeuge, die mit ihren schwarzen Rümpfen, ihren Masten und Raaen, ihren Klüverbäumen und ihrem Tau- und Segelwerk unbeweglich und doch so voll ameisenhaft wimmelnde Bewegung an den Quais liegen. Hier schaffen Auswanderer ihre Siebensachen, ihre unförmlichen bunten Truhen, ihre Betten und Geräthe an Bord. Hier untersucht die zu diesem Zwecke bestellte Commission, die ohne Zweifel gewissenhaft, aber freilich nicht unfehlbar und noch weniger untäuschbar ist, die vom Rheder für die Passagiere gelieferten Lebensmittel, und sieht nach, ob das Pökelfleisch nicht durch zu viele Reisen über den Ocean zu viel Hautgout angenommen hat, ob die Butter genießbar ist und ob von Allem die gehörige Quantität, wie sie das Gesetz vorschreibt, besorgt wurde. Hier tummeln sich, angeheitert von zu eifrigem Abschiedtrinken in den Schenken des Städtchens, wo man beiläufig unter andern guten Dingen auch sehr wohlfeilen vaterländischen Madeira bekommt (der leider etwas nach Syrup und Kartoffelschnaps schmeckt) zukünftige Bürger und Bürgerinnen der Yankeerepublik, denen man eher alles Andere als Heimweh ansieht. Dort wieder bringen Familienväter die Strohsäcke und Decken, die sie für die Meerfahrt gekauft, während Frau und Kinder mit dem blechernen Speisenapfe, dem Waschbecken, den Trinkbechern, der langhalsigen, dickbäuchigen Wasserflasche, dem Geschirre, welches die Seekrankheit zur Nothwendigkeit macht, und dem lieben Rumfäßchen, womit sie sich über die Leiden derselben trösten oder die Gunst des allezeit durstigen Kochs erkaufen werden, klirrend und klappernd hinterhertraben. Dort endlich erscheint, nach armen Teufeln spürend, die einen Paß für überflüssig oder den Rock des Königs von Preußen für unkleidsam gehalten, mitunter aber auch nach gefährlicheren Gesellen forschend, umgeben von behelmten, uniformirten, säbelschleppenden Gensd'armen, hervorschauend aus dem Halsgeschmeide hoher würdevoller Vatermörder, unsere alte gute Freundin — die deutsche Polizei.

Lassen wir sie bei ihrer Jagd und wünschen wir ihr einen guten Fang, namentlich wo es sich um solche Vögel handelt, die in anderer Leute Schotenfeldern und Kirschbäumen ihr Wesen getrieben haben, und denen darum ein tüchtiger Käfig mit schmaler Kost, nicht aber die Freiheit Amerika's gebührt. Lassen wir sie, die Matrosen haben den Anker aufgewunden, Capitain und Lootse sind an Bord, schon öffnet sich das Hafenthor, und wenn wir die Reise mitmachen wollen, ist's hohe Zeit, sich ebenfalls auf's Schiff zu verfügen. So — ein flotter Sprung — und holla, da sind wir auf dem Rücken des alten, gelassenen, mit seiner Menschen- und Güterfracht langsam dahingleitenden Meerungeheuers, dessen Bauch nun auf lange Wochen unsere Wohnung sein wird.

Wir schwimmen in die gelbgraue Weser hinein. Die Segel werden aufgehißt. Sie blähen sich und schwellen, raschen Laufes durchschneidet der Kiel die trübe Fluth, die letzten Häuser Bremerhavens verschwinden, allmälig verläuft sich auch das flacher und flacher werdende Ufer mit seinen Wiesen, seinen Rinderheerden und seinen fernen Kirchthürmen, der Lootse verläßt uns, der Capitain übernimmt das Commando und wir sind auf der Nordsee, aus der wir, wenn der Windgott den rechten Schlauch geöffnet läßt, an Helgolands rothen Felsen vorüber in achtundvierzig Stunden in den Canal, der Englands Kreideküsten von Frankreichs dunklem Gestade trennt, einlaufen werden, um, wenn Aeolus uns ferner wohlwill, in abermals achtundvierzig Stunden in den atlantischen Ocean — oder wie die Matrosen sagen, in die „spanische See,“ mit ihren Meilen langen dunkelblauen Wogen hinauszusegeln, wo bis zur Ankunft am Ziele kein Land uns wieder begegnet.

Bis hierher glaubten wir es noch nicht am Orte, die Frage aufzuwerfen, was denn so eigentlich ein Auswandererschiff sei. Jetzt ist die Zeit dazu gekommen. Ein Engländer hat das Leben an Bord überhaupt als „eingekerkert sein und dabei Gelegenheit zum Ertrinken haben“ charakterisirt. Bei einem Auswandererschiffe trifft der erste Theil der Definition doppelt zu. Sehen wir uns um — die beistehende Zeichnung des Innern eines der größten Fahrzeuge dieser Art wird das, was unsere Federzeichnung nicht deutlich genug geben sollte, für das Verständniß nachholen. Im Wesentlichen sind alle Schiffe dieser Gattung sich gleich. Sie zerfallen, ihrem Rumpfe nach betrachtet, in drei Abtheilungen, welche durch Treppen mit einander verbunden sind und das Deck, das Zwischendeck und der Schiffsraum genannt werden. Auf dem Deck befindet sich hinter dem Bugspriet, an welchem die Gallion oder das Namensbild des Fahrzeuges prangt, und über dem, der Waffe des

Einhorns vergleichbar, der Klüverbaum in die See hinausragt, zuvörderst die Wohnung der Matrosen, die das Logis heißt. Hinter diesem stößt man auf die mächtige Winde, mit welcher die zu beiden Seiten des Vordertheils herabhängenden Anker gelichtet werden. Dahinter wieder erhebt sich mit seinen Raaen, Segeln, Tauen und Strickleitern der Fockmast, und hart daneben bereitet der Koch in der mit eisernen Kesseln versehenen Kombüse oder Küche, neben welcher in der Regel Ställe für Schweine und Geflügel angebracht sind, das Essen, den Thee und Kaffee für die Mannschaft und die Passagiere. Wofern das Schiff eine zweite Kajüte hat, stößt diese gewöhnlich an die Küche. Hinter ihr dann ragt der große oder Hauptmast empor, bei welchem sich auf den meisten Schiffen die Pumpen befinden, durch welche das in den untersten Raum hineinsickernde Seewasser entfernt wird. Alsdann gelangt man zu einer zweiten Winde, welche den Namen Gangspill führt. Hierauf kommt, wenn nicht wie auf dem „Guttenberg" eine Fortsetzung der Räume für Kajütenpassagiere nöthig geworden zwischen dem großen Maste und der zweiten Kajüte in den eigentlichen, von den Schiffsrippen umschlossenen Bauch des Fahrzeugs hinunterführt. Hinab durch die mit einer Art Schilderhäuschen überbauten Luke in das Zwischendeck, in den Raum, in welchem mehr als neun Zehntheile der jährlichen Auswanderung der ersehnten neuen Heimath im Westen zuschwimmen. Ein widerlicher Dunst, der sich selbst durch geschickt angebrachte Luftsegel und Abzugsröhren nicht völlig entfernen läßt, und der, wo diese Anstalten der Reinigung fehlen, zum abscheulichsten Brodem wird, qualmt uns entgegen. Ein Gewirr murmelnder, quickender, singender und zankender Stimmen läßt sich vernehmen. Endlich, nachdem sich unser Auge an das hier allezeit herrschende Halbdunkel gewöhnt hat, welches, wenn stürmisches Wetter die Luken schließen heißt, sich in ägyptische Finsterniß verwandelt, erblicken wir vor uns einen 60 bis 80 Fuß langen, 20 bis 2. Fuß breiten und etwa 8 Fuß hohen Raum, der am obern und untern Ende durch Bretterverschläge von den Vorrathskammern des Schiffes geschieden wird,



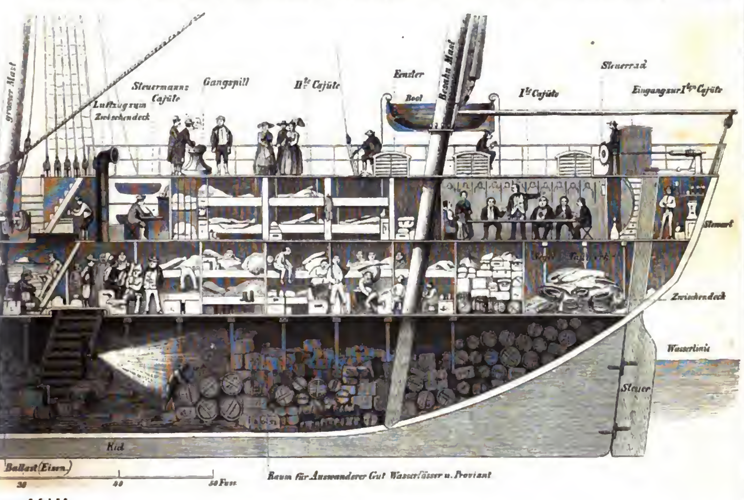
Ein Auswa

ist, die erste Kajüte, welche an dem sogenannten Besahnmast angebaut, gemeiniglich mit eleganten Möbeln, bequemen Divans und Mahagonitischen ausgestattet und auf dem Dache mit kleinen Fenstern oder Skylights versehen ist. Sie dient den wohlhabenden Passagieren und dem Kapitän, so wie dem ersten Steuermann zum Aufenthalt und gewährt den Vortheil einer guten Tafel (gut natürlich nur in Betracht der Umstände), so wie das hier allerdings nicht zu verachtende Vorrecht, den Spaziergang, den das mit einem Eisengeländer versehene Dach gewährt, abgesondert von den übrigen Bewohnern des Schiffes benutzen zu können. Hinter der ersten Kajüte, bei andern Fahrzeugen, wo der Stewart oder Proviantmeister ein eigenes Stübchen inne hat, auch über derselben, beschließt endlich das Häuschen, vor welchem, den Blick auf den Compaß gerichtet, der Steurer durch ein Rad den Gang des Kieles regulirt, die vielfach getheilten und gegliederten Räumlichkeiten des obern Decks.

Und nun hinab auf der Treppe, die auf unserer Zeichnung und den man in seiner Totalität mit einem in den Keller getragenen Hausboden oder, wenn das angenehmer klingt, mit einem hausbodenartig eingerichteten Keller vergleichen kann. Ein Haufen übereinander geschichteter Koffer und Kisten nimmt die Mitte ein und scheidet das Ganze in zwei lange schmale Gänge. Neben diesen erheben sich, hüben rechts, drüben links unter den Schiffsrippen, von unbehobelten Brettern zusammengezimmert, in zwei Etagen die Kojen oder Schlafstätten der Passagiere, in denen letztere je vier und vier zusammenliegen — eine Vertheilung, welche für den Mann einen Raum von nicht mehr als etwa 6 Fuß Länge und 2 Fuß Breite läßt und darin nicht geringe Aehnlichkeit mit dem Verpacken von Heringen hat, aber durch ihre Unbequemlichkeit eine recht geeignete Vorbereitung auf ein Blockhüttenleben im Hinterwalde ist.

Der Enge dieser schwimmenden vorläufigen Heimath des Auswanderers entspricht ihre Einfachheit. Diese rohen Bretterverschläge, welche (man sehe die Abbildung an) fast auf's Haar un-

geheuren Kommoden gleichen, aus denen man die Schubfächer herausgezogen hat, sind Alles, was dem Zwischendeckspassagiere geboten ist. Die Kojen sind Schlafkammer, Empfangszimmer, Speisesaal, Ankleidegemach und für den, der's bedarf, Studirstube, Alles in Einem. Strohsäcke und Decken bilden die Flur. Die schwarzen Schiffsrippen und das Gebälk des Decks, woran blecherne Speisegeschirre einträglich neben Gefäßen mit unnennbarem Zwecke und Inhalte, Waschbecken als getreue Nachbarn neben Butterdosen, endlich Hutschachteln und wohlgeschmierte Stiefelpaare mit der phlegmatischen Duldsamkeit, welche Hutschachteln und Stiefeln eigen ist, neben Mettwürsten und Hosenbeinen, angeschnittenen Schinken und flatternden Reckschößen hängen, geben den Plafond ab. Die Kisten und Kasten unten auf der Gasse vor den Kojen werden als Tische und Stühle benutzt. Wer ein Freund von Musik ist, findet reichliche Gelegenheit, seinen Trieb zu befriedigen, wenn er dem Concert der unaufhörlich quäkenden Säuglingskehlen sein Ohr leihen und des Nachts den Ständchen lauschen will, welche beschäftigen. Aus einer vierten Schlafstelle bringt, durch das Schwanken des Schiffs plötzlich an seine Schuldigkeit gemahnt, ein wackerer Schuster oder Schneider der Seekrankheit sein Opfer mit solchem Geräusch und in so weiten Bogen dar, daß die ganze Nachbarschaft, sofern sie nicht mit gleichen Libationen zu thun hat, in lautes Beifalljauchzen ausbricht. Aus einer fünften Koje baumeln über dem zornrothen Antlitze einer Mutter, die das Hintertheil ihres Sprößlings bearbeitet, weil er das Mittagsessen der Familie verschüttet hat, an langen, dünnen Beinen ein paar gigantische Füße mit dickbesohlten nägelbeschlagenen Schuhen, einem hinterlistigen Bäuerlein angehörig, welches, auf dem Rücken hingestreckt, aus diesem Hinterhalte ein wohlgezieltes Bombardement mit Brocken von Bretzwieback unterhält. In einer sechsten Schlafschublade macht ein munterer Matrose einer drallen Schwäbin das Begehr seines Herzens im besten Plattdeutsch verständlich — ein Wunder, aber doch wahr! In einer siebenten — nein, hier im Finstern ist's nicht geheuer mehr, und wir haben gerade genug



rerschiff.

die aus dem Schiffsraume zu Besuch kommenden Rattenchöre den Passagieren bringen. Am Besten aber ist für den Liebhaber von Gemälden gesorgt, und zwar namentlich dann, wenn er seine Neigung der niederländischen Schule zugewendet hat. Er kann in den Bretterrahmen der verschiedenen Kojen die Urbilder der Murillo'schen Betteljungen, im dämmernden Hintergrunde der Schlafstätten kostbare Jagdscenen, von den Fingern sorgsamer Mütter auf den Köpfen ihrer Kleinen aufgeführt, Breughel'sche Koboldgruppen, die einen mit ihrem Aussehen harmonirenden Spektakel machen, und kolossale Nuditäten bewundern, die durch ihr derbes Fleisch an Meister Rubens' saftigen Pinsel erinnern. Vor der einen Koje sitzt auf ihrer buntblumigen Truhe eine alte Bäuerin und studirt mit der Brille auf der Nase den Magister Benjamin Schmolke gottseligen Angedenkens. Daneben spielen auf dem Buche liegend unter fortwährendem Gezänk etliche Judenbuben auf dem Deckel eines Hutes mit Würfeln, während in der Koje unter ihnen vier Andere sich angelegentlich mit der Karte, des Teufels Gebetbuch, gesehen, um die Natur der Gespenster, die hier hausen, und den Spuk, den sie treiben, errathen zu können.

Der Einfachheit der Wohnungen in diesen meerdurchfurchenden Emigrantenherbergen gleicht die Einfachheit der Beköstigung. Erbsen, Linsen, weiße Bohnen, grobe Graupen, Reissuppe, zuweilen ein Hering, schwarzer Zwieback, gepökeltes Rind- und Schweinefleisch, manchmal nicht von der besten Beschaffenheit, wenn auch immer reichlich, als Getränk eine schwarze Brühe, die man Kaffee, und eine grünliche, welche man Thee nennt, sowie etwas Bieressig bilden die Tafelfreuden des Zwischendecks. Sie könnten unverwöhnten Gaumen genügen, wenn die wackern Köche dieser Herbergen, die freilich hundert Hände und zehn Köpfe haben möchten, nicht bisweilen bei der Zubereitung der Speisen allzu wunderseltsamen Launen huldigten und mitunter — wir reden aus eigner Erfahrung — den Hafer, der für die Hühner bestimmt ist, unter die Erbsen, den Kautaback, der in ihre eignen Backentaschen gehört, unter den Reis mischten, anderer bisweilen in den Speise-

kesseln schwimmender, zur Würze des Ackerfelds, aber nicht zur Würze menschlicher Nahrung tauglicher Dinge gar nicht zu gedenken.

Alle diese Mängel lassen sich mit mehr Humor erzählen als ertragen. Sie mögen sich vielleicht nicht ganz beseitigen, sie werden sich aber sicherlich mildern lassen. Auf alle Fälle wird ein tüchtiger Capitän es zu bewirken und nöthigenfalls zu erzwingen wissen, daß Zucht und Ordnung im Zwischendecke herrscht, daß die Bewohner desselben Anstand und Sittsamkeit nicht über die Grenzen der Menschlichkeit aus den Augen setzen, und daß sie sich und ihre vorläufigen Wohnstätten möglichst rein halten. Leider jedoch trifft man auch auf deutschen Auswandererschiffen — obwohl nirgends in dem Grade, wie auf englischen — nicht selten das Gegentheil dieser Erfordernisse. Die Folgen liegen in grauenvollen Beispielen zu Tage. Die üble Luft, welche sich aus den Dünsten des im Schiffsraume stehenden faulen Wassers, verschütteten und nicht weggefegten Speiseresten, und aus den Ausdünstungen so vieler in enge Räume gepferchten Menschen entwickelt, ruft zumal dann, wenn stürmisches Wetter den Aufenthalt auf dem Deck verleidet, Krankheiten hervor, von denen besonders das Schiffsfieber, eine Art von Typhus, häufig entsetzliche Verheerungen anrichtet. Die große Unreinlichkeit aber, welche unter solchen vielfach zusammengewürfelten Menschen sich nur mit äußerster Strenge verbannen läßt, bedeckt die Schiffe mit Ungeziefer, denen bei der Enge der Verhältnisse auch der Reinliche nicht entgeht.

Mindestens ebenso wichtig jedoch als jene pia desideria ist die oft schon angeregte Frage, weshalb die Herren Rheder, die an ihrer Menschenfracht doch wahrlich genug verdienen, sich durchaus nicht herbeilassen mögen, ihren Schiffen zur Ueberwachung des Gesundheitszustandes der zwei- bis dreihundert Passagiere, welche darin verstaut sind, Aerzte beizugeben. Ihre Antwort würde, wenn sie aufrichtig zu sein den Muth hätten, einfach lauten: Wozu bedarf's für Frachtgut eines Doctors? In Wahrheit aber ist es schmählicher, himmelschreiender Geiz, und die Presse, die dem Auswandererwesen schon manche Wohlthat zugewendet und manche seiner Leiden gemildert hat, sollte ohne Unterlaß auf Erfüllung dieser Pflicht dringen, so lange darauf dringen, bis es in Bremen und in Hamburg zum Gesetz erhoben würde, daß kein Auswandererschiff ohne Arzt den Hafen verlassen dürfe. Die Medizinkiste, welche jedem Schiffe beigegeben wird, ist — wir selbst haben auf einem bremer Schiffe eine solche verwalten müssen — lediglich Matrosenbedürfnissen angepaßt, selten in Ordnung, häufig sogar auf den Büchsen und Düten mit falschen Bezeichnungen versehen, und die Capitäne wissen in der Regel so wenig von der Kunst Aesculap's, daß sie alle Krankheiten mit lothweise verabreichten Dosen von Ricinusöl oder Epsomsalz curiren. Welche Resultate damit erreicht werden, wenn eine ernste Krankheit ausbricht, mag man aus einem Beispiele abnehmen, daß auf dem Schiffe „Johann Hermann" (Capitän Dieckmann) während der Ueberfahrt nach New-York, zu der es die Zeit vom 1. November 1853 bis zum 17. Januar 1854 brauchte, 41 Menschen starben, von denen ohne Zweifel viele hätten gerettet werden können, falls ein Arzt sich an Bord befunden hätte. Von einer Familie blieben vier Kinder übrig, die nebst ihrem Vermögen der deutschen Gesellschaft in New-York übergeben wurden. Für Erhaltung eines älternlosen Säuglings bot der Capitän fünf Dollars. Er starb jedoch ebenfalls vor der Ankunft des Hermann im Hafen.

Rechnet man zu allen diesen Mängeln und Mißständen noch die ungewohnte Lebensweise, die Langeweile bei Windstille, die Furcht vor Riffen, Sandbänken und Eisbergen, welche letztere im Sommer oft tief nach Süden herabtreiben, das furchtbare Schauspiel von Stürmen und Gewittern, so liefert das ein Facit, welches durchaus nicht wie eine Lustreise aussieht. Dennoch giebt es auch hier, wie allerwärts, einige Freuden und Unterhaltungen, zumal wenn der Capitän kein zu strenger Patron ist. Die Einen fischen, Andere tanzen auf dem Deck nach einer Ziehharmonika, wieder Andere erzählen sich Geschichten, bilden Singekränzchen, schneidern, schustern oder helfen den Matrosen, erkundigen sich am Compaß oder Steuer, in welcher Richtung und wie viel Knoten das Schiff segelt. Noch Andere studiren die Landkarte oder die Sprache ihres zukünftigen Vaterlandes, Andere beobachten die Erscheinungen des Himmels, Wolken, Morgen- und Abendroth, den Sturmbaum, der starken Wind verkündigt, oder die Gewitter, die namentlich in der Nähe des Golfstroms häufig mit schrecklicher Gewalt wüthen. Andere endlich betrachten das Leben der See und ihrer Thierwelt, bis denn — oft erst nach acht- und zehnwöchentlichem Harren, selten in der Hälfte dieser Zeit — das Gestade Amerika's am Horizonte auftaucht, und der Lootse an Bord steigt, der die meermüden Wanderer in den Hafen von New-York oder Boston, Baltimore, New-Orleans oder Galveston führt.

Blätter und Blüthen.

Ein amerikanischer Cincinnatus. Im Jahre 1814 wußte man in Süd-Carolina nicht, wen man zum Gouverneur wählen sollte. Es traten wohl Candidaten auf, aber nicht solche, wie man sie liebte. Man besprach sich deshalb mehrere Tage miteinander und doch wußte man keinen einzigen, für das Amt passenden Mann zu finden. Ein junger Mann, Namens O'Neall, fragte in dieser Verlegenheit, warum man nicht den General David Williams wähle? Kaum war der Name Williams ausgesprochen, als auch die ganze Legislatur rief: „Dies ist unser Mann!"

Der Wahltag kam und der General Williams wurde mit einer bedeutenden Mehrheit gewählt. Ein Bote wurde mit einem Briefe an ihn abgeschickt, um ihm seine Erwählung mitzutheilen. Nach einem scharfen Ritt kam der Botschafter an des Generals Wohnung im Marlborough-Distrikt an und fragte, ob der General zu Hause sei. Man sagte ihm, daß er sich auf seiner Plantage befinde, worauf der Bote sich dorthin auf den Weg machte, um dem General sobald wie möglich den Brief zu überreichen. Auf dem halben Wege begegnete ihm ein schöner Mann, welcher einen alten Kittel trug und ein Maulthier vor sich her trieb.

„Befinde ich mich auf dem Wege zur Plantage des General Williams?" fragte der Bote.

„Ja, mein Herr, Sie haben noch eine Meile bis dorthin."

„Ist der General zu Hause?"

„Nein, mein Herr."

„Wo ist er?"

„Ich bin der General Williams."

Der Bote schien dies nicht glauben zu wollen und rief: „Täuschen Sie mich nicht. Ich habe einen wichtigen Brief für General Williams, wenn dies Ihr Name ist; hier ist der Brief."

Herr Williams öffnete den Brief und fand zu seinem Erstaunen, daß er ohne sein Wissen und Wollen zum Gouverneur von Süd-Carolina gewählt worden war. Er nahm den Boten in sein Haus und schrieb einen Brief, um die Annahme der Wahl anzuzeigen und die Zeit zu bestimmen, in welcher er nach Columbia kommen werde. Der Bote kehrte zurück.

An dem festgesetzten Tage kurz vor zwölf Uhr kam ein Mann in einem Kittel in die Stadt geritten; er band sein Pferd an einen Baum und ging in das Kapitol, wo er eine große Menschenmasse versammelt fand. Nur wenige kannten ihn persönlich. Er setzte sich auf einen Stuhl und als der Glockenschlag die zwölfte Stunde anzeigte, stand der General auf und hielt eine meisterhafte Rede und versetzte die ganze Versammlung durch seinen Vortrag in Enthusiasmus. Einige Tage später trat er seinen Posten als Gouverneur an und es ist nur eine Stimme, daß er ein ausgezeichneter Beamter war.

Gewalt der Einbildungskraft. Ein sehr drastisches Exempel von der Gewalt der Einbildungskraft erzählte ein Arzt, Dr. Noble, in seiner Vorlesung „über den dramatischen Einfluß von Ideen und Vorstellungen." Monsieur Boutibouse, ein französischer Soldat in Napoleon's I. Armee, war in der Schlacht bei Wagram (1809) mit stark beschäftigt. Die Reihen neben ihm hatten sich gegen Abend fürchterlich gelichtet und lagen um ihn herum, todt, sterbend, zerschossen, armlos, ohne Beine, ohne Kopf, ohne Kinnladen, einäugig oder mit gar keinen Augen mehr, kurz in allen möglichen Verzerrungen und Verstümmelungen. Als er, schon nach Sonnenuntergang, eben seine Muskete wieder lud, sauste eine furchtbare Kanonenkugel gerade unter ihm hin, und nahm seine beiden Beine mit, so daß er einen Fuß tief einsank und rücklings hinstürzte. Beide Beine waren jedes um einen Fuß verkürzt. So lag er mit seinen Stummeln mäuschenstill, ohne es zu wagen, sich zu rühren, damit er den Blutverlust nicht befördere. Er fühlte keinen Schmerz, da die plötzlich zerrissenen Nerven und Muskeln, wie er sich es dachte, abgestumpft worden waren, und der Schmerz sich erst später einstellen werde. So lag er die halbe Nacht, ängstlich auf den Wundarzt wartend, der sich dann auch endlich einfand.

„Und was ist's mit Ihnen, mein braver Kerl?" fragt der Wundarzt.

„O, fassen Sie mich sacht an! Mir sind unten beide Beine von einer Kanonenkugel weggerissen, lieber Doctor!"

Der Doctor untersucht alle Gliedmaßen und findet jedes vollständig. Er giebt dem Manne einige kräftige Püffe und ruft lachend aus: „Auf, auf, Bursche, es ist noch Alles da."

Monsieur Boutibouse erhebt sich, besieht seine Beine und springt entzückt auf.

„Ich fühlte damals eine Freude, ein Entzücken, das ich nie vergessen werde," erzählte er später. „Ich hatte keine Spur von Wunde an mir. In der That war ich von einer großen Kanonenkugel niedergeschossen und um einen Fuß verkürzt worden, wie ich hernach sah. Sie hatte den Boden unter meinen Füßen weggerissen, so daß ich in die so entstandene Höhlung sank, indem zugleich der fürchterliche Luftzug, den die Kugel im Durchsausen erzeugt, das Gefühl eines Minus um meine Unterbeine hervorgerufen haben mochte."

Dr. Noble verbürgte die Wahrheit dieses Vorfalls.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Klementine.

(Schluß.)

Dem armen Ernst lief ein leises Frösteln durch alle Glieder. Was konnte er, der unbemittelte Mann, dem schönen Mädchen bieten? Dieses Zimmer war Klementine's würdig. In der Brust des jungen Mannes stiegen wieder bittere Zweifel empor, und die Erinnerung an das Geheimniß, das Klementinen umgab, preßte sein Herz zusammen.

„Wird sie sich nicht von dem Glanze verblenden lassen?“ fragte er sich. „Kann einem lebensfrohen Mädchen die Wahl schwer werden zwischen Armuth und Reichthum, vorzüglich wenn es von einer spekulirenden alten Frau geleitet wird? Alle diese Vorbereitungen deuten an, daß man auf ihre Schwäche rechnet. Vielleicht kennt der Junker diese Schwäche, vielleicht weiß er, was er bieten muß, um die Schöne zu fesseln.“

Unwillkürlich dachte er an die erste Ursache des ersten Argwohns zurück, und wäre seine Liebe nicht so heiß, so innig gewesen, er hätte bereuet, seine Abreise aufgeschoben zu haben. Die wahre Liebe ist stets bereit, zu entschuldigen und zu hoffen, und so unbestimmt die nächste Zukunft auch vor Ernst's Blicken lag — ein seltsames, wunderbares Vertrauen auf Klementine's Heiligkeit zwang ihn zu hoffen. Die trauernde Liebe, die den Glauben an ihren Gegenstand noch nicht verloren hat, gewährt einen wollüstigen Schmerz oder eine schmerzliche Freude, denn sie weiß sich von der Geliebten bemitleidet. Mit der Kraft des jugendlichen Gefühls klammerte sich Ernst an den hoffenden Gedanken, den die Aufforderung Klementine's in ihm erregte.

„Sie will mich sehen,“ flüsterte er, „ich will mich ihr zeigen.“

Er öffnete die Thür, und trat in das angrenzende Zimmer. Klementine und ihre Großmutter erschienen von der entgegengesetzten Seite — sie hatten den Ballsaal verlassen, um hier den Junker zu erwarten. Klementine's bleiches Gesicht überflog eine matte Röthe, und ein lebhafter Strahl blitzte aus ihren trüben Augen. Frau von Falk bebte erschreckt zusammen. Sie grüßte kalt und ceremoniell.

„Man bedauerte Ihre Abreise, Herr Baron!“ sagte sie in einem fast spöttischen Tone. „Da Sie ohne Zweifel die Absicht Ihres Onkels kennen, die dem heutigen Feste zum Grunde liegt, erlaube ich mir, Ihnen meine Freude über Ihre Anwesenheit auszudrücken.“

Ernst dankte schweigend durch eine Verbeugung.

„In diesen Worten liegt die Einladung zur Verlobungsfeier ihrer Enkelin,“ dachto er erbleichend. „Eine Aenderung der Dinge ist also noch nicht vorgegangen. Was Klementine wohl beabsichtigt?“

Er warf einen traurigen Blick auf das junge Mädchen, das sich zitternd neben der alten Dame niedergelassen hatte, und ersichtlich das Hervorbringen der Thränen bekämpfte. Er erwartete, daß Klementine, da ihr die Ironie der Großmutter nicht entgangen sein konnte, einige Worte der Ermuthigung oder des Verständnisses hinzufügte; aber sie schwieg, indem sie ängstlich nach der Thür sah, als ob sie eine Person erwartete.

Ernst wollte Gewißheit haben, zugleich aber auch seinem Stolze eine kleine Genugthuung verschaffen. Obgleich sein Herz erbebte, so antwortete er dennoch mit scheinbarer Ruhe:

„Hat auch ein Zufall meine Abreise um einige Stunden verzögert, den ich nicht voraussehen konnte, so ist mir diese Verzögerung dennoch nicht unangenehm, da ich meinem Onkel persönlich den Glückwunsch zu einer Verbindung darbringen kann, welche die sichersten Garantieen für das Glück des Brautpaares in sich trägt.“

„Ihrer Billigung durften wir gewiß sein!“ sagte Frau von Falck, ironisch lächelnd.

„Sie vindiciren mir ein Recht, gnädige Frau, das ich nicht beanspruche, denn ich erlaube mir kein Urtheil über eine so zarte Herzensangelegenheit. Eine Dame von Ihrer Erfahrung sieht weiter, als ein junger Mann ohne Anstellung und Vermögen. Die liebenswürdige Braut,“ fügte er mit bebender Stimme hinzu, „mag sich versichert halten, daß ich auch im fernen Lande den Segen des Himmels für sie erflehe.“

Er wollte sich entfernen. Klementine brach in lautes Weinen aus.

„Ernst! Ernst!“ schluchzte sie, ihr Gesicht verhüllend.

Entrüstet erhob sich Frau von Falk.

„Mein Herr, Sie sind indiscret genug, eine Scene herbeizuführen, die eben so überflüssig als lächerlich ist. Nicht die Theilnahme, eine kleinliche Rache hat Sie zurückgehalten!“

„Sie irren, gnädige Frau!“ rief der junge Mann, dessen Stolz erwachte. „Und damit ich Ihnen eine bessere Meinung über meine Person hinterlasse, werde ich sofort Berlin verlassen!“

„Ernst!“ rief Klementine verzweiflungsvoll, indem sie sich rasch erhob, und ihn bei der Hand zurückhielt. „Ernst,“ flüsterte sie bebend, „habe ich denn wirklich Ihr Vertrauen verloren?“

„Großer Gott — Klementine — ich habe ja kein Recht mehr, zu hoffen! Was kann ich thun?“

„Sie bleiben!“

„Was ist das?“ rief Frau von Falk mit vor Zorn erstickter Stimme. „Ich befehle Dir, Klementine, mir zu folgen! Noch stehst Dn unter meiner Autorität, die ich selbst mit Hülfe der Gesetze aufrecht erhalten werde, wenn mir kein anderes Mittel bleibt. Folge mir, hier ist Dein Platz nicht!“

An der Hand ihrer Großmutter, die einen verachtenden Blick

auf Ernst warf, schwankte die todtbleiche Klementine der Thür zu. In diesem Augenblicke ließ sich die Stimme des Junkers in dem Boudoir vernehmen. Frau von Falk, die den Saal betreten wollte, wandte sich, schritt stolz und majestätisch an dem tief erschütterten Ernst vorüber, und verschwand mit der willenlosen Klementine in dem Boudoir. Ernst sank wie betäubt auf einen Sessel nieder; Thränen entstürzten seinen Augen. Ihm blieb kein Zweifel mehr, daß die arme Klementine sich dem Willen ihrer hochfahrenden Großmutter fügte, und daß sie einen schweren Kampf zwischen Liebe und kindlichem Gehorsam kämpfte. Aber worauf konnte sie noch rechnen? Auf eine heimliche Flucht? Dieser Gedanke durchzuckte ihn wie ein Blitz. Seine verzweifelnde Liebe rieth ihm dazu, aber das Ehrgefühl rieth ihm davon ab. Rathlos sah er durch das stille, glänzende Gemach. Sein Kopf brannte, und seine Pulse klopften im Fieber. Er wollte hinaus in das Freie stürzen — aber das Zimmer hatte nur zwei Ausgänge, den einen in den Saal, den andern in das Boudoir. Dort mußte er sich der glänzenden, fröhlichen Gesellschaft zeigen — hier mußte er Frau von Falk und dem Brautpaare entgegentreten. Und dabei rückte der Augenblick immer näher heran, in dem der Junker seine Ueberraschung ausführen wollte; es ließ sich selbst erwarten, daß Frau von Falk die Proclamation der Verlobung beschleunigen würde. Ernst saß regungslos auf einem Sessel. Die fröhliche Ballmusik umrauschte wie Grabgesang seinen wüsten Kopf, und der Luxus, der ihn umgab, erschien ihm wie ein Trauergepränge. Beides war ja veranstaltet, um das Glück seines Lebens zu Grabe zu tragen.

Da öffnete ein Diener die Thür, die zu dem Saale führte. Er ließ einen großen stattlichen Mann eintreten. Auf der Brust seines einfachen schwarzen Fracks trug dieser Mann zwei glänzende Orden. Das Gesicht, obwohl von Furchen durchzogen, schmückte ein voller, brauner Schnurrbart, die hohe glänzende Stirn umgab ein kurzes, krauses Haar von dunkler Farbe; die edele römische Nase und die großen, glühenden Augen gaben ihm ein strenges, ehrfurchtgebietendes Ansehen, und seine ganze Haltung war ernst und würdig.

„Wen habe ich die Ehre, meinem gnädigen Herrn zu melden?" fragte der Diener.

„Einen Herrn von Julian!" war die kurze Antwort.

Der Diener entfernte sich.

„Julian?" rief Ernst unwillkürlich aus, indem er aufsprang, und den Fremden anstarrte.

Er hatte den Namen Dessen gehört, an den Klementine's Brief gerichtet war, und von dem jene alte Frau erzählt hatte, daß sich das junge schöne Mädchen an seine Brust geworfen und geweint habe. Ein inniges, zärtliches Verhältniß zwischen den beiden Personen war bis zur Evidenz erwiesen. Ernst starrte seinen Nebenbuhler sprachlos an.

„Kennen Sie mich?" fragte der Fremde, indem er seinen Hut auf einen Stuhl setzte.

„Ich habe den Namen Julian gehört, mein Herr — —"

„Und wer hatte die Güte, ihn sich zu merken?" fragte Julian mit kalter Höflichkeit.

„Ein verabschiedeter Offizier!" antwortete Ernst in einem bittern Tone, dessen er sich bei der aufkeimenden Eifersucht nicht erwehren konnte.

„Dann sind Sie der Baron Ernst von Below!" rief rasch und bewegt der Fremde.

„Ich bin's, mein Herr! Wie mir scheint, sind wir Beide eben nicht willkommene Gäste."

„Wie, Herr Baron, haben Sie so wenig Vertrauen zu Klementine von Falk?" fragte Julian lächelnd. „Bleiben Sie! Ich übernehme es, Sie einzuführen."

„Sie? Sie? Mein Herr, ich war Offizier!"

„Auch ich!"

„Meine Ehre ist unbefleckt!"

„Auch die meine!" rief Julian mit sprühenden Augen. „Mein Anerbieten kann Sie nicht verletzen."

„Und dennoch schlage ich es aus!"

„Klementine wird es Ihnen nicht danken! Reclamiren Sie Ihre Rechte!"

„Sind Sie in dieser Absicht gekommen?" fragte Ernst verachtend.

„Ich leugne es nicht, und dafür, daß meine Forderung Gehör finden wird, habe ich gesorgt!"

Diese Worte sprach Julian mit einer Gewißheit, die Ernst erzittern machte.

„Sollte sie schuldig sein?" fragte er sich. „Sollte dieser Mann sie von sich abhängig gemacht haben? Er drängt sich in das Haus, um den Junker zu sprechen — Gott, wie wird das enden! Mein Herr," wandte er sich zu Julian, „ich habe Sie bereits in dem Hause der Frau Hammerschmidt aufgesucht, um Ihnen einen Brief mit Ihrer Adresse zurückzugeben. Hier ist er!"

Julian nahm den Brief. Nachdem er flüchtig einen Blick darauf geworfen, dankte er, steckte das Papier zu sich, und sagte zu Ernst:

„Haben Sie die Zeilen gelesen?"

„Der Brief war offen, mein Herr — ja!"

„Dann müssen Sie wissen, daß ich zu Klementine in einer Beziehung stehe — . —"

„Klementine liebt Sie!" rief Ernst hastig.

Julian ergriff die Hand des Offiziers, indem er ihm zuflüsterte:

„Und weil ich sie liebe, weil mir ihr Glück am Herzen liegt, darf die beabsichtigte Speculationsheirath nicht zu Stande kommen. Der ihr aufgedrungene Bräutigam soll wissen, daß es einen Mann giebt, der ältere und heiligere Rechte besitzt, als er."

Ernst starrte den seltsamen Mann an.

„Auch Sie, Herr Baron von Below, sind von Klementine geliebt," fuhr er fort; „o, ich weiß es, meinem Scharfblicke ist nichts verborgen geblieben — und darum fordere ich Sie auf, mir beizustehen. Still, man kommt!"

Noch ehe Ernst ein Wort erwiedern konnte, ward die Thür des Boudoirs geöffnet, und Klementine erschien am Arm des Junkers. Frau von Falk folgte mit stolzen Mienen; sie würdigte die beiden Männer keines Blickes. Klementine stieß einen leisen Schrei froher Ueberraschung aus. Ernst bemerkte, wie Julian bei dem Anblicke der Eintretenden heftig zu zittern begann, und wie seine großen dunkeln Augen in einem ungewöhnlichen Feuer erglühten. Klementine hing zitternd an dem Arme ihres Führers; es war ersichtlich, daß sie sich kaum aufrecht erhalten konnte. Der Fremde trat dem Brautpaare entgegen.

„Herr Baron," sagte er mit fester Stimme, „ich habe Sie um eine Unterredung bitten lassen; es scheint, daß meine Bitte unberücksichtigt geblieben —"

„Sind Sie zu dem Feste geladen?" fragte der Junker in spöttischer Verwunderung.

„Nein!"

„Dann, mein Herr, hat mein Haushofmeister ein großes Versehen begangen — —"

„Daß er dem Ungebetenen nicht die Thür vor der Nase verschlossen hat?" ergänzte Julian, ohne seine Ruhe zu verlieren.

„Oeffne die Thür, mein Freund!" befahl der Junker einem nachfolgenden Diener.

„Diesen Dienst erlaube ich mir Ihnen zu erzeigen, Herr Baron von Below, sobald die geeignete Zeit gekommen — für jetzt bedarf ich Ihrer zu einer Unterredung, die keinen Aufschub erleidet!" fügte Julian mit einem gräßlichen Hohne hinzu, und indem er die Thür verschloß, die zu dem Saale führte.

Alle Personen erstarrten über die Kühnheit des Fremden. Nur Klementine flüsterte freudig bestürzt vor sich hin:

„Gott sei Dank, es ist ihm gelungen!"

Frau von Falk, die den Fremden aufmerksam beobachtete, entließ den Diener durch die Thür des Boudoirs.

„Was wollen Sie?" fragte der Junker, den der Muth verlassen zu haben schien.

Julian ergriff Klementine's Hand, und zog sie sanft zu sich herüber.

„Zunächst die geopferte Braut, mein Herr! An meiner Seite ist Dein Platz, Klementine!"

Länger vermochte sich Frau von Falk nicht zu halten; mit der Heftigkeit ihres Charakters trat sie Julian entgegen, und streckte die Hand nach ihrer Enkelin aus. Aber wie festgebannt blieb sie plötzlich stehen, die vor Schrecken starren Blicke auf den Fremden gerichtet.

„Victor!" rief sie in einem durchdringenden Tone. Sie hatte ihren Sohn erkannt.

„Ich bin es," murmelte Victor bewegt; „ich wollte es dem Mutterauge überlassen, den Sohn zu erkennen."

Ehrerbietig drückte er einen Kuß auf die Hand der alten Dame.

„Mein Sohn," sagte sie plötzlich, und indem sie das greise Haupt stolz emporhob, „Du brichst ein feierlich gegebenes Versprechen — hast Du mir nicht Deine Vaterrechte an Klementine übertra-

gen? Muß ich Dich an eine unglückliche Vergangenheit erinnern, die nie, nie wieder beregt werden sollte?"

Dem armen Vater traten die Thränen in die Augen.

„Sie erinnern mich, Mutter, an die unglücklichste, aber seligste Zeit meines Lebens; zugleich aber auch an einen Ihrer Grundsätze: der Verstand müsse das Herz beherrschen. Zweifeln Sie nicht, daß ich diesen Grundsatz nicht befolgt habe — hier steht Victor, der in der Schule des Lebens gereifte Mann, er tritt Ihnen nicht als ein tollkühner Knabe unter die Augen. Ich bin zu der Erkenntniß gelangt, daß es völlig gleich ist, ob man als ein Opfer des Herzens, oder ein Opfer des Verstandes fällt. Nur wenn Herz und Verstand Hand in Hand gehen, läßt sich Ersprießliches erwarten. Die kalte Berechnung tödtet nicht minder, als die heftigste Leidenschaft. Während Sie für Ihre Enkelin sorgten, sorgte ich mit Muth und Verstand für meine Tochter — ein Jeder von uns nach seiner Ansicht. Aber das Auge des Vaters sieht weiter, als das der Großmutter — —"

„Und was hat Ihr Vaterauge gesehen?" fragte spöttisch der Junker.

Victor sah mit stolzen Blicken im Kreise um sich her.

„Hier ist weder eine Person zu viel, noch zu wenig, um einen vollgültigen Beschluß über Klementine's Schicksal zu fassen. Der Zufall, wenn wir die Vorsehung nicht gelten lassen wollen, hat ein wunderbares Gericht zusammengeführt. Antworten Sie mir, Mutter: was bleibt von dem gnädigen Junker übrig, wenn wir ihm sein ererbtes Vermögen abziehen? Was hätten Sie gesagt, wenn Ihre Enkelin, die heute glänzend verlobt wird, morgen an der Seite dieses Mannes der Armuth preisgegeben würde? Antworten Sie mir, Mutter, nach Ihrem Gewissen! Antworten Sie mir nach Ihrem Verstande! Ist es möglich, daß es für ein junges, lebensfrohes Mädchen, auch wenn wir den Zustand ihres Herzens nicht berücksichtigen, ein gräßlicheres Loos giebt?"

„Diese Annahme, Victor —!" stammelte Frau von Falk.

„Es ist keine Annahme, Mutter, es ist die herrlichste Gewißheit! Der Baron Edmund von Below ist nicht der Erbe seines Bruders!"

„Das Gericht hat erkannt!" lächelte der Junker. „Ein rechtskräftiger Beschluß kann nicht angefochten werden, auch wenn Bosheit und Tücke alle Mittel anwenden."

„Das Gericht erkennt, mein Herr Baron, wenn kein Testament vorhanden ist."

„Ganz recht! Mein Bruder ist plötzlich am Schlagflusse gestorben."

„Aber nicht ohne Testament, und dieses Testament hat mein Vaterauge entdeckt!"

„Victor," stammelte Frau von Falk, „die Sache ist zu ernst, um eine solche Mystification zuzulassen."

„Hören Sie mich an, Mutter. Das Unglück und ein falsches Ehrgefühl trieben mich in die weite Welt hinaus. Ich nahm in der Fremdenlegion Dienste, die Frankreich nach Algier schickte. Wenn ein verzweifelter Muth Ehre ist, so sind hier die Beweise meiner wiederhergestellten Ehre!" rief Victor, indem er mit der flachen Hand die beiden Orden auf seiner Brust berührte. Der Capitain von Falk, der genug erworben zu haben glaubte, kehrte mit einer kleinen Pension in sein Vaterland zurück. Er kam nach Berlin, und fragte bei dem Pathen nach seinem Kinde, da ihn ein feierliches Versprechen hinderte, die Mutter zu sehen. Der Baron Balthasar von Below empfing den französischen Capitain, wie er es erwarten durfte, und um ihn zu ehren, um ihn für die von seinem Bruder erlittene Kränkung zu entschädigen — Victor sandte einen stechenden Blick auf den Junker — lud er ihn ein, das Testament als Zeuge zu unterschreiben, das er ahnungsvoll an demselben Tage aufgesetzt hatte. Es ist für gewisse Fälle, sagte der wackere Balthasar, ich kann es immer wieder vernichten, wenn es nöthig wird. Dann verschloß er das Papier in seinem Secretair. Beruhigt über das Schicksal meiner Tochter kehrte ich nach Frankreich zurück. Die Revolution, die eine Republik schuf, beraubte mich, den Ausländer, meiner Pension, aber man ließ mir meine Orden. Die Sehnsucht trieb mich abermals nach meinem Vaterlande — ich kam an demselben Tage in Berlin an, als die Zeitungen den Erben des plötzlich verstorbenen Balthasar bezeichneten, da ein Testament nicht vorhanden sei. Durfte der einst ausgestoßene Offizier auftreten, und von der Unterzeichnung eines Testamentes sprechen? Mußte man ihn nicht einer erbärmlichen Rache zeihen und schmählich abweisen, da der Erbe derselbe Mann war, der ihn einst wegen Ausstellung eines falschen Wechsels — er hatte ihn aus Eifersucht dazu gemacht, weil er sich ebenfalls um meine theure Julie beworben — weil er ihn angeklagt, und so sein Verderben bereitet hatte? Nur mit Beweisen konnte der arme Capitain auftreten. Mutter," sagte Victor treuherzig, „Rache ist mir fremd, ich hätte nie daran gedacht, den Erben zu verdrängen, wenn es mir das Wohl meines Kindes nicht zur Pflicht gemacht hätte. Ich näherte mich Klementinen, sie erkannte mich wieder, und von ihr erfuhr ich, daß sie liebte, daß sie aber denselben Mann heirathen sollte, der vor zweiundzwanzig Jahren ihrer unglücklichen Mutter nachgestellt hatte. Sie besuchte mich fast täglich in meiner verborgenen Wohnung, aber sie war mir gehorsam und verschwieg Ihnen meine Anwesenheit. Jetzt galt es, mit Beweisen in der Hand hervorzutreten, um zu zeigen, daß die Rechnung eine falsche war, und daß meine Klementine an dem Rande eines Abgrundes stehe. Daß der Verstorbene das Testament vernichtet hatte, bezweifelte ich; es mußte entweder gestohlen, oder verloren gegangen sein. Ich erinnerte mich des Secretairs genau, der, wie ich gesehen, ein künstlich verborgenes Fach enthielt. Dieses Fach allein konnte mir Aufschluß geben. Wie aber sollte ich dazu gelangen? Wer würde mir gestatten, die Möbel zu öffnen? Mußte man mich nicht für einen böswilligen Verleumder halten, wenn eine offizielle Nachsuchung vergebens war? Dasselbe Mittel, das der lüsterne Bräutigam zur Verblendung der Braut anwandte, sollte mir Licht schaffen. Ich erfuhr, daß die alten Möbel des Verstorbenen verkauft werden sollten, um neuen Platz zu machen — Klementine's kleine Ersparnisse vervollständigten die Kaufsumme — ich miethete in einer abgelegenen Straße eine geräumige Wohnung, ließ die erkauften Sachen dorthin schaffen, zertrümmerte die beiden Secretaire, die sich dabei befanden, und — hier ist das Testament, von der Hand des Verstorbenen verfaßt, und von dem Capitain von Falk als Zeuge unterzeichnet."

Triumphirend hielt Victor ein Papier empor.

„Mutter," sagte er dann, „ich habe kein Recht, Ihren Anordnungen zu widersprechen; aber Ihrem Prinzipe gemäß müssen Sie von einer Verbindung Klementine's abstehen, die der Verstand nicht billigen kann. Der Lieutenant Ernst von Below ist der Erbe — Klementine, Du kennst ihn, gieb ihm sein rechtmäßiges Eigenthum."

Victor gab seiner Tochter das Papier; diese empfing es zitternd, und überreichte es Ernst.

„Klementine, Klementine!" rief er im Uebermaße seiner Gefühle aus und indem er zu ihren Füßen niedersank, „jetzt ist mir Alles klar! Der Himmel selbst öffnet sich, um mich seine reinste Heilige schauen zu lassen! Kannst Du meiner heißen, maßlosen Liebe den Argwohn verzeihen?"

Er bedeckte ihre Hand mit glühenden Küssen, und sah flehend zu ihr empor. Sie neigte sich zu ihm hinab, und flüsterte weinend:

„Ich habe Dir nie gezürnt, Ernst; aber ich konnte nicht anders handeln!"

In den Augen der Großmutter erglänzten Thränen, denn sie sah in diesem Augenblicke erst, welch ein Opfer von Gehorsam die liebende Enkelin ihr gebracht hatte.

Mutter," fragte Victor,„ darf der Capitain von Falk Sie nach Hause begleiten?"

„Mein Sohn, ich gebe Dir Deine Tochter zurück," sagte sie ernst. „Und Sie, Herr Baron," sagte sie zu dem Junker, „werden sich an den Capitain wenden müssen — ich habe keine Rechte mehr an Klementine. Ich bitte um Ihren Arm, Capitain!"

„Vergönnen Sie mir, daß ich noch ein Wort an den ersten Urheber meines Unglücks richte, bevor ich Ihnen gehorsam bin," sagte Victor. „Rache ist mir fremd, mein Herr," flüsterte er in einer gräßlichen Bitterkeit dem leichenblassen Junker zu; „aber ich halte mein Versprechen, wenn es im Reiche der Möglichkeit liegt. Ich versprach Ihnen vorhin, Ihnen zur geeigneten Zeit die Thür zu öffnen — treten Sie in den Saal, Herr Baron, ich erfülle mein Versprechen!"

Und Victor öffnete rasch die Thür. Dann bot er seiner Mutter den Arm, und führte sie durch das Boudoir auf den Corridor hinaus. Ernst und Klementine folgten Arm in Arm. Ein schnell herbeigebrachter Wagen brachte sie in die Wohnung der Frau von Falk.

Der Junker sank betäubt auf einen Stuhl. Sein Kammerdiener brachte ihn zu Bett, und die Gäste schlossen den Ball ohne den Gastgeber, von dem sich das Gerücht verbreitet hatte, daß er plötzlich krank geworden sei.

Sechs Wochen später war der Prozeß entschieden, den Ernst auf Grund des vorgefundenen und für richtig anerkannten Testaments

gegen den Junker anhängig gemacht hatte. Laut einer darin befindlichen Bestimmung mußte der Erbe dem Junker eine jährliche Rente von sechshundert Thalern zahlen. Ernst war der legitime Besitzer eines großen Vermögens, und der glückliche Gatte der reizenden Klementine. Der Junker war verreist, als die jungen Gatten das Haus unter den Linden bezogen. Herr Thaddäus, Fritz und Doris hatten die Ausstattung vervollständigt.

An der Hand Ernst's betrat Klementine das Boudoir. Die junge Frau begann laut zu weinen, als sie einen Blick in den kostbaren Raum geworfen hatte. Dann sank sie ihrem Manne an die Brust.

„Siehst Du den Teppich, den Ofenschirm und den Wandkorb?" fragte sie.

„Ja, mein Kind!" flüsterte Ernst, indem er die Stirn Klementine's küßte.

„Als ich noch arm war, bestellte man Stickereien für eine Braut — auf diese Blumen ist manche Thräne gefallen, und manche schlaflose Nacht habe ich der Arbeit geopfert — ich dachte an Dich, Ernst, und beneidete die glückliche Braut. Die arme Klementine ahnte damals nicht, daß sie an der Ausschmückung ihres eigenen Brautgemachs arbeitete — arbeitete für Geld!"

Ernst küßte die kleinen Hände seiner Gattin.

„Jetzt wandle auf den Blumen, die Du gepflanzt, und kann die Liebe sie Dir ewig frisch erhalten, dann, Klementine, zweifele nicht daran, daß sie ewig blühen!"

Ein Asyl für die Armuth.

Wohl selten mag sich's treffen, daß wie auf der im Untersee gelegenen badischen Insel Reichenau eine Bevölkerung von 1500 Seelen keinen einzigen Armen aufzuweisen hat, keinen Menschen, der von fremder Unterstützung leben muß. Jene Spanne Landes bildet eine Ausnahme, anderwärts werden wir überall Schritt für Schritt an Noth und Armuth erinnert, leider ist es ein betrübendes Merkmal unserer Zeit geworden, daß die Verarmung der Massen mehr und mehr zunimmt, und damit die Hülfe der Gesellschaft, des Staats, der Gemeinden von Tag zu Tag stärker in Anspruch genommen wird. Die Maßregeln, wie jener Verarmung vorzubeugen, sowie die andern, welche es mit den Folgen und Zeichen dieses Uebels zu thun haben, sind, so wenig sie in einander greifen, doch von gleich hoher Wichtigkeit. Geschah in ersterer Hinsicht bisher wenig, weil zumeist Alles erst theoretisch zurecht gearbeitet werden mußte, so wurde in zweiter dagegen desto mehr geleistet, wobei nächst der allgemeinen Menschenliebe auch verschiedene andere Motive die mitbestimmenden waren. Die Armenpflege, um welche es sich hier handelt, ist der Gegenstand der sorgfältigsten Erwägungen geworden, und die Wohlthätigkeitsanstalten bilden ein bedeutendes Departement der innern Verwaltung.

Eine der ersten Stellen in der geordneten Armenpflege nehmen die Armenhäuser ein, und wenn es an und für sich eine



Das neue Armenhaus in Leipzig.

traurige Erscheinung ist, daß man in den Städten kolossale Bauten zur Unterbringung der Armen überhaupt aufführen muß, so ist bei der einmal erkannten Nothwendigkeit nicht weniger die systematische Trefflichkeit zu bewundern, zu welcher es dabei gebracht worden ist. So sieht man jetzt bei einem Spaziergange auf der östlichen Seite Leipzigs ein Gebäude von festen und markigen Formen sich hoch empor über seine Umgebungen erheben; auf den ersten Blick schon kündigt es sich als ein öffentliches Gebäude an, und die etwas vereinsamte Lage läßt es vielleicht auch den Beschauer bald als das errathen, was es ist: das neue Armenhaus der Stadt Leipzig, zu welchem am 29. März v. J. der Grund gelegt wurde und das jetzt in meisterhafter Vollendung dasteht.

Wir führen heute die Leser der Gartenlaube in die Hallen desselben, und wenn es auch nicht gerade ein kurzweiliger Gang

No. 40. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Kopf und Herz.

Von A. v. W.

I.

Es war an einem der letzten schönen Herbsttage des Jahres 1810, als Morgens gegen neun Uhr das Thor des Schlosses Adersheim geöffnet ward, und ein leichter Jagdwagen, mit zwei muthigen Pferden bespannt, über die Brücke rollte, welche die beiden Ufer des ziemlich breiten Schloßgrabens verband. In dem Sitze des offenen, eleganten Wagens saßen zwei Männer, deren Ausrüstung ihre Absicht errathen ließ. Ein Jeder trug an der Seite Tasche und Pulverhorn, und vor sich hielt er ein doppelläufiges Gewehr. Auf dem niedern Bocke neben dem schon ergrauten Kutscher saß ein schlanker, brauner Hühnerhund, der Liebling des alten Barons von Adersheim; zwei andere jagten klaffend hinter dem Wagen her.

Der ältere der beiden Jäger war der Besitzer des Schlosses, Friedrich Baron von Adersheim. Er war ein großer, stattlicher Mann von gesundem Aussehen, und obgleich er bereits achtundfünfzig Jahre zählte, obgleich sein Haupt und sein großer Schnurrbart mehr weiße als dunkele Haare enthielt, so erlaubte ihm dennoch seine kräftige Constitution, daß er seiner leidenschaftlichen Liebe zur Jagd ohne Beschwerden nachhängen konnte. Der Baron war nicht nur als ein passionirter Jäger, sondern auch als ein guter, wackerer Mann bekannt, der allgemein geachtet und geliebt ward. Er hatte früher als Oberst in der königlichen Armee gedient, war vor zwölf Jahren ausgeschieden, und lebte seit dieser Zeit auf dem von dem Vater ererbten Rittergute, das für die reichste Besitzung in der ganzen Provinz galt.

Der Oberst war nicht verheirathet, obgleich er die Frauen gern sah. Bei seinem großen Vermögen und seinem leutseligen, verträglichen Charakter blieb seine Ehestandslosigkeit ein Räthsel; doch einige Jugendfreunde, zu denen auch sein gegenwärtiger Begleiter gehörte, wußten, daß er nicht aus Abneigung oder Vorurtheil unvermählt geblieben, sondern daß er das Andenken an seine erste Jugendliebe heilig hielt, deren Gegenstand, ein reizend schönes Mädchen aus dem Bürgerstande, ihm durch den Tod entrissen war. So lebte er einsam auf seinem Schlosse; die Leitung seiner ausgebreiteten Oekonomie war seine Beschäftigung, und die Jagd seine Freude und Zerstreuung.

Friedrich war zur Zeit, in der unsere Erzählung beginnt, der einzige Repräsentant der alten Familie Adersheim, denn sein jüngerer Bruder war vor zwei Jahren gestorben, nachdem er ein ziemlich bedeutendes Vermögen vergeudet hatte, so daß seiner einzigen Tochter Franziska, einem stolzen, hochfahrenden Fräulein, nichts geblieben, als die kleine Hinterlassenschaft der Mutter, die aus Gram über den zum Spiele und Trunke geneigten Gatten drei Jahre früher gestorben war. Die Feindschaft, die seit langer Zeit zwischen den beiden Brüdern geherrscht, hatte ihren ersten Grund in der Charakterverschiedenheit, und später in dem wüsten Leben, dem sich der Verstorbene ergeben. Franziska hatte die Abneigung ihres Vaters gegen den Obersten getheilt, und nicht selten mit großer Heftigkeit über den filzigen Hagestolz, wie sie ihn nannte, gesprochen. Seit dem Tode ihres Vaters jedoch hatte sie sich dem Onkel, den sie sonst verächtlich gemieden, wieder zu nähern gesucht, und sie war einige Mal auf Adersheim gewesen, ohne den Onkel anzutreffen. Der Oberst, obgleich Gehässigkeit nicht in seinem Charakter lag, suchte sich der Annäherung seiner Nichte, deren Grund er kannte, zu entziehen. Hatte er auch die von dem übermüthigen Fräulein erlittenen Kränkungen vergessen, so konnte er sich dennoch nicht entschließen, sie in dem verschwenderischen Leben des Vaters zu unterstützen, das sie auf ihre Weise fortsetzte.

Der Begleiter des Barons war ein westphälischer Edelmann, Eberhard von Detmar. Beide waren zu gleicher Zeit in die Armee eingetreten, hatten zusammen die Kadettenschule besucht, und jene Freundschaft sich bewahrt, die, in der Jugend angeknüpft, unwandelbar für das ganze Leben bleibt. Eberhard war auf einer Geschäftsreise begriffen, und verweilte einige Tage bei seinem Freunde, den er seit einer langen Reihe von Jahren nicht gesehen hatte. Beide fuhren heute, an dem letzten Tage ihres Beisammenseins, auf die Jagd. Der Morgen war schön, und die Freunde befanden sich in der heitern Laune, die günstiges Jagdwetter bei den Jägern stets zu erzeugen pflegt.

Unter Gesprächen, die sich meist um die fröhlich verlebten Jugendjahre drehten, hatte man nach einer halben Stunde ein anmuthiges Wäldchen erreicht. Am Rande desselben lag ein kleines, reinliches Gehöft, dessen rothes Ziegeldach und schneeweiße Mauern freundlich durch die gelben Bäume blickten. Der glatte Feldweg führte dicht an dem Thore vorüber, in dem ein junger Mann stand, und ehrerbietig grüßte.

„Guten Morgen, Philipp!“ rief der Baron. „Wie geht es Deiner alten Mutter?“

„Sie befindet sich wohl, gnädiger Herr!“

„Sage ihr, daß sie mich nächsten Sonntag besucht.“

„Zu dienen!“

„Auch läßt Marianne grüßen.“

„Danke, danke!“ rief Philipp dem dahinfahrenden Wagen nach, der in der nächsten Minute hinter einer Waldecke verschwand

„Jener junge Bauer," sagte der Oberst, „ist ein Verwandter meiner Marianne. Wunderst Du Dich nicht darüber," fragte er lächelnd, „daß sie dem Bauernstande angehört, nachdem Du sie kennen gelernt hast?"

„Da ich weiß, daß Du selbst keine Tochter hast," antwortete Eberhard von Detmar, „so habe ich sie für eine Verwandte, vielleicht für eine Tochter Deines verstorbenen Bruders gehalten. Das Mädchen ist nicht allein schön und gut, sie besitzt auch Kenntnisse und eine Tournüre, die nur in den höhern Ständen heimisch zu sein pflegt."

„Wollte Gott, Franziska, meine Nichte, hätte Marianne's Charakter, ich würde viel darum geben. Beide sind zwar sehr schöne Mädchen, aber in Bezug auf Sinnesart kann ich sie mit dem Nord- und Südpol vergleichen. Franziska hat alle Fehler ihres Vaters geerbt. Sie liebt den Aufwand, sie spielt, reitet und lästert wie ihr Vater. Und dabei sind ihre Einkünfte so gering, daß sie kaum zur Bestreitung eines bescheidenen Haushaltes ausreichen. Von mir hat die übermüthige Verschwenderin nichts zu erwarten, denn ich halte es für eine Sünde, einer leichtsinnigen, und fast möchte ich sagen, verderbten Person Vorschub zu leisten. Marianne hingegen ist ein Muster von weiblichen Tugenden — sie besitzt nützliche Kenntnisse, ist die Seele meiner großen Wirthschaft und wird von Allen geschätzt, die sie kennen. Und dabei spricht sie Französisch, spielt fertig das Piano und singt wie die Sontag."

„Das ist viel," antwortete von Detmar. „Wenn man bedenkt, daß sie aus dem Bauernstande hervorgegangen." —

„Du weißt noch nicht Alles!" rief der Oberst, der mit großer Liebe von dem Mädchen sprach. „Sieh' dorthin!"

Er zeigte auf ein verfallenes, mit schwarzem Stroh bedecktes Häuschen, das in einer Entfernung von vielleicht fünfzig Schritten an dem Abhange eines Hügels lag. Die beiden kleinen Fenster desselben waren durch zerbrochene Laden geschlossen, der Schornstein war zur Hälfte eingestürzt, und an den Lehmwänden empor wucherte das Unkraut.

„Meinst Du jene elende Hütte?" fragte Eberhard.

„Ja!"

„Nun, was ist es damit?"

„Diese elende Hütte ist der Geburtsort Marianne's."

Eberhard sah seinen alten Freund verwundert an. Der Gesichtsausdruck des Obersten war plötzlich ein anderer geworden, mit ernsten, wehmüthigen Blicken sah er nach den Ruinen des Häuschens hinüber.

„Wir haben noch eine halbe Stunde bis zu dem Reviere, das wir heute durchstreichen wollen," sagte er, indem er gewaltsam seine Blicke von dem Punkte losriß. „Du bist mein ältester, mein bester Freund, Eberhard, und damit Du den Grund meiner besondern Vorliebe zu Marianne, die Dir vielleicht ein wenig seltsam erschienen sein mag, kennen lernst, und damit Du siehst, daß ich als alter Junggeselle dennoch eine Tochter besitze, muß ich Dir die Geschichte dieses verfallenen Häuschens erzählen, das auf mein Leben einen merkwürdigen Einfluß ausgeübt hat. In dieser Zeit," fügte er hinzu, „wo Franziska Alles aufbietet, sich in mein bisher so ruhiges Leben einzudrängen, fühle ich das Bedürfniß, mich der Vergangenheit recht deutlich zu erinnern und das Urtheil eines Freundes zu vernehmen. Darum höre mich an, Eberhard."

„Ich kenne Dein Herz, Friedrich, und darum glaube ich Deine Handlungen richtig beurtheilen zu können."

„Es sind diesen Herbst elf Jahre, daß ich, nur von meinem Kammerdiener begleitet, jenen Busch durchstrich, um ein Reh zu verfolgen, das uns schon mehr als einmal entgangen war. Du kennst den Eifer eines Jägers, wenn es gilt, ein schönes Stück Wild zu erlegen, aber Du kennst auch den Groll, der erwacht, wenn man sich am Ziele wähnt und getäuscht wird. War es doch, als ob dieses Reh sich ein Vergnügen daraus machte, mich zu necken. Vier, fünf Mal stand es in der besten Schußweite, und eben so oft setzte es raschelnd durch das Unterholz, wenn ich das Gewehr anlegte, obgleich ich mich mit der größten Vorsicht genähert hatte. Die Dämmerung war schon angebrochen, als ich nach zweistündigem Suchen endlich die Fährte wieder erwischte. Mein Begleiter hatte eine andere Richtung eingeschlagen, um mir das Wild entgegen zu treiben. Ich war allein. Jetzt denke Dir meine Freude, als ich plötzlich das Thier bei einer Quelle erblicke, die aus einem Felsen rinnt, bei der ich kürzlich erst ein Reh erlegt hatte. Deutlich sah ich es zwischen den Blättern stehen, den Kopf zu dem Wasser hinabgesenkt. Diesmal sollst du nicht wieder davonkommen, dachte ich, legte an, zielte einen Augenblick, und feuerte ab. Dem Knalle folgte ein Rascheln in den Gebüschen, und das Thier verschwand. Ich stürze nach, aber kaum hatte ich die Quelle erreicht, als ich neben mir ein dumpfes Stöhnen und den Ausruf höre: Großer Gott, sorge für mein Weib und mein Kind! Meine Jägerfreude verwandelte sich plötzlich in einen furchtbaren Schrecken, und indem ich die Zweige auseinanderbiege, sehe ich einen Mann in dem trockenen Laube liegen, der sich vor Schmerzen wie ein Wurm krümmte. Daß ihn mein Schuß getroffen, unterlag keinem Zweifel. Ich bin nicht feig, Eberhard, aber in diesem Augenblicke fehlte es mir dennoch an Muth, das Opfer meines Jagdeifers näher zu untersuchen, denn der Gedanke, einen Menschen getödtet zu haben, lähmte mir alle Glieder. Das Gewehr entsank meiner Hand, und ich sah bestürzt auf den armen Mann hinab, der vor Schmerzen laut jammerte und klagte.

„„Ich bin kein Wilddieb!" stöhnte er. „Warum haben Sie auf mich geschossen? Meine Frau liegt krank — ich wollte Quellwasser holen. Mein Gott, mein Gott, wer wird für sie sorgen — ich muß sterben!"

„Wer seid Ihr denn, mein armer Freund?" fragte ich.

„„Georg Lorenz — wohne nicht weit von hier — am Saume des Busches."

„Der Verwundete lag regungslos am Boden. Hier muß rasche Hülfe geschafft werden, dachte ich, und ohne mich lange zu besinnen, hob ich den Mann empor, um ihn nach dem nahen Häuschen zu tragen, das ich kannte. Noch hatte ich den Ausgang des Gehölzes nicht erreicht, als mein Kammerdiener, durch den Schuß angelockt, mir eilig entgegenkam. Schon von Weitem rief er mir zu, ob ich endlich das Thier erlegt habe, denn es sei nach dieser Ecke des Busches geflohen.

„Hilf mir diesen armen Menschen tragen, Gottfried!" rief ich aus.

„„Was ist's mit ihm?"

„Ich habe, von der Dämmerung verblendet, auf ihn geschossen.

„„Dem Wilddiebe ist recht geschehen!" rief Gottfried, der in demselben Augenblicke zu mir herantrat, als ich den Verwundeten in das Gras niederlegte.

„„Georg Lorenz ist kein Wilddieb."

„Bei Nennung dieses Namens zuckte Gottfried, ein guter Bursche, heftig zusammen. Trotz der Dämmerung konnte ich den erschütternden Eindruck gewahren, den meine Unglücksbotschaft auf den treuen Diener ausübte.

„„Georg Lorenz?" wiederholte er mit bebender Stimme. Dann schwieg er, als ob er mir geheim halten wollte, daß ich einen braven Mann unglücklich gemacht habe. Nach einigen Augenblicken beugte er sich zu Lorenz hinab. Ich sah, wie er zurückbebte, aber dennoch seine Fassung zu bewahren suchte.

„„Treten Sie den Rückweg an!" murmelte Gottfried. „Ich werde für den Verwundeten sorgen. Dort am Raine wartet der Wagen."

„Die Regungslosigkeit des Opfers meiner Unvorsichtigkeit erfüllte mich mit einer gräßlichen Befürchtung. Ich hatte es von jeher vorgezogen, mir in allen Lagen des Lebens so viel als möglich Gewißheit zu verschaffen, und auch hier konnte ich es nicht über mich gewinnen, mit der Ungewißheit über das Schicksal des armen Lorenz heimzukehren. Rasch kniete ich auf den Boden, und ergriff die Hand des Unglücklichen. Sie war kalt und starr. Bestürzt sah ich meinen Kammerdiener an.

„„Der Bauer ist ohnmächtig geworden!" rief er aus, um mich zu trösten.

„Ich eilte nach der Quelle zurück, um in meinem Hute Wasser zu holen — da fand ich den irdnen Krug, den Lorenz, wie er mir gesagt, für seine kranke Frau hatte füllen wollen. Der Anblick des Gefäßes trieb mir die Thränen in die Augen, und zum ersten Male in meinem Leben verwünschte ich die Jagd. Ich schöpfte Wasser, und stürzte zu dem Verwundeten zurück. Alles Bemühen blieb vergebens — Lorenz war todt. Eberhard, wie soll ich Dir meinen Zustand beschreiben! Da stand ich an der Leiche Dessen, den ich gemordet hatte! Ach, wie gern hätte ich mit meinem ganzen Vermögen das Leben des armen Landmanns

zurückgekauft. Die That war geschehen, und nichts in der Welt konnte sie rückgängig machen.

„„Der Mann hat eine kranke Frau," sagte Gottfried; „wir wollen ihn in das Nachbargehöft schaffen."

„Mit Hülfe meines Wagens brachten wir den Todten nun in das Gehöft, in dessen Thore Du vorhin den jungen Mann erblicktest. Der Vater desselben, ein wackerer Bauer, suchte mich über den Unfall zu trösten; aber dessen ungeachtet, und obgleich ich wußte, daß ich nicht vorsätzlich den schrecklichen Schuß gethan, kehrte ich in einer martervollen Verfassung nach meinem Schlosse zurück. Nach einer schlaflos verbrachten Nacht ging ich am frühen Morgen zu Lorenz' Hütte. Die klare Morgensonne beschien freundlich das ärmliche Gebäude, dessen niedere, schwarze Thür halb geöffnet war. Ein Pudel sprang daraus hervor, sah mich einen Augenblick an, lief dann zurück und kratzte an einer Thür, als ob er mich veranlassen wollte, sie zu öffnen. Leise trat ich in das kleine Stübchen. Welch ein Anblick bot sich mir dar! In dem einzigen, armseligen Bette sah ich ein mageres, leichenblasses Frauengesicht mit gebrochenen, weit geöffneten Augen. Der rechte Arm dieser Frau hielt den Kopf eines kleinen Mädchens umschlungen, das auf einem Stuhle neben dem Bette saß, mit dem Oberkörper auf das Kissen gesunken und eingeschlafen war. Das blühende Kind lag süß schlummernd in dem Arme der todten Mutter. Ich schäme mich nicht zu bekennen, daß mir die Thränen in die Augen traten, und daß ich einige Minuten still weinte, während der treue Pudel mir die herabhängende Hand leckte.

„Das ist mein Kind! sagte ich zu mir. Gott selbst giebt mir ein Mittel an die Hand, mein sträfliches Versehen wieder auszugleichen.

„Während ich gedankenvoll an dem Bette des Todes und des aufblühenden Lebens stand, hörte ich draußen unter dem Fenster die Stimme eines Kindes rufen:

„„Marianne, komm heraus, wir wollen Sultan an den Wagen spannen!" Und gleich darauf sah ich hinter der trüben Scheibe des Fensters, das sich neben dem Bette befand, den braunen Lockenkopf eines rothwangigen Knaben. Lächelnd blickte er in das Zimmer. Als er mich gewahrte, verschwand er wieder. Ich trat hinaus vor die Thür. Da stand das Kind mit einem kleinen, selbstverfertigten Wagen hinter sich.

„Wie heißt Du? fragte ich.

„„Philipp!" war die unbefangene Antwort. „Ich will mit Marianne spielen."

„So wecke sie, sie schläft noch.

„Ich führte den Knaben in das Stübchen. Kaum waren wir eingetreten, als er ausrief: Frau Lorenz schläft auch noch! Nach meiner dazu ergangenen Aufforderung trat Philipp, der barfuß ging, an das Bett, und berührte Marianne's Hand. Das Kind erwachte und sah mit großen Augen um sich. Der Anblick des freundlichen Spielgesellen erfüllte sie mit einer sichtlichen Freude. Leise, als ob sie die Mutter nicht im Schlafe stören wollte, entwand sie sich dem sie umschlingenden Arme derselben, und setzte ihre kleinen nackten Füße auf den Boden.

„„Was ist denn das?" rief Philipp erschreckt. „Deine kranke Mutter hat ein schneeweißes Gesicht."

„Marianne trat rasch zu dem Bett zurück.

„„Mutter," rief sie, und rüttelte die Hand derselben — „Mutter, bist Du noch kränker geworden?"

„Die arme Mutter blieb regungslos, sie hörte ja das Rufen des Kindes nicht mehr.

„„Ihre Hand ist kalt!" schluchzte das Mädchen. „Wo nur der Vater bleibt?" fragte sie ängstlich. „Mutter wollte trinken, und da ist er zur Quelle im Walde gegangen, weil das Wasser im Bache so schlecht ist!"

„Ein kalter Schauder durchrieselte meinen ganzen Körper. Ich hatte ja dem Kinde den Vater geraubt! Diese für mich so peinliche Scene ward durch Philipp's Vater unterbrochen, der mit einem Arzte aus dem benachbarten Städtchen eintrat. Der Letztere erklärte, ein Lungenschlag habe die Leiden der armen Frau geendet. Nachdem ich zur Bestreitung der Begräbnißkosten meine Börse hinterlassen, führte ich die beiden Kinder hinweg auf mein Schloß. Philipp sollte einige Zeit bei Marianne bleiben. Denselben Tag noch ließ ich das Gericht kommen, erklärte den Thatbestand zu Protokolle, und übernahm die Verpflichtung, das verwaiste Kind zu erziehen. Eine Strafe ward weiter nicht über mich verhängt, da man mich kannte, und von einem vorsetzlichen Morde nicht die Rede sein konnte.

„Zwei Jahre blieb nun Marianne in meinem Hause, und der Anblick des fröhlich aufblühenden Kindes verscheuchte die trüben Gedanken, welche die Erinnerung an die Unglücksgeschichte nur zu häufig anregte. Philipp erschien fast täglich, um mit der muntern Marianne seine Spiele zu treiben, die jedoch mit dem Fortschreiten des Alters ernsterer Natur wurden. Beide liebten und betrachteten sich als Geschwister, zumal da Philipp's Mutter Marianne's Pathe war. Auch das Glück des Knaben lag mir am Herzen, und um es zu begründen, schenkte ich dem Vater, dessen einziger Erbe er war, einige Ackerstücke und Wiesen, die an sein Gütchen grenzten. So entstand nach und nach jener hübsche Meierhof, den Du gesehen hast, und ich kann wohl sagen, er ist mehr das Werk meiner Pflegetochter, als mein eigenes.

„Bis zu ihrem zwölften Jahre hatte Marianne gemeinschaftlich mit Philipp den Unterricht meines Pfarrers genossen, es war nun Zeit, sie für die Sphäre ausbilden zu lassen, der sie künftig als meine Schutzbefohlene angehören sollte. Ich brachte sie in ein Pensionat der Residenz. Das Mädchen machte bewundernswürdige Fortschritte, und schon nach drei Jahren war sie eine junge Dame geworden, die durch Geist, Liebenswürdigkeit und Schönheit großes Aufsehen erregte. Niemand ahnte ihre niedere Abkunft, man hielt sie allgemein für eine Verwandte des reichen Barons von Abersheim, und zeichnete sie aus, wo sie erschien. Ich liebte die Tochter des erschossenen Lorenz wie meine eigene, und es schmeichelte meiner väterlichen Eitelkeit nicht wenig, wenn ich von allen Seiten ihr Lob hörte. Dazu kam noch der nimmer ruhende Drang meines Herzens, das an dem Vater begangene Vergehen an der Tochter in der größten Ausdehnung gut zu machen. Um ihrer Erziehung die höchste Vollendung zu geben, brachte ich sie in eine Bildungsanstalt, die wegen der großen Kostspieligkeit nur den reichsten Leuten zugänglich war. Auch hier ward sie bald die erste Schülerin, und die erste Schönheit.

„Zu ihrem Unglücke traf sie in diesem Institute mit Franziska, der Tochter meines Bruders, zusammen. Letztere ist zwar nicht minder schön und geistreich, aber ihr stolzer und übermüthiger Charakter vermindert den Eindruck, den ihre Erscheinung im ersten Augenblicke ausübt. Marianne's Siege machten sie neidisch, und sie verschmähte keine Gelegenheit, die gefährliche Rivalin zu kränken. Je geduldiger Marianne selbst die boshaftesten Angriffe ertrug, je erbitterter ward Franziska, und mehr als einmal hat das arme Kind den Vorwurf ihrer niedern Abkunft hören müssen. Ein Zufall setzte mich davon in Kenntniß, und ich nahm mein Kind zurück.

„Während Marianne sich zu einer aristokratischen Dame herangebildet, war aus Philipp ein tüchtiger Landwirth und ein braver junger Mann geworden. In den Ferien sahen sich die beiden jungen Leute öfter, und ich mußte Marianne's Takt bewundern, mit dem sie den Jugendgespielen, der hinsichtlich der Bildung tief unter ihr stand, behandelte. Sie wußte den eingetretenen Abstand so zart zu verdecken, daß der junge Bauer zwar eine gewisse Hochachtung, aber immer noch jene Zuneigung empfand, mit der er an dem kleinen Mädchen in den zerlumpten Kleidern gehangen hatte. Als sie später für immer auf dem Schlosse blieb, kam er seltener, und ich sehe ihn jetzt nur, wenn ihn sein Vater in Geschäften sendet. Dann begrüßt er unbefangen seine Jugendgespielin, und entfernt sich mit demselben heitern Gesichte, mit dem er gekommen ist."

„Wie mir scheint," sagte lächelnd Eberhard von Detmar, „so ist die künftige Erbin von Abersheim gefunden. Nach der Beschreibung, die Du mir von Franziska gemacht, wüßte ich keine würdigere als Marianne."

„O gewiß, Freund, gewiß!" rief der Oberst. „Ist es nicht meine Pflicht, Mariannen das Leben zu schaffen und zu erhalten, für das ich es habe erziehen lassen? Es wäre ein unverzeihlicher Fehler, wenn ich eine vollendete aristokratische Dame dem niedern Stande wollte anheimfallen lassen. Marianne ist nicht an Arbeit gewöhnt, und es wäre nicht minder für mich als für sie eine Blamage, wenn sie einmal mit den Kenntnissen, durch die sie glänzt, ihr Brot verdienen müßte. Diesen Triumph gönne ich der neidischen Franziska nicht. Aber sie bleibt dessen ungeachtet immer die verarmte Tochter meines Bruders, und deshalb werde ich ihr helfen, sobald sie meiner Hülfe werth ist. Trotz der Beleidigungen,

die Marianne erlitten, spielt sie dennoch den versöhnenden Engel zwischen mir und Franziska, bei jeder Gelegenheit sucht sie das Treiben ihrer Feindin in ein mildes Licht zu stellen. Doch halt, hier beginnt das Revier! Marianne erwartet einen leckern Rehbraten, und wir dürfen diese Erwartung nicht täuschen."

Der Wagen hielt, und die Freunde stiegen aus, um die reizende Waldung zu begehen, die sich an einem sanften Hügelabhange ausbreitete. Die geladenen Gewehre auf der Schulter, verschwanden sie in den Gebüschen.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Briefe.

V. Quebeck.

Nächtliche Dampfschiffahrt von Montreal nach Quebeck. — Die Physiognomie Quebecks. — Die entscheidende Schlacht bei Quebeck. — Pelz- und Holzhandel. — Lage der Auswanderer. — Klima. — Steinkohlenvorrath auf 20,000 Jahre. — Zunehmende Wichtigkeit der Deutschen in Amerika. — Die Montmorenci-Wasserfälle. — Für 66 Millionen Thaler neue Eisenbahn. — Deutsches Paßwesen und amerikanische, gesunde Unpäßlichkeit. — Die Salons erster und dritter Klasse im amerikanischen Flußdampf-Omnibus.

Unser Schiff war ein drei Stockwerke hoher, unendlich langer Feenpalast, das gegen Abend mit Hunderten von Passagieren sich für die Nacht kühn den gewaltigen Lawrencefluthen anvertraute, die wegen ihrer Feindseligkeit gegen Schiffe kaum weniger berüchtigt sind, als der Mississippi. So lange die Ufer zu sehen waren, erschienen sie größtentheils eben und unansehnlich. Der Lawrence sieht klar aus, so daß die schmutzigen Massen, welche der ungeheuere Ottawa aus den wilden Gegenden hereinwirft, wo die Beamten und wilden Jäger verschiedener Rauchwerk- und Fellhandel-Compagnieen hausen, noch lange darin zu unterscheiden waren. Die anderen zum Theil bedeutenden Flüsse, welche von den vereinigten Staaten her (Richelieu, Yamaska, St. Francis, Nicolet, Chaudière mit einem Wasserfall) und vom Norden (Trois Rivieres d. h. drei Flüsse, Batiscan und nach mehreren andern der Montmorenci mit den großartigsten Wasserfällen nach denen des Niagara) zwischen Montreal und Quebeck in den Lawrence fallen und die Städte, die sich daran ausbreiten, passirten wir in der Nacht, so daß sich nichts davon sagen läßt. Als sich die Erde mit Morgenroth lichtete, sahen wir auch schon an beiden Seiten des eine englische Meile breiten Flusses die hohen felsigen Ufer, das Diamantkap (an Ehrenbreitenstein am Rhein erinnernd) und die Abrahamshöhen, die Quebeck umgeben und vor 95 Jahren das Schicksal Canada's entschieden. Ich besuchte später das berühmte Schlachtfeld, wo der englische General **Wolfe** nach der kühnsten Landung die Franzosen unter **Montcalm** besiegte und letztere nöthigte, Canada den Engländern zu überlassen. Sieger und Besiegter, beide starben auf dem Schlachtfelde, auf welchem eine einfache Säule mit der Inschrift: „Hier starb Wolfe als Sieger" die Stelle bezeichnet, wo er fiel. Im Schloßgarten der Stadt ließ der General-Gouverneur von Canada, Lord Dalhousie im Jahre 1827, mit mehr Geschmack und Gerechtigkeit einen Obelisk zum gemeinschaftlichen Andenken **beider** Helden errichten.

Diese wichtige Schlacht, welche das Schicksal einer der wichtigsten Ländermassen des neuen Continents entschied, verdiente wohl eine nähere Besichtigung, da sie in strategischer, wie in kulturhistorischer Beziehung merkwürdiger sein soll, als die Schlachten bei Leipzig und Waterloo, aber vom strategischen Theile verstehe ich nichts und der andere entwickelt sich noch in einer Breite und mit einer zunehmenden Geschwindigkeit und Energie, die noch keinen Ruhepunkt und keinen Rückblick zuläßt.

Während das Dampfschiff zwischen den wilden felsigen Ufern an der Vorstadt Quebecks unten vorbei schoß, hatte das Auge so viel zu thun und wurde von einer Menge so großartiger Eindrücke überschwemmt, daß mir nur ein wirres Bild geblieben ist, aus welchem nur die Levi-Spitze mit seiner lebhaften, von Fahrzeugen und gigantischen, **bebauten** Holzflößen aller Art umschwärmten Stadt an der **rechten** Seite, die hohe, bewaldete Orleansinsel weit über Quebeck hinaus, die den Lawrence in zwei Arme theilt, und die imposante Hochstadt Quebeck selbst an der linken Seite klar hervorragen. Ich schicke Ihnen eine in den Umrissen richtige, sonst aber ziemlich nachlässig gemachte Ansicht Quebecks vom Lawrence aus mit, wie ich sie hier gerade vorfand und überlasse es Ihnen, ob Sie dieselbe in verbesserter technischer Ausführung benutzen wollen. Ich bemerke nur noch, daß das Dampfschiff in der Mitte ein kleines Porträt der Paläste ist, welche zwischen Montreal und Quebeck regelmäßig jede Nacht die 180 englischen Meilen in 12 Stunden zurücklegen, wenn sie unterwegs nicht zerstoßen werden. Auf einer der großen Flößen, die aus den ungeheuern canadischen Wäldern herabkommen und oft von funfzig, sechzig bis hundert Menschen bewohnt sind, habe ich einige Stunden zugebracht und mir Wunderdinge erzählen lassen von dem canadischen Holzhandel und den wilden englischen, französischen, amerikanischen und indianischen Colonien und Stationen, welche dem unermeßlichen Norden Amerika's seit länger als einem Jahrhundert die kostbaren Pelze abziehen, die Indianer und Jäger verwildert, ausgehungert und zum Theil vertilgt, England aber um mehr als 20 Mill. Pf. Sterling oder mehr als 130 Millionen Thaler bereichert haben, ohne daß die Londoner Hudsons-Bay-Compagnie, welche dieses Geld „machte," auf den Tausenden von Quadratmeilen, die sie beherrscht, nur eine einzige Schule oder Kirche errichten ließ, so daß die Indianer, denen sie die kostbaren Biber- und weißen Fuchsfelle abkauft (z. B. ein Biberfell, das in London mit zwölf, funfzehn bis zwanzig Thalern bezahlt wird, für ein baumwollenes Tuch, welches der Compagnie $4^3/_4$ Penny, also etwa 4 Neugroschen kostete) noch jetzt oft im Winter ihre **eigenen Kinder aufessen**, um nicht zu verhungern. Diese wildeste und großartigste aller Jagd-Industrieen im unermeßlichen Norden Amerika's auf Rechnung englischer, französischer, russischer und einheimischer Compagnien und auf eigene Rechnung der Heere von **Freischützen** interessirt mich so, daß ich sie noch besonders studiren und Ihnen schildern werde. Die mir mitgetheilten Thatsachen tragen ein so urwäldliches, wildromantisches und heroisches Gepräge, daß sie in einer übersichtlichen Darstellung gewiß jeden Leser lebhaft unterhalten werden.

Von dem großen, wimmelnden, hölzernen, schwimmenden Landungsplatze von einem irländischen Droschkenkutscher durch enge, zum Theil wie Felsen steil in die Höhe steigende Straßen in die Oberstadt hinaufgepeitscht, stieg ich auf einem großen, viereckigen Platze ab, wo großartige Hotels und stolze, alte Privatpaläste, mürrische, klosterartige Gebäude und mittelalterliche Kirchen dahinter, bärtige Gesichter und blaue Kittel mit einem Blicke zeigten, daß hier noch das alten französische Gepräge vorherrscht. Erst im Jahre 176[illegible] ward Quebeck definitiv unter englische Verwaltung gebracht. Mit Aufzählung merkwürdiger Gebäude und Stellen will ich den Leser nicht aufhalten. Seitdem nun auch das neue Parlamentsgebäude wieder abgebrannt ist, nachdem die Vertreter Canada's auch in Montreal ausgebrannt worden waren, weiß ich kaum ein architektonisches Werk, das als solches auf besondere Aufmerksamkeit Anspruch machen könnte. Literarische Institute, Vereine mit Bibliotheken und Vorträgen, wissenschaftliche, artistische und Erziehungsinstitute, große Zeitungen und viel Literaturabsatz verstehen sich in allen größeren selbst kleineren Städten allemal von selbst, eben so Kirchen für jedes Glaubensbedürfniß. Außer den Franzosen treten noch die Engländer, Schotten und Irländer hervor. In den bisher besuchten Städten fand ich nur wenige, zerstreute Deutsche. Viele davon vertheilen sich auf dem Lande und concentriren sich in Canada bis jetzt besonders nach Detroit hin. Von den Deutschen in Amerika werde ich erst in New-York, Cincinnati, Philadelphia u. s. w. mehr erfahren. Ihre materielle, sociale, moralische und politische Wichtigkeit in Amerika steigt mit jedem Tage, so daß es wohl der Mühe werth ist, sich dieselben einmal näher und zugleich in ihrer Gesammtbedeutung anzusehen. Hoffentlich gewinn' ich noch Zeit genug dazu, obgleich, wie Sie wissen, der eigentliche Zweck meiner Reise viel Zeit und Aufmerksamkeit in ganz andere Richtungen zieht.

So viel habe ich schon erfahren, daß es allen Auswanderern durch ganz Canada sehr gut geht und sie bei der überaus schnell wach-

senden rüstigen Bevölkerung, den sich täglich erweiternden Verkehrsstraßen und Absatzquellen, der rasch aufblühenden und sich verdichtenden Civilisation mit Fleiß und Ausdauer, was sie auch ergreifen, schnell in die Höhe kommen und sehr comfortable leben, wohnen, essen und trinken können. Ein großes Uebel ist allerdings der fünf Monate lang anhaltende und tief in die Erde frierende harte, scharfe Winter. Aber dagegen giebt's Holz genug und einen üppig Blüthen und Früchte treibenden heißen Sommer, zunehmend gesundes Klima in jeder Jahreszeit, unbehindert rasch zunehmender Wohlstand, ohne polizeiliche Aufsicht üppig gedeihende Freiheit und steigende Achtung vor solider Arbeit jeder Art.

Von meinem Ausfluge auf der Nordseite des Lawrence hinunter durch Dörfer und einzeln gesäete Landhäuser und Meiereien, über Brücken und vor verschiedenen historischen Merkwürdigkeiten vorbei bis zu den 1½ deutsche Meilen von Quebeck tosenden Fällen d Montmorenci könnte ich Vieles erzählen: ich beschränke mich auf die kürzeste Skizze dieses größten Wunders Unter-Canada's, indem ich zugleich verspreche, bei dem größten von Ober-Canada, den Niagara-Fällen, ganz nüchtern zu bleiben, wie ein Yankee. Der Montmorenci zwingt erst seine Wassermassen durch ausgehöhlte Kalksteinfelsen, die nach unten hier und da durchscheinen, springt dann gleichsam stufenweise Felsentreppen hinunter in dunkele Schluchten, über welchen wilde, felsige Vorsprünge von Strauchwerk bedeckt, kühn hervorragen. Die rechte Seite des Ufers ist so zerrissen und kantig, daß man den Weg nicht weiter verfolgen kann, so daß wir über die Brücke auf die andere Seite gingen, wo wir bald die eigentlichen Fälle vor uns sahen. Die ganze Wassermasse schießt hier von einem 250 Fuß hohen Felsen plötzlich in die Tiefe hinunter, wo sie zerstoben in weißen Schaum fortwährend niederdonnert, sich aber schon ¼ Meile weiter wieder so beruhigt, daß sie ganz sanft beinahe in einem rechten Winkel sich mit dem Lawrence vereinigt.

Ein felsiger Vorsprung unweit des großartigen Schauspiels breitet vor uns rechts die hohe Quebeck, gerad vor uns den ungeheuern insulirten Waldberg, die Orleansinsel und weiterhin den 1 deutsche Meile breiten Lawrence, hinter uns in der Ferne graue Berge und in der Nähe große, schnarchende Sägemühlen zu einem unbeschreiblich reichen und großartigen Panorama aus. Die bedeutenden Mühlen werden durch eine ganz kleine Ader, die man oberhalb des Falles künstlich geschlagen, so kräftig getrieben, als arbeitete hier die Dampfkraft von vielen hundert Pferden. Man denke sich einmal den Yankee-Vorschlag ausgeführt, die Wasserkräfte des Niagara und Montmorenci statt des fabrizirenden Dampfes anzustellen! Die Kraft des Niagarafalles soll allein alle Dampfmaschinen der Erde zu Wasser und zu Lande bei Weitem übertreffen.



Quebeck.

Quebeck ist als Sitz der Regierung, Hauptstapelplatz des Holzhandels, durch seine Schiffsbauten und als erste Station des reichen Verkehrs vom Meere den Lawrence herauf, wo die Auswanderer gern landen, um sich von hier aus nach allen Richtungen zu vertheilen, von rasch zunehmender Bedeutung. Auswanderer finden in dem Bureau des Emigrations-Agenten Buchanan am Quay unten nicht nur guten Rath, sondern auch eine Menge Dienst- und Beschäftigungs-Anerbietungen, denen man auf Dampfschiffen und Eisenbahnen nach allen Richtungen rasch und wohlfeil zueilen kann. Dampf führt täglich in den elegantesten Palästen nach Montreal, Kingston, Toranto, Hamilton und weiter nach allen Theilen der großen Seen. Von Hamilton führt die große Nordwest-Eisenbahn gerade durch das fruchtbare, westliche Canada bis Detroit, wo man verjüngtes deutsches Leben, eine deutsche

Zeitung und darin Einladungen zu Bier, Tanz, Büchern, deutschen Geschäften und Läden aller Art findet.

Diesen Juli wurde ein Zweig der großen canadischen Eisenbahn zwischen Quebeck und Longueil eröffnet, von wo die zwei englische Meilen lange Eisenbahn-Lawrence-Brücke nach Montreal führt, welches bald das Hauptcentrum der canadischen Dampfcommunications-mittel zu Wasser und zu Lande werden wird. Die große Bahn ist eins der riesigsten Unternehmungen dieses Jahrhunderts. Die Kosten sind auf 66 Millionen Thaler (9,500,000 Pfund) veranschlagt und werden jedenfalls bedeutend überschritten werden müssen. Mir wurde gesagt, daß über 10,000 Menschen daran arbeiten. Sie wird ihre eisernen Füße über ein Gebiet von 1200 englischen Meilen erstrecken und nach ihrer Vollendung (1858) von Quebeck aus nach allen Richtungen der Windrose für geringes Geld jedem Reisenden Flügel geben. In Verbindung mit den bestehenden und den Bahnen der vereinigten Staaten, im Anschluß an die jetzt gebauten Seedampfschiffe, die immer in 6—7 Tagen die Reise zwischen Liverpool und Quebeck (oder Portland im Winter) zurückschleudern wollen, wird sie nicht nur alle amerikanischen Hauptstädte bis an die Ufer des Mississippi in regelmäßige, lebendige Verbindung bringen, sondern auch ihre warmen, frischen Lebensblutpulsschläge bis Liverpool und London und von da bis Paris, Amsterdam, Rotterdam, Ostende, Hamburg und von da bis Köln, Berlin, Halle, Leipzig, Dresden u. s. w. ausdehnen, ohne daß man jenseits Frankreich und Hamburg jemals auf Tausenden von Meilen nach einem Passe gefragt wird, so daß man sich ihn auch niemals zu visiren lassen braucht. Ich fiel bei dem Manne, der mir ein Zimmer abgelassen hatte, ganz in Ungnade, nachdem ich ihm vom deutschen Paßwesen erzählt. Er sagte, so etwas könne kein Mensch vertragen, das sei unmöglich und ich wolle ihn nur mit abenteuerlichen Geschichten foppen. So wenig kann der Amerikaner unsere geordneten, polizeilichen Verhältnisse begreifen!

Wir freilich können uns eben so wenig eine Vorstellung davon machen, wie der Amerikaner ohne Polizei und Staat nicht blos zur lebendigsten Ordnung und Regelmäßigkeit, sondern auch zu einer Eleganz und einem Privatstaat kommen konnte, wodurch ich bei dem deutschen Leser in Ungnade fallen könnte, wenn ich Alles genau beschriebe. Ich denke hier zunächst an den Salon des Dampfschiffes, in welchem ich nach Montreal zurückfuhr. Der Mann, der mich in Montreal brauchte (Privatangelegenheiten, die ich stets unberührt lasse), hatte für mich erste Klasse bezahlt. So ruhten meine Stiefeln auf dem kostbarsten persischen Teppich, während ich halb liegend in einem prächtigen, weichen Armsessel mich wiegte. Vor mir ein riesiger, spiegelblanker Marmortisch auf vergoldeten Füßen, auf welchem sich besonders eine prächtig gebundene Bibel zwischen krystallenen Wasserflaschen vom feinsten Schliff bemerkbar machte. Von Oben glänzen prächtige Kronenleuchter herab und besehen sich in riesigen Spiegeln, an welchen sich große, feine Vasen mit kostbaren Blumen erheben. Klingel-, Thürgriffe und Klinken sind von Porcellan mit ächter Vergoldung oder Elfenbein. Die Sopha's ringsum erröthen in lauter ächtem Sammet. Und der so ausmeublirte Salon war 150 Fuß lang, dessen Beleuchtung durch Himmelslicht von Oben („Himmelslicht" heißen die Fenster in der Decke), am Tage eben so bezaubernd aussah, wie des Nachts in der brillantesten Beleuchtung. Die eine weitere Hälfte des Salons hat Seitenfenster, die andere ist ringsum mit Privatzimmern umgeben; jedes bequem ausmeublirt und mit zwei Betten versehen. In der Mitte am Ausschnitte für die Maschinen macht ein eleganter Barbierladen brillante Geschäfte, da Engländer und Amerikaner sich mindestens jeden Tag einmal, oft zweimal rasiren oder rasiren lassen, wenigstens alle, die erste Klasse fahren. Sie sind mehr oder weniger alle Sklaven ihres Backenbartes und der Angst um ein glattes Kinn.

In dem Salon der dritten Klasse sah es desto bärtiger und natürlicher aus, wo Auswanderer mit Weibern, Kindern, Koffern, Kesseln, Betten, Speisen und Getränken wie Kraut und Rüben durcheinander wühlten. In der einen Ecke stand ein Schilderhaus d. h. eine Schenke, aus welcher starke Recepte gegen Mäßigkeit und Nüchternheit verabreicht wurden, die auch ganz stark zu wirken schienen. Wenigstens bewiesen dies einige Irländer mit Frauen dazwischen, die sich über Koffer und Menschen weg boxten und bei den Haaren zerrten, so daß sie bald aufsprangen, bald niederstürzten und in einanderverschlungen herumkollerten. Man schickte nach dem Capitain, welcher jedoch auch bei den Irländern die Freiheit so respectirte, daß er antwortete: „Na, sie mögen's ausfechten — unter sich selbst abmachen."

Von Montreal werde ich nach Toronto, zum Niagara, nach Kingston, Boston, New-York und dann wahrscheinlich in Gegenden kommen, deren Namen und Lage ich selbst noch nicht kenne. Das Meiste hängt natürlich von dem Erfolge meines eigentlichen Reisezweckes ab.

Die Pflege der Augen bei Erwachsenen.

Bei **Bestimmung des Berufes** nach den Schuljahren sollte weit mehr **Rücksicht auf die Beschaffenheit der Augen** genommen werden, als dies zur Zeit geschieht. Daher kommt es denn aber auch, daß Viele nur zu bald durch Augenleiden für ihren Beruf untauglich und unglücklich werden. Arlt in seiner Schrift: „die Pflege der Augen im gesunden und kranken Zustande" spricht sich hierüber etwa in der folgenden Weise aus. „Wer ein ganz gesundes Auge hat, mag nach Belieben seinen Beruf wählen, wer aber schwach- oder kurzsichtig ist, oder wessen Augen sehr zu Entzündungen geneigt sind, der vergegenwärtige sich so genau als möglich die Anforderungen, welche der eben zu wählende Beruf an seine Sehkraft wahrscheinlicher Weise stellen wird und die verschiedenen Schädlichkeiten, welche diese oder jene Arbeit für seine Augen nothwendig mit sich bringt. — Wer **blos kurzsichtig** ist, auch die feinsten Gegenstände unterscheiden und lange betrachten kann, sobald dieselben dem Auge nur gehörig (bis auf 4—10 Zoll) genähert werden, der kann Arbeiten vornehmen, welche ein genaues und angestrengtes Sehen erfordern. Jedoch ist es hier schon gewagt, sich eine Beschäftigung zu wählen, wobei man bald nähere, bald fernere Gegenstände genau zu betrachten hat, und zwar um so mehr, je größer die Kurzsichtigkeit und je bedeutender der Abstand zwischen den Gegenständen ist. — Wer an **Schwäche des Gesichts leidet**, feinere Gegenstände, auch wenn sie ganz nahe an das Auge gehalten werden, entweder gar nicht unterscheidet oder doch nicht hinreichend lange, der hüte sich vor der Wahl eines Standes, welcher den anhaltenden, besonders einförmigen Gebrauch der Augen zu kleineren, geschweige denn zu sehr kleinen Gegenständen erfordert. Hierbei werden deshalb so oft und so große Fehler begangen, weil man so häufig Menschen mit einer stumpfen, schwachen Sehkraft für kurzsichtige hält. Auch Diejenigen, welche **nur auf einem Auge an Schwäche des Gesichts leiden**, müssen von einer Beschäftigung abstehen, bei welcher kleinere Gegenstände lange anzusehen sind. Man bedenke hierbei, daß Einförmigkeit der zu betrachtenden Gegenstände in Bezug auf Entfernung, Größe, Farbe und Beleuchtung einen weit größern Aufwand von Sehkraft erfordert, als wenn Abwechselung hierin stattfindet und daß, wo diese oder öftere Pausen in der Arbeit stattfinden, selbst ein minder kräftiges Sehorgan, länger ausdauern kann. — **Wer in der Jugend viel an Augenentzündungen gelitten hat und noch leidet**, sowie eine besondere Neigung zu Rückfällen an sich trägt, sollte nie zu Arbeiten bestimmt werden, bei welchen die Einwirkung von Staub (besonders Wollstaub), Rauch, scharfen Ausdünstungen oder von Feuer und Hitze nicht wohl zu vermeiden ist. — **Schwächliche, bleichsüchtige, blutarme Mädchen** (s. Gartenlaube Jahrgang I. Nr. 49 S. 538), wenn sie sich dem Nähen, Sticken und dergl. widmen, laufen sehr leicht Gefahr, über kurz oder lang in Folge von Augenschwäche untauglich zu diesen Beschäftigungen zu werden." — Möchten die Aeltern, Lehrer und Vormünder die vorstehenden Winke bei der Wahl des Berufes ihrer Kinder und Pfleglinge nicht unbeachtet lassen.

Erwachsene haben ebenfalls Verpflichtungen gegen

ihre Augen, denn diesen können von verschiedenen Seiten her sehr leicht Nachtheile erwachsen. — *Das Licht* und die *Beleuchtung* können insofern nachtheiligen Einfluß auf das Auge äußern, als ebensowohl *längere Entziehung des Lichts*, wie *übermäßig starkes Licht*, besonders wenn letzteres plötzlich nach vorausgegangener Dunkelheit oder längere Zeit unausgesetzt einwirkt, die Sehkraft schwächen und lähmen können. Ein sehr schädlicher Vorwitz ist das Schauen in die Sonne; das Betrachten einer Sonnenfinsterniß ohne schützendes Glas hat schon öfters Augenleiden nach sich gezogen; selbst das längere Betrachten des Vollmonds und das Sehen in's Feuer kann nachtheilig auf die Sehhaut wirken; auch ist bei Feuerwerken und heftigem Blitzen in der Nacht das Auge zu schonen. Der schnelle Uebergang vom Dunklen zum Hellen zeigt sich hauptsächlich des Morgens beim Erwachen schädlich, zumal wenn gleich Sonnenlicht in das Auge fällt. Deshalb schlafe man entweder in keinem gegen Sonnenaufgang gelegenen Schlafzimmer oder verhänge in einem solchen die Fenster und stelle das Bett passend. Das Oeffnen der Fensterläden eines Schlafzimmers geschehe ebenfalls mit Vorsicht und so, daß nicht die volle Dunkelheit plötzlich in hellen Tag verwandelt wird. Den Fensterläden sind Jalousien und graue oder blaue Fenstervorhänge weit vorzuziehen. Wer eine Nachtlampe brennt, der treffe eine solche Vorrichtung, daß ihr Licht weder unmittelbar noch mittelbar (durch Abprallen von heller Wand oder Decke) in die Augen fällt, sowohl beim Erwachen als beim Schlafen. Sehr nachtheilig wirkt das von hellen oder glänzenden Gegenständen (von Schneeflächen, Sandsteppen, Kalkfelsen, hellen Wänden, Wasserflächen, glatten Fußboden, polirten Möbeln) zurückgeworfene Licht. Als Schutz gegen die nachtheilige Wirkung dieses Lichtes dienen blaue Brillen, blaue Schleier, Beschatten des Auges durch breite Schirme und das öftere Ausruhen des Auges durch Ansehen beschatteter oder mattgefärbter Gegenstände. Stets erinnere man sich übrigens daran, daß auch *das stärkste Licht, wenn es nur von oben einfällt, weit eher vertragen wird, als ein schwächeres welches von unten oder von der Seite her das Auge trifft.* — Ganz besonders aufmerksam auf das Licht und die Beleuchtung muß derjenige sein, der durch seinen Beruf vorzugsweise auf den Gebrauch der Augen angewiesen ist. Er muß um so mehr auf eine gehörige Beleuchtung bei seinen Arbeiten bedacht sein, je feiner diese sind, je weniger Zeit zur Ruhe sie gestatten, und je weniger Abwechselung sie dem Auge darbieten. Denn bei fehlerhafter Beleuchtung verliert auch das gesündeste Auge früher oder später an Schärfe und Ausdauer im Sehen, verfällt in Kurz- oder Weitsichtigkeit. *Fehlerhaft und dem angestrengten Auge insbesondere schädlich ist die Beleuchtung*, wenn das Licht *zu schwach* und deshalb unzureichend, wenn es *zu stark*, grell und blendend, wenn es *unstät*, bald stärker bald schwächer, wenn es *ungleichmäßig vertheilt*, durch Schatten unterbrochen, wenn es *unrein*, in seiner Zusammensetzung vom reinen Tageslichte abweicht, und wenn es *in fehlerhafter Richtung* einfällt. Da die künstliche Beleuchtung, durch Kerzen- oder Lampenlicht, die genannten Fehler am häufigsten, ja einige derselben sogar unvermeidlich an sich trägt, so wird für die, welche bei künstlicher Beleuchtung ihre Augen anzustrengen gezwungen sind, ganz besondere Vorsicht nöthig. Zuvörderst müssen durchaus *Lichtschirme* angewendet werden und diese dürfen nie ganz undurchsichtig sein, sondern müssen noch eine gewisse Menge Lichts durchlassen. Bei Oellampen kann der Schirm aus mattgrauem oder bläulichem Glase, bei Kerzen aus blauem oder grünem Taffet bestehen; die Glaskugeln, deren sich manche Arbeiter bedienen und welche den Argand'schen Lampen immer nachstehen, müssen mit bläulichem Wasser gefüllt sein. Dieses Wasser bereitet man sich durch Kupferammoniak, von dem man dem Wasser so viel zusetzt, daß ein weißes Papier durch die Flüssigkeit angesehen, schön himmelblau erscheint. — Die *Unstätheit* des künstlichen Lichtes zeigt sich am meisten bei den gewöhnlichen Kerzen und offenen Lampen, weil diese stets flackern; deshalb sind mit Cylindern umgebene Flammen vorzuziehen. — In Bezug auf *Reinheit* und *Gleichmäßigkeit der Flamme* verdienen Wachskerzen den Vorzug vor Stearinkerzen und diese vor Talglichtern. Das reinste und gleichförmigste Licht geben gut gebaute und richtig beschirmte Argand'sche Lampen, nur kann man sich dabei leicht ein zu starkes und schädliches Licht beim Arbeiten angewöhnen. Wenn man nämlich nach langem Lesen, Schreiben und dergleichen weniger deutlich sieht, so ist man der Meinung, die Lampe leuchte weniger, während doch Ermüdung des Auges daran Schuld ist. Bei diesen Lampen, so wie auch bei Anwendung von Schirmen, hat man ferner darauf zu achten, daß das Auge nicht durch grelle Unterschiede zwischen Licht und Schatten beleidigt werde; *die ungleiche Vertheilung des künstlichen Lichtes*, so wie glänzende Fußgestelle der Lampen und Leuchter schaden vorzüglich empfindlicheren Augen sehr leicht. — Eine *unzweckmäßige Stellung* des künstlichen Lichtes, so daß die Lichtstrahlen mittelbar oder unmittelbar, von der Seite oder von unten in das Auge fallen (besonders beim Lesen im Bette bei künstlichem Lichte), bringt stets Nachtheile für das Auge und man sehe deshalb darauf, daß das Licht mindestens einige Zoll höher steht, als die Augen und nicht zu sehr zur Seite oder wohl gar zwischen dem Auge und dem Gegenstande.

Auch rücksichtlich der *Beleuchtung am Tage* werden zum Nachtheile des Sehorgans sehr häufig grobe Fehler begangen und nicht die nöthigen Vorsichtsmaßregeln beobachtet. So arbeiten Manche bei viel zu starkem, ja sogar im *unmittelbaren Sonnenlichte*, Andere dagegen wieder bei unzureichendem Lichte, in der *Abenddämmerung*, noch Andere bei einer *Mischung von künstlichem und natürlichem Lichte*, wenn zu zeitig, bei noch vorhandenem Tageslichte, Kerzen oder Lampen angezündet werden. — Nachtheilig ist es ferner, hinter *grünen* oder *rothen Fenstervorhängen* zu arbeiten oder bei *vielfach gebrochenen* und *ungleich vertheiltem Lichte*, wie hinter Gittern; das Licht muß stets nur von Einer Richtung her auf den Gegenstand fallen. Ebenso ist auch *steter Wechsel in der Beleuchtung* (wie beim Lesen im Freien unter Bäumen, beim Gehen und Fahren) schädlich. — Man sehe ja auch darauf, daß beim Arbeiten kein *falsches Licht*, von entgegengesetzter Richtung, von unten oder von der Seite auf den Gegenstand falle. Deshalb wird der Arbeitstisch am besten so gestellt, daß das Licht weder gerade von vorn, noch gerade von der Seite, sondern in der mittlern Richtung, schräg von oben, vorn und links darauf fällt. Wo eine solche Stellung unmöglich ist, müssen die untern Fensterscheiben durch bläuliche Vorsetzer verdunkelt werden. — Da die Kräfte des Auges, wie die aller Organe unseres Körpers beschränkt sind, und dies besonders vor der Zeit der völligen Entwickelung und Ausbildung des Körpers, so fordere man von demselben nicht zu viel und berücksichtige das Gefühl der Ermüdung. Wo aber unabänderliche Verhältnisse stärkere Anstrengung der Sehkraft erheischen, da sei man auf Abwechselung in der Beschäftigung bedacht, denn man vergesse nicht, daß das Auge weit mehr aushält, wenn der Gegenstand der Beschäftigung in gewissen Zwischenräumen gewechselt wird. Ist dies nicht möglich, dann müssen dem Auge wenigstens alle Stunden einige Minuten Ruhe gegönnt werden, wobei der Blick auf entfernte und beschattete oder mattgefärbte Gegenstände zu richten ist.

Außer unzweckmäßigem Lichte und falscher Beleuchtung können nun aber auch noch unreine Luft, Verkältungen, so wie mechanische und chemische Verletzungen dem Gesichtssinne schaden. Die Beschaffenheit der *Luft* ist insofern von Einfluß auf das Auge, als *Staub*, *Rauch* oder *scharfe Dünste* in derselben das Auge reizen und in Entzündung versetzen können. Wer sich einer solch unreinen Luft häufig aussetzen muß, der reinige seine Augen öfter mit kaltem (weichen) Wasser, nur aber nicht dann, wenn es erhitzt ist, damit die Augen nicht zu schnell abgekühlt werden. Deshalb taugt auch das Waschen der Augen mit kaltem Wasser des Morgens gleich nach dem Erwachen nichts, besonders wenn man im Schlafe geschwitzt hat. Nie bediene man sich zum Waschen der Augen eines Schwammes, lieber der bloßen Hände oder eines leinenen Tuches. Bei starkem Winde und auf Reisen in staubigen Gegenden sind Schleier und große runde Staubbrillen (aus farblosen oder blaßblauen Plangläsern) von Vortheil. — *Zugluft*, besonders in feiner unmerklicher Strömung (durch das Fenster), erregt ebenfalls leicht Augenentzündung. — *Fremde Körper*, welche in das Auge gedrungen sind, wolle man ja nicht durch Reiben daraus entfernen, sondern man suche die Augenliedspalte von selbst oder mittels der Finger offen zu erhalten, richte den Blick stark über die dem kranken Auge entsprechende Achsel und dann schnell nach der Nasenspitze und umgekehrt, oder stark nach oben und unten abwechselnd, zwischendurch das Auge mit kaltem Wasser waschend. Sollte dieses Verfahren vergeblich sein, so suche man den fremden Körper vor dem Spiegel oder durch jemand An-

dern, mit dem Zipfel eines leinenen Tuches zu entfernen. Gelingt die Entfernung nicht bald, dann lasse man einen Arzt rufen, vermeide aber bis zu dessen Ankunft alles Reiben der Lider und wende unterdessen kalte Umschläge an. Die Empfindung, als läge der fremde Körper noch im Auge, dauert nach dessen Entfernung gewöhnlich noch einige Zeit fort. Meistens gelingt das Entfernen kleiner Körperchen deshalb nicht, weil sie zwischen dem obern Augenlide und Augapfel festgehalten werden; um sie von hier zu entfernen, fasse man das Lid an den Wimpern, ziehe es stark vom Augapfel ab und blicke nach unten. — Sind Mineralsäuren oder siedendes Wasser in das Auge gekommen, so suche man sobald als möglich ärztlichen Rath und wende indessen kalte Umschläge an. Beim Eingedrungensein von Kalk, Asche, Tabak und dergleichen ätzenden Substanzen, bringe man Oel, weiche Butter oder Rahm in die Augenlidspalte, um den fremden Körper einzuhüllen und wo möglich wegzuspülen, und mache sodann so lange kalte Umschläge, bis der Arzt kommt. — Ein sehr dummer Spaß ist das Zuhalten der Augen eines Andern von rückwärts, weil hierbei durch starken Druck sofort Blindheit entstehen kann.

Da das Auge nur ein Glied des ganzen Organismus ist, so hängt sein Wohlbefinden immer mehr oder weniger auch von dem Zustande des letztern ab. Den meisten Einfluß auf das Auge äußert natürlich das Gehirn, da zwischen diesen beiden Theilen eine sehr enge Verbindung besteht. Jedoch kann auch vom übrigen Körper aus dem Auge Nachtheil erwachsen und hierüber findet der Leser, dem es um die richtige Erhaltung seiner Augen zu thun ist, die beste Belehrung in der oben angeführten Schrift von Arlt.

B.

Das Maltesergäßchen.

Reiseskizze aus dem Orient von Hans Wachenhusen.

Die große, jetzt endlich in's Werk gesetzte Pontus-Expedition der Westmächte stand bereits in Aussicht, die Wellen des schwarzen Meeres rollten sich schäumend gegen die Mauern der Festung Varna, als wollten sie den französischen Marschall herausfordern, dessen Zinnen den Hafen der Festung beherrschten und der von hier aus die Russen mit gewaltigen Worten zu schlagen suchte. Die Flotte der Westmächte sonnte sich noch in Baltschik, auf die Zelte der französischen, englischen, türkischen und ägyptischen Lager brannte die Sonne mit versengender Gluth herab und in der Stadt selbst wogte der große militärische Jahrmarkt der Nationen in einer Atmosphäre, die schon damals den Saamen zu jener entsetzlichen Ernte ausstreute, welche wenige Wochen später der Tod dort hielt.

Es war in der Mitte des Monat Juli, als ich von Schumla aus in diesen tausendfarbigen und tausendzüngigen Wirrwarr gerieth, und obgleich schon ziemlich mürbe gemacht durch ein viermonatliches Abenteuern am Kriegsschauplatze der Donau, mich doch mit frischer Courage in den Strudel dieser äußersten und isolirten Station des Abendlandes hineinwarf, um mich von hier nach Konstantinopel und wenn es Zeit und Umstände gestatteten, noch nach dem asiatischen Kriegsschauplatze zu begeben. Hier war ich nicht mehr „der Giaur", mit welchem Epitheton mich das Türkenthum bisher verächtlich oder mitleidig titulirt hatte, hier war ich ein Giaur unter lauter Giaurs und mit einer gewissen humoristischen Genugthuung sah ich die alten türkischen Philister in die Vorstadt wanken, sich vor die Brust schlagen und sagen: „Allah, ich danke dir, daß ich nicht bin wie Jene!" — Seltsames Paradoxon: als ich in Varna einritt und vor dem Kaffeehause hielt, das von einer Gesellschaft singender und trinkender Franzosen umlagert war, trat gerade der Hodscha auf die Gallerie des gegenüber stehenden Minarets und rief in die Welt hinein: „Es ist nur ein Gott und Mahomet ist sein Prophet!" — „Mein Herr, das ist nicht wahr!" rief einer der Franzosen lachend dem Hodscha zu, „ich werde Ihnen die Wahrheit sagen, es giebt nur einen Gott und [illegible] Gott ist unser Gott, der gute Gott!" — Unwillkürlich mußte ich über diese religiöse Naivetät lachen, aber sie traf doch den Nagel auf den Kopf. Der Franzose und der Türke hatten Beide ihren aparten Gott, und jeder von ihnen hielt den seinen für den richtigen. Der Hodscha seinerseits ließ sich nicht irre machen, er schrie sein Glaubensbekenntniß in alle Himmelsgegenden hinaus, und in allen Himmelsgegenden dachte man: das ist nicht wahr!

In der That galten in Varna weniger die Propheten als vielmehr die Moneten, und selbst für letztere war kaum ein Obdach zu erhalten; ich theilte daher meine Nächte in das dunkle Loch, für welches ich täglich 20 Piaster zahlen mußte, und in eine harte Bank im Speisezimmer des „restaurant des officiers", bei welchem man einzig und allein ein anständiges Mahl für unanständig hohe Bezahlung fand. Dort auch war es, wo eines Abends, als die Gäste sich verzogen hatten, ich mich zum Schlafen auf die Bank streckte und mich, da ich den Mantel nicht bei mir hatte, mit einem großen Tischlaken zudeckte, sich ein Gast neben mich auf die Bank legte. Unwillig beschaute ich mir den Schlafgenossen, während dieser auch mich mit seinen großen schwarzen Augen maß. „Ah, monsieur, c'est vous!" rief er lachend; „geben Sie mir die Hälfte von Ihrer Decke!" Mit diesen Worten wickelte er sich in die andere Hälfte des Tischlakens, und machte sich das Lager so bequem, wie es eben die harte Pritsche gestatten wollte.

Mein Schlafnachbar war ein junger französischer Offizier von der Linie, mit dem ich vorgestern zum ersten Male zusammengetroffen war, als ich in einer der französischen Boutiquen saß, und in Gesellschaft mehrer Offiziere aus freier Faust ein Stück Käse und Wurst als Frühstück verzehrte, wie dies in Varna eine lobenswerthe Sitte war. Wir wurden schnell bekannt, blieben beisammen und stiegen am Nachmittag zu dem „Grand café d'Orient" hinauf, einer Baracke, die etwa unsern heimischen Dorfschenken ähnlich. Dort erzählte mir mein neuer Bekannter, er habe soeben auf vierzehn Tage Urlaub genommen, und denke über Burgas nach Constantinopel zu gehen. Heitere, unbändige Temperamente wie das dieses jungen Offiziers sind mir immer unschätzbar, wir tauschten unsere Karten. Ich las auf der seinigen „Mr. Edouard de Carmond" und theilte ihm mit, daß auch ich mit dem nächsten Postdampfer, der aber erst in sechs Tagen gehen sollte, meine Reise nach Konstantinopel fortsetzen werde. „C'est à ravir, je vous trouverai à Constantinople!" rief er, mir die Hände drückend, und von da ab waren wir die besten Freunde.

An jenem Abend, wo ich mit ihm unter einer Tischdecke lag, erzählte er mir, er habe soeben das Lager verlassen und werde morgen vor Tagesanbruch mit einer französischen Dampfcorvette nach Burgas gehen. An Schlummer war bei einem so lebendigen Nachbarn gar nicht zu denken; er erzählte mir hunderterlei dumme Geschichten, schilderte mir, wie er heute einer wunderschönen Türkin begegnet sei, diese bis zu ihrem Hause in der Vorstadt verfolgt, und als man ihn nicht habe in's Haus lassen wollen, sich vor die Thür desselben auf die Schwelle gesetzt habe, bis man ihm endlich ein paar Kavassen auf den Hals geschickt und ihn in die Flucht geschlagen habe. — Endlich, nachdem er so ein paar Stunden verplaudert, erklärte er, das Ungeziefer peinige ihn auf dieser Bank, er könne nicht schlafen, er wolle den Kellner wecken und mit mir noch ein paar Flaschen Bordeaux trinken, bis er auf's Schiff müsse. Zwischen einer schlaflosen Nacht auf der Pritsche und einer schlaflosen Nacht bei der Weinflasche, wählte ich das kleinste Uebel, und so sah uns denn das erste Morgengrauen noch am Tische sitzen. Carmond sagte mir Adieu und ich legte mich auf meine Pritsche, um wenigstens noch einige Stunden Schlummer zu suchen.

Sechs Tage später befand ich mich an Bord des „Ferdinando primo", der am Freitage, dem türkischen Sonntag, nach Konstantinopel abging, und auf dem ich zum ersten Male die auf den levantinischen Schiffen übliche strenge Trennung beider Geschlechter durch eine Achtung gebietende Barriere erblickte. Da saßen auf der einen Seite des Verdecks erster Klasse ein paar von Kopf bis zu Füßen schneeweiß gekleidete Engländer mit kostbaren Tschibucks und dem unvermeidlichen weißen Shawl um den hellen Filzhut; da kokettirte die niedliche junge Frau des ersten Capitains im

schwarzen Atlaskleide mit ihren schelmischen Augen und den blendend weißen, nackten Armen auf dem Verdeck herum und hatte für jeden der sie anredenden Herren irgend ein freundliches Wort bei der Hand. Dicht nebenan hingegen, auf der andern Seite der Barriere saßen oder lagen ein Dutzend orientalischer Weiber in ihren weiten farbigen Mänteln auf den Teppichen, das Gesicht in den Jaschmack gehüllt, der nur den großen, geisterhaften, schwarzen Augen freien Spielraum ließ. Neben diesen, wiederum durch eine Barriere abgesperrt, lagen Türken, Griechen, Armenier und Gott weiß, was sonst für phantastisch gekleidete Gestalten auf den Teppichen, und speisten ihre rohen Gurken, ihre Wassermelonen oder ihren Knoblauch, der eine mir verhaßte Atmosphäre auf dem Schiffe verbreitete. Und endlich unten in einer der Kabinen saßen drei junge türkische Weiber eingeschlossen, die von einem Kavassen oder Eunuchen irgendwo hin transportirt werden sollten und von denen ich weiter nichts zu sehen bekommen habe, als den Zipfel eines weißen Mantels und den Blitz eines funkelnden schwarzen Auges, das sich unverkennbar nach einer Freiheit sehnte, die ihm nicht beschieden war. Eine ganze Welt lag zwischen dieser auf dem Verdeck tändelnden jungen Frau und den armen hier unten eingesperrten Weibern! — Wie mir der Capitain später sagte, waren diese Gefangenen die Frauen eines reichen Türken in Varna, die jetzt nach Konstantinopel geschickt wurden und ihre Versetzung jedenfalls dem Unfuge verdankten, welcher vor einigen Tagen von einem Trupp junger Franzosen verübt worden, als diese sich mit Gewalt den Eingang in irgend ein Haus zu erzwingen versuchten, in welchem sie mehre junge Weiber vermutheten. — Der arme Gatte, er war seines eignen türkischen Ehestandes nicht mehr sicher, und mußte sie nach Stambul schicken, um sie vor den Giaurs zu retten! — —

Es war Abend, als wir in die Bucht von Burgas einliefen. — Ich habe daheim in mancher schönen Sternennacht geweltschmerzt; ich habe an den Ufern des Torneå und an den Felsen des Nordkap den Schein des Nordlichtes beobachtet; ich habe vor Kurzem noch in stillen Nächten vor den Zelten der Türkenlager zur Sternenwelt hinaufgeschaut und beim Geplauder der Donauwogen an die Heimath gedacht, von wo mir keine Post eine Botschaft daher tragen konnte — ich hatte mit einem Wort den Zauber der orientalischen Nächte genossen, die schönste aber sollte ich *hier* erleben. Mit einer leisen, bläulichen Tinte überzogen, streckte sich das hohe Ufer von Burgas in einem Halbkreis vor mir aus; in kurzer Entfernung schimmerten die Lichter des Ortes durch den Nebelschleier, der sich in Aetherwolken über die schwarze Wasserfläche rollte und von dem Schein des Vollmondes gleichsam mit Flitteratomen durchwebt wurde. Dort hinter uns lag das „Monaster", ein Kloster, das als drohendes Fort die Bucht beherrschte, und von dem die Sage erzählt, daß in seinen unterirdischen Räumen unermeßliche Schätze aufgethürmt und von drei großen, gespensterischen Hunden bewacht seien. Unsre junge Italienerin, die Frau des Capitains, fand den Himmel „mirabile" und ich meinerseits fand den Himmel sowohl wie die junge Frau mirabile, denn wie sie in ihrem schwarzen Atlaskleide mit dem blendenden Teint und den schneeweißen Armen dastand, war sie wirklich „mirabile".

Allmälig belebte sich unser Bild. Wir sahen mehre schwarze Punkte auf dem Wasserspiegel näher kommen, und in wenigen Minuten waren wir von einer ganzen Flotille türkischer Böte umgeben. Ich besitze nicht viel mehr Romantik, als eben zum Hausbedarf nothwendig ist, aber als ich diese abenteuerlich bunt kostümirte Besatzung der Böte, diese griechischen und türkischen Kostüme, dazwischen blitzende Waffen und verbrannte, theils verwitterte Gesichter erblickte, als ich diese Flotille in einem dicken Knäuel an unserm Schiffe liegen, als ich diese Menschen, die in ihrer Faulheit nichts vernehmen können, ohne ein gewaltiges Geschrei anzustimmen, sich lärmend und keuchend um unser Schiff bewegen sah, war's mir unwillkürlich, als seien wir von einer Anzahl griechischer Piraten umgeben. Es waren Handelsleute und Kaikschi's, die an und auf dem Schiffe zu thun hatten und deren Treiben ich, über die Reling gelehnt, mit Vergnügen zusah.

Plötzlich lenkte *ein* Gegenstand meine Aufmerksamkeit ausschließlich auf sich; es war ein rother Soldatenfeß, an welchen genialer Weise, zum Schutz vor der Sonne, ein kleiner schwarzer Schirm genäht war. Diesen Feß kannte ich, denn dieser existirte nur einmal: „Monsieur de Carmond!" rief ich, als ich meinen Freund im Begriff sah, aus einem der Böte auf's Schiff zu steigen. — Carmond kam an Bord, war höchst erfreut, mich zu finden und verwünschte das langweilige Nest, das Burgas, in welchem er vier Tage zu verweilen genöthigt gewesen, da die Corvette ihre Fahrt nach Constantinopel erst in nächster Woche machen konnte.

Am andern Morgen um neun Uhr lag unser Schiff vor der Seraispitze von Constantinopel, der Stadt, die „von Feen erdacht und von Elfen erbaut," und von der ich wünschte, daß sie *nur* erdacht und *nicht* erbaut wäre, damit das Letztere den Zauber des Erstern nicht störe.

Schon während der ersten Tage meiner Anwesenheit ging dieser Zauber für mich zum Theil verloren und war nur wieder zu gewinnen, wenn ich im goldnen Horn, im Bosporus oder im Marmor-Meer schiffte und mich satt sah, an der Stelle, von welcher aus „man die Erde betrachten möchte, wenn Einem nur ein einziger Blick auf dieselbe gestattet wäre." In Schumla nämlich war mir von einem meiner Freunde, der soeben aus Constantinopel gekommen, ein Hotel in Galata empfohlen worden, in welchem ich für einen billigern Preis als in den Pera-Hotels dieselben Leistungen aber eine aufmerksamere Begegnung von Seiten des Wirths, eines Deutschen, finden würde. Carmond wollte wissen, in welchem Hotel ich logiren werde, damit er, der bei einem im Verpflegungs-Bureau beschäftigten Verwandten wohnen müsse, mich finden könne; ich nannte ihm das „Hotel de Mediterranée", so nämlich nannte sich dieses Haus in sehr wunderlichem Französisch. Carmond paßte dies vortrefflich, da auch er, wie er sagte, in Galata wohnen sollte. Hätte ich früher die Lokalität Constantinopels gekannt, ich würde nicht in diesem Hotel logirt haben, und zwar aus Gründen, die ich weiter unten erzähle.

Zu den scheußlichsten Wohlthaten, für welche sich nämlich Constantinopel bei dem englischen Gouverneur in Malta zu bedanken hat, gehört die große Anzahl von Verbrechern und Taugenichtsen, welche von Malta verbannt, ihr Domizil in Constantinopel nimmt und dort eine Bande von Gaunern und Meuchelmördern bildet, der man, wenn es einmal auf uns gemünzt ist, vergeblich aus dem Wege zu gehen suchen würde. Sprüchwörtlich ist die Verrufenheit der Malteser in Constantinopel; Alles, was den Strick verdient hätte, heißt daselbst Malteser, gleich viel, ob von dort stammend oder nicht. Unter dem Schatten der ohnmächtigen Polizei in Constantinopel war es diesen Strolchen möglich, schon seit langer Zeit ihr Gewerbe frank und frei auf den Straßen zu üben, ja es gab sogar noch kürzlich eine Zeit, wo es unmöglich war, Abends ohne Lebensgefahr sich von einer Straße zur andern zu begeben. Das hauptsächlichste Standquartier (denn *Schlupfwinkel* darf man es nicht nennen) dieser Banditen war und ist heute noch das berüchtigte *Maltesergäßchen*, eine enge, auf eine Hauptstraße Galata's auslaufende Gasse, deren Nähe man bisher scheute wie eine Räuberhöhle, die sie denn auch in Wirklichkeit ist.

In neuester Zeit freilich, als dieses Gesindel sein Handwerk, von dem feigen Griechenthum unterstützt, so offen und frech trieb, daß besonders die fremden Gesandtschaften auf Grund mehrer Attentate auf das Leben ihrer Schutzbefohlenen, bei der türkischen Regierung eine Säuberung der Straßen von Pera und Galata verlangten, sah sich die letztere veranlaßt, Polizeimaßregeln zu ergreifen, die aber von wenig Bedeutung sind. Das Nachtwächterthum wurde mehr ausgebildet; diese guten Leute durchzogen in größerer Anzahl die Straßen, aber da es ihre Gewohnheit ist, bei jedem Schritte mit ihrer großen, eisenbeschlagenen Keule auf das Steinpflaster zu klopfen, so weiß ihnen natürlich jeder aus dem Wege zu gehen, der nichts mit ihnen zu thun haben will. Gleichgültig vor sich hintappend, glauben diese guten Leute, ihr ganzer Beruf bestehe darin, möglichst viel Lärm mit ihrer Keule zu machen und dies thun sie redlich in dem Maße, daß sie Alle aus dem Schlafe wecken, die nicht an ihren Rumor gewohnt sind. Auch Kavassen-Patrouillen wurden angeordnet und wirklich in's Werk gesetzt; die Kavassen aber treten ihre Patrouillen von ihren resp. Wachlokalen an, setzen sich in irgend ein Kaffeehaus, so lange diese geöffnet sind, und erfüllen ihre schwere Polizeipflicht in stumpfsinnigem Rauchen ihrer Tschibuks und im Kaffeetrinken. Zu halben Dutzenden sah ich diese patrouillirenden Polizeidiener an Sommerabenden auf dem „piccolo campo", dem Promenadenort der feinen Welt von Pera sitzen, und vor den Kaffehäusern den Fremden die Plätze wegnehmen. — Das nennt man türkisches Polizeiwesen.

Schon bei meinem ersten Gange vom Hotel nach dem österreichischen Consulat in Pera machte mich der Wirth, mein Führer, mit diesem Maltesergäßchen bekannt, und zu meinem eben nicht angenehmen Erstaunen sah ich, daß dasselbe gerade in die Straße meines Hotels mündete und sich höchstens 150 Schritte von diesem befand.

„Sehr angenehm für Ihre Gäste, diese Nachbarschaft," sagte ich zum Wirth.

„O, es hat nichts zu bedeuten," meinte dieser, „am Tage ist diese Gasse ja unschädlich und Abends gehen meine Gäste wenig aus; übrigens ist seit Kurzem ein Nachtwächterposten diesem Gäßchen gegenüber aufgestellt."

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, Herr M.," antwortete ich auf diese naive Aeußerung, „daß ich gerade des Abends auszugehen pflege und in so fern also eine Ausnahme von Ihren übrigen Gästen machen werde. Uebrigens hat diese Nachbarschaft, was mich betrifft, wirklich nichts zu bedeuten, sie ist mir im Gegentheil ganz interessant."

Nichtsdestoweniger war ich mit dieser Nachbarschaft bald doch nicht so einverstanden, wie ich vorgegeben hatte; mein Weg führte mich stets nach Pera hinauf, und ebenso war es eine meiner liebsten Zerstreuungen, die Abende auf dem piccolo campo, auf der Höhe von Pera, zu verbringen und von dort über den sich tief hinabziehenden Kirchhof mit seinen geheimnißvollen dunklen Cypressen und über das im Mondenschein glitzernde goldne Horn nach Stambul hinabzuschauen, das sich dann wie eine im Mondlicht gehüllte vielgestaltige Masse vor mir ausbreitete. Mein Weg nach Galata zurück war in später Nacht kein angenehmer, zumal ich in der Regel meine Papierlaterne nicht bei mir zu haben pflegte. Die nach Galata steil hinabführende, kaum fünf Fuß breite Straße war schon bei Tage halsbrechend genug, bei Nacht aber, wenn die niedrigen Vordächer der Häuser keinen Schimmer des Mondes hereinließen, war sie kaum zu passiren; mühsam muß man an den Häusern hinabtappen und jeden Augenblick riskiren, über einen schlafenden Hund oder einen Kothhaufen zu stolpern. Noch wenig orientirt in den engen Gassen, welche sich in Galata unten nach beiden Seiten hinziehen, war es dann in der Regel mein Schicksal, mich in denselben zu verlaufen; zwei-, dreimal riefen mich türkische Wachen oder Nachtwächter an, denen ich (ohne Laterne) Rede stehen mußte, und wenn ich dann endlich meine Straße erreicht, hatte ich nicht ohne einiges Unbehagen an dem Maltesergäßchen vorbei zu gehen, das mir auf Grund von allerlei albernen oder vernünftigen Erzählungen ziemlich unheimlich geworden war. Die Gassen eines Dorfes können Nachts nicht so todt und finster sein, wie diese riesige Weltstadt, die sich schon nach Sonnenuntergang zu entvölkern beginnt und in der man am späten Abend keiner sterblichen Seele begegnet.

Am vierten Tage meiner Anwesenheit in Constantinopel kehrte ich schon um neun Uhr Abends mit Carmond vom piccolo campo zurück; unser Weg führte uns in der steilen Galata-Straße an der „London-Tavern" vorbei, in welcher Carmond vorzüglichen Wein entdeckt, und in welcher er gern einzukehren pflegte. An zu Bette gehen wurde von uns noch nicht gedacht, wir traten in diese Taverne und fanden in dem Zelt im Hofe eine kleine Gesellschaft von Männern der verschiedensten Nationen, welche mit dem edlen Hazardspiel beschäftigt war. Eh' ich mich dessen versah, hatte Carmond an demselben Theil genommen und seine mit englischen Lires gefüllte Börse vor sich auf den Tisch gelegt. Ich schaute mit Vergnügen zu; Carmond schien Glück zu haben und blieb im Glück, bis ich mich von ihm trennte, um noch einem hannöverschen jungen Arzte im Hotel Adieu zu sagen, der am andern Morgen zur anatolischen Armee abgehen sollte. Es war elf Uhr, als ich das Hotel erreichte, auch Carmond's Weg nach Hause war kein weiter, da er in einer der angrenzenden Gassen wohnte.

Eine Stunde saß ich mit dem Dr. L. auf der Veranda im Hofe des Hotels, als wir hastig und stark mit dem Klopfer der Hausthür lärmen und einen lebhaften, abgebrochenen Wortwechsel auf der Straße hörten. Der Hausknecht und der Cameriera eilten hinab, um zu öffnen, denn sie waren die einzigen, die außer uns noch im Hotel wachten — Carmond wankte athemlos in die Veranda und warf sich neben uns auf die Bank; er war bleich, ohne Kopfbedeckung und preßte die Hand krampfhaft in die Hüfte. Ich glaube, ich war bleicher als er, als ich meinen sonst so aufgeräumten Freund in dieser Verfassung sah, und bestürmte ihn mit Fragen. Er nahm die Hand von der Hüfte, sie war blutig. Jetzt sprang auch Dr. L. auf; da Carmond so athemlos war, daß er nicht sprechen konnte und nach Luft schnappte, so untersuchte L. schweigend seine Hüfte und zeigte mir einen Messerstich, den Carmon hinterrücks zwischen der letzten Rippe und dem Hüftknochen erhalten, der jedoch nur die Oberfläche des Fleisches gestreift hatte. Carmond litt offenbar mehr an den Folgen seines panischen Schrecks als an heftigem Schmerz, da die Wunde nicht gefährlich sein konnte.

Das ganze Haus wurde nun wach getrommelt, L. legte dem jungen Franzosen einen leichten Verband an und dieser kam wieder zu sich. War die Sache nicht gefährlich, so war sie doch äußerst interessant; das ganze Ereigniß war Folgendes: Carmond hatte mit anhaltendem ziemlichem Glück gespielt und etwa zwanzig Lires gewonnen. Die Gesellschaft hatte sich um halb zwölf Uhr aufgelöst und Carmond hatte mit einem der Herren, der sich für einen Syrioten ausgegeben und sehr elegant gekleidet war, zusammen den Weg nach Galata hinab eingeschlagen, auch dessen weitere Gesellschaft gern angenommen, als er auf die Frage des Syrioten geantwortet, daß er seine Straße zwar nicht genau kenne, sie jedoch zu finden hoffe. Unten angekommen hatte der Fremde, in demselben Moment, wo sie die Keule des Nachtwächters nach der entgegengesetzten Richtung, also sich entfernend, auf dem Pflaster gehört, Carmond plötzlich an der Ecke aufgehalten und ihm eine kurze Anekdote in der Dunkelheit erzählt. Der Nachtwächter hatte sich entfernt und beide waren um die Ecke in die Straße eingebogen, in welcher mein Hotel sich befand, was aber Carmond nicht beobachtet hatte, da er über seine Straße bereits hinaus war. Plötzlich war sein Begleiter ihm von der Seite verschwunden, Carmond stand einen Augenblick da, um sich zu orientiren, und sah dann in dem Gäßchen, vor welchem er stand, einen Schatten, in welchem er seinen Begleiter zu erkennen glaubte. Er eilte ihm nach in die Gasse und rief ihn an, um von ihm, der sich so ungalant entfernt, wenigstens zu erfahren, wohin er selbst sich jetzt wenden müsse. Der Schatten war ihm vor den Augen verschwunden, in demselben Moment aber erhielt er hinterrücks den Stich und wurde durch diesen zu Boden geworfen. Ein schneller Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, der Gedanke an das Maltesergäßchen, von dem noch heute zufällig bei Gelegenheit eines an einem Engländer verübten Mordes die Rede gewesen. Gewandt wie er war, raffte er sich auf, stürzte aus der Gasse, lief die Straße hinab und wurde hier von einem aus dem Dunkel hervortretenden Nachtwächter angehalten, der ihm die Keule vor die Füße setzte und zu wissen verlangte, wer er sei. Hier hatte sich denn, als Carmond dem Nachtwächter französisch antwortete und dieser ihn hartnäckig nicht verstehen wollte, endlich ein Wortwechsel entsponnen, der Carmond vollends außer Athem brachte und damit endete, daß er den Nachtwächter bei Seite schob, auf das Hotel zu sprang, dessen bis mitten auf die Straße hangendes Schild er erkannt, und heftig mit dem Klopfer lärmte. „Sacre nom de Dieu, Monsieur, laissez moi et saisez vos meurtriers!" schrie Carmond, als ihn der Nachtwächter auch dahin verfolgte, und fing von neuem an, mit dem Klopfer Sturm zu läuten. Jetzt war der Cameriera in der Hausthür erschienen, hatte dem Nachtwächter erklärt, daß der Herr in diesem Hotel wohne, und somit war Carmond salvirt — seine Börse aber war verschwunden und wahrscheinlich während der Anekdotenerzählung ihm von seinem Begleiter, dem Syrioten, aus der Tasche escamotirt worden. Wie sich die Sache mit dem Schatten verhielt, dem Carmond nachgelaufen, das blieb räthselhaft; Carmond behauptete, es sei der Syriote gewesen und er und kein Anderer habe ihm den bewußten Stahlstich versetzt. Während der Nacht, die er in meinem Zimmer verbrachte, fluchte er ein „sacristi" nach dem Andern über den Syrioten und schwor, daß er den Kerl wiederfinden wolle und sollte er ihn auch am andern Ende der Welt suchen; ebenso wollte er am andern Morgen auf eine polizeiliche Untersuchung des Vorfalls dringen. Kluge Leute aber riethen ihm erstens: den Syrioten ruhig laufen zu lassen, ja ihm sogar aus dem Wege zu gehen, wo er ihn finde, damit er sich nicht neuen Verfolgungen aussetze; und zweitens: die Sache nicht anhängig zu machen, da Alles, was in der Türkei ohne Zeugen geschehe, überhaupt gar nicht geschehen ist. — Carmond hatte übrigens sowohl seine unbedeutende Wunde als seine Börse bald

verschmerzt, und sein größter Kummer blieb, daß er sich nicht mehr mit der Unbefangenheit amusiren könne, mit welcher er in Konstantinopel angelangt; eben deshalb verließ er die Stadt noch ehe sein Urlaub abgelaufen, begab sich nach Varna zurück und wird in diesem Augenblick wohl im Begriff sein, vor Sebastopol Wunder der Tapferkeit zu verrichten. — Was mich betrifft, so fand ich in dem obigen Abenteuer einen sehr willkommenen Vorwand, das Hotel in Galata zu verlassen und nach Pera zu ziehen.

Die Charaktere der Menschen.

2. Der Melancholiker.

Wenn die sanguinischen und cholerischen Menschen zu den aktiven Naturen gezählt werden müssen, so stehen die phlegmatischen und melancholischen auf der Seite der passiven, so daß sich auch hier, wie überhaupt im Reiche der Natur, eine Zweiheit, eine Polarität offenbar macht, welche in dem nachher zu beschreibenden fünften Temperament, im genialen, ihre Ausgleichung und Vollendung findet. Das Element des melancholischen Naturells ist die Seite des Geisteslebens, welche wir die Empfindung im allgemeinern Sinne zu nennen pflegen: das Insichaufnehmen der Eindrücke. Ist diese Basis der Aufnahme sehr groß, ist die Reizempfänglichkeit bedeutend, so bemerken wir die Geneigtheit zum melancholischen Temperament. Ihm entspricht die Klasse der Weichthiere, wo die Haut, das Organ der Empfindung, der äußern Eindrücke, der vorherrschende oder einzige Sinn ist. Wenn diese Thierform (unter den „wahren Thieren") die erste und unterste Entwicklungsstufe genannt werden muß, so steht das melancholische Temperament dem höchsten, dem genialen nahe, durch eine gewisse Totalität, Anlage zu Allem; — es kann, so zu sagen, noch Alles daraus werden, da die erste Bedingung, Empfänglichkeit für die Eindrücke von außen, in reichem Maße vorhanden ist und gleichsam die Ausartung in die Einseitigkeit der drei beschriebenen Temperamente noch nicht zur Entwickelung gekommen. Daher die Erscheinung, daß große Männer, namentlich Gelehrte und Künstler, häufig mit Entschiedenheit sich diesem Temperamente zuneigten. Das Zusammengehen und sich Anschließen der untersten Thierform an die obersten, der Weichthiere an die Ordnung des Säugethiertypus, scheint unter andern in der Natur darin angedeutet, daß es dieser Form gelungen ist, im Tintenfisch das höchste Resultat des Nerventhiers, das Auge, darzubilden, indem der Tintenfisch eine dem menschlichen Auge ähnliche Bildung aufweist. Melancholische Menschen (damit sollen nicht Trübsinnige bezeichnet werden) empfinden tiefer, als man glaubt; es schmerzt und freut sie Alles in reicherem Maße als andre Menschen; aber man merkt es ihnen nicht viel an, weil ihre Natur nicht die Elasticität hat, den empfangenen Eindruck zurückzuprallen und durch Worte oder Handlungen im Aeußern davon Zeugniß zu geben. Der Sanguiniker ist eben so reizempfänglich, aber der Reiz ist nicht nachhaltig; „es geht nicht tief" und verschwindet bald wieder von der leicht erregten Fläche.

Beim Melancholiker aber haftet der Eindruck, er hat nicht die Gabe zu vergessen. Der Gegensatz zum Choleriker ist noch entschiedener: während dieser aus sich herausgeht, sich durch Aeußerung und Handlung gleichsam Luft macht, und die Eindrücke sich vom Halse schafft, nimmt sie der Melancholische immer tiefer in sich hinein und verschließt sie in seinem Innern. Die stets von Neuem auf ihn einstürmenden Eindrücke — er ist auch für die kleinsten empfänglich — lassen ihm weder Kraft noch Zeit, entgegen zu wirken, daher sind diese Naturen still, reich, tief, verschlossen, nicht selten unglücklich. Gegen die Unbilden der Welt und des Lebens setzen sie sich nicht stark zur Wehre — wenn auch von Zeit zu Zeit ihre Empfindung heftig, in unerwarteter Weise losbricht —; sie sind mehr duldende Naturen, denen man's nicht anmerkt, wie tief sie aufgeregt oder verwundet sind. Es sind die „stillen Wasser", welche „tief gründen". Ebenso sind auch die freudigen Eindrücke weniger an ihnen wahrzunehmen, weil sie sich in stiller Heiterkeit zu freuen pflegen. Von ihrem Wissen und Können, von ihren Plänen und Absichten machen sie nicht viel Aufhebens, auch sind sie nicht mittheilsam, daher sie nicht selten durch tiefe Gedanken, merkwürdige Eigenschaften oder auffallende Handlungen überraschen. Dieses Temperament, welches durch einen gewissen gedankenvollen Ernst und durch eine sich abschließende Eigenheit kenntlich ist, artet gern in Menschenscheu aus, welche zuweilen, durch unglückliche Verhältnisse krankhaft erregt, mit Selbstmord endet.

Da die Gemüthswelt, das unbewußte Seelenleben, bei dem Melancholiker vorherrschend ausgebildet zu sein pflegt, so findet man wohl ein reiches Ahnungsvermögen, auch tiefe und große Gedanken und Empfindungen bei solchen Naturen, aber der Wille pflegt schwach zu sein. Es finden sich daher mehr weiche, verwöhnte, warm fühlende, als kräftige, frische und praktische Menschen unter dieser Temperamentsform. Da sie für das Aeußere wenig Sinn und Geschick haben, vielmehr in ihre reiche, innere Welt versunken sind, so sind Melancholiker gewöhnlich linkische, unbeholfene Menschen, zuweilen so arglos der Welt gegenüber, wie die Kinder. Man kann diesem Temperament eine warme Theilnahme und viel Wohlwollen nicht absprechen; überhaupt haben Melancholiker viel Anlage zum nobeln Charakter; aber über ihre Entschluß- und Thatlosigkeit hat man häufig Gelegenheit, sich zu ärgern. Da sie nicht nach scharfen, logischen Gesetzen zu urtheilen und zu schließen gewohnt sind, und zum Handeln die Energie nicht finden können, so sind sie in der Regel ihren Empfindungen und der Macht der Eindrücke preisgegeben, auch nicht selten willenlose Spielzeuge in den Händen geschickter Intriganten. Lessing war in seiner Schärfe und kühnen Thatenfrische das ächte Gegenbild des melancholischen Temperaments, während Shakespeare's Hamlet, wie schon erwähnt, das ächte Muster des Melancholikers bleibt. Welch ein Reichthum, welche Fülle von Geist und Empfindung in diesem Königssohn — aber die Ohnmacht seines Willens läßt ihn nie weiter als zu grübelndem Räsonnements und zu tausend Anläufen zum Handeln kommen. Und welche Motive hatte er zur That! Der zürnende Geist seines gemordeten Vaters muß selbst aus dem Grabe steigen, um den Sohn zur Rache gegen den Mörder und Thronräuber aufzurufen. Und doch kommt er nicht zur That, bis ihm der Drang der Verhältnisse das Schwert in die Hand drückt und ihn auf den Schuldigen hinstößt. Es waren nicht Zweifel an der Wahrheit des Verbrechens, die ihn zurückhielten; es war nicht der Abscheu vor der blutigen Rache, ein unsicheres Gewissen — er bleibt bei der Ermordung des Polonius ungerührt und spottet über den Höfling; es war nicht Mangel an Empfindung, — sondern das Uebermaß derselben, welches alle Kraft zur That in ihm erstickte und niederhielt. Vermöge seiner eigenthümlichen Natur und seiner bis in die feinsten Fibern empfänglichen Seite, mußte Alles bei ihm in Gefühl und Empfindung ausarten — wie zu fette Pflanzen in's Kraut schießen und keine Früchte tragen —; es war ihm ein Genuß, in diesen Gefühlen zu schwelgen und sich daran zu berauschen; darauf verwendete er seine ganze Kraft, so daß ihm für die That keine mehr übrig blieb. Welche Ströme und Fluthen von verwundenden, peinlichen Eindrücken ergossen sich aber auch über dieses edle, reiche Gemüth. Der Tod des Vaters, der unwürdige Oheim, die zu frühe Vermählung der Mutter mit diesem Elenden, die furchtbare Entdeckung des Geistes, schon die Wiederkehr des Vaters aus dem Reich der Nacht, und dann das Gefühl der eigenen Ohnmacht zur That, das Gefühl seiner Unwürdigkeit und Verwerflichkeit, aus dem er vermöge seiner Natur sich nicht erheben kann. Das Bild des Melancholikers ist nie tiefer und treffender gezeichnet worden, als in dieser unsterblichen Figur des großen britischen Dichters.

Man kann den Melancholiker nicht in gleicher Weise, wie den Verstandes-, Phantasie- und Willensmenschen, den Gefühlsmenschen nennen. Sein Temperament ist weniger einseitig, mehr zur Totalität angelegt und darum dem genialen Temperament, wie bemerkt, verwandter, weil das Regiment, unter welchem es steht, die Eindrücke sind, die Anschauungen, die zu Gedanken und zu Empfindungen werden können. Die Seele des Melancholischen ist ein fein empfindlicher, unbegrenzter Spiegel der Welt, in dem fortwährend zahllose Bilder reflektirt werden.

Wenn Tiefe, Gründlichkeit und ein dankenswerthes Ahnungs-

vermögen, so wie Humanität und eine edle Gesinnung, überhaupt Großartigkeit, zu den Vorzügen des melancholischen Temperaments zu rechnen sind, so müssen Weichlichkeit, Mangel an Energie, Sonderbarkeit und Bizarrerie als seine Fehler bezeichnet werden. Man findet unter Künstlern, Gelehrten und Denkern, als den mehr der Welt Entfremdeten, wenigstens vom alltäglichen, praktischen Lebensgang Abgeschlossenen, das melancholische Temperament am Häufigsten. Aber so oft man hier interessante Menschen, noble Charaktere und tief angelegte, über das Niveau des Gewöhnlichen hoch erhabene dabei antrifft, so häufig stößt man in diesen Lebenskreisen auf Sonderlinge, für die Welt und das Leben unbrauchbare Menschen, Unverträgliche, Eigensinnige, mißtrauische Einsiedler, wunderliche Kauze, Querköpfe und Narren.

Ein ziemlich sicheres Kennzeichen des melancholischen Temperaments, welches bei weitem nicht so klar als das sanguinische und cholerische zu Tage liegt, da die Verschlossenheit und Insichgezogenheit nothwendige Eigenschaften desselben sind, ist die Sucht, sich selbst zu quälen. Man findet nämlich bei Kindern sowohl, als bei Erwachsenen nicht selten die Neigung, einen Schmerz, ein Leiden absichtlich zu schärfen, zu vergrößern, um ja recht unglücklich zu sein. Es ist eine gewisse Selbstgefälligkeit im Unglück, eine Art des Kokettirens mit dem Schmerz, da der Mensch beständig zu sagen scheint: natürlich, mir mußte dieser Unfall passiren, ich bin zum Leiden bestimmt, ich kann nicht mehr froh werden, es ist Alles vorbei, nur immer zu, ich bin auf Alles gefaßt, es wird noch ärger kommen, denn das Schicksal hat von der ersten Stunde meiner Geburt an mich stets auf's Sinnreichste und Grausamste gequält u. s. w.

Diese Resignation der Selbstquäler voll kleinlicher Bitterkeit geberdet sich oft so komisch und kindisch, daß man bei dem besten Vorsatz der Theilnahme mit dem Leidenden, unwillkürlich lachen muß, was er denn natürlich als einen weitern Zusatz zu dem Uebermaß seiner Prüfungen mit ingrimmiger Dankbarkeit auf dem verzerrten Gesichte hinnimmt. Dies ist einer der Wege, auf dem sich der kalte Menschenhaß in das Herz des Melancholikers schleicht, ein beklagenswerther Seelenzustand, welchen der Gemüthskranke durch seine Weichlichkeit und Willenlosigkeit, die gleichsam mit Vorbedacht der Vernunft beide Augen zuhält, großentheils selbst verschuldete.

Kinder von weichem, vollem Gefühl, von zarter Körperconstitution, — bei denen die Reizempfänglichkeit oft außerordentlich gesteigert ist und die Spuren von der erwähnten Selbstquälerei zeigen, sind durch alle möglichen Mittel vor der Ausartung ihres Temperaments zu bewahren. Stärkung des Körpers durch Bewegung im Freien, Turnen, Baden ꝛc., Umgang mit lebhaften, kräftigen Naturen, die sich mehr Muthwillen und tolle Streiche, als Andere erlauben, möglichst frühe Vermittlung mit der Welt und dem Leben und sorgsames Bewahren vor aller Isolirung und Vereinsamung, namentlich durch anhaltendes Lesen, werden in den meisten Fällen geeignet sein, eine Natur, welche zum melancholischen Temperamente hingeneigt ist, vor Ausartungen und Verirrungen zu bewahren, welche gerade hier zu den beklagenswerthesten Extremen führen.

Die neue Synagoge in Leipzig.



Aeußere Ansicht der neuen Synagoge in Leipzig.

Am 7. d. M. wurde in Leipzig der Grundstein zu einer Synagoge der israelitischen Gemeinde gelegt.

Es ist dies ein Ereigniß von höherer Bedeutung, als wäre zu einem Tempel eines andern Glaubensbekenntnisses oder zu einem Palaste der Grundstein gelegt worden. Am genannten Tage — so sehen wir es an — wurde der Grundstein zu dem hehren Tempel der confessionellen Gleichberechtigung gelegt. Der erste liegt in Dresden, und über ihm wölbt sich bereits seit Jahren der fertige Bau, die von Semper, dem genialen Baumeister, erbaute erste jüdische Synagoge in Sachsen. Die zweite erbaut nun in der zweiten Stadt des Landes ein würdiger Schüler jenes Meisters.

Es ist eine überall zu machende Erfahrung, daß das Urtheil über die Juden da am ungünstigsten lautet, wo man am Wenigsten mit ihnen in Berührung kommt; wie diejenigen am meisten Gespenster fürchten, welche oft davon erzählen hörten, ohne in Lagen gekommen zu sein, wo die Erzähler sie gesehen zu haben behaupteten. Trifft nun auch die Umkehrung dieser Erfahrung in Leipzig nur mit der Einschränkung zu, daß die geringe Anzahl seiner jüdischen Bewohner fast durchweg der wohlhabenden und gebildeten Klasse angehören, welche nicht die Pariaäußerlichkeit des armen „Schacher"-Juden an sich tragen, — bedarf es also in Leipzig nicht erst eines äußeren Mittels, um die jüdische Gemeinde zu heben, so finden wir dennoch in der Erbauung der Synagoge auch das Gute, daß sie jener in den Augen ihrer christlichen Mitbürger ein Achtung gebietender Stützpunkt sein wird.

Nirgends mußte so sehr wie gerade in Leipzig, wo zur Zeit der Messen Tausende von Juden aus allen Weltgegenden zusammenströmen, der Mangel einer Synagoge den Bekennern des Judenthums die drückende Mahnung an ihre bürgerliche Nichtgleichstellung fort und fort zum Bewußtsein bringen. In die Zeit der Leipziger Messen fallen die bedeutendsten jüdischen Festtage, welche in mehr als 20 einzelnen, in allen Straßen der Stadt vertheilten Zimmern begangen werden mußten. Die rastlosen Bemühungen, welche Dr. Ad. Jellinek, der hochbegabte Prediger der Gemeinde, aufbot, um die Erbauung einer Synagoge durchzusetzen, haben daher auch für die sächsische Gesetzgebung die dankenswerthe

Folge, daß dieselbe laut und vor aller Welt bekennen wird, daß in Sachsen keine judenfeindliche Gesetzgebung besteht, woran derselben Unkundige zweifeln mußten. Freilich ist die Gleichstellung des jüdischen Cultus noch nicht gleichbedeutend mit bürgerlicher Gleichstellung, an welcher noch Manches zu wünschen übrig bleibt; obgleich bei der Wiederaufhebung der 1849 publizirten Grundrechte im Jahre 1851 gerade der die Juden betreffende Paragraph fast allein in Kraft geblieben ist. Immerhin aber mögen die Juden mit besonderem Vertrauen auf den neuen Inhaber des sächsischen Thrones blicken, der bei Gelegenheit der Kammerverhandlungen über die Freigebung des israelitischen Cultus als Prinz die „wahrhaft königlichen" Worte sprach — wie sie Dr. Jellinek in seiner Rede bei der Grundsteinlegung bezeichnete — daß es ihm leid thue, in einem Lande zu leben, wo Unterthanen um Gleichstellung der Juden erst bitten müßten. — Die treffliche Weiherede hob diese, ihren Urheber hoch ehrenden, Worte zu wiederholten Malen mit dankbarer Betonung hervor. Sie werden in ganz Sachsen mit ahnungsvoller Freude vernommen worden sein und bewahrt werden. Sie bildeten recht eigentlich den Geist, welcher die Feier der Grundsteinlegung durchwehete.

Da Dr. Jellinek der Reform des israelitischen Cultus mit Beharrlichkeit wenn auch mit vorsichtiger Mäßigung ergeben ist, so wird dereinst die leipziger Synagoge, eben weil sie zu den Messen alle Schattirungen des Judenthums aus allen Theilen Europas in ihren Mauern vereinigt sehen wird, der Mittelpunkt sein, von welchem aus nach allen Seiten sich die Strahlen der Reform ausbreiten.

In Folgendem geben wir nach den eigenen Mittheilungen des Baumeisters eine kurze Schilderung des werdenden Baues.

Bei Entwerfung des Plans zu einem Gebäude von nur mäßigen Dimensionen, umgeben von der imposanten Gruppe, welche die Centralhalle mit den umliegenden neuen Wohnhäusern bildet, konnte es nicht darauf angelegt sein, im Aeußeren durch Großartigkeit zu wirken. Der Uebelstand, daß die Grundform des acquirirten Bauplatzes eine höchst unregelmäßige, verschobene ist, drängte vielmehr den Architekten zur Bescheidenheit hin, noch mehr jedoch zu dem ernsten Bestreben, den vielen Anforderungen, die man mit Recht an ein kirchliches Bauwerk stellen darf, möglichst zu genügen, und alledem zum Trotz doch noch ein in sich harmonisch abgeschlossenes Kunstwerk zu liefern.

Bei der Lösung der sehr schwierigen Aufgabe, hat der Urheber des Bauplanes, Herr Architekt Otto Simonson aus Dresden, eine Meisterschaft bewiesen, welche mehr noch als aus unserer kleinen Abbildung der äußeren Ansicht, einst aus dem Gebäude



Innere Ansicht der neuen Synagoge in Leipzig.

selbst hervorleuchten wird, wenn dieses beendet sein und mit seiner Umgebung — der Centralhalle und dem eben beendeten nach mexikanischem Geschmack ausgeführten Knauth'schen Hause — einen imposanten und eigenthümlich schmuckvollen Punkt des häuserreichen Leipzig bilden wird. Diese Aufgabe zu erfüllen, schien die Durchführung des maurischen Styls mit seinen eigenthümlichen Hufeisenbögen am Geeignetsten.

Die Hauptanordnung ist dem Prinzipe nach der Basilika entlehnt; wir finden hier das Hauptschiff, die Nebenschiffe wieder. Dem Mittelschiffe (in Anordnung, Maßen und Verhältnissen mit dem Tempel Salomonis übereinstimmend), dessen Längenachse dem Ritus gemäß von West nach Ost sich erstreckt, schließen sich die Seitenschiffe von der Form eines durch die örtlichen Verhältnisse sich ergebenden Paralleltrapezes zu beiden Seiten symmetrisch an.

Das Hauptportal liegt an der hintersten Ecke des Gebäudes etwas von der Straße zurück, im Hintergrunde eines von Gittern eingeschlossenen Vorhofes.

Steigen wir die wenigen Stufen hinan, um einen Blick in das Innere zu thun, so kommen wir zuerst in eine geräumige durch Oberlichtfenster erleuchtete Halle, zu deren Rechten sich ein Zimmer für den Prediger befindet, von welchem aus derselbe, wenn zur Winterszeit der Gottesdienst in dem heizbaren, von der an die Halle sich anschließenden Vorhalle aus gangbaren Betsaale abgehalten wird, direkt auf die Kanzel gelangen kann. An dem Ende der Vorhalle liegt eine Treppe von Sandstein, die nach den westlichen Emporen der das Stockwerk über dem Betsaale einnehmenden Castellanwohnung führt.

Wir stehen am Eingange, dem Blicke stellt sich dar das geräumige, hohe Mittelschiff, über welches das, durch zahlreiche dicht unter dem Plafond angebrachte Fenstergruppen herabfallende Licht eine magische Wirkung ausgießt. Diese Ansicht ist auf dem Bilde dargestellt.

Der oblonge Raum, der Tempel, ist mit Betstühlen erfüllt, der erhöhete Raum am östlichen Ende, das Heilige, gehört dem Ceremoniell beim Gottesdienste an; von hier aus führen breite Treppen zu dem noch höher gelegenen, durch Vorhänge abgetrennten Allerheiligsten (Thoraschrank), die Gesetzrollen enthaltend. Hier gruppirt sich die Predigtkanzel und der Rednerstuhl für die Trauungen und Confirmationen, das Pult für den Vorbeter, die Sitze für den Prediger und den fungirenden Vorsteher, die herabhängende ewige Lampe und der neunarmige Leuchter.

Aeußerlich stellt sich das Allerheiligste, wie bei der christlichen Kirche die Chornische, durch einen Rundbau (an der Straßenecke) dar, welchem, kuppelförmig überdacht und mit einem Oberlichtfenster versehen, eine große die Vorhangdrapirung bekrönende reichbemalte Rosette (im Grunde eines Bildes) ein mattes Licht leiht.

Drei Bogenöffnungen, je an den beiden Langseiten des Mittelschiffs, vereinigen dasselbe mit den Seitenschiffen, in denen sich zwei übereinanderstehende, auf eisernen Säulen ruhende Emporen befinden. Die Treppen, auf welchen man zu ihnen gelangt, liegen in den thurmartig erhöhten, mit Zinnen bekrönten Gebäudeecken. Die obere, dem Allerheiligsten gegenüberliegende westliche Empore nimmt den Sängerchor, und für den Fall, daß späterhin sich die Gemeinde noch darüber einigen sollte, die Orgel auf.

Das Gebäude wird 1600 Sitzplätze enthalten, demnach gegen 2000 Personen fassen, von welcher Zahl sich die kleinere Hälfte auf die Emporen vertheilen würde, von wo aus auf allen Plätzen, vermöge ihrer tribünenförmigen Anlage, das Ceremoniell wie der Prediger wahrgenommen werden können.

Und so möge denn der schöne Bau rüstig vorwärts schreiten und, ohne Störung und Unfälle beendet, ein neues Band um confessionell geschiedene Mitbürger sein; wie er immer ein ehrendes Denkmal sein wird für den Beistand, den bei seiner Gründung und Aufrichtung die Behörden und Bewohner Leipzigs ihren israelitischen Mitbürgern mit brüderlicher Bereitwilligkeit reichten.

Blätter und Blüthen.

Eine Drachenfahrt. Seitdem es in den Köpfen der Menschen heller geworden, sind die Ungeheuer der Fabel von der Erde verschwunden und treiben nur noch in den Köpfen der Dichter ihr Wesen. Das Ungethüm, vor dem einst, wie die Mythe berichtet, die Menschheit erzitterte, ist jetzt ein unschuldiges Spielwerk in der Hand der Kinder. Doch in dem kindischen Spiel liegt oft ein tiefer Sinn und so war auch der Drache, welcher bei seinem kühnen Flug durch die Lüfte die Kleinen ergötzt, zu etwas Höherem berufen. Ausgezeichnete Gelehrte verschmäheten es nicht, ihn zum Gegenstande scharfsinniger Abhandlungen zu machen; so Daniel Schwenter in seinen „mathematischen Erquickungsstunden, Nürnberg 1651“ und der gelehrte Muschenbroek. Hundert Jahre später leistete das Spielwerk der Kinder der ernsten Wissenschaft ersprießliche Dienste. Ein Jeder kennt den Versuch Franklin's, wodurch er den Blitz aus den Wolken zur Erde herniederzog. Doch die näheren Umstände sind wohl nicht so allgemein bekannt und interessant genug, um hier in der Kürze vorgeführt zu werden.

Otto v. Guericke, der berühmte Bürgermeister von Magdeburg, der 1650 die Luftpumpe erfand, war es auch zuerst, der einen electrischen Funken beobachtete. Fast gleichzeitig mit ihm beobachtete Wall, ein englischer Physiker, diese Erscheinung in einem lebhafteren Glanze, als er einen großen Harzcylinder rieb und das dabei auftretende Geräusch veranlaßte ihn, beides mit den Erscheinungen beim Gewitter, dem Blitz und Donner zu vergleichen. Dieser kühne Ausspruch erregte große Aufmerksamkeit und weitläufige Erörterungen, jedoch waren diese kleinen Funken nicht ausreichend, um das Geheimniß, worin damals noch die großartigste Naturerscheinung gehüllt war, zu enthüllen. Der Beweis mußte direct an den Gewitterwolken geliefert werden und dazu forderte Franklin, dem es an Mitteln fehlte, die Gelehrten in Europa auf. Der vielen Worte wegen kam man hier nicht zur Sache und so blieb dem kühnen Amerikaner Zeit genug, selbst an's Werk zu schreiten.

Sein Scharfsinn verhalf ihm dazu, alle Schwierigkeiten leicht zu überwinden. Ein winziges Ding, ein Spielzeug in den Händen der Kinder, diente dazu, seinen Ruhm zu vermehren. Ein Drache sollte ihm dazu dienen, die Electricität aus den Wolken zur Erde herabzuleiten, und das erste Gewitter wurde zur Ausführung des Versuches, dessen Gefahr dem Unternehmer selbst unbekannt war, bestimmt. Nur von seinem Sohne begleitet, begab er sich im Juni 1752 in's Freie, weil er fürchtete, sich lächerlich zu machen, wenn der Versuch mißglückte. Letzteres hätte leicht geschehen können, weil man damals mit dem Wesen der Electricität, mit der Art ihrer Fortpflanzung noch nicht recht vertraut war. Die hanfene Schnur war wenig geeignet, die Electricität herniederzuführen und so stand denn Franklin lange Zeit mit der Schnur in der Hand, ohne daß sich irgend etwas Bemerkenswerthes zutrug, obgleich der Drache dicht unter einer Wolke schwebte, die mit Blitzen schwanger zu gehen schien. Die ernstesten Befürchtungen stiegen in ihm auf, daß seine Vorhersagungen scheitern würden, als der Zufall ihm gütig beisprang. Ein unbedeutender Regen befeuchtete die Schnur und verwandelte sie dadurch in einen guten Leiter für die Electricität. Alsobald beobachtete er, daß einige Fäden an der Schnur sich in die Höhe richteten. Dadurch wuchs sein Muth bedeutend. Voll Zuversicht näherte er seinen Finger der Schnur und siehe da, er war im Stande dieser einige kleine Funken zu entlocken. Um seine Freude zu begreifen, muß man ihn selbst diesen Augenblick schildern hören.

Man macht den Naturwissenschaften den Vorwurf, daß sie den poetischen Anschauungen, mit welchem Namen man die Ausgeburten des Aberglaubens sich selbst heute nicht scheut zu belegen, ein Ende mache. Es ist nicht zu leugnen, daß sie der größte Feind des Aberglaubens ist, gegen den sie schonungslos auftritt. Freilich sind in Folge der Entdeckungen, die uns die jüngste Zeit gebracht hat, manche poetischen Gebilde einer kindlichen Phantasie als unhaltbar erkannt, aber liegt in der Wahrheit, dem Verständniß der Vorgänge in der Natur nicht ein unendlich höherer Reiz? Die Dichter haben leider wenig Nutzen aus den reichen Schätzen der Wissenschaft zu ziehen gewußt. Mehr als tausend andere wichtige Dinge, durch welche Dichter sich begeistert fühlten, verdiente diese Entdeckung besungen zu werden. War sie auch eine Frucht des Denkens, so wurde sie doch durch eine Heldenthat in die Welt eingeführt. Denn leicht hätte es geschehen können, sobald die Schnur ganz feucht geworden wäre, oder aus einem besseren Leiter bestanden hätte, daß Franklin seine Kühnheit mit dem Leben hätte büßen müssen und Alles, was er nach dieser Zeit für die Wissenschaft und Freiheit Großes ausführte, wäre für die Nachwelt verloren gewesen.

So wurde zum zweitenmale ein Kinderspielzeug das Mittel der interessantesten wissenschaftlichen Entdeckung. Früher bediente sich Newton schon der Seifenblasen bei seinen Studien der Farben. Durch Franklin gelangte der Drache auch in der Wissenschaft zu Ehren; man bediente sich seiner von dieser Zeit her, nach dem Vorschlage Cavallo's, zur täglichen Beobtung der Luftelectricität. Doch die neuere Zeit brachte vortrefflichere Instrumente und so hieß es auch hier: „der Mohr hat seine Dienste gethan, der Mohr kann gehen.“ Das Kinderspielwerk verschwand aus der Reihe der gelehrten Apparate.

Vor fast dreißig Jahren machten die Drachen als Wunder verrichtend wieder viel von sich reden. Englische und französische Zeitungen berichteten Ausgangs 1826, daß der Professor Pocock zu Bristol mit diesem äotischen Gespann verschiedene Fahrten unternommen habe, bei denen selbst die schnellen Renner des Herzogs von Gloucester öfters besiegt worden wä-

ren. Nun haben uns zwar die Mythologien der verschiedenen Völker und die Märchen der Zaubeeer und Feen eine reiche Sammlung der verschiedenartigsten Gespanne überliefert, mit denen sich die Götter und die ihnen an Macht gleichen guten und bösen Geister durch die Lüfte bewegten, aber bis zu den Drachen, weder dem Ungeheuer der Fabel noch dem Spielwerk der Kinder, hatte sich die Phantasie nicht verstiegen. Man war daher allgemein geneigt diese Nachricht für einen Hoax, eine Ente zu nehmen, wovon die Tagesliteratur zu allen Zeiten sehr reich gewesen ist. Doch bald fanden sich nicht allein zahlreiche Augenzeugen, welche die Wahrheit bezeugten, sondern es stellte sich auch heraus, daß bereits früher ein Herr Edgeworth mit vier Drachen in seinem Phäeton zum großen Erstaunen der Gaffer in England umher kutschirt sei und ein Anderer bereits 1799 sein Boot auf dem Longhdown mittelst eines Drachens bugsirt habe. Ja sogar das Repertory of Patent-Inventions berichtete, daß auf dieses abenteuerliche Zugwerk ein Patent ertheilt worden sei. So wurde denn dies Wunder als ausgemachte Thatsache hingestellt und alle böswilligen Bemerkungen mußten verstummen.

Pocock fuhr unter andeeem mit 3 Personen in einem leichten Wagen, vor welchen er zwei Drachen gespannt hatte, von Bristol nach London und legte hierbei durchschnittlich 18—20 engl. Meil. in 1 Stunde zurück. Der Hauptdrache war 20 Fuß hoch; ein kleinerer diente als Pilote. Er wurde zuerst losgelassen und nachdem er 240 bis 300 Fuß hoch gestiegen der andere, durch den die Schnur des ersteren hindurchlief. Die Vorderräder des Wagens lenkte man mittelst einer Kurbel. Die Kraft, mit welcher diese Drachen ziehen, soll so stark gewesen sein, daß sie eine Schnur, welche zwei Centner zu tragen im Stande war, mit Leichtigkeit absprengten. Es wird versichert, daß das seltsame Gespann eben so gut zu leiten sei wie Pferde und alle Hindernisse, die sich auf dem Wege entgegenstellten, seien leicht zu überwinden.

Für kurze Zeit wurde die Neugierde lebhaft in Anspruch genommen; von Dauer waren die Erfolge jedoch nicht, obgleich Pocock in einer eigenen Brochure mit beredter Sprache seine verschiedenen Drachenfahrten zu Wasser und zu Lande, so wie in einem fliegenden Wagen in der Luft beschreibt. Obgleich die Ruhmredigkeit mitunter stark in's Lächerliche geht, veediente Einiges jedoch beachtet zu werden. In der That lassen sich die Drachen in einem beschränkten Maßstabe zu mancherlei Zwecken in physikalischer, militärischer und commercieller Hinsicht benutzen, wir dürfen aber nicht vergessen, daß wir es hier ebenso, wie beim Luftballon, mit einem sehr veränderlichen Gesellen, dem Winde zu thun haben, dem wir ganz in die Hand gegeben sind. Vielleicht versteht eine spätere Zeit, das Spielwerk der Kinder, besonders bei der Schifffahrt mit einigem Vortheil zu verwenden, wenn nicht der Dampf, oder vielmehr die erhitzte Luft auf diesem Gebiet der Alleinherrscher wird.

Ein Sturm in Ostindien. Eine englisch-ostindische Zeitung (Calcutta Englishman) schildert einen Sturm, der am 10. April die Umgegend von Calcutta verwüstete, in seinen Wirkungen folgendermaßen. „Da zwei Tage seit dem schrecklichen Ereignisse vergangen waren, fand ich es schon unmöglich, durch das Chaos von Ruinen weiter vorzudringen, da die schnelle Verwesung der umgekommenen Thiere und Menschen die Luft auf das Entsetzlichste verpestete. Ein Augenzeuge erzählte mir, daß während eines starken Südwestwindes sich eine kohlschwarze Wolke säulenartig und beinahe den Boden berüheend genähert und mit beschleunigter Geschwindigkeit auf eine von entgegengesetzter Richtung, dem Wind entgegen eilende, ähnliche Wolke zugestürzt sei. Beide Wolken drehten sich nun mit furchtbarer Geschwindigkeit um einander, während die Hitze plötzlich zum Ersticken und Sengen zunahm und Alles, was sie in ihrem schwarzen Tanze berührten, in ihren Strudel hineinrissen: Häuser, Bäume, Menschen, Thiere, die dueceinander und gegeneinander geschleudert bald nach allen Seiten als Regen von Bäumen, Aesten, Häuserruinen, zerrissenen Gliedern von Thieren und Menschen und verstümmelten Leichen herabgeschleudert wurden. Auf beiden Seiten des Weges, welchen der electrische Orcan zurückgelegt hatte, fand man außerdem ungeheuere Hagel- und Eiskrystalle bis zur Größe eines Mauersteins. Der Weg der Zerstörung war etwa 800 Yaeds breit, die Länge ist noch nicht bekannt, eben so wenig der Umfang der Verwüstungen, die nach dem, was ich sah, eben so entsetzlich als unberechnenbar sein müssen. In meiner nächsten Umgebung wurden allein sechzig todte und verunstaltete Menschenkörper gezählt, funfzehn Personen hatte man unmittelbar nach dem Sturme zerrissen und mit zerbeochenen Gliedern in's Hospital gebracht. Von den Bewohnern Calcutta's wurden mindestens dreihundert Personen getödtet, Unzählige verwundet und noch mehr ihrer Häuser beraubt. Die Menge des in der Luft zerschmetterten Viehs ist nicht zu zählen. Fuechtbare Massen durcheinander getriebener und hingeschleuderter Haufen von Wald und Häusern und Vieh und Menschen geben die Richtung an, in welcher der entsetzliche Sturm über das Land hin wüthete. Ueber den Haufen von Zeestörung und Leichen schweben und kreischen Adler und Geier, oder sie hacken in dieselben hinein, um Menschen, Ziegen, Pferde, Kühe, Jakals u. s. w. ihees verwesenden Fleisches zu entkleiden. Der entsetzlichste Anblick war mir bis zuletzt vorbehalten. Ein leichenfarbiges, zerlumptes Wesen mit verbundenem Kopfe und zerbrochenen Gliedern arbeitete sich kreischend aus Trümmern heraus und flehte mich um ein Stück Brot an. Er erzählte mir, daß er hier Tage und Nächte gegraben und gesucht, so gut es seine zerrütteten und geschundenen Glieder zuließen, um die Leichen von Vater, Mutter, Weib und Kindern, die hier in einem Hause friedlich bei einander gewohnt und plötzlich in die schwarze Wolke hineingerissen und zerschmettert worden seien, aufzufinden."

Ein Früchtchen des Krieges. In einem Briefe aus Giurgewo an der Donau, Rustschuk gegenüber, heißt es: „Gleich nach meiner Ankunft genoß ich einen Anblick, den ich nie vergessen werde und der vielleicht einer der seltensten tragischen Eindrücke in der Welt sein mag — eine volle, moderne Stadt ohne eine Spur von Einwohnern. Einige Hausthüren waren geschlossen, andere klappten auf und zu und knarrten und quiekten im Winde, als wollten sie die traurige Oede im Innern verheimlichen und „Leben machen." Alle Zimmer im Innern tragen die Spuren hastiger Flucht der Bewohner. Blumentöpfe in vielen Fenstern blühen noch fort, obgleich auch viele schon todtestraurig nieder hingen mit ihren Blüthen, die sonst so gern in die Sonne und den blauen Himmel empor blickten. Wo waren die zarten, weißen Hände, die sie jeden Morgen tränkten? In den Schlafzimmern standen noch Betten, Spiegel und Luxussachen von Damen. Auf einem erloschenen Feuer stand eine Pfanne mit Fleisch und Kartoffeln, halb verwest. Viele Gärten sahen noch hübsch grün und blumenreich aus, als ob die Eigenthümer sie erst gestern verlassen hätten; andere fingen schon an in Unkraut und Staub zu ersticken. Manche Zimmer von eleganter Ausstattung gaben noch Zeugniß von dem Leben und dem Putze der Damen: Spitzen, Halsketten und Kragen, Strümpfe, alte Schlafschuhe mit niedergetretenen Hacken, Steck- und Nähnadeln, Seife, Schminke und Kämme lagen umher, welche zusammen deutlich zeigten, daß die Damen geflohen waren, ohne ihre Toilette zu vollenden. Durch alle Straßen gähnte und grinzte Oede und Tod. Es war furchtbar, von Straße zu Straße zu wandern, ohne ein lebendes Wesen zu entdecken, als etwa hier und da einen halbverhungerten, zitternden Hund und nichts zu hören, als das Echo des weithinhallenden eigenen Schrittes. In einem entlegenen Stadttheile kroch mir plötzlich ein hohles Menschengerippe mit hohlen Augen aus schwarzem Bart und Haar hervorstarrend entgegen und winselte herzzerreißend: „Im Namen Allahs, Ungläubiger, gieb mir Brot!"

Städte ohne Menschenleben, Wüsten voller Leichen und Lebendiger, die auf sie lodt wiederhallen, darunter vielleicht 30,000 Soldaten — Franzosen, Engländer, Russen und Türken, die da fielen, ohne einen andern Feind zu sehen, als ihee eigenen Schachspieler, die ihre Bauern opfern, um ihre Diplomatie zu retten, — das sind vorläufig einige Früchtchen des für und gegen die „Integrität" der Türkei herbeigezogenen Krieges.

Der brennende Sultan. Gleich nach dee Thronbesteigung des jetzigen Sultans machten die Ulema's und Geistlichen umfassende Anstrengungen, den neuen Herrscher von der Bahn der Reformen, welche sein Vater eröffnet hatte, abzuschrecken. Unter Anderem hatten die Mufti's auch seinen Vater, den Reformer, für sich gewonnen, denn so oft der junge Herrscher nach türkischer Sitte an dem Grabe seines Vaters betete, rief er mit jämmerlicher hohler Stimme von Unten herauf: „Ich brenne!" Der Sultan wandte sich an das Haupt der Geistlichkeit, den Chef der Imans, daß er ihm sagen möge, was dieser türkische Hamlet zu bedeuten habe. Dee muhamedanische Papst fand keine andere Auslegung, als daß der Herr Vater, sonst ein großer Mann, sich zu sehr der Sünden der Reform hingegeben, daß er ordentliche Hosen, Messer und Gabeln, bessere Verwaltung, gleichmäßigere Gerechtigkeitspflege u. s. w. eingeführt habe, lauter „subversive Dinge," welche das Bestehen der Tüekei gefähedeten. Der Sultan sandte hierauf seinen Schwager zum Grabe, zu beten, hernach auch Andere. Alle hatten das furchtbare, dumpfe: „Ich brenne!" vernommen. Eines Tages nun brach der Sultan in großer Staats-Prozession, begleitet von den höchsten weltlichen und geistlichen Beamten und obersten Richtern, zu dem Grabe seines Vaters auf. Während er hier betete, erscholl das schauerliche „Ich brenne!" wieder. Der Sultan schien vor Fuecht zu zitteen. Er sah seine ganze Regierung nach der Reihe an, ob sie auch zitterten. Aber alle schienen taktfest. Das fiel ihm auf. Er erhob sich von seinem Teppich, rief seine Leibgarde heran und befahl, das Grab vollständig zu öffnen. Weltliche und geistliche Herren stürzten sich ihm zu Füßen, daß er eine solche Entheiligung der Todten nicht begehen solle, aber ohne darauf zu achten, trieb er seine Soldaten zur Eile an, die denn auch bald in einer Seitenhöhle nicht den brennenden Sultan, sondern einen Derwisch ausgruben, dem es wohl kalt über den Rücken laufen mochte. Der Sultan sah ihn ziemlich lange fest und schweigend an und fragte dann ganz kaltblütig: „Du brennst? Ich will Dich denn kühlen lassen im Bosporus." Er ließ ihn also in einen Sack stecken und in den Bosporus werfen. Man hat dies für ein Zeichen der Klugheit, Aufklärung und Gerechtigkeit des Sultans gehalten, offenbar mit Uneecht. Der Derwisch war vielleicht der Unschuldigste, wenigstens doch wohl nur ein willenloses Werkzeug. Er hätte müssen mit einer Reformspritze die Häupter des conservativen alten Turkenthums, die jeden Andersgläubigen einen Hund und jeden vernünftigen Gedanken eine Gotteslästerung nennen, so lange waschen lassen, bis ihnen der Kopf ab- oder wenigstens gewaschen war.

Eine Scene beim König von Dahomey. Man wird von diesem afrikanischen, schwarzen Sklavenhandelskönig mit seiner Armee von 25,000 Weibern gehört haben. Er lebte bisher blos davon, daß er von seinen Weibern Leute anderer Staaten rauben ließ, um sie als Sklaven nach Amerika zu verkaufen. Neuerdings haben die Engländer ihn auf bessere Gedanken gebracht und ihm gezeigt, daß er anständigere und sicherere Einkünfte haben werde, wenn er seiner Armee Palmöl auspressen und so nicht nur zur Civilisation seines Landes, sondern auch der Stearinlichtaufklärung Europa's beiteage. Dieser Civilisationsproceß geht denn auch im Lande Dahomey jetzt rasch vorwärts. An seinem Hofe geht's vorläufig freilich noch sehr „ländlich, sittlich" zu. Ein Engländer, der ihn zuletzt besuchte und schilderte, erzählt folgende Scene: „Ich fand in dem Könige einen imponirenden, klug aussehenden, stolzen, ernsten und hochmüthigen Kerl. Er saß, einfach gekleidet, in der Mitte seiner Weiber und Minister. Er fragte mich besonders ausführlich nach den Verhältnissen der schwarzen Republik Liberia und ihrem Präsidenten Robert. Ich antwortete nach meinem besten Wissen, daß Robert, sein Parlament, seine Zeitung, sein Volk, sein Handel und Gewerbe die besten Hoffnungen nährten und erzählte ihm von den Erfindungen, Fabrikationen, Freiheiten und Schönheiten des civilisirten Lebens. Während er andächtig zuhörte, brachte man

ihm die Nachricht, daß eine Stadt, die so lange der wüthenden Macht seiner Weiber getrotzt, erobert, verbrannt und deren Bewohner theils ermordet, theils als Waare für den Sklavenmarkt gesichert seien. „Das wird meinem Vater große Freude machen", sagte König Gezo, „ich will es ihm gleich wissen lassen. Schickt mir einen Sklaven!" Der Sklave trat ruhig ein und hörte ganz kaltblütig die Siegesnachricht mit an. Hierauf nickte er seinem Premierminister, der sofort eine rohe Holzart nahm und damit dem ruhig stehenden Sklaven mit einem Hiebe den Kopf abschlug. „Ich habe noch etwas vergessen", sagte jetzt der König ganz gemüthlich, „schickt mir einen Andern!" Der Andere trat ein, hörte ruhig an, was der König seinem Vater noch zu sagen hatte und ließ sich dann ebenfalls ohne irgend ein Zeichen des Schreckens den Kopf vor die Füße legen. Im Innersten erschreckt und empört über diese blödsinnige Grausamkeit, frug ich: „Was soll das bedeuten? Wozu das?" „Nun," sagte König Gezo, „weißt Du nicht, daß mein Vater im Lande der Geister ist? Und giebt es eine andere Art, ihm wissen zu lassen, was mir so viele Freude macht und ihm noch mehr?" — Das ist gewiß eine sonderbare Post und Correspondenz zwischen Himmel und Erde.

Leipzig hat vor einigen Tagen die älteste und zugleich eine seiner größten Verlagshandlungen, die Weidmann'sche Buchhandlung verloren. Der jetzige Besitzer, Herr C. A. Reimer, ist mit derselben nach Berlin, seiner Geburtsstadt, übergesiedelt. Gegründet wurde diese Handlung im Jahre 1680 durch M. G. Weidmann aus Speyer, dessen Kinder und Enkel sie bis zum Jahre 1822 mit stets großem Erfolg fortsetzten. Im Jahre 1759 übernahm dieses Geschäft den bekannten Leipziger Meßkatalog, der 1594 von dem Buchhändler Henning Große begründet, in der Michael-Messe dieses Jahres zum ersten Male erschien und selbst während des dreißigjährigen Krieges stets fortgesetzt ward. Von 1822 ab ging die Weidmann'sche Buchhandlung in den Besitz des vielbekannten Berliner Buchhändlers Reimer über, dessen Sohn jetzt, nachdem längere Zeit Herr Salomon Hirzel Mitbesitzer gewesen, sie aus Gründen verschiedener Art, hauptsächlich wegen des Abgangs der Professoren Haupt und Mommsen nach Berlin verlegt. Außer vielen großen und wichtigen philologischen und theologischen Werken erschienen in dieser Handlung z. E. Ariost rasender Roland, übersetzt von Gries. — Fast alle Schriften des alten Arndt. — Chamisso's Werke. — Dahlmann's Schriften. — Gellert's Schriften. — Grimm's Wörterbuch. — Anast. Grün's sämmtl. Gedichtwerke. — Musenalmanach von Chamisso und Schwab. — Rückert, Weisheit der Brahmanen. — A. W. v. Schlegel's Werke. — Tasso befreites Jerusalem, übersetzt von Gries. — Vega logarith. Handbuch. — Wieland's Abderiten und Oberon. — Zollikofer's Schriften. — Jedenfalls verliert der leipziger Buchhandel in ihr eine der ehrenwerthesten und berühmtesten Verlagshandlungen.

Bäume und Steine von lebendigen Menschen. Ein Reisender in Abyssinien bemerkte, als er von dem Flusse Moischime seinen Rückzug angetreten, unweit des Weges alte verdorrte Bäume und Steine, die er den Tag vorher nicht bemerkt hatte. Einer seiner Begleiter, ein Eingeborner, rief beim Anblick dieser alten Baumstümpfe sogleich aus: „Das sind Räuber, die uns überfallen wollen!" Ich lachte, denn in einem der nächsten Bäume erkannte ich deutlich einen alten, vom Feuer verkohlten Stumpf. Um mir zu beweisen, daß es nichts, als nackte Bareo's (abyssinische Sklaven) waren, nahm er seine Flinte, kroch in dem langen Grase unbemerkt vorwärts und schoß den nächsten Baum nieder, der denn auch schreiend hinstürzte. Der Schuß wirkte auf die andern Bäume und die Steine, wie einst die Lyra des Orpheus. Alle bekamen Leben und lösten sich in schnelllaufende, schwarze Menschen auf, die freilich nicht, wie die Bäume des Orpheus, vor Freude auf uns zu, sondern aus Furcht von uns wegtanzten. Mir schien es unmöglich, daß die Kerls sich so täuschend in Bäume und Steine verwandeln könnten, bis einige Mitglieder meines Gefolges, die einst mit zu dem „Geschäft" gehört hatten, mich überzeugten, indem sie sich theils zu Steinen zusammenwickelten, theils zu Bäumen mit grotesken Aesten und Zweigen gliederten. Einige Stellungen dabei waren so verrenkt und anstrengend, daß die Leute damit in Europa als gymnastische Künstler wahrhaftes Furore und mehr Geld machen würden, als in den menschenleeren Gebirgen und Hochebenen Abyssiniens.

Literarisches. Den Freunden der Heine'schen Muse steht in nächster Zeit ein neuer Genuß bevor. So eben kündigt Campe in Hamburg 3 Bände neue Schriften von Heinrich Heine an, mit folgendem Inhalt: 1. Bd. Geständnisse (Vorläufer seiner Memoiren) — Neue Gedichte. — Die Götter im Exil. — Die Göttin Diana. — Ludwig Marcus. — 2. u. 3. Bd.: Lutezia, Berichte über Politik, Kunst und Volksleben. Der Verleger spricht mit Zuversicht die Behauptung aus, daß Heine's Lutezia das geistreichste Buch dieses Jahres sein wird. Ein nach anderer Richtung hin mindestens eben so interessantes Buch wird von Moleschott erscheinen, unter dem Titel: Georg Forster, der Naturforscher des Volkes. Moleschott's Plan geht dahin, Forster, den er als den Lessing der Naturwissenschaften bezeichnet, als Begründer einer neuen Epoche wissenschaftlicher Reisen, als einen der fruchtbarsten und sinnigsten Gründer einer einheitlichen echt philosophischen Naturwissenschaft, als einen Weisen, bei dem der Gelehrte im Menschen und der Lehrer im Leben aufging, dem allgemein Gebildeten sowohl als speciell den Männern vom Fache näher zu bringen. Forster, der als einer der edelsten und gediegensten Vorkämpfer der neuen Weltanschauung betrachtet werden kann, gewinnt mit jedem Tage an Bedeutung, und es dürfte für die allgemeine Bildungsgeschichte von hohem Werthe sein, wenn auch Naturforscher wie Moleschott dazu beitragen, eine so hohe Erscheinung wissenschaftlich gebührend zu würdigen. Das Buch wird zum Säcularfest von Forster's Geburtstag am 26. Novbr. d. J. erscheinen.

Gutzkow, der bekanntlich den Weimarischen Falkenorden erhalten, ist zugleich mit Ludwig Bechstein zum Ritter geschlagen worden. Man sieht, kein Glück ohne Unglück! Das heißt, Gutzkow's Verdienste anerkennen und zugleich herabsetzen! — An Neuigkeiten sind in letzter Zeit noch angekommen: E. Willkomm: In Wald und am Gestade. — Th. Fontane. Ein Sommer in London. — Cl. v. Glümer. Aus den Pyrenäen. 2 Bde. — Banner. Die Rebellen in Lübeck. 2 Bde. — Gust. Kühne. Die Freimaurer. 3 Bde. — Von Gerstäcker wird ein Volksbuch: „Nach Amerika" mit Illustrationen von Hosemann angezeigt. Wie Hosemann, der berliner Humorist, diese Aufgabe genügend lösen soll, verstehen wir nicht recht.

Erklärung.

Es ist mir ein Verzeichniß von Romanen zugekommen, welches der Buchhändler Herr C. F. Schmidt in Leipzig vor wenigen Tagen ausgegeben hat, und worin er den Leihbibliotheken und Antiquaren den Band für 5 Sgr. anbietet. Unter diesen Romanen sind angeführt:

Storch, L., Pepita, die Auswanderin. Roman und doch Wahrheit. 2 Bde.
— — Raudon Crotinus und seine Genossen. 2 Bde.
— — Caroline, die Wiener Barrikadenheldin, Jäger Carl genannt.
— — Nur eine Weberstochter. Historischer Roman. 3 Bde.

Swea. Kleine Romane und Schilderungen aus der Gegenwart, von Friederike Bremer, E. Carlén, Frau v. Knorring u. A. von L. Storch. 2 Bde.

Die meisten Leser, ja ich fürchte, fast alle werden diesen Namen L. Storch für den meinigen: Ludwig Storch lesen; die wenigsten werden aus den Titeln schon schließen, daß ich unmöglich der Verfasser dieser Bücher sein kann, und sich erinnern, daß ich meinen Namen stets vollständig ausschreibe. Und darauf ist die schmutzige Spekulation berechnet. Die Leihbibliotheken meinen, Bücher von mir zu kaufen, der Leser meint ein Buch von mir zu leihen, und sie ahnen den Betrug erst, wenn es zu spät ist. Man sieht, es ist da eine ganze Romanfabrik auf meinen Namen etablirt, ganz in der Art, wie falsche Eau-de-Cologne mit der Firma der ächten, Tabacke, Pillen rc. mit falschen Etiketten betrügerisch verkauft werden. Es ist großartige deutsche Industrie hier wie dort. Und kein Gesetz schützt mich gegen diesen ehrlosen Mißbrauch meines Namens. Ich muß ihn mir gefallen lassen. Kaum daß den Nachdrucker-Dieben das ehrlose Handwerk gelegt ist, so wird ein beliebter Schriftsteller von Namen-Dieben überfallen. Ich hatte bis jetzt nur Kenntniß von dem letzten der oben genannten Romane, welcher unmittelbar nach meinem „deutschen Leinweber" im Verlag einer bekannten Buchhandlung in Grimma erschien, und ich erkundigte mich bei einem leipziger Rechtsgelehrten, wie ich den Herausgeber zur gerichtlichen Verantwortung ziehen könne. Ich erhielt zur Antwort, daß mit einer Klage nichts auszurichten sei, weil kein Gesetz für diesen Fall bestehe und der Verleger dieses Machwerks behaupten werde: L. Storch heiße nicht Ludwig Storch, sondern Leopold Storch.

So will ich denn wenigstens Jedermann vor der neuen Romanfabrik L. Storch hiermit warnen und nochmals bemerken, daß auf allen von mir geschriebenen Büchern mein voller Name steht.

Ludwig Storch.

Waltershausen, im Herzogthum Gotha, 9. September 1854.

N. S. Ich bitte alle mir freundlich gesinnten Redaktionen um Aufnahme dieser Erklärung in die Spalten ihrer Blätter. D. O.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Kopf und Herz.

(Fortsetzung.)

II.

Eine Stunde später erschienen ein Herr und eine Dame zu Pferde auf der Landstraße, die von der Hauptstadt nach dem Schlosse Adersheim führt. Der Reiter war ein eleganter junger Mann mit bleichen Zügen und einem vollen schwarzen Barte, der das Gesicht förmlich einrahmte. Er trug einen geschmackvollen englischen Reitanzug und auf dem schwarz gelockten Haupte einen feinen weißen Kastorhut. Die Reiterin, eine schöne junge Dame, trug ein Reitkleid von schwarzem Sammet, dessen Schleppe fast den staubigen Boden berührte. Unter dem schwarzen Hute mit dem grünen wehenden Schleier sah man ein reizendes Gesicht, das von einer Fülle dunkeler Locken umspielt ward. Die Eleganz der Reiter bildete mit dem Aussehen ihrer Rosse einen auffallenden Contrast; die ziemlich magern Thiere trugen alle Zeichen, die den Miethsgaul charakterisiren.

„Walther,“ rief die Dame, indem sie den Trab ihres Pferdes hemmte, „ich versprach Ihnen auf dieser Tour eine Ueberraschung — merken Sie auf!“

„Ich merke auf, Franziska!“ antwortete Walther, das Pferd zu seiner Begleiterin wendend.

„Sehen Sie die romantischen Ruinen am Abhange jenes Waldrandes?“

„Romantisch? Ruinen?“ lachte der Elegant. „Wahrhaftig, Franziska, Ihre Laune ist diesen Morgen köstlich! Seit wir auf den Marken Ihres Onkels sind, des merkwürdigsten Anachoreten von der Welt, erblicken Sie in jedem Strauche einen Urwald, in jedem Steine am Wege einen pittoresken Felsen, und in jeder Lehmbaracke eine Ruine. Wollen Sie die Entstehung jenes Strohdachs nicht bis in das Mittelalter zurückführen?“

„Wenn auch das nicht, mein Freund; aber sehen Sie sich die Trümmer deutlich an, sie werden für Sie, für den größten Frauenkenner der Residenz, von Interesse sein.“

„Sie werden boshaft, Franziska! Ich glaube, daß ich meinen Schönheitssinn durch die Verehrung, die ich Ihnen erzeige, deutlich genug bekundet habe.“

„Wer zweifelt an Ihrem Geschmacke, mein Freund? Ich will meine kleine Person nicht in Anschlag bringen, und nur an jene Marianne erinnern, die Sie einst als eine ideale Schönheit bezeichneten.“

„Eine seltsame Ideenverbindung! Franziska, ich bewundere Ihre kühne Phantasie. Was hat die wirklich reizende Marianne mit jenem Schutthaufen zu schaffen?“

„O, mehr als Sie vermuthen!“ rief Franziska, deren Neid durch das Wort „reizend“ erregt worden war. „Merken Sie auf — sie zeigte mit der Reitpeitsche nach der Hütte — jene Trümmer sind aus dem Stammschlosse Ihrer wirklich reizenden Marianne entstanden! Dort wohnten ihre Voraltern, und wo jetzt Disteln und Dornen wuchern, stand einst die Wiege des lieblichen Kindes, das jetzt als wirklich reizende Marianne gewissen Männern von Geburt die Köpfe verrückt. Halten Sie doch, halten Sie doch, Baron Walther von Linden, wir stehen auf einem klassischen Boden.“

Sie hielt ihr Pferd an, und sah mit einem bitter ironischen Lächeln dem jungen Baron in das Gesicht.

„Nicht wahr,“ fragte sie, „diese Ueberraschung lohnt der Mühe, zwei Stunden auf dem Rücken eines aufgeputzten Miethspferdes zuzubringen? Wollen Sie nicht eine Skizze von dieser merkwürdigen Ruine entwerfen? Beeilen Sie sich, mein ästhetischer Freund, denn nicht alle Besitzer von dem Gebiete Adersheim könnten die Pietät haben, diesen Düngerhaufen so nahe am Wege liegen zu lassen. Pfui, welch ein unerträglicher Geruch verpestet die Luft! Ich gäbe einen Louisd'or für eine Prise Tabak.“

„Sie träumen wohl schon, die Besitzerin von Adersheim zu sein?“ rief Walther spottend. „Dann freilich ist es um diese arme Hütte geschehen, die Ihr Onkel, wie mir scheint, nur deshalb verschont, um Ihnen, seiner unbestreitbaren Erbin, den herrlichen Triumph Ihrer Vernichtung zu gönnen!“

Franziska preßte die Lippen zusammen und senkte die Augen, als ob sie einen heftigen Schmerz verbergen wollte. Dann sagte sie mit bebender Stimme und einer kalten, höhnenden Galanterie:

„Sie thun mir Unrecht, lieber Herr; die Dame, die der reiche, uneigennützige Baron von Walther heimzuführen gedenkt, braucht wahrlich nicht auf eine Erbschaft zu hoffen. Ein Krösus heirathet nur aus Liebe und bezahlt gern die Schulden seiner fashionablen Gattin.“

Nach diesen Worten brach Franziska in ein fast kreischendes Gelächter aus, schlug wie rasend mit der Reitpeitsche den Kopf ihres Pferdes und sprengte die Chaussee hinab, daß sich eine dichte Staubwolke erhob.

Walther sah ihr einen Augenblick nach, wandte ruhig sein Pferd und ritt den Weg zurück, den er gekommen war.

„Für diese Malice hat sie eine derbe Züchtigung verdient!“ murmelte er vor sich hin.

Nach fünf Minuten war er in der Biegung des Waldweges verschwunden.

Franziska setzte rasch trabend so lange den Weg fort, bis das Pferd aus eigenem Antriebe Schritt ging und endlich erschöpft

stehen blieb. Diese Freiheit, die sich fast alle Miethrosse erlauben und ein eigenthümlicher Charakterzug derselben ist, benutzte Franziska jetzt, weit entfernt, nach ihrer Gewohnheit zornig darüber zu werden, sich nach ihrem Begleiter umzusehen. Sein Verschwinden überraschte sie.

„Es wäre doch arg," flüsterte sie, „wenn er mich hier allein ließe. Vielleicht kommt er nach."

Das arme Roß mußte nun den Unmuth der geschickten Reiterin ertragen. Durch anhaltende Schläge brachte sie es endlich wieder in Bewegung. Mehr als einmal sah sie sich um — Walther wollte aber nicht kommen. Franziska liebte den Baron, wenn sich auch bei der Eigenthümlichkeit ihres Charakters diese Liebe auf eine eigenthümliche Art äußerte, wenn auch der leicht aufbrausende Zorn sie zu Beleidigungen hinriß. Der Spiegel hatte ihr gesagt, daß sie schön war; der Stammbaum hatte sie belehrt, daß sie einem der edelsten und ältesten Geschlechter des Königreichs angehörte; mit der Erziehung, die sie genossen, hatte sie alle jene Vorurtheile eingesogen, die stets mit dem Verstande im Kampfe liegen und nur dazu erfunden zu sein scheinen, um den aristokratischen Stolz zu nähren — es war also kein Wunder, wenn bei den vorhandenen Anlagen zu einer vollkommenen Dame nach der Doctrin jener Epoche Franziska's Gemüth in der Ausbildung zurückgeblieben war. Der Ruin des väterlichen Vermögens hatte nur dazu beigetragen, ihren Stolz bis zur Maßlosigkeit zu steigern, und da sie gegenwärtig keine andern Mittel besaß, eine Rolle zu spielen, so trug sie ihren Stolz auf Schönheit, Adel und Geistesreichthum so offen zur Schau, daß sie selbst bei ihren Standesgenossen nicht gern gelitten ward.

Die Aeußerung Walther's, bezüglich der Erbschaft, hatte ihre empfindlichste Seite getroffen; der Stolz untersagte ihr, sich dem reichen Onkel zu nähern, und das Drückende ihrer Lage, das sich täglich mehrte, trieb sie dazu an. Sie wandte die größte Sorgfalt an, beides geheim zu halten. Walther hatte jetzt auf eine höhnende Weise zu erkennen gegeben, daß er ihre Absicht ahnte, obgleich sie nur einen Spazierritt in die romantische Gegend vorgeschützt hatte. Dem Hasse auf die unschuldige Marianne gesellte sich auch nun die Eifersucht bei. Franziska war die erbittertste Feindin der Pflegetochter des Obersten. Es hatte nicht allein den Anschein, als ob die Bauerndirne, wie sie sie nannte, ihr die reiche Erbschaft streitig machen, sondern auch den Geliebten rauben wollte. Als Franziska die Thürme des Schlosses erblickte, bemächtigte sich ihrer ein Gefühl, das zu bekämpfen sie weder den Willen noch die Kraft hatte.

„Wenn es mir gelänge, den Alten zu gewinnen!" dachte sie. „Ich bin die einzige Verwandte, die einzige rechtmäßige Erbin, und außer mir führt kein Mensch in der Welt mehr den Namen Abersheim. Ich habe zu viel Chancen für mich, als daß ich nicht jeden Versuch wagen sollte. Reüssire ich, so räche ich mich an Walther und an ihr, die ohne Zweifel schon im Stillen ihren Triumph feiert. Bewirke ich durch meine Stellung nichts, so werde ich List anwenden. Ich will zu Schmeicheleien, und selbst zu Demuth meine Zuflucht nehmen. Dieser Zustand muß ein Ende haben!"

Franziska ritt über die Brücke in den Schloßhof, und hielt vor dem Herrenhause an. In demselben Augenblicke erschien ein alter Mann auf der Freitreppe vor dem imposanten, alterthümlichen Gebäude. Als er die Reiterin erblickte, eilte er die Stufen hinab.

„Gnädiges Fräulein!" rief er. „Willkommen auf Abersheim!"

Wie eine Amazone sprang das Fräulein von dem Pferde, noch ehe der Herbeieilende ihr seine Dienste leisten konnte.

„Du bist's, alter Gottfried! Gieb Auftrag, daß man für mein Pferd sorge."

Gottfried rief einen Reitknecht, und übergab ihm das Pferd. Dann eilte er voran, und führte den Besuch in einen eleganten Saal des Erdgeschosses, der von dem Reichthume des Besitzers ein unzweideutiges Zeugniß ablegte. Die neidischen Blicke Franziska's schweiften über die kostbaren Möbel hin, die höchst geschmackvoll gewählt und aufgestellt waren. Dann warf sie sich in einen Sopha.

„Wo ist mein Onkel?"

„Auf der Jagd, gnädiges Fräulein. Diesen Morgen acht Uhr schon ist er mit einem Freunde in den Mühlenbusch gefahren."

„Wird er zu Tische zurückkehren?"

„Ich zweifele daran, gnädiges Fräulein — der Herr Oberst wollte das ganze Revier abjagen, weil sich vor einigen Tagen Rehe dort gezeigt haben."

„Ist der Oberst, mein Onkel, wirklich auf der Jagd?" fragte Franziska mit einem stechenden Blicke, und der aufbrausende Zorn verhinderte sie, vorsichtig zu sein.

Der alte Kammerdiener lächelte, indem er antwortete:

„Wenn es mir die Achtung vor dem gnädigen Fräulein, der Nichte meines guten Herrn, nicht verböte, eine Unwahrheit zu sagen, so würde mich meine Anhänglichkeit an Ihren seligen Vater gewiß davon abhalten. Glauben Sie mir, ich habe oft darüber geseufzt, daß die beiden Brüder so lange in Feindschaft gelebt. War ich nicht früher in Ihrem Hause, ehe ich hierher kam? Habe ich Sie nicht oft auf meinen Armen getragen, als Ihre kleinen Füße Sie noch nicht recht tragen wollten? Wie oft haben Sie mit meinem großen Schnurrbarte gespielt, der mir fast bis auf die Brust herabhing. So etwas vergißt man nicht so leicht. Und ich sollte Ihnen eine Unwahrheit sagen? Ich freue mich, daß Sie uns wieder besuchen, daß ich Sie endlich einmal wieder bedienen kann."

„Deine Hand, Gottfried!"

Der alte Kammerdiener reichte sie ihr in sichtlicher Rührung.

„Fräulein Franziska," rief er aus, „Sie sollten bei uns wohnen! Der Herr Oberst wird glücklich sein, die einzige Verwandte seines Namens stets um sich zu sehen. Sie verzeihen Ihrem alten Diener diese Offenherzigkeit — —"

„Meinst Du?" fragte Franziska, die ihren Stolz verletzt fühlte, denn es war nicht schwer zu errathen, daß der Kammerdiener um das zwischen ihr und dem Onkel bestehende Verhältniß wußte.

„O, dessen bin ich gewiß! Er hat diese Ansicht sehr oft gegen Fräulein Marianne ausgesprochen."

„Und Fräulein Marianne hat sie gebilligt?" fragte sie höhnend.

„Ja, ja, das hat sie, denn sie ist ein seelengutes Mädchen. Sie hat noch mehr gethan," fügte Gottfried leiser hinzu, der stets redselig wurde, wenn er die guten Eigenschaften Marianne's anpreisen konnte.

„Nun, was hat sie denn gethan?"

„Sie wissen, der Onkel ist immer noch ein wenig böse darüber, daß Sie sich fern halten, und wenn er in seiner aufbrausenden Heftigkeit darüber gesprochen, so hat Fräulein Marianne stets ein gutes Wort für Sie eingelegt."

„Hat sie?" fuhr Franziska bitter auf. „Nicht übel, die Person spielt noch die Großmüthige!"

Der greise Kammerdiener trat verlegen einen Schritt zurück.

„Mein Gott," stammelte er, „ich habe Sie durch meine Offenheit doch nicht beleidigt?"

Franziska erinnerte sich ihres Vorsatzes, mit List zu Werke gehen zu wollen; sie bekämpfte ihre Aufregung, und antwortete so mild, als es ihr möglich war.

„Von Beleidigung, mein alter Freund, kann hier nicht die Rede sein. Und willst Du Dich mir gefällig zeigen, so erzähle mir alles, was man über mich hier spricht. Du kannst meiner Dankbarkeit und Verschwiegenheit gewiß sein."

Die erzwungene Freundlichkeit, die sich deutlich in Franziska's Gesichte aussprach, machte den Greis schwanken. Er wußte nicht, was er beginnen sollte. Das Oeffnen der Thür endete seine peinliche Verlegenheit — Marianne trat ein, eine reizend schöne Jungfrau von neunzehn Jahren. Sie trug ein einfaches dunkelblaues Thibetkleid, das sich eng und züchtig den zarten, schwellenden Körperformen anschloß. Eine schwarze elegante Taffetschürze hob die Feinheit der elastischen Taille hervor. Ihr glänzendes kastanienbraunes Haar war über der schönen, sanft gewölbten Stirn einfach gescheitelt, und schlang sich auf dem Hinterkopfe zu einem vollen Flechtenkranze. Das liebliche Madonnengesicht mit den großen, seelenvollen Augen, den schön geschweiften Brauen, der edel gebogenen Nase und dem fein geformten rosigen Munde überzog eine leichte Röthe, als sie die Dame im Sopha erblickte. Sie hatte diesen Besuch nicht erwartet, obgleich sie ihn nicht fürchtete. Trotz ihrer Ueberraschung grüßte sie mit einer Grazie, die Franziska mit Neid und Verwunderung erfüllte. Das Fräulein dankte durch ein nachlässiges Kopfnicken; dann hafteten die Blicke ihrer feurigen, lebhaften Augen mit einer unbeschreiblichen Impertinenz auf der Eingetretenen. Man hätte glauben mögen, Franziska sei

die stolze Gebieterin des Schlosses, und Marianne eine Dienerin, die vor ihrem Richterstuhle zu erscheinen hat.

„Der Herr Oberst ist abwesend," sagte Marianne mit leise bewegter Stimme — „ich erlaube mir, Fräulein Franziska auf Abersheim willkommen zu heißen."

Der Zufall schien diesen Morgen alle Umstände vereinigt zu haben, um Franziska in eine gereizte Stimmung zu versetzen. Hatten die Worte des Kammerdieners ihre Aufregung schon vermehrt, so brachte sie Marianne's in der That zauberhafte Erscheinung und ihr freundlicher Gruß auf den höchsten Gipfel. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihrer verhaßtesten Feindin ein freundliches Wort zu entgegnen.

„Die Abwesenheit meines Onkels, des allzugutherzigen Barons von Abersheim, kommt Ihnen in diesem Augenblicke wohl recht zu statten?" fragte sie mit erregter Stimme.

Marianne kannte ihre Feindin, sie hatte sich vorgenommen, ihr die größte Ruhe entgegenzusetzen.

„Mein gütiger Pflegevater hat mir aufgetragen, in seiner Abwesenheit die Honneurs zu machen," antwortete sie ausweichend. „Ich glaube in seinem Sinne zu handeln, wenn ich Sie einlade, seine Rückkehr von der Jagd abzuwarten."

„Sie glauben es!" rief Franziska spöttisch lächend. „Ich nehme die Einladung an, um mich zu überzeugen, daß Sie sich nicht getäuscht haben."

Mit einer wahren Engelsgeduld wandte sich Marianne zu dem Kammerdiener:

„Ich bitte, lieber Freund, geben Sie Auftrag, daß für das gnädige Fräulein eins der Fremdenzimmer sofort in Bereitschaft gesetzt werde."

Der Greis verließ eilig den Saal.

„Ein Fremdenzimmer!" rief Franziska laut lachend. „Wahrhaftig, Demoiselle Marianne, Sie verstehen es, auf eine sehr bezeichnende, und dennoch zarte Weise mir die Stellung anzugeben, die Sie Jahre lang vorbereitet haben. Empfangen Sie für diese edle Freimüthigkeit meinen innigsten Dank. Nehmen Sie Platz, mein Kind, und unterhalten Sie mich! Die Fremde ist nicht ermüdet, sie ist vollkommen kräftig, zu antworten."

Sie rollte einen Sessel herbei und lud mit der Hand zum Sitzen ein.

Marianne zuckte ein wenig zusammen, aber verlor ihre Fassung nicht.

„Mein Fräulein," gab sie ruhig zur Antwort, „ich kenne meine Stellung hier im Hause zu gut, um einen Verstoß gegen die Gastfreundschaft zu begehen, die ich einer Verwandten meines Wohlthäters schuldig bin. Sollten Sie indeß Gründe haben, meine Abwesenheit zu wünschen, so entferne ich mich —"

„O nein, solche Rechte leite ich aus meiner Verwandtschaft nicht her. Ich bin nicht anmaßend genug, Ihnen den Weg zu vertreten, den Sie sich zu der Stellung einer Tochter vom Hause so geschickt zu bahnen gewußt haben."

„Ich bin eine Waise!" sagte Marianne mit Würde.

„Welch ein Contrast zwischen diesem rührend demüthigen Bekenntnisse und Ihrem Einflusse auf den schwachen Bruder meines Vaters! In der That, Demoiselle, Sie drängen mich dazu, Ihnen die Erklärung zu geben, daß Sie unter der Maske der Treuherzigkeit eine bewunderungswürdige Schlauheit verbergen. Ich kenne Sie aus dem Pensionate her. O, Sie haben in den Augen der Welt viel vor mir voraus, denn ich weiß meine Gefühle nicht in den Mantel der Bescheidenheit zu hüllen, der das Mitleid rege macht. Wenn ich bisher geduldig zusah, wie Sie sich bequem in dem Schooße meiner Familie einnisteten, so haben Sie das meinem Stolze zu danken, der es verschmähete, Ihnen die Larve von dem Gesichte zu reißen, aber jetzt darf ich nicht länger schweigen, denn die Feindschaft des Bruders gegen den verstorbenen Bruder zu nähren, ist ein Frevel, der in seinem ganzen Umfange an das Licht gezogen werden muß. Ich stehe hier als die Retterin der Ehre meines todten Vaters. Wahrlich, es bedarf einer sehr geschäftigen Hand, um in dem weichen Herzen meines Onkels das Feuer der Feindschaft zu schüren, daß es bis über das Grab hinauslodert. Nicht wahr, was den Vater trifft, trifft auch die Tochter? Und diese Tochter verdient den Haß, den man hier gegen sie hegt, denn sie ist ein stolzes, boshaftes Wesen, eine Lästerzunge, eine Verschwenderin und eine Spielerin, die man rücksichtslos ihrem Schicksale überlassen muß. Aber die bescheidene, ordentliche und thätige Waise, die mit niedergeschlagenen Blicken in tiefer Demuth umherschleicht, die dem zweiten Vater die Pantoffeln bringt und bei jeder Gelegenheit die Hand küßt, die bei der Annäherung eines Mannes tief zu erröthen versteht, diese Waise verdient zur Adoptivtochter eines Barons erhoben zu werden, und wenn dies nicht möglich ist, dem Greise eine platonische Liebe zu erheucheln, damit in kurzer Zeit die lachende Wittwe dem Manne die Hand reichen kann, mit dem sie den saubern Plan der Erbschleicherei ausgebrütet hat. Sie erbleichen, Demoiselle; Sie zittern wie ein Blatt, das der Sturm geschüttelt — nicht wahr, ich habe den rechten Fleck getroffen? Bin ich nicht gut unterrichtet? Doch wundern Sie sich nicht darüber, ich verschmähe die Spionage, ich bin nur das Echo des Gerüchts, das in diesem Augenblicke die Aristokratie der Residenz mit Entrüstung erfüllt. Und damit Sie meine Offenheit sehen, erkläre ich Ihnen, daß die Fremde gekommen ist, dem armen Obersten von Abersheim den Abgrund zu zeigen, zu dessen Rande ihn Gleißnerei und Scheinheiligkeit hingezogen haben. Noch heute werde ich meinem Onkel die Augen öffnen und ihn vor dem letzten, gefährlichen Schritte warnen! Das wollte ich Ihnen sagen und wenn Sie mir jetzt erlauben, ziehe ich mich auf das Fremdenzimmer zurück."

Mit flammendem Gesichte und vor Aufregung glühenden Blicken erhob sich Franziska. Ihre linke Hand trug die schwere Schleppe des Kleides, die rechte hielt die Reitpeitsche. In einer drohenden Stellung stand sie der armen Marianne gegenüber, die, in dem Bewußtsein ihrer Unschuld, sich eines schmerzlichen Lächelns nicht erwehren konnte. Die Anschuldigungen waren zu boshaft und nichtig, als daß sich des guten Kindes mehr als ein schmerzliches Erstaunen bemächtigen konnte. Die stolze Franziska, die in ihrer Verblendung zu solchen kleinlichen Verleumdungen ihre Zuflucht nahm, erfüllte sie vielmehr mit Bedauern.

„Sie scheinen eine Rechtfertigung zu erwarten, mein Fräulein?" fragte sie mit der ihr eigenen Ruhe und Milde.

„Erwarten? Ich bin neugierig, was Ihr Scharfsinn zur Rechtfertigung anführen wird."

„Nicht meinetwegen, sondern nur Ihretwegen bitte ich um einige Minuten Gehör, denn ich halte es für Pflicht, nach Kräften dahin zu wirken, daß der unglückselige Zwiespalt zwischen Onkel und Nichte ausgeglichen werde."

„Himmel, diese Anmaßung!" rief Franziska außer sich. „Wenn ich Sie recht verstehe, Demoiselle, so sind Sie der bescheidenen Meinung, daß meine Eröffnungen über Ihre liebenswürdige Person den Obersten noch mehr gegen mich aufbringen?"

„Ich zweifle nicht daran."

„Sie scheinen Ihrer Sache sehr gewiß zu sein."

„Weil ich weiß, was Ihr Onkel von Ihnen erwartet."

„Bleiben Sie bei Ihrer Person, meine Beste!"

„Ich würde nicht von mir sprechen können, ohne der Dienste zu erwähnen, die ich Ihnen, trotz Ihrer Abneigung gegen mich, geleistet habe."

„Diese Großmuth! Ersparen Sie sich die Mühe, mich zu entwaffnen!"

„Und doch kann ich es in Ihrem Interesse nur wünschen, daß es mir gelänge. Jede Anklage meiner Person würde auch meinen Wohlthäter treffen, aber mehr noch auf Sie selbst zurückfallen."

„O, Demoiselle, Sie sind schlau wie ein Fuchs!" rief Franziska höhnend. „Diese Taktik beweis't, daß Sie auf einen feigen Feind gerechnet haben, und daß Ihnen selbst der Muth fehlt, sich in einen offenen Kampf einzulassen."

„Ich weiß nicht, mein gnädiges Fräulein, ob mehr Muth dazu gehört, dem anziehenden Feinde im Vertrauen auf seine Versöhnlichkeit und Milde eine Brücke zu bauen, als dazu, ihm hindernd in den Weg zu treten und Vortheile zu benützen, die das Ehrgefühl verschmäht. Ein für mich glücklicher Zufall wies mir die Stelle an, die eigentlich, ich fühle es, Ihnen gebührte; traurige Mißverständnisse verhinderten es, daß Sie sich dem Herzen des Onkels nähern konnten. Die entstandene Kluft ist nicht so groß als Sie glauben, mein liebes Fräulein, und es bedarf nur des Muthes und des Vertrauens von Ihrer Seite, die Brücke zu betreten, die Ihnen die Hand der dankbaren Waise errichtet hat. Es war ein zu kühner Gedanke, mich Ihnen als Freundin nahen zu wollen, obgleich mein Wohlthäter ihn in mir nährte und die Realisirung desselben wünschte — als Freundin können und wol-

len Sie mich nicht betrachten, weil mir gewisse Eigenschaften dazu fehlen, trotzdem hofft Ihr Onkel, daß ich ihm die Nichte zuführe. Mein Bemühen ist in so weit mit Erfolg gekrönt, als es mir gelungen ist, der in friedfertiger Gesinnung nahenden Nichte die Arme des Onkels zu öffnen — wie er die verblendete Dame empfangen wird, wage ich nicht zu beurtheilen, da ein solches Urtheil den Kreis überschreitet, den mir mein Wohlthäter angewiesen hat."

„Darf ich nun den Sinn dieser schönen Rede in wenig Worte fassen?" fragte Franziska mit einer unbeschreiblichen Bitterkeit. „Warum sagen Sie nicht lieber rund heraus: mein Fräulein, Sie sehen, ich habe mich hier einmal eingenistet, verdrängen können Sie mich nicht, aber ich will trotzdem großmüthig sein, und schwesterlich mit Ihnen die große Erbschaft theilen, die von Gottes und Rechts wegen Ihnen gebührte. Also machen Sie keine Umstände, dann haben wir nicht nöthig uns zu streiten! — Ja, Demoiselle, das ist Ihre Absicht, denn ich durchschaue Sie bis auf den Grund Ihrer Seele. Wie der Onkel die verblendete Dame empfängt, weiß ich; was er aber mit der Schlange machen wird, die er so großmüthig an seinem Busen erzogen, will ich deshalb nicht beurtheilen, weil es unter meiner Würde ist, über eine Bettlerin zu Gericht zu sitzen."

Marianne bebte zusammen, und Thränen traten ihr in die Augen.

„Ich verzeihe Ihnen diese Beleidigung," stammelte sie — „möge sie Ihnen auch Gott und der verzeihen, der ein Recht hat, ein armes Mädchen vor Beleidigungen zu schützen!"

Bebend am ganzen Körper stützte sich Marianne auf den Sessel.

„Wollen Sie noch immer schwesterlich mit mir theilen? Nur eine Adersheim darf auf diesem Schlosse wohnen; die Bäuerin gehört in die Hütte am Walde, woher sie gekommen ist. Es müßte ja keine Gerechtigkeit in der Welt mehr geben, wenn Adel und Geburt von der Großmuth einer Bäuerin abhangen sollten. Der Kampf ist eröffnet, meine Beste, und ich werde ihn fortführen, ohne Ihre Brücke zu betreten."

Franziska verließ rauschend den Saal, und schlug heftig die Thür hinter sich zu.

Marianne sank weinend in den Sessel.

„Ich hoffe sie dennoch zu bekehren!" flüsterte sie vor sich hin. „Mag sie ihrem Kopfe folgen — ich bleibe meinem Herzen getreu!"

(Fortsetzung folgt.)

Am Kaukasus.

Der westliche Kaukasus, die Tscherkessen. — Der östliche Kaukasus, die Tschetschenzen. — Schamyl und seine Müriden. — Die Kaukasier der Ebene, die Kabardah. — Die Immerier und ihre Nachbarn. — Georgier und Georgierinnen.

In der Felsenburg, der „Tausendgipfeligen", wie sie die Orientalen nennen, die sich vom schwarzen Meere nach dem caspischen erstreckt, hat der im Osten ausgebrochene verhängnißvolle Kampf einen gewaltigen Nachhall gefunden. Die von jeher unbezwungenen Söhne der kaukasischen Berge, mit dem glühenden Russenhaß im Herzen, haben sich mächtiger als je vorher zusammengeschaart; von den hohen kahlen Alpenketten her, durch die Region der undurchdringlichen Wälder, bis hinab über die Moräste und schilfbedeckten Sümpfe der Ebene braust ihr Kriegsgeschrei und wieder tragen die langmähnigen Rosse die unerbittlichen Müriden Schamyl's durch die Steppe zum wilden Vernichtungskampf. Schamyl's jüngster Sieg am Kasbek, der die Gefangenschaft einer großen Zahl russischer Adelsfamilien zur Folge gehabt, hat weithin Schrecken und Bestürzung verbreitet, und der bislang von den Kaukasiern geführte **Bergkrieg** scheint sogar einen andern Charakter annehmen zu wollen, da **Tiflis**, die Hauptstadt Georgiens, immer und immer wieder als von den kecken Söhnen der Berge bedroht, bezeichnet wird.

Das mühsame Netz, mit welchem die Russen den Kaukasus umstrickt, um seine Bewohner zu unterwerfen, erhielt den ersten großen Riß, als die Russen im Laufe dieses Frühjahrs ihre von den Flotten der Westmächte bedrohten Küstenforts am schwarzen Meere, mit Ausnahme von Anapa, aufgaben und mit eigener Hand zerstörten. Der westliche Theil des Kaukasus, dessen verschiedene Völkerschaften als Adighé, Abchasen, Ubuchen, Schapsuchen u. s. w., unter dem Gesammtnamen **Tscherkessen** begriffen werden, erlangte wieder den freien Verkehr mit dem Meere, den zwar die Russen nie ganz abzuschneiden, wohl aber bedeutend zu hindern vermocht hatten. Zugleich kehrte **Sefir Bey**, der alte Tscherkessenfürst, der auf Rußlands Betrieb lange Zeit als Gefangener des Sultans in Adrianopel (ungefähr wie Kossuth in Kutahia) gelebt, in seine Heimath zurück, den alten Groll und den alten Kampfmuth mitbringend.

Die Tscherkessen, unter denen der ritterliche Stamm der Adighé allen andern voransteht, waren im Allgemeinen den Russen nicht so gefährliche Feinde wie die der Stimme Schamyl's gehorchenden Krieger. Ihre Fürsten (Pschi) und Edelleute (Work, Usden) verständigten sich selten zu größern Unternehmungen unter einheitlicher Leitung, weil ihr entschiedener Unabhängigkeitssinn sie immer mit Mißtrauen gegen die einem Einzelnen anvertraute allzu große Gewalt erfüllte. Ihre kriegerischen Unternehmungen beschränkten sich daher immer nur auf flüchtige Streifzüge und Ueberfälle, deren Schauplatz hauptsächlich die Ufer des Kuban wurden. Wie bei allen Völkern des Kaukasus wirkte neben Russenhaß und Freiheitsliebe dabei die Lust zu Raub und Beute gleich stark mit.

Da einzelne Stämme der Gebirgsvölker sich den Russen wenigstens scheinbar unterworfen haben, so begegnet man den Angehörigen derselben oft in den russischen Niederlassungen, und selbst den freien Söhnen der Wälder ist einzeln der Zutritt unverwehrt, vielleicht weil man durch die Entwickelung des großen militärischen Apparats einen heilsamen Eindruck auf sie erwartet. In der Kosakenstadt Jekaderinodar am Kuban sprechen die Tscherkessen am Häufigsten ein; der erste Blick zeigt aber, daß diese stolzen, frei um sich blickenden Männer nicht in diese schmutzigen Straßen und unter diese einkasernirte Bevölkerung gehören. Auch ist ihres Bleibens nie von Dauer, und vielleicht eine der nächsten Nächte schon gürten sie in feindlicher Absicht die Schaschka und den Kinschal um, werfen sich auf die wiehernden Rosse und reiten hinab an den Kuban. Dann rast plötzlich Tod und Verderben die Ufer des Flusses entlang; der Himmel röthet sich blutig, den Brand einer russischen Krepost (kleine Festung) oder Kosakenstanitze (Dorf) verkündend, und ehe den Bedrängten Hülfe wird, ist zumeist Alles der Erde gleich gemacht, was da Leben hat getödtet oder bereits in die Gefangenschaft nach den Bergen geschleppt. Oft auch geht jedoch der Rückzug nicht so günstig von Statten, die russischen Besatzungen in der Nähe sind alamirt worden und eine Reiterschlacht entspinnt sich in der Steppe, die in der Regel um so wüthender ist, als die Tscherkessen nur nothgedrungen ihre Todten dem Feinde überlassen. Um die Leiche eines Häuptlings zu retten, opfern sich bisweilen Hunderte dem Tode.

Dann in ihre Berge zurückgekehrt, wo sie in **Auls** von 60 bis 70 Häusern bei einander wohnen, feiern ihre Barden (Kikoakoa genannt) die Gefallenen mit Ruhmesgesängen, während der ganze Stamm den Todten die letzten Ehren erweist. Umgekehrt sind die Gebirgszüge der Russen nicht minder reich an blutigen Episoden, und der in solchen Fällen für Haus und Hof kämpfende Tscherkesse ist, in seinen Bergen und Wäldern vom Terrain begünstigt, ein desto furchtbarerer Feind. Fast verzweifelter noch als um Haus und Hof kämpft er bei solchen Gelegenheiten um seine **heiligen Räume**, gewöhnlich alte Eichen mit morschen hölzernen Kreuzen, die aus frühern Jahrhunderten herrühren, als das Christenthum in den Bergen verbreiteter war. Die jetzt, doch ohne Fanatismus, sich zum Islam bekennenden Tscherkessen halten die alten Symbole des Glaubens ihrer Voraltern fortwährend in Ehren, und oft häuften sich Wälle von Leichen übereinander, um den mächtig andringenden Russen den Besitz eines solchen heiligen Baumes streitig zu machen. Die hoch im Gebirge woh-



Tschetschenz.
Kaukasischer Tartar.
Work der Adighe mit Tochter.

Georgisches Mädchen.

Lesghier.
Immerier.
Bewohner der Kabardah.

nenden Osseten und Suaneten gehören dem Namen nach zu den christlichen Kaukasiern, haben aber Sitten und Bräuche so ziemlich mit ihren muhamedanischen Stammesgenossen gemein. Unsere Zeit hat sich darin gefallen, die Tscherkessen über die Maßen zu poetisiren, und wenn man die Usden der Adighé sieht, wie sie von untadlichen Körperformen, stolzer ritterlicher Haltung und Bewegung, feurigen Auges und gewandter Rede einhertreten, so wird man auch versucht, an die Vollkommenheit dieses Menschenschlags, bei dem Wohlbeleibtheit als entehrend gilt, zu glauben. Tapferkeit, Freiheitssinn, Liebe zur Heimath, Genügsamkeit, Keuschheit und Gastfreundschaft zeichnet, wie fast alle unkultivirten Völker, die Tscherkessen in hohem Grade aus; der Haß gegen Fremde, die Härte gegen den Feind, wird durch die Umstände erklärlich; nicht so aber die Eifersucht gegen Nachbarn und Freunde, und die Rachsucht, die häufig zu innern Stammesfehden führt und die Blutrache geheiligt hat; ebensowenig das Mißtrauen, die Verstellungskunst, und die unersättliche Habgierde, welche am Diebstahle nichts Entehrendes findet als das Sicherwischenlassen. Der nach unsern Ansichten und Grundsätzen rohe Brauch des Mädchenverkaufs in die Harems der türkischen Großen, erscheint in milderm Lichte, wenn man weiß, daß die Verkauften zumeist ein günstigeres Loos erwartet als daheim, wo sie auch nur in gedrückter Stellung leben.

Die Völker des östlichen Kaukasus unter denen die Tschetschenzen, Lesghier, Inguschen und Kasikumyken die vornehmsten sind, stehen im Durchschnitt denen des westlichen an ritterlichen Tugenden nach. Daß sie gefährlichere Feinde für Rußland geworden sind, ist das Werk des Lesghiers Schamyl Bey, dem es gelungen, eine fast geordnete Militärmacht und innere Verwaltung zu schaffen. Nächst den Tschetschenzen, die den Hauptkern seiner Macht bilden, haben sich die Männer des Lesgistan und Dagestan um den begeisterten Krieger geschaart, dessen Thaten eigentlich erst die Aufmerksamkeit Europas nach dem Kaukasus lenkten. Schamyl ist einige fünfzig Jahre alt, von mittlerm Wuchse und schlanken geschmeidigen Formen; er hat, obwohl sein Bart frühzeitig ergraute, des Körpers volle Kraft ungeschwächt bewahrt, und zu Fuß wie zu Roß thun es ihm wenige seiner Landsleute gleich. Seinen Sitz hat er im Innern der Tschetschina aufgeschlagen, umgürtet von Felsen und Wäldern; einige tausend Reiter, der Kern der Russenfeinde, sind hier zu jeder Stunde kampfbereit, und unter ihnen bilden hinwiederum die Müriden eine Art heilige Schaar als Tapferste der Tapfern. Was Schamyl mit seinen von Russenhaß, Freiheitssinn und Glaubenseifer entflammten Kriegern seit Jahren vollbracht hat, ist zu bekannt, um daß wir es hier wiederholen sollten. Uebersehen wird jedoch in der Regel dabei, daß seine Klugheit noch mehr als seine Tapferkeit zu bewundern ist, denn jener nur gelang es, die verschiedenen Stämme des östlichen Kaukasus zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen. Ueber die westlichen Stämme, die Tscherkessen, erstreckte sich Schamyl's Gewalt nie, doch scheint sich in neuester Zeit sein Einfluß mehr und mehr über den ganzen Kaukasus auszubreiten, freilich nicht ohne die Beschränkung, die er in der Eifersucht und dem Unabhängigkeitssinn der einzelnen Fürsten findet. Letzterer Umstand ist auch die Ursache, daß Schamyl vorzugsweise im östlichen Kaukasus, wo Tiflis das Hauptbollwerk der Russen bildet, seine Kämpfe führt.

Die „freien Völker" des Gebirges bezeichnen wir am Besten als zu zwei großen Heerlagern vereinigt, im Westen die Tscherkessen, im Osten die Tschetschenzen. Dagegen haben sich die in der Ebene wohnenden Kaukasier, wie die der Kabardah, seit Jahren den Russen unterworfen. Weniger begeistert für den Islam und weniger streitlustig als ihre Brüder in den Bergen, konnten sie außerdem in ihrem Flachlande den russischen Kolonnen keinen großen Widerstand entgegensetzen. Bisweilen kämpfen sie bald freiwillig, bald gezwungen selbst gegen ihre Stammesgenossen mit, doch sind sie für die Russen stets unzuverlässige Truppen und ihnen im Innern gründlich abgeneigt, so daß sie nur auf nachhaltigeres Kriegsglück Schamyl's warten, um ohne der spätern Rache preisgegeben zu sein, das russische Joch abzuschütteln. Wenn auch die Kabarden auf die Begeisterung sprühenden Aufrufe des Helden der Tschetschina dem Anschein nach meist gleichgültig blieben, so wissen sie doch denselben bei seinen Kriegszügen in ihren Ebenen Vorschub genug zum Nachtheil der verhaßten Russen zu leisten.

Dasselbe kann von den gesammten Völkern des transkaukasischen Rußlands gelten, die mit einziger Ausnahme der Armenier, überhaupt die Abneigung gegen die moskowitische Herrschaft theilen und noch lange nicht die ehemalige Unabhängigkeit verschmerzt haben. So haben die Imerier sich erst noch im Jahre 1820 in einem größern Aufstande versucht, und für alle diese Völkerschaften und Stämme kann der Moment kommen, der sie zu Verbündeten Schamyl's macht. Fiele Tiflis wirklich in die Hände der Tschetschenzen, so würde dieser Moment da sein; die neuen Bundesgenossen Schamyl's wären zwar keine den Söhnen der Berge ebenbürtige Kämpfer, denn von Armuth und der militärischen Verwaltung gedrückt sind die Imerier und ihre Nachbarn nicht mehr die streitlustigen Männer von früher, allein ein Funken des alten Geistes ist immer noch vorhanden und ihn zu wecken giebt es keinen bessern Mann als Schamyl Bey.

Die körperliche Schönheit dieser Völker, zu denen auch die Georgier, Gurier und Mingrelier gehören, scheint unter allen Verhältnissen unverwüstbar, und so sind auch die Imerier unter Schmuz und Elend und in ihren Lumpen ein herrlicher Menschenschlag geblieben. Mehr noch gilt dies von den Georgiern, die sich in ihrem reich gesegneten Lande auch in materiell besserer Lage befinden, obschon sie sonst trägen Geistes sind. Die Adighé ausgenommen giebt es kein schöneres Volk als die Georgier, und letztere haben vor jenen den Reichthum der Tracht voraus, der ihre körperlichen Vorzüge in noch glänzenderm Lichte erscheinen läßt. Ueber den dunkelfarbigen seidenen Archeluk (enger Leibrock), den ein silberner Gürtel zusammenhält, tragen sie die offenstehende Burka von rothem oder blauem Sammet, reich mit Silber gestickt und weiten fliegenden Aermeln; den Kopf bedeckt die hohe pyramidenförmige Mütze von schwarzem Schaffell; die feinen rothen enganschließenden Stiefeln reichen bis über die Knie und fangen die schwarzen faltigen Hosen auf; Schaschka, Kinschal und Pistolen vollenden den Krieger, den die Phantasie kaum vollkommener erschaffen kann.

Die georgischen Frauen, schlank und vom reinsten Ebenmaße, mit fein geschnittenen Gesichtern und großen schwärmerisch glühenden Augen gehören zu den schönsten ihres Geschlechts, nur daß es ihnen an dem Herz und Gemüth gebricht, welches wir Abendländer vorzugsweise bei dem Weibe suchen. Dem Aeußern nach strahlen die Georgierinnen in blendender Schönheit, die sie wie die Männer, durch den malerischen Anzug zu erhöhen wissen. Zuweilen sieht man sie im kurzen Sarasan, für den sie blendende Farben lieben, dann wieder in der langen weißen Tschadra, welche anmuthig den ganzen Körper umhüllt und den schlanken Wuchs reizend hervorhebt; weite rothseidene Beinkleider fallen bis über die kleinen Füßchen herab, die von niedlichen Pantoffeln umschlossen werden, und an Gang, Haltung und Bewegung lassen sie die vollendetste Pariserin hinter sich zurück. Ein Theil des günstigen Eindrucks, den diese bezaubernden Erscheinungen hervorbringen, wird jedoch immer wieder durch den Gedanken geschwächt, daß auch von ihnen die Schönsten als Sklavinnen in die Harems nach Konstantinopel wandern.

Obschon mit den Russen glaubensverwandt und dem großen nordischen Reiche seit einem halben Jahrhunderte endgültig einverleibt, sind unter den Georgiern doch noch nicht alle Freiheitsregungen erstickt, und mehr als diese und der Kampfmuth, den aufzustacheln Schamyl sich bemüht, wirken die geschichtlichen Erinnerungen unter dem Volke. Georgien hat eine sehr alte Geschichte, bekannte sich schon im Jahre 320 zu dem christlichen Glauben und hatte bis Ende des vorigen Jahrhunderts seine eigenen Fürsten. Ein Volk mit solchen Erinnerungen wird nie ganz unterjocht, und mehr als einmal seit der russischen Besitznahme hat es die verlorene Freiheit zu erlangen gesucht. Rußland, das bisher im Orient nur rohe, unkultivirte Völker zu Gegnern hatte, ging stets siegreich aus dem Kampfe hervor, allein eine düstere Saat liegt in den georgischen Landen ausgestreut, und unter den ausgebrochenen Wirren scheint sie, gepflegt von dem Helden Schamyl, verhängnißvoll aufgehen zu wollen.

Die Deutschen in Australien.*

Ankunft in Port Adelaide. — Geschichtliches über die ersten deutschen Einwanderer. — Ihre verbesserte Lage seit Auffindung der Goldlager. — Stellung der Deutschen. — Deutsche Gelehrte. — Täglich einen Thaler Ersparniß.

Nachdem wir unter dem herrlichsten Wetter den Hafen von London verlassen und unter so manchen schönen unauslöschlichen Erinnerungen den atlantischen und indischen Ocean durchschnitten hatten, erreichten wir endlich nach einer vier Monate langen Seereise mit großer Spannung und Erwartung das Ziel unserer Wünsche und kamen glücklich in Port Adelaide, dem Hafen Südaustraliens, vor Anker. Unter rührenden und herzlichen Worten löste sich das engere Band einer kurzen aber innig geschlossenen Freundschaft zwischen Gliedern dreier Nationen, die sich früher nie gesehen, während der langen Reise treulich Freud und Leid getheilt, in der neuen Heimath sich die verschiedensten Ziele ihres Wirkens vorgesteckt hatten, und bald nach allen Richtungen hin in der Kolonie zerstreuten.

War es nun mein eifrigstes Bestreben vor Allem Denjenigen meine Aufmerksamkeit und mein Interesse zuzuwenden, die mir als Deutschem in diesem fremden und neuen Welttheile am Nächsten standen, so fand ich in Kurzem Gelegenheit diesem innern Drange eine baldige Befriedigung zu gewähren, indem mir schon am ersten Tage nach unserer Landung ein biederer deutscher Landsmann und alter Ansiedler in der Provinz Südaustralien „Willkommen im Lande des Segens" mit dem Ausdruck der Herzlichkeit zurief und mich auf meinen Ausflügen in die verschiedensten deutschen Ansiedelungen der Umgegend von Adelaide begleitete.

Freundlich, zufrieden, herzlich und innig, wie ich es nur je in dem engsten Familienkreise meiner alten verlassenen Heimath gefunden, traten mir die einzelnen deutschen Familien in ihren einfachen und netten Häuschen, ihren blühenden Gärten und Fluren in ungeheuchelter Freude entgegen und erweckten ein Gefühl, das ich eben nur empfinden, nicht aber in Worten wiederzugeben vermochte. Allseitig zog ich Erkundigungen über ihr Ergehen ein, persönlich überzeugte ich mich unter den verschiedensten Ständen und Gewerben von deren Betriebsamkeit und dem daraus hervorgegangenen Wohlstande.

Wenn ich nun durch eigene Anschauung so wie durch Schilderungen glaubwürdiger und achtbarer Personen in den Stand gesetzt wurde, mir ein umfassendes Urtheil über die Zustände und Verhältnisse unserer Landsleute so wie über das Land selbst bilden und somit auch eine allgemeine Schilderung entwerfen zu können, so dürfte eine in diesen Blättern gegebene kurze Mittheilung für Manchen der Leser nicht ganz ohne Interesse sein.

Das Festland Australien, oder auch Neuholland genannt, welches nur $^1/_5$ kleiner als Europa ist, wird gegenwärtig von circa 200,000 Eingebornen (Papuan-Negern) und 500,000 Europäern, und zwar von Engländern, Schottländern, Irländern, Deutschen, einigen Holländern und Franzosen, sowie von einzelnen Chinesen und Malayen theils im Innern, theils an den Küsten bewohnt, worunter die Zahl der Deutschen ungefähr 20,000—22,000 Seelen beträgt.

Erwägt man, daß diese Bevölkerung, welche nur $^1/_3$ so groß als die des an Flächeninhalte so kleinen Königreiches Sachsen ist, bis jetzt einen ganzen Erdtheil bewohnt, der so unermeßlichen Reichthum an Mineralien, namentlich an Gold, Kupfer, Eisen, Blei u. s. w. enthält — dem großentheils eine überaus üppige Vegetation des Weidelandes eigen ist — der vor Allem aber im östlichen, südlichen und westlichen Theile ein so überaus gesundes Klima, eines der gesundesten auf der Erde, besitzt, so läßt sich keinen Augenblick verkennen, welches große Feld des Schaffens dem Eingewanderten dort offen steht, welche Geldmittel, geistige sowie physische Anstrengungen aber auch von Seiten der deutschen Colonisten dazu gehören würden, um mit den ihnen nicht nur an Zahl, sondern auch an baarem Gelde, Speculationsgeist und Ausdauer in allen Unternehmungen weit überlegenen englischen Colonisten einigermaßen Concurrenz halten zu können.

Die ersten Deutschen wanderten zuerst in namhafter Zahl zur Begründung der Provinz Südaustralien auf Veranlassung der dort sich gebildeten südaustralischen Compagnie unter Anführung des Pastor Kavel aus Klemzig in der Neumark im Jahre 1838 nach Australien aus, ihnen folgte im Jahre 1840 unter dem Geleite des Pastor Fritzsche aus Schlesien ein zweiter Zug, die sich sämmtlich in der Nähe von Adelaide, in Angas-Park und den Thälern des Barossa-Gebirges sowie im Mount-Barker-Distrikte niederließen und verschiedene kleine deutsche Plätze wie: Klemzig, Angaston, Bethanien, Langmeil, Hahndorf, Lobethal u. s. w. gründeten. Es bestanden diese ersten ausgewanderten Gemeinden aus Alt-Lutheranern, deren Motiven, aus denen sie ihr Vaterland verlassen zu müssen glaubten, mehr eingebildete als factisch vorhandene Beeinträchtigungen ihrer Glaubensfreiheiten waren. Sie hatten in ihrer alten Heimath größtentheils in den drückendsten Verhältnissen gelebt, unter denen sie selbst bei der härtesten Arbeit ihr Leben kaum fristen konnten.

Diesen ersten Uebersiedelungen folgten bald mehrere. So gingen im Jahre 1842 eine Anzahl Weinbauer aus Nassau nach dort, die sich in der Grafschaft Camden und an den Ufern des Hunterflusses in der Provinz Neu-Süd-Wales niederließen, ferner eine Anzahl deutscher Schweizer, die sich zu gleichem Betriebe des Weinbaues in der Nähe von Geelong in der Victoria-Provinz ansiedelten.

In kleinen Zwischenräumen folgten ihnen seit dem Jahre 1844 größere Auswanderungszüge, von denen sich die Meisten nach Südaustralien wendeten; die politischen Zerwürfnisse Deutschlands in den Jahren 1848 und 1849, sowie vor Allen die im Jahre 1851 entdeckten Goldlager Australiens trieben abermals bedeutende Züge von Deutschen, namentlich aus Hannover, Hamburg, Lübeck, Bremen, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, Schlesien, Westphalen u. s. w. jener fernen neuen Heimath zu.

Freilich hatten die ersten deutschen Ansiedler kein beneidenswerthes, oft sogar ein bedauerliches Loos. Ohne recht zu wissen, was sie in der neugesuchten Heimath thun sollten, aus ihren bürgerlichen Verhältnissen heraus und in das fremdartige Leben eines beinahe noch ganz wüsten Landes geschleudert, auf dem sie damals nicht nur alle und jede Bequemlichkeiten, sondern auch manche dringende Bedürfnisse zu entbehren, ja sogar noch mancherlei Kämpfe mit den Eingebornen zu bestehen hatten, war ihre Lage wirklich eine trübe, deren Hülflosigkeit bei Vielen wesentlich noch dadurch erhöht war, daß sie der englischen Sprache fast gar nicht mächtig waren und keinerlei Geldmittel in den Händen hatten, um sich mit Vortheil eine eigene Existenz gründen zu können. Da waren es, wie auch in Amerika, die Urbarmachung von Ländereien sowie der Betrieb des Acker- und Gartenbaues im Kleinen, zu denen sie die Zuflucht nehmen mußten, um mit ihren so geringen pecuniären Mitteln Dasjenige zu erzeugen, was ihnen die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens bot und eine allmälige Gelegenheit des Emporkommens dem bemittelten Engländer gegenüber in Aussicht stellte.

Und unter diesen beschränkten und einfachen Verhältnissen erbauten sie doch nach und nach kleine Städte und Dörfer, die sie mit deutschen Namen, bisweilen mit denen ihrer verlassenen Heimath, belegten und schufen aus Wäldern, wüsten Stätten die üppigsten Aecker und blühendsten Fluren. Unwillkürlich bewunderten die Engländer den enormen Fleiß und die rastlose Thätigkeit ihrer deutschen Mitcolonisten und fühlten recht wohl — eingedenk dessen, daß der riesige Aufschwung der nordamerikanischen Staaten den wesentlichsten Hebel in der Verbindung deutscher und englischer Kräfte gefunden, — daß auch in Australien nur durch Hülfe der Deutschen und nur ein vereintes Wirken beider Nationen zu einem allseitigen und baldigen Gedeihen der Colonien führen konnte. Denn während sie selbst der Sprache mächtig und mit den dortigen Verhältnissen vertrauter waren, um durch allseitige Associationen sowie durch Handel und Speculationen ihre mitgebrachten Fonds zu vervielfachen, blieben allerdings den guten braven Deutschen die schweren und mühseligen Arbeiten im Urbarmachen und Cultiviren des Bodens.

* Der Verfasser dieser ersten Skizze, welcher bald noch mehre folgen werden, ist sächsischer Arzt und erst vor einigen Wochen aus Australien zurückgekehrt, wo er mehrere Jahre lebte, und wohin er wahrscheinlich auch zurückkehren wird. Die Redaktion.

In neuerer Zeit indeß, und namentlich seit Entdeckung der Goldlager, belohnt sich durch das Hinzuströmen so vieler tausend Menschen der Fleiß jener ehemals so gedrückten deutschen Colonisten in wahrhaft reichlichem Maße, indem sie jetzt, wo Lebensbedürfnisse und Erzeugnisse des Ackerbaues gesuchter und um Vieles theurer als früher sind, ergiebige Gärten, Felder und Viehheerden besitzen, aus denen sie nun mit leichterer Mühe und mit dem Gefühle der Genugthuung die goldenen Früchte ihres zeitherigen Fleißes und Schaffens ernten. Erst jetzt läßt sich darüber urtheilen, was die Deutschen in Australien für das gesammte Emporblühen der Colonie sind und gelten.

Um dem Leser eine nähere Einsicht in die dortigen Zustände zu ermöglichen, sei vor Allem erwähnt, daß alle nach Australien Ausgewanderten moralisch jedenfalls viel höher stehen, als ein größerer Theil von Denen, welche Amerika zu ihrer neuen Heimath wählten, und daß die Verhältnisse Amerika's, die wir hier doch ziemlich genau kennen, für die in Australien obwaltenden gar nicht maßgebend sind. Während nach Amerika früher so viele moralisch bankerotte Personen, Zuchthauscandidaten aller Art, Bummler, Vagabunden und Proletarier — natürlich mit vielen ganz ehrenwerthen Ausnahmen — wanderten und dieses Land gewissermaaßen zum Sammelplatze von Verbrechern machten, die sich theils dem Untergange, theils den sie in Europa bedrohenden Strafen zu entziehen suchten, während namentlich im Westen Amerika's rein gesetzlose Zustände und nicht selten eine empörende Lynchjustiz herrschen, Person und Eigenthum oft keinen Augenblick sicher sind, findet in Australien von allen diesen Zuständen ein höchst erfreuliches und wohlthuendes Gegentheil statt, indem man dort nicht nur auf gute Empfehlungen, die der Eingewanderte von den Behörden oder distinguirten Personen seiner von ihm verlassenen Heimath etwa mitbringt, so viel Gewicht legt, sondern auch Gesetz und Ordnung neben einer äußerst wohlthuenden bürgerlichen Freiheit ebenso streng handhabt wie in England, und das Tochterland Australien ganz nach englischen Gesetzen regiert und verwaltet wird.

Die Deutschen genießen in Australien nicht nur von den Engländern alle Achtung, sondern auch jedmöglichen Schutz der Regierung, und sofern sie sich naturalisiren lassen, der britischen Krone den Unterthaneneid leisten, auch dieselben Rechte wie die Engländer selbst. Von allen Seiten wünscht und begünstigt man ihre Einwanderung in Australien, und sind es namentlich Acker-, Garten-, Wein- und Seidenbau, deren Productionsweisen den Engländern in ihrem Mutterlande theilweise gänzlich unbekannt sind, für welche man geübte und befähigte deutsche Kräfte sehnlichst wünscht und erwartet. Allerdings ist jene allgemeine Achtung sowie das Willkommensein in Australien nicht hinreichend, um die Deutschen dort auf diejenige Stufe der öffentlichen Geltung zu bringen, von welcher man sagen könnte, sie ständen den Engländern in jeder Beziehung gleich. Wenn ihnen auch vor der Hand die Aussicht benommen ist, öffentliche Anstellungen zu erhalten, wenn ihnen selbst der Vortheil, so schnell wie die Engländer zu einem großen Vermögen zu gelangen, abgeht, so muß man, um gerecht zu sein, doch zugestehen, daß daran weder die englische Regierung noch die englischen Colonisten, sondern unsere guten Landsleute selbst die meiste Schuld tragen. Während die englische Regierung so beträchtliche finanzielle Opfer zum Besten des Tochterlandes Australien bringt, und es kaum im Interesse der deutschen Regierungen liegen dürfte ein Gleiches zu thun, so mag es dem Gouvernement in Australien um so weniger verdacht werden, wenn es die für die Colonien nöthigen Beamten aus der Nation des Mutterlandes nimmt, da außerdem noch die meisten Deutschen weder der englischen Sprache vollkommen mächtig sind, noch sich naturalisiren ließen und den britischen Unterthaneneid leisteten.

Wenn ferner von England aus ganz intelligente Leute nach Australien übersiedeln, während dies bis jetzt aus Deutschland großentheils nur einfach gebildete Handwerker und Landbauer thaten, so mag es wiederum nicht Wunder nehmen, wenn sich die dortige deutsche Bevölkerung bis jetzt mit wenigen Ausnahmen — wie Dr. Ludwig Leichardt als großer Naturforscher und Entdeckungsreisender, Menge als ausgezeichneter Geolog und Mineralog, Meyer als thätiger Missionär und Sprachforscher unter den Papuannegern, Dr. Beier als hochgeschätzter und berühmter Arzt, Friedrich Gerstäcker als thätiger und unternehmender Entdeckungsreisender, und Andere mehr — durch außerordentliche Leistungen verewigen und auszeichnen konnte.

Wenn ferner von England aus viele reiche Kapitalisten nach Australien gehen und alle erdenklichen großartigen Speculationen mit dem größten Eifer und mit Umsicht in's Werk setzen, ohne ängstlich daran zu denken, daß sie möglicherweise Etwas verlieren könnten, die meisten deutschen Einwanderer dagegen Wenig oder gar Nichts aus der alten Heimath mitnehmen als das Passagegeld, somit dort auch Nichts an's Land brachten und die deutschen Kapitalisten ruhig zu Hause bleiben, so kann es abermals nicht befremden, wenn die deutschen Ansiedler wiederum diejenigen es waren und sind, welche nur kleinere Speculationen ausführen, demnach ein wirkliches Vermögen nur langsamer als jene Geldbegabten erwerben können.

Wenn endlich die meisten der angesiedelten Engländer, namentlich die wohlhabenden, vermöge des ihnen inwohnenden Nationalgefühles, sich zu jedem Unternehmen willig und ohne mißtrauische oder neidische Bedenken gegenseitig die Hände bieten und associren, so sind es wiederum die Deutschen, die häufig in Australien aus Mangel allen Nationalgefühls sich nicht nur fremd bleiben, sondern sogar, wie überall, sich uneinig und neidisch untereinander selbst benehmen. Eifrig waren die dortigen Herausgeber deutscher Zeitschriften bemüht, unter ihren Landsleuten ein gleiches segenbringendes Nationalgefühl zu erwecken, sie unter sich zu einer kräftigen und stolzen Nation, worauf sie durch ihren Fleiß, rastlose Thätigkeit und Mäßigkeit wohl Anspruch machen können, zu vereinigen und zu gegenseitigen Associationen aufzumuntern, — allein auch diese Bestrebungen waren vergebens. Sieht auch jeder einzelne Deutsche alle diese Uebelstände, die ihn und seine übrigen Landsleute dem Engländer hintenan stellen, wohl ein, so hat er doch eben in Ermangelung eines nationalen Charakters und Stolzes weder die Lust noch den Willen sich persönlich mit Energie einem dem Interesse Aller so sehr zuwiderlaufenden Uebelstande entgegen zu treten und abzuhelfen. Jeder arbeitet dort im Interesse seines eigenen Herdes und meint, sei es doch genug, wenn er sich wohl befinde und Vermögen erwerbe, wozu noch Dinge unternehmen, die außerhalb seiner persönlichen Vortheile und seines Wirkungskreises liegen würden.

Sind diese Mißverhältnisse unter einem großen Theile der dortigen deutschen Bevölkerung vorherrschend, so muß ich doch rühmend hervorheben, daß es auch eine ziemliche Anzahl Deutscher in Australien giebt, welche nicht nur an Intelligenz, Reichthum, öffentlicher Geltung u. s. w. selbst hervorragende englische Persönlichkeiten überflügeln, sondern auch in ihren Spekulationen gegenseitig sich ebenso treu unterstützen, wie es die Engländer thun, und mit Letzteren in innigem und großartigem Geschäftsverkehre stehen.

Trotzdem, daß alle oben erwähnten Uebelstände unter einem großen Theile der Deutschen bestehen und wesentlich hindernd auf ihr allseitiges finanzielles Gedeihen einwirken, so befindet sich doch der Einzelne wie die Gesammtmasse wohl. Und so lange Sparsamkeit und Fleiß (die zeitherigen großen Vorzüge und Tugenden der deutschen Colonisten vor den Engländern in Australien) ihn nicht verlassen, können nur außergewöhnliche Verhältnisse, wie z. B. eine langwierige Krankheit, im Stande sein, ein Zurückgehen des Einzelnen herbeizuführen. Denn in einem Lande, wie Australien, wo seit drei Jahren keine Stunde lang Mangel an Arbeit und Verdienst ist, wo Jeder, selbst der Steinklopfer, so gut bezahlt wird, daß er, bei kräftiger Fleischkost und einem Glase Bier oder Branntwein, täglich noch mehr wie einen Thaler als gespartes Vermögen zurücklegen kann, — in einem solchen Lande ist es ohne Verschwendung rein unmöglich zurückzugehen anstatt vorwärts zu kommen. Es besitzt dieser bis jetzt so glückliche Erdstrich weder factische Arme noch Bettler, da sogar halbe Krüppel, denen eine schwere Arbeit unmöglich ist, wie schon erwähnt, noch Chausseesteine klopfen und ohne zu darben, sich ein kleines Kapital für ihr Alter zurücklegen können.

Erwägt man außerdem, daß in Australien ein Jeder, ohne genirt oder minder als vorher geachtet zu sein, sich seinen Erwerb und seine Beschäftigung, die ihm gewinnbringend scheint, wählen kann, wie er will und in jedem Fache der Arbeit, sofern er fleißig ist, vom Publikum die nöthige Achtung genießt, daß ferner jede thätige Hand ein schätzbares Kapital ist und das Feld für ein riesiges Schaffen noch viele Jahrhunderte offen stehen wird, daß

endlich jeder Arbeiter, jeder Professionist nach gelieferter Arbeit sogleich seinen Lohn empfängt, weder Abzüge noch Kredit, wie diese den Professionisten oft in Europa niederdrücken, üblich sind, so leuchten jene fast durchgehends günstigen Verhältnisse der Deutschen in Australien wohl ein. Auch befinden sich alle diejenigen unserer Landsleute, welche die trüben Perioden Australiens vor dem Jahre 1844 und vor 1851 dort durchgemacht haben, jetzt im Allgemeinen wohl und zufrieden, und ergiebige Aecker, Gärten und Weinberge, schöne zahlreiche Viehheerden, gewinnbringende Gewerbs- und Handels-Geschäfte sind die Früchte ihrer damaligen Sparsamkeit, ihres Fleißes und ihrer Ausdauer. Die Meisten haben sich fast gänzlich von dem, was man Deutsch nennt, getrennt, sie reden die englische Sprache, sie beobachten englische Sitten und Gebräuche, sie haben durchgehends den, namentlich von den Engländern so sehr geehrten Sinn für Recht und Gesetz, sie lassen ihre Kinder in deutschen und englischen Schulen erziehen, nur Wenigen klebt der deutsche Philister mit seiner bisweiligen Engherzigkeit noch an, und die Sympathien für ihr verlassenes Vaterland sind im Ganzen sehr gering.

F. Neudörfer.

Große Werke kleiner Meister.

Wenn auch nicht mehr als unerreichbare Vorbilder, so staunen wir doch immer noch als riesenmäßige Werke der kleinen Menschenkinder die Pyramiden Aegyptens an, die ewigen Denkmale pharaonischen Despotenthums. Und doch, was sind sie im Vergleich zu den Werken mancher kleinen Wesen, welche weder von einem despotischen Willen noch durch freie Verabredung dazu getrieben werden?

„Mit vereinter Kraft" müßte zwar die Ueberschrift lauten, wenn man der Göttin des Aktienwesens auf Aktien Tempel bauen würde; aber in Fleisch und Blut ist dieser weltbewegende Grundsatz dem Volke doch noch nicht gedrungen; sonst würde manches dem Einzelnen und selbst Vereinen von Vielen Unerreichbare nicht mehr zu den frommen Wünschen zählen.

Die Natur, so verschiedentlich aufgefaßt, bald als allgemeiner großer Brotschrank — bald als Betstübchen, ist doch erst noch Wenigen ein Vorbild zu gemeinsamem Handeln. Es sei uns darum gestattet, die Natur einmal von dieser Seite unseren Lesern vorzuführen.

Wenn der hungrige Goldsucher von Californien nach dem noch goldreicheren Neuholland unter dem Glutstrahl der Aequatorsonne segelt, so geräth er etwa von dem 160. Längengrade an in ein wahres Meer kleiner Inseln. Auf der Landkarte steht hier über eine dichte Gruppe nicht viel über punktgroßer Inselchen hinweg der Name Polynesien, was „viele Inseln" bedeutet. Der Seefahrer befindet sich hier mit seinem zerbrechlichen Fahrzeuge in einer gefährlichen Lage. Er befindet sich aber auch in einem an Wundern wie an verborgener Schönheit reichen Gebiete. Vom hohen Mastkorbe überschaut er oft mit Einem Blicke ein wahres Saatfeld kleiner Inseln. Flach wie auf dem Meere schwimmende Blätter sind sie mit einem weißen Kranze der schäumenden Brandungswellen gesäumt, vor deren Anstürmen sich die Kokospalme, die Herrscherin dieser wunderbaren Eilande, vom Rande der Inseln mehr nach dem Mittelpunkte zurückzieht, zwischen sich und dem Meere einen erstorbenen Küstensaum lassend.

Bei der Beschreibung dieser Inseln stimmen alle Reisende, welche offenen Herzens für die Natur sind, in Bewunderung überein. Der reisende Naturforscher findet in ihnen einen staunenerregenden Anlaß zum Nachdenken über ihren wunderbaren Ursprung. Die mächtigste Gewalt hat sich mit fast unsichtbar kleinen Wesen verbunden, um diese Inseln aufzubauen: der Vulkanismus und die Korallenpolypen. Als Dritter im Bunde gesellt sich zu ihnen das Meer, bereitwillig diese kleinen Theilchen seines unermeßlichen Gebietes aufgebend, indem es aus seinem Schooße Sand, Schaalthiere und die festen Ueberreste allerhand anderen Gethieres hinaufspült, um den neugeborenen Boden zu erhöhen. Dann führt es auch Saamen mancherlei Art herbei, um sie in dem jungfräulichen Boden Wurzel schlagen zu lassen, vor allem die nährende Kokosnuß und die steinharten Saamen anderer Palmen. Die Vögel, die rüstigen Wanderer, bleiben dann nicht lange aus und zuletzt kommt auch der Mensch mit seinem Gefolge von Hausthieren und nimmt das stille Eiland aus der Hand des Meeres in Besitz.

Das Meer ist ruhig und ladet uns zum Besuch einer dieser Inselchen ein. Je näher uns das schaukelnde Boot bringt, desto mehr glauben wir die schlanken Kokospalmen seien aus dem Meeresgrunde selbst heraufgewachsen, denn die kräuselnde Brandung verdeckt mit ihrem schneeweißen Schaumstreifen das kaum fußhohe Land. Nach langer Fahrt um das schaumumgürtete Eiland sehen wir plötzlich eine Einfahrt sich öffnen. Die Insel ist blos ein kaum eine halbe Stunde breiter runder Landgürtel, der an einer Stelle offen ist. Wir rudern hinein und wie durch Zauberei befinden wir uns da in einer neuen Welt. Vor uns liegt der glatte Spiegel eines großen Landsees, dessen Ufer ringsum mit Palmen umsäumt ist. Heilige Stille umfängt uns; kein Wellchen kräuselt den krystallnen Spiegel, über den unser Boot lautlos dahin gleitet. Ein neues Wunder! Wir sehen um uns in seichter Tiefe einen tausendfarbigen Blumengarten den Meeresboden bedecken; denn das Meer trat ja mit uns in das Thor, und es ist kein Landsee, auf dem wir fahren. Doch wo ist der Blumenflor so plötzlich hin? Flohen die zarten Kinder dieses Thetisgartens vor dem eben recht laut auffallenden Ruderschlage unserer Bootsleute?

Es ist so. Denn die Blumen sind die Millionen Korallenpolypen, welche erschreckt in die kleinen Gemächer ihrer baumartigen Gebäude zurückfuhren.

Trunken von der wunderbaren Schönheit betreten wir das Land. Unser Fuß steht auch hier auf Korallen. Die heiße Sonne und die tropischen Regengüsse haben sie zerbröckelt und daraus einen von Thieren bereiteten Boden für die Pflanzen geschaffen. Da ist kein Stein und kein Fels; alle Steine des Bodens waren einstmals die Gehäuse von Thieren, deren Stoffe das Seewasser, aus dem sie stammten, längst wieder in sich aufgenommen hat.

Wir können nicht müde werden, diesen wundervollen Schauplatz der Thätigkeit so kleiner Thiere zu untersuchen. Die Lagune, so nennt man den scheinbaren Landsee, hat eine unbedeutende Tiefe, aber das äußere Ufer, welches nach dem Meere zu liegt, fällt schnell zu ungeheuerer Tiefe hinab. So ist denn die Insel mit ihrer Lagune die breite oben ausgehöhlte Kuppe eines hohen Berges, der von des Meeres tiefunterstem Grunde heraufragt und dessen flacher Gipfelumkreis eine Oeffnung hat, so daß er nun den geöffneten Landgürtel dieser sonderbaren Insel bildet? Genau so ist es.

Aber einst lag dieser Berggipfel, ohne Zweifel ein ehemaliger Vulkan, tief unter dem Meeresspiegel. Da siedelten sich auf ihm die kleinen wunderbaren Bauleute, die Korallenpolypen an. Sie fügten seiner Höhe allmälig und unabläßig etwas hinzu. Allein sie würden sicher aufgehört haben, als sie an dem Tiefpunkte angekommen waren, bis über welchen hinaus sie sich dem Meeresspiegel nicht nähern. Sie können ja eben nur im Meerwasser gedeihen. Wie also ist es gekommen, daß sich die Koralleninsel, die sie ist, über den Meeresspiegel erhoben hat? Der Berg, dessen Kuppe sie bildet, wurde von der Macht des Vulkanismus, welcher im Innersten der Erde thront, langsam und in einem Menschenalter wohl kaum bemerkbar, in die Höhe gehoben, wie es eben so mit der norwegischen Küste der Fall ist. Noch ehe sie den Meeresspiegel ganz erreicht hatte, spülten die sturmbewegten Wogen aus dem Meeresgrunde abgebrochene Korallenstücke, Schaalthiergehäuse und andere feste Körper darüber hin und halfen das Werk der vulkanischen Thätigkeit beschleunigen. So wird vielleicht einst auch die Lagune verschwinden, entweder aus ihrer Mündung in's Meer auslaufen, oder allmälig austrocknen. Bei vielen dieser Koralleninseln, die man Atolls nennt, ist dies auch geschehen.

Viele dieser Atolls sind also durch Beseitigung der Lagunen zuletzt vollkommene Inseln geworden. Bei anderen dagegen ist der die Lagune umschließende Landgürtel in zahlreiche kleine Inseln aufgelöst, so daß statt Einer Insel ein Kranz kleiner Inseln

vorhanden ist, deren untermeerischer Zusammenhang sich aber durch die kreisförmige Anordnung zu erkennen giebt.

Weit von Polynesien gegen Westen gelegen findet sich ein ähnliches Inselmeer von beschränkterer Ausdehnung; es ist das Inselmeer der Malviven, in welchem man auf einem Flächeraum von nicht viel über 6 Grad Durchmesser über 1200 solcher Koralleninseln oder Atolls zählt.

Wenn solche Koralleninseln durchaus das Werk der Polypen sind, welche sich auf den Kuppen untermeerischer Berge, die der Vulkanismus zuletzt über den Meeresspiegel emporschob, ansiedelten, so ist die Betheiligung dieser kleinen räthselhaften Wesen an der Vergrößerung der festen Erdoberfläche nicht hierauf beschränkt. Fast alle steil in das Meer abfallenden Küsten südlicher Breiten finden sich von Korallenriffen bedeckt, die man Strandriffe nennt, wenn sie unmittelbar auf der Küste aufsitzen, Kanalriffe dagegen, wenn zwischen ihnen und der Küste noch ein kanalartiger Meeresstreifen bleibt.

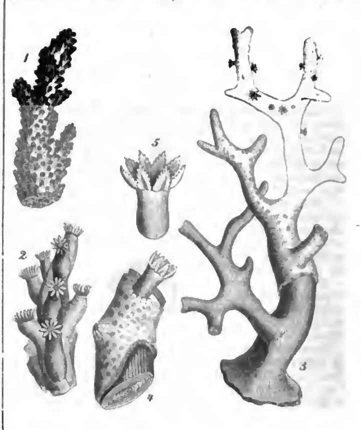
Diese wunderbaren Bauten sind nicht erst in der gegenwärtigen Epoche des Erdlebens entstanden. Viele Marmorarten sind nichts anderes als ehemalige Korallenbänke, und der Coralrag der Juraformation ist eine Korallenbank, welche sich weit über große Gebiete Mittel-Europa's ausdehnte, als das ruhige Jurameer es noch bedeckte, aus welchem sich allmälig jene ungeheuern Felsschichten absetzten, welche den Jura und die schwäbische Alp zusammensetzen.

Die erfinderische Natur hat für ihre Phantasie in den Formen der Polypenstöcke, wie man die Korallen nennt, einen weiten Spielraum gehabt. Zwischen centnerschweren halbkugeligen Massen der Mäandrinen, die bis in das Innerste zierlich angeordneten Colonien von Millionen kleiner Wesen, bis zu dem zarten moosartigen Polypenstock der Moosthierchen (Bryozoen) findet sich eine lange Kette der verschiedensten Formen und der Grade der Ausprägung.

Bis 1725 galten die Korallenpolypen für räthselhafte Doppelwesen, nach Innen für Steine, nach Außen für Pflanzen; und als Peyssonnel der französischen Akademie der Wissenschaften einen Aufsatz über deren thierische Natur eingereicht hatte, so glaubte der Berichterstatter, der berühmte Réaumur, aus Schonung den Namen des Urhebers dieser so ganz und gar für verkehrt gehaltenen Ansicht verschweigen zu müssen. Erst als 1740 das berühmte Buch von Abr. Trembley über einige der wenigen Süßwasserpolypen erschien, gelangte Peyssonnel's Entdeckung zu ihrer vollen Geltung und Anerkennung. Heute enthält ihre Naturgeschichte kaum noch eine dunkle Partie.

Vielleicht kommen wir ein ander Mal auf die so wunderbare und so bedeutungsvolle Lebensweise und Organisation dieser „kleinen Meister großer Werke" zurück. Für heute fügen wir nur noch einige Worte über die beigegebene Abbildung hinzu.

Fig. 3—5 stellt die bekannte Edelkoralle, Corallium rubrum, dar, die in dem von Italien, der südfranzösischen, spanischen und algierischen Küste eingeschlossenen Theil des Mittelmeeres gefunden wird, um aus ihrem harten und vollkommen dichten, scharlachrothen Stocke Perlen und andere Schmucksachen zu drehen. Er ist ursprünglich mit einer weichen, korkartigen weißlichen Rinde bedeckt, — welche an der unteren Hälfte der Fig. 3 entfernt ist — in welcher die blumenähnlichen kleinen Polypen in kleinen Höhlen leben. Bei Fig. 5 sehen wir ein noch berindetes Stückchen vergrößert dargestellt mit zwei Polypen, von denen der Eine ausge-



streckt, der Andere in seine Höhle zurückgezogen ist, so daß man unter der kleinen warzenartigen Erhöhung die zierliche Thierblume kaum vermuthet. Einen wesentlicheren Antheil an der Erbauung der Korallenriffe nimmt die artenreiche Gattung der Madreporen. Fig. 1 zeigt uns ein kleines Aestchen von Madrepora abrotanoides, und Fig. 2 einen ganz kleinen Theil desselben vergrößert mit den Polypen, welche nicht in einer Rinde, sondern in röhrenartigen Hervorragungen des ganz steinartigen Stockes leben.

Pariser Bilder und Geschichten.

George Sand.

Sehen Sie, das ist sie! Jene Frau dort, mit den dunklen großen Augen, mit dem bleichen trauernden Gesicht, so schlicht und natürlich, so viel Ernst und Ruhe im ganzen Wesen, das ist sie, die George Sand, die größte Schriftstellerin unserer Zeit, die sogenannte Emancipirte, vor der in Deutschland die zimperlichen Damen ein Kreuz schlagen. Von ihr will ich Ihnen erzählen!

Sie stammt aus königlichem Geblüte. Ihr Ahnherr ist August II. von Polen. Aus seiner Verbindung mit der reizenden Gräfin von Königsmark erwuchs der berühmte Moritz von Sachsen, einer der bedeutendsten Feldherren seiner Zeit, der französische Dienste nahm und im Jahre 1736 zum Lohn für seine Thaten gegen Deutschland den Marschallstab erhielt. Er verliebte sich in eine berühmte Schauspielerin jener Zeit, heirathete sie trotz aller Einwendungen seiner Familie sowohl als seiner Freunde und Beschützer, und diese gebar ihm eine Tochter, Maria Aurora, die sich um 1739 mit dem angesehenen schwedischen Grafen Arvid Bernhard von Horn verehelichte. Nach drei Jahren aber schon Wittwe, zog sie sich zu den Frauen des Abbaye-aux Bois zurück, wo sie durch ihren ausgezeichneten Geist und ihre Anmuth einen kleinen Hof um sich bildete. Der Generalpächter, Herr Dupin, suchte ihre Gunst und gewann ihr Herz und ihre Hand. Ein Sohn, der aus dieser Ehe entsprossen, Maurice Dupin, der sich im Jahre 1793 als Freiwilliger anwerben ließ und unter dem Kaiserreich bis zum Grade eines Obersten stieg, war der Vater der berühmten Dichterin, die im Jahre 1805 zur Welt kam und ursprünglich Maria Amantina Aurora Dupin geheißen ward. Er starb an einem Sturz vom Pferde.

Sie wurde von ihrer Großmutter auf dem Schlosse Nohant, in einem der reizendsten Thäler von Berri gelegen, erzogen, und als diese starb, ward die kleine Aurora in das Kloster der „Engländerinnen" in Paris gegeben, damit ihre Erziehung daselbst vollendet werde.

In einem Alter von siebenzehn Jahren, ohne alle Erfahrung, ohne alle Kenntniß der Welt und des Lebens, ward sie mit dem ergrauten Landwirth, dem Baron von Dudevant, vermählt, dem sie 500,000 Franken als Mitgift zubrachte. Die unglückselige Ehe mit dem alten, wenig zarten, dem Landbau und der Viehzucht allein zugewendeten Baron gab der edlen Frau für ihr ganzes Leben Schmerz und Kampf, der vielleicht der Welt die große Dichterin, gewiß aber ihren Werken jenes Gepräge und jene Richtung gegeben, die so viel Mißdeutungen und Anfechtungen, freilich auch Bewunderung und Vergötterung gefunden. Da sie das Leben in der Nähe ihres Gatten nicht ertragen konnte, entfloh sie, ihm ihr Vermögen und ihre beiden Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, zurücklassend, und nichts weiter als eine tiefe, brennende Wunde mit sich nehmend. Sie ging nach Paris, bezog dort eine kleine Dachstube auf dem Quai St. Michel, und da sie keine Mittel hatte, ihr Leben zu fristen, versuchte sie anfangs durch Malen das Nothwendige zu gewinnen, und als dieses nicht gelang, vertauschte sie den Pinsel mit der Feder. Herr Latouche, der Redakteur des „Figaro", druckte ihre ersten Artikel. Darauf schrieb sie gemeinschaftlich mit Jules Sandeau, ihrem intimsten Freunde in Paris einen Roman: Rose und Blanche oder die Schauspielerin und die Nonne. Auf die Empfehlung des Herrn Latouche zahlte ihnen ein alter Buchhändler 400 Franken für das Manuscript. „Indiana" war der erste Roman der George Sand; er wurde mit 600 Franken von Herrn Roret honorirt und hatte einen außerordentlichen Erfolg. Um diese Zeit nahm George Sand Männerkleider, nicht im Entferntesten aus Emancipationsgelüsten, wie allgemein verbreitet ist, sondern um mit ihrem Freund Sandeau ungestört umherstreifen und wohlfeiler in's Theater gehen zu können. Auf Indiana folgten andere Erzählungen, welche in Kurzem Weltberühmtheit erlangten.

George Sand kam in Mode, die Pariser, von der Neuheit der Erscheinung und von dem Glanze dieses künstlerischen Talentes angezogen, suchten die Dichterin huldigend auf und drängten sich um sie. Aber je größer die Erfolge von der einen, desto heftiger, desto unerbittlicher die Angriffe, die Verfolgungen von der andern Seite. Weil sie die geistigen und materiellen Conflicte in der Ehe, weil sie die Mißbräuche schilderte, welche mit dieser heiligen Einrichtung getrieben werden, weil sie die Entwürdigung derselben durch Beimischung gemeiner Elemente, die ihr ferne bleiben sollten, schilderte, und auf Läuterung derselben drang, warfen ihr die Tartüffes aller Länder, welche sich den Anschein sittlicher Entrüstung geben wollten, vor, daß sie auf Abschaffung der Ehe, auf Zerstörung der Familie hinarbeiten wolle. Sie hat am Besten durch die That diese fanatischen, unhaltbaren Anklagen widerlegt. Durch einen gewonnenen Prozeß gegen den Baron von Dudevant in den Besitz ihres Vermögens und ihrer Kinder gelangt, hat sie stets mit diesen und für diese gelebt. Sie hat ihre Tochter an einen achtbaren Mann verheirathet, der sie fort und fort alle möglichen Opfer bringt, und von der sie Undank als Bezahlung empfängt. Sie ist bemüht, ihren Sohn auf eine würdige Weise zu verehelichen, und welches Ziel sie bei diesem Streben vor Augen hat, mag ein Zug andeuten, der das ganze Wesen der Dichterin so wie die Feindseligkeiten gegen sie charakterisirt.

Sie hat eine Cousine, die Frau eines armen Schneiders, Namens Brault. Madame Adele Brault hat eine Tochter, in welcher die Dichterin eine anziehende Persönlichkeit liebgewann. Sie nahm das Mädchen zu sich auf ihr Schloß Nohant, um sie geistig und physisch zu pflegen. Gewiß ein menschenfreundliches Werk, das bessern Dank verdient hätte, als es gefunden.

Sie schrieb, nachdem sich das Mädchen einige Zeit bei ihr aufgehalten, diesen authentischen Brief an Madame Brault.

„Theuere Adele! Unser liebes Kind befindet sich außerordentlich wohl, und vergnügt sich wie ein Kind, das Ferien hat. Ich bin ihr dabei auf's Beste behülflich. Wir jagen umher wie die Zigeuner. Ich bewirthe sie mit guter Luft, mit gesunder Kost und gutem Weine, kurz, ich glaube, daß sie sich's gar nicht besser wünschen kann, als ihr der gegenwärtige Augenblick bietet, und ich möchte ihr diesen immer verlängern. Wie fange ich dieses an. Ich bin sehr in Verlegenheit. Wenn Moritz * nur etwas älter wäre, könnte ich hoffen, sie zu verheirathen, und dieses ist mein sehnlicher Wunsch. Sie hat Alles für sich: Schönheit, Güte, Jugend, Offenheit, Adel und Einfachheit des Gemüths. Ich weiß wohl, daß sie Moritz entzückend findet, und daß er sie zärtlich liebt. Allein er fühlt es wohl, daß diese Liebe für's ganze Leben dauern oder unterdrückt werden müsse; und wenn er sich zu ihr hingezogen fühlt, geschieht es wie zu einer Schwester, so lange er sich nicht von einer ältern Leidenschaft in seinem jungen Herzen geheilt fühlt. Er sprach mit mir, er sagte mir, daß er nur für Ein Weib Liebe fühle, die ich kenne und die ihm nie gehören kann. Seine Liebe ist unglücklich, voll Entsagung und dazu alljährlich durch lange Trennung geschwächt. Ich halte sie keineswegs für unverwüstlich. Handelte es sich blos um flüchtige Liebe zu Augustinen, so bin ich gewiß, daß diese erfolgen würde. Ich habe ihm jedoch erklärt, was ich von ihm erwarte. Daß er sie nämlich heirathe, wenn er sie ernstlich liebt, daß er sich aber hüte, sie nur zur Hälfte zu lieben. Als ich diese Unterhaltung mit ihm hatte, war er eben aus Paris gekommen, und hatte das Herz noch voll von dem Bilde, das er kürzlich gesehen. Wie ich es erwartet, konnte ich mit seiner ehrenhaften Gesinnung zufrieden sein; allein er wies ängstlich den Gedanken an eine eheliche Verbindung zurück. Seit jener Zeit war er nicht mehr so traurig und gequält, als er jedes Jahr gewesen, wenn er sich von Frau * * * trennte. Er ist im Gegentheil von unbegränzter Lustigkeit und lacht mit Augustinen und seiner Schwester von Morgen bis Abend. Ich bemerke wohl, daß die alte Leidenschaft nicht allzu heftig ist, und daß er sie wird vergessen können.

„Das reicht jedoch nicht hin, meine Theuere, es ist der Entschluß erforderlich, in das ernste Leben zu treten, sich entschieden auszusprechen, um seinen Vater zu einer Einwilligung zu bewegen, die nicht ohne Schwierigkeit erzielt werden wird. Denn der Vater hängt am Gelde und würde eine Heirath aus Neigung tadeln. Es sind endlich Geschmack am Ehestande und der Vorsatz unbedingter Treue erforderlich, die man bei einem Manne von zweiundzwanzig Jahren kaum findet, es wäre denn im Falle übermäßiger Leidenschaft. Das sind wohl hinreichende Hindernisse, welche besiegt werden müssen. Doch sehe ich in alle Dem nichts Unüberwindliches, nichts Verzweifeltes. Moritz hat im Grunde einen geordneten friedlichen Charakter, er hat nicht im Mindesten Hang zu Prunk und Ausschweifung. Er hat nie eine Thorheit begangen und wird es wohl auch nicht; es wäre denn, daß er gänzlich umschlägt. Er liebt über Alles, die Familie und das Familienleben. Er hat für seine friedliche Häuslichkeit, eben so wie für seine Mutter eine ruhige, aber dauernde Anhänglichkeit. Wie ein wahres Weib liebt er Kinder. Er ist von glücklichem, gleichmäßigem, besonnenem und zugleich heiterm Naturell, welches ihn gewiß nicht zu stürmischen Liebschaften nach Außen treiben wird. Er ist nirgends glücklicher als zu Hause bei der Arbeit, bei zurückgezogener, regelmäßiger Beschäftigung. Dieses glückliche Temperament läßt vorhersagen, daß er in Augustinen Alles, was er an Sanftmuth, Heiterkeit und Einfachheit wünschen kann, finden muß. Ich sehe klar, ich beobachte und erkenne, daß sie das Weib ist, welches ihm in jeder Hinsicht entspricht, weil sie mäßig und bescheiden erzogen, für stilles Glück nicht abgestumpft ist, und keine Laune haben wird. G. Sand."

Dieses vertrauliche Schreiben an eine Verwandte, dem man es wegen der Nachlässigkeit des Styls sowohl, als wegen des bürgerlichen alltäglichen Tones auf den ersten Blick ansieht, daß bei dessen Abfassung nicht an die Oeffentlichkeit gedacht wurde, beweist besser als jeder Anwalt, als jede Zeugenschaft, mit welcher frommen Scheu und Ehrfurcht George Sand die Ehe, die Familie betrachtet. Der Schneider Brault bildete dennoch aus diesen schönen ehrwürdigen Gedanken der Dichterin eine Anklage gegen sie. Der gute Kleiderkünstler begriff all die Bedenklichkeiten der verschrienen Frau nicht nur, er deutete die ungewöhnliche Anschauungsweise zum Schlimmen.

„Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen!"

sagt unser Schiller. Nie hat sich diese traurige Wahrheit mehr bestätigt, als an der französischen Dichterin.

George Sand hat sich vor Jahren aus der pariser Verwirrung, von der ihre kräftige Natur unbeschädigt geblieben, auf ihr Schloß Nohant in eine Art von Einsamkeit zurückgezogen, wo sie der Familie, der Kunst, den Freunden, den Hülfsbedürftigen auf Meilen in der Runde lebt. Von ihrer Gastfreundschaft kann man sich kaum einen Begriff machen. Jeder der nach Nohant kommt, ist an ihren Tisch geladen. Ihre Wohlthätigkeit ist ohne Grenzen. Die Unglücklichen von Berri wissen davon zu erzählen. Sie

* So ist der Name ihres Sohnes.

pflegt der Kranken, sie verbindet Wunden mit eigener Hand und läßt sich von dem Ekel nicht abhalten, der viele Andere zurückstoßen würde.

Sie hat 13,000 Franken Renten und gewinnt beträchtliche Summen mit der Feder. Ihre Memoiren, deren Veröffentlichung in der Presse bevorsteht, wurden ihr für 130,000 Franken abgekauft, dennoch las ich in einem Brief an eine Freundin: „Ich möchte gerne nach Paris kommen, wo ich Mancherlei zu ordnen hätte, allein ich habe keinen Sous." Und sie lebt sehr einfach, ohne allen Prunk, fast bürgerlich.

Wenn sie ausgeht und nach ihrer Gewohnheit umherstreift, erheitern sich die Gesichter der Leute, die ihr begegnen, fast Jeder hat ihr etwas zu verdanken. „Die Blinden kennen ihren Schritt." Greise und Kinder lächeln ihr entgegen.

Sie liebt enge trauliche Kreise und ist, wenn sie nach Paris kommt, nicht zu bewegen, glänzende Gesellschaften zu besuchen. Ein Grund hiervon ist auch der, daß sie sich nicht entschließen will, einige Stunden das Rauchen zu entbehren, das ihr noch vom Quai St. Michel her ein Bedürfniß geworden. Sie trägt immer in einer Tasche Tabak bei sich, aus dem sie sich selbst Cigarretten fertigt. Sie raucht den ganzen Tag mit wenig Unterbrechung. Sie ist nun 49 Jahr alt und hat in der letzten Zeit an Beleibtheit zugenommen. Sie ist aber noch immer eine anziehende stattliche Erscheinung. Auf ihrem edeln Angesichte ist es zu lesen, daß viele Stürme über dieses Weib dahingebraust, daß sie aber nicht vermocht, diese männliche Seele zu erschüttern. Sie ist evangelisch gut und fromm geblieben, trotz der Bitterkeiten, die ihr Leben und Schicksal reichlich kredenzt. Ihre Züge verrathen Festigkeit des Willens und Kraft. In ihrem dunkeln Auge lodern Begeisterung und Leidenschaft und spiegelt sich zugleich die Milde ab. Sie spricht wenig und meist nur von ernsten, wichtigen Dingen. Das Plaudern der Franzosen, bis zur Kunst ausgebildet, ist nicht ihre Sache. Doch hört sie wohlwollend dergleichen Gesprächen zu und freut sich an den Uebungen des Witzes; sie lächelt duldsam über jeden Bonmot. Wenn aber höhere menschliche Interessen, Kunst, Wissenschaft und Politik zur Sprache kommen, dann spricht sie mit und da geschieht es bisweilen, daß ihre Lippen von Beredtsamkeit überströmen. Aus ihrem Auge leuchtet dann der Fanatismus der Wahrheit. In ihrem Benehmen ist sie schlicht und wirklich bescheiden, von ungekünstelter Natürlichkeit zum Unterschied von den meisten pariser Berühmtheiten, die nichts ohne Absicht thun oder unterlassen, von jedem Wort, von jeder Bewegung wie Schauspieler im Voraus den Effekt berechnen. Ihre Kleidung ist geschmackvoll, meist dunkel, von anmuthiger Nachlässigkeit. Daran erkennt man sogleich die Frau von guter Gesellschaft und Bildung, der die Form viel, aber nicht Alles gilt.

In dem Schlosse Nohant herrscht ein schönes, heiteres, thätiges Leben, man findet da viel Vergnügen und viel geistige Anregung. Zahlreiche Gäste gehen ein und aus, Fremde und Einheimische. Man trifft öfters unbemittelte Bauern neben eleganten Parisern an dem Tische der Dichterin sitzen. Eine seltsame Mischung, der es nicht an Eigenthümlichkeit fehlt. Der Ton ist ungezwungen, doch fein und im höchsten Grade geziemend. George Sand wirkt bildend und erhebend auf ihre Umgebung und man möchte auf sie die herrlichen Verse Goethe's anwenden:

„Weit hinter ihr im wesenlosen Scheine
Liegt, was uns alle bändigt: das Gemeine."

Ein größerer Saal des Schlosses ist in ein Theater umgewandelt, wo die Stücke der Dichterin, bevor sie vor dem Lampenlicht zu Paris erscheinen, von den Hausfreunden aufgeführt werden, und in welchen die Dichterin selbst häufig mitspielt. Bei diesen Vorstellungen, wenn sie öffentlich, was meist am Sonntag der Fall ist, bilden die Landleute, freilich auch die Honoratioren der Umgegend, die Zuschauer. Auf diese Weise ist für Unterhaltung und Belehrung gesorgt. Die Dichterin hat Gelegenheit die Bühnenpraxis zu studiren, mit der sie sich trotz ihrer außerordentlichen Begabung noch immer nicht ganz zurecht finden kann. „François de Champis" und „Claudie" sind bis jetzt unter den vielen ihre einzig gelungenen Theaterstücke.

George Sand ist von anhaltender Thätigkeit; sie arbeitet ununterbrochen und gönnt sich nur wenig Erholung. Sie schläft höchstens 5 bis 6 Stunden. Um 11 Uhr morgens versammelt der Ton einer Glocke alle Bewohner des Schlosses zum Frühstück. Die Schloßfrau erscheint meist erst, wenn das Mahl zur Hälfte eingenommen ist. Während ihrer Abwesenheit macht ihr Sohn den Gästen die Honneurs. Sie reicht Jedem, wenn sie in den Speisesaal kommt, die Hand und küßt mit mütterlicher Zärtlichkeit ihren Sohn. Die Tafel bietet Ueberfluß, die Küche ist vorzüglich. Nach dem Frühstück lustwandelt Madame Sand gewöhnlich am Arme Einer ihrer Gäste im Park umher, eine besondere Vorliebe hegt sie für ein kleines Gehölz, das auf eine weitausgedehnte Wiese führt. Bei dieser Gelegenheit pflegt sie über Botanik, ihrer Lieblingswissenschaft, abzuhandeln. Durch die besondere Weise, wie sie die Pflanzenwelt auffaßt und darstellt, gewährt sie den Zuhörern stets Vergnügen. Nachdem sie sich eine halbe Stunde diese Erholung gegönnt, kehrt sie zu ihrer Arbeit zurück und überläßt es jedem sich nach Belieben zu beschäftigen. Die wohlversehene Bibliothek steht Jedem zur Verfügung. Um 6 Uhr Abends wird das Mittagsmahl eingenommen. Alles erscheint, wie die Hausfrau selbst sorgfältiger gekleidet, ohne daß man deshalb minder ungezwungen und frei sich bewegte. Es giebt keine andere Begrenzung der Freiheit für Jeden, als die Schicklichkeit. Weiß man doch wie schonend, duldsam und nachsichtig, wie hoch über nichtige Förmlichkeiten erhaben die Gebieterin des Schlosses, wie verhaßt ihr jede Tyrannei im Kleinen wie im Großen sei. Nach dem Mittagessen wird wieder ein Spaziergang in das Gehölz gemacht, man erzählt, man singt, man stellt allerlei anmuthige Leibesübungen an. Ist das Wetter ungünstig, so versammelt sich die Gesellschaft zu munterem Verkehr im Salon. Und Frau Sand, die ehemalige Freundin und Schülerin Lißt's und Chopin's improvisirt entweder auf dem Clavier oder spielt Stücke von Mozart, ihrem Lieblingscompositeur. Bisweilen legt sie die neuesten Produkte ihrer Feder vor, was stets mit Dank und Freude hingenommen wird. Man kann sich kaum einen Begriff von den zarten Berührungen der Leute unter einander im Schlosse Nohant machen. Jedes Wort, jeder Zug dieses Kreises zeigt von Bildung und Takt. Richtiges Gefühl und feiner Anstand herrschte immer vor. Man merkt es, daß hier ein großer edler Geist seinen Einfluß übt. So waltet George Sand in ihrem Hause.

George Sand hält unendlich viel auf ihre Freunde und hängt unlösbar fest an ihnen. Sie giebt Keinen auf. Man weiß, daß die Dichterin auch Opfer zu bringen vermag, wenn es die Freundschaft erheischt.

Als Herr Miot, vom Berge, Einer in der gesetzgebenden Versammlung, im Jahre 1851 nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember auf der Liste der zu Deportirenden erschien, gerieth George Sand außer sich vor Schmerz, denn Herr Miot zählte zu ihren Freunden. Sie wollte, sie mußte ihn retten. Sie war ehemals, da er unglücklich und hoffnungslos zu Boulogne verhaftet gewesen, mit Louis Napoleon, dem jetzigen Kaiser der Franzosen, befreundet. Theils durch sein traurig Schicksal, theils durch die von ihm öffentlich bekannten Grundsätze gewonnen, hatte sie ihn öfters in seinem traurigen Aufenthalt besucht, um ihn zu trösten. Zwischen dem glücklichen Präsidenten und der Dichterin hatte sich eine Kluft geöffnet, welche durch die Ereignisse des Dezember bis zur Unendlichkeit erweitert wurde. Aber George Sand trug kein Bedenken diese Kluft zu überspringen, da es sich um Leben und Tod für ihren Freund handelte. Sie schrieb von Nohant an den damaligen Präsidenten, Louis Napoleon, und bat um eine Audienz. Allein der Präsidentenstuhl, der bereits die Formen eines Thrones anzunehmen begann, war von einer siegreichen und doch ängstlichen Partei, wie von einer Mauer umstellt, durch die der Brief der entfernten Dichterin nicht zu dringen vermochte. Sie erhielt keine Antwort und eilte nach Paris, um ihrem Schreiben und sich selbst einen Weg zu dem Herrn über das Schicksal Frankreichs und ihres Freundes zu bahnen. Durch ihre Verbindungen gelang es ihr. Louis Napoleon empfing die ehemalige Freundin mit aller Rücksicht und Zuvorkommenheit, die ihrem Geschlechte und ihrem Talente gebühren. Und kaum hatte sie die Bitte ausgesprochen, als er in ihrer Gegenwart den Gnadenakt für den Gerichteten ausfertigte, ihr vorlas und an das Ministerium des Innern zur schleunigen Ausführung sandte.

Auch diesem Schritt der Güte und Menschenfreundlichkeit sollte es an Anfechtungen, diesmal nicht von den Feinden, sondern von den Freunden der Dichterin, nicht fehlen. Man machte ihr zum Vorwurf, daß sie einen Menschen höher achte, als ihr Prinzip. Als man ihr diese Anklage mittheilte, gab sie zur Antwort: Mir ist der Mensch oberstes Prinzip.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 42. **Die Gartenlaube** 1854.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für $12\frac{1}{2}$ Ngr. zu beziehen.

Kopf und Herz.

(Fortsetzung.)

III.

Franziska war auf die hohe Freitreppe vor dem Hause getreten und beobachtete durch das offene Thor die Straße, die sich in gerader Linie bis zu dem Walde hinzog. Sie hoffte, daß Walther ihr folgen würde, und dies hätte vielleicht viel zur Milderung ihrer Aufregung beigetragen. Aber kein Reiter ließ sich erblicken, und die Eifersucht mit allen ihren Schrecken erwachte in der Brust Franziska's. Sie mußte sich eingestehen, daß Marianne wirklich ein reizendes Wesen sei, völlig geeignet die Neigung eines jungen Mannes dergestalt zu wecken, daß er darüber gewisse andere Rücksichten vergaß.

„Er will mit mir brechen," dachte sie, „und dazu hat er die Gelegenheit benützt, die an und für sich nur der Gegenstand einer oberflächlichen Disputation zu sein verdiente, wie sie schon hundertmal unter uns stattgefunden hat. O, ich errathe, was ihn dazu antreibt! Müßte ich nicht mit Blindheit geschlagen sein, wenn ich die Lobpreisungen Marianne's nicht richtig deuten sollte? Sie ist schön und die muthmaßliche Erbin des Obersten — mir bleibt nichts als eine kleine Rente, die kaum hinreicht, die Kosten der Toilette einer Dame vom Stande zu bestreiten. Wie unwürdig ist Walther's Benehmen! Ich verlasse das Schloß nicht eher, bis ich den Obersten gesprochen und die Einleitung zu meiner Rache getroffen habe. Ich vernichte meine Feindin durch alle nur ersinnlichen Mittel, dann mag sie Walther in der Bauerhütte aufsuchen. Ich kenne den empfindlichsten Fleck meines Onkels — noch heute will ich ihn treffen. Und falle ich, so soll jenes Geschöpf mit mir fallen, das einen so unheilvollen Einfluß auf mein Leben ausübt."

Franziska ward durch einen schwarzen Punkt, der sich am Walde auf dem weißen Streifen der Straße zeigte, in ihrem Nachsinnen unterbrochen. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit beobachtete sie die Entwickelung des Punktes, denn es mußte entweder Walther oder der zurückkehrende Oberst sein. Beide Fälle waren für sie von großer Wichtigkeit.

In diesem Augenblicke trat der Kammerdiener heran.

„Ihr Zimmer ist bereit, gnädiges Fräulein!" meldete der Greis.

„Gut, mein Freund; ich werde dessen wohl nicht bedürfen," antwortete Franziska, ohne ihre Blicke von der Straße abzuwenden.

Gottfried schwieg einige Augenblicke, indem er verwundert die stolze Dame betrachtete. Dann wagte er die Frage:

„Sie wollen uns doch nicht schon wieder verlassen, gnädiges Fräulein?"

„Was kommt dort auf der Straße?" fragte sie.

Der Greis legte die flache Hand über die Augen und sah nach der bezeichneten Richtung.

„Das ist ein Wagen!" murmelte er.

„Sollte der Oberst zurückkommen?"

„Unmöglich — es ist noch nicht Mittag, und das Revier liegt weit. Aber ich wüßte doch nicht, wer uns sonst noch besuchen sollte — —"

Es verflossen wiederum einige Minuten. Die beiden Personen setzten ihre Beobachtungen fort.

„Ich erkenne deutlich einen Wagen," sagte Franziska, die lieber einen Reiter gesehen hätte.

„Und ich erkenne," sagte der Kammerdiener, „daß es das Gespann meines Herrn ist. Mein Gott, wie der Kutscher jagt, als ob der Wagen in Trümmern zerfliegen sollte."

Keuchend flog jetzt der Lieblingsjagdhund des Obersten durch das Thor. Das schöne schlanke Thier schnob mit schaumtriefendem Maule die Treppe hinauf, sprang an dem Kammerdiener empor, heulte einen Augenblick in dumpfen Tönen und flog sausend wieder zum Hofthore hinaus, dem Wagen entgegen, der sich nun deutlich erkennen ließ.

„Mein Gott, was ist denn das?" murmelte der erstaunte Greis. „So habe ich das Thier nie gesehen. Und warum kommt der Wagen so früh zurück? Wenn nur kein Unglück geschehen ist," fügte er leiser hinzu, denn er erinnerte sich unwillkürlich des verhängnißvollen Tages, an dem durch seines Herrn Versehen Marianne's Vater das Leben verlor.

Während der Greis vor banger Erwartung bebte, klopfte Franziska's Herz ängstlich dem Augenblick des ersten Wiedersehns entgegen. Sie fühlte, daß sie sich eine schwere Aufgabe gestellt hatte. Von der Unterredung mit dem Obersten hing ihre ganze Zukunft ab. Sie kannte zwar den biedern Charakter des Onkels, aber auch seine strenge Unparteilichkeit. Nach der Unterredung mit Marianne, wozu sie sich in ihrer leidenschaftlichen Aufregung hatte hinreißen lassen, durfte sie nicht feig zurücktreten, ohne der Lächerlichkeit anheim zu fallen. Ihr blieb nichts, als durch kecke Verläumdung die Feindin zu stürzen.

Der Wagen war indeß so nahe gekommen, daß man das Rollen desselben vernehmen konnte.

„Großer Gott, was ist das, was ist das?" rief der greise Kammerdiener, indem er in großer Bestürzung die Treppe hinabeilte. „Es sitzt ja nur eine Person in dem Wagen!"

Franziska starrte nach dem Thore, unter dessen hoher Wölbung das Gerassel des Wagens jetzt laut ertönte. Gottfried, von einigen Knechten umringt, stand in dem Hofe.

„Schickt nach einem Arzte!" rief der Kutscher, in dessen Gesicht sich Angst und Schrecken malte.

In dem offenen Jagdwagen saß Eberhard von Detmar. An seiner Brust lag das mit einem blutigen Tuche umwundene Haupt des Obersten, das er vorsichtig mit beiden Armen umschlungen hielt. An der Spitze der Dienerschaft flog Marianne herbei. Mit einem lauten Schreckensschrei gewahrte sie die Gruppe im Wagen. Eberhard winkte, daß man sich ruhig verhalten möge, dann ließ er sanft den regungslosen Freund in die Arme der Diener gleiten, die ihn vorsichtig in den Saal trugen und auf die Polster des Sopha's legten. Marianne sank laut schluchzend zu Boden und bedeckte die herabhängende Hand ihres Wohlthäters und Vaters mit Thränen und Küssen. Der Kammerdiener eilte mit Wasser herbei und durchnäßte das Tuch, das den durch eine volle Ladung zerschossenen Kopf einhüllte.

„Wie ist das zugegangen?" fragte er schluchzend, als Eberhard mit dem Gerichts-Actuar des Schlosses eintrat.

„Bei dem hastigen Aussteigen aus dem Wagen hat sich sein eigenes Gewehr entladen."

„Ich bitte, gnädiger Herr, bestätigen Sie diese Angabe!" sagte der Actuar.

Der Verwundete machte eine zustimmende Bewegung mit der Hand.

„Ertheilen Sie mir Ihre Befehle!" fuhr der Actuar fort, der sich an einen Tisch gesetzt hatte und zu schreiben begann.

Unterstützt von Marianne's Armen hob sich der Oberst mit krampfhafter Anstrengung empor. Ein dumpfes Röcheln vereitelte sein Bemühen zu reden — wimmernd sank er zurück. Noch einen Augenblick und der wackere Mann hatte aufgehört zu leben. Der Körper lag mit der Schwere des Todes in dem kostbaren Polster, was von dem aus der Kopfwunde hervorquellenden Blute geröthet ward.

„Mein Freund, mein armer Freund!" rief Eberhard. „Er ist todt!" fügte er erschüttert hinzu.

Ein lauter Schreckensschrei durchtönte den von der Dienerschaft angefüllten Saal. Dann hörte man nichts als das stille Weinen der Knechte und Mägde, die am Boden knieten und für das Seelenheil ihres geliebten Herrn ein Gebet zum Himmel sandten.

Marianne war in Ohnmacht gesunken. Als sie unter des alten Kammerdieners Beistande wieder zu sich kam, warf sie sich laut schluchzend über die geliebte Leiche. Man mußte sie gewaltsam entfernen und auf ihr Zimmer führen.

Franziska, die ein solches Ereigniß für unmöglich gehalten hatte, stand nachdenkend in einer Fenstervertiefung. Sie wußte nicht, welchem der aufkeimenden Gefühle sie sich hingeben sollte. Der erste Schreck hatte sie mit Bestürzung erfüllt, dann aber, als sie ihre Feindin unter allgemeiner Theilnahme aus dem Saale führen sah, erwachte die Furcht, daß ein vorhandenes Testament Mariannen zur Universalerbin erklärte. Auf diese Weise wäre sie besiegt, ohne daß ein Kampf stattgefunden hätte. Dieser Gedanke erregte in ihr eine Bitterkeit, daß sie sich theilnahmlos abwandte. Sie fühlte ein heftiges Brennen in dem Gesichte und ein Sausen vor den Ohren. Ihre Niederlage schien ihr so gewiß zu sein, daß sie sich entschloß, ohne Aufsehen den Rückweg anzutreten. Hier verließ sie die siegreiche Marianne und dort begegnete sie dem treulosen Walther, der sich nun ohne Zwang, wie sie wähnte, der reichen Erbin nähern würde. Die stolze Dame fühlte sich völlig niedergeschmettert.

„Wie aber," fragte sie sich plötzlich, „wenn kein Testament vorhanden wäre? Der Oberst hat sicher an ein so rasches Ende nicht gedacht. Dann bin ich, die einzige Aderheim, die Erbin, denn jene ist ein völlig fremdes Mädchen und hat keine Ansprüche. Dann bin ich hier Herrin, und Alles liegt zu meinen Füßen. Ich kann mich nicht entfernen, ohne über diesen Punkt Gewißheit zu erhalten."

Von einer qualvollen Unruhe gefoltert, blieb sie in dem Saale. Der Arzt erschien, den der Wagen geholt hatte. Er untersuchte den Obersten, und constatirte seinen Tod. Der Schuß hatte das Gehirn verletzt. Man bedeckte nun die Leiche mit einem großen weißen Tuche und alle verließen den Saal, der geschlossen ward. Still gingen die Domestiken und Knechte ihren Beschäftigungen nach. Auf der sonst so lebendigen Besitzung herrschte eine tiefe Trauer.

Während Eberhard von Detmar Marianne zu trösten suchte, folgte Franziska dem Actuar in die Gerichtsstube, die sich in einem Seitengebäude des Schlosses befand. Der unter Acten ergraute Rechtsmann empfing die Dame mit einem devoten Lächeln. Er kannte die Tochter des Bruders seines verstorbenen Gerichtsherrn und wußte um alle in der Familie obwaltenden Verhältnisse.

„Mein Herr," begann sie mit schwankender Stimme, „Sie werden es sicher nicht als Theilnahmlosigkeit an dem erschütternden Ereignisse deuten, wenn ich mir jetzt schon von dem Stande der Dinge in meiner Familie Kenntniß zu verschaffen suche. Sie kennen ohne Zweifel den unglückseligen Zwiespalt — —"

„Ganz recht, gnädiges Fräulein, ich kenne ihn!" unterbrach sie der dienstwillige Actuar. „Nach meiner unmaßgeblichen Meinung erfüllen Sie selbst eine Pflicht. Sie sind nicht nur die nächste, sondern auch einzige Verwandte des Verstorbenen. Ihnen steht das Recht zu, Auskunft zu fordern."

„Ist ein Testament vorhanden?" fragte Franziska mit vor Angst erstickter Stimme.

„Nein!"

„Mein Herr! Mein Herr!" stammelte sie, und ein freudiger Schreck durchbebte ihren ganzen Körper.

„Hier ist kein Testament gemacht und deponirt. Daß der Herr Oberst an einem andern Orte über sein Vermögen verfügt haben sollte, bezweifle ich, denn in allen Rechts- und Familien-Sachen war ich sein Rathgeber und Beistand. Ich glaube, Sie als die Erbin von Adersheim begrüßen zu können. Erlauben Sie, daß der alte Gerichtshalter der erste ist, der seiner neuen Herrin huldigend die Hand küßt."

Und er zog die zarte Hand Franziska's an seine weißen, schmalen Lippen.

Das war ein jäher Uebergang von der schmerzlichsten Demüthigung zur stolzesten Freude. Sie hätte den Mann in die Arme schließen mögen, dessen Ausspruch alle ihre Feinde vernichtete.

„Lieber Herr," sagte sie, „ich ersuche Sie, mir nicht nur Rathgeber und Rechtsbeistand, sondern auch ein Freund zu sein. Die Herrin von Adersheim wird Ihnen diesen ersten Dienst zu lohnen wissen, zählen Sie darauf. Doch verschweigen Sie so lange unsere heutige Unterredung, bis über die volle Rechtsmäßigkeit meiner Erbschaft kein Zweifel mehr obwaltet. Hier ist meine Adresse. Senden Sie mir über alle Vorgänge Nachricht. Am Begräbnißtage sehen Sie mich wieder."

„Ich beeile mich, dem Obergerichte Anzeige zu machen. In wenig Wochen werden Sie Einzug halten können."

Franziska besuchte noch einmal die Leiche des Onkels, das sie jetzt Anstandes wegen für nöthig hielt, dann verließ sie das Schloß, ohne von Eberhard von Detmar und Marianne Abschied zu nehmen. Sie brachte die erste Nachricht von dem plötzlichen Tode des Obersten nach der Residenz. Denselben Abend sah man sie schwarz gekleidet in einer Loge des Opernhauses. Es war nicht zu läugnen, daß ihr die tiefe Trauer reizend stand. Die zarte Farbe ihres Gesichts ward durch den eleganten schwarzen Florhut zum schneeigen Weiß gehoben. Durch die Spitzen schimmerten die runden Schultern wie matter Alabaster. Aber Franziska trauerte nur durch die Kleidung, ihr Herz hätte vor Wonne und Siegesjubel zerspringen mögen. Sie hatte Mühe, ihren Zustand zu verbergen. Dies wäre ihr fast zur Unmöglichkeit geworden, als sie Walther von Linden in einer Loge der ihrigen gegenüber erblickte, wie er mit seinem glänzenden Lorgnon forschend zu ihr herüber sah. Es schien, als ob er sich von der Identität der trauernden Dame mit ihrer Person überzeugen wollte. In einem der Zwischenacte verließ er plötzlich seinen Platz.

„Er hat mich erkannt, er kommt!" dachte sie mit einer unbeschreiblichen Wonne. „An ihm werde ich mein erstes Strafgericht üben."

Sie hatte sich nicht getäuscht. Nach einigen Minuten öffnete die Schließerin die Thür der Loge und Walther trat ein. Sie dankte durch ein kaltes, stolzes Kopfnicken auf seinen Gruß.

„Mein Gott, Franziska," fragte er eifrig, „Sie sind in tiefer Trauer — was ist geschehen?"

„Treibt Sie die Theilnahme oder die Neugierde?" fragte sie mit einer reizenden Impertinenz.

„Wie können Sie glauben!"

„Nach der Scene von diesem Morgen bleibt mir nichts anders übrig. Ihre Condolation darf ich nicht annehmen, weil ich durch eine Gratulation danken müßte."

„Sie sprechen in Räthseln, Franziska!"

„Für Sie? Für Sie?"

„Ich schwöre Ihnen, daß ich bestürzt bin —"

„So erholen Sie sich, Herr von Linden: Der Oberst von Adersheim ist diesen Morgen durch einen unvorsichtigen Schuß auf der Jagd um's Leben gekommen — gehen Sie hin und beglückwünschen Sie seine Universalerbin, deren Reize nun wohl völlig makellos sein werden."

„Der Oberst todt?" rief Walther erstaunt.

„Verlassen Sie sich darauf, ich habe seine Leiche gesehen."

„Und Sie sind so gleichgültig?"

„Ich bin mehr zu beklagen als der Verstorbene. Wenn Sie die Erbin von Adersheim heirathen wollen, müssen Sie sich an eine andere wenden."

„Franziska," sagte Walther lächelnd, „Ihr Zorn steht Ihnen in der Trauerkleidung so reizend, daß es Ihnen wahrlich nicht an Anbetern fehlen wird, auch wenn Sie bei dem Tode des Onkels leer ausgegangen sind. Um Ihre Trauer durch Kränkung nicht zu erhöhen, entferne ich mich!"

Walther verneigte sich und verschwand aus der Loge.

„Das dachte ich mir!" murmelte er. „Der Oberst war zu erbittert — Marianne ist Erbin, Franziska's Zorn ist ein sicherer Beweis."

„Ich sehe ihn dennoch zu meinen Füßen!" dachte Franziska, indem sie sich in den Sitz zurückwarf, und theilnahmlos dem folgenden Acte der Oper zuhörte.

IV.

Der Begräbnißtag war gekommen. Auf dem Schlosse Adersheim war alles Schweigen und Trauer. In dem mit Blumen geschmückten Saale stand der Sarg auf schwarzer Bahre. Er war geöffnet, damit die Leute ihren geliebten Herrn noch einmal sehen konnten. Man hatte den todten Obersten mit der Armeeuniform bekleidet, und auf seiner Brust prangten die Bänder zweier Orden. Schärpe, Degen und Federhut lagen neben der Leiche auf einem Tische. Eberhard von Detmar hatte seinen Freund und Waffengenossen zur letzten Parade geschmückt. Domestiken, Knechte, Mägde und Landleute, alle schwarz gekleidet, standen in stillen Gruppen in dem Saale, und betrachteten mit feuchten Augen den verblichenen Herrn. Gottfried, der greise Kammerdiener, stand zu den Füßen der Leiche; er hatte seine Hände gefaltet, und weinte und betete still vor sich hin. Neben ihm stand der Gerichtshalter mit kaltem, ruhigem Gesichte. Der Saal bot einen rührenden Anblick dar. Nicht den ergreifenden, schrecklichen Tod, wie in den Hallen der Kirche; nicht den prunkenden, wie er durch die Straßen zieht — hier sah man den rührenden Tod, wie er sich in die friedlichen Räume des Hauses schleicht. Hier feierte das Herz ein Leichenbegängniß, und Thränen, die den Augen biederer, schlichter Leute entströmten, gaben den Beweis von der Aufrichtigkeit des Schmerzes.

In dem Fremdenzimmer befand sich Franziska; sie hatte das Fenster geöffnet und beobachtete den Schloßhof. Zwei Wagen fuhren durch das Thor ein. Wer beschreibt ihre Ueberraschung, als sie unter den Männern, die zum Begräbniß des Obersten aus der Residenz gekommen waren, auch Walther von Linden erblickte. Das hatte sie nicht erwartet.

„Nicht die Achtung vor dem Todten, die Liebe zu Marianne führt ihn her!" flüsterte sie, bebend vor Zorn und Eifersucht. „Er ist der einzige junge Mann unter den Leidtragenden, und es kann nicht fehlen, daß er auf die eitele Bäuerin einen günstigen Eindruck ausübt. Wie schlau er verfährt — gerade an diesem Tage unternimmt er seinen ersten Schritt, wenn er nicht ohne mein Wissen bereits ausgeführt ist. Er vermuthet nicht, daß die nach seiner Meinung leer ausgegangene Franziska auf Adersheim ist. Nur Geduld, Verräther, Du wirst den Irrthum bald einsehen, und den Verrath schmerzlich bereuen! Ich bin die Erbin!" fügte sie mit dem Gefühle des Stolzes hinzu. „Alle, die mich jetzt kaum bemerken, werden in kurzer Zeit vor mir zittern!"

Sie schwor, eine furchtbare Rache zu üben.

Kaum waren die Männer aus der Stadt in den Saal getreten, als auch Marianne an der Hand des Predigers erschien. Das bleiche Aussehen und die verweinten Augen verriethen ihren tiefen Schmerz. Eberhard von Detmar und Philipp, der junge Landmann, folgte ihr. Marianne und Philipp traten heran, küßten noch einmal die starre Hand ihres Wohlthäters, und der Sarg ward geschlossen. Zwölf Landleute trugen die Bahre in den Hof, wo sich der Leichenzug ordnete.

Franziska zeigte sich an dem Fenster, das über der Freitreppe lag, auf der Marianne laut schluchzend stand. Von der nahen Dorfkirche herüber erklangen die Trauertöne der ländlichen Glocken, der Zug setzte sich in Bewegung. Als er jenseits des Thores in der Allee verschwand, die zu der bei der Kirche liegenden Familiengruft führte, brach die von Schmerz überwältigte Marianne zusammen. Franziska neigte sich aus dem Fenster — da sah sie, wie die Sinkende von Walther's Armen empfangen und in das Haus zurückgetragen wurde. Sie erstarrte zur Bildsäule. Einige Minuten später verließ Walther den Hof, um sich dem langsam schreitenden Zuge anzuschließen.

„Diesen Dienst wird sie ihm danken, wenn sie kann!" flüsterte die Lauscherin vor sich hin. „Der Edelmann vergißt seinen Stand, um sich die Gunst einer Bettlerin zu erwerben, weil sie plötzlich reich geworden zu sein scheint. Mich, die Dame von Rang, vernachlässigt er, beleidigt mich selbst, weil er annimmt, sie hat sich in ihren Erbschaftshoffnungen getäuscht. Eine größere Ironie konnte der Zufall nicht ausdrücken als in der Fügung aller dieser Verhältnisse. Und ich beherrsche sie alle! Ich, die Gemißhandelte!"

Eine halbe Stunde später deutete das Schweigen der Glocken an, daß die traurige Feierlichkeit auf dem Friedhofe vollendet sei. Die Leute kamen zurück, und zerstreuten sich still in die einzelnen Gebäude. Während Franziska mit dem ihr ergebenen Gerichtshalter ein eifriges Gespräch führte, trat Eberhard von Detmar in Marianne's Zimmer. Sie erhob sich von dem Sessel, und reichte ihm still weinend beide Hände.

„O, ich begreife ganz Ihren Schmerz!" rief der würdige Mann. „Ihnen ist ja der zärtlichste Vater gestorben."

Sie warf sich an die Brust des Greises.

„Und ich trage vielleicht die Schuld an seinem Tode!" flüsterte sie.

„Sie, mein Kind? Unmöglich, ich war Zeuge des Unglücks. Nachdem wir vergebens einen Theil des Reviers durchsucht hatten, bestiegen wir den Wagen, um über ein Feld zu fahren. Da sahen wir ein Reh in den Busch fliehen. Mein Freund, ein eifriger Jäger, ließ halten, sprang aus dem Wagen, und in demselben Augenblicke entlud sich das Gewehr, das er gegen allen Gebrauch aufrecht in der Hand trug. Dies ist der einfache Hergang, den ich durch einen Eid bekräftigt habe. Wie kann Sie irgend ein Vorwurf treffen?"

„Sie kennen vielleicht die traurige Veranlassung nicht, die mich in das Haus meines Wohlthäters geführt."

„Der gute Oberst hat mir Alles erzählt."

„Dann müssen Sie auch wissen, daß er stets mit einer gewissen Furcht auf die Jagd ging. Ich kannte seine leidenschaftliche Vorliebe für diese Beschäftigung, und mit Schmerz sah ich, daß er ihr aus Rücksicht für mich nicht folgte. Nur wenn ich ihm zuredete, griff er zur Büchse und ging in den Wald. Du bist mein Schutzgeist, rief er dann lächelnd aus; wenn Du mich gehen heißest, kann mir kein Unglück begegnen. Auch an jenem Tage drang ich mit freundlicher Gewalt in ihn; er fuhr mit Ihnen ab, und ist nicht wiedergekommen. Hätte ich geschwiegen, der arme Mann wäre sicher noch am Leben!"

„Mein liebes Kind, der Schmerz erfüllt Sie mit grundlosen Befürchtungen. Ich wiederhole Ihnen, daß nur die eigene Unvorsichtigkeit unsers geschiedenen Freundes die Schuld an dem Unglück trägt. Es ist geschehen, und kein Mensch in der Welt vermag es zu ändern. Bewahren Sie das Andenken an den Todten in Ihrem dankbaren Herzen, indem Sie so gut und edel zu werden sich bemühen, wie er war, und Sie erfüllen als seine Tochter Ihre Pflicht. Mehr kann Gott und die Welt nicht von Ihnen fordern. Doch nun erlauben Sie mir auf einen Punkt zu kommen, den ich heute noch nicht beregen sollte, heute, wo sich kaum die Gruft unsers Freundes geschlossen hat; aber der Drang der Umstände mag mich entschuldigen, denn ich muß diesen Abend abreisen."

Eberhard zog Marianne zu sich auf den Sopha.

„Die kurze Zeit meiner Anwesenheit auf Adersheim," begann er mild, „hat genügt, um mich einen Blick in die hier obwaltenden Verhältnisse werfen zu lassen. Nach den Mittheilungen meines Freundes finde ich sie erklärlich, selbst natürlich. Sie stehen jetzt wiederum allein wie in jener Zeit, als Ihnen der Tod in einer Nacht Vater und Mutter raubte. Für das älternlose Kind war bald ein Asyl gefunden; für die Jungfrau, die eine Stellung im Leben einzunehmen berechtigt ist, wird es ungleich schwerer sein."

Marianne schlug ihre thränenfeuchten Augen in frommer Ergebung empor.

„Mein Herr," sagte sie mit bewegter Stimme, „ich bin als eine arme Waise in das Haus meines Wohlthäters gekommen; wenn ich es arm wieder verlasse, so finde ich kein Unrecht darin. Ich fühle beim Scheiden keinen andern Schmerz als den, die Räume verlassen zu müssen, in denen ich unter der Obhut meines zweiten Vaters so glücklich war. Meine theuersten Erinnerungen knüpfen sich an Adersheim, und ist der erste Schmerz überwunden, so fürchte ich nicht, dem Ernste des Lebens zu erliegen. Aber ich gehe nicht so leer aus, wie man wohl glauben möchte — hat mich die Liebe des Herrn Oberst nicht mit Schätzen ausgerüstet, die mir Niemand rauben kann? Er hat mich zu dem heranbilden lassen, was ich bin, ich besitze nützliche Kenntnisse, die ich verwerthen kann. Hieße es nicht seine gute Absicht verkennen, wenn ich auf mehr Anspruch machen wollte? Würde ich nicht die größte Undankbarkeit an den Tag legen?"

„Sie verkennen in der That die Absicht meines Freundes!" rief Eberhard, verwundert über die Zartheit Marianne's.

„Wie?"

„Der Oberst hat nie daran gedacht, seine Sorge für Sie nur auf Ihre Ausbildung beschränken zu wollen."

„Ich erinnere mich nicht, daß er je darüber gesprochen."

„Zu Ihnen; aber er hat mir seine Absicht geäußert. Ihre Erziehung berechtigt Sie zu dem Leben der höhern Gesellschaft, und er hielt es für Pflicht, Ihnen die Mittel zu diesem Leben zu liefern. Der plötzliche Tod hinderte ihn, sie zu erfüllen. Er hat kein Testament hinterlassen. Das ganze große Vermögen fällt der Tochter seines Bruders anheim — Ihrer Feindin. Läßt sich einerseits in dem Verzögern, seinen letzten Willen festzusetzen, auch die Gutherzigkeit des Verstorbenen erkennen, die stets noch auf eine Besserung der verblendeten Verwandtin zählte, so muß man sich, bei seiner unbegrenzten Liebe zu Ihnen, über die Sorglosigkeit andererseits wundern, mit der er Ihr materielles Wohl unberücksichtigt gelassen hat. Besitzen Sie keine Schenkungsakte?"

Marianne schüttelte schweigend das schöne Haupt.

„Auch ist Ihnen keine förmliche Adoption bekannt?"

Dasselbe Zeichen.

„Dann, Marianne, sind sie der Willkür Franziska's ausgesetzt. Sie ist die rechtmäßige Erbin, und hat über das Vermögen des Onkels zu verfügen. Das war aber nicht die Intention des Verstorbenen. Er schilderte mir Franziska als eine Verschwenderin und Spielerin. Während Sie vielleicht ein höchst bescheidenes Leben führen, das Sie bei Ihrer Bildung doppelt drückend fühlen müssen, vergeudet jene Dame in übermüthiger Siegeslust das Vermögen, das Ihnen der Verblichene zugedacht hat. O, ich habe es wohl bemerkt, daß ihm das Scheiden aus dieser Welt schwer wurde, weil er Ihr Glück nicht gesichert wußte. Marianne, wir müssen uns verbinden, die Absicht des Todten zu verwirklichen. Zwar weiß ich in diesem Augenblicke nicht, wie ich den ersten Angriff gegen unsere Feindin formiren soll; aber ich wache über Sie und schütze Sie. Der Gerichtshalter ist zum Curator der Erbschaftsmasse bestellt; vor der Hand bleibt also Alles wie es ist, und Sie werden in Ihren Verhältnissen bleiben, um zu beobachten und mir Bericht zu erstatten. Hier ist meine Adresse. Sobald ich kann, bin ich wieder hier."

Gegen Abend reiste Eberhard von Detmar ab.

(Fortsetzung folgt.)

Das wissenschaftliche Parlament

in der St. George-Halle zu Liverpool.

Die große wissenschaftliche Association in England, eine Vereinigung aller praktischen Zweige der Wissenschaften, hat sich dies Jahr zu ihren parlamentarischen Geschäften und Feierlichkeiten in einer der glänzendsten und großartigsten Kulturtempel, der neuen St. George-Halle in Liverpool versammelt und, während Krethi und Plethi sich die Köpfe symbolisch oder wirklich auf Kriegsschauplätzen im Großen und in Masse zerbrechen, sich gegenseitig mitgetheilt und zum Gemeingut gemacht, was der stille, ernste Fleiß des Forschers oder das Genie und die Ausdauer des Technikers, Erfinders und Entdeckers in den verschiedenen Welttheilen der Erde und des Wissens geschaffen und gewonnen haben. Solch ein Parlament macht nicht nur der „Nation", sondern unserer Zeit überhaupt Ehre und ist zugleich die würdigste Verurtheilung, die unser Jahrhundert über die Barbareien ausspricht, welche Staatsweisheit und diplomatische Finessen unter uns heraufbeschworen haben. Es ist dabei der glänzendste Beweis, daß sich Wissenschaft und Kunst, Civilisation und Humanität bereits stark genug fühlen, um sich selbst vor einem „allgemeinen Kriege" nicht mehr scheu zu verstecken. Wir können hier natürlich nicht auf die reichen und vielseitigen Vorträge und Mittheilungen, welche sich hier die Freiheitsmänner der Wissenschaft machten, eingehen und begnügen uns zunächst mit einer kurzen Schilderung des Tempels, in welchem dieses Parlament tagte.

Er ist vor Allem ein Beweis, daß die ungeheure Welthandelsstadt, in welcher die größten Hauptadern des Weltverkehrs sich wie in einem Herzen vereinigen, nicht mehr Geld macht, um eben reich zu sein, sondern auch um dem Schönen, der Kunst und Aesthetik zu huldigen. Dies bewies schon das große Musikfest, mit welchem die Halle eingeweiht ward. Die St. George-Halle entstand in Liverpool in zwei Tagen. Wenigstens waren die Tausende von Pfunden, die dazu gehörten, während dieser Zeit alle aus Privatmitteln zusammengebracht. Das Gebäude gilt als das schönste Englands. Es ist im griechischen Style gehalten. Besonders edel und grandios ist das Innere der großen Central-Halle mit bequemen Sitzen für 4000 Personen. Die Hauptmerkwürdigkeit darin ist die große Orgel, deren Bälge durch eine Dampfmaschine getrieben werden. Sie kostet 56,000 Thaler, wofür man in England 100 Häuser bauen könnte oder ein Schiff von 1500 Tonnen Gehalt. Ihre 8000 Pfeifen werden durch vier Reihen von Tasten gespielt und durch 108 „Register" modulirt, durch welche man alle möglichen Tonfärbungen (unter welchen ganz neue) und Stärken hervorbringen kann. Die Größe der Pfeifen dehnt sich von drei Achtel Zoll bis 32 Fuß aus. Die Dampfmaschine füllt zunächst zwei Hauptbälge, aus denen die Luft in 12 andere (die Reservoirs) und von da vermittelst neuer mechanischer Einrichtungen so in die Pfeifen getrieben wird, daß die durch Register bestimmte Färbung und Stärke ganz gleichmäßig wirkt und sogenanntes Schnarchen durch Nebenluft u. s. w. unmöglich wird. Genial, neu und ungemein praktisch sind Construktion und Stellung der Register und des Pedals. Sie sind so gestellt, daß der Spieler auf die leichteste Weise den ungeheuern Reichthum des Instruments beherrschen kann. Techniker und Orgelspieler würden hier eine große Masse Studien machen können. In dem technischen Bericht über diese grandiose Musikdampfmaschine werden nicht weniger als fünf ganz wesentliche, neue, patentirte Erfindungen und Verbesserungen angeführt, die wir aus Mangel an technischer Kenntniß nicht weiter schildern können.

Wir kehren zu dem wissenschaftlichen Parlamente zurück, um aus dessen Mitgliedern den würdigsten und größten Mann der Wissenschaft hervorzuheben: Professor Owen, den Geologen. Die Geologie, diese junge, gigantische Wissenschaft, die, denuncirt von Ignoranten und Heuchlern, verwünscht von Autoritätsgläubigen und nur allmälig angenommen und noch langsamer verstanden und gewürdigt von den offenen Köpfen studirender und studirter Jugend, wie ein wahrer Hercules Hydras köpft, Augiasställe reinigt und wissenschaftlichen Autoritätslöwen das Fell abzieht, hat in Professor Owen einen der eifrigsten, frömmsten und mächtigsten Diener und Priester gefunden. Fromm ist er wie wohl selten



Die St. George-Halle zu Liverpool.

ein Mensch war, das sieht man ihm (auch ohne Phrenologie) schon im Gesicht an, fromm im unerschütterlichen Glauben an die Wissenschaft im Allgemeinen, im thätigen, Tag und Nacht forschenden Glauben an seine Wissenschaft.

Richard Owen erblickte das Licht der Welt unter den Baumwollenballen und Spinnmaschinen am Lancashire, in der Stadt Lancaster (1805). Von seiner Kindheit, die in Armuth verlebt ward, wissen wir nichts. Er studirte Medizin in Edinburg, wo er schon nach 2 Jahren (1826) Professor und (1835) Conservator des dortigen Museums ward. Bis dahin hatte er schon ein großes fünfbändiges Werk über Physiologie und vergleichende Anatomie geschrieben. Von seinen fast unzähligen, wissenschaftlichen Werken, deren Entstehung man kaum einem einzigen Kopfe zutrauen kann, erwähnen wir nur noch eine Naturgeschichte, ein Buch über die „fossilen organischen Ueberreste" im Museum, „Memoiren über den Perlen-Nautilus," eine „Odontographie," „Memoiren über geologische Riesenthiere," „Geschichte der fossilen Mammalien und Vögel Englands," „Erztypen und Homologien in den Rückenwirbel-Skeletten," „Geschichte der fossilen Reptilien Englands," „Constructionsgesetze im Gliederbau" und ein besonders merkwürdiges Buch über freiwillige Erzeugung, Entstehung von lebendigen Wesen aus bloßen Ingredienzien, ohne Zeugung mit allmäliger Entwickelung zu vollkommneren organischen Wesen, die „Partheno-Genesis" (jungfräuliches Gebären), wie er das vielfach bestrittene Naturgeheimniß nennt. — Wir brauchen kaum zu sagen, daß der Mann Mitglied fast aller betreffenden Wissenschaftsvereine der ganzen Erde ist und zwar nicht Ehrenmitglied, sondern wirkliches und thätiges. Im wissenschaftlichen Parlamente war er nicht nur eine der würdigsten und edelsten persönlichen Erscheinungen, sondern durch seine Vorträge auch die interessanteste und wichtigste. Er ist ein Mann, den die Wissenschaft durch und durch human, edel und nach allen Seiten hin liebens- und verehrungswürdig gemacht hat. Alle Völker und Klassen bewundern in seinen vorsündfluthlichen, lebensgroßen und lebensgetreuen Schöpfungen auf der geologischen Insel* des Krystallpalastes (von ihm geschaffen und entworfen, ausgeführt von Waterhouse Hawkins) den größten und genialsten Meister geologischen Wissens. Die Königin Victoria gab ihrer Verehrung dadurch einen liebenswürdigen Ausdruck, daß sie ihm im Schlosse zu Kew (mit dem weltberühmten botanischen Garten) eine glänzende Residenz anwies. Wie er schon in der großen Industrie-Ausstellung als Präsident der Jury für animalische und vegetabilische Substanzen sich viele Verdienste erwarb, fährt er mit jugendlichem Eifer fort, an der geologischen und naturwissenschaftlichen Ausstattung und Bereicherung des neuen Krystallpalastes zu arbeiten. Die „geologische Insel" wird als erste, wirkliche, vorsündfluthliche Schöpfung der geologischen Wissenschaft immer zu den größten Merkwürdigkeiten gehören und Richard Owen als diesen Schöpfer eines Ruhmes genießen, für welchen die geographischen und sprachlichen Grenzen bereits als überwunden betrachtet werden müssen.

* Vergleiche Gartenlaube Nr. 10.

Kulturgeschichtliche Bilder.

3. Die Transport- und Communikationsmittel.

Das Postwesen und die Landstraßen in der früheren Zeit. — Schilderung einer Reise im 17. Jahrh. — Die „gelbe Kutsche" und die Schnellposten. — Schwerfälligkeit des früheren Postdienstes. — Verdrängung der Posten und Chausseen durch Dampfwagen, Eisenbahnen und Telegraphen. — Vergleichung der Schnelligkeit dieser verschiedenen Beförderungsarten. — Das Reisen zu Wasser im vorigen Jahrhundert und dessen Hindernisse. — Die damaligen und die jetzigen Reisegelegenheiten zu Wasser. — Die Vermehrung des Reiseverkehrs gegen früher. — Der Reiseaufwand sonst und jetzt. — Das Briefporto. — Wirkungen dieser Verbesserungen des Transportwesens und der Communikationsmittel.

Nirgends sind die Fortschritte unserer Kultur augenfälliger, als auf dem Gebiete des Transportwesens und der Communikationsmittel. Hier wenigstens dürfte es auch dem blindesten Bewunderer der „guten alten Zeit" unmöglich sein, die Vorzüge des Jetzt vor dem Sonst in Abrede zu stellen, er müßte sich denn zu der Ansicht bekennen (die freilich die Autorität eines Friedrich des Großen für sich geltend machen kann, heutzutage aber doch eine gar zu arge volkswirthschaftliche Ketzerei ist, um von einem auf Bildung Anspruch machenden Menschen im Ernste vertreten zu werden): daß schlechte Straßen nützlich für ein Land seien, weil sie den Gastwirthen, Schmieden und Stellmachern viel zu verdienen gäben.

Es war gewiß ein großer und von dem correspondirenden Publikum jener Zeit dankbar begrüßter Fortschritt, als im Anfange des 16. Jahrhunderts Francesco von Taxis die erste regelmäßige Post im deutschen Reiche einrichtete. Bis dahin hatte man sich mit den „Botenfahren" begnügen müssen, die zwischen einzelnen größern Handelsstädten, wie Hamburg und Nürnberg, hin- und hergingen, und Briefe (selten wohl Personen) mitnahmen. Später entstanden neben der Reichspost auch in mehrern Einzelstaaten selbstständige Postanstalten. Die Benutzung dieser Anstalten zum Reisen mag indessen kaum 100 Jahre alt sein, indem bis dahin wegen der bodenlosen Wege überhaupt jede Art von Fahrgelegenheit dermaßen unbequem und gefahrvoll war, daß man nur in der höchsten Noth davon Gebrauch machte. Wer reisen mußte, reiste damals zu Pferde; hohe Personen und Frauen ließen sich in Sänften tragen. Die erste Kunststraße (eine kleine Strecke) entstand 1753 zwischen Nördlingen und Oettingen. Noch vor 70, 80 Jahren gab es nur erst in einem kleinen Theile von Deutschland, und auch da natürlich nur auf den Hauptverkehrsstraßen, etwas leidlichere Wege, d. h. solche, auf denen man nicht bei jeder Umdrehung der Räder im Kothe zu versinken, in Löcher zu fallen, Wagen, Geschirr und Pferde, ja selbst die eigenen Gliedmaßen und das eigene Leben auf's Spiel zu setzen befürchten mußte.

Die nachstehende Schilderung einer Reise aus dem Jahre 1721 * malt die Gefahren und Beschwerlichkeiten einer solchen in der damaligen Zeit auf sehr anschauliche Weise. Und noch fünfzig Jahre später sah es in vielen Gegenden Deutschlands, besonders Norddeutschlands, damit nicht besser aus. Jene erwähnte Reise ging von Schwäbisch-Gmünd nach Ellwangen, zwei Orte, deren Entfernung von einander etwa acht Poststunden beträgt.

Der Reisende, ein wohlhabender Mann, ging in Gesellschaft seiner Frau und ihrer Magd am Montag Morgen, nachdem er am Tage zuvor in der Johanniskirche „für glückliche Erledigung vorhabender Reise" eine Messe hatte lesen lassen, aus seiner Vaterstadt ab. Er bediente sich eines zweispännigen sogenannten „Plahnwägelchens." Noch bevor er eine Wegstunde zurückgelegt und das Dorf Hussenhofen erreicht hatte, blieb das Fuhrwerk im Kothe stecken, daß die ganze Gesellschaft aussteigen, und „bis über's Knie im Dreck platschend" den Wagen vorwärts schieben mußte. Mitten im Dorfe Böbingen fuhr der Knecht „mit dem linken Vorderrad unversehendlich in ein Mistloch, daß das Wägelchen überkippte und die Frau Eheliebste sich Nase und Backen an den Plahnreifen jämmerlich zerschund." Von Mögglingen aus bis Aalen mußte man drei Pferde Vorspann nehmen und dennoch brauchte man sechs volle Stunden, um letztgenannten Ort zu erreichen, wo übernachtet wurde. Am andern Morgen brachen die Reisenden in aller Frühe auf und langten gegen Mittag glücklich beim Dorfe Hofen an. Hier aber hatte die Reise einstweilen ein Ende, denn hundert Schritte vor dem Dorfe fiel der Wagen um und in einen „Gumpen" (Pfütze), daß Alle garstig beschmutzt wurden, die Magd die rechte Achsel auseinanderbrach und der Knecht sich die Hand zerstauchte." Zugleich zeigte sich, daß eine Radachse zerbrochen, und das eine Pferd am linken Vorderfuße „vollständig gelähmt worden." Man mußte also zum zweiten Male unterwegs übernachten, in Hofen Pferde und Wagen, Knecht und Magd zurücklassen und einen Leiterwagen miethen, auf welchem die Reisenden endlich ganz erbärmlich zusammengeschüttelt, am Mittwoch „um's Vesperläuten" vor dem Thore von Ellwangen anlangten.

* Sie ist nach einem handschriftlichen Berichte mitgetheilt in Scherr's „Geschichte deutscher Kultur und Sitten" S. 297.

Alte Leute werden aus eigenen Erinnerungen ihrer Kindheit oder aus Erzählungen ihrer Aeltern wissen, welche halsbrechende und zum Sterben langweilige Tour eine Reise von Dresden nach Leipzig noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war. Ist es doch noch keine zwanzig Jahre her, daß in Preußen mehrere der wichtigsten Verkehrswege, z. B. die Straße von Magdeburg über Stendal nach Hamburg und manche Straßenzüge in den Ostprovinzen nur erst zum Theil chaussirt waren. Bis 1816 gab es in den sämmtlichen preußischen Landen diesseits der Elbe, mit Ausnahme Schlesiens und Sachsens, nicht mehr als 44,3 Meilen Staatschausseen, in Ost- und Westpreußen nebst Posen zusammen nur 1,2 Meilen!

Welcher ungeheure Fortschritt hat in dieser Hinsicht seit den letzten 30 bis 40 Jahren allerwärts in Deutschland stattgefunden! Nicht blos im Süden (wo man hierin schon weit früher vorgeschritten war), sondern auch in den meisten Gegenden Norddeutschlands (vor Allem in Sachsen, welches jetzt beinahe 1½ Meile Staatsstraßen auf jede Quadratmeile seiner Bodenfläche besitzt), nicht blos in den Ebenen, sondern bis hinauf in die steilsten Gebirge, findet man entweder wirkliche Kunststraßen (Chausseen), oder wenigstens so fahrbare und wohlerhaltene Wege, wie man sie vor 100 Jahren nicht einmal in der unmittelbaren Nähe der Haupt- und Residenzstädte hatte.

Im Postwesen selbst ferner, welche Veränderungen! Die ehemalige „gelbe Kutsche" mußte vor (etwa 30 Jahren) der „Diligence", diese dem Eilwagen weichen, welcher letzte denselben Weg, zu welchem jene erste 1½ Tage brauchte, in zehn, bisweilen in sieben oder acht Stunden zurücklegte. Der heutige Reisende, der sich behaglich auf den elastischen Polstern einer preußischen oder hannöverschen Schnellpost dehnt und, in weiche Kissen zurück gelehnt, von der federnden Bewegung des Wagens sich schaukeln läßt, wird sich nur schwer in die Lage eines jener unglücklichen Märtyrer des frühern Postwesens versetzen können, welcher auf einem Mark und Bein durchschütternden Leiter- oder Korbwagen, dem die wohlthätige Erfindung der Federn vollkommen fremd geblieben war, auf einem ungepolsterten, selten auch nur mit einer Rücklehne versehenen Sitze, ohne ein schützendes Obdach gegen Wetter und Wind wie gegen Sonnenschein im schneckengleichen Zuge der Gäule auf den holprigen Wegen fortgeschleppt und umhergeworfen ward. Die letzten lebendigen Traditionen jener Marterwerkzeuge, die man noch vor einem oder ein paar Jahrzehnten in gewissen stoßenden Rumpelwagen auf manchen Nebenpostcursen (z. B. in den höchsten Gegenden unsres Erzgebirges und Voigtlandes) antraf, sind nunmehr wohl auch allerorten vollends verschwunden.

Der Postdienst bewegte sich früher (wie sich ältere Reisende noch aus eigener Erfahrung erinnern werden), namentlich in unserm kaltblütigen Norden, mit einer Schwerfälligkeit und Langsamkeit, die den ohnehin so schwer geplagten Reisenden wohl der Verzweiflung nahe bringen konnte. Es galt für nichts Geringes, als Friedrich der Große durch eine neue Postordnung für seine Staaten (im Jahre 1784) einschärfte, daß die ordinäre Post auf jeder Station binnen einer Stunde abgefertigt sein müßte. Auf Extrapostpferde mußte man selbst auf den Hauptcursen mindestens eben so lange warten, auf Nebencursen oft viel länger. Was würde ein preußischer Postbeamter aus jener Zeit gesagt haben, wenn man ihm das Bild eines Schnellpostdienstes aus dem dritten Jahrzehent dieses Jahrhunderts (also nicht volle fünfzig Jahre später) im Spiegel der Zukunft hätte zeigen können? Er würde die Verwirklichung dieses Bildes ebenso für eine Unmöglichkeit erklärt haben, wie ein großer Theil unsrer heutigen Postbeamten vielleicht noch vor wenigen Jahren es für eine Unmöglichkeit gehalten hat, daß eine wohleingerichtete Briefbeförderung ohne specielle Kartirung bestehen könne. Mit dieser Briefbeförderung nahm man sich freilich in jenen frühern Tagen noch ganz anders Zeit. Gleich als ob man fürchtete, der Brief, welcher von Berlin bis Frankfurt neun Tage, von Paris bis Berlin 16 bis 18 Tage unterwegs sein mußte, möchte doch noch zu rasch an den Ort seiner Bestimmung gelangen, ließ man in der Regel die Posteingänge mindestens eines ganzen Tages, oft auch mehre Tage zusammenkommen, ehe man sich die Mühe nahm, dieselben an ihre Adressen zu vertheilen. Selbst in der königlichen Residenzstadt Berlin bedurfte es einer besondern königlichen Verordnung (1770), um die Briefträger dahin zu vermögen, daß sie die eingegangenen Briefe nicht blos einmal täglich, sondern zweimal abholten und austrugen.

Es ist das Verdienst des preußischen Generalpostmeisters v. Nagler, jenen Schlendrian aus dem Postdienste ausgetrieben und eine vorher nie gekannte Pünktlichkeit, Schnelligkeit und Beweglichkeit in denselben gebracht zu haben. Die Nachbarländer Preußens ahmten das dort gegebene Beispiel nach, und seit dieser Zeit hat das norddeutsche Postwesen das süddeutsche, hinter dem es ehemals bedeutend zurückstand, in manchen Beziehungen, namentlich was die vorgenannten Eigenschaften betrifft, überflügelt und sich dem französischen und englischen wenigstens einigermaßen ebenbürtig an die Seite gestellt.

Aber wer spricht denn heutzutage überhaupt noch von Postwagen und Poststraßen, wenn es gilt, die Leichtigkeit des Personentransportes oder die Schnelligkeit der Gedankenmittheilung, des Brief- und Zeitungsverkehrs, zu messen und mit den Einrichtungen früherer Perioden zu vergleichen? Die schnellste Schnellpost, ihrer Zeit als ein Wunder und Nonplusultra menschlichen Fortschrittstrebens auf diesem Gebiete angestaunt, muß beschämt vor dem Dampfwagen, die vollkommenste Kunststraße, demüthig vor der Eisenbahn sich verkriechen, und beide wiederum sinken, was die Gedankenmittheilung betrifft, in Nichts zusammen gegenüber den wahrhaft zauberartigen Wirkungen des elektrischen Telegraphen.

Wenn Chausseen und Posten die Entfernungen der Orte und Länder von einander bereits auf die Hälfte oder ein Drittheil herabgesetzt hatten, so haben der Dampf und die Eisenschiene im Bunde dieses Drittheil abermals um das Drei-, Vier-, ja Acht- und Zehnfache verkleinert. Auf den schlechten Wegen der frühern Zeit hatte ein Wagen Noth, die Wegstunde in einer Zeitstunde zurückzulegen, also mit einem Fußgänger Schritt zu halten. Mit Hülfe der Kunststraßen und eines wohleingerichteten Relaisdienstes brachte man es dahin, zwei bis drei Wegstunden in einer Zeitstunde zu fahren (in England sogar vier). Der Dampfwagen dagegen auf seiner eisernen Bahn durchbraust in demselben Zeitraum eine Strecke von 8, 12, 16, 20, ja, wenn es darauf ankommt, 30 und noch mehr Stunden.

Der elektrische Telegraph endlich hat alle räumliche Entfernungen so gut wie gänzlich verschwinden gemacht, hat es ermöglicht, daß Mittheilungen von London nach Wien, von Paris nach Warschau, welche vor hundert Jahren mindestens drei bis vier Wochen unterwegs waren — jetzt in wenigen Stunden, ja, nach den neuesten Vervollkommnungen des Telegraphenwesens (mit Hülfe des Translators) in vielleicht kaum einstündiger Frist an den Ort ihrer Bestimmung gelangen können, und wird sehr wahrscheinlicher Weise in nicht ferner Zeit diese wunderbare, aller Raum- und Zeitschranken schier entbundene Schnelligkeit der Gedankenmittheilung sich, selbst über den atlantischen Ocean hinüber, nach der neuen Welt erstrecken.

Wo die Natur selbst die Wege geebnet hatte — auf dem Wasser — da fuhr man auch in früherer Zeit schon leidlich bequem, ungleich bequemer wenigstens, als auf den von menschlicher Nachhülfe abhängigen Landstraßen. An Fährlichkeiten freilich fehlte es dabei ebenfalls nicht und die lässige Hand einer Staatswirthschaft, die ihren Vortheil weit häufiger auf die Erschwerung, als auf die Erleichterung des Verkehrs baute, half hier so wenig nach als auf dem Lande. Wenn der Schiffer auf dem Rhein, um das „Binger Loch" oder das „Wilde Gefähr" zu passiren, das Doppelte oder Dreifache der Pferdezahl brauchte, die er für gewöhnlich bei der Bergfahrt vorlegte, dazu wohl gar noch Lootsen an Bord nehmen mußte, so war dies ja (nach den damaligen volkswirthschaftlichen Begriffen) ein reiner Vortheil für die Bewohner der Uferlande und folglich auch für deren Regierungen, denn der Schiffer mußte ja um so mehr Geld aufwenden, was dem betreffenden Lande zu gute kam. Daß dieser Vortheil viel größer sein würde, wenn statt des einen Schiffes, bei erleichtertem Verkehr, zehn oder zwanzig in der gleichen Zeit den Strom passirten, obschon jedes einzelne davon nur die gewöhnliche Zahl Pferde und Führer brauchte und nur kürzere Zeit an den betreffenden Punkten anlegte, davon scheint man damals keinen Begriff gehabt zu haben, so wenig als davon überhaupt, daß durch Verwohlfeilerung der Gelegenheiten des Reisens und des Transportes von Sachen, der Reise- und Waarenverkehr sich in's Außerordentliche steigern lasse. Friedrich der Große, der doch noch einer der bessern, wenigstens der eifrigeren und gemeinnützigeren Staatswirthe seiner Zeit war,

hatte auch hierüber so verkehrte und so kurzsichtige Ansichten, daß er z. B. für die Briefportoeinnahme in seinem Reich alljährlich eine gewisse, nothwendig zu erreichende Summe festsetzte und, wenn die wirkliche Einnahme hinter diesem Voranschlag zurückblieb, eine Erhöhung des Briefportos (statt einer Herabsetzung, was das Richtige gewesen wäre) verfügte. Das Allerverkehrteste aber in dieser Art, was der im Uebrigen so kluge König that, war eine Verordnung, die er als Herzog von Cleve erließ, wonach alle auf dem Rheine Reisende, sobald sie an's Clevische kommen, den Strom verlassen und zu Lande weiter reisen mußten, um, wie in der Verordnung gesagt war, den königlichen Posten diesen Gewinnst nicht zu entziehen.

Wenn aber auch das Reisen zu Wasser, was die Fahrstraße selbst anbelangt, weit früher praktikabel wurde, als das zu Lande, so lag es doch in Bezug auf Bequemlichkeit, Behaglichkeit und Eleganz der Fahrzeuge, so wie auf Schnelligkeit des Fortkommens, die längste Zeit hindurch beinahe ebenso in der Kindheit, wie dieses letztere. Die mehr als einfache Einrichtung der offenen Nachen oder Marktschiffe, bis zur Einführung der Dampfschiffe, die einzigen regelmäßigen Transportmittel auf unsern Flüssen (und zwar nur auf den größten, wie Rhein, Donau, allenfalls einer kurzen Strecke des Untermain und dergleichen), der vollständige Mangel an Eleganz und Comfort, der darauf herrschte, wurde vielleicht nicht ganz so hart empfunden, wie die schlechte Beschaffenheit der Postwagen, weil das Element selbst dort die Wirkungen dieser Unvollkommenheit einigermaßen milderte, bildete aber jedenfalls einen ebenso starken, wenn nicht noch stärkeren Contrast zu der ausgesuchten Pracht und Bequemlichkeit der Reisegelegenheiten, welche heut zu Tage an deren Stelle getreten sind, zu den geräumigen, geschmackvoll gemalten und vergoldeten Salons, den luxuriösen Tables d'hôte, den wohlassortirten Sammlungen von Journalen, Büchern und Bilderwerken, womit unsere zahlreichen Dampfschiffe ihren Passagieren den verhältnißmäßig viel kürzeren Aufenthalt darauf angenehm und unterhaltend zu machen suchen.

Was die Schnelligkeit betrifft, so ist der Fortschritt, welchen die Anwendung des Dampfes auf die Flußschifffahrt hervorgebracht hat, zwar nicht ganz so groß wie der bei dem Landtransport, immerhin aber bedeutend genug. Stromabwärts, wo man durch die Strömung begünstigt war, fuhr man mit den blos durch Ruder, höchstens mit Hülfe von Segeln bewegten Schiffen etwa um das Drei- bis Vierfache langsamer, als jetzt; stromaufwärts dagegen, wo man sich der Pferde oder Menschen zum Ziehen bedienen mußte, mindestens um das Sechsfache. Und dabei durfte noch keine Verzögerung durch das Außenbleiben der nöthigen Zugkräfte, oder durch das nothgedrungene längere Anhalten an den zahlreichen Zollstätten (wenn das Schiff zugleich Waaren führte) eintreten. Denn dieser letztere Aufenthalt allein konnte unter Umständen eine solche Wasserreise z. B. zwischen Cöln und Mainz, um ganze Tage verlängern, da es auf dieser Strecke vielleicht zwanzig Zollstätten gab, die noch dazu häufig an den entgegengesetzten Ufern lagen, wo dann die Schiffe genöthigt waren, nicht nur selbst herüber- und hinüberzufahren, sondern auch die Pferde oder Menschen, welche sie zogen, abwechselnd von einem Ufer auf's andere zu transportiren. Auf der Donau vollends war das Fahren zu Berge, wegen der hier befindlichen Stromschnellen, für deren Beseitigung nichts geschah, nahe zu einer völligen Unmöglichkeit, wenigstens eine Sache der höchsten Unbequemlichkeit und der tödtlichsten Langweile. Eine Familie, welche die ganze Tour von Wien bis Ulm, wegen der Unsicherheit der Landstraßen, zu Wasser zurücklegte, brauchte dazu mehr Zeit, als heut zu Tage zu einer Reise nach Amerika und zurück erfordert wird.

Mit den Seereisen war es nicht anders. Regelmäßige Reisegelegenheiten gab es schon im vorigen Jahrhundert von Kuxhaven nach London, von Kiel nach Kopenhagen, von Lübeck nach Stockholm und nach Riga. Aber wie lange Zeit brauchte man zu jeder dieser Touren! Mindestens das Vierfache, bisweilen das Sechs- oder Achtfache der jetzigen.

Die Vermehrung, welche in Folge der so namhaften Erleichterung, Verwohlfeilerung und Vervielfältigung der Reisegelegenheiten aller Arten, während des letzten halben Jahrhunderts, der Reiseverkehr nothwendig erfahren mußte und auch wirklich erfahren hat, läßt sich in Zahlen zwar insofern nicht genau nachweisen, als uns über den Reiseverkehr der früheren Zeiten (ebenso wie über die Briefbeförderung) authentische statistische Angaben fehlen, indem man in Deutschland erst vom Jahre 1840 an solche amtlich zu sammeln und aufzubewahren angefangen hat. Allein man kann getrost behaupten, daß, wo vor 100 oder 150 Jahren vielleicht eine, vor 50 vielleicht 10 Personen reisten, gegenwärtig mindestens 10,000 sich auf Eisenbahnen, Poststraßen oder einer der jetzt so zahlreichen Dampfschiffrouten hin- und herbewegen. Die Seltenheit der regelmäßigen Verbindungen von Ort zu Ort noch zu Anfange dieses Jahrhunderts (worüber sichre Nachrichten vorliegen) beweist und erklärt die ungleich geringere Ausdehnung des Reise- und Briefverkehrs in der damaligen Zeit. Zwischen Leipzig und Dresden z. B. fuhr damals nur zweimal in der Woche eine Postkutsche, während jetzt täglich sechs Dampfwagenzüge von einem dieser Orte zum andern gehen, also wöchentlich zweiundvierzig d. i. 21 mal so viel, als damals. Nimmt man an, daß jene zwei Postkutschen jedesmal ganz besetzt waren und rechnet man jede zu 16 Plätzen, so gäbe dies in der Woche 12, also im Jahre ohngefähr 600 Hin- und eben so viel Herreisende, zusammen zwischen jenen beiden Hauptstädten 1200 Postreisende jährlich. Gegenwärtig befördert die Leipzig-Dresdner Eisenbahn im Jahre etwa 600,000 Personen, d. i. 500 mal so viel. Bedenkt man nun, daß die Route Leipzig-Dresden in jener Zeit eine der wenigen war, welche wenigstens einen regelmäßigen Postdienst und verhältnißmäßig noch leidliche Wege aufzuweisen hatte, während auf den Seitenrouten und in nur einiger Entfernung von den großen Städten ordentliche Postverbindungen und fahrbare Wege völlig aufhörten, so wird die oben gewagte Behauptung von einer tausendfachen Vermehrung des Reiseverkehrs innerhalb der letzten 50—70, und einer vielleicht zehntausendfachen innerhalb der letzten 100—150 Jahre sicherlich nicht übertrieben erscheinen. Auf dem Rheine — um noch ein Beispiel anzuführen — fuhr vor 60 Jahren täglich ein Marktschiff zwischen Mainz und Cöln, ebenso auf dem Maine zwischen Frankfurt und Mainz; auf der untern Donau, wohl nicht einmal alle Tage, eines. Oberhalb Mainz scheint der Rhein, oberhalb Frankfurt der Main, oberhalb Regensburg die Donau gar nicht (wenigstens nicht regelmäßig) mit Schiffen zu Personenbeförderung befahren worden zu sein, wie wir denn auch von geregelten Reisegelegenheiten auf Neckar, Mosel, Elbe, Weser und Oder in jener Zeit nichts lesen. Heut zu Tage gehen auf dem Rhein allein Tag für Tag 10—12 Dampfschiffe stromauf- und eben so viele stromabwärts und die Summe der auf sämmtlichen deutschen Flüssen täglich hin- und herfahrenden Dampfer beträgt mindestens ein halbes Hundert.

Um schließlich auch von der Verwohlfeilerung des Reisens gegen früher eine Vorstellung zu geben, sei nur das Eine bemerkt, daß, nach vorliegenden Berechnungen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Jemand, der nur einigermaßen bequem und mit Behagen reisen wollte (so weit dies überhaupt bei dem damaligen Zustande der Straßen, der Gasthöfe und der Transportmittel möglich war), nicht unter einem Ducaten auf die Meile Reiseaufwand rechnen durfte. Das wäre auf eine Tour von 12 Meilen, also etwa von Leipzig bis Dresden oder von Mainz bis Coblenz ohngefähr 40 Thaler. Dafür konnte er freilich einen Bedienten mitnehmen und im eigenen Wagen mit Extrapostpferden reisen (Beides war aber auch unumgänglich nothwendig, wenn man sich das Reisen nur einigermaßen erträglich machen wollte) — aber er konnte sich weder vor dem halsbrechenden Berganf Bergab und dem bodenlosen Moraste der Wege schützen, noch auch nur annähernd sich jenen Grad von Comfort verschaffen, welcher dermalen einem Reisenden im Coupe eines Eisenbahnwagens erster Klasse oder in der Hintercajüte eines Dampfschiffes, an der reichbesetzten Tafel und in den fürstlich eingerichteten Zimmern unserer großen Rheinhotels, Alles in Allem für den achten oder zehnten Theil jenes Aufwandes zu Gebote steht. Der Minderbemittelte konnte unter den geschilderten Umständen an eine Tour zu Wagen von nur einiger Ausdehnung gar nicht denken; wer aus dieser Klasse also zu Fuße zu reisen außer Stande war, wie Frauenzimmer, alte oder kränkliche Personen, der mußte überhaupt auf das Reisen verzichten, selbst wenn Gesundheitsrücksichten, Familien- oder Geschäftsverhältnisse ihm dasselbe noch so wünschenswerth oder gar nothwendig erscheinen ließen. Denn selbst eine Reise mit der ordinären Post von Leipzig bis Dresden kostete zu jener Zeit, einschließlich des nothwendigen ein- oder auch zweimaligen Nachtlagers und der Zehrung für zwei bis drei Tage, al-

lermindestens 6 Thaler, (das Postgeld allein betrug auf 12 Meilen 4 Thaler), das ist viermal mehr als gegenwärtig — ungerechnet den mehr als sechsfach größern Zeitaufwand. Eine ähnliche, wenn auch nicht ganz so beträchtliche Verringerung haben die Kosten des Briefverkehrs erfahren. Durchschnittlich kann man annehmen, daß heut zu Tage ein Brief nur die Hälfte von dem kostet, was man ehemals dafür bezahlte.

Welch' ungeheuere Vortheile sind aus diesen mannigfachen Verbesserungen unseres Transportwesens und unserer Mittel der Gedankenmittheilung für die Annehmlichkeit, Bequemlichkeit, ja Sicherheit des Lebens, für das materielle Wohlbefinden in jeder Beziehung, für den geschäftlichen Verkehr, endlich für die allgemeine Bildung der Menschen, für die Verbreitung und Verallgemeinerung von Ideen, Erfahrungen und Kenntnissen aller Art, für die Annäherung der verschiedenen Individuen und Volksstämme unter einander, für die Beseitigung localer Vorurtheile und nationaler Antipathien, kurz, für die immer vollkommenere Erreichung jenes großen Kulturzweckes hervorgegangen, welcher dem Menschen als das Ziel seiner irdischen Bestrebungen und Anstrengungen vorgesteckt ist!

Londoner Lebens- und Verkehrsbilder.

Zweimal vor dem Polizei-Gericht.

Ohne eigentlich zu wissen wie, war ich in einem Theile des Westendes Sprachlehrer, Dolmetscher und Freund in der Noth, deutscher Tischler geworden, besonders einer ziemlichen Menge, die alle bei einem englischen Bäcker zu je Zweien alle dessen Schlafstellen einnahmen. Der Eine hatte sich in die Tochter verliebt, ohne seit 6 Monaten etwas Anderes sagen zu können, als „Guten Morgen, Miß!" und „Gute Nacht, Miß!" Mit der Zeit war aber in ihm das Bedürfniß entstanden, seinen heimischen Gefühlen in der Sprache der Angebeteten auf eine beredtsamere Weise Luft zu machen, so daß er beschloß, Unterricht im Englischen zu nehmen. Seine „Schlafcollegen" besannen sich bei dieser Gelegenheit, daß sie auch öfter in den Fall gekommen waren, mit Engländern zu sprechen und Engländerinnen zu sagen, es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei u. s. w. So kamen sie eine Zeit lang sehr eifrig Abends 8 Uhr zu mir, lernten Englisch und wunderten sich über die sonderbaren Gewohnheiten der Engländer, weder auf Vocale, noch Consonanten Rücksicht zu nehmen, sondern von jedem Worte möglichst wenig und dieses Wenige möglichst schlecht und immer so auszusprechen, daß man beim Anblicke des Wortes gar nicht daran denken konnte. Doch was half's? Die Sache mußte gelernt werden. Und es dauerte gar nicht lange, so waren Einige überzeugt, daß sie im Leben, wie in der Liebe mit dem Erlernten durchkommen würden. Freilich machte der Eine bald die Erfahrung, daß man die deutsche Zunge viel länger mißhandeln muß, um mit ihr die kakophonischen Kunststücke der englischen einigermaßen erträglich und verständlich nachmachen zu können. Er hatte sein junges Englisch öfter angewandt, um den irischen Laufburschen, Leimsieder und dienstbaren Geist im Arbeitslocale schlecht zu machen. Der Junge hatte es entweder nicht verstanden oder innen darüber gelacht oder vielmehr jedesmal darüber gelacht, am Meisten, wenn er's verstand. So bekam der Junge eines schönen Morgens nicht nur eine Ohrfeige, sondern auch einen Stoß vor die Brust, daß ihm zwei Rippen zerbrachen. Wenigstens lautete die Anklage so.

Also mein Schüler war verklagt und schriftlich vorgeladen, vor dem Polizeigerichte in Great-Marlborough-Street um zwei Uhr Nachmittags zu erscheinen. Blaß und athemlos kam er mit dem Zettel zu mir gelaufen, was eigentlich darin stehe und was hier zu thun sei und daß ich ihm helfen möchte, es möge kosten was es wolle. So wurde ich sein Advokat, Dolmetscher, Vertheidiger, Freund und Rathgeber, ohne zu wissen wie und wo ich alle die dazu nöthige Weisheit hernahm. Nachdem ich mich privatim überzeugt, daß die zerbrochenen Rippen in das Reich der Dichtung gehörten, hielt ich meinen Feldzug gegen den Ankläger für kein zu schwieriges Kunstwerk der Strategie. Mit meinen Hülfstruppen von Zeugen, einem Polen, der wenig Deutsch und gar kein Englisch verstand, einem Ungar, der das Deutsche in seiner eigenen Manier behandelte und das Englische so sprach, daß er sich selbst nicht verstand und einem Böhmen, der in gar keiner Sprache reden konnte und dem Verklagten brach ich zu rechter Zeit nach dem Polizeigerichtslokale auf. Ich wußte nicht, in welchem Hause die Polizei und der Magistrat Recht pflegten. Auf meine Frage, wo es eigentlich sei, bekam ich die praktische Antwort: „Da wo immer allerhand Leute vor der Thür stehen, in der Regel auch ein schwarzer Omnibus." Wir fanden allerhand Leute umher stehen und auch den schwarzen Omnibus und traten ein, wurden rechts in einen schmutzigen öden Raum mit einigen zerbrochenen Stühlen und roth gefirnißten Holzbänken gewiesen, wo die künstlich und umsichtig gemachten Fenster nur da Aussichten gewährten, wo gelangweilte Künstlerhände den Firniß abgerieben und dadurch allerhand Figuren und Namen zu Stande gebracht hatten, und instruirt, daß wir hier warten müßten, bis wir aufgerufen würden. Wir warteten zunächst so lange, als wir gelernt hatten zu warten, hernach aber noch länger, viel länger und vertrieben uns die Zeit damit, zu beobachten, was um uns her vorginge. An einem schmutzigen Pulte verkaufte ein Polizeibeamter immer mit'n Hut immerwährend „Vorladungen" an Jeden, der's bezahlen konnte und die Hülfe des Polizeigerichts brauchte. Vorgeladene Parteien, Kläger und Verklagte, weinende Weiber mit Kindern, Kinder ohne Aeltern, Wittwen und Waisen, geputzte und zerlumpte, gefaßte und ruhige und tobende und schimpfende Personen gingen aus und ein. Draußen durch die offen stehende Thür sahen wir es immerwährend hin- und herströmen. Polizeibeamte kamen in der bekannten klassischen Position mit Arrelirten, die, in Armeslänge abwärts am Oberarme gehalten, hereingetrieben wurden. Andere, bösartiger Natur, wurden von 2 Policemen, wie ein intimer Freund, von beiden Seiten unterm Arme gefaßt, hereingeführt oder geschleppt, besonders viel derbe, pfiffig aussehende Jungen ohne Mützen, ohne einen oder den andern Aermel, ohne Sohlen unter den Schuhen oder ohne diese selbst.

Die immerwährend wechselnden Scenen im Polizeigerichtslokale verkürzten zwar unsere Stunden lang ausgedehnte Wartezeit, aber mein Angeklagter, der immer that, als handelte es sich um sein Leben, war inzwischen doch so schwach geworden, daß wir ihn in die gegenüberliegende englische Apotheke, ein Bierhaus, führen mußten, eine Art Vorparlament zu den Verhandlungen selbst. Hier gestärkt, kehrten wir mit neuem Muthe zum Warten zurück und sahen zunächst zu, wie der schwarze Omnibus beladen ward. Durch eine besondere enge Thür wurden Verurtheilte einzeln hineintransportirt und innerhalb des Omnibus einzeln in schilderhausartige Behälter, mit etwas Fenster oben, eingeschlossen. Ein Policeman schloß endlich die Hauptthür, setzte sich daneben in einen für ihn außen angebrachten Sitz und gab dem Policeman vorn das Zeichen zur Abfahrt. Solche schwarze Omnibusse durchkreuzen London alle Tage nach allen Richtungen, wo Gefängnisse stehen. Bei dieser Gelegenheit war es 5 Uhr geworden. Alle Vorgeladenen, die noch übrig waren, darunter wir, wurden rasch hinausgetrieben, die Richter, Assistenten und Diener, die bisher sich zu Allem viel Zeit genommen hatten, wurden eifrig und eilig und stürzten, gierig nach ihrem Mittagsessen, davon, ohne weder links noch rechts zu hören.

Auf den nächsten Freitag wieder um 2 Uhr vorgeladen, kamen wir um 4 Uhr in das Gerichtszimmer selbst, zunächst unter die dichtgedrängten, in einen schmalen Streifen eingezwängten Zeugen und Zuhörer. Vor demselben befindet sich ein schmaler Streifen Raum zwischen Holzwänden für die Angeklagten — lauter Stehplätze, daneben eine Art Katheder, auf welches Jeder treten muß, so lange er eidlich etwas aussagt. Dazu wird er jedesmal durch eine kurze Anrede von einem besondern Beamten vorbereitet, der ihm einschärft, daß er die Wahrheit und nichts als die Wahrheit sage. Daß er dies wolle, bekräftigt er eidlich, jedoch ohne einen Eid zu schwören. An Eides Statt küßt er ein kleines, dünnes, dicht verschlossenes Buch, welches, wie man ihn versichert, das ganze neue Testament enthält. In einem innern, in mehrere

Abtheilungen zerfallenden Raume sitzen Richter, Protokollführer und sonstige Beamte. Der eigentliche Richter (Einzelrichter, da hier nur Bagatellsachen verhandelt werden, gegen welche es keine Appellation giebt) thront aber in der Mitte auf einer besondern Kanzel und frägt, befiehlt und entscheidet in der gemüthlichsten, heitersten Weise, ohne je böse zu werden, so schlimm sich auch einzelne Leute oft geberden. Unser Richter hatte wirklich etwas Patriarchalisches, Väterliches, wovon er in meiner Gegenwart mehrere Beweise gab. Ein prächtiger, schwarzäugiger Savoyardenknabe mit einem häßlichen Affen im Arme, den er streichelte und hätschelte wie ein Kind, stand vor ihm, des Bettelns angeklagt. Der Junge vertheidigte sich mit: „Mio caro, cor mio" und einigem Englisch, das er noch durch eine Pantomime deutlich machte. Er zeigte auf den Mund des Affen, dann öffnete er seinen Mund, steckte die ganze Hand hinein und lachte von einem Ohr bis zum andern. Dann zeigte er auf die Jacke des Affen und seine eigenen Lumpen und dann auf sich und den Affen, so daß man den deutlichen Eindruck bekam, er wolle sagen: „Ich und der Affe sind Herzensfreunde; ich ernähre ihn und er mich." Und dazu sah der Affe den Richter so fest und ernsthaft an, daß jeder Zweifel verschwinden und die Schuld des Bettelns gesühnt sein mußte. Und so war's auch. Der Richter griff in die Westentasche, einige andere Herren griffen auch in die Westentasche. Kupfer, sogar kleines Silber und Stückchen Kuchen erschienen und concentrirten sich nach dem Savoyardenknaben und seinem Affen hin. Damit schloß diese Verhandlung.

Jetzt wurden alle Augen größer und alle Hälse länger. Ein tartarischer Chinese von riesiger Höhe und wahrhaft eckigem Knochenbau in grober, blauer Leinewand, die besonders in Form von Beinkleidern den unteren Theil seines Körpers so reichlich umwallte, daß man sie nicht leicht von einem weiten Frauenkleide unterschied, erhob sich auf dem Stehplatze der Angeklagten. Die glänzend braungelbe Farbe in seinem eckigen Gesicht mit den schiefen, stechenden Augen, dem breiten dicklippigen Munde und dem dicken Zopfe hinten, der zwar innerhalb der Jacke sich verkroch, aber grade mit dem dicksten Anfange ungemein stark aus dem Nacken heraustrat, endlich die Unmöglichkeit, ihm ein Wort zu verstehen oder verständlich zu machen, gaben der Erscheinung ein ungetheiltes Interesse, das sich zum wärmsten Mitleiden steigerte, als der Policeman erzählte, er habe einen Auflauf in der Straße erregt und den „Verkehr" gestopft, weil er einem Jungen, der ihn am Zopfe gezerrt, etwas braun und blau geschlagen und er nun weinte und auf seinen Zopf zeigte und drohte und zu verstehen gab, daß seine Ehre auf's Tiefste verletzt sei, und dann auf seinen Magen und dessen Leere und seine Unfähigkeit, sich verständlich zu machen und etwas zu verdienen, pantomimisch und in unverständlichen, singenden Tönen aufmerksam machte. Der Richter entschuldigte ihn wegen der Selbsthülfe, die er sich erlaubt habe, um die gekränkte Ehre seines Zopfes zu rächen, da dieser im Lande der Chinesen ein Heiligthum sei und auch in England Niemand ein Recht habe, seinen Nebenmenschen am Haar zu zausen. So ein hülfloses Wesen bedürfe des Mitleidens und des Schutzes. Spott sei hier doppelt strafbar. Offenbar sei er ein Matrose, hungrig und erschöpft. Hier sei Geld, der Policeman solle ihn nach der Themsepolizei führen und ihr aufgeben, zu erfragen, ob ein chinesisches Schiff oder sonst ein Unterkommen für ihn da sei. Andere Beamte und Publikum gaben auch Geld. Der Chinese machte schreckliche Pantomimen der Dankbarkeit mit gurgelnden, singenden Tönen und verschwand mit einem Policeman.

Nachdem eine zerlumpte Irländerin mit einem magern, bläulichen Kinde, die kein Englisch verstand, einem Arbeitshause empfohlen worden war, kam unsere Sache daran. Der Ankläger, ein verschmitzter Bursche von 15 Jahren, küßte das Testament und klagte dann über seine zerbrochenen Rippen, deren er erst drei angab, hernach aber auf zwei reducirte. Richter und Publikum lachten, je dunklere Farben seine Anklage annahm. Nachdem ich die Aussage der verschiedenen Zeugen und des Angeklagten verdolmetscht hatte, sagte der Richter, es bliebe nichts übrig als eine Ohrfeige, die er unter bewandten Umständen sehr wohl verdient habe, so daß er auf den Schutz des Gesetzes, das Ohrfeigen im Allgemeinen verbiete, keinen Anspruch machen könne. Der Wundarzt des Gerichts hatte natürlich die Stelle, wo die zerbrochenen Rippen sich aufhalten sollten, untersucht und nach seiner Aussage nichts gefunden, als kleine rothe, runde Fleckchen, um derenwillen er aber nicht den deutschen Tischler, sondern gewisse schwarze Thierchen hätte anklagen müssen. Ein sehr gemüthliches Gelächter schloß den kurzen Prozeß, um dessenwillen mein Tischler 14 Tage lang solche Heidenangst ausgestanden hatte, daß ihm der Appetit und viel von seinem Körperumfange verloren gegangen war.

Sonstige Verhandlungen drehten sich um Geld-, Injurien- und Prügelangelegenheiten von Krethi und Plethi. Anständige Leute bemerkte ich beide Male weder unter Klägern noch Verklagten. Auch ich wäre nicht zu diesem Artikel gekommen, hätte der Junge nicht seine Rache ausüben wollen. Er lauerte uns auf vor der Thür und sagte höhnisch zu dem Tischler: „Leih, nu haben Sie doch 6 Stunden Arbeit verloren und müssen die Zeugen bezahlen." Dies war ihm genug. Das ganze Polizeigerichtswesen machte auf mich den Eindruck des Kunterbunten und Gemischten aus allen möglichen Nationen und von Unbeholfenheiten der untern Klassen, des Ungenirten, Patriarchalischen, Bequemen, Nachlässigen, dabei aber Humanen und Gutmüthigen von Seiten des Gerichts. Vielleicht findet der Leser hier ein kleines, aber wahres Spiegelbild davon.

Bilder aus der Thierwelt.

Der Biber.

Im Winter des Jahres 1852 erhielt ein Kaufmann in London von einem Freunde in Canada einen Biber. Derselbe war noch sehr jung, klein und wollig und ohne das lange Haar, an welchem man das völlig erwachsene Thier erkennt. Es war das einzige am Leben gebliebene von fünf oder sechs Exemplaren, die gleichzeitig in Amerika eingeschifft worden waren. Er befand sich bei seiner Ankunft in einem sehr kläglichen Zustande, war sehr abgemagert und das Fell über und über mit Pech und Theer beschmutzt. Durch gute Behandlung ward er bald wieder gesund gemacht; er wuchs zusehends, ward rund und fett und der Pelz sauber und glatt. Er ward sehr zahm und zutraulich. Wenn man ihn bei seinem Namen, Binny, rief, so antwortete er gewöhnlich mit einem leisen klagenden Tone und kam auf seinen Herrn zu. Der Teppich vor dem Herde war während der Winterabende sein Lieblingsaufenthalt und er lag auf demselben der Länge nach ausgestreckt, zuweilen auf dem Rücken, zuweilen auf der Seite, zuweilen auf dem Bauche, wobei er seine Zehen mit den Schwimmhäuten dazwischen ausbreitete, um die behagliche Wärme des Feuers darauf einwirken zu lassen.

Sein Trieb zum Bauen entwickelte sich sehr bald. Ehe er noch eine Woche in seinem neuen Quartiere war, machte er sich, sobald er aus seinem Käfig gelassen ward und Materialien in seiner Nähe fand, sofort an die Arbeit. Seine Kräfte waren schon, ehe er zur Hälfte ausgewachsen war, sehr bedeutend. Er schleppte einen großen schweren Borstbesen oder eine Wärmflasche, indem er den Griff derselben mit den Zähnen faßte und ihn sie über die Schulter legte. So kroch er mit der Last in schiefer Richtung weiter, bis er die Stelle erreichte, wo er den Gegenstand hin haben wollte. Die größten und schwersten Dinge nahm er allemal zuerst in Angriff und zwei der längsten Gegenstände legte er gewöhnlich kreuzweis über einander, so daß das eine Ende die Wand berührte und das andere in das Zimmer hinausragte. Den durch die übereinandergelegten Besen und die Wand gebildeten Zwischenraum füllte er mit Bürsten, Büchern, Stiefeln, Stöcken, Kleidern, Torfstücken und andern dergleichen Dingen aus. Wenn der Bau eine gewisse Höhe erreicht hatte, stützte sich der Biber auf seinen Schwanz und machte öfters Pausen, während welcher er seine Arbeit zu betrachten und zu kritisi-

ren schien. Zuweilen riß er nach einer solchen Pause den Bau ganz oder theilweise wieder ein, zuweilen aber ließ er ihn auch stehen wie er war.

Nachdem er seine Baumaterialien an einer Stelle des Zimmers — denn gewöhnlich wählte er allemal einen und denselben Platz — aufgehäuft hatte, begann er den Raum zwischen den Füßen einer Kommode, die nicht weit davon stand und deren Füße hoch genug waren, daß er darunter sitzen konnte, wie unter einem Dache, zu vermauern, wozu er Torfstücke und kleine Holzscheite nahm, die er sehr gleichmäßig auf und neben einander legte, worauf er die Zwischenräume mit kleinen Stückchen Kohle, Heu, Tuch oder was er sonst bekommen konnte, ausstopfte.

Diesen letztern Platz schien er zu seiner Wohnung zu bestimmen, während der zuerst aufgeführte Bau wahrscheinlich einen Damm vorstellen sollte. Als er den Raum zwischen den Füßen der Kommode ummauert hatte, begann er Reiser, Tuchlappen, Heu, Baumwolle und dergleichen hineinzutragen und ein Nest zu machen. Nachdem er dies zu seiner Zufriedenheit gethan, pflegte er sich unter die Kommode zu setzen und mit den Nägeln seiner Hinterfüße zu kämmen. Bei dieser Operation zeigte sich, daß das, was auf den ersten Anblick eine Mißbildung zu sein schien, eine für die Bedürfnisse des Thieres ganz zweckmäßige Einrichtung war. Die breiten mit Schwimmhäuten versehenen Hinterfüße des Bibers sind nämlich so einwärts gebogen, daß sie gewissermaßen ein verkrüppeltes Ansehen haben; wenn die Zehen aber anstatt gekrümmt, gerade wären, so könnte sich das Thier nicht ihrer so gut zu dem Zwecke bedienen, seinen Pelz in Ordnung zu halten und ihn von Schmutz und Feuchtigkeit zu reinigen.

Kleine und leichte Gegenstände trug Binny gewöhnlich zwischen dem rechten Vorderbein und dem Kinn, während er auf den übrigen drei Beinen ging. Umfangreiche Gegenstände, die er nicht gut mit den Zähnen fassen konnte, schob er vorwärts, indem er sich mit der rechten Vorderpfote und dem Kinn dagegen stemmte. Auf seinem Schwanze trug er niemals etwas; er tauchte ihn gern in Wasser, in welches er dagegen mit dem ganzen Leibe nicht gern zu gehen schien. Wenn sein Schwanz feucht gehalten ward, so verrieth das Thier niemals Durst; war er dagegen trocken, so schien es sich sehr unwohl zu fühlen und trank dann sehr viel. Es ist nicht unmöglich, daß der Schwanz des Bibers gleich der Haut des Frosches die Fähigkeit besitzt, das Wasser aufzusaugen, obschon die schuppige Hülle, welche dieses Glied des Bibers bedeckt, nicht die Eigenschaften zu besitzen scheint, welche absorbirende Flächen gewöhnlich haben.

Man hat vielfach behauptet und es ist auch bis zu einem gewissen Grade erwiesen, daß der Gesang der Vögel von dem abhängt, was sie zuerst hören; ihr Nestbau dagegen scheint das Ergebniß angeborenen Instinktes zu sein. Binny war jedenfalls viel zu jung eingefangen worden, als daß er etwas von der Bauthätigkeit seiner Aeltern oder Genossen hätte sehen und beobachten können; sein Instinkt aber drängte ihn selbst unter den ungünstigsten Umständen zur Arbeit und er war hier, drei Treppen hoch im Zimmer eines Hauses in London, eben so eifrig mit Errichtung eines Dammes beschäftigt, als ob er seine Wohnung am Ufer eines Flusses oder Sees in seinem Heimathlande Obercanada gebaut hätte.

Brot, Milch und Zucker waren die hauptsächlichste Nahrung Binny's; sehr gern genoß er aber auch saftige Früchte und Wurzeln. Zarte Zweige und Schößlinge, besonders von der Weide, sagten seinem Geschmack sehr zu und er verstand sie sehr geschickt zu handhaben, indem er sie durch seine Vorderpfoten zog, die er dann eng zusammenhielt, ungefähr so, wie die Korbmacher thun, wenn sie die Elasticität einer Ruthe prüfen.

Ein so geselliges Thier muß nothwendig den Gefühlen der Freundschaft zugänglich sein, was bei dem Biber in der That auch der Fall ist. Drage erzählt von zwei jungen Bibern, welche lebendig gefangen und auf eine benachbarte Faktorei in der Hudsonsbai gebracht wurden, wo sie sehr gut gediehen, bis einer davon durch Zufall das Leben verlor. Der andere fühlte den Verlust seines Kameraden augenblicklich, begann traurig umherzuschleichen, verschmähete jedes, selbst das leckerste Futter und starb nach wenigen Tagen. Der Reisende Bullock erzählt einen ähnlichen Fall, dessen Augenzeuge er in Nordamerika war. Ein Männchen und ein Weibchen wurden zusammen in einem Gemach gehalten, wo sie beide ganz glücklich lebten, bis das Männchen durch den Tod seiner Genossin beraubt ward. Ein paar Tage lang schien er seinen Verlust gar nicht einzusehen, sondern holte Futter und legte es vor das todte Weibchen hin; als er aber endlich fand, daß sie sich durchaus nicht bewegte, bedeckte er sie mit Reisern und Blättern und war bei Bullock's Abreise ebenfalls dem Tode nahe.

Leider müssen wir auch von dem Thiere, von welchem hier die Rede ist, berichten, daß ihm kein langes Leben beschieden war. Die Haushälterin, welche mit Binny's Verpflegung beauftragt war, sorgte mit fast übertriebener Gewissenhaftigkeit für ihn, wärmte ihm das Bett und traktirte ihn oft mit Kuchen und andern Süßigkeiten, bis er der feisteste und glänzendste aller Biber ward. Binny wußte auch diese gute Behandlung und Pflege vollkommen zu würdigen und verrieth die größte Anhänglichkeit an seine Pflegerin. Endlich als sein Herr einmal auf einige Tage verreiste, meinte er, daß Binny, der außerordentlich fett geworden war, sich wohler befinden würde, wenn er einmal in die freie Luft käme und sich ungehinderte Bewegung machen könne. Er brachte ihn daher zu einem Freunde, der in der Vorstadt wohnte und einen schönen Garten hatte. Hier konnte das Thier frei umherlaufen und hatte jede Bequemlichkeit, begann aber doch bald Mangel an Freßlust zu verrathen. Vergebens versuchte der Freund des Besitzers, durch allerhand Delikatessen den Appetit seines Gastes wieder zu wecken. Mit Ausnahme einiger Trauben verweigerte das niedergeschlagene Thier jede Nahrung und zehrte sich zusehends ab. Das Schlimmste fürchtend und in der Meinung, daß Binny sich wieder nach seiner frühern Umgebung zurücksehne, brachte man ihn wieder zu der Haushälterin zurück. Der arme Biber erkannte sie sofort, ließ seinen leisen wehmüthigen Ruf hören und kroch unter ihren Stuhl. Aber der Schlag war einmal gefallen. Binny erholte sich nicht wieder und starb, wie die gute alte Haushälterin mit Thränen in den Augen behauptete, am „gebrochenen Herzen." Der arme Binny! Er war ein treues und amüsantes Geschöpf, und Alle, die ihn kannten, erinnern sich mit ganz besonderem Vergnügen der höchst komischen Auftritte, welche zwischen dem würdigen, aber langsamen Biber und einem leichtfüßigen flinken Affen von der unter dem Namen Macanco bekannten Klasse, der sich mit in demselben Zimmer befand, statt hatten.

Der Macanco, welcher auf den Namen Macky hörte, konnte Sprünge machen, die an's Wunderbare grenzten. Von einem Tische sprang er zwanzig Fuß und noch weiter auf die obere Ecke einer geöffneten Thür und dann wieder zurück auf den Tisch oder auf die Schulter seines Herrn, leicht wie ein Elf. Bei diesen Sprüngen schien sein Schwanz die Stelle einer Balancirstange zu vertreten und die elastischen Kissen an seinen Fingerspitzen setzten ihn in den Stand, sich so leicht niederzulassen, daß man ihn kaum fühlte, wenn er einem auf die Schulter sprang. Wenn sein Herr, wie derselbe sehr oft zu thun pflegte, mit gekreuzten Beinen vor dem Feuer saß, schlich sich Macky gewöhnlich herbei, setzte sich ihm auf die Füße, wickelte seinen Schwanz um sich herum, wie eine Pelzboa und schlief ein. Wenn man ihm ein Stück Apfelsine gab, so nahm er es in das Maul und warf den Kopf so weit als möglich zurück, so daß von dem Safte auch nicht ein Tropfen verloren ging. Ein Glas Champagner ging ihm über alles und seine Sprünge und Capriolen waren dann über alle Beschreibung drollig. Die Possen, die er mit Binny zusammen ausführte, waren höchst drollig. Oft während Monsieur Macky auf den Füßen seines Herrn saß, klingelte man Binny, welcher so rasch herbeikam, als sein watschelnder Gang es ihm gestattete, sich dicht an das Bein seines Herrn andrängte und sich mit dem Kopfe und der Nase daran rieb. Plötzlich bemerkte er Macky, weckte ihn auf und bemühete sich, ihn zum Mitspielen zu veranlassen, indem er vor ihm herumwatschelte. Macky, der sich niemals lange bitten ließ, that einen Sprung auf Binny's Schwanz, war aber im nächsten Augenblicke schon weit wieder fort. Nun begann Binny in die Höhe zu bäumen, den Kopf zu schütteln und die wunderlichsten Grimassen zu machen. Es dauerte nicht lange, so sprang Macky ihm auf den Rücken, tanzte eine Polka auf ihm und sprang ihm dann über den Kopf herunter, worauf Binny dem Tänzer mit entschlossener schwerfälliger Schnelligkeit zu Leibe ging. Im Nu sprang ihm Macky wieder über den Kopf und trampelte ihm auf seinem breiten, flachen, schuppigen Schwanze herum. Binny schüttelte den Kopf, lenkte um wie ein schwerbeladener Frachtwagen und bis er den Kopf dahin gebracht, wo zuvor sein Schwanz gewesen, war Macky wenigstens zwanzig Mal von den Tischen und

Stühlen auf ihn und von ihm hinweggesprungen. Nun ward Binny grimmig und klatschte mit seinem Schwanze wiederholt auf die Diele, daß die Fenster klirrten, während Macky um ihn herumtanzte und die lächerlichsten Grimassen schnitt, wobei er Binny's Schwanz mit seinem Finger berührte und schnell wie der Gedanke wieder zurücksprang.

Trotz dieser kleinen Neckereien waren sie die besten Freunde und vertrugen sich ausgezeichnet mit einander. Eines Tages waren sie mit einander allein in dem Zimmer, wo ein Waschschrank stand, dessen Thüren man aus Versehen offen gelassen hatte. Macky kletterte hinauf, durchwühlte den ganzen Schrank, zerrte Servietten, Tischtücher u. s. w. heraus und warf sie dem Biber hinunter, welcher, nachdem er sich ein köstliches Bett daraus bereitet, sich auf dasselbe niederstreckte. Als die Haushälterin in's Zimmer kam, fand sie Macky und Binny fest eingeschlafen, wobei der erstere mit Kopf und Schultern auf Binny's fettem weichem Halse ruhete. Als Binny starb, fürchtete sein Herr, daß Monsieur Macky, eben seines lebhaften Temperaments wegen, sich den Mangel an Gesellschaft allzusehr zu Herzen nehmen möchte und machte ihn daher dem Garten der zoologischen Gesellschaft zum Geschenk, wo man ihn mit einem andern Affen seiner Art zusammenbrachte, in dessen Gesellschaft er lange und glücklich lebte.

Blätter und Blüthen.

Lebendiges Felsenriff. Ein Journal vom „höhern See" in Nordamerika („Lake Superior Journal") erzählt: „Als das Dampfschiff Ward neulich von der Neweenaw-Spitze nach Marguette überfuhr, wurden Capitain, Matrosen und Passagiere durch das plötzliche Geschrei: „Ein Riff! Ein Riff!" in Schrecken gesetzt. Die Maschinen wurden außer Thätigkeit gesetzt, aber in seiner Richtung noch fortarbeitend, stieß das Schiff doch noch ziemlich unsanft, zwar nicht an, aber tief in das Riff hinein, welches, statt aus Felsen, aus einem Berge von Juniwasserfliegen bestand. Dieser lebendige Berg ragte mehrere Fuß über das Wasser empor, war etwa 10 Ruthen lang und 5—6 Fuß breit und konnte nach dem Raume, den eine Fliege einnimmt, aus nicht weniger als 1000 Millionen Stück bestehen, also so viel, als nach der üblichen Annahme Menschen auf der ganzen Erde leben.

Die Halbinsel Krimm, auf der jetzt Weltgeschichte geschlagen wird, bietet den Engländern, Franzosen und Türken nicht nur viele politische künstliche Feinde, sondern auch natürliche, als da sind: Sümpfe und deren Ausdünstungen mit Fiebern und giftigem Ungeziefer. Zu den letzteren gehören zuerst Heuschrecken in zwei Arten und in Myriaden Felder meilenweit auffressend und die grüne Erde blutroth färbend, da sie roth aussehen. Eine Sorte kleiner Käfer frißt die Weinstöcke auf. Drei Sorten giftiger Insekten sind nicht blos der Natur, sondern auch dem Menschen gefährlich: eine riesige Tarantelspinne mit einer drei Zoll langen Zunge, eine kleinere Sorte, deren Biß oft tödtlich wird, und ein Hundertfuß unter trockenem Holze in Tausenden versammelt, einen Biß übend wie Ameisen, aber tödtlich, wenn nicht gleich Mittel dagegen gebraucht werden. Endlich findet man in den Berggegenden giftige Scorpionen. Ob die Russen die Landung des Feindes im Vertrauen auf diese Feinde so ohne Wehr zugelassen haben? Was die Sümpfe und Flüsse betrifft, über welche das Invasionsheer von Eupatoria bis Sebastopol passiren mußte, so hieß es hier, daß der Feind die Absicht hatte, es hinein zu treiben. Die schönsten Theile der Krimm liegen zwischen den Bergen und dem Meere. Südlich von Sebastopol streckt sich ein berühmter, alter Hafen mit der Hauptstadt Balaklava, welches die Engländer, wenn sie siegen, zu ihrem Hauptstationsorte machen wollen. Von hier aus dehnt sich das eigentliche Paradies der Krimm, das berühmte Thal von Baidar (das taurische Arcadien, Tempe der Krimm) 1 Meile breit und 3 lang zwischen Bergen und der Meeresküste hin, lauter Wiese, Wald, üppiges Gefild, Garten, Weinberg, Getreidemeer und Fruchtfülle mit Bäumen von so dichtem üppigen Laubwerk, daß sie den Tag unter sich in Nacht verwandeln. Ein Reisender, der das Thal beschrieben, erwähnt einen Wallnußbaum, der jedes Jahr über 100,000 Nüsse getragen habe. Balaklava liegt vor einem der besten und berühmtesten Häfen der Welt, dessen Werth schon der alte Strabo schilderte. Wenn sich die Engländer hier etabliren könnten, würden sie von hier aus allein bald alle „Kriegskosten" wieder herausschlagen können. Die größtentheils griechische Bevölkerung des Ortes, lauter Seeräuberkinder, wird ihnen aber das Leben „im Paradiese" nicht leicht machen.

Der Hundekönig und sein Reich. Die spanischen Provinzen in Südamerika hatten sich erhoben, um das Joch des Mutterlandes abzuwerfen und kämpften um ihre Freiheit. Ein Creole von Cuba, Juan mit Namen, stand in dem Heere der Patrioten von Peru, zeichnete sich durch großen Muth und eben so großes Glück aus, und brachte es zu einer ziemlich hohen Stelle. Nach dem Kriege hatte Peru sehr viel Freiheit, aber sehr wenig Geld und konnte seine Helden nicht bezahlen. Unser Creole erklärte, sich mit Land abfinden zu lassen; darauf ging man ein und sagte ihm, er möge sich eine Insel von den Encantadas aussuchen, bekanntlich einer Gruppe Felsen unter der heißen Sonne des Aequators, die zu Peru gerechnet wird. Der Creole schiffte sofort dahin, besah sich die Inseln genau und erklärte bei seiner Rückkunft, er habe die Certos-Insel gewählt und wolle sie annehmen, wenn man sie ihm als alleiniges Eigenthum und völlig unabhängig von Peru überlasse, auch ihm ein Document in aller Form darüber ausstelle. Dies geschah und Juan ward einer der Souveraine, obgleich er nie im Gothaischen Kalender gestanden hat.

Das Nächste, was der neue Inselkönig that, war, daß er eine Proclamation erließ, in welcher er unter glänzenden Versprechungen Unterthanen für sein völlig unbewohntes Reich suchte. Es fanden sich etwa achtzig Seelen, Männer und Weiber. Diese versorgte er mit dem Nothwendigsten, mit Werkzeug, auch einigen Rindern und Ziegen, und dann miethete er ein Schiff, das Alle nach dem gelobten Lande bringen sollte. Zuletzt, kurz vor dem Absegeln, erschien der neue König selbst und zwar unerwarteter Weise mit einer Leibwache, einer Anzahl großer grimmiger Hunde, die sich die ganze Fahrt über aristokratisch von den gemeinen Unterthanen ihres Herrn abgesondert hielten und nur diesem sich anschlossen.

Sobald König und Unterthanen an der Insel glücklich angekommen waren, welche etwa acht Meilen im Umfange hat, begannen sie die Hauptstadt zu bauen, und einige wenige Hütten, die sie von Lavablöcken aufführten, während die Rinder in den am Wenigsten unzugänglichen Schluchten einige Gräser suchten, die Ziegen aber, geborne Abenteurer, Entdeckungsreisen in das Innere des Landes antraten, die Menschen dagegen von Fischen und Schildkröten lebten, welche letztere sich in zahllosen Mengen da aufhalten.

Bei allen neuen Ansiedelungen kommen Streitigkeiten und Kämpfe vor, und sie blieben hier um so weniger aus, als die meisten Colonisten Auswürflinge der verschiedensten Nationen waren. Sr. Majestät sah sich endlich genöthigt, sein ganzes Reich in Belagerungszustand zu erklären, persönlich Jagd auf die rebellischen Unterthanen zu machen, welche in das Innere des Landes sich geflüchtet hatten und in der Nacht in gar nicht zweifelhafter Absicht in den Lavapalast hineinschlichen, und mit hoher eigener Hand die niederzuschießen, welche er erreichen konnte. Die Zuverlässigsten seiner andern Unterthanen hatte er überdies zu einer Leibgarde gebildet, die neben der Hundegarde sein Leben schützen sollte. Trotzdem aber, daß Alle, die nicht zu dieser Garde gehörten, Uebelthäter und Verräther waren, wurde die Todesstrafe stillschweigend bald wieder abgeschafft, denn der König berechnete, daß er in kurzer Zeit alle seine Unterthanen erschießen müßte, wenn er nach strengem Recht verfahren wollte. Er entließ denn auch seine Garde, welche die Weisung erhielt, Kartoffeln zu bauen, und die bewaffnete Macht bestand nun wieder allein aus dem Hunde-Regimente, der König selbst aber wagte sich nur bis an die Zähne bewaffnet und umgeben von seinen getreuen grimmen Hunden zwei Schritte vor die Thür.

Der Belagerungszustand hatte zahlreiche Opfer gekostet, der Ehesegen aber war sehr gering im Lande und so nahm die Bevölkerung ab statt zu. Das bekümmerte den König sehr und er sann auf Mittel, die Zahl seiner Unterthanen in anderer Weise zu vermehren. Da seine Insel einiges Wasser hatte und unter den übrigen Felsen umher noch am Einladendsten aussah, so wurde sie gelegentlich von Wallfischfahrern besucht. Se. Majestät erhob von denselben Hafen- und andere Abgaben und allmälig fing er an, Matrosen zur Desertion zu verleiten, was ihm häufig gelang, da er es an Versprechungen nie fehlen ließ.

Obwohl er nun diese Deserteurs als Günstlinge behandelte, sollten sie doch seinen Sturz herbeiführen. Sie verbanden sich zunächst mit den Unzufriedenen, gewannen endlich auch die ehemalige Leibgarde und dann brach ein allgemeiner Aufstand aus. Der Inselgebieter rückt mit allen seinen Hunden gegen die Aufrührer und an der obersten Stelle der Küste kam es zum Kampfe, zur blutigen Schlacht. Sie währte drei Stunden; die Hunde kämpften mit Wuth und Todesverachtung, die Empörer aber unterstützte die Ueberlegenheit. Drei Mann und dreizehn Hunde blieben todt auf dem Platze, Verwundete gab es auf beiden Seiten viel mehr und der König mußte endlich mit dem Reste seiner Hunde-Armee fliehen. Der Feind verfolgte ihn hartnäckig und trieb ihn mit Steinwürfen in das wilde Innere der Insel. Dann kehrten die Sieger in die Hauptstadt zurück, zapften die Rumfässer an und proklamirten die Republik. Die Gefallenen wurden dann mit allen Kriegsehren begraben, die todten Hunde aber schimpflich in's Meer geworfen. Der Hunger trieb auch den geschlagenen flüchtigen König bald wieder aus den Bergen heraus, und er machte Friedensanträge, aber die Rebellen wollten durchaus mit ihm nicht anders Frieden schließen, als unter der Bedingung, daß er die Insel auf immer verlasse. Er mußte sich fügen, und so nahm das nächste Schiff den Exkönig mit nach Peru.

Lange privatisirte er da und wartete jeden Tag auf Nachricht von seinem Reiche, auf die Reue der Rebellen, auf seine Zurückberufung und auf den Sturz der Republik, aber vergebens; seine aufrührerischen Unterthanen blieben bei einander ohne alle Regierung, ohne alles Gesetz als das des Stärkeren. Ihre Zahl wuchs mehr und mehr, denn alle entlaufenen Matrosen waren ihnen willkommen und sie lieferten keinen aus; in Jedem sahen sie einen Märtyrer der Freiheit, und ihre Insel nannten sie „Zuflucht der Unterdrückten aller Nationen." Wenn sie Gelegenheit fanden, beraubten sie auch wohl ein Schiff, das an ihrer Küste anlegte, und auch vor Mord scheuten sie sich nicht. So kam es, daß endlich kein Schiff mehr an der Insel anlegen durfte. Das Gesindel auf derselben war somit geächtet, und Viele suchten endlich wieder hinwegzukommen; sie wagten sich in Böten in das Meer hinaus oder auf benachbarte Inseln, und gaben sich für Schiffbrüchige aus, um von vorüberkommenden Schiffen aufgenommen zu werden.

In unsern Tagen noch hausen Einige auf der geächteten Insel, und sie versuchen oftmals, namentlich in der Nacht, durch aufgesteckte Lichter, Schiffe an ihre Küste zu locken, aber erfahrene Seeleute scheuen diese Irrlichter mehr als Stürme und Klippen. — Der Hundekönig soll vor wenigen Jahren in Verzweiflung gestorben sein.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 43. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Kopf und Herz.

(Fortsetzung.)

Nach der Entfernung des wackern Mannes fühlte sich Marianne einsam und verlassen auf der Welt, ihr war, als ob mit dem einzigen Freunde des Verstorbenen ihre letzte Stütze entschwunden sei. Der Oberst hatte wie ein Einsiedler gelebt, außer einigen Geschäftsfreunden war Niemand in der Residenz, der sich eines vertrauten Umganges mit ihm rühmen konnte. So kam es, daß sein Tod nur von den ihm nahe stehenden Personen und den zu dem Schlosse gehörenden Landleuten betrauert ward. Der trockene Gerichtshalter versah wie immer seine Amtsgeschäfte, und fragte ihn Jemand, wer wohl die künftige Herrin sein werde, so zuckte er lächelnd mit den Achseln, ohne zu antworten. Seit dem Begräbnißtage sah man Franziska nicht mehr auf Adersheim. Marianne, obgleich tief gebeugt von Schmerz, leitete gewissenhaft die innern wirthschaftlichen Angelegenheiten. Aber sie fand keine Beruhigung in der Erfüllung ihrer Pflicht; das sonst so heimische Haus erschien ihr jetzt wie eine Zufluchtsstätte, die man ihr nur gezwungen bewilligt hatte, und eine Art Schaamgefühl trieb ihr das Blut in die Wangen, wenn sie daran dachte, daß sie von der Großmuth Franziska's abhängig geworden sei. In dem Betragen der Dienstleute glaubte sie bald eine scheue Ehrfurcht zu bemerken, bald ein Nachkommen ihrer Anordnungen aus Mitleid. Der alte Kammerdiener schlich traurig und gebückt durch die weiten Räume des Hauses, es schien, als ob der Tod seines Herrn ihm alle Lebenslust geraubt, als ob der schwere Schlag ihn bis zum Sterben erschüttert hätte. Es gab keinen Menschen, dem sie ihr Herz ausschütten konnte, und selbst Philipp, ihr Jugendgespiele, den nun keine Geschäfte mehr nach Adersheim führten, blieb aus.

Vier Tage waren seit dem Begräbnisse verflossen, als sie, von einem unerklärlichen Drange getrieben, Hut und Mantel ergriff, und das Schloß verließ. Sie schlug den Fußweg über die Wiese ein, der zu der kleinen Meierei des alten Eckhard führte. Der Landmann war nicht nur ihr Pathe, er war auch weitläufig mit ihr verwandt. Der trübe Herbsttag hatte einen Nebelschleier über der Landschaft ausgebreitet, die Luft war still und kalt, und von den Bäumen sank geräuschlos das letzte braune Laub herab. Gedankenvoll betrat sie ein Wäldchen, das sie noch von dem Ziele ihrer Wanderung trennte. Da erklangen plötzlich Schritte in kurzer Entfernung, und nach einer Minute trat ihr Philipp in der Krümmung des Weges entgegen. Als er Mariannen erblickte, ward sein gebräuntes Gesicht purpurroth, wie bestürzt zog er seine verschossene Tuchmütze, und trat ehrerbietig mit entblößtem Haupte in das Gras, um der jungen Dame den schmalen Fußpfad frei zu machen.

Philipp war ein junger Mann von zwei- bis dreiundzwanzig Jahren. Sein Gesicht war etwas mager und bleich, ohne gerade krankhaft auszusehen. Das Haupt bedeckten blonde, natürlich gekräuselte Haare. Die hohe Stirn und das scharfblickende dunkele Auge unter starken Brauen verriethen einen festen, entschlossenen Charakter. Sein Wuchs war schlank und kräftig, und alle seine Bewegungen verriethen eine männliche Energie, wenn sie auch nicht frei waren von den Unbeholfenheiten des Landmanns.

„Guten Tag, Philipp!“ flüsterte sie, indem sie stehen blieb, und ihm die Hand reichte.

Er wagte es kaum, mit seiner von der Arbeit abgehärteten Hand die zarten Handschuhe des jungen Mädchens zu berühren. Aber mit bewegter Stimme erwiederte er den Gruß.

„Wohin gehst Du, Philipp?“ fragte freundlich Marianne, die den Grund seiner Befangenheit errieth.

„Nach dem Kirchhofe. Ich will nach den Blumen auf dem Grabe des Herrn Oberst sehen. In der verflossenen Nacht haben wir den ersten Frost gehabt — sie werden wohl verwelkt sein.“

Diese Aufmerksamkeit, schlicht und einfach ausgesprochen, rührte Mariannen tief; sie mußte weinen. Als sie das weiße Batisttuch von dem Gesichte nahm, sah sie auch in Philipp's Augen Thränen.

„Ich werde Dich begleiten,“ sagte sie leise.

„Du willst mit mir umkehren?“ fragte Philipp erstaunt, der kaum glauben mochte, daß er fähig sei, auch nur so viel Einfluß auf die vornehme Dame auszuüben, daß sie von dem einmal eingeschlagenen Wege abwich. Er betrachtete dies als eine große Herablassung.

Schweigend nickte sie mit dem Haupte. Sie trat den Rückweg an. Philipp folgte. Als der Pfad breiter wurde, ging sie neben ihrem Begleiter her.

„Ich wollte zu Euch gehen, Philipp, um zu fragen, warum keiner von Euch auf das Schloß kommt. Habt Ihr mich denn ganz vergessen?“

„Vergessen?“ fragte der junge Mann. „Ich wäre gern alle Tage gekommen, wenn ich nur gewußt hätte, daß ich nicht störe. Vater meint, ein Trauerhaus dürfe man nicht so oft besuchen.“

„Ach, Philipp, Deine Gegenwart hätte meinen Schmerz gelindert. Seit dem Tode meines Wohlthäters ist es in dem Schlosse ganz anders geworden, die Leute wissen nicht, wofür sie mich halten sollen, und mir fehlt der Muth, gegen irgend einen mein Herz auszuschütten. Ach,“ fügte sie seufzend hinzu, „wie hat sich Alles geändert! Man weiß, daß ich nichts weiter bin, als eine arme Waise. Solltest Du noch nicht gehört haben, daß Franziska von Adersheim die künftige Herrin des Schlosses ist?“

„Ja; aber ich wollte es nicht glauben.“

„Es ist die Wahrheit.“

Der junge Mann vermochte nicht zu antworten; er kämpfte mit einer gewaltigen Bewegung. Nach einer Pause rief er:

„Sie wird es nicht wagen, Dir Kummer zu bereiten! Wenn sie nur ein wenig Dankbarkeit gegen den Mann empfindet, der ihr ein so großes Vermögen hinterlassen hat, so muß sie seine Tochter — und Du bist die Tochter des Obersten — achten und ehren!“

„Darauf rechne ich nicht,“ antwortete sie in einem schmerzlich milden Tone. „Sobald die Erbschaftsangelegenheit geordnet ist, verlasse ich das Schloß. Der selige Oberst hat so viel Gutes an mir gethan, daß ich ferner nichts mehr erwarten kann.“

Philipp schwieg einen Augenblick. Hätte Marianne zur Seite gesehen, so würde sie bemerkt haben, daß sich des jungen Mannes eine große Bestürzung bemächtigt hatte. Sein großes Auge starrte zu Boden und seine Lippen zitterten.

„Du willst fort?“ fragte er dann leise und mit bewegter Stimme.

„Ich muß, Philipp, so schwer mir der Abschied von dem Orte meiner Kindheit auch wird.“

„Und wohin willst Du gehen?“ fragte er kaum hörbar.

„Ich vertraue auf Gott und gute Menschen. Die kurze Zeit, die mir noch hier zu bleiben vergönnt ist, werde ich größtentheils im Kreise Deiner Familie zubringen.“

Hier stockte das Gespräch. Philipp hatte nicht den Muth zu reden, und Marianne war von dem Gedanken an die Trennung so ergriffen, daß sie aller Fassung bedurfte, um ihre Thränen zurückzuhalten. Sie standen an dem Gitter des ländlichen Friedhofs, dessen Thor geöffnet war. Der Todtengräber war beschäftigt, ein Kindergrab zu graben. Als er Marianne erblickte, stellte er die Arbeit ein, und zog ehrerbietig seinen Hut.

Das Feld des Todes war mit kleinen Hügeln und weißen und schwarzen Kreuzen bedeckt. Man sah weder prunkenden Marmor noch vornehme Besucher, welche kokettirend zierliche Blumen auf die Gräber setzen; allein so viel ist gewiß, daß hier manche aufrichtige Thräne die einsamen Furchen benetzt. Die beiden jungen Leute gingen schweigend durch die zusammengesunkenen Hügelreihen, um deren einfache und verwitterte Holzmonumente sich der Brombeer rankte. Plötzlich blieb Marianne bei einem Doppelgrabe stehen, das sich von den übrigen durch ein niederes Holzgitter auszeichnete. Zwei Kreuze ragten darüber empor. Auf dem einen standen mit noch kaum leserlichen Buchstaben die Namen „Georg Lorenz“, auf dem andern „Elisabeth Lorenz“.

„Meine Aeltern!“ flüsterte Marianne, in stilles Weinen ausbrechend.

Die Zeit der Jugend, so weit sie sich deren erinnern konnte, ging deutlich vor ihrer betrübten Seele auf. Sie sah Vater und Mutter in dem armseligen Häuschen am Walde, den kleinen Philipp, der lächelnd durch die niedere Thür eintrat, um seine Gespielin abzuholen, und endlich sich selbst in den ärmlichen Kleidern, die im Sommer kaum hinreichten, um die Blößen zu bedecken. Mit einer innigen, unbeschreiblichen Wehmuth gedachte sie dieser traurigen, aber dennoch glücklichen Zeit. Vater und Mutter schlummerten im Grabe, und das Häuschen am Walde war verfallen — nur Philipp noch stand ihr zur Seite mit entblößtem Haupte und feuchten Blickes die Ruhestatt betrachtend. Der junge Mann erschien ihr wie ein heiliges Vermächtniß, selbst wie die einzige Stütze, an die sich das Herz anklammern konnte. Er trauerte mit ihr um die entflohenen Freuden der Kinderjahre, er empfand mit ihr das Drückende der Gegenwart — er allein. Das Gitter um die geliebten Gräber hatte er angefertigt, und die beiden Kreuze waren von seiner Hand geschnitzt und beschrieben. Noch nie hatte sie des schlichten Landmanns Bedeutung für ihr Herz so klar und tief empfunden, als in diesem Augenblicke, wo eine entscheidende Wendung ihres Geschickes bevorstand. Wie überwältigt von den anstürmenden Empfindungen und Gedanken reichte sie ihm die Hand.

„Laß uns weitergehen!“ flüsterte sie.

Sie gingen um die Dorfkirche mit ihrem viereckigen Thurme, spitzem Schieferdache und ihren winkeligen Strebepfeilern. Die Kirche von Abersheim gehört zu den klassischen Gotteshäusern jener Gegend, das heißt, sie ist im grauen Alterthume erbaut, in verschiedenen Kriegen vertheidigt und erobert worden, und enthält die Familiengruft der Herren von Abersheim, eines der ältesten edeln Geschlechter. Zu dieser Gruft gelangt man durch ein Eisengitter, das die untere Thurmhalle abschließt. Die Halle enthält einen großen Sarkophag von Stein, der so lange die Hülle des Letztverstorbenen birgt, bis ein neuer Todesfall die Räumung desselben erfordert. Am Begräbnißtage des Barons Friedrich von Abersheim, des Pflegevaters unserer Marianne, hatte man den Baron Anton, den Großvater Franziska's, in dem unter der Kirche befindlichen Gewölbe beigesetzt. Der letzte der Herren von Abersheim lag jetzt in dem Sarkophage, es gab keinen mehr, der ihm seinen letzten Platz streitig machen konnte.

In diese Halle traten Philipp und Marianne. Wie erstaunten sie, als sie eine Fülle frischer Blumen ausgestreut fanden. Der Ort der Verwesung duftete lieblich wie ein Gewächshaus.

„Man ist mir schon zuvorgekommen,“ sagte Philipp traurig.

„Der gute Oberst,“ flüsterte Marianne gerührt, „besitzt auch außer uns noch Freunde, deren Hand liebend seine Ruhestätte schmückt. Ich möchte sie kennen lernen.“

In diesem Augenblicke trat der Todtengräber ein.

„Wer hat die Blumen gestreut?“ fragte ihn das junge Mädchen.

„Ein Herr, wahrscheinlich aus der Stadt,“ war die Antwort. „Ich mußte ihm das Gitter öffnen, und darum finden Sie es noch nicht wieder verschlossen.“

„Wann war er hier?“

„Vor kaum einer Viertelstunde.“

„Habt Ihr ihn früher schon im Dorfe gesehen?“

„Nein. Er kam mir vor wie ein Offizier von der Garde, denn er war noch jung, schlank gewachsen, und trug einen schwarzen Schnurr- und Backenbart. Diese Herren haben immer so etwas Eigenthümliches, das sich nicht verkennen läßt. Ich bin früher auch Soldat gewesen, und darum weiß ich das. Der alte Mann, der die Blumen trug, und sein Bedienter zu sein schien, nannte ihn Herr von Linden. Mehr weiß ich nicht von ihm.“

Marianne erinnerte sich Walther's von Linden, der ihr während ihres Aufenthaltes in der Residenz, so oft sich die Gelegenheit dazu bot, die größten Aufmerksamkeiten bewiesen hatte; da sie wußte, daß er in keiner Beziehung zu dem Oberst gestanden, daß er vielmehr oft in Franziska's Gesellschaft gesehen worden, und daß man sich erzählte, er mache ihr den Hof, so suchte sie die Erklärung dieser Demonstration in seinem zärtlichen Verhältnisse zu der reichen Erbin. Sie ahnte nicht, daß sie selbst ihrer Feindin Grund zur Eifersucht gegeben hatte.

„Die lachenden Erben,“ dachte sie, „nahen sich der Gruft des Erblassers, um scheinbar ihre Trauer an den Tag zu legen.“

Weiter gab sie dem Umstande keine Bedeutung. Sie verrichtete ein kurzes Gebet, und verließ mit Philipp, den der Bericht des Todtengräbers trüb gestimmt hatte, die Gruft.

„Man gestattet uns nicht,“ flüsterte Marianne ihm zu, „daß wir allein das Grab schmücken. Mögen sie immerhin,“ fügte sie unter Thränen hinzu — „wir bewahren das Andenken an den geliebten Todten in unserm Herzen, und diese Feier vermag Niemand zu beeinträchtigen.“

Unter schmerzlichem Schweigen verließen sie den Gottesacker. Ohne daß eine Verständigung erfolgt, schlugen sie den Weg nach Philipp's Gehöft ein, daß sie nach einer Viertelstunde erreichten. Die hochbejahrten Aeltern des jungen Mannes nahmen Mariannen mit einer rührenden Freude auf, denn sie betrachteten sie als die Vermittlerin ihres Wohlstandes. Gewaltsam wurde sie in das beste Zimmer geführt; dort mußte sie sich in dem mit Kattun überzogenen Lehnsessel niederlassen, den die alte Bäuerin nur Sonntags zu benutzen pflegte, wenn sie die Arbeitskleider abgelegt hatte. Marianne hatte seit länger als einem Jahre das Gütchen nicht besucht — wie verändert fand sie heute Alles. Das Stübchen war sauber und geschmackvoll eingerichtet, unter den einfachen Möbeln befand sich ein Sopha, und an den schneeweißen Wänden hingen Lithographien unter Glas und Rahmen. Mutter und Sohn hatten sich entfernt, um ein Vesperbrot für den seltenen Besuch zu besorgen.

„Dieses Zimmer hat unser Philipp eingerichtet,“ erzählte der alte Landmann in der Freude seines Herzens. „Er meinte, man müsse die Mutter auf ihre alten Tage pflegen, und wenn einmal ein Besuch von dem Schlosse käme, könne man ihn doch nicht in einer Gesindestube empfangen. Und er hatte Recht, denn der se-

lige Herr Oberst hat uns oft besucht. Wo Du sitzest, Marianne, hat er gar oft gesessen, seine Pfeife geraucht und geplaudert. Dann unterhielten wir uns von vergangenen Zeiten, und vorzüglich von dem Unglücke, das ihm mit Deinem armen Vater passirt ist. Ach, der gute Herr konnte es gar nicht vergessen, ich hatte immer große Mühe, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Den Philipp hatte er gern; das muß einmal ein tüchtiger Landwirth werden, sagte er. Und der Philipp hat sich das gemerkt. Alle neuen Bücher, welche die Gelehrten über Landwirthschaft geschrieben, hat er sich angeschafft. Wenn wir schlafen, sitzt er hier und studirt, und was er in den Büchern gelesen, das macht er auf dem Felde. Unser ganzer Hof ist nach dem neuen Schnitte eingerichtet, und wahrlich, es kommt viel Gutes dabei heraus. Unsere Aecker, Wiesen und Viehzucht sind die besten in der ganzen Gegend. Wie oft kommen die Nachbarn, um Philipp zu fragen, wie er dies oder das angefangen hat. Aber sieh nur einmal, wie viel Bücher er hat. Es steckt ein schönes Geld darin."

Bei diesen Worten schob der Greis einen grünen Vorhang zurück, und Marianne sah eine ziemlich zahlreiche Bibliothek. Sie stand auf und las die auf dem Rücken verzeichneten Titel. Da fand sie landwirthschaftliche Schriften, naturhistorische und geographische Werke, deutsche, französische und englische Grammatiken und Wörterbücher, selbst Schiller's und Goethe's Werke in prachtvollen Einbänden. Marianne drückte laut ihre Verwunderung aus.

„Siehst Du die zwölf schönen Bücher mit den Goldbuchstaben?" fragte lächelnd der Greis.

Marianne las den Namen Schiller.

„Nun?" fragte sie.

„Diese Bücher hat ihm der Herr Oberst vor einem Jahre zu Weihnachten geschenkt. Sie müssen wohl sehr schön sein und dem Philipp gefallen, denn so oft er Zeit hat, liest er darin."

Philipp trat ein; er trug einen Korb mit auserlesenen Aepfeln. Als er Mariannen vor der Bibliothek erblickte, ward er verlegen.

Dem jungen Mädchen entging dies nicht.

„Philipp," sagte sie, „Du hast mir verschwiegen, daß Du eine so ausgewählte Büchersammlung besitzest. Ich hätte gern das Meinige dazu beigetragen —"

„O, ich habe noch viel zu thun, ehe ich mit diesen Büchern fertig werde. Mir bleibt zum Studiren nicht viel Zeit, wenn ich die Oekonomie nicht vernachlässigen will. Was ich bis jetzt gethan, ist der Rede nicht werth. Vielleicht komme ich im nächsten Winter ein wenig weiter."

Jetzt erschien auch die Mutter, und man setzte sich zu Tische. Auf alle Fragen, die Marianne an Philipp über seine Studien richtete, gab er eine ausweichende Antwort, es schien, als ob er sich seiner Bestrebungen schämte und sie geheim halten wollte. Bei dem trüben Himmel brach der Abend früh an, und Marianne bereitete sich zur Rückkehr vor.

„Darf ich Dich begleiten?" fragte Philipp schüchtern.

„Wenn Du mir die Gefälligkeit erzeigen willst!" antwortete sie in einem höflichen Tone.

Diesmal erschien der junge Mann in einem bessern Rocke und mit dem Hute in der Hand. Marianne nahm von den beiden alten Leuten einen innigen Abschied und versprach, das nächste Mal früher zu kommen, damit man länger plaudern könne.

Ach, Marianne," sagte Vater Eckhard, indem er ihr die Hand drückte, „ich wollte, Du könntest immer bei uns bleiben."

„Das wird nicht gut gehen!" fügte das Mütterchen hinzu.

„Warum?"

„Wer einmal an das Leben im Schlosse gewöhnt ist —"

„Darüber sprechen wir später!" fiel Marianne rasch ein. „Nun lebt wohl, bis auf Wiedersehen."

Die beiden jungen Leute verließen die Meierei. Während sie über den reinlichen Hof gingen, sahen ihnen Vater und Mutter nach.

„Ein hübsches Mädchen!" murmelte Eckhard. „Es kommt mir ordentlich schwer an, sie Du zu nennen. Hätte ich sie nicht oft in ihres Vaters Häuschen gesehen und hier im Hofe, wo sie mit unserm Sohne spielte, ich würde kaum glauben, daß sie Lorenz's Tochter wäre. Es freut mich, daß sie auf unsern Philipp noch so viel hält."

„Das ist wahr," meinte Mutter Eckhard. „Aber auch der Philipp hat sie gern. Hast Du gesehen, wie er sich geputzt hatte, um sie nach dem Schlosse zu begleiten?"

„Höre, Alter," flüsterte das Mütterchen mit lächelndem Gesichte, „ich habe längst daran gedacht, und heute ist mir es wieder eingefallen, als ich die beiden jungen Leute vor mir stehen sah — —"

„Was?" fragte der greise Landmann gespannt.

„Daß sie ein Paar werden könnten!"

„Frau, bist Du toll?" rief Eckhard in einem Tone, der verrieth, daß er zwar die Ansicht ebenfalls hegte, sie aber nicht auszusprechen wagte.

„Warum denn, lieber Mann?"

„Philipp ist kein Mann für Marianne, und Marianne ist keine Frau für Philipp. Sie ist in der Stadt und er auf dem Lande erzogen. Uebrigens, Frau, hüte Dich, eine Sylbe darüber zu äußern, daß es unser Philipp hört — er ist kein gewöhnlicher Bauer, das Mädchen gefällt ihm — mir scheint, er könnte sich leicht etwas in den Kopf setzen, und das wäre ein Unglück."

„Für wen ein Unglück?" fragte die Mutter, die auf ihren Sohn stolz war.

„Für Beide — auch für uns! Mag nun Marianne eine reiche Erbin werden oder wieder ein armes Mädchen, sie passen einmal nicht zusammen. O, ich hätte es für mein Leben gern; aber es geht nicht, es geht nicht, und damit Punktum!"

Vater Eckhard setzte hastig seine grüne Sammetmütze mit Otterpelz auf das greise Haupt, und ging in den Hof hinaus.

„Mag der alte Murrkopf denken, was er will," flüsterte das Mütterchen — „für unsern Philipp ist kein Mädchen zu gut. Na, wir wollen sehen, wie es wird — es ist noch nicht aller Tage Abend."

Sie ging ihren häuslichen Beschäftigungen nach.

Philipp und Marianne waren indessen bei dem Schlosse angekommen. Ein dichter Nebel vermehrte die Dunkelheit des Abends, so daß man kaum das alte Thor unterscheiden konnte.

„Nun will ich zurückkehren," sagte Philipp. „Gute Nacht!"

Sie zog die Hand unter dem seidenen Mantel hervor, und reichte sie ihm.

„Willst Du nicht einen Augenblick mit mir in das Schloß gehen?" fragte sie.

Der junge Mann zuckte bei der Berührung der kleinen weichen Hand zusammen.

„Nein, Marianne; es giebt Abends noch so Manches im Hause zu thun —"

„Dann darf ich Dich nicht abhalten, lieber Philipp. Nimm meinen herzlichen Dank für die Begleitung."

„Wann kommst Du wieder zu uns?"

„Sobald ich kann. Und dann begleitest Du mich einmal zu unserm Häuschen am Walde. Ach, ich werde Dir noch oft lästig werden müssen, denn außer Dir und Deinen guten Aeltern — —"

„Marianne," rief er rasch, „wende Dich an keinen Andern, als an mich — vergiß nicht, daß ich Dein Bruder bin! Willst Du mir das versprechen?"

„Wenn Du mein Versprechen annehmen willst."

Statt der Antwort drückte er ihr innig die Hand. Dann verschwand er rasch in der Dunkelheit des Abends.

„Ach, mir fehlt noch viel!" flüsterte er betrübt vor sich hin. „Ich fühle, daß ich noch sehr linkisch und unwissend bin!"

Er kam niedergeschlagen nach Hause; mit Mühe suchte er es seinen Aeltern zu verbergen. Aber dem Vater Eckhard entging die Gemüthsstimmung des Sohnes nicht, er schüttelte das greise Haupt und ermahnte noch einmal seine Frau, über den bewußten Punkt kein Wort zu verlieren.

Als Marianne, nachdem sie die letzten wirthschaftlichen Anordnungen getroffen, allein in ihrem Zimmer saß, gedachte sie der Vorgänge des Tages. Mit Schrecken erinnerte sie sich Walther's von Linden und seiner Aufmerksamkeiten, die er ihr in der Stadt erwiesen, so oft er Gelegenheit dazu gefunden. Er hatte sie an dem Begräbnißtage, als sie vor Schmerz einer Ohnmacht nahe gewesen, in das Zimmer gebracht, und heute hatte er die Gruft des Obersten mit Blumen bestreut. „Was bedeutet das?" fragte sie sich. „Warum diese auffallende Annäherung?" — Doch bald traten die lieben Jugenderinnerungen wieder in den Vordergrund, der Stutzer war ihr zu gleichgültig, als daß sie sich länger mit ihm beschäftigen sollte. Sie dachte an Philipp und seine Aeltern, und als sie einschlief, träumte ihr nicht von den glänzenden Sälen der Residenz, sondern von dem ärmlichen Häuschen am Walde, wo sie mit Philipp kindliche Spiele trieb.

V.

Die Regulirung der Erbschaftsangelegenheit ging nicht so rasch von Statten, wie Franziska geglaubt hatte. Es fanden sich indeß Geldmänner, die ihr Summen, natürlich mit bedeutenden Zinsen, vorschossen. Ehe ein Monat verflossen, lebte sie wieder auf demselben großen Fuße, wie früher. Sie hatte eine große, prachtvolle Wohnung gemiethet, hielt Pferde und Wagen, und gab ungeachtet der Trauerzeit glänzende Gesellschaften. In ihren Sälen versammelte sich die schöne Welt der Residenz und fröhnte den aristokratischen Vergnügungen des Winters.

Marianne theilte ihre Zeit zwischen häuslichen Geschäften und den Besuchen bei Philipp's Aeltern. Der junge Mann empfing sie wie der Bruder die Schwester. So offen und frei er sich auch sonst zeigte, so rückhaltend war er mit seinen Studien; es schien selbst, als ob er sich ihrer schämte. Den Landmann, der die Bewirthschaftung der Aecker und Wiesen verstand, trug er gern zur Schau; alle übrigen Kenntnisse suchte er mit Sorgfalt zu verbergen. So verfloß die Zeit, und der kleine Meierhof mit seinen gutherzigen, schlichten Bewohnern ward Marianne's liebster Aufenthalt. Für Philipp, den sie nun näher kennen lernte, empfand sie nicht mehr die reine schwesterliche Zuneigung, sie konnte sich eines Gefühls nicht erwehren, das der Hochachtung ähnlich war.

Der Gedanke, daß sie sich bald von den guten Leuten trennen müsse, war nächst der Erinnerung an ihren verstorbenen Wohlthäter der einzige Schmerz. Den Verlust des Vermögens bedauerte sie nicht, da sie sich nie als die Erbin des Obersten betrachtet hatte. Aus diesem Grunde schrieb sie auch nur einen Brief an den Herrn von Detmar, worin sie ihm aus Artigkeit oberflächliche Mittheilungen von dem Stande der Dinge machte, aber mit keinem Worte ihrer Zukunft erwähnte. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, durch irgend ein absichtliches Verfahren der rechtmäßigen Erbin, für die sie Franziska hielt, Nachtheil zuzufügen. Sie beschloß, für sich selbst zu sorgen.

Um diese Zeit trat eines Abends der Kammerdiener Gottfried in ihr Zimmer. Der alte Mann befand sich in großer Aufregung.

„Ach, Fräulein Marianne, haben Sie denn nichts gehört?" fragte er hastig.

„Was?"

„So eben ist ein Wagen in den Hof gefahren."

„Ein Wagen — wen brachte er?"

„Fräulein Franziska."

Marianne fuhr erschreckt empor. Ihr ahnte, daß etwas vorgehen würde.

„Sie?" flüsterte sie bestürzt.

„Verzeihen Sie, daß ich so erschreckt eintrete — aber nach dem Gespräche, das an jenem Unglückstage zwischen Ihnen und dem stolzen Fräulein stattfand —"

„Vermuthest Du, daß mir die Erbin nichts Gutes bringt?"

„Ach, ich glaube, es ist Grund genug dazu vorhanden."

„Mein alter Freund, ich bin auf Alles gefaßt. Hier ist meines Bleibens nicht. Mehr, als mich aus ihrem Eigenthume jagen, kann meine Feindin nicht thun."

„Aber wohin wollen Sie sich wenden?" fragte der Greis unter Thränen.

Diese Frage fiel dem armen Mädchen schwer auf das Herz.

„Wohin?" flüsterte sie mit einem Blicke zum Himmel. „Der gute Gott hat mich damals nicht verlassen, als ich ein hülfloses Kind in der Welt stand — er wird mir auch jetzt einen Weg zeigen. Wo befindet sich Franziska?"

„Als ich den Wagen ankommen hörte, eilte ich in den Hof. Das Fräulein war schon ausgestiegen und befahl mir, den Gerichtshalter zu holen. Ich that es. Jetzt befindet sie sich mit ihm in dem Saale; sie haben, wie es scheint, wichtige Dinge zu verhandeln. Ich benützte die Zeit, um Sie davon in Kenntniß zu setzen. Fräulein Franziska ist sehr aufgeregt und der Gerichtshalter ist so freundlich und höflich, daß er ihr das Kleid geküßt hat."

Marianne hatte einen Augenblick nachgesonnen. Dann, als ob sie einen entscheidenden Entschluß gefaßt, erhob sie das Haupt, und sagte in einem entscheidenden Tone:

„Man soll nicht sagen, daß ich meiner Pflicht gefehlt — bis zu dem Augenblick, wo man mich davon entbindet, werde ich sie erfüllen. Nimm das Licht, Gottfried, und leuchte mir in den Saal voran, ich will das Fräulein von Adersheim empfangen."

Der Kammerdiener ergriff die Kerze, und ging voran. Beide stiegen die breite Treppe hinab, und traten in den Saal des Erdgeschosses. Franziska und der Gerichtshalter saßen an einem Tische, auf dem mehrere Aktenstücke und Papiere lagen.

Bei dem Erscheinen Marianne's erhob sich Franziska. Der Anblick des einfachen, aber reizenden Mädchens, das mit ruhigen, würdevollen Mienen eingetreten, brachte eine fürchterliche Aufregung in der leidenschaftlichen Franziska hervor. Ihr Gesicht ward bleich und die großen Augen rollten in dem schönen Kopfe.

„Wer hat Sie rufen lassen, Demoisell?" fragte sie mit bebender Stimme.

Hatte Marianne auch einen kalten, herzlosen Empfang erwartet, auf einen Empfang, der sie so tief herabsetzte, war sie nicht vorbereitet gewesen. Sie vermochte vor Bestürzung nicht zu antworten.

Der greise Kammerdiener wollte sich entfernen.

„Halt, bleibe Er! Die Domestikenwirthschaft hat nun ein Ende!" rief Franziska.

Der alte Mann verneigte sich und trat zur Thür zurück.

„Ihr habt bis jetzt die Herren im Hause gespielt," fuhr sie fort — „jetzt bin ich die Herrin! Von diesem Augenblicke an habt Ihr nur zu gehorchen."

„Gehorchen?" fragte Marianne mit einem schmerzlichen Lächeln. „Sie verkennen Ihre Stellung, mein Fräulein. Giebt Ihnen auch die Geburt das Recht, über das Vermögen Ihres Onkels nach Willkür zu verfügen; auf den Dienst derer, die ihn liebten, haben Sie keine Ansprüche. Ich bin nicht gekommen, um nach Ihren Befehlen zu fragen, sondern um unaufgefordert mein Amt niederzulegen."

„O, wie schlau!" rief sie spöttisch. „Sie legen ein Amt nieder, von dem Sie wissen, daß man es Ihnen nicht lassen wird. Rechenschaft fordere ich nicht, denn man soll nicht sagen, daß ich geizig bin. Verstanden, Demoiselle? Rechenschaft fordere ich nicht!" wiederholte sie betonend. „Fordern Sie vielmehr Ihren Lohn, ich bin bereit, mit Ihnen abzurechnen. Wenn ein Domestik abzieht, hat er das Recht, seinen Lohn zu fordern."

Bei dieser tiefen Demüthigung erwachte Marianne's Stolz.

„Ja," antwortete sie mit fester Stimme, „ich war die Magd meines Wohlthäters, ich diente ihm aus Liebe, und jeder seiner Wünsche war erfüllt, noch ehe er ihn aussprach. Als Lohn dafür empfing ich seine Vaterliebe, denn er hielt mich wie seine Tochter. Jetzt, mein Fräulein, ist dieser Dienst zu Ende, ein Dienst, den Sie eigentlich hätten verrichten sollen, wenn Sie die Fähigkeiten dazu gehabt hätten. Doch, warum rechte ich mit Ihnen, die sie mich nicht verstehen wollen?"

„Machen Sie es kurz!" rief Franziska, indem sie ungeduldig mit dem Fuße auf die Erde stampfte. „Was fordern Sie von mir?"

„Nichts, als daß Sie mich ungekränkt ziehen lassen."

„Gut, noch eine Nacht dulde ich Sie unter meinem Dache!"

„Dulden, noch eine Nacht?" wiederholte Marianne schmerzlich.

„Morgen findet sich wohl Jemand, der Sie in seine Dienste nimmt!" rief Franziska mit einem höhnischen Lachen und indem sie sich verachtend abwandte. „Gehen Sie nur in die Residenz, dort finden Sie Freunde!"

Marianne begriff den Sinn dieser Worte nicht, da sie Franziska's Eifersucht nicht kannte. Sie warf noch einen schmerzlichen Blick nach dem Portrait des Obersten, das in dem Saale hing, dann ging sie festen Schritts der Thüre zu.

„Bettelstolz!" rief Franziska ihr nach, deren Aufregung keine Grenzen kannte.

Auf der beleuchteten Hausflur verließ die arme Marianne die Kraft — sie sank, einer Ohnmacht nahe, auf einen Stuhl. In diesem Augenblicke öffnete sich die Hausflur und Philipp trat ein. Als er das bleiche, regungslose Mädchen erblickte, stürzte er mit dem Ausrufe auf sie zu:

„Mein Gott, Marianne, was ist geschehen?"

Und stürmisch ergriff er ihre beiden Hände. Sie schlug die thränenschweren Augen auf.

„Philipp!" flüsterte sie erschreckt. „Was willst Du? Was willst Du?"

„Draußen erzählt man sich, daß Franziska angekommen ist — sie hat Dich gekränkt, beleidigt —"

„Nein, nein!" antwortete sie, indem sie schmerzlich das schöne

Haupt schüttelte; „sie kann mich nicht beleidigen. Aber führe mich weg von hier, Philipp — begleite mich zur Stadt!"

„Zur Stadt? Denkst Du denn nicht an uns?" fragte er weinend. „Laß die kalten Menschen und folge mir in unser Haus, wo Du mit offenen Armen empfangen wirst. Marianne, um Gotteswillen zögere keinen Augenblick!"

„Du hast Recht! Du hast Recht!" rief sie nach einer Pause, in der sie über die erlittene Schmach nachgedacht hatte. „Meine Feindin soll den Triumph nicht haben, mich auch nur einen Augenblick in Verlegenheit zu sehen. Ich darf diese Nacht nicht mehr unter ihrem Dache zubringen. Begleite mich, Philipp, Deinem Schutze will ich mich anvertrauen!"

„Und sei gewiß, daß er Dir kräftig zu Theil werden soll!" rief der junge Mann mit Stolz und Muth.

Er faßte Marianne bei der Hand und führte sie auf ihr Zimmer.

Eine Viertelstunde war verflossen, als Franziska mit dem Gerichtshalter aus dem Saale trat. Der alte Gottfried leuchtete voran. In demselben Augenblicke kamen Marianne und Philipp die Treppe herab. Sie trug ein kleines weißes Bündel in der Hand; er war mit einer Reisetasche und einigen Kartons bepackt. Marianne zog rasch ihren grünen Schleier über das Gesicht, als sie die neue Herrin von Abersheim erblickte, und verließ das Haus.

„Wer war der Bauer?" fragte Franziska den Gerichtshalter.

„Philipp Eckhard!" war die demüthig ertheilte Antwort. „Ich behalte mir vor, dem gnädigen Fräulein noch nähere Auskunft über das Besitzthum dieses Mannes zu geben, das unmittelbar an Ihre Güter grenzt. Es ist meine Pflicht," fügte er mit einem bedeutungsvollen Lächeln hinzu, „dafür zu sorgen, daß meiner Herrin alles zufalle, was ihr von Rechtswegen gebührt."

„Für heute genug!" sagte die junge Dame verdrießlich. „Morgenfrüh erwarte ich Sie auf meinem Zimmer."

Philipp und Marianne standen bald an dem Thore der Meierei. Der alte Eckhard öffnete. Erstaunt betrachtete er die Begleiterin seines Sohnes, die er in der Dunkelheit des Abends nicht sofort erkannte.

„Hier bringe ich sie," sagte Philipp, als sich die Hofpforte geschlossen hatte. „Reiche ihr doch die Hand, Vater — erkennst Du sie denn nicht? Es ist ja unsere Marianne. Sie wohnt nicht mehr auf dem Schlosse, sie wird nun bei uns bleiben."

„Wollt Ihr mich aufnehmen, nur für kurze Zeit, Vater Eckhard?" fragte sie schluchzend. „Man hat mich aus dem Schlosse vertrieben."

„Marianne!" rief der greise Landmann. „Du bist ja so gut wie mein Kind — willkommen, willkommen!"

Er nahm ihr das Bündel ab und führte sie bei der Hand in das Stübchen, wo Mutter Eckhard, die am Fenster gelauscht hatte, sie mit einem lauten Freudenschrei empfing.

„Aber hier können wir nicht bleiben — komm in das gute Zimmer, mein Kind!" rief sie, indem sie eilig die Lampe ergriff. „Du lieber Gott, wer hätte denn das denken können!"

Philipp war längst in dem guten Zimmer. Als die alten Leute mit Mariannen, die trotz ihres Protestirens folgen mußte, eintraten, hatte er sein Gepäck bereits abgelegt. Er zündete den Rest einer Wachskerze an, die vorige Weihnachten gebrannt hatte, und räumte einige Bücher vom Tisch, damit der Gast seine Studien nicht gewahren sollte.

„Du bleibst nun bei uns?" fragte das Mütterchen, indem es dem jungen Mädchen Hut und Mantel abnahm.

Marianne warf sich ihr gerührt an die Brust.

„Ihr waret die Freundin meiner guten Mutter, Ihr kennt mich und alle meine Verhältnisse — behaltet mich bei Euch, bis ich ein anderes Unterkommen gefunden habe."

„Verliere kein Wort weiter über diese Sache," sagte ernst Philipp's Vater. „Du würdest mich gekränkt haben, wenn Du an meiner Thür vorübergegangen wärst. Bei Leuten, die es gut meinen, klopft man zuerst an. Und außerdem bist Du uns keine Fremde —"

„Ein Glück, daß ich zufällig in das Schloß kam!" rief Philipp. „Sie wollte diesen Abend noch zur Stadt gehen."

„Hast Du denn kein Vertrauen zu uns?" fragte grollend das Mütterchen.

Vater Eckhard wiegte den Kopf und murmelte still vor sich hin:

„Sie denkt ganz richtig, und darum ist sie mir noch einmal so lieb und werth. Willkommen, Marianne," sagte er laut in einem treuherzigen Tone. „Ich begrüße Dich als meine Tochter, als Philipp's Schwester. Mit Gottes Hülfe werde ich für Deine Zukunft sorgen so viel als in meinen Kräften steht, und wenn es Dir recht ist."

Marianne erzählte nun, was sich in dem Schlosse zugetragen hatte. Alle kannten zwar den Charakter des stolzen Fräuleins von Abersheim, aber keiner wußte sich den Grund ihrer heftigen Erbitterung gegen Marianne zu erklären. Philipp glaubte ihn zu kennen.

„Sie ist tausendmal schöner, als die adelige Dame!" dachte er. „Sie will nicht, daß die arme Waise mehr geachtet und geliebt werde, als sie selbst."

Es war spät, als der Hausvater ermahnte, zur Ruhe zu gehen. Marianne mußte in dem Zimmer bleiben und in dem Bette schlafen, das in der angrenzenden Kammer stand. Am nächsten Morgen war Philipp zuerst wach im Hause. Als die übrigen Bewohner erschienen, hatte er bereits die erste Arbeit des Tages vollbracht und die Kleider angelegt, die er beim Ausgehen zu tragen pflegte. Vater Eckhard schüttelte den Kopf, als er seinen Sohn so erblickte.

„Das thut nicht gut!" murmelte er vor sich hin. „Ich habe längst meinen Argwohn gehabt — jetzt bestätigt er sich. Der arme Junge liebt das Mädchen und darum giebt er sich so viel Mühe, den Bauer abzulegen. Er sitzt Tag und Nacht bei den Büchern, um ihr an Bildung so viel wie möglich gleich zu kommen. Das kann eine unglückselige Geschichte werden."

Er ging in die Milchkammer, wo seine alte Gattin beschäftigt war, für Marianne die beste Sahne zum Kaffee abzuschöpfen. Nachdem er die Thür hinter sich geschlossen hatte, fragte die Bäuerin mit einem seligen Lächeln:

„Hast Du sie schon gesehen, Eckhard?"

„Wen?"

„Nun, unsere Marianne. Sie schläft wohl noch? Ach, sie ist doch ein prächtiges Mädchen. Hast Du bemerkt, wie sie unsern Philipp immer ansah?"

„O ja, Mutter, ich habe auch bemerkt, mit welchen Blicken Philipp sie ansah."

„Ich weiß es längst, daß er sie gern hat!"

„Eben deshalb kann Marianne nicht lange in unserm Hause bleiben."

Der guten Frau entsank der Holzlöffel, sie sah ihren Mann mit großen, erstaunten Augen an.

„Eckhard, Du willst Mariannen nicht dulden?" fragte sie endlich. „Bedenke, wenn sie nicht gewesen wäre, hätten wir die schönen Ackerstücke nicht erhalten, die unsern Wohlstand begründet haben."

„Das weiß ich Alles, Frau, und werde es auch nie vergessen. Wir sind dem guten Mädchen Dank schuldig, und den werde ich dadurch beweisen, daß ich sie von Philipp trenne. Wenn Du nicht mit Blindheit geschlagen bist, so mußt Du sehen, daß die feine Dame, wozu sie der selige Herr Oberst erzogen hat, einen Bauer nicht heirathen kann. Hut, Schleier und seidene Kleider und Mäntel passen nicht zu Kuh- und Pferdeställen. Marianne ist ein kluges Mädchen, sie wird längst Philipp's Neigung bemerkt haben und darum wollte sie auch lieber nach der Stadt als in unser Haus. Sie bewegen wollen, hier zu bleiben, würde sie für nichts anderes halten, als für die Absicht, ihr unsern Sohn aufzudrängen. Ich bin ein Feind von allen Kuppeleien und darum werde ich offen und ehrlich zu Werke gehen. Bis jetzt hängt Philipp noch in alter Jugendfreundschaft an dem Mädchen — wir müssen sehr auf unserer Hut sein, wenn sie ihm nicht ganz den Kopf verdrehen soll. Sieh' nur, wie verändert er seit gestern Abend ist. Also, Mutter, wenn Du Dein Kind lieb hast, so vereitle meinen Plan nicht durch voreiliges Geschwätz. Ich weiß, Du meinst es gut; aber diesmal mußt Du mir folgen, der ich weiter sehe, als Du. Sei freundlich gegen Marianne und pflege sie — aber sei vorsichtig in Deinen Reden, das wollte ich Dir sagen."

Vater Eckhard verließ die Milchkammer und ging seinen Geschäften nach.

„Ist das ein Mann!" flüsterte das Mütterchen vor sich hin. „Was er alles in der guten Marianne sieht, es ist erstaunlich! Wenn sie käme und sich unserm Philipp gleich an den Hals würfe,

so wäre es ihm recht. Das kann Niemand von einem jungen Mädchen verlangen. Eine Heirathsgeschichte muß immer erst zurecht gemacht werden, und das versteht keiner besser, als wir Frauen. Ehe etwas geschieht, müssen wir einmal die Fühlhörner ein wenig ausstrecken."

Sie trug das Frühstück in das Zimmer. Marianne hatte bereits ihre Toilette vollendet und einen Brief, den sie in dem Augenblicke schloß, als die alte Bäuerin eintrat. Mit einem unbeschreiblichen Wohlgefallen betrachtete das Mütterchen das junge Mädchen, das ihr schmerzlich lächelnd entgegentrat und die Hand reichte.

„Gefällt Dir dieses Zimmer, das unser Philipp eingerichtet hat?" fragte sie. „Es ist freilich nicht so großartig wie die Zimmer des Schlosses — —"

„Aber freundlich und bequem," ergänzte Marianne; „es läßt nichts zu wünschen übrig."

„O, das freut mich von Herzen! Ich hatte schon Sorge, daß Dir irgend etwas fehlen würde —"

„Mein gutes Mütterchen, wie bedauere ich, daß ich Euch so viel Sorgen bereiten muß! Gestatten Sie mir nur einige Tage, und ich ziehe wieder ab, um ferner die gewohnte Ruhe Eures Hauses nicht zu stören."

„Was das nun wieder ist!" rief in einem fast ärgerlichen Tone Mutter Eckhard. „Wir sind Deine Freunde und Verwandte und deshalb dürfen wir nicht zugeben, daß Du unter fremde Menschen gehst. Das wäre mir eine schöne Geschichte! Was würden die Leute über Eckhard's sagen, wenn sie hörten, die älternlose Marianne sei nach der Stadt oder sonst wohin gegangen, nachdem sie sich einige Tage bei ihnen aufgehalten? Entweder würden sie sagen, Marianne sei zu stolz, um bei den schlichten Bauersleuten zu wohnen, oder Eckhard's wären undankbare Menschen, die der armen Waise ihre Thür verschlossen hätten. Das geht nicht, Du mußt bei uns bleiben. Hätte Dich der selige Herr Oberst in jener unglücklichen Zeit nicht auf das Schloß genommen, so wäre es unsere Pflicht gewesen, für Dich zu sorgen und Du wärst nicht erst gestern, sondern schon vor Jahren zu uns gekommen. Aber warum weinst Du, Marianne? Ich will Dich nicht kränken, ich will Dir nur beweisen, daß Du bei uns bleiben mußt und daß wir die Verpflichtung haben, für Dich wie für unser eigenes Kind zu sorgen."

Marianne trocknete ihre Thränen; dann flüsterte sie mit einem Seufzer:

„Ich weine über mein Schicksal, das mich abhält, Ihre gut gemeinten Vorschläge anzunehmen; aber halten Sie mich darum nicht für undankbar oder wohl gar für stolz — ach, wollte Gott, ich könnte für immer in diesem friedlichen Hause und unter seinen guten Bewohnern bleiben!"

„Aber was hält Dich davon ab?" fragte die alte Bäuerin verwundert. „Es kommt ja nur auf Deinen Entschluß an."

In diesem Augenblicke trat Vater Eckhard ein. Ein Blick auf seine Frau genügte, um ihn erkennen zu lassen, daß er sich in seinem Argwohn nicht getäuscht hatte. Ein zweiter Blick auf die befangene und dennoch erregte Marianne, gab ihm völlige Gewißheit.

„Sie hat entweder schon geschwatzt, oder sie will schwatzen!" dachte er, seinen aufkeimenden Groll gewaltsam unterdrückend. „Grüß Dich Gott, Marianne!" rief er laut und herzlich aus, indem er seine pelzverbrämte Sammetmütze auf einen Stuhl warf. „Ich würde mich früher schon erkundigt haben, wie Du nach dem gestrigen stürmischen Tage geschlafen hast, wenn ich nicht gefürchtet hätte —"

„Jetzt trinke Deinen Kaffee, mein Kind!" unterbrach ihn Mutter Eckhard, die seine Absicht errieth und fürchtete, er würde jetzt schon sich offen gegen das Mädchen aussprechen. „Die Sahne ist so lecker, wie Du sie kaum auf dem Schlosse gehabt haben wirst," fügte sie redselig hinzu. „Unser Philipp hat erst im verflossenen Frühjahr ein Paar holsteinische Kühe angeschafft, die ihres Gleichen suchen."

„Es ist gut, Mutter!" sagte der ungeduldige Landmann, der den Brief auf dem Tische bemerkt hatte. „Nicht von gleichgültigen, sondern von wichtigen Dingen wollen wir reden. Marianne, jetzt sage mir ohne Hehl, worin ich Dir nützlich sein kann."

Die alte Bäuerin warf einen Blick des Unmuths auf ihren Mann.

„Das dachte ich mir!" flüsterte sie vor sich hin. „Er fällt wieder mit der Thüre in's Haus, wie er es bei jeder Gelegenheit zu thun pflegt. Mit dem alten Rappelkopfe ist doch nichts anzufangen."

„Ich habe eine Bitte an Sie zu richten, Vater Eckhard," sagte Marianne.

„So sprich sie aus, mein Kind, und ich erfülle sie."

„Hier ist ein Brief — wie befördere ich ihn nach der Stadt?"

Vater Eckhard las die Adresse. Der Brief war an die Vorsteherin einer Erziehungsanstalt für junge Mädchen gerichtet, derselben, von der er wußte, daß Marianne dort ihre Bildung erhalten hatte. Er ahnte ihre Absicht.

„Ist der Brief von Wichtigkeit?" fragte er.

„Ja."

„Dann übernehme ich selbst die Besorgung. Diesen Mittag werde ich aus der Stadt zurückgekehrt sein." Er öffnete das Fenster und rief einem Knechte zu: „Jakob, sattele auf der Stelle den Fuchs, ich will zur Stadt reiten!" — dann steckte er den Brief zu sich und verließ das Zimmer. Seine Frau folgte ihm, um die Reisekleider aus dem Schranke zu holen. Als sie vor ihm stand und ihm das Halstuch zurechtband, konnte sie sich nicht enthalten, ihrem Grolle Luft zu machen.

„Was wird das arme Mädchen von uns denken!" sagte sie halblaut. „Anstatt sie zurückzuhalten, beeilen wir uns — —"

„Schweig, Mutter!" sagte Eckhard ernst. „Gott im Himmel weiß, daß ich das Mädchen schätze und achte und daß ich bereit bin, Alles für sie zu thun — aber eben so wenig sie für unsern Philipp paßt, eben so wenig wird sie ihn zum Manne nehmen. Der arme Junge grämt sich ab, und wir haben uns die bittersten Vorwürfe zu machen, daß wir seine Neigung nicht im Keime erstickt haben."

„Aber, Mann, bedenke, wenn wir Mariannen vor zwölf Jahren zu uns genommen hätten, wie es damals Deine Absicht war — —"

„Ach, dann ständen die Sachen anders! Dann wäre sie ein schlichtes Landmädchen geworden, wie es für unsern Philipp paßt, und ich hätte nichts dagegen einzuwenden. Sieh, Mutter, ich will es Dir nur bekennen, über diesen Punkt habe ich oft mit dem seligen Oberst gesprochen, der unsern Philipp eben so gern hatte wie Mariannen. Eckhard, sagte er noch kurz vor seinem Tode, als ich zufällig mit ihm auf der großen Wiese zusammentraf, die unser Philipp durch künstlich angelegte Röhren bewässert, daß sie wie ein Garten aussieht — Eckhard, sagte er, nehmt mir Euern Jungen in Acht, das ist ein Prachtkerl! — Wie meinen Sie das, Herr Oberst? fragte ich, obgleich ich längst wußte, wo er hinaus wollte. — Seht, Freund, fuhr er in seiner herablassenden Weise fort, ich hatte die Absicht, meine Marianne mit Philipp einmal zu verheirathen — —"

„Na, da hast Du es ja!" rief eifrig das Mütterchen.

„Sapperment, laß mich ausreden!" rief Eckhard mit dem Fuße stampfend.

Aber das erfreute Mütterchen hielt die Spitzen des schwarzseidenen Halstuchs fest, daß dem erregten Eckhard fast die Kehle zusammengeschnürt ward und dabei rief sie:

„Das lasse ich mir nicht nehmen, der Herr Oberst war ein guter und ein kluger Mann, der recht gut wußte, was den Kindern frommt."

„Ja, das wußte er!" rief Eckhard mit seiner kräftigen Baßstimme. „Und deshalb sagte er auch, die Marianne ist ein so vornehmes und kluges Frauenzimmer geworden, daß sie einen Edelmann heirathen muß, wenn sie glücklich sein soll. Das wollte ich eigentlich nicht, aber es ist nun einmal so, und ich werde Mühe haben, einen passenden Mann für sie zu finden."

„Das begreife ein Anderer!" flüsterte erstaunt die Mutter Philipp's. „Was Ihr aus dem Mädchen macht! Nun soll es selbst kaum einen Edelmann geben, der für sie gut genug ist. Mir scheint, der Herr Oberst war in das Mädchen vernarrt —"

„Mag sein, er war aber auch sehr verständig dabei. Es giebt genug Männer, sagte er, die sich zu benehmen wissen und eine große Rolle spielen, Männer, die jedes andere gebildete Mädchen glücklich machen würden; aber Marianne weiß mehr wie fast alle Männer, die man zu den reichen und gebildeten zählt, und außerdem will sie verstanden sein. Marianne macht entweder einen Mann sehr glücklich oder sehr unglücklich, sagte er; sie kommt

mir vor wie ein Edelstein, der nur für den Kenner Werth hat. Denkt daran, Eckhard, und sorgt dafür, daß sich Philipp nicht in die schöne Larve verliebt. Marianne achtet ihn wie einen theuern Bruder, aber heirathen kann sie ihn nie. Wollte man sie dazu zwingen, so würde man eine Grausamkeit gegen Beide begehen. So, Mutter, sprachen wir noch lange, und als ich nach Hause kam und unsern Sohn mit den Pferden in den Stall ziehen sah, gesund und fröhlich, da fühlte ich, daß der Oberst Recht hatte und daß ich Alles aufbieten müßte, um den Seelenfrieden des wackern Jungen zu erhalten."

Vater Eckhard zog nun seinen blauen Sonntagsrock an, nahm den Hut von einem Nagel an der Wand, ergriff einen Kantschu, der an demselben Nagel hing, und ging in ernster Stimmung aus dem Zimmer, ohne von seiner alten Lebensgefährtin Abschied zu nehmen. Das Mütterchen stand nachdenkend am Fenster und sah durch die hellen Scheiben in den Hof hinaus, wo Marianne's Bote zu Pferde stieg. Gleich darauf kündigten Hufschläge an, daß er durch das Thor in das Freie ritt. Das Mütterchen verließ kopfschüttelnd das Zimmer, sie konnte das Alles nicht begreifen, was sie so eben gehört hatte. Nach ihrer Ansicht mußten sich nothwendig zwei junge Leute heirathen, die sich so lange einander gut gewesen waren.

Noch denselben Morgen kam ein Bote von dem Schlosse und brachte sämmtliche Sachen, die Marianne in ihrem Zimmer zurückgelassen hatte. Am Mittag kehrte Vater Eckhard zurück.

VI.

Franziska sah sich am Ziele ihrer Wünsche, sie war die Herrin der reichsten Besitzung in der Provinz. Nachdem sie dem Gerichtshalter, der ihr volles Vertrauen besaß, die Leitung auch der außergerichtlichen Angelegenheiten übertragen, ging sie nach der Residenz zurück, um dort den Winter zu verleben. Der Triumph über Marianne, die man stets als die Pflegetochter des Barons von Adersheim mit ihr zusammengestellt hatte, erfüllte sie mit einer Art verzweiflungsvoller Freude, denn es gab immer noch eine Stimme in ihrem Innern, die ihr sagte, daß sie gegen das junge Mädchen zu weit gegangen sei. Um sich zu beruhigen, fragte sie sich:

„Was würde sie, die unbestreitbar meine ärgste Feindin ist, gegen mich unternommen haben, wenn sie die Siegerin gewesen wäre? Während ich der allgemeinen Lächerlichkeit anheimgefallen wäre und mit Noth und Entbehrung gekämpft hätte, würde sie, die reiche Erbin, die Bewerbungen Walther's angenommen haben, der, weil er arm ist, nach Vermögen heirathen muß. Ich mußte sie ganz vernichten, um ganz mein Ziel zu erreichen. Aber was beginne ich, wenn er sich mir wieder nähert?"

Diese Frage wagte sie nicht sich zu beantworten. Der Stolz forderte sie auf, den treulosen Mann zu verschmähen, aber die heftigste Leidenschaft trieb sie an, auch die leiseste seiner Annäherungen zu einem neuen Anknüpfungspunkte zu benutzen. Ihr Kopf lag mit dem Herzen in einem Streite, der ihr selbst unter den eingetretenen glücklichen Verhältnissen das Leben zu einer Pein machte. Der Gedanke, wie glücklich sie jetzt sein könne, wenn Walther sich nicht von ihr abgewendet hätte, erfüllte sie mit einem unbeschreiblichen Grolle. Sie besaß alles, was das Leben freudenvoll machen konnte, aber das Herz, das leidenschaftlich liebte, fand keine Befriedigung. Die ganze Schwere ihres Hasses fiel auf die arme Marianne, und es gab Augenblicke, in denen sie mehr vor Zorn als vor Kummer weinte. Die Eifersucht trug das Ihrige dazu bei, den peinlichen Zustand der armen reichen Dame zu erhöhen. Daß Walther seit der für sie glücklichen Wendung der Dinge noch nicht wieder erschienen war, hielt sie für einen Beweis seiner aufrichtigen Liebe zu der Tochter des Bauers. Ihr zärtliches Verhältniß zu dem schönen jungen Manne war kein Geheimniß gewesen, auch wußte sie, daß Walther's Aufmerksamkeiten sie nicht selten zum Gegenstande des Neides gemacht hatten — welch ein Triumph mußte es nun der Welt sein, wenn sie selbst als die Besitzerin eines großen Vermögens verschmäht würde.

Ihre erste Sorge in der Residenz war die, über Walther's Leben Erkundigungen einzuziehen. Hierzu bedurfte sie einer vertrauten Person. Wen konnte sie dazu wählen? Nach einer schlaflos verbrachten Nacht, in der Stolz und Liebe einen heftigen Kampf gekämpft, hatte sie die Ansicht gewonnen, daß sie sich einer von ihr völlig abhängigen Person anvertrauen müsse. Sie erinnerte sich der Freude und Anhänglichkeit des alten Kammerdieners, die er bei ihrem Erscheinen auf Adersheim so unverhohlen geäußert — und die Wahl fiel auf ihn. Gottfried war mit ihr zur Stadt gekommen, um bei der Einrichtung des neuen Hauswesens behülflich zu sein. Sie ließ ihn rufen. Als der Greis in das prachtvolle Boudoir trat, streckte sie ihm, mit großer Herablassung lächelnd, die kleine weiße Hand entgegen.

„Gottfried," begann sie, „Ihr werdet in der Stadt bleiben müssen."

Der Alte sah sie verwundert an. Die ungewöhnliche Freundlichkeit sowohl als dieser unerwartete Befehl fielen ihm auf.

„Sollte ich draußen zu entbehren sein?" fragte er.

„Wenn auch das nicht, mein alter Freund," gab sie mild zur Antwort, „so ist es mir dennoch angenehm, wenn Ihr in meiner Nähe seid. Ich weiß nicht, woher es kommt — aber die Erinnerung an meine Jugend erwacht so heftig, daß ich den Wunsch nicht unterdrücken kann, alte befreundete Personen stets um mich zu sehen. Mit dem Antritte meines Besitzes finden sich auch so manche Sorgen ein, die ich gern mit bewährten Freunden theile. Und nicht wahr, ich darf Euch dazu rechnen?"

„O gewiß, mein gnädiges Fräulein," rief bewegt der Greis, „das können Sie! Es giebt wohl keinen Menschen in der Welt, der mehr an Ihrer Familie hängt, als ich. Bin ich doch unter den Augen der Barone von Adersheim grau geworden. Wäre ich nicht Ihr Diener, so möchte ich Ihr Vater sein."

Der Greis küßte die Hand des jungen Mädchens.

„So bleibt Ihr also in der Stadt, Gottfried. Der Diener meines guten Onkels soll von jetzt an befehlen — Ich ernenne Euch zu meinem Intendanten. Ihr werdet die Aufsicht über Haus und Dienerschaft führen. Verlebt Euere alten Tage in Ruhe und Gemächlichkeit, denn ich betrachte Euch wie ein Vermächtniß, das man heilig halten muß."

„Du lieber Gott, was sollte ich fünfundsechzigjähriger Mann auch beginnen, wenn das liebe Fräulein sich meiner nicht annähme? Aber wahrlich, das habe ich erwartet," fügte er freudig bewegt hinzu, „denn schon das kleine Fränzchen, als ich es noch spielend auf meinen Armen trug, war ein lebhaftes, muthwilliges Kind und hat mich gar oft, wenn es bös wurde, dergestalt in dem Schnurrbarte gezwickt, daß mir die Thränen aus den Augen liefen — aber nie habe ich mich darüber beklagt, weil ich wußte, daß es schon in der nächsten Viertelstunde wiederkam, mir mit den kleinen zarten Händchen den Bart streichelte und mich den alten guten Gottfried nannte. Dann war Alles vergessen und wir waren wieder die besten Freunde."

Franziska sah den Kammerdiener mit strengen Blicken an.

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte sie in einem völlig veränderten Tone.

Der alte Mann nahm seinen ganzen Muth zusammen, um zu antworten.

„Daß das gnädige Fräulein ein gutes, weiches Herz hat und daß es Niemandem lange böse sein kann, auch wenn etwas vorgefallen ist — —"

„Das man eigentlich nie wieder vergessen sollte!" fügte sie rasch und in einem scharfen Tone hinzu. „Ich verstehe Euch, Alter! Ihr wollt einer Person das Wort reden, die mich tödtlich beleidigt hat. Ich soll vergessen, daß Marianne, Euer Lieblingskind, mir so lange die Gunst meines Onkels gestohlen und daß heute das Vermögen der Familie Adersheim sich in ihren Händen befände, wenn sie den Lauf der Dinge hätte bestimmen können. Jene Marianne ist eine Schlange, obgleich sie äußerlich einer sanften, unschuldigen Taube gleicht. Daß ich sie vergesse, ist Alles, was ich für sie thun kann — hört Ihr, Alter, Alles, aus Rücksicht für das Andenken des Verstorbenen, der an ihr mit väterlicher Liebe hing."

„Gnädiges Fräulein, Sie haben das arme Mädchen in einem um so schlimmern Verdachte, als er völlig ungegründet ist. Entweder kennen Sie Mariannen nicht, oder man hat sie bei Ihnen schmählich verläumdet. Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß ich Ihrem seligen Onkel mehr ein Freund, als ein Diener war — in dieser Stellung erfuhr ich so Manches und bei meinem grauen Haupte schwöre ich es, daß Marianne nie — —"

„Genug!" rief Franziska, deren Wangen die Purpurröthe des Zorns überflammte. „Wenn Ihr nicht wollt," fuhr sie hin-

gerissen fort, „daß ich Euch in dem Verdachte halte, Ihr hängt mehr an jener Person als an mir, so beregt nie wieder diesen Gegenstand."

„O mein Gott!" rief der Greis mit Thränen in den Augen, „ich habe Sie als Kind geliebt, und verehre Sie heute als meine gute Herrin. Die Zukunft wird es zeigen, daß ich Ihrer Güte und Ihres Vertrauens vollkommen würdig bin. Wenn ich mir erlaubte, Ihre theilnehmende Aufmerksamkeit auf Marianne zu lenken, so glaubte ich eine Pflicht zu erfüllen — Sie wollen es nicht, und ich werde gehorsam schweigen."

„Eine Pflicht?" fragte Franziska, indem sie ihren Gang durch das Zimmer unterbrach und mit stolzen Mienen vor dem greisen Diener stehen blieb. „Will man mich bevormunden? Wer hat Euch dergleichen Andeutungen zur Pflicht gemacht?"

„Meine Liebe zu Ihrer Familie, gnädiges Fräulein! Ich habe alle Wechselfälle derselben erlebt, denn Sie müssen wissen, daß ich schon Ihrem Herrn Großvater diente, und daß ich von ihm zu Ihrem Herrn Vater überging, der sich damals verheirathete und ein großes Haus in der Residenz machte, während Ihr Onkel, der älteste Aversheim, seine Carrière in der Armee verfolgte. Das Rittergut da draußen war verpachtet. Sie wollen wissen, warum ich Pflichten gegen Sie zu erfüllen habe? Ich will es Ihnen sagen, damit Sie mich nicht für einen Menschen halten, der anmaßend die Grenzen seines Wirkungskreises überschreitet. Es sind nun zwölf Jahre, gnädiges Fräulein, daß ich auch einmal vor Ihrem Vater stand, wie ich heute vor Ihnen stehe. Ihre Mutter ward von Gram und Sorgen darnieder gedrückt, und mehr als einmal hatte sie mir ihr Herz ausgeschüttet. Da nahm ich mir das Recht des alten, treuen Dieners, und warnte meinen Herrn vor gewissen Leuten, die nicht seine Freunde, sondern seine Blutsauger waren. Er aber ward zornig, nannte mich einen frechen Menschen und jagte mich, zum Leidwesen seiner guten Gattin, aus dem Hause. Der Herr Oberst, sein Bruder, hatte damals das Schloß bezogen, und nahm mich in sein Haus. Mit Bedauern hörte ich, wie die Sachen in der Stadt sich immermehr verschlimmerten, und daß endlich Ihre gute Mutter starb. Gleich nach ihrem Tode sandte mich mein Herr in Geschäften nach der Residenz. Da begegnete mir Ihr Vater auf der Straße. Als er mich erblickte, kam er auf mich zu und reichte mir, zu meinem Erstaunen, die Hand. Gottfried, sagte er, indem er auf den Flor an seinem Hute deutete, ich habe einen schweren Verlust erlitten. Du hast sie gekannt — sie ist todt! Vielleicht lebte sie noch, wenn ich auf Deine Worte gehört hätte. Vergieb mir — ich bin schwer gestraft! Indem er sich die Augen trocknete, ging er weiter. Als ich mich einigermaßen von meinem Erstaunen erholt hatte, war er verschwunden. Sehen Sie, mein liebes Fräulein, wenn ich daran denke, so glaube ich die Pflicht zu haben, meine Herrschaft vor Schritten zu warnen, die sie später bereuen könnte."

Franziska bekämpfte ihre Bewegung; sie konnte dem Diener ihre Achtung nicht versagen, der sich dennoch auf den Standpunkt eines Rathers erhob, obgleich er für eine ähnliche Hingebung bereits einmal gebüßt hatte. Sie fühlte, daß sie sich diesem Manne anvertrauen konnte. Schon stand sie im Begriffe, ihm den Hauptbeweggrund ihrer Abneigung gegen Marianne mitzutheilen, als eine Magd eintrat.

„Herr Walther von Linden!"

Ein jäher Blitz aus heitrer Luft hätte keine größere Wirkung hervorbringen können, als die Nennung dieses Namens. Sie erbleichte und erröthete in einem Augenblicke. Walther hatte durch seine Ankunft ihrem Stolze und ihrem Herzen genügt.

„Ich ziehe mich zurück," sagte der alte Kammerdiener, der die plötzliche Veränderung seiner Herrin mit Erstaunen bemerkte.

„Gottfried," sagte sie mit bebenden Lippen, „führt den Herrn von Linden in den Empfangssaal und bittet ihn, mich zu erwarten."

Der Greis entfernte sich, um den Befehl auszuführen. Franziska setzte eine Glocke in Bewegung. Die Kammerfrau erschien.

(Schluß folgt.)

Berthold Auerbach.

Ein Bild nach dem Leben.

Ich hatte ein Jahr in Halle theologische und philosophische Collegien gehört, in denen man uns beweisen wollte, die Hauptsache von Allem auf der Welt sei die, ob sie ein persönlicher oder unpersönlicher, ein inner- oder außerweltlicher Gott gemacht habe. Wir jungen Studenten waren natürlich mehr für den unpersönlichen, weil der keine so entsetzlich strenge Linie von Gut und Böse durch die Welt zog. Ich glaube, derjenige der Herren Professoren, der die amusantesten Collegien las, war im Grunde auch unserer Meinung, doch war er viel zu geistreich, als daß er über irgend Etwas in der Welt eine bestimmte Meinung hätte äußern können. Wir dagegen waren damals in dem Alter, wo man die bestimmtesten Meinungen im ganzen Leben hat und als nun die Ereignisse des Frühjahrs 1848 manche Rücksicht, eine Meinung auszusprechen, aufhoben, da meinten wir erst recht, ganz allein Recht zu haben. Wir waren der festen Ueberzeugung, jene Welterschütterung sei nur eingetreten, damit die Philosophie des unpersönlichen Gottes und des Weltgeistes siege über der des persönlichen Gottes und der Vorsehung. Alles Bestehende war aufgehoben und jener gewisse ungewisse Weltgeist wollte auf irgend eine gewisse ungewisse Weise eine neue Zeit einrichten. Das, was war, auch jeder renommistische Student und wahnsinnige Krakehler, war „vernünftig;" und was „vernünftig" war, d. h. konsequent bis zur Tollheit und selbst bis zum Tendenzdiebstahl, das sollte wirklich werden. Die Leidenschaft, konsequent zu sein, hatte die halbe Welt ergriffen und diesem modernsten, blindesten Fanatismus sollten Vaterland, Familie, Religion, Kunst, Wissenschaft, die eigene Persönlichkeit selbst mit ihrem einzelnen persönlichen Glücke, kurz die ganze Welt des natürlichen Denkens, Empfindens, Handelns zum Opfer fallen. Auch ich war, wenn auch nur gegen mich selbst, solch ein Fanatiker und fühlte ich auch manchmal mit dem Spieler im Faust von dem verkappten Mephisto:

„Mir ist bei alle dem so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum,"

so wagte ich doch nur selten solche Empfindungen auszusprechen; sie war ja eine Sünde gegen unseren heiligen Geist — die Konsequenz.

Da lernte ich den Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten," den Dichter des „Lorle" kennen — es war in Breslau, wo er den Sommer des Jahres 1848 über bei dem Vater seiner kurz vor dem, so früh geschiedenen Gattin lebte. Berthold Auerbach's äußere Erscheinung schon und sein Naturell, wie es bei dem ersten Blicke sich offenbart, wie neu, wie anziehend, wie wohlthuend trat es mir entgegen! Nichts von der verzweifelt exaltirten Stimmung jener Jahre haftete ihm an, er war noch der Mann, der, obgleich er den ganzen Ernst der Zeitverhältnisse begriff, doch noch gemüthlich und humoristisch sein konnte, so daß wir norddeutschen Professorenlehrlinge immer nicht wußten, ob wir ernste oder lachende Gesichter machen sollten, wenn er in seiner liebenswürdig derben Weise, nie in philosophischen Phrasen, stets in Liedern und Beispielen aus der Wirklichkeit uns den Text las und an stets neuen Anekdoten uns bewies, daß unsere Weltanschauung unter diejenigen gehöre, welche man „verkehrte Weltanschauungen" zu nennen pflege.

Als ich das erste Mal mit ihm sprach, — wir gingen aus einem stürmischen Klubb, in dem die sociale Frage gelöst war, nach Hause, — da war eines seiner ersten Worte, daß er uns „Leibeigene des Allgemeinen" nannte. — Vor einem Baume auf der Promenade blieb er stehen und sagte in seiner humoristischen Weise: „Seht nur, merkwürdig! Das ist ein selbstgewachsener Baum — ohne Konsequenz!" Und in der That, wir mußten erst eine Weile staunen, eh' wir lachen konnten! — „Wer hat Euch zu Generalen der Weltgeschichte gemacht?" so fuhr er in demselben Tone fort; „was wißt Ihr von dem Feldzugsplan, den die Menschheit jetzt ausführt? Kein Meister fällt vom Himmel, alle müssen von der Pike auf dienen und wir alle sind nur noch gemeine Soldaten, höchstens Gefreite in dem großen Genre der Geschichte. Der große



Berthold Auerbach.

Feldherr, den die Einen Gott, die Andern Weltgeist nennen, hat keinen von uns in seine Strategie eingeweiht. Bleibe jeder auf seinem Posten. Wir haben jetzt Krieg, — und ist Insubordination im Kriege nicht mit Recht das größte Verbrechen?"

Jene Worte, die er der Baronin in seinem Roman „Neues Leben" in den Mund legt, hörte ich damals von ihm erzählen: „Als ich zum ersten Male im Sonnen-Mikroskop sah, welche Ungeheuer wir im krystallhellen Wasser verschlingen, konnte ich lange keines mehr genießen und als ich das Elend des Volkes nahe kennen lernte, konnte ich keinen Spaziergang, keine Lustfahrt in das Land machen. Aber — ohne Wasser können wir nicht leben und wir müssen alle wieder lernen Wasser trinken und spazieren gehen." — — — „Mit ledcr Laune, mit frischer Zuversicht, auf die eigene Kraft pochend, muß das Leben erfaßt werden; der Ernst wird sich von selber geltend machen. Ein Sklave ist, wer sich von außen seine Stimmung und Bestimmung geben läßt und in fremde Hand die Leitung seines Daseins legt."

Ein Hauptthema seiner Unterredungen war: „Ihr denkt nur: was soll das Volk? Ihr wollt nur finden, was Ihr selbst mitbringt! Der Naturforscher aber nimmt die Dinge, wie sie sind. Auch Ihr sollt erforschen: was ist das Volk und was kann es demzufolge wollen. Treibt Naturgeschichte, nicht gefährlich experimentirende Philosophie mit dem Volke, — der Experimentirende experimentirt stets seines Zweckes, nicht des Materials willen und das Volk ist ein zu kostbar Material für so — frivole Zwecke!"

So trat mir Berthold Auerbach, wie mir noch nie eine solche Erscheinung begegnet war, als der Kernmensch, als das gesunde, kräftige, unmittelbare Naturell entgegen, das aus dem Boden eines frischen, glücklichen Volkslebens hervorgegangen war und diesen Boden nie verloren, nie zu verleugnen nöthig gehabt hatte; das in sich selbst stets das Recht und die Richtschnur seines Daseins findet; das, ohne die Frage nach dem persönlichen oder unpersönlichen Urgrunde, unbeirrt von dem Verlangen konsequent zu sein, Fuß gefaßt hat in dem vorhandenen, wirklichen Leben.

Auerbach machte den Widerspruch des einfachen gesunden Menschenverstandes, der anspruchslosen natürlichen Empfindung geltend gegen die unfruchtbare, philosophische Richtung unserer Literatur und unsers öffentlichen Lebens. Es fragt sich bei ihm nie nach Prinzipien; es bietet uns stets Gedanken dar, der unmittelbaren Lebenserfahrung abgewonnen, unmittelbar auf das Leben wieder anwendbar. Daß er seine Wahrheiten aus der Mannigfaltigkeit des bunten Lebens frisch herauswachsen läßt, das war das Ueberraschende seines literarischen Auftretens. Mit derselben liebenswürdigen Naivität, dem kecken Mutterwitze und der liebevollen Seele, mit der „Lorle" dem Prinzen eine politische Rede à la Marquis Posa hält, trat er dem Publikum entgegen und entzückte es durch die Wahrnehmung, daß man nur natürlich zu sein brauche, um weise und — einnehmend zu sein! Er haßte nichts so sehr als die Manier à la Lord Byron, den „Byronismus," wie er selbst sagte, die „Lüsternheit nach Abenteuern, parfümirt und kokett aufgeputzt mit Weltgedanken und Weltschmerzen." Er eiferte gegen nichts mehr als gegen den „Kitzel der Geistreichigkeit, nach vornehmer Art Dinge von Ernst und Bedeutung als gesprächsames Redespiel zu verwenden."

Wenn ich jetzt nur auf jene sechs wandlungsreichen Jahre unserer Bekanntschaft zurückblicke, so muß ich gestehen, daß Auerbach doch ziemlich Recht bekommen hat mit seiner, weder auf Philosophie, noch Statistik oder Diplomatie gegründeten Politik. Ich habe wenige Männer kennen gelernt, die stets eine so bestimmte Ansicht hatten, dieser so treu geblieben sind und so wenig wie er Etwas zu bereuen nöthig hatten, was öffentlich gesagt oder gethan wurde. Seltsam kam bei alle dem es mir immer vor, daß er, der mir so werth und einflußreich wurde, weil er kein Philosoph war, auf nichts stolzer ist, als auf seine philosophische Bildung. Ja, er sagte einmal, mehr als zum Dichter, wäre er von der Natur noch zum Philosophen bestimmt und sein Roman „Spinoza," den er neu umgearbeitet mit dem Titel: „Ein Denkerleben," nächstens zum zweiten Male herausgeben will, scheint ihm das Liebste unter seinen Büchern zu sein. So pflegt eine von Selbstgefälligkeit nicht verführte, stets nach Allgemeinheit der Bildung strebende Natur das, was ihr eigen ist, weniger hoch zu schätzen, als was ihr fern liegt und was sie zu erreichen streben muß!

Ein Herr Professor in Freiburg im Breisgau hat kürzlich in der Vorrede zu einem sehr mittelmäßigen, auf ziemlich rohe Bedürfnisse des Lesepublikums berechneten Buche, unseren Dorfgeschichten-Dichter seiner jüdischen Abkunft wegen die Fähigkeit, schwarzwälder und deutsche Volksthümlichkeit überhaupt zu verstehen abgesprochen und wagt dabei die Behauptung, er sei nur gepriesen, weil er das Verdienst habe, kein Christ zu sein. Dieselbe Bestimmtheit, mit der dieser gelehrte Herr auftritt, müssen wir für uns in Anspruch nehmen, zu behaupten, er habe nicht die Fähigkeit, weder in künstlerischer noch sittlicher Beziehung die Verdienste Auerbach's zu würdigen. Gerade, daß Auerbach bei Allem, was er geschrieben, nie von politischen oder religiösen Parteizwecken verleitet wurde, sondern stets den bestimmten und allgemein deutschen Gesichtspunkt im Auge hatte, das hat ihn zum Schriftsteller der Nation gemacht. Es giebt wenige Menschen, die so wie er im wahrsten Sinne Religion haben, den eingewurzelten unantastbaren Glauben an die Mitmenschen, an das Vaterland, an die Zeit und — sich selbst und die eigene sittliche Aufgabe.

Ueber Auerbach's Lebensschicksale giebt die neuste Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons uns die besten und ausführlichsten Nachrichten. Nach ihnen wurde Auerbach am 28. Febr. 1812 zu Nordstetten im würtembergischen Schwarzwald geboren. Von seinen Aeltern ward er zum Studium der jüdischen Theologie bestimmt und erhielt seine Schulbildung in Hechingen und Karlsruhe, wo er zugleich das Gymnasium theilweise besuchen konnte. Den Gymnasialcursus vollendete er in Stuttgart und studirte dann von 1832—1835 in Tübingen, München und Heidelberg, wo er von der Theologie sehr bald zur Philosophie und Geschichte überging. Burschenschaftliche Untersuchungen führten ihn 1835 einige Monate auf die Festung Hohenasperg. Von da an widmete er sich der schriftstellerischen Thätigkeit und, den Beginn derselben an die Lage seiner Stammesgenossen knüpfend, veröffentlichte er 1836 die Schrift: „Das Judenthum und die neueste Literatur." Unter dem Gesammttitel: „Ghetto," folgten derselben zwei Romane aus der Geschichte des Judenthums, 1837 „Spinoza" und 1839 „Dichter und Kaufmann." Nach einer Uebersetzung von „Spinoza's sämmtlichen Werken" (1841) und einem „Buche für den denkenden Mittelstand: „Der gebildete Bürger" (1842), begann er 1843 die Herausgabe seiner „Schwarzwälder-Dorfgeschichten," die seinen Ruf erst begründet und als eine eigenthümliche Epoche machende Erscheinung ihn in die Literaturgeschichte eingeführt haben.

Unser klassischer Dorfgeschichten-Erzähler ist keiner von den vielseitigen Schriftstellern, die Alles leisten wollen und können und rastlos von einem Gebiete der Kunst zum andern auf Eroberungen ausziehen; er ist der Landmann unter den Dichtern, der treu an seiner Scholle haftet und die Ergiebigkeit dieser mit angestrengtem Eifer auszubeuten bemüht ist, wobei er von Jahr zu Jahr größern, ursprünglich selbst nicht geahnten Reichthum zu Tage fördert. Er fing die Dorfgeschichten mit dem „Tolpatsch" und den „feindlichen Brüdern", kleinen zufälligen, aus dem Volksleben gegriffenen Genrebildern an; ging dann im „Lauterbacher" zur zusammenhängenden Schilderung eines sich fortentwickelnden Seelenlebens über, gab in der „Frau Professorin" und im „Lucifer" Novellen im höheren Sinne, mit einem sich anspinnenden und sich lösenden Konflikt, mit innerlichem Gegensatze einander entgegentretender Charaktere.

Damit meinte Auerbach die Entwicklungsstufen der Novelle durchlaufen zu haben, und versuchte sich im Drama („Andreas Hofer", 1849) und Roman („Neues Leben", 1851). Wenn er aber von beiden Kunstgattungen wieder abstand, so hat er die eigenthümlichen Vorzüge derselben, die stets fortschreitende Entwicklung einer Handlung und die Gruppirung der Charaktere nach innerer Nothwendigkeit, in das ihm zugehörige Genre der Dorfgeschichte hinübergenommen. Kann man den Erzählungen der beiden ersten Bände den Vorwurf machen, daß auch sie, dem Geschmacke ihrer Zeit nicht ganz fremd, einen gewissen belletristischen, dilettantischen Beigeschmack nicht verleugnen können, da sie die Natur nur im Feierkleide, das Volk meist in seinen Sonntagsstimmungen, den Bauern nicht im Ernst und Kampf seines Berufes, sondern mit rein ästhetischem Behagen gleichsam an einen neuen Luxusartikel, schildern, so haben die großen Ereignisse seit 1848 auch Auerbach von solch spielendem Humor auf das wirkliche Leben selbst mit seinen unabweisbaren Thatsachen und gewaltigen geschichtlichen Kämpfen hingeführt. Zuerst die „Geschichte des Diethelm vom Buchenberg" im dritten Bande der Dorfgeschichten (1852) führte uns einen Stoff vor, der den großen praktischen Konflikten der Gegenwart entnommen war. Das waren Bauern, wie sie wirklich leben, denken und empfinden; das war die erschreckende Enthüllung eines allgemeinen bedeutungsvollen Vorganges, die Criminalgeschichte jenes verführerischen, Schwindel erregenden, bis zum Verbrechen fortreißenden Geistes der Spekulation, der mit seiner unwiderstehlichen Berauschung den großen Handelsherrn der Weltstädte und den kleinen Verkäufer seines eigenen Bodenertrages in gleicher Weise über seine Verhältnisse hinaus in's Verderben fortzureißen im Stande ist. Man konnte aber an dieser Erzählung wieder die Ausstellung nicht verschweigen, daß der Dichter bei einer zu getreuen Schilderung der Wirklichkeit doch plötzlich auch allen wohlthuenden, verklärenden Reiz der Poesie verschmäht habe; dafür aber bietet er uns im neuesten vierten Bande der Dorfgeschichten (1854) ein Bild, das diese scharfe Charakteristik zugleich mit kräftigem und idealem Style der Darstellung vereinigt.

„Der Lehnhold" ist gewissermaßen eine Tragödie, deren Held der letzte Bauer ist. Die Frage nach der Theilbarkeit der ursprünglich untheilbar erblichen Bauergüter bildet den Konflikt darin. Der alte „Furchenbauer", der sich entgegenstemmt gegen das Alles gleichmachende Gesetz, das dem Leben der Nation die Wirbel durchschneiden will, indem es auch den Boden der mütterlichen Erde dem Geiste der Industrie und Spekulation preisgiebt, ist wohl die bedeutendste Figur der Auerbach'schen Schöpfungen und nur ergreifender dadurch, daß ihr gegenüber das Verlangen nach Neuerung, die Nothwendigkeit der Befreiung und Entfesselung in gleicher Berechtigung und herzgewinnender Leidenschaft geschildert ist. So große, für Leben und Kunst gleich wichtige Eroberungen hat Auerbach auf seiner Scholle zu machen gewußt, da er in die Tiefe ging. Seine Erzählungen sind zum Theil gewaltig ernst geworden, von den tragischen Erschütterungen unsrer kulturhistorischen Kämpfe ergriffen, — wird der allgemeine Beifall ihm jetzt eben so ungetheilt zuströmen, wie früher seinen harmlosen Genrebildern? Das ist ein Prüfstein für die Bildung unseres Lesepublikums!

Außer diesen vier Bänden gab Auerbach in den letzten Jahren heraus: „Schrift und Volk, Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's" (1846), dann als Ergebniß seiner Anwesenheit in Wien während der Oktoberrevolution: „Ein Tagebuch aus Wien, von Latour bis Windischgrätz" (1849) und eine Sammlung schon früher einzeln veröffentlichter Novellen unter dem Titel: „Deutsche Abende" (1850).

Auerbach ist derjenige der deutschen Schriftsteller neuester Zeit, der die größte Verbreitung erlangt hat. Die ersten beiden Bände der Dorfgeschichten haben vier Auflagen erlebt, und sind bis zu 25,000 Exemplaren in das Volk übergegangen. Sie sind in's Englische, Holländische, Schwedische und dreimal in's Französische u. s. w. übersetzt; Auszüge werden sogar als französische „Eisenbahn-Bibliothek" verkauft. Seine gesammelten Werke erleben bei Bassermann in Mannheim jetzt eine stereotypirte Ausgabe.

Seit vier Jahren lebt Auerbach, zum zweiten Male verheirathet, in Dresden im vertrauten Umgange mit Gutzkow, Hammer, Wolffsohn, den Gebrüdern Bank, Amely Boelte und den übrigen, diesem geist- und charaktervollen Kreise sich anschließenden Männern des öffentlichen und privaten Lebens. Seine Kunst hat einen goldenen Boden gehabt und die kleine Scholle der Dorfgeschichte ihm mehr als Manchem ein Rittergut eingetragen. Sein natürliches, wohlwollendes Wesen hat nichts eingebüßt in seinen eleganten, nach seinem wiener Geschmack seiner Gemahlin arrangirten Salons. Freilich wollen seine Freunde behaupten, daß das Wohlbehagen athmende Benehmen, die gedrungenere Figur anfange, ihn mehr als dem „Reinhart", dem „Wandelesswirth" ähnlich zu machen; aber das klangvolle, aus der breiten Brust tönende Organ und das der Welt weit geöffnete, entgegentretende blaue Auge — eine seltene Schönheit neben dem schwarzen, gelockten Haar — lassen keinen Augenblick den Dichter in ihm vergessen. Daß er dasselbe Glück in der irdischen Wirklichkeit, das er mit seinen Poesien enthüllte, auch für sein Lebensschicksal zu erobern wußte, ist wohl nur ein neues Zeugniß für die kräftig gesunde, harmonische Natur seiner Dichtungen sowohl als seines Selbst.

R. Giesete.

Des Menschen erste Lebenszeit.

Der Neugeborne und Säugling.

Sobald der Mensch das Licht der Welt, in der Regel mit einem wehklagenden Schreie, erblickt, tritt er in den Stand des **Neugebornen** (s. Gartenlaube Nr. 14 S. 262) und wird ein solcher während seiner ersten 6 bis 8 Lebenstage genannt, überhaupt so lange, als er noch die Reste des Nabelstranges an sich trägt. Im Anfange dieser Zeit findet im kindlichen, noch allen Ebenmaßes entbehrenden Körper insofern eine große Revolution statt, als eine Menge Organe, welche vor der Geburt unthätig waren, vorzüglich die Lungen und die Verdauungsorgane, in Thätigkeit treten und andere, wie die Kreislaufsorgane, das Nervensystem, der Harn- und Hautapparat, ihre Thätigkeit ändern, noch andere Organe aber ihr Thätigsein ganz einstellen. Nicht selten kommt freilich diese Revolution gar nicht oder nur theilweise und in falscher Weise zu Stande und dann stirbt gewöhnlich das Kind bald nach der Geburt wieder, aus angeborner Lebensschwäche, wie man zu sagen pflegt. Es soll in Städten etwa der zehnte Theil der Neugebornen dem Tode verfallen und hierbei die Sterblichkeit unter den Knaben größer als unter den Mädchen sein. Man glaube nun aber ja nicht etwa, daß diese große Sterblichkeit unter den Neugebornen wie auch unter den Säuglingen eine natürliche, durch die Zartheit des kindlichen Organismus bedingte sei; sie ist nur die Folge der vielen Fehler in der Behandlung der Kinder von Seiten der Erzieher (s. Gartenl. Nr. 17 S. 146).

Das neugeborne Kind verlebt seine Zeit größtentheils im Schlafe und wird nur durch Eindrücke auf seine Empfindungsnerven zum Schreien gezwungen, was ebensowohl die Angehörigen auf die Bedürfnisse des Kindes aufmerksam machen, wie gleichzeitig auch den Athmungsapparat desselben kräftigen soll. Diese Eindrücke auf die Empfindungsnerven des Kindes (wie Nahrungsmangel, Nässe, Kälte, Luft- und Stuhlanhäufung im Darme und dergleichen) rufen nun aber nicht etwa Empfindungen, weder angenehmer noch unangenehmer Art (Schmerzen) im Innern desselben hervor, denn das Bewußtseinsorgan, durch welches man empfindet, das Gehirn nämlich, ist zur Zeit noch gar nicht so weit ausgebildet, daß es empfinden könnte. Das Schreien wird ohne alle Empfindung blos dadurch veranlaßt, daß die Nervenfäden, welche in der spätern Zeit allerdings zum Bewußtwerden von Empfindungen an den verschiedenen Stellen des Körpers dienen, jetzt nur diejenigen Nervenfäden, welche das Schreien veranlassen, in Thätigkeit versetzen, ohne aber im unentwickelten Gehirne, wie später, gleichzeitig Empfindungen erregen zu können. Das Schreien bei kleinen Kindern, wobei dieselben also keine Schmerzen oder überhaupt Empfindungen haben können, ist sonach wie das Thun und Treiben Somnambuler (s. Gartenlaube Nr. 32 S. 374) ein unbewußtes und, in Folge der Nerveneinrichtung in unserm Körper, ein erzwungenes. Es giebt dieses Schreien der Mutter die Andeutung, daß das Kind irgend Etwas bedarf und dieses Etwas, die Quelle des Schreiens oder der Ort und die Art des Eindruckes auf gewisse Empfindungsnerven, ist dann zu ergründen. Die gewöhnlichste Veranlassung zum Schreien bei gesunden Kindern ist, abgesehen von der Einwirkung der atmosphärischen Luft in der ersten Zeit des Lebens, Nahrungsmangel, sodann ein nasses kaltes Lager und bisweilen auch noch Luft- und Kothanhäufung im (dicken) Darme. Es wird deshalb das Schreien auch recht bald durch Trinkenlassen oder ein warmes trocknes Lager und, hilft beides nicht, durch ein einfaches Klystier von warmem Wasser gestillt werden können. Dauert das Schreien trotz dem noch fort, so ist es entweder ein krankhaftes oder auch schon, wenigstens bei etwas älteren Säuglingen, eine Ungezogenheit in Folge falscher Erziehung.

Die hauptsächlichsten Bedürfnisse des Neugebornen sind: passende Nahrung und Luft, sowie Wärme und Schutz vor äußern Schädlichkeiten. Man gewöhne das Kind ja nicht an das Umhergetragenwerden, an das Wiegen oder Schaukeln, sondern lasse dasselbe ganz ruhig in seinem weichen, warmen und trocknen Lager. Zu sogenannten Saug- oder Nutschbeuteln (Zulpen) darf eine vorsichtige und gewissenhafte Mutter nie greifen, um das schreiende Kind zur Ruhe zu bringen, da durch diese Hülfsmittel sehr leicht Krankheiten in Verdauungsapparate veranlaßt werden. — Was die Nahrung des Neugebornen betrifft, so ist die Milch der Mutter die zweckmäßigste, weniger tauglich ist Ammen- und Kuhmilch. Das Darreichen von etwas Anderem aber als Milch (s. Gartenlaube Nr. 12 S. 131), besonders Chamillenthee und einem abführenden Säftchen, gestatte man der Kindfrau durchaus nicht. Daß eine gesunde Mutter ihr neugebornes Kind selbst stillen soll, wenigstens die erste Zeit seines Lebens, bedarf als eine, dem Kinde wie der Mutter heilsame Natureinrichtung, keiner weitern Besprechung. Es stehe eine Mutter nur nicht gleich vom Stillen ab, wenn auch in den ersten Tagen die Milchabsonderung noch nicht eine sehr reichliche ist; sie kann ja auch ruhig warten, da der Neugeborne nicht gleich in seinen ersten Lebenstagen sehr viel Nahrung bedarf. Sollte eine Mutter aber wirklich nicht stillen können oder ihres Körperzustandes wegen nicht dürfen, was aber nur der Arzt zu bestimmen hat, dann ersetzt Ammenmilch am besten die Stelle der Muttermilch. Da bei der Wahl der Amme auf Mancherlei, was der Laie zu beurtheilen nicht im Stande ist, Rücksicht genommen werden muß, so sollte man diese Wahl nur gewissenhaften Aerzten überlassen. Daß übrigens die stillende Amme hinsichtlich ihrer Ernährung, ihrer Arbeit und Behandlung, des Kindes wegen, gerade so wie die Mutter, wenn diese stillte, gehalten werden muß, versteht sich zwar von selbst, wird aber sehr oft von Frauen, welche Dienstboten für Sklaven ansehen, vergessen. Wo nun aber weder Mutter- noch Ammenmilch dem neugebornen Kinde gereicht werden kann, da darf das Kind durch kein anderes Nahrungsmittel als durch warme Thiermilch ernährt werden, nur muß man diese durch Zusatz von Wasser und Milchzucker der Menschenmilch so viel als möglich ähnlich zu machen suchen (siehe später beim Säugling). Am meisten gleicht die Eselsmilch der

Menschenmilch. Vortheilhaft ist es, die ersten Tage nach der Geburt dem Kinde blos süße Molken zu reichen, um dadurch die etwas abführende Wirkung der ersten, ganz dünnen Muttermilch (Colostrum), zu ersetzen und so die Entleerung des zähen, dunkelgrünen Kindspeches aus dem Darmkanale, zu befördern. — Die Luft, welche der Neugeborne einathmet, sei gleichmäßig warm (+ 15—17°) und rein, bei Tage wie bei Nacht; kalte und Zugluft, Staub, Rauch, Kohlen-, Torf-, Wäsch- und Schweißdunst müssen sorgfältig vermieden werden, wenn sich nicht Krankheiten im Athmungsapparate und im Blute des Kindes entwickeln sollen. Diese reine Luft muß das Kind nun aber auch ungehindert und tief einathmen können und deshalb darf die Brust und der Bauch desselben nicht fest eingewickelt, Mund und Nase nicht verdeckt werden. — Wärme, natürlich keine übermäßige, sondern die des menschlichen Körpers überhaupt (bis + 30°), ist eine unentbehrliche Bedingung zum Gedeihen und Gesundbleiben des Neugebornen; so wie derselbe warme Luft zum Athmen bedarf, so verlangt er auch eine warme Umhüllung. Kalte feuchte Wäsche erzeugt sehr leicht Krankheit, ebenso Kühlwerden des Kindes beim Trockenlegen, Umziehen, Waschen oder Baden desselben. Da die Haut noch sehr zart ist, so sehe man auch darauf, daß die Wäsche, welche dem Körper unmittelbar anliegt, weich und fein sei, denn bei harter, grober Umkleidung wird durch Reibung leicht rosenartige Entzündung oder Ausschlag erzeugt. — Oeftere Reinigung der Haut, durch warme Bäder (von + 26—30°) oder Waschungen, darf deshalb nicht unterlassen werden, weil die Haut des Neugebornen von früher her noch mit Materien überzogen ist, welche der Hautthätigkeit hinderlich sind. Ueberhaupt unterstützt große Reinlichkeit, ebensowohl in Bezug auf den Körper wie auf die Umhüllung des Kindes das Gedeihen desselben gar sehr. In durchnäßter Windel wird ein Kind gewöhnlich sehr bald unruhig und nur wenn es durch Trägheit und Unachtsamkeit der Mutter oder Wärterin allmälig daran gewöhnt wird, bleibt es auch in der Nässe ruhig und ist dann später nur schwer an Reinlichkeit in dieser Beziehung zu gewöhnen. Auch die gehörige Reinigung der Mundhöhle und der Augen des Kindes werde nicht vernachläßigt. — Die richtige Behandlung des Nabels, obschon sie eine Sache der Kindsfrau geworden ist, muß doch auch von der Mutter gekannt und beaufsichtigt werden, da gar nicht selten durch Mißhandlungen des Nabelschnurrestes oder des eiternden Nabels tödtliche Blutungen und Entzündungen (gewöhnlich mit Gelbsucht) hervorgerufen worden sind. Man wehre deshalb jedem Versuche, die Trennung des Nabelschnurrestes zu beschleunigen, vermeide jedes Dehnen und Zerren daran, sowie jeden stärkeren und anhaltenden Druck; den nach Abfall des Nabelstranges noch eiternden Nabel reinige man ja recht oft durch Auftröpfeln lauen Wassers und sanftes Abtupfen und belege ihn dann öfters mit einem feinen weichen Leinwandläppchen, welches mit frischem Talge bestrichen ist. Stärkere Entzündung und Eiterung oder gar Verschwärung lasse man vom Arzte behandeln. — Des gehörigen Schutzes und der richtigen Behandlung bedürfen bei Neugebornen nun vorzugsweise noch die Sinneswerkzeuge und zwar ganz besonders das Auge. Denn da die Sinnesnerven und das Gehirn noch äußerst weich und zart, so können starke Eindrücke auf dieselben sehr leicht Lähmungen (Blindheit, Taubheit) oder doch wenigstens Schwäche der Sinne hervorrufen. Es sind deshalb starke und grelle Töne, sehr helles Licht und starke Gerüche vom Kinde abzuhalten. Wie das Auge des Neugebornen zu behandeln ist, wurde in Nr. 39 der Gartenlaube (S. 459) besprochen.

Fassen wir nun das, was eine Mutter oder ihre Stellvertreterin bei einem neugebornen Kinde zu beachten hat, kurz zusammen, so ergeben sich folgende Regeln: Der Neugeborne erhalte eine warme, lockere und zarte Umhüllung, trinke passende Milch, athme bei Tag und Nacht eine warme reine Luft ein, werde rein gehalten und vor allen stärkeren Sinneseindrücken, sowie überhaupt vor äußern Schädlichkeiten geschützt. Werden diese Regeln gehörig befolgt, dann wird ein neugebornes Kind, wenn es sonst gesund geboren wurde, nicht leicht von Krankheit befallen.

Die Krankheitszustände, von denen Neugeborne nicht selten heimgesucht werden und welche größtentheils durch falsche Behandlung, hauptsächlich durch Einwirkung von Kälte auf Haut und Athmungsapparat, so wie in Folge von Unreinlichkeit zu Stande kommen, sind leichter zu verhüten als zu heilen. Die häufigsten und gefährlichsten dieser Krankheiten sind folgende: die Augenentzündung der Neugebornen, welche gewöhnlich durch falsche Beleuchtung, Unreinlichkeit und Kälte veranlaßt wird und bei unzweckmäßiger Behandlung sehr leicht zur Blindheit führt (s. Gartenl. Nr. 39, S. 459). — Die Eitervergiftung des Blutes, von Gelbsucht begleitet, bei Verschwärung des Nabels durch Aufnahme von Jauche in das Blut erzeugt, führt stets zum Tode und läßt sich sicherlich in vielen Fällen durch öfteres und vorsichtiges Reinigen des eiternden Nabels verhüten. Eine ungefährliche Gelbsucht wird nicht selten durch Erkältung der Haut hervorgerufen und läßt sich durch öfteres und längeres warmes Baden (von + 28—30°), so wie durch Warmhalten des Kindes, natürlich bei richtiger Nahrung und Luft, bald beseitigen. — Durchfall, mit und ohne Brechen, hat seine Ursachen entweder in falscher Nahrung (durch Zulpe) oder in Erkältung des Bauches und verlangt zu seiner Heilung Wärme (warme Ueberschläge) auf den Bauch, warme schleimige Klystiere (aus Stärke- oder Leinmehlabkochung) und als Nahrung nur Mutter- oder Ammenmilch. Man hüte sich übrigens, die gewöhnlichen dünnen oder breiartigen, der geronnenen Milch ähnlichen Stühle kleiner Kinder, die auch im gesunden Zustande 4 bis 6 Mal des Tages erfolgen, für Durchfall (der ganz wäßrig und meist schmutzig-grünlich sieht) zu halten. — Hüsteln mit sehr beschleunigtem, kurzem Athem und großer Hitze ist gewöhnlich ein Symptom von Lungenentzündung, die gar nicht selten durch kalte, unreine Luft veranlaßt wird und meistens zum Tode führt. Warme reine Luft bei Tag und Nacht ist das hauptsächlichste Erforderniß beim Vorhandensein dieser Krankheitserscheinungen. — Das Schluchzen der Neugebornen ist gewöhnlich ohne große Bedeutung und wird meistens durch längeres Naß- und Kaltliegen erregt, so daß es durch Einwickeln des Kindes in trockne warme Windeln bald gehoben werden kann. — Schwämmchen in der Mundhöhle, die als kleine, rundliche Flecke oder Bläschen an der innern Fläche der Lippen und Backen entstehen und sich auch über die Zunge und den Gaumen ausbreiten, sind Produkte einer Entzündung der Mundschleimhaut, die in der Regel durch falsche Ernährung und Unreinlichkeit (Zulpe) veranlaßt wird. Sie weichen bald, wenn das Kind nur passende Milch zur Nahrung erhält und der Mund nach dem Trinken durch Einflößen reinen lauwarmen Wassers (oder Feldthymianthees) gereinigt wird. Das Auspinseln des Mundes oder gar das Abreiben der Schwämmchen mit Leinwand macht das Uebel schlimmer. — Das Wundsein der Haut an faltigen und vertieften Stellen (an den Oberschenkeln und der Achselhöhle, dem Halse und Oberarme, hinter den Ohren und am After) rührt stets von zu geringer Reinigung dieser Stellen her und läßt sich sonach durch größere Reinlichkeit verhüten. Dem Wundwerden geht immer Röthung der entzündeten Hautstelle voraus und es kann jenem dann schon dadurch vorgebeugt werden, daß man die geröthete Stelle öfters mit kaltem Wasser sanft abtupft und sodann ein Leinwandläppchen einlegt, welches mit frischem Talge bestrichen ist. Ebenso verfahre man beim wirklichen Wundsein. Das Einstreuen von Pulvern (aus arabischem Gummi, Bärlappstaub) steht dem Einlegen eines betalgten Leinwandläppchens und dem Einstreichen frischen Talges weit nach. — Die Anschwellung und Verhärtung der Brüste (welche bei Neugebornen beiderlei Geschlechts fast stets eine milchige Flüssigkeit enthalten), meist aber nur der einen Brust, dürfte in vielen Fällen durch Druck oder Erkältung entstehen und wird durch warme Ueberschläge sehr bald (in 5—14 Tagen) gehoben, es müßte sich denn eine Eiterung entwickeln. — Auch die Schwellung der Schilddrüse (Kropf), wodurch das Athmen erschwert werden kann, verliert sich in einigen Wochen von selbst. — Die Rose der Neugebornen, wobei sich die Haut der erkrankten Stelle etwas gespannt und geschwellt, glänzend roth und wärmer zeigt, verlangt, so lange das Uebel ein oberflächliches bleibt, keine besondere Behandlung. — Die Abzehrung des neugebornen Kindes, wenn dasselbe nicht angeborne, der Ernährung hinderliche Fehler hat, rührt in den meisten Fällen von der falschen Ernährung, vom Mangel an passenden Nahrungsstoffen und reiner Luft her, und begleitet gewöhnlich den Durchfall. — Krämpfe kommen bei Neugebornen nicht selten, besonders im Verlaufe vieler der genannten Krankheiten vor und lassen sich, da wir das Wesen derselben noch nicht kennen, auch nicht durch bestimmte Mittel kuriren. — Das Angewachsensein der Zunge, welches das Saugen hindert, läßt sich nur mittels des

Durchschneidens des Bändchens (das sogen. Lösen der Zunge) heben. Ebenso erfordern angeborne Verschließungen der natürlichen Oeffnungen am Körper der Neugebornen chirurgische Hülfe.

Schließlich sei nochmals gesagt, daß bei Neugebornen Alles auf eine richtige Behandlung von Seiten der Mutter oder Pflegerin und in Bezug auf Nahrung, Luft, Wärme und Reinlichkeit ankommt. (Fortsetzung: über den Säugling.) (B.)

Anapa.

Ein eigenthümliches Gefühl ergreift den Menschen immer, wenn er an den Markscheiden großer Staaten steht. Die Natur, die sich fast immer in unbemerkbaren Uebergängen ergeht, hat an solchen Stellen in den wenigsten Fällen wahrnehmbare Trennungen markirt, allein der Geist des Menschen gefällt sich zumeist darin, Schranken, wären es auch nur ideale, zu errichten, ein Hüben und Drüben zu ersinnen, mit welchem er irgend eine Idee verknüpft. Wer z. B. am Rhein in Kehl stand und hinüber blickte nach den Thürmen Straßburgs, wird dies sicherlich empfunden haben.



Anapa.

Noch weit lebhafter wird dieser Ideengang da sein, wo zwei Erdtheile sich scheiden. Eilt man aus dem russischen Gouvernement Taurien an der östlichen Seite des Asow'schen Meeres herab dem schwarzen Meere zu, so stößt man auf den, sein Wasser den höchsten Gipfeln des Kaukasus verdankenden Kuban. Du stehst in Europa, vor Dir liegt Asien! Wie viele Gegensätze mögen sich Dir hier aufdrängen?! Europa und Asien! Civilisation und träger Stumpfsinn, Fortschritt und Stillstand, Freiheit und Despotie, das Alles trennt wohl hier der Mensch in Gedanken von einander, selbst wenn vielleicht, angesichts des Schauplatzes, wo Russen und Kaukasier sich blutig bekämpfen, eine andere Saite in seiner Brust mit berührt würde.

Die erste Stadt, vom Kuban aus, auf der asiatischen Küste des schwarzen Meeres ist Anapa, das im Verlaufe des seit einem Jahre spielenden Krieges häufig genannt worden ist. Anapa, auf einem Vorsprunge des Gebirges Kysilkaja gelegen, ist die stärkste jener zahlreichen Küstenfestungen, durch welche Rußland bis vor Kurzem die Völker des Kaukasus vom Meere abzusperren versuchte. Unter seinen 8000 Einwohnern befinden sich viele wohlhabende Kaufleute, die einen besonders wichtigen Handel mit den Bergvölkern treiben. Aus dieser merkantilen Bedeutung Anapa's entspringt für die russische Regierung zugleich eine politische, welche auf die scheinbar gutwillige Anerkennung der russischen Herrschaft Seitens der anwohnenden Stämme hinausläuft, immer aber, wie der Verlauf der Dinge gezeigt hat, auf übertriebener Täuschung beruhte.

Von Anapa bis zum Fort St. Nikolas an der türkischen Grenze befanden sich sämmtliche russische Festungen, und ihre Zahl war nicht klein, in gleicher Lage, mochten nun die kaiserlichen Gouverneure die Eroberung der Bergländer mit Güte oder Gewalt versuchen. Innerhalb der Festungsmauern sah sich der Russe in Sicherheit, hart unter den Außenwällen begann jedoch schon die Gefahr und ohne starke Bedeckung sich hinausbegeben, hieß stets das Leben auf's Spiel setzen. So fand zu keiner Zeit zwischen den russischen Forts ein Verkehr zu Lande statt, sondern immer nur war die Verbindung auf den Wasserpfad beschränkt. Bezüglich des Treibens der Kaukasier können wir uns hierbei mit dem Hinweis auf den jüngst in Nr. 41 der Gartenlaube enthaltenen Artikel „Am Kaukasus“ beschränken, und fügen nur hinzu, daß die Bergvölker die für sie so kostbaren Handelsartikel „Pulver und Blei“, welche ihnen natürlich die Russen nie lieferten, trotz aller Forts vom Meere her zu beziehen wußten, indem die von Trebisonde kommenden türkischen Schiffe meist der Wachsamkeit der russischen Kreuzer entgingen.

Als die Russen im Mai und Juni d. J. die gegen etwaige Angriffe der englisch-französischen Flotte unhaltbar gewordenen Forts aufgaben, nahmen die Kaukasier, soweit die Werke nicht gänzlicher Zerstörung preisgegeben worden, von ihnen Besitz, und zum ersten Male seit vielen Jahren wurde ihnen wieder das köstliche „Pulver und Blei“ frei und offen zugeführt. Der englische Admiral Lyons, der um diese Zeit mehrere Zusammenkünfte mit den Tscherkessenhäuptlingen an der Küste hatte, schenkte ihnen allein eines Tages

18,000 Stück Patronen, die von einer einige Stunden vorher aufgebrachten russischen Prise herrührten. Anstatt durch die Russen wurden die Patronen nun gegen die Russen verschossen.

Das besser als alle übrigen Punkte befestigte und auch mit einem guten Hafen versehene Anapa wurde von den Russen nicht der Zerstörung geweiht, vermuthlich weil, wenn auch die Besatzung durch einen Seeangriff in größere Bedrängniß gerathen sollte, und der Ort unhaltbar würde, der Rückzug zu Lande leicht zu bewerkstelligen wäre. Bis zur Stunde haben die Verbündeten Anapa unbelästigt gelassen, doch scheinen nach neuesten Nachrichten die Russen auf einen Besuch gefaßt zu sein, der auch, seitdem die Anglo-Franzosen in der Krim festen Fuß gefaßt haben, wahrscheinlich genug geworden ist.

Das Schicksal, das in diesem Falle Anapa bevorsteht, würde ein ihm oft schon widerfahrenes sein, denn in den verschiedenen russisch-türkischen Kriegen wurde es von den Russen fast jedes Mal zerstört. Im Jahre 1828 eroberte eine von Sebastopol aus abgesegelte russische Flotille den Ort, der, sowie die ganze Küste bis zum Fort St. Nikolas hinab in den später folgenden Frieden von der Pforte an Rußland abgetreten wurde.

Englische Lebens- und Verkehrsbilder.

Die englischen Strikes.

Die „Schläge" oder „Ueberraschungen" (strikes) der Arbeiter gegen die Arbeitgeber, die Arbeitseinstellungen in Masse als Kriegsoperation gegen das „Kapital" und dessen „Macht", wie sie neuerdings in England zu einem förmlichen socialen Klassenkriege angeschwollen sind, so daß z. B. einmal vor Weihnachten nicht weniger als 120,000 Arbeiter in Baumwolle, Kohlenminen, Seide u. s. w. ihre Arbeit eingestellt hatten, diese Strikes nehmen nun, nachdem sie zu einem „Arbeiter-Parlamente" in Manchester geführt haben, so viel Interesse in Anspruch, daß es wohl der Mühe werth sein mag, ein richtiges Bild davon zu entwerfen.

Zunächst ist zu bemerken, daß die Strikes in England weder etwas Neues sind, noch immer deshalb geführt werden, um höhern Lohn zu erzwingen. Sie sind so alt, wie der englische „Industrialismus" mit seinen ungeheuern Kapitalien, und wurden und werden gegen die verschiedensten „Anmaßungen" und „Tyranneien" des Kapitals unternommen. Der hartnäckigste und langwierigste „Strike", die Arbeitseinstellung der Maurer am neuen Parlaments-Gebäude, war ein passiver, aber zugleich ein massiver Widerstand gegen das Benehmen eines ihrer „Vormaurer". Erst nach dessen Entfernung kehrten sie zur Arbeit zurück. Der Bäcker-Strike richtete sich gegen die „Sklaverei der Sonntags- und Nachtarbeit." Ein Schneider-Strike zerstörte das „Schwitz-System", wie das Zusammendrängen vieler Gesellen in einen Raum genannt wird. Die Hutmacher erstrikten eine Beschränkung von Lehrlingen. Hier wird gestriket gegen das Arbeiten bei Oel-Beleuchtung, dort gegen Gas, wo anders gegen jedes künstliche Licht, da sie nach Sonnenuntergang keine Hand mehr rühren wollen. Allerdings hängen und hingen die meisten Strikes mit den Forderungen höhern Lohnes zusammen, im Ganzen aber traten sie in der Regel mit einem bedeutenden oratorischen Aufwande socialistischer Lehren auf. Man will „Menschenrechte", zu deren ersten im praktischen England gute Löhne gehören.

Ihre Methode, die abstrakte Philosophie ihrer Beschwerden und Forderungen in Praxis umzusetzen, ist ungemein einfach. Da giebt es in fast jedem Bier- und Spiritus-Palaste einen großen Saal mit vielen hölzernen Tischen und Bänken, zinnernen Bierkrügen und weißen Thonpfeifen. Man sitzt neben einander, trinkt, raucht und spricht. Das schwere Bier hilft auf die Lasten, die man am Tage getragen, noch mehr drücken. So spricht man herzlich-frei darüber, da man von der Polizei in diesem Punkte hier nicht die entfernteste Ahnung hat, und in der Regel nicht nur Gleichgesinnte, sondern auch Gleichbeschäftigte in den einzelnen Sälen sich zusammenfinden. Bald werden die Klagen zu laut und zu chaotisch, so daß ohne Umstände ein Präsident gewählt wird, das Wort zu vertheilen, und ein Sekretair, die verschiedenen Klagen, Beschwerden und Ansichten zu Papier zu bringen. Sie reden viel, sie reden gut, obgleich blos Arbeiter, dafür und dawider, machen Amendements und Anträge, machen Lärm als Beifall oder Opposition, machen Unordnung und rufen zur Ordnung und, kurz, Alles im Kleinen, was Ober- und Unterhaus im Großen. Die parlamentarische Form ist ihnen wie angeboren; sie sind unter derselben auch wirklich seit Jahrhunderten geboren und erzogen worden. Unter Denen, welche reden, ist fast immer ein Redner, der die Haupt- und Effektrede des Abends losläßt. Er sieht ernster, mysteriöser, blasser aus, als die übrigen, läßt sich gern mehrmals auffordern, ehe er sich erhebt und sich durch Händegetrommel auf den Tisch beklatschen, wenn er sich erhoben, beginnt er nun mit einigen Bemerkungen über die Menschheit im Allgemeinen, dann von Engländern als der größten und freiesten Nation besonders, dann speciell von den Lasten und den Rechten des Gewerbes, das sich hier versammelt hat und zu den wichtigsten in ganz England gehört, bezieht sich dann auf Gott oder gar auf Götter und geht auf die „Kinder Gottes" und allgemeiner Brüderschaft über. Er beweist, daß auch wir (die Schneider, Tischler, Schuhmacher, Droschkenkutscher u. s. w.) Glieder einer großen Gemeinschaft, d. h. der Erdbewohner, sind und die Natur alle Menschen mit gleicher Liebe umfasse, daß kein Mensch das Recht habe, sich über den andern zu erheben, ihn zu versklaven und zum bloßen Mittel für sein „Geldmachen" herabzusetzen, daß die arbeitenden Klassen dieses größten und freiesten Landes bisher zu nachlässig in Erwerbung ihrer Rechte gewesen seien und der bevorstehende, heimtückische Versuch ihrer Arbeitgeber, die Arbeitszeit zu verlängern, den Lohn zu verkürzen oder nicht zu erhöhen, zu den direkten Versuchen gehöre, ein neues Glied in der großen Kette der Versklavung der Arbeitenden durch die Kapitalisten zu schmieden. Werden wir uns dies gefallen lassen? Nein! Sollen wir opfern die Principien religiöser und bürgerlicher Freiheit? Nein! Nein! Lieber ein Hund wollt' ich sein und den Mond anbellen, als ein solcher „Romane." — Der Redner, oft durch Beifallsgetrommel und Hear! Hear! und Cheers unterbrochen, setzt sich jetzt unter einem allgemeinen Sturme, nimmt einen Schluck und zündet sich die Thonpfeife wieder an, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.

Seine Vordersätze mögen falsch sein, seine Schlüsse unrichtig, seine Bilder und Vergleiche hinkend oder ganz ohne Beine — schadet nichts. Er redet, er ist rednerisch, pathetisch und im Ernste und er ist der Mann. Die Gesellschaft folgt ihm. Und da diese — „im dreiköpfigen Schwan" — mit dem „Loch in der Wand" (Namen von public-houses), mit dem „Rothkäppchen", dem „Elephanten", „Prinz Albert", der „Königin", dem „Hahn" und mehreren andern Gesellschaften derselben Arbeitsart zusammenhängt, wo inzwischen ähnliche Reden gehalten wurden, erscheint es dem Kundigen gar nicht auffallend, wenn in nächster Woche die Zeitungen ankündigen, daß auch unter der und der Arbeiterklasse ein allgemeiner „Strike" auszubrechen im Begriff oder schon ausgebrochen sei, und zwar in Folge eines Versuchs der Arbeitgeber, die Arbeitszeit zu verlängern oder die versprochene Zulage zu verweigern oder dieser und jener „vernünftigen Forderung" der Arbeiter sich zu widersetzen.

Man glaubt oft, diese Strikes gingen von „Aufwieglern" und Demagogen aus. Das ist ein Irrthum. Sie haben zwar ihre Redner und Führer, aber deren Einfluß allein würde nicht hinreichen, Wochen und Monate lang ohne Arbeit und Verdienst mit Weib und Kind auszuharren oder für andere Arbeiter im Strike Tausende von Pfunden zusammenzubringen. Es liegt in ihrer Natur, es liegt in der englischen Industrieluft. Es ist eine sociale Krisis und Krankheit, die sich in England so mächtig entwickelt hat, erstens weil Kapital und Arbeit sich hier als selbstständige Factoren der großen Maschine England am Freiesten und Weitesten entwickelt haben, zweitens, weil den Arbeitern eben so wenig Polizei gegenübersteht, als den Arbeitgebern. Es sind Privatsachen. Uns geht das nichts an, sagen Polizei und Regierung. „Fechtet's aus!" Es sind in der That überall kleine „Arbeits-Parlamente", so daß man sich bei dem associatorischen Sinn der Engländer nicht über das große „Arbeits-

Parlament" wundern kann. Polizei und Regierung greifen hier eben so wenig ein, als in die Kämpfe des Ober- und Unterhauses. Oben wie unten sind's Engländer, wenn im letzteren auch Louis Blanc und Karl Marx Zutritt gefunden haben. Man fürchtet sich eben nicht, da's eben die Parteien **unter sich** ausfechten, und schickt blos etwas mehr Polizei oder einige Dutzend Dragoner, wenn die Strikers Miene machen, einzelne Personen oder (was in England viel mehr ist) Eigenthum zu gefährden.

Im Wesentlichen ist auch wenig Unterschied zwischen dem Ober- und Unterhause der Privilegirten und den Schenkstuben-Parlamenten der Nichtprivilegirten. Gehen wir aus dem „Loch in der Wand" in das „Unterhaus." Hier allerdings der prächtigste Saal in dem großartigsten gothischen Baue der Welt, dort nur ein dunkler Raum von polirtem Holz mit wenig Licht (wie im Unterhause). Hier nicht 25—30 arme Werkleute, sondern über 600 Adelige und Reiche vom reinsten Wasser. Keine Bierkrüge und Thonpfeifen, aber großartige Erfrischungssäle und Schmauchzimmer, wo ehrenwerthe Vertreter kostbaren Cigarrendampf zwischen dem Backenbarte und den Vatermördern hervorkräuseln, wenn sie nicht im Saale selbst in der Hitze der Debatte Apfelsinen aussaugen und dann die Schale einem vor Hitze eingeschlafenen Freunde an die Nase werfen. Hier wie dort Präsidenten, Redner, Beifallsgeklatsch, Gezisch, „Ordnung! Ordnung!" Abstimmung, Beschluß und Ausführung. Die Arbeiten aber leiden unter den Illusionen einer falschen politischen Oekonomie. Richtig. Leiden die Arbeitgeber nicht auch darunter? Jene wollen Gesetze für die Arbeit gegen das Kapital, diese gaben und geben Gesetze des Kapitals gegen die Arbeit, so gut es die allgemeinen Rechte Aller irgend gestatten. Die Arbeiter werden von Demagogen aufgewiegelt. Mag auch sein. Und keine im Unterhause? O die Menge! Ist denn der Finanzminister Gladstone mit seiner neuen Erbschaftssteuer nicht ein Blutrother in den Augen der alten Normannenabkömmlinge? Ist d'Israeli nicht der mystriöse Hauptparteiredner gewesen? Macht man nicht „Schläge" und Parteiüberraschungen und — Vereinigungen — nicht der arbeitenden Klassen — sondern der beiden Sectionen der Opposition gegen das Ministerium? Jeder in England kennt die parlamentarischen Taktiker, welche sich, wie die Arbeiter für Arbeits-„Organisation," für die Sicherung ihres gemeinsamen Müßiggangs vereinigen.

Wir wollen Vergleich und Unterschied nicht ausführen. Es ist aber leicht zu sehen, daß in den Strikes und Arbeitsverbrüderungen und ihrem Parlamente einerseits und dem politischen Parlamente gegenüber ein polarischer Gegensatz besteht, dessen beide Theile nur die Wiederholung **derselben Kraft** in umgekehrter Reihenfolge ist. Die englische parlamentarische Gesetzgebung ist zu einer freien Macht des Kapitals und der Vorrechte der Arbeit gegenüber geworden. Diese Einseitigkeit mußte bei der im Uebrigen errungenen persönlichen, Vereinigungs- und Preßfreiheit endlich ihren Gegensatz hervorrufen. Vielleicht hätte man ihn von Hause aus (d. h. vom 17. Jahrhundert, von den Stuart's an) unterdrücken können; aber der Engländer liebt einmal die freie Ventilation, die Gesundheit und eine gute Ausdünstung, weil er weiß, daß, wenn man etwas unterdrückt, diese in den Körper gedrängte Krankheitsmasse die **ganze** Constitution tödtlich gefährdet. Immer heraus damit, was es auch sei. Je gefährlicher das ist, was durch die Poren schwitzt, desto besser für das Ganze. So vernünftig und anständig denken in England alle Parteien. Es ist daher weder den Arbeitgebern, noch den Arbeitern jemals eingefallen, „zum Commissarius," zum Polizei-Präsidenten zu schicken oder gar an den Minister zu schreiben, daß er etwas mit **Staats**gewalt thun solle. Allerdings sollen einmal Arbeiter im Strike an Palmerston, den „Minister des Innern" (hier blos „Heim-Secretair) geschrieben, er möchte sich ihrer mit **seiner Weisheit** annehmen. Und was that er? Schickte er besäbelte Leute, die Rädelsführer zu verhaften? Nein, er nahm sich ihrer wirklich mit seiner Weisheit an und setzte ihnen in einem langen, höflichen, sorgfältig ausgearbeiteten Briefe auseinander, worin die Naturgesetze der Arbeit und **des Lohnes**, die Mächte von „Angebot" und „Nachfrage" beständen und er viel zu schwach und vernünftig sei, diesen großen Weltgesetzen etwas vorschreiben zu wollen. Habt ihr aber wirklich so schwere Klagen gegen die „Nachfrage," das Kapital, „gut, fechtet es aus!"

Blätter und Blüthen.

Seid einig — einig! Ein österreichischer und ein bairischer Bauernbursche geriethen einst in Streit und wurden von Minute zu Minute hitziger. Der Streit hatte mit allerlei Kleinhandel angefangen und theilte endlich Tausendpfundnoten aus, als man über das **Vaterland** zu streiten kam. Natürlich war der Baier sogleich ein guter Baier, der Oesterreicher ein guter Oesterreicher; der Baier sagte:

„Ich bin gut königlich" und gab dem Oesterreicher eine Ohrfeige; der Oesterreicher sagte:

„Ich bin gut kaiserlich königlich" und strich dem Baier die Hand gedoppelt um die Ohren.

Das Ding war gut; drei Ohrfeigen waren abgeliefert. Der Baier dachte: „Die zwei Brezeln nehm' ich tächelnd heut mit heim, weil es nicht dreie sind, morgen geh' ich in Begleitung meines Seitenmessers aus, ich will doch sehen, wie ich dem Oesterreicher seine Grobheit aus den Rippen schneide." Der Oesterreicher dachte: „Immerfort, basta für heute, ich habe ja noch eine unschuldige Wange, auf der ich die Nacht noch schlafen kann, findet der Baier mit zwei Pfund „Dachteln" heim, so kann ich meine zweiunddreißig Loth jedenfalls leichter schleppen, morgen wird's aber anders sausen."

Gut.

Sie gingen auseinander und schwuren sich den Tod so bald als möglich. Aber ein großer Herr, der allergrößte, den wir kennen, griff aus den Wolken nieder und führte zuerst den Baier und dann auch den Oesterreicher bei den Ohren nach Frankreich und nach Afrika hinüber, das heißt, ein jeder von den Burschen hatte das Unglück, daß er wegen Wilderei aus seiner Heimath fliehen mußte und so kamen sie nach Frankreich, um sich für Afrika werben zu lassen, wo es damals noch Krieg gegen Abd-el-Kader setzte.

Beide Burschen kamen auch glücklich in Afrika an, der Baier früher, der Oesterreicher später; einer war als Reiter angeworben, der andere Musketier; beide schwitzten ihr Erkleckliches in der schrecklichen afrikanischen Zone, beide waren aber tapfer, wie es Deutschen ziemt und es dauerte nicht lange, so hatte Jeder seine vier, fünf ehrenvolle Wunden auf der Brust.

Das Soldatenleben mag recht lustig scheinen; tapfer sein, das ist recht brav; Wunden auf der Brust zu haben, das ist recht ehrenvoll; aber Eines ist recht bitter: so schrecklich weit vom Vaterlande fort zu sein, nirgends seine Muttersprache mehr zu hören, Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Landsleute und Freunde gar so fern zu wissen — über Berg und Thal und Meer! Es schien auch wie verzaubert: in Afrika wurde immer und immer nur von Frankreich und von England, vom Kaiser von Marokko und von Spanien, von Abd-el-Kader und den Arabern gesprochen — von Deutschland keine Silbe und wenn es ein Franzose schon im Vorübergehen streifte, so hieß es: l'Allemagne und nicht Deutschland.

Einst stand der Baier Wache in der stillen Wüste, über sich nur Himmel, unter sich nur Sand und vor sich Sand und Himmel.

„Dort drüben," dachte er, „dort muß mein Deutschland liegen — Deutschland, Deutschland, Vaterland, mein Baiern, meine Heimath; dort leben meine Brüder, dort spricht man meine Sprache — und ich stehe da — allein, so weit hinweg, in einem fremden Lande, unter fremden Menschen und will ich meine Sprache reden, so red' ich nur zu lauter Luft und todtem Sande!"

Er stieg vom Pferd und drückte weinend sein Gesicht in dessen Mähnen.

„O hätt' ich jetzt nur Einen deutschen Bruder da; sei's Oesterreicher oder Schwabe, Preuße oder Sachs! Wie wollte ich meinen Oesterreicher jetzt umarmen, halsen, herzen, statt sein Leben anzufeinden: wie wollte ich ihn drücken und Herzensbruder nennen!"

Und wie er noch so spricht und kümmert, marschirt ein Trupp Musketiers vorüber und macht Halt und der Anführer spricht auf schlecht französisch:

„Nun, gut Freund! Kein Araber zu sehn gewesen? Alles rund herum in Ordnung?"

Der Baier wischt sich schnell die Augen mit dem Mähnenhaar des Pferdes, schaut auf und will geschwinde sagen: „Nein, es hat sich hier kein Feind gezeigt" — aber er kann nicht reden und wird wie Kreide weiß und kann nicht reden.

Dem Führer geht's nicht anders. Er glaubt zu träumen, schaut den Baier mit großen Augen an, die Augen werden feucht, die Wangen werden bleicher — plötzlich brechen beide los wie Rasende vor Schmerz und Freude, der Eine schreit: „Ist's möglich, bist Du's? Bist Du's wirklich, lieber Baier?"

Der Andere ruft: „So hab' ich recht, Du bist es Bruder Oesterreicher?"

Und Beide werfen weg, was sie in Händen haben und halsen sich und küssen sich und schwören sich zu lieben ihr ganzes Leben.

„Wir sind Alle Deutsche" ruft der Baier und nur Ein Herz soll Allen angehören, dem Oesterreicher wie dem Baier, dem Baier wie dem Sachsen, dem Schwaben wie dem Franken!.."

Diese Geschichte erinnert uns wohl lebhaft genug an das Schicksal unsers deutschen Volkes, das gewöhnlich so lange untereinander als Oesterreicher und Preuße, als Sachse und Baier und Schwabe stritt, bis es durch eine fremde Macht so recht auf eine Wüste des Bürgerkriegs geführet ward; nach langem Kummer rief es dann endlich:

„Wir sind Alle Deutsche — laßt uns einig sein, dann sind wir stark und dürfen auch von einem Vaterlande reden! ...“

Wieder stehen wir am Anfang eines solchen gefährlichen Zwiespalts — doch ist das deutsche Volk diesmal nicht im Zweifel, welches bessere Theil zu wählen sei; — wer wird es jetzt verantworten wollen, wenn Deutschland doch zerrissen, doch um fremder Interessen willen aufgeopfert würde?

Josef Rank.

Electricität ein Weber. Der Blitz, ehemals ein Monopol des Obersten unter den Göttern, ist jetzt in den Händen moderner Wissenschaft, Kunst und Industrie, Neuigkeitsbote, erster Briefträger des Universums, erster Portraitmaler, Thronfolger der Oel- und Gasbeleuchtung, Erbe des Stubenheizens mit Holz oder Kohlen, Rheumatismusableiter und gründlicher Gichtbeulen-Operateur geworden. Und was kann noch Alles aus ihm werden? Zunächst hat ihn noch Bonelli in Sardinien zum ersten Weberkünstler gemacht. Die Weberei vermittelst Elektricität, nach dem von Bonelli erfundenen Apparat, ist einfacher, sicherer und bei Weitem billiger, als mit den vollkommensten Einrichtungen der Jacquard-Webstühle. Statt der zahllosen und kostspieligen Cartons, die zur Ausführung künstlicher Muster gehören, sieht man in dem Bonelli'schen elektrischen Webstuhle kleine eiserne Stäbe, die jedesmal magnetisch werden, so oft sie mit dem Strome galvanischer Elektricität in Verbindung gebracht werden, so daß nur die Richtungen dieser Stäbe verändert zu werden brauchen, um das Muster auszuführen, während bisher bei jedem Rucke des Weberschiffes Cartons geändert werden müssen. Jetzt weist der elektrische Strom mechanisch ohne Zuthun der Menschenhand den Stäbchen ihre Richtungen an, oder vielmehr die magnetische Polarität mit ihrer Anziehung und Abstoßung und zwar genau im Verhältniß der Zähne des Kammes, durch welchen das Muster angelegt und regulirt wird. Ohne Zeichnung und Ansicht ist dies schwer deutlich zu machen. Vielleicht können wir bald damit aufwarten. Die Anziehung und Abstoßung in den magnetischen Stäbchen steht in Verbindung mit der bald isolirten, bald verbundenen elektrischen Strömung, so daß man genau sagen kann, es seien eigentlich die nach dem Muster geleiteten Spiele polarischer Electricität und Magneticität, welche weben. Diese Erfindung übertrifft bei Weitem das Wunder des elektrischen Telegraphen von Bain, mit welchem man hunderte von Meilen weit einen Brief vor die Augen des entfernten Freundes in demselben Augenblicke schreiben kann, als man ihn Hunderte von Meilen fern selbst schreibt. Mit dem elektrischen Webstuhle kann man jedes Muster vergrößert oder verkleinert arbeiten lassen, gleichsam mit dem „Storchschnabel“ und Alles dies, ohne während der Arbeit nur eine jener Tausende von mühsamen Aenderungen, welche bei den Jacquard-Stühlen nothwendig wird und die Kunstweberei so kostspielig macht, vornehmen zu müssen. Auch kann man gemischt, sowohl mit Cartons, als mit Elektricität arbeiten; Turin sah dieses neueste und größte Wunder für die Industrie zuerst in Thätigkeit, hernach Genua, Lyons und Paris. Der Erfinder wird mit seinem neuen größeren Instrumente sich nächstens in London und Paris zeigen und es in der Pariser Ausstellung von 1855 arbeiten lassen. Die Erfindung ist in ganz Europa und Amerika bereits patentirt und an drei Banquiers in Turin und Lyons für eine Million Thaler verkauft worden. Muster und Modelle des neuen elektrischen Webstuhls werden nach allen Hauptplätzen der Industrie versandt, damit sie als Vorbilder für industrielle Anwendungen dienen. Es ist kaum zu sagen, von welchem Einfluß diese Erfindung sein wird. Unter allen Umständen macht sie die bisher kostbarsten und schönsten Gewebe schöner und wohlfeiler, so daß durch sie eine Menge Lebensverschönerungsmittel weiter hinab in's Volk reichen, um dort Geschmack und Anmuth zu verbreiten, wo bisher so oft das Nothwendige und die Schmucksachen in Haus und Kleidung eben so dürftig als geschmacklos aussehen. Die textilen Künste, wie man jetzt das Reich des Webens nennen muß, nehmen unstreitig die allererste Rolle im ganzen modernen Leben ein, und sind sogar oft geheim oder offen das eigentliche Pathos der Politik, sogar von Kriegen gewesen, so daß eine so unabsehbar große Erfindung in dieser Sphäre jedenfalls wichtiger ist, als zehn gewonnene und verlorene Schlachten.

Industrie aus der Sonnenrose. In England fängt man mit steigendem Profite an, die große, gelbe, großköpfige, saamenkornreiche Sonnenrose auf die beste Weise zu cultiviren und auszubeuten. Erst ernten die Bienen aus ihren unzähligen kleinen Saamenblüthen (jedes Saamenkorn hat eine besondere) die reichlichste Menge Honig und Wachs. Die Saamenkörner geben, wie Leinsaamen behandelt, große Massen des besten Oeles für den Tischgebrauch u. s. w., besonders auch für Maler, welche für blaue und grüne Farben kein besseres Oel finden können. Als Mast für Geflügel giebt es kein besseres Mittel, als Sonnenrosensaamen. Die Seife von Sonnenrosenöl ist ein herrliches Schönheitsmittel für die Haut, welche es weicher, zarter und weißer macht. Als Bartseife ist sie die vorzüglichste. Fasanen, von diesem Saamen gefüttert, bekommen ein reicheres, farbenvolleres Gefieder. Das Mehl aus den Saamenkörnern giebt das feinste Kuchenwerk und dem Brote eine größere Nahrhaftigkeit und Verdaulichkeit. Endlich gewinnt man aus der großen Staude die feinsten Fasern, die wegen ihrer Seidenartigkeit in China häufig unter die Seide gemischt werden. So erweist sich die bekannteste aller Blumen, die bisher nur für einen bäuerischen Zierrath galt, plötzlich als eine der reichsten und ergiebigsten im Acker- und Gartenbau für industrielle Zwecke. Sie gedeiht überall ohne Pflege in unbenutzten Winkeln. In großer Menge cultivirt man sie zwischen Kartoffeln, wo sie nach letztem Behacken zwischen die Furchen à 12 Fuß von einander gesteckt werden. In China baut man Hunderttausende von Centnern Sonnenrosensaamen und bereitet Futter, Seide und Oel daraus. Die Staude soll sich zur Verarbeitung in Papier eignen. Ein Ackerbauer Englands gewann im vorigen Jahre beiläufig allein aus seinen Sonnenrosen über 700 Thaler aus dem Saamen, aus Honig und Wachs und den mit dem Saamen gemästeten Thieren. In jeder verwelkenden Sonnenrosenscheibe steckt ein guter Neugroschen. Wer also Groschen liebt, weiß nun, wie er sie sich wachsen lassen kann.

Der Staatsmantel des Königs der Sandwichs-Inseln, den der jetzige Herrscher Kamehameha I. unlängst zum ersten Male trug, hat nicht weniger als die Zeit von acht Regierungen zu seiner Vollendung gebraucht. Er ist 4 Fuß lang und 11½ Fuß breit. Der Mantel selbst besteht aus grobem Geflecht, in welches die seltensten Federn mit der künstlerischsten Sorgfalt hineingezogen sind. Die Federn, mit welchen der ganze Mantel bedeckt ist, sind von einem seltenen Vogel (Melithreptes pacifica), die man blos in den höhern Regionen von Hawaii selten findet und sehr schwierig fangen kann. Dabei hat jeder Vogel nur zwei solcher Federn, eine unter jedem Flügel. Fünf solcher Federn wurden mit 3 Thaler bezahlt. In dem Mantel Kamehameha's stecken für nicht weniger als 1,800,000 Thaler solcher Federn. Sie sind von der glänzendsten Goldfarbe, so daß der Mantel wirklich wie ein goldener aussieht, nur daß das Material dazu mehrere hundert Prozent theurer ist, als Gold. Der stolzeste Monarch der alten Welt könnte sich keinen kostbarern Staatsmantel wünschen, obgleich Kamehameha darin nur ein etwas kostspieliger — Papageno ist.

Gouverneur und Schneider. Grobschmied und Richter. W. W. Pepper, ein Landrichter im Staate Tenessee, in Amerika, war früher Grobschmied. Um zu zeigen, daß er auch als letzterer etwas gelernt habe und sich seiner Vergangenheit nicht schäme, machte er mit eigener Hand dem Gouverneur seines Staates, Andrew Johnson, eine Kohlenschippe. Gouverneur Johnson, um sich dankbar zu zeigen, machte ihm dafür mit eigener Hand einen Rock und ein Paar Hosen, zum Beweise, daß er früher ein geschickter Schneider gewesen und sich dieser Vergangenheit nicht schäme. Die Correspondenz zwischen beiden hohen obrigkeitlichen Personen ist veröffentlicht in der Staatszeitung von Tenessee. Solche Staatspapiere sind gemüthlicher, als unsere zu Hause.

Musikalisches. Von Johannes Brahms, dem jungen Tonkünstler, welcher von Robert Schumann Ende vorigen Jahres so bedeutungsvoll in die musikalische Welt eingeführt wurde, sind kürzlich in Leipzig die ersten sechs Werke im Druck erschienen; Op. 1—4 bei Breitkopf und Härtel, Op 5 und 6 bei Bartholf Senff. Es sind drei „Sonaten“ und ein „Scherzo“ für Pianoforte und zwei Hefte „Lieder“ mit Clavierbegleitung. Alle diese Werke enthalten viel des Schönen und zeigen Brahms als eine hochbegabte, vielversprechende Künstlernatur, die aber selbstverständlich noch ihren Abklärungsprozeß durchmachen muß. Brahms Töne sind eigenartig, sie reißen oft voll schöner Gewalt unwiderstehlich mit sich fort, aber sie beanspruchen, daß man sich ihnen mit ganzer Liebe hingebe. Seine Fmoll-Sonate Op. 5 dürfte unzweifelhaft eines der imposantesten Musikstücke der Neuzeit sein, es offenbart sich in ihr eine wuchernde Kraft in Erfindung und Gestaltung; das Andante derselben ist ein besonders reizendes Stück, durchweg von zartester Mondscheinnatur, bietet es ein bezauberndes harmonisches Gewebe. In dem ersten Liederheft Op. 3 sind die verschiedenartigen Empfindungen mit wunderbarer Genialität aus der Tiefe der ausgewählten Dichtungen heraufgeholt und oft zauberisch schön musikalisch ausgedrückt. Aber diese Gesänge verlangen Gesangesseelen zu Sängern und gewappnete Accompagnateurfinger. Schnelleren Eingang wird sich das zweite Liederheft Op. 6 verschaffen, da es sich mehr dem anzubequemen scheint, was man von ansprechenden Liedern verlangt, doch ist dies bei Brahms in einem höheren Sinne zu verstehen. Zu einer durchweg edlen Art der Auffassung der Gedichte, zu dem innern Zuge im Ausdruck, kommen hier noch freundliche frische Melodien, nette knappe Formen und leichte Ausführbarkeit. Der Zuhörer empfindet das Gefühl, wie wenn die ersten Frühlingslüfte auf ihn einströmen. — Und so sei denn auf diese sechs ersten Werke des Künstlers hiermit angelegentlichst aufmerksam gemacht.

Literarisches. Von Schleiden, dem bekannten Verfasser des „Lebens der Pflanze“ erscheint binnen Kurzem ein neues Buch unter dem Titel: Studien, circa 21 Bogen stark, welches folgende einzelne Artikel enthalten wird: Fremdenpolizei in der Natur — Nordpolexpeditionen — Die Natur der Töne und die Töne der Natur — Die Unsterblichkeit der Pflanzen — Swedenborg und der Aberglaube — Wallenstein und die Astrologie — Mondscheinschwärmereien eines Naturforschers. — Von Rendörfer — unsern Lesern durch den Artikel: „Die Deutschen in Australien“ bekannt, ist so eben unter dem Titel: „Australien bis zum Jahre 1854. Eine Schilderung der dortigen Zustände“ erschienen. Es enthält das Neueste und Beste, was bis jetzt über Australien in der deutschen Sprache geschrieben wurde. Wir kommen später noch einmal auf dieses interessante Werk zurück.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Kopf und Herz.

(Schluß.)

„Susanne, mir scheint, daß mein Kopfputz nicht ganz in Ordnung ist — die Locken sind zu nachlässig geformt.“

Sie warf sich in einen Sessel, und die erstaunte Kammerfrau, die an dem Haarputze durchaus keine Unordnung sah, ließ noch einmal das glänzende, volle Haar durch ihre Finger gleiten. Dann mußte sie eine goldene Nadel darin befestigen. Franziska erhob sich und warf einen Blick in den Spiegel.

„Wie steht mir dieses dunkle Kleid, Susanne?“ fragte sie.

„Es ist zwar einfach, gnädiges Fräulein, aber eben deshalb steht es Ihnen vortrefflich.“

„Gut, so gieb mir einen leichten Shawl.“

Franziska war reizend. Die von der innern Aufregung erzeugte Röthe der Wangen hob die Schönheit ihres Gesichts. Das große blaue Auge schwamm in einem matten Glanze. Der leichte Shawl von dunkelblauer Seide lag nachlässig auf den vollen, runden Schultern, ohne die feine, elastische Taille zu verdecken. Den zarten Fuß schlossen schwarze Atlasstiefelchen mit kleinen Absätzen ein, so daß ihre leichten Schritte fest und keck erklangen. Indem sie den kostbaren Fächer ergriff und den letzten Blick in den Spiegel warf, fragte sie sich unwillkürlich:

„Ob er wohl wirklich jener Marianne den Vorzug geben kann? Ob ihn mein Vermögen oder meine Person anzieht?“

Sie erschrak selbst vor dem Eindrucke, den Walther's Kommen auf ihr ganzes Wesen ausgeübt hatte; aber zu stolz, den wahren Grund ihrer großen Erregtheit anzuerkennen, beschloß sie, um jeden Preis Gleichgültigkeit zu zeigen, um die erlittene Zurücksetzung zu rächen. Wie andre lebende Wesen, so trägt auch die Liebe den Instinkt der Erhaltung in sich selbst. Nicht aus Eitelkeit wünschte Franziska jetzt, daß ihre Toilette nach dem Geschmacke Walther's sei, sondern um ihn völlig zu besiegen und für immer an sich zu fesseln. Sie fühlte, daß der entscheidendste Augenblick für ihr Leben bevorstand. Sie entließ die Kammerfrau und öffnete sich selbst die Thür des Boudoirs.

VII.

Walther, einfach, aber höchst elegant gekleidet, ging in dem Saale auf und ab, als Franziska eintrat. Nachdem er sich verbeugt, trat er zu ihr und drückte ceremoniell einen Kuß auf ihre Hand. Franziska hatte einen andern Empfang erwartet; aber obgleich Walther nur kalte Artigkeit zeigte, so glaubte sie dennoch ein leises Zittern seiner Hand bemerkt zu haben. Diese Wahrnahme stellte sogleich ihr Betragen fest, und sie setzte voraus, daß Walther zu viel auf ihre Liebe zu ihm bauete, als sich ohne Weiteres reuig zu ihren Füßen niederzuwerfen, und um Verzeihung zu flehen. Mit stolzer Eleganz deutete sie auf einen Sessel, nachdem sie selbst sich niedergelassen. Schweigend erwartete sie von Walther die Einleitung des Gesprächs. Es ist dies eine weibliche Schlauheit, die auch den einfachsten Frauen eigen zu sein pflegt, wenn es sich um die Ergründung eines Herzensgeheimnisses handelt. Und wer hat nicht überhaupt die scheinbare Fassung der Frauen in dem Augenblicke bewundert, wo sie für die geheimen Schätze ihrer Liebe zittern? Wer hat nicht schon Gelegenheit gehabt, ihre Leichtigkeit, ihre Ruhe und Geistesfreiheit in den größten Verlegenheiten des Lebens zu beobachten? Franziska war in diesem Augenblicke stark genug, ihre Leidenschaftlichkeit zu bekämpfen und mit ruhigem Scharfsinne die Logik bei der kritischen Frage anzuwenden, die stets ein Herzensgeheimniß des Mannes eröffnet, der schwach genug ist, ein Weib seiner Ausforschung unterwerfen zu wollen. Und in dieser Absicht war Walther wirklich gekommen, nicht ahnend, daß er sich auf ein gefährliches Unternehmen eingelassen hatte. Sein zärtliches Verhältniß zu Franziska war bisher der Art gewesen, daß er kaum Ansprüche, viel weniger denn Rechte daraus herleiten konnte. Daß er sich von dem armen Fräulein geliebt wußte, war seine ganze Erkenntniß, und ob sich diese Liebe geändert oder nicht, war sein Forschen, von dessen günstigem Resultate die Realisirung eines Planes abhing.

„Ehe ich Ihnen den eigentlichen Zweck meines Besuchs mittheile,“ begann er, „erlauben Sie mir, der Herrin von Adersheim meinen Glückwunsch abzustatten.“

Franziska neigte mit stolzer Nachlässigkeit das lockenumwallte Haupt. Mit einem feinen ironischen Lächeln, wobei sich der ganze Schmelz ihrer Perlenzähne zeigte, antwortete sie:

„Die Herrin von Adersheim nimmt diesen Glückwunsch an, mein Herr, obgleich er etwas spät kommt, denn die unvermuthete Erbschaftsgeschichte ist schon so alt, daß man nicht mehr darüber spricht. Und gönnen Sie mir wirklich ein Glück, das ich vielleicht in den Augen gewisser Leute kaum verdiene, so empfangen Sie meinen Dank.“

„Unter Bedingungen soll ich Ihren Dank empfangen!“ sagte Walther ruhig. „Dies läßt mich annehmen, daß Sie in meine Aufrichtigkeit Zweifel setzen. In diesem Falle beklage ich Ihre Unkenntniß mit meinem Charakter, der in jenen Zeiten, wo ein bloßes Zusammensein uns glücklich machte, nicht selten offen und klar vor Ihnen gelegen hat. Außerdem müssen Sie in dem Umstande, daß ich spät komme, meine Uneigennützigkeit erblicken.“

„Das klingt parador, Herr von Linden.“

„Wie?“

„Die arme Franziska verließen Sie gegen Sitte und Anstand, im freien Felde; sie hoffte vergebens, daß ihr Kavalier sie wieder aufsuchen würde — heute bin ich die Herrin von Adersheim!" fügte sie mit einer schlecht verhehlten Impertinenz hinzu.

„Daran zweifelt man nicht mehr," sagte Walther, ohne seine Ruhe zu verlieren. „Mein Besuch gilt nicht der reichen Dame, sondern derselben Franziska, die sich nicht ohne Grund über ein Versehen beklagt, das wir Beide begangen haben. Auf diesen Punkt werde ich später zurückkommen, und mich zu rechtfertigen suchen. Können Sie annehmen, Franziska, daß dieser kleine Streit zwischen uns nicht stattgefunden hat?" fragte der junge Mann in einem Tone, der fast innig klang.

Ein Wonneschauer durchbebte Franziska.

„Er kehrt zurück!" dachte sie. „Ich will die Sehne des Bogens nicht zu sehr anspannen. Sie wünschen es," sagte sie laut, und indem sie ihren Fächer mit einer unbeschreiblichen Grazie in Bewegung setzte — „was haben Sie der armen Franziska zu sagen?"

Aus Walther's Augen blitzte ein Freudenstrahl, welcher der beobachtenden Franziska nicht entging. Hätte sie der ihr eigene Takt nicht abgehalten, sie würde der ersten Regung des Herzens gefolgt sein und ihm die Hand zur Versöhnung geboten haben. Mit großer Mühe erhielt sie ihre Fassung aufrecht.

„Das durfte ich erwarten!" rief Walther. „Sie sehen, ich kenne Sie besser, als Sie mich kennen. Und nun wende ich mich getrost mit der Bitte an Franziska, bei der Herrin von Adersheim eine Fürsprecherin sein zu wollen."

„Was fordern Sie?" fragte sie verwundert.

„Franziska, Sie haben eine Schwester — vergessen Sie die Tochter des Onkels nicht, der Sie mit Glücksgütern überschüttet hat. Sie erfüllen eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den Verstorbenen — —"

„Mein Herr! Mein Herr!" hauchte sie mit erstickter Stimme, und indem sie sich rasch erhob. „Sie, Sie wagen es, mich daran zu erinnern? Das ist viel — mehr als ich ertragen kann!" fügte sie bebend hinzu.

Sie mußte sich an der Lehne des Sessels halten, denn der Boden schwankte unter ihren Füßen. Ihr Himmel war zerstört, ihre Hoffnungen waren vernichtet. Walther, der Mann, den sie leidenschaftlich liebte, verwendete sich bei ihr für das Mädchen, auf das sie allen Grund hatte, eifersüchtig zu sein. Und das mußte er nach dem Vorgefallenen ahnen. In seiner Forderung lag eine doppelte Demonstration: sie erklärte unumwunden seine Neigung, und folglich auch den Bruch mit der ersten Geliebten. Trotz der furchtbaren Erschütterung flüsterte ihr die Stimme der Eifersucht die niederschmetternden Worte zu: „seine Liebe muß wahr und uneigennützig sein, denn sie bleibt bei dem armen Mädchen." Franziska's Zustand läßt sich nicht beschreiben. Alle Furien, die zur Qual einer Menschenbrust erschaffen sind, schwangen ihre brennenden Geißeln. Doch nur einige Augenblicke bebte sie unter den Qualen des Herzens, dann erwachte der Stolz mit überwiegender Gewalt, und der aufbrausende Kopf übertönte das Gemüth.

Walther hatte diese Wirkung seiner Worte nicht erwartet. Bestürzt stammelte er einige Worte der Beruhigung.

„Sie haben viel auf die arme Franziska gebaut," sagte sie mit einem bitter schmerzlichen Lächeln; „aber mehr noch auf das Ansehen, dessen Sie bei ihr zu genießen wähnen. Mein Herr, in beiden Punkten haben Sie sich arg getäuscht — die arme Franziska existirt für Sie nicht mehr, und die reiche Erbin besitzt Urtheil genug, um ohne Empfehlung Würdigen ihre Wohlthaten zufließen zu lassen. Was die Pflicht der Dankbarkeit gegen den Verstorbenen betrifft, so erlauben Sie mir, sie in meinem Sinne zu üben. Demoiselle Marianne wird sicher meine spendende Hand nicht vermissen, wenn sie sich des Schutzes ihres wärmsten Verehrers zu erfreuen hat."

Sie sah auf den in gebeugter Stellung stehenden Baron herab; noch nie war er ihr so schön erschienen, als in diesem Augenblicke, wo sie ihn verloren hatte. Aber sie fühlte nicht ganz den Verlust, da die Heftigkeit des Charakters und der gereizte Stolz die Regungen des Herzens beherrschten. Sie schämte sich, ihre Reizbarkeit so wenig verborgen gehalten zu haben, und deshalb nahm sie, wenn auch mit fast übermenschlicher Anstrengung, zu jener kalten Eleganz ihre Zuflucht, in deren Schimmer sie herzlos erscheinen mußte.

„Franziska," rief Walther, „ich beklage Ihre unglückselige Verblendung! Sie sehen Dinge, die nur das Vorurtheil geboren hat. Wenn ich mich dieser Sendung unterzog, so geschah es in Ihrem Interesse."

„Herr Baron, ersparen Sie sich jede Rechtfertigung, denn ich habe weder den Willen noch das Recht, sie zu fordern. Meine Entrüstung galt nur dem Manne, der sich einst öffentlich als Freund an meiner Seite zeigte. Ich will zugeben, daß ich einen Theil der Schuld trage, die das von der Welt so mannigfach gedeutete Verhältniß zerstörte; aber dessen durfte ich mich wohl versichert halten, daß der Baron von Linden die Delikatesse gegen eine Dame seines Ranges nicht verletzte. Wahrlich," fügte sie fast unwillkürlich hinzu, „es muß ein gewaltiges Motiv vorhanden sein, das sie zu einer solchen Mission bewegen konnte."

„Es ist vorhanden, Franziska, und ich nehme keinen Anstand, es Ihnen offen mitzutheilen. Die Pflegetochter Ihres Onkels —"

„Verzeihung," unterbrach sie ihn mit kalter Artigkeit, „Verzeihung, Herr Baron, ich bin nicht disponirt, die Verhandlungen über das angeregte Thema fortzusetzen. Die Sorge für die reizende Marianne überlasse ich Ihnen allein, Sie kommen dann nicht in die Verlegenheit, die ohne Zweifel grenzenlose Dankbarkeit der armen, liebenswürdigen Waise mit einer andern Person theilen zu müssen."

Wie verletzt trat Walther einen Schritt zurück.

„Franziska," sagte er bewegt, „ich verlasse Sie mit schwerem Herzen. Ihnen gegenüber habe ich meine Pflicht erfüllt —"

„Dieses Zeugniß kann ich Ihnen geben!" entgegnete sie mit einer tiefen, ceremoniellen Verneigung, wobei ihre Blicke fest auf dem jungen Manne hafteten.

In Walther's Zügen malte sich eine tiefe Rührung. Mit dem Anstande eines Kavaliers grüßte er, und verließ den Saal. Auf dem Korridor ging Gottfried langsam auf und nieder. Als der Greis den Baron erblickte, trat er ihm hastig entgegen.

„Nun, gnädiger Herr, was haben Sie bewirkt?" fragte er leise.

„Nichts, mein alter Freund!"

„Das ist traurig!" sagte seufzend der Kammerdiener.

„Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf."

„Ach, wollte Gott, daß Sie sich nicht täuschten!"

„Wie Sie mir bei meinem Eintritte in den Saal sagten, sollen Sie in der Stadt bleiben?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Gut; so tragen Sie Sorge, daß Franziska bei diesem Entschlusse bleibt. Ihre Gegenwart ist hier sehr nothwendig. Sie kennen meine Wohnung?"

„Ja."

„Diesen Nachmittag fünf Uhr erwarte ich Sie. Suchen Sie sich unter irgend einem Vorwande zu entfernen; aber Franziska darf das Ziel Ihres Ganges nicht ahnen."

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht."

Die beiden Männer trennten sich. Walther stieg in einen vor der Thür haltenden Fiaker — Gottfried trat in das Vorzimmer, um auf den Ruf seiner Herrin zu warten.

Nach Walther's Entfernung war Franziska auf einen Sessel gesunken; sie ließ ihren lange verhaltenen Thränen freien Lauf. In den ersten Augenblicken des Schmerzes machte die Liebe ihre Rechte geltend, und sie weinte über den Verlust, den das Herz erlitten. Sie fühlte, daß ihr Walther Alles war. Regungslos zu Boden starrend, dachte sie über ihre Lage nach. Als der erste Schmerz an Heftigkeit verloren hatte, erwachte der Stolz, unterstützt von der Reizbarkeit, die einen Hauptzug ihres Charakters bildete. Rasch trocknete sie ihr glühendes Gesicht, denn sie schämte sich der vergossenen Thränen.

„Mein Gott, wer bin ich denn?" flüsterte sie mit bebenden Lippen. „Ich bin Franziska von Adersheim, die Erbin eines großen Vermögens und eines alten Namens. Er verschmäht mich einer Bettlerin wegen, die sein Herz mit Mitleiden umstrickt hat — wahrlich, es wäre unter meinen Verhältnissen eine doppelte Schmach, wollte ich der Welt zeigen, daß mich eine solche Erbärmlichkeit nur berühren kann. Walther verdient nicht, daß ich ferner noch an ihn denke, er ist meiner Neigung nie würdig gewesen. Aber daß ich ihr, ihr unterliegen muß —?"

Sie ging in raschen Schritten durch den Saal. Dann zog sie eine Glocke. Gottfried trat ein.

„Alter, wo befindet sich jene Marianne —?"

„Soviel ich weiß, befindet sie sich auf dem Meierhofe des alten Eckhard, ihres Verwandten," stammelte der Greis. „Wohin auch sollte sie sich anders wenden?"

„Meinen Wagen, ich will sogleich nach Adersheim fahren."

„Werde ich Sie begleiten?"

„Nein!"

Der Kammerdiener entfernte sich. Nach einer Viertelstunde bestieg Franziska einen glänzenden Wagen, der sie rasch nach Adersheim brachte. Eine Stunde später befand sie sich bei dem Gerichtshalter.

VIII.

Marianne befand sich noch immer in dem Hause des alten Eckhard. Statt eines Rückschreibens von der Vorsteherin des Pensionats war der junge Baron Walther von Linden gekommen und hatte eine lange Unterredung mit ihr gehabt. Der Eindruck, den dieser Besuch auf den armen Philipp ausübte, läßt sich nicht beschreiben. Der junge Landmann, der in reiner, uneigennütziger Liebe seiner Jugendgespielin zugethan war, zog den Schluß, sie stehe schon lange mit dem schönen, eleganten Baron in einem zärtlichen Verhältnisse, und aus diesem Grunde verharre sie auch darauf, ein Unterkommen in der Stadt zu suchen. Bis zum Tode niedergeschmettert, durchschlich er den ganzen Tag die Felder, denn er wollte aus Liebe zu Mariannen und seinen alten Aeltern den Zustand seines Herzens so geheim als möglich halten.

„Mag sie so glücklich werden, als sie es zu sein verdient," dachte er; „sie soll nie erfahren, was ich für sie empfinde, damit ihr Leben durch keine schmerzliche Erinnerung getrübt werde. Es ist ja ganz klar, sie kann mich nicht anders als den Bruder lieben."

In der Abenddämmerung kam er nach Hause zurück. Langsam und leise schlich er unter dem erleuchteten Fenster des Zimmers vorüber, das Marianne bewohnte. Ein freudiger Schreck durchbebte seinen ganzen Körper, als er die Gestalt des jungen Mädchens durch die hellen Scheiben bemerkte; sie sprach freundlich mit seiner Mutter.

„Sie ist noch nicht abgereist!" flüsterte er. „Vielleicht bleibt sie dennoch bei uns. Aber wie heiter sie ist?" fügte er nach einigen Augenblicken traurig hinzu. „So habe ich sie nach dem Tode des Obersten noch nicht gesehen. Sollte der Baron Nachrichten gebracht haben, die ihren Wünschen entsprechen?"

Auf der Hausflur traf er seinen Vater, dem er wie gewöhnlich Bericht von dem Zustande der Felder abstattete. Der Greis hörte schweigend zu, und nur mit Mühe vermochte er die Besorgniß zu unterdrücken, die er um den Sohn hegte. Mit klopfendem Herzen betrat Philipp das Zimmer, nachdem die Mutter zum Abendessen gerufen hatte. Kaum hatte man sich zu Tische gesetzt, als der Gerichtsbote von dem Schlosse angemeldet ward. Marianne bebte zusammen; eine Ahnung sagte ihr, daß Franziska einen Streich gegen die Familie ausführen würde, die sich ihrer so großmüthig angenommen hatte.

„Er soll eintreten!" sagte Vater Eckhard in seiner gewöhnlichen Ruhe. „Ihr seid's, Kaspar!" rief er dem alten, bärtigen Gerichtsdiener entgegen, der auf der Schwelle erschien. „Was bringt Ihr noch so spät?"

„Ich habe Ihnen eine Vorladung des Gerichts zu übergeben."

„Eine Vorladung — hat man mich verklagt?"

„Weiß nicht!" antwortete der Diener, indem er dem Landmann einen großen versiegelten Brief überreichte. Dann grüßte er und entfernte sich wieder.

Alle Blicke waren auf Vater Eckhard gerichtet, der das Schreiben öffnete.

„Lies Du vor," wandte er sich an Philipp, der ihm zur Seite saß; „meine Augen taugen nicht mehr zum Lesen bei Lichte!"

Philipp überflog mit hastigen Blicken das Schreiben. Seine Hände zitterten und sein Gesicht ward bleich.

„Gerechter Gott!" flüsterte er bestürzt vor sich hin. „Das hätte ich nicht gedacht!"

„Was ist's?" fragte Marianne, die sich bebend erhoben hatte.

„Nichts, nichts — es geht nur den Vater und mich an — wir werden später darüber sprechen. Beunruhige Dich nicht, Marianne."

„Philipp, das ist ein Unglücksschreiben!" sagte sie mit fester Stimme. „Es ist gegen Euch, gegen meine Wohlthäter gerichtet; aber es soll mich treffen. Du darfst mir den Inhalt nicht verschweigen."

„Sage gerade heraus, was es ist!" rief Vater Eckhard. „Wir sind Alle bei der Sache betheiligt — Marianne darf wissen, was das Gericht von uns will."

Marianne nahm aus Philipp's Hand das Papier; nachdem sie es durchlesen, sagte sie mit Thränen in den Augen:

„Mehr als Euch, Ihr guten Leute, geht es mich an, und es wäre nicht gut gewesen, wenn ich es später erfahren hätte. Die Erbin von Adersheim fordert alle Grundstücke zurück, die der selige Oberst Euch zur Benutzung gegeben hat, wenn Ihr an einem bestimmten Termine nicht beweisen könnt, daß sie durch Kauf oder Schenkung Euer Eigenthum geworden sind."

Die beiden alten Leute falteten die Hände und sahen sich, starr vor Schrecken, an. Philipp war zur Seite getreten, um seine schmerzliche Bewegung zu verbergen. Marianne allein schien ihre Fassung bewahrt zu haben. Nachdem sie das Papier noch einmal gelesen, sagte sie:

„Vater Eckhard, ehe diese unglückselige Angelegenheit geordnet ist, darf ich Euch nicht verlassen. Ich trage zwar die Schuld daran, daß Euch die neue Besitzerin von Adersheim haßt; aber glaubt mir, auch keine andere kann Euch das erhalten, was mit vollem Rechte Euer Eigenthum ist. Vater Eckhard, erlaßt mir jede weitere Erklärung und haltet Euch versichert, daß Euer und Philipp's Glück noch nicht gefährdet ist. Franziska ist in einem unheilvollen Wahne befangen, der sie jetzt völlig beherrscht und zu unüberlegten Schritten verleitet — man wird sie aufklären und sie wird die Willensmeinung des Verstorbenen ehren. Philipp," rief sie mit bewegter Stimme, „ich hoffe, daß Du mir beistehen wirst."

Diese Worte trugen nur wenig zur Beruhigung der bestürzten Familie bei. Das Abendessen war bald vorüber und man trennte sich in einer peinlichen Stimmung. Der Greis verließ heimlich das Haus und ging nach der Wohnung des Pfarrers, die er nach einer Viertelstunde erreichte. Marianne hatte mit Philipp noch eine Unterredung, von der wir nichts weiter berichten, da sich ihre weitern Folgen bald zeigen werden, als daß der junge Mann nach Beendigung derselben mit freudestrahlendem Gesichte seine Kammer betrat und kaum noch der Vorladung des Gerichtshalters gedachte. Die Worte des jungen Mädchens hatten ganz andere Gedanken, sie hatten zu viel Hoffnungen angeregt, als daß er noch Befürchtungen hegen konnte. Um zehn Uhr kehrte auch Vater Eckhard von dem Pfarrer zurück. Als er Mariannen eine gute Nacht wünschte, fügte er hinzu: „Gott wird ja wohl Alles zum Besten lenken."

In Franziska's Gemüth sah es ganz anders aus; sie war unzufrieden mit sich und der ganzen Welt. Obgleich sie sich vorgenommen, nachdem sie ihre Rache völlig befriedigt, sich um das ihr verhaßte Liebespaar nicht mehr zu kümmern, sollte sie dennoch dem alten Gottfried Auftrag geben, über Walther's Leben Erkundigungen einzuziehen. Eines Tages erschien der Greis.

„Der Baron von Linden ist vorgestern auf Eckhard's Meierei gewesen," berichtete er. „Der Lohnbediente, der ihn begleitet, hat es mir gesagt. Mittags ist er dort angekommen und erst Abends ist er wieder abgereist. Das hätte ich von der stillen Marianne nicht gedacht!" fügte der Greis kopfschüttelnd hinzu.

„Was?" fragte Franziska auffahrend.

„Man erzählt sich, daß sie mit dem Baron eine heimliche Liebschaft unterhält. Es ist wahr, sie ist leidlich gebildet, aber sie sollte nicht über ihren Stand hinausgehen, sie sollte immer bedenken, wer sie ist."

Aus dieser Mittheilung des alten Kammerdieners glaubte Franziska schließen zu dürfen, daß sie in ihm eine ganz ergebene Person besäße. „Er redet nicht mehr zu ihren Gunsten," dachte sie; „während er sonst jede ihrer Handlungen zu bemänteln suchte, theilt er mir jetzt Alles unumwunden mit, was sie in meinen Augen herabsetzen muß. Die Sache macht mir Spaß!" rief sie mit einem Lächeln, das ihr die bitterste Eifersucht erpreßt. „Wäre sie nicht das Pflegekind meines verstorbenen Onkels, ich würde ihr das Glück gönnen, die Gattin eines leichtsinnigen, bettelarmen Edelmanns zu werden. Bringe mir ferner Nachrichten über das Fortschreiten dieses merkwürdigen Verhältnisses."

Seit dieser Nachricht war Franziska's Leben ein höchst martervolles geworden. Sie begriff, daß Walther für sie verloren war, denn sie durfte bei seinen bekannten romantischen Gesinnungen nicht zwei-

sein, daß er die reizende Marianne, trotz ihrer Armuth, heirathen würde. Seine Liebe zu dem verlassenen Mädchen flößte ihr eine Art Ehrfurcht ein. Dieselbe Wirkung setzte sie bei andern voraus, die ihr früheres Verhältniß zu dem jungen, liebenswürdigen Baron kannten. Welch einen Eklat mußte die Verlobung hervorbringen! Es gab nur noch wenig Augenblicke, in denen der Kopf seine Rechte geltend machte, denn die Leidenschaft des Herzens beherrschte das ganze Wesen Franziska's. Der Reichthum allein konnte sie nicht glücklich machen. Um sich zu betäuben, stürzte sie sich in den Strudel der Freuden der großen Welt.

So empfing sie eines Tages eine Einladung zu einem Maskenballe, den der Gesandte eines auswärtigen Hofes gab. Mit großer Sehnsucht erwartete sie den Abend, von dem sie sich eine heilsame Zerstreuung versprach. In dem kostbaren Kostüme einer Griechin, eine feine schwarze Halbmaske vor dem schönen Gesichte, betrat sie den Saal, der bereits mit einer zahlreichen Maskengesellschaft angefüllt war. Sie durfte voraussetzen, daß die Eingeladenen nur den höhern Ständen angehörten, zumal da sich auch einige Prinzen des königlichen Hofes unter ihnen befanden. Daran, daß sie Walther in dieser kostspieligen Sphäre treffen würde, dachte sie nicht. Mit großer Genugthuung machte sie die Bemerkung, daß ihr Erscheinen allgemeines Aufsehen erregte. Dies konnte nur ihr vollendet schöner Wuchs und das wahrlich kostbare Kostüm hervorbringen, denn wen die Maske barg, wußte Niemand, da sie die Wahl derselben sehr geheim gehalten hatte. Sobald sie eingetreten, machte sich ein Grieche bemerkbar, der ihr auf Tritt und Schritt folgte. Die Musik begann und der elegante Verfolger forderte sie zum Tanze auf. Beide schwebten durch den Saal. Die übrigen Tänzer traten zurück, um das schöne, leicht schwebende Paar zu bewundern. Ward Franziska durch diese Ovation auch mit Stolz erfüllt, so dachte sie dennoch mit einem wehmüthigen Schmerze:

„Könnte ich mit Walther diesen Triumph theilen!“

Dann wieder regte sich in ihr der Wunsch, er möge anwesend sein, sie erkennen und sie beneiden. Der Glanz des Festes übte die gehoffte Wirkung nicht aus. Wie aus Ueberdruß ließ sie sich die Aufmerksamkeiten ihres Tänzers gefallen, der sich nach dem Rechte der Masken auch manche scherzhafte Freiheit erlaubte, um sie zu unterhalten. Man trat in eins der Seitenzimmer und hier ging die bisher stumme Unterhaltung in leise geflüsterte Worte über. Der Ballgast, dessen ganzes Gesicht von einer undurchdringlichen Maske bedeckt war, ließ sich an der Seite seiner Griechin auf einem Polster nieder.

„Kennen Sie mich denn?“ fragte Franziska, die sich über die Beharrlichkeit ihres Begleiters wunderte.

Die Maske nickte und drückte zärtlich ihre Hand.

„So nennen Sie mir meinen Namen.“

Der Grieche zog ein kleines Notizbuch hervor und schrieb auf ein Blatt desselben mit ziemlich undeutlichen Buchstaben die Worte: „Franziska von Adersheim.“

„Und wer sind Sie, mein Herr?“ fragte sie erstaunt weiter.

Er neigte sich an ihr Ohr und flüsterte ganz leise:

„Ein Mann, dem Sie die heißeste Liebe eingeflößt haben!“ Und zugleich berührten seine Lippen, welche von der feinen Wachsmaske nicht bedeckt wurden, ihren schlanken Hals.

„Mein Herr,“ gab sie spöttisch zur Antwort, „Scherze dieser Art können mich nicht unterhalten.“

Der Grieche hob betheuernd drei Finger empor, wobei seine dunkeln Augen aus der Maske hervorglühten. Dann ergriff er stürmisch ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Sie irren,“ flüsterte sie erschreckt, „ich bin nicht Franziska von Adersheim!“

„Aber ich liebe Sie!“ flüsterte die Maske mit tonloser Stimme zurück.

Franziska starrte den Griechen an. Wäre er weniger leidenschaftlich gewesen, so würde sie eine Aehnlichkeit mit Walther zu erkennen geglaubt haben. In diesem Augenblicke traten zwei weibliche Masken ein. Die eine derselben stellte eine Schäferin, die andere eine Chinesin dar. Erschöpft von dem Tanze warfen sie sich auf die Polster. Ihre Aufmerksamkeit war auf das schöne Griechenpaar gerichtet, das ihnen gegenüber saß. Franziska's Begleiter erhob sich, küßte ihr mit Galanterie die Hand und verschwand aus dem Gemache. Nun erschien ein alter Herr in einem schwarzen Domino; er trug eine schwarze Brille, die sein ehrwürdiges Gesicht unkenntlich machte. Sein weißes Haupt war unbedeckt, er trug das Baret in der Hand. Ein Diener mit Erfrischungen folgte ihm.

„Hier sind die Damen, mein Freund, präsentiren Sie!“

Die Masken ergriffen die Gläser, dann entfernte sich der Diener wieder, um gleich darauf auch für Franziska ein Glas Limonade zu bringen. Der Domino hatte sich neben den beiden Damen niedergelassen, die Franziska bis jetzt vergebens zu erkennen gesucht hatte. Unbefangen begannen sie ein Gespräch.

„Ich behaupte,“ sagte die Schäferin, „daß die Tänzerin des Prinzen keine andere als das Fräulein von Adersheim war. Sie tanzt schön, es ist wahr — aber nur sie vermag sich mit einer solchen Koketterie zu bewegen.“

„Die Türkin?“ rief spöttisch lachend die Chinesin. „Wetten wir, daß sie die Tochter vom Hause war. Um zwölf Uhr demaskirt man sich, dann werden wir sehen wer Recht hat. Ich zweifle überhaupt daran, daß die Adersheim hier ist. Wie man sagt, leidet sie an einem Gallenfieber.“

Den Händen der armen Franziska wäre fast das Glas entfallen. Sie erkannte in der Chinesin, die diese hämischen Worte gesprochen, ihre erbittertste Feindin, die alte Gräfin von Z. Um sich nicht zu verrathen, schlürfte sie hastig ihre Limonade. Wie gern hätte sie sich entfernt; aber durfte sie es wagen, ohne Aufsehen zu erregen? Sie beschloß, unter dem Schutze ihrer Maske auszuharren.

„Ich habe es immer gesagt,“ fuhr die geschwätzige Gräfin, eine echte Lästerzunge fort, „daß die übermüthige Adersheim, trotz ihrer großen Erbschaft ihr Ziel nicht erreicht. Der Baron von Linden hat sich seit einiger Zeit zurückgezogen und der Bruch ist nun vollständig. Das macht dem jungen Manne Ehre.“

„Wie man sagt, ist das Fräulein schön,“ fügte der alte Herr im Domino hinzu.

„Sie ist schön, das muß ihr der Neid lassen; aber sie ist nicht liebenswürdig. Wehe dem armen Manne, der sie zur Frau erhält und dreimal Wehe ihm, wenn er ohne Vermögen ist. Dies mag der Baron von Linden wohl eingesehen haben. Was nützen Schönheit und Reichthum, wenn die Herzensgüte fehlt? Der Baron ist ein schöner, liebenswürdiger Mann, der ohne Zweifel eine Frau bekommt, die ihn glücklich macht, wenn er auch kein Vermögen besitzt.“

„Immerhin!“ rief die Schäferin, „sie feiert heute einen neuen Triumph, denn der Prinz hat den ganzen Abend mit ihr getanzt, sie ist seine Dame gewesen. Wetten wir, daß wir sie bei der Demaskirung an seiner Seite erblicken.“

„Zwanzig Louisd'or, meine Beste! Sie werden Franziska von Adersheim eben so wenig an der Seite des Prinzen, als je wieder an dem Arme des Barons erblicken.“

„Die Wette gilt! Um zwölf Uhr wird es sich zeigen. Jetzt ist es halb zwölf —“

Nun traten noch einige Masken ein und Franziska hatte Gelegenheit, sich ohne Aufsehen zu entfernen. Thränen einer schmerzlichen Wuth perlten unter ihrer Maske hervor. Wie gern würde sie ihren ganzen Reichthum hingegeben haben, wenn es ihr möglich gewesen wäre, bei der Demaskirung an Walther's Seite zu erscheinen. Alles, was sie am Meisten gefürchtet, war nun eingetroffen, sie war der Lächerlichkeit, dem Spotte anheimgefallen. Und dabei ward sie von einer grenzenlosen Leidenschaft zu dem Manne verzehrt, die ihr eine so schreckliche Niederlage bereitet hatte. In einer unbeschreiblichen Verfassung hatte sie ein entferntes Nebenzimmer erreicht, in dem sich keine Gäste befanden. Ihr fehlte der Muth, durch den Saal zu gehen, um den Ausgang zu gewinnen, denn sie glaubte, man müsse sie erkennen. Da kam plötzlich der Grieche wieder, er schien ihr gefolgt zu sein. Nachdem er sich verneigt, bat er flüsternd um einen Tanz. Mißtrauisch sah sie ihn einen Augenblick an, sie hielt ihn für einen Genossen der Gräfin Z. und seine freiwillige Liebeserklärung für einen Hohn. Sie war zu niedergeschmettert, als daß sich irgend eine Art von Aufregung in ihr Bahn brechen konnte.

„Mein Herr,“ flüsterte sie, „wenn ich Ihre Aufmerksamkeiten annehmen soll, so eröffnen Sie sich mir. Aus Ihrer Annäherung darf ich wohl schließen, daß ich Sie nicht zum ersten Male sehen werde, wenn Sie die Maske abnehmen.“

„O, Sie kennen mich, mein Fräulein,“ flüsterte der Grieche zurück. „Und damit Sie sehen, wie wenig ich Ihr Mißtrauen verdiene, überlasse ich es Ihnen, mir die Maske abzunehmen.



Sultane Fatime.

Es setzt dies allerdings ein Vertrauen voraus — aber wenn Sie schon längst das Herz gehabt hätten, die eingebildete Maske zu zerstören, die das verblendete Auge der Leidenschaft bisher gesehen, Sie würden eine für uns Beide peinliche Maskerade vermieden haben."

„Himmel, wer sind Sie?" fragte sie zitternd.

„Franziska, hat Ihr Herz keine Antwort auf diese Frage? Wagen Sie es getrost, auf seine Einflüsterungen zu hören —"

„So kann nur ein Mann zu mir sprechen —"

„Und räumen Sie ihm das Recht dazu ein? Antworten Sie mit dem Herzen, Franziska —!"

Sie riß die Maske vom Gesicht und warf sie zu Boden. Thränen rollten über ihre Wangen.

„Ich verstehe Sie, Franziska!" rief der Grieche. „Nun soll auch meine Maske fallen!"

Er riß die schwarze Larve ab und Walther stand vor der schluchzenden Franziska. Er küßte ihr mit Inbrunst beide Hände, dann rief er aus:

„Und mit freier Stirne wiederhole ich die Betheuerung, die ich vorhin ausgesprochen!"

„Walther, Sie haben mich besser gekannt, als ich selbst. Mein Herz hat einen schweren Kampf gekämpft — Sie führen es zum Siege! Walther, ist mit der Maske jede Scheidewand gesunken?"

„O, mein Gott, es hat nie eine gegeben!"

In diesem Augenblicke gab eine Trompete das Zeichen zum Demaskieen. Franziska erbebte vor Wonne bei dem Gedanken an ihren Sieg. Zum ersten Male warf sie sich an des Geliebten Brust. Dieser küßte sie, dann führte er sie in den Saal. Der Domino mit den beiden Damen trat ihnen entgegen. Es war der Herr von Detmar, der Freund des verstorbenen Oberst; die Chinesin war die Gräfin von Z., und die Schäferin war — Marianne.

„Mein Onkel, der Herr von Detmar!" sagte Walther. „Und hier, meine Braut!" fügte er hinzu, Franziska vorstellend. Dann ergriff er Marianne's Hand und flüsterte: „die beiden Freundinnen mögen berathen, wenn unsere Verlobung proklamirt werden soll."

Marianne verneigte sich und Thränen traten ihr in die Augen, als sie flüsterte:

„Erlauben Sie mir, gnädiges Fräulein, daß ich die erste bin, die Ihnen den herzlichsten Glückwunsch abstattet."

„Und es ist hohe Zeit," rief Herr von Detmar, „denn morgen reist sie mit mir nach Westphalen."

Franziska fühlte keinen Groll mehr gegen Marianne, sie war in diesem Augenblicke so glücklich, daß sie versöhnt der verkannten Feindin die Hand reichte und mit großer Empfindung sagte:

„Ich werde es für Unversöhnlichkeit von Ihrer Seite halten, wenn Sie die Einladung zu dem Feste meines Herzens ablehnen. Sie müssen mir erlauben, daß ich die Wette bezahle, die Sie gewonnen haben."

„Franziska," rief lachend die Gräfin, „ich habe in der Voraussetzung gewettet, daß ich verliere — Herr von Detmar ist mein Zeuge."

„Gewiß, Fräulein," sagte der alte Herr; „mein Neffe wußte, was er Ihrem Herzen zutrauen durfte."

An dem Arme Walther's durchschritt Franziska den Saal, die übrigen Personen folgten. Eine Stunde später brachte Walther seine Braut und Marianne nach der prachtvollen Wohnung der Erstern. Franziska war nicht minder excentrisch in ihrer Liebe, als in ihrem Hasse — sie wollte sich nicht mehr von der neu erworbenen Freundin trennen.

Mit dem Beginne des Frühjahrs sah man Maurer und Zimmerleute beschäftigt, ein stattliches Wohnhaus neben der Meierei des alten Eckhard aufführen. Philipp, in städtischen Kleidern, leitete den Bau. Noch ehe der Sommer entschwunden, war die Arbeit vollendet und Franziska erschien bei dem alten Landmann, um ihm ein Document zu überreichen.

„Hier ist die Akte," sagte sie, „wonach alle umliegenden Grundstücke Euer unbestreitbares Eigenthum sind. Ich sanctionire die Schenkung meines verstorbenen Onkels — aber unter einer Bedingung."

Der Greis sah das stolze Fräulein fragend an.

„Daß Ihr nichts dagegen einzuwenden habt, wenn Marianne Euern Philipp heirathet!" fügte sie lächelnd hinzu.

„In Gottes Namen!" rief der Greis. „Und meine Alte wird den Bund gewiß segnen. Aber auch ich stelle die Bedingung, daß Marianne selbst — —"

In diesem Augenblicke erschienen die beiden jungen Leute Arm in Arm.

„Wollt Ihr mir Philipp geben?" rief Marianne. „Mutter Eckhard hat schon eingewilligt."

„O, das dachte ich mir!" rief der Greis unter Freudenthränen. „Also hat sie doch noch die Heirath zurecht gemacht."

„Für diesmal, Vater, war es Fräulein Franziska," sagte Philipp. „Sie will, daß unsere Hochzeit mit der ihrigen zugleich gefeiert werde."

„Dazu gebe der Himmel seinen Segen!"

Das erste türkische Ehepaar.

Mit Portrait der Sultanin Fatime.

Die Hochzeit Ali Ghalib Pascha's, Sohnes von Reschid Pascha, mit der Tochter des Sultans, Fatime, welche am 10. August dieses Jahres gefeiert ward, ist als epochemachend in der Geschichte der Reformen in der Türkei anzusehen, nicht nur, weil Ali Ghalib Pascha die intelligenteste und bedeutendste Persönlichkeit mit einer großen Zukunft am Hofe des Sultans und für die Kulturgeschichte ist, sondern auch, weil er in seiner Hochzeitsfeier das erste große Beispiel für die wirkliche Ehe, also für die Emancipation des weiblichen Geschlechts aus der Unpersönlichkeit, aus der Unsittlichkeit und Sklaverei, für eine neue, sittliche Grundlage der Gesellschaft in der Türkei gab. Bisher ist in unserm Sinne das Wort und die Sache „Familie und Ehe" in der Türkei nicht bekannt und nicht anerkannt gewesen. Von der Gemüthlichkeit und dem Reize einer europäischen, gemischten Gesellschaft, worin die Damen so schön und anmuthig die Zügel der Unterhaltung führen und Jeden nöthigen, das Seinige dazu beizutragen, daß der Karren des laufenden Gespräches weder aus dem Geleise in den Schmutz gerathe, noch die Rosse davor ihre Flügel verlieren und sich in unedlere Thiere verwandeln, weiß man in der Türkei nichts. Es giebt blos ernste, schweigsame, gekreuzbeint kauernde und rauchende Männergesellschaften. Einen Türken zu fragen, wie sich seine Frau Gemahlin befinde, würde mindestens als die allerflegelhafteste Frechheit gelten, wenn es nicht durch blau anlaufendes „Andieluftsetzen" gerügt würde. Die besten, intimsten Freunde wagen das nicht einmal. Niemals bekommt Einer die weiblichen Bewohner des Hauses seines Freundes zu sehen. Und wenn ein Türke in sein eigenes Haus gehen will, und er findet gelbe Schnabelschuhe vor der Thür (ein Zeichen, das weiblicher Besuch da ist), kehrt er um in sein Kaffeehaus und fährt fort, sich tiefsinnig mit Nichts zu beschäftigen und starken Taback dazu zu rauchen. Man muß gestehen, das ist ein heilloser Zustand. Schon ganz oberflächlich genommen, wird jede Dame jedes Alters und jeder Mann jeder Lebensstufe schon in der Vorstellung, daß in der Türkei niemals Frauen und Mädchen Gesellschaften zieren, etwas ungemein Trostloses finden. Und bei einigem Nachdenken über die Consequenzen dieser abscheulichen Unsitte wird man nicht umhin können, die alte, bisherige Türkei tief zu bedauern und sich freuen, daß, wie auch das blutige Würfelspiel des Krieges enden möge, dieses alte Türkenthum mit seiner Entwürdigung der Frauen, deren schönste Bestimmung es ist, „himmlische Rosen in's irdische Leben zu flechten" ohne Gnade untergehen muß. Nicht die Feinde und Freunde von Außen werden es auflösen, sondern die jungen Türken, welche bereits nicht blos mit Messern und Gabeln essen, sondern auch mit Frauen.

Die Hochzeit Ali Ghalib Pascha's gewinnt unter diesen Umständen nicht nur das Ansehen eines großen politischen, sondern auch eines Kultur-Ereignisses. Sie ist gleichsam die officielle, staatliche, erste Anerkennung der westlichen Civilisation, die Amalgamation der Türkei mit der Idee der neuen, historischen Völker, der letzte Stein zu dem Reformgebäude, welches der vorige und der jetzige Sultan während der letzten 15 Jahre aufgeführt haben.

Ali Ghalib Pascha ist der dritte Sohn Reschid Pascha's und jetzt 24 Jahre alt. Von Paris aus wird er Vielen persönlich erinnerlich sein. Sein Erscheinen hat etwas Mildes, Ernstes, Würdiges und Melancholisches, das durch eine wohlwollende, intelligente Physiognomie ungemein an Reiz gewinnt. Unstreitig ist er ein Mann, der über ein Kleines eine wichtige Rolle spielen wird. Er begleitete seinen Vater 1844 nach Frankreich, wo dieser zwei Jahre Gesandter war. Während dieser Zeit erhielt er die sorgfältigste Erziehung im westlichen Sinne unter der Leitung M. A. Berzoët's. Mit seinen guten, natürlichen Anlagen brachte er's während dieser kurzen Zeit zu einer ungewöhnlichen Bildung. Schon nach einem Jahre schrieb und sprach er vollkommen französisch. Später studirte er besonders das Leben und die Einrichtungen Europa's und dessen politische Verhältnisse, so daß er nach seiner Zurückkunft nach Constantinopel als Mitglied des großen türkischen Staatsrathes ebenso energisch als sachverständig die Interessen der jetzigen, jungen Türkei vertrat.

Der Sultan glaubte seine Verdienste nicht besser ehren zu können, als dadurch, daß er ihn als Sohn in die Kaiserfamilie aufnahm.

Im Interesse unserer schönen Leserinnen fügen wir einige Notizen über die Hochzeitsfeierlichkeiten bei. Sie waren nicht so glänzend, als die Halil Pascha's mit einer andern Sultanstochter, und weil der Krieg jetzt so viel kostet, wurden für die Prinzessin Fatime blos 60 Millionen Franks verwendet, was nach frühern kaiserlichen Brautausstattungen einen wahrhaft stiefmütterlichen Brautstaat gegeben haben soll.

Am 7. August fand der Brautzug statt. Die Braut wurde vom kaiserlichen Palast Tscheraghan über See nach dem Balta Liman-Palaste gebracht. Voran fuhren die Staatsboote mit den höchsten Staatsbeamten; es folgten 30 Boote mit je 12 Rudern, auf welchen der Brautstaat der Prinzessin zur Schau gelegt und gehangen war, Koffer und Kisten von Gold und Silber, kostbare Gewänder, Kaffeebecher mit kostbarem Edelgestein geschmückt, Tabackspfeifen (Chibuks) mit Diamanten, Service von gediegenem Silber und Gold, Kronleuchter, Vasen, Meubles mit künstlichem Schnitzwerk und eingelegten Blumen und sonstige Kleinigkeiten, wie sie bei diesen schlechten Zeiten in eine bescheidene Wirthschaft gehören. Die türkischen Damen vergaßen bei dieser Gelegenheit ihre Nasen- und Maulkörbe und guckten und drängten sich zu Tausenden nach dem Wasser und an den Gestaden umher, beinahe erblindend von dem Glanze dieser Kostbarkeiten, welche durch die heiterste Sonne der Levante nur noch blendender wurden. Die eigentlichen Brautgewänder bekam man freilich nicht zu sehen: die „Feredges," „Jachmacs" und „Papuchs" waren in goldene Gewebe gehüllt. Der Zug schloß mit 28 Booten, die alle weibliche Dienstboten der Prinzessin trugen. Keine beneidenswerthe Zugabe, wenn ich bedenke, was mir die Frauen schon Alles für tragische Geschichten, die sie mit je einem Dienstboten erlebten, zu klagen hatten.

Der Juwelenschmuck (darunter auch die Diamanten von ihrer Mutter, die in der Abschätzung des Ganzen auf sechzig Millionen

Franks mitbegriffen sind) wurde von dem armenischen Hofjuwelier Meguirditsch Melconian geschliffen und gefaßt, der persönlich die Dessins dazu entwarf. Am 10. August fand die Hochzeit selbst statt. Die dabei stattfindende Prozession in Constantinopel war so prächtig und lang, daß man in der Gartenlaube gar keinen Platz dafür finden würde.

Nur noch ein Wort über die junge, nach unsern Begriffen noch kindliche Braut, deren Portrait wir hier beifügen. Auch der Umstand, daß man ein Portrait von einem türkischen Gesichte geben kann, ist schon ein gewaltiges Reformzeichen. Portraits, Statuen und gemalte Menschen waren in der Türkei bisher religiös verboten. Man sagte: „male keinen Menschen, sonst verlangt er eine Seele von Dir“ (das gilt auch von vielen Bildern auf unsern Ausstellungen, die ohne Seele und Geist blos als beölte Leinwand dahängen). Was das Portrait Fatime's betrifft, so entwarf es ein Engländer, der sie einige Male zu sehen bekam, und schickte sein Bild durch einen Franzosen, De Biller Frangueur, nach England, wo es in der hier gegebenen Form im „London Journal“ erschien. Man sieht, daß das Gesicht ein kluges, schönes, ernstes Portrait von ächt abendländischem Ausdruck ist, so daß man wohl annehmen kann, der kühne Maler habe sie im Wesentlichen getroffen. Jedenfalls hat es unter den angegebenen Verhältnissen und als erstes hierher gekommenes weibliches Portrait einer türkischen Dame mehr als ein oberflächliches Interesse.

Von der Haut des menschlichen Körpers.

Die äußere Haut.

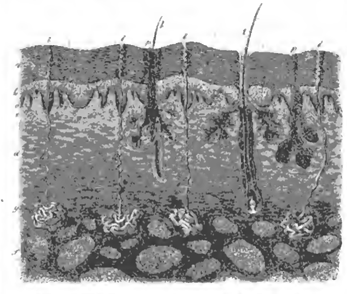
Die äußere Oberfläche des menschlichen Körpers ist von einer weichen, aber trotzdem festen Haut überzogen, welche die **allgemeine Bedeckung** oder die **äußere Haut**, auch wohl **Haut** schlechtweg genannt wird. Es dient nun aber diese, aus drei über einander liegenden Schichten bestehende Bedeckung nicht etwa blos zum Schutze für die innern Theile unseres Körpers, sondern sie ist gleichzeitig auch ein Sinnesorgan, nämlich das Tastorgan, so wie sie ferner noch als ein Apparat zur Blutreinigung verwendet wird. Wir finden deshalb in der Haut sehr zahlreiche Empfindungsnerven und Blutgefäße, sowie eine große Menge von Drüschen, von denen die einen Schweiß, die andern Hauttalg absondern, abgesehen von den vielen Säckchen, in denen die Haare wurzeln. Nicht an allen Theilen des Körpers besitzt aber die Haut ganz dieselben Eigenschaften, denn an manchen Stellen ist sie dick, an andern dünn; hier ist sie reich an Schweißdrüsen, an Haaren oder Talgdrüsen, dort enthält sie wenig von solchen Organen; diese Hautpartie hat eine sehr große Empfindlichkeit, jene dagegen ist in weit geringerm Grade empfindlich. Außerdem zeigt die Haut auch bei verschiedenen Personen und Nationen noch manche Verschiedenheiten, doch sind diese, bis auf die Farbe, ohne große Bedeutung. — Unter den drei Hautschichten, von denen eine jede anders als die andere gebaut ist, hat die mittlere (die **Lederhaut**) die größte Wichtigkeit, denn sie bildet die eigentliche Grundlage der allgemeinen Bedeckung und enthält alle für die Hautthätigkeit unentbehrlichen Organe, während die obere (die **Oberhaut**) und untere Schicht (die **Fetthaut**) hauptsächlich nur zum Schutze der mittlern vorhanden sind. Die Produkte der Lederhaut sind: Haare, Nägel, Oberhaut, Schweiß, Hautdunst und Hauttalg.

Die **Lederhaut** (d), die mittelste der drei Hautschichten, ist eine derbe, etwas elastische und vorzugsweise aus Zell- oder Bindegewebe gebildete, sehr gefäß- und nervenreiche, röthliche Haut, welche in ihrer tiefern Portion (**Netzschicht**) lockerer, in der oberen dagegen dichter gewebt und hier mit zahlreichen Wärzchen besetzt ist (deshalb **Wärzchenschicht**). Diese an der Oberfläche der Lederhaut hervorspringenden **Haut- oder Gefühls-Wärzchen** (e) stellen kleine, kegel- oder warzenförmige Erhabenheiten dar, welche hinsichtlich ihrer Form, Anzahl und Stellung an den verschiedenen Körperstellen große Verschiedenheiten zeigen. Am zahlreichsten finden sie sich in der Handfläche und Fußsohle, an den Finger- und Zehenspitzen; hier haben sie auch die größte Länge. Dem Bindegewebe, dessen netzförmig verwebte Bündel die Grundlage der Lederhaut bilden, sind stets noch elastische Fasern, sowie an manchen Stellen glatte Muskelfasern beigemischt, auch finden sich in den Räumen der Netzschicht zahlreiche Fettzellen eingelagert. Die zahlreichen Blutgefäße der Lederhaut verbreiten sich von der untern nach der obern Schicht, umspinnen die Fettzellen und Haarbälge, die Schweiß- und Talgdrüsen und dringen endlich in die Wärzchen ein, wo sie Schlingen bilden. Auch sehr zahlreiche Lymphgefäße besitzt die Lederhaut und von Nerven enthält dies: eine solche Menge, daß sie als das nervenreichste und deshalb empfindlichste Gebilde des menschlichen Körpers bezeichnet werden kann. Diese Nerven verbreiten sich vorzugsweise in der obern Hautschicht und bilden in den Wärzchen (in denen Manche noch besondere Tastkörperchen entdeckt zu haben glauben) Endschlingen, um dadurch die Haut zum Tasten zu befähigen. — In chemischer Beziehung zeigt die Lederhaut dieselben Eigenschaften wie das Zellgewebe, sie löst sich nämlich in kochendem Wasser zu Leim auf; sie fault schwer und nach Zusatz von Gerbsäure haltenden Pflanzenstoffen (d. i. die Bereitung von Leder durch Gerben) gar nicht.

Die **Oberhaut, Epidermis** (a b c), welche überall die freie Oberfläche der Lederhaut mit ihren Vertiefungen und Erhabenheiten überkleidet, ist ganz gefäß- und nervenlos und nur aus Zellen gebildet. Sie besteht aus zwei, ziemlich scharf von einander getrennten Schichten, von denen die unterste, jüngste, unmittelbar an die Lederhaut, von deren Blutgefäßen sie erzeugt wird, stößt und **Schleimschicht** (b) genannt wird, während die obere und ältere die **Hornschicht** (a) heißt. Die erstere besteht nur aus kleinen, mit Flüssigkeit prall gefüllten rundlichen oder länglichen, nach der Hornschicht zu glatt und eckig werdenden, kernhaltigen Bläschen (**Epidermiszellen**); die letztere wird aus Schichten vier-, fünf- bis sechseckiger **Hornplättchen** zusammengesetzt, welche allmälig durch das Plattwerden und Verhornen der Epidermiszellen entstanden sind. Die obersten, ältesten Plättchen der Hornschicht stoßen sich fortwährend los und so können dann die jüngern untern immerfort nachrücken. Bei Verbrennungen und der Anwendung spanischen Fliegenpflasters erhebt sich die Oberhaut in Gestalt von Blasen, die mit Flüssigkeit erfüllt sind; entfernt man diese Blasen, so liegt die Lederhaut bloß. Bei manchen Hautkrankheiten, besonders beim Scharlach und bei den Masern, stößt sich die Oberhaut in größern oder kleinern Stückchen los und manche Thiere (Schlangen, Raupen) werfen periodisch ihre ganze Oberhaut ab. — Die **Färbung der Haut** (Teint) hat ihren Sitz vorzugsweise in der Oberhaut und hauptsächlich in der Schleimschicht (c), wo der Farbestoff in den Zellen um den Kern herum lagert. Beim Weißen ist die Hornschicht durchscheinend und farblos oder schwach gelblich, die Schleimschicht gelblich oder bräunlich, an einzelnen Stellen aber auch schwärzlichbraun. Bei farbigen Menschenstämmen ist es ebenfalls nur die Oberhaut, welche gefärbt ist, während die Lederhaut sich ganz wie bei weißen Menschen verhält; nur ist der Farbstoff hier viel dunkler und ausgebreiteter. — Die **Dicke** der Oberhaut ist an verschiedenen Körperstellen sehr verschieden, was besonders von der wechselnden Stärke der Hornschicht abhängt; am dicksten ist sie an der Fußsohle ($^3/_4$—$1^1/_3$''') und Hohlhand ($^1/_3$—$^1/_2$'''), am dünnsten am Kinn, Wange, Stirn und Augenlide ($^1/_{25}$—$^1/_{50}$'''). — Die Oberhaut ist weich, biegsam, wenig elastisch, sehr fest und schwer durchdringlich, so daß die Hornschicht tropfbare Flüssigkeiten (die nicht chemisch auf ihr Gewebe einwirken, wie Mineralsäuren und ätzende Alkalien) durchaus nicht durch sich hindurchdringen läßt, wohl aber dunstförmige und sich leichter verflüchtigende Substanzen (Alcohol, Aether, Essigsäure, Ammoniak) aufnimmt oder abgiebt (Hautdunst). Der hauptsächlichste **Nutzen** der Epidermis ist deshalb auch, daß sie der äußern, an Papillen, Nerven und Gefäßen reichen Schicht der Lederhaut als schützender Ueberzug dient und zugleich den Durchtritt von Flüssigkeit (von außen und innen), von Luft, Wärme und Kälte, vielleicht auch von elektrischen Strömungen verhindert.

Die **Fetthaut**, das **fetthaltige Unterhautzellgewebe**

(f), welches eine Art von Polster für die Lederhaut bildet und diese locker oder fest mit den unterliegenden Theilen verbindet, besteht aus weichem Bindegewebe, in dessen Maschenräumen eine größere oder geringere Anzahl von Fettzellen eingelagert ist. An den verschiedenen Stellen des Körpers ist die Fetthaut von verschiedener Dicke und von größerem oder geringerem Fettgehalte. An einzelnen Stellen, wie am Kinn und Ellenbogen, enthalten größere Maschenräume des Unterhautzellgewebes eine klebrige helle Flüssigkeit, welche die Haut (wie ein Luft- oder Wasserkissen) vor stärkerm Druck schützen soll. Dergleichen Räume heißen **Hautschleimbeutel**. — Der **Nutzen** der Fetthaut ist insofern kein unbedeutender, als sie nicht blos der Lederhaut und den unter dieser liegenden Organen als weiches Polster (als Schutz vor Stoß und Druck) dient, sondern auch als schlechter Wärmeleiter die innere Körperwärme zusammenhält und die äußere Kälte abhält, abgesehen noch davon, daß sie durch Ausfüllen der Vertiefungen an der Oberfläche des Körpers, die Form desselben voller, runder und schöner macht.



Die **äußere Haut** (senkrecht durchschnitten und bedeutend vergrößert): a. Hornschicht und b. Schleimschicht der Oberhaut. c. Farbeschicht in der Schleimschicht. d. Lederhaut. e. Tastwärzchen. f. Fetthaut. g. Schweißdrüse. h. Schweißkanal. i. Schweißporen. k. Haarbalg. l. Haar. m. Haarkeim. n. Haarzwiebel. o. Haarwurzel. p. Talgdrüse.

Zwischen dem Gewebe der Lederhaut befinden sich nun noch Apparate zur Bereitung der Haare, des Schweißes und des Talges, nämlich Haarbälge, Schweiß- und Talgdrüsen. — Die **Haarbälge** oder **Haarsäckchen** (k), welche so ziemlich über die ganze Haut verbreitet sind, stellen lange flaschenförmige, die Haarwurzel umschließende Säckchen dar, auf deren Boden ein warzenförmiges, sehr gefäßreiches Hügelchen emporsteht, welches der **Haarkeim** oder die **Haarpapille** (m) heißt. Von dieser Papille wird der Haarstoff abgesetzt, der anfangs und unten in flüssiger Form, später und nach oben hin in Zellen-, Faser- und Schüppchenform das Haar bildet. Der unterste, weichste und mit einer Aushöhlung auf dem Haarkeime aufsitzende Theil der Haarwurzel führt den Namen der **Haarzwiebel** (n). Da diese Haarbälge noch lange fortbestehen, auch wenn die Haare daraus verloren gegangen sind, so läßt sich das Wiederwachsen von Haaren auf kahlen Stellen durch Erregung der Absonderungsthätigkeit des Haarkeimes erzielen. — Die **Talgdrüsen** (p) sind kleine, weißliche, entweder einfache oder zusammengesetzte, länglich-birnförmige oder traubenförmige Schläuche, welche sich fast überall in der Haut, besonders an behaarten Stellen finden und den **Hauttalg** oder die **Hautschmiere** absondern. Viele derselben münden in Haarbälge oder haben doch mit denselben eine gemeinsame Oeffnung auf der Haut (deshalb auch **Haarbalgdrüsen** genannt). Im Allgemeinen sitzen diese Drüsen dicht an den Haarbälgen in den obern Schichten der Lederhaut; zieht sich diese bei Einwirkung der Kälte um die gefüllten Drüschen zusammen, so ragen sie wie Knötchen auf der Haut hervor und bilden die sogenannte Gänsehaut. Der zellenreiche Hauttalg ist sehr fetthaltig und wird zum Einsalben der Haut und Haare verwendet, vorzüglich an solchen Stellen, wo die Haut häufig der Feuchtigkeit ausgesetzt ist. — Die **Schweißdrüsen** (g) sind einfache, aus einem zarten, mehr oder weniger gewundenen Gange bestehende und den Schweiß absondernde Drüsen, welche, bis auf äußerst wenige Stellen, in der ganzen Haut vorkommen und sich mit feinen Oeffnungen (Schweißporen i), an der Oberfläche derselben ausmünden. Das unterste Stück jeder Schweißdrüse heißt der **Drüsenknäuel** (g) oder die **eigentliche Drüse** und stellt ein rundliches, aus vielfachen Windungen eines einzigen Ganges bestehendes Körperchen dar, welches seine Lage in der tieferen Schicht der Lederhaut, bald etwas höher, bald etwas tiefer (seltener im Unterhautzellgewebe), umgeben von Fett und lockerem Bindegewebe, neben oder unter den Haarbälgen hat. Nach oben tritt aus dem Drüsenknäuel der **Schweißkanal** (h) als Ausführungsgang hervor; dieser läuft, anfangs leicht geschlängelt, senkrecht durch die Lederhaut in die Höhe, um sich zwischen den Hautpapillen in die Oberhaut einzusenken und hier mit (zwei bis sechs) spiraligen Windungen (korkzieherförmig) bis zur Oberfläche der Haut zu dringen, wo er sich dann ausmündet (Schweißporen i). Ueber drei Millionen solcher Schweißdrüsen sind in der menschlichen Haut eingebettet und zwar kommen auf 1 Quadratzoll an der Fußsohle 2685, am Halse 1303, an der Stirn 1258, an Brust und Bauch 1136, am Nacken blos 417.

Ein wichtiges **Ausscheidungsorgan** ist die **Haut** vorzüglich deshalb, weil sie durch ihre Ausdünstungen das Blut von einigen unnützen Stoffen befreit. Außerdem erzeugt sie ja auch noch den Hauttalg, die Oberhaut, die Haare und Nägel. — Die **Hautausdünstung**, welche hinsichtlich ihrer Menge und Beschaffenheit nach Race, Alter, Geschlecht und individueller Körperbeschaffenheit sehr verschieden und selbst bei ein und demselben Menschen nicht zu allen Zeiten und an allen Stellen seines Körpers immer dieselbe ist, erscheint in zwei Formen, nämlich als unsichtbare, dunstförmige und als tropfbarflüssige oder Schweiß. — Der **Hautdunst**, jedenfalls die wichtigere Hautaussonderung, steigt ununterbrochen zu jeder Zeit von der Oberfläche der Haut auf, wird vorzugsweise von den Gefäßen der Hautoberfläche abgeschieden und besteht zum allergrößten Theile aus Wasser, dem noch gasförmige und flüchtige Stoffe (Ammoniak, Essigsäure, Buttersäure, Kohlensäure und Stickstoffgas), sowie riechende Materien beigemischt sind. Die Riechstoffe rühren wahrscheinlich zum Theil vom Ammoniak und der Buttersäure, zum Theil von genossenen riechenden Nahrungsmitteln (Zwiebeln, Knoblauch, Spargel, Rettig, Senf, Gewürzen etc.), zum Theil von eigenthümlichen, noch unbekannten Riechstoffen her. Die Menge dieser Stoffe variirt sehr bedeutend; nach vegetabilischer Kost wird mehr Kohlensäure, nach Fleischnahrung mehr Stickstoffgas entweichen. — Der **Schweiß**, das Produkt der Schweißdrüsen, erscheint nur zu einzelnen Zeiten, in kleineren Tröpfchen oder in größeren, durch Zusammenfließen der Tröpfchen gebildeten Tropfen, über die ganze Oberfläche der Haut ausgebreitet oder nur an einzelnen Körperstellen. Durch das Erscheinen des Schweißes wird im Allgemeinen eine stärkere Hautausdünstung angedeutet. Die Bestandtheile des Schweißes, der natürlich vorzugsweise aus Wasser besteht (in dem Kochsalz und Ammoniaksalze am Reichlichsten vorhanden), sind größtentheils dieselben, welche sich auch im Hautdunste und im Harne vorfinden, und es können deshalb auch die Nieren die Funktion der Haut recht gut theilweise übernehmen. Trotzdem scheint das Zurückbleiben der Stoffe im Blute, welche durch die Hautausdünstung aus demselben entfernt werden sollen, doch zum Krankwerden zu führen. — Die Hautausdünstung folgt theils den allgemeinen physikalischen Gesetzen der Verdunstung, theils ist sie von lebendigen Thätigkeiten im Innern des Körpers abhängig. Sie geht reichlicher vor sich bei warmer Haut, bei Trockenheit, Wärme und Bewegung der Atmosphäre, so wie bei tiefem Barometerstande, während sie durch Kälte der Haut, bei feuchter, kalter und ruhender Luft, so wie bei hohem Barometerstande verringert wird. Alles, was den Zufluß des Blutes zur Haut vermehrt und den Durchfluß desselben beschleunigt, bedingt Steigerung der Hautausdünstung. Hierher gehören ebensowohl Reize, welche die Haut selbst treffen, als auch solche, welche die Circulation beschleunigen. Bei der Mannigfaltigkeit der auf die Vermehrung oder Verminderung der Hautausdünstung einwirkenden Verhältnisse ist es natürlich, daß die absolute Quantität dieser Ausscheidung häufigen und bedeutenden Schwan-

lungen unterworfen ist, zumal da sich die Absonderung der Haut, der Nieren und Lungen, wenigstens hinsichtlich der Wassermengen, gegenseitig vertreten und ergänzen können. Unter normalen Verhältnissen läßt sich die Menge des durch die Haut verdunstenden Wassers auf 34 Unzen in 24 Stunden anschlagen; sie beträgt ungefähr eben so viel, als die Nieren in gleicher Zeit liefern und etwa das Doppelte der von den Lungen in 24 Stunden ausgehauchten Wassermenge. Die Kohlensäure, welche die Haut ausdünstet, wird zu $^1/_{25}$ bis $^1/_{50}$ der von den Lungen abgesonderten Kohlensäure geschätzt. — Der Nutzen, welchen die Hautausdünstung dem Körper bringt, ist zunächst der, daß die Wasserverdunstung auf der Haut die im Uebermaaße und über das Bedürfniß erzeugte Wärme des Körpers bindet und dessen Temperatur regulirt. Von viel größerer Wichtigkeit für den menschlichen Organismus, als die verhältnißmäßig geringe Abkühlung der Körperoberfläche und des in ihr rinnenden Blutes, ist jedoch die durch die Hautausdünstung beschaffte Ausscheidung der oben genannten Stoffe aus dem Blute, wodurch dieses gereinigt und so zur Ernährung des Körpers tauglicher gemacht wird.

Als Aufsaugungsorgan ist die Haut, obschon in deren Innern der zahlreichen Blutgefäße und Saugadern wegen eine sehr lebhafte Aufsaugung stattfindet, doch nicht von so großer Wichtigkeit, als man gewöhnlich glaubt, denn es ist durch die Hornschicht der Oberhaut und durch die Einölung derselben mit Hauttalg den flüssigen und luftförmigen Stoffen äußerst schwer gemacht, von außen in die Haut einzudringen. Nur durch die Schweißporen, sowie durch die Oeffnungen der Talgdrüsen und Haarbälge dürften Stoffe, besonders mit Hülfe von Druck bei Waschungen und Einreibungen, aufgenommen werden können. Es behaupten allerdings Einige, daß auch durch die Hornschicht hindurch Wasserdunst, Gase und flüchtige Stoffe dringen könnten, doch ist dies unwahrscheinlich. Dagegen nimmt die Haut nach Entfernung der Oberhaut sehr leicht Stoffe in sich auf.

(Ueber die Pflege der Haut später.) **(B.)**

Wanderungen in der Krim.

Geschichte des Landes. — Eupatoria. — Sebastopol. — Balaklava. — Inkermann. — Tartaren und tartarische Dörfer. — Die Hauptstadt Baktschi-Sarai. — Der Palast des Khan. — Eine Stadt mit ehrlichen Juden. — Simferopol, die Hauptstadt der Russen. — Der vergrabene Schatz Salomons. — Eine wunderbare Treppe.

Die Halbinsel Krim, welche von dem schmalen Streifen von Perekop ziemlich viereckig in das schwarze Meer hinaushängt, ist etwa so groß wie Sachsen, Hannover, Würtemberg und Baden zusammen genommen und zerfällt in zwei ganz verschiedene Theile, die Steppe, welche drei Viertheile bedeckt und die russische Schweiz oder die Südküste, ein reizendes Gebirgsland.

Das Land hat seit uralter Zeit eine ziemlich hervorragende Rolle in der Geschichte gespielt und namentlich ist der südliche und östliche Theil reich an historischen Erinnerungen. Noch ehe die Griechen Colonien in Tauris, wie sie die Halbinsel nannten, anlegten, ließen sie Iphigenie dort als Priesterin der Diana dienen, dann bauten sie die Städte Chersonesus und Penticapäum (später Bosporus, jetzt Kertsch), Theodosia (jetzt Kaffa), Cytäa, Nymphäum (jetzt Apuk), Lampas und andere. Um das fünfte Jahrhundert vor Christus erhob sich das Reich der Könige vom Bosporus, unter denen am Glänzendsten hervorragt der große Römerfeind Mithridates. Vom fünften Jahrhundert nach Christus an wurde die Krim von Barbarenhorden überströmt, die einander wechselnd verdrängten, von den Gothen und Hunnen, von den Avaren und Chazaren, endlich von den Mongolen und Tartaren unter Tschingis Khan, dessen Nachkommen die Khane oder Fürsten der Krim waren, bis das Land von den Russen erobert wurde und dessen Volk heute noch die Mehrzahl der Bewohner ausmacht. Eine glänzende Rolle spielte auch zwei Jahrhunderte hindurch, von 1270 an, das mächtige Genua in der Krim. Es erhielt die Erlaubniß, an der Stelle des zerstörten Theodosia eine Stadt zu bauen, die Kaffa genannt wurde, Waarenniederlagen da zu errichten und Handel zu treiben. Nicht zufrieden damit, legten die Genuesen an der ganzen Süd- und Westküste mehr oder minder bedeutende Niederlassungen an und heute noch sieht man Trümmer ihrer Festen bei Sebastopol, Balaklava und auf der Insel Toman.

Wenn man, wie die verbündeten Engländer und Franzosen auf ihrem Zuge zur Zerstörung Sebastopols, die Krim bei Koslof oder Eupatoria betritt, so findet man sich in seinen Erwartungen sehr getäuscht, denn die Stadt, nach Baktschi-Sarai die am meisten charakteristische Tartarenstadt, ist eine der langweiligsten, die es geben kann. Sie liegt in baum- und waldloser dürrer Gegend mit engen schmutzigen Straßen und gleich einem Regiment Soldaten längst dem Ufer aufgestellten Windmühlen. Vor der Eroberung durch die Russen war sie eine der wichtigsten auf der Halbinsel und zählte über 20,000 Einwohner, jetzt kaum 7000, die mit Ausnahme der russischen Beamten und vielleicht 1200 Juden sämmtlich Tartaren sind. Unter diesen ist die mongolische Gesichtsbildung vorherrschend; kleine, schiefstehende Augen, vortretende Backenknochen und plumpe Gesichter unterscheiden die Steppentartaren von den schönern Bewohnern des Gebirgstheils, die mehr Aehnlichkeit mit den Türken haben. So groß und tief die Bai ist und so guten Ankergrund sie hat, ist sie doch allen Winden ausgesetzt, mit Ausnahme der Nordwinde und der Handel darum sehr unbedeutend.

Von da an steigt das Land allmälig zu Bergen an, die bei Sebastopol weiße Kreidehöhen sind.

Sebastopol, das in der letzten Zeit so oft beschrieben worden ist, daß wir wohl unterlassen können, mehr von ihm zu sagen, liegt mitten unter den interessantesten Alterthümern der Krim. Die Bai ist die, welche der alte Geograph Strabo unter dem Namen Ktenos beschrieb und die Tartaren nannten die kleine Stadt, welche sie vor der Ankunft der Russen da bewohnten, Atschiar (die alte), welchen Namen Katharina II. in den pomphaften „Sebastopol" verwandelte (was NB. Sebastöpol auszusprechen ist). Der Landstrich bis zu dem Thal von Inkerman auf der einen und dem Meerbusen von Balaklava auf der andern Seite ist der, welchen Strabo unter dem Namen des herakleotischen Chersonesus beschreibt. Hier standen die berühmten Städte Chersonesus, Eupatorium und Portus Symbolorum. Vor einem halben Jahrhunderte noch sah man prachtvolle Ruinen, z. B. Thore und Thürme; jetzt ist kein Stein mehr auf dem andern, kaum noch eine Spur, als hätten die Russen sich Mühe gegeben, nicht blos die Nationalität des besiegten Volkes zu vernichten, sondern auch jede Spur einer frühern Herrschaft. Am westlichen Ende der „Südküste" oder der russischen Schweiz steht ein Kloster, dem heiligen Georg geweiht, d. h. eine Menge kleiner Häuser und Kirchen, die an dem obern Rande des hier etwa 400 Fuß hohen Meeresufers aufgebaut sind. Von diesen Häusern, die genau an der Stelle stehen sollen, wo sonst der Tempel der Diana stand, geht es steil zu einem Brunnen und dann im Schatten von Bäumen zu dem Ufer herunter. Rechts springt die Küste weit in das Meer hinaus; das ist das Cap Parthenon (das Vorgebirge der Jungfrau) und hier haben wir denn den Schauplatz zu dem Schauspiel „Iphigenie auf Tauris," der also für alle Zeiten geweiht ist durch die Poesie.

Etwa neun Werst von dem Kloster liegt Balaklava, eine Stadt, die aus den frühesten Zeiten her bekannt ist. In der Bucht sammelten sich in uralter Zeit griechische Seeräuber, entweder um die gemachte Beute zu theilen oder zu neuen Unternehmungen sich zu rüsten und sie nannten sie Symbolos (den Hafen der Vereinigung). Die Römer machten daraus Portus Symbolorum und die Italiener Cembala. Das Bala soll ein verdorbenes bella (schön) sein. Die Bai zieht sich wie ein Haken in das Land hinein, ist tief, klippenlos, ohne Sandbänke am Eingange und gegen alle Winde geschützt. Die Berge und Felsen sind wohl fünf Mal so hoch als die bei Sebastopol und da sich die Bai hinter dieselben zurückzieht, so liegen die Schiffe in ihr völlig versteckt.

Die Stadt Balaklava sieht ganz verödet aus und hat fast gar keinen Handel und keine Gewerbe. Die engen Straßen, das Pflaster und die veraltete Form der Häuser könnten den Gedanken erregen, man betrachte hier eine Stadt, die tausend Jahre in der Erde gelegen habe und nun erst wieder ausgegraben sei. Daß sie alt ist, weiß man, wahrscheinlich hat sie aber auch die Form behalten, die ihr die erste griechische Colonie gab. Die

Ruinen sind bedeutend: große noch stehende Thürme, Mauern und halbe Kirchen. Von der Höhe herab hat man eine reizende Aussicht auf das Meer, wovon man in der Stadt gar nichts merkt, weil sie sich weit hinein verkriecht an die Bai. Diese ist durch zwei Fischsorten berühmt, Kaphat und Natuch und an Fischen überhaupt so reich, daß sie bisweilen von ihnen wimmelt. Wenn es draußen stürmt, kommen auch ganze Schaaren von Delphinen in den sichern Hafen, wo sie dann von den Leuten geschossen werden.

Die Bewohner von Balaklava sind fast ausschließlich Griechen, deren Ehrlichkeit nicht gar groß sein soll. Sie sind Abkömmlinge kecker Seeräuber aus Morea, welche der russischen Regierung bei dem Kriege gegen die Türkei unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. wichtige Dienste leisteten und zur Belohnung dafür hier Land angewiesen erhielten.

Der Weg von der Stadt aus geht ziemlich steil hinauf zu den Bergen, die das schöne Baidarthal begrenzen, welches für das reizendste in der Krim gilt.

Ehe wir weiter nach Süden wandern, machen wir einen Ausflug nach Inkerman, einem Städtchen, an das sich jetzt der äußerste Flügel der Franzosen lehnt, um die Grotten, Ruinen und Höhlen daselbst zu besichtigen. Man findet hier buchstäblich eine unterirdische Stadt, welche in dem Felsengebirge ausgehauen ist, das die beiden Seiten des Thales begleitet. Man sieht so Häuser und Kirchen, Klöster mit langen Gängen und Zellen, Grabmäler und Befestigungen mit Zinnen und Thürmen. Abgesehen von dem Interesse, welches diese merkwürdige Menschenarbeit gewährt, ist das Thal Inkerman mit dem kleinen Flusse auch malerisch angenehm, freilich ganz verödet. Büffel, Schafe und Ziegen sind die alleinigen Bewohner und sie flüchten sich immer bald in den kühlen Schatten der Aushöhlungen, um sich der brennenden Sonnenhitze zu entziehen, oder ihren Durst aus den Steingräbern zu stillen, die jetzt als Viehtränken dienen. Ziegen sammeln sich um die Altäre und Schafe lagern in den Kirchen, in welchen sonst Gesänge der Mönche widerhallten. Kröten, Schlangen, Taranteln und andere Geschöpfe, die keines Menschen Freund sind, haben hier ihren ungestörten Aufenthalt, aber sie sind nicht das Einzige, was der Reisende zu fürchten hat, denn die Luft in dem Thale von Inkerman ist durch die pestilenzialischen Sümpfe so verdorben, daß man sicherlich nach einigermaßen längerem Verweilen die nachtheiligsten Einwirkungen fühlt.

Auch in den Felsen der Bai von Balaklava finden sich ähnliche Aushöhlungen, nur sind sie besser erhalten und innen mit farbigem marmorharten Stuc bekleidet, so daß sie sofort bewohnt werden könnten.

Von Inkerman wandern wir auf der Straße nach Baktschi-Sarai und Simferopol, wo Menzikow die anrückenden Verstärkungen erwartet. Auf dem Wege sehen wir die Leute auf den Feldern arbeiten. Ein Tartarendorf hat ein seltsames Aussehen, denn es gleicht ziemlich einem Kaninchenbau, da die Häuser an den Bergen hängen oder in denselben eingegraben sind. Da sie nur ein Stockwerk haben und die flachen Dächer mit dem Erdboden gleich fortlaufen, so kann man gelegentlich auf die Dächer einer Häuserreihe kommen, ehe man es sich versieht. Das Innere dieser Häuser ist eben so originell. Männer und Weiber sitzen da in ächt asiatischer Art am Boden und rauchen aus langen Pfeifen Tabak und Kinder mit roth gefärbten Haaren, Augenbrauen und Nägeln — tartarische Schönheit! — treiben sich meist ohne alle Kleidung umher und ihre Köpfe sind gewöhnlich mit einer Menge Münzen und Amuletten behangen, welche vor Zauberei schützen sollen.

Auch begegnet man wohl gelegentlich reichen karaitischen Juden in ihrer eigenthümlichen glänzenden Tracht und — deutschen Landleuten, Colonisten aus Schwaben, die ganz die alte schwäbische Kleidung beibehalten haben, nicht zu vergessen die Zigeuner, welche in der Krim ziemlich zahlreich sind und als Diebe, Gaukler und Musikanten umherziehen.

Die Dörfer sehen im Allgemeinen freundlich aus, da sie fast ohne Ausnahme an einem fließenden Wasser liegen, das in dem dürren Lande zur Bewässerung durchaus nöthig ist. Eichen, Buchen, Kirsch-, Aepfel- und Birnbäume ziehen sich an den Bergen, ja auch an Felsen hin; Gärten, Wiesen und Felder wechseln mit Wäldchen von Maulbeer-, Granatäpfel-, Aprikosen- und Nußbäumen ab, deren laubreiche Kronen dem Ganzen das Aussehen üppiger Fruchtbarkeit geben. Namentlich die Nußbäume sind Lieblinge der Tartaren und da sie hier zu einer ungeheuern Größe emporwachsen, so findet man sie häufig über die niedern Hütten hinwegragend und dieselben mit ihrem Schatten bedeckend. Da die Tartaren sich zum Islam bekennen, so findet man in jedem Dorfe eine kleine Mosch:e, von deren unscheinbarem Minaret herab die Gläubigen zum Gebete gerufen werden. Die Tartaren sind aufrichtig fromm und führen die Vorschriften ihres Glaubens getreulich aus, denn sie sind freundlich, gastfrei und ehrlich. Da die einfachen Formen des Islams sich für ein Hirtenvolk, das die Tartaren sind, ganz besonders eignet, so sind denn auch alle Versuche der russischen Missionäre, sie zum Christenthum zu bekehren, gescheitert. Dies erklärt sich freilich überdies auch aus dem tiefen Hasse gegen die Russen, der ihnen nicht gerade zu verdenken ist, wenn man sich erinnert, mit welcher Grausamkeit das arme Volk von Potemkin und dessen Helfershelfern behandelt wurde.

Obwohl die Stadt Baktschi-Sarai von ihrer Pracht viel verloren hat, und nur ein Drittheil der Zerstörung der Eroberer entging, so ist diese ehemalige Hauptstadt der Tartaren-Khane noch immer interessant genug, zumal sie die einzige Stadt in der Krim ist, welche von Katharina II. das Vorrecht erhielt, nur von Tartaren bewohnt zu werden und sich der Nationalcharakter da am Meisten erhalten hat.

Die Lage ist schön am Dscherok Su und den steilen Wänden des Gebirges; Gebäude, Sitten und Lebensweise der Bewohner sind völlig orientalisch; man sieht Bazars, Moscheen mit Minarets, Kiosks, Begräbnißplätze mit Wäldern von Cypressen, Terrassen, Gärten und Weinpflanzungen, zahlreiche Brunnen und viele fließende krystallklare Quellen. Die Straßen sind freilich nach der Sitte des Orients eng und schlecht gepflastert, und da fast alle Arbeiten auf der Straße betrieben werden, da die Stadt auch der Stapelplatz für die Früchte, Tabak, Flachs, Getreide des umliegenden Landes ist, so werden die Straßen häufig buchstäblich versperrt.

Der Palast des Khan ist unbestritten das glänzendste Gebäude in der Krim und man darf es der russischen Regierung nachrühmen, daß bei den vorgenommenen Ausbesserungen daran der ursprüngliche Charakter bis auf die Farben der Malereien erhalten worden ist. Auch das Mobiliar ist geblieben. Dieser Palast erscheint wie eine Schöpfung orientalischer Erzähler und er läßt sich nur mit der Alhambra in Spanien vergleichen. Man sieht noch den Harem mit den Gärten und Bädern, den thurmförmigen Kiosk, den Audienzsaal mit der vergitterten Galerie, auf welcher die Lieblingsfrauen des Khan ungesehn die glänzende Versammlung des Adels und der Krieger betrachten durften. Jetzt freilich ist er ein großes Grab; kein Fußtritt hallt in den vergoldeten Sälen außer dem des Schließers und der wenigen Fremden, die sich darin herumführen lassen.

Die Vorstädte von Baktschi-Sarai dehnen sich ziemlich weit aus untermischt mit Kiosks, Villen, Mühlen und Gärten und die Zahl der Moscheen mit ihren Domen und Minarets und dem Walde von kleinen Thürmen — alle Schornsteine sind so gebaut — alles trägt bei das Bild reizend zu machen.

Wie die Einwohner heute noch jammernd erzählen, war Baktschi-Sarai vor der Eroberung eine wahrhaft prachtvolle Stadt. Die Russen übten allerdings muthwillige Barbarei dabei aus, denn sie plünderten nicht nur die Einwohner, sondern zerstörten sogar die Gräber, weil sie Schätze darin zu finden hofften und rissen ganze Straßen nieder. Einer der prächtigsten Landsitze des Khans, der ein wahres Wunderwerk gewesen sein soll, verschwand ganz von der Erde wie eine von Griechen bewohnte Vorstadt mit 600 Häusern.

Von Baktschi-Sarai aus kann man einige interessante Ausflüge machen, z. B. nach Tschufut Kale, d. h. dem Schlosse der Ungläubigen. Ehe man dasselbe erreicht, erblickt man das Kloster Maria Himmelfahrt, das an einem ungeheuern Felsen hängt. Der seltsame Bau soll das Werk verfolgter Christen aus den ersten Jahrhunderten sein. Die Zellen der Mönche, die Gänge, das Refectorium und die Kirche, alles ist in den Felsen gehauen und so eine uneinnehmbare Feste geworden, denn der Zugang ist eine ebenfalls in den Felsen gehauene Treppe, die auf eine Zugbrücke führt. Ist diese aufgezogen, so bleibt der Zugang unmöglich. Die Kirche ist von den Russen wieder hergestellt und es wird nach Jahrhunderten jetzt von Neuem Gottesdienst darin gehalten.

Eine halbe Stunde weiterhin liegt das ähnliche Tschufut Kale, eine Feste auf dem Gipfel eines einzelnen Felsens derselben Kette.

Der Weg hinauf ist äußerst beschwerlich. Da sie von hohen massiven, meist aus den Felsen gehauenen Mauern umgeben ist und nur zwei Thore hat, so können die Bewohner, sobald sie wollen, jeden etwa versuchten Angriff abweisen. Wann und zu welcher Zeit diese merkwürdige Feste erbaut worden ist, weiß man nicht, jetzt enthält sie etwa 300 Häuser in sehr engen Straßen. Der Boden ist der harte Fels. Die Bewohner sind ohne Ausnahme Juden von der karaitischen Sekte. Sie zeichnen sich durch ihren moralischen Charakter, namentlich durch ihre sprüchwörtliche Ehrlichkeit aus und erfreuen sich vieler Vorrechte. Von der Stadt führt eine steile Treppe hinunter in das sogenannte Thal Josaphat, eine Felsenschlucht, welche der Begräbnißort ist und einem von Bäumen beschatteten Spaziergange gleicht.

Noch zwei ähnliche Wunderbauten giebt es hier, Mangup Kale, auf einem sehr hohen, völlig steilen, einzeln stehenden Felsen mit großen Festungswerken, Wachtthürmen, alles in Stein gehauen und von einer Ausdehnung, daß mehrere Tausend Mann da Zuflucht finden könnten. Auch hier weiß man nicht, wer die Erbauer waren, die Genuesen scheinen aber die Feste einmal in Besitz gehabt zu haben. Bis zum Gipfel hinauf ist mit unermeßlicher Arbeit eine glatte Straße angelegt, die jetzt verfällt. Aehnlich, doch nicht so bedeutend, ist die Feste Tscherkeß-Kerman. So gelangen wir endlich nach Simferopol, der russischen Hauptstadt der Krim, die ziemlich malerisch liegt und den Tschatir-Dagh in der Nähe (eine Tagereise entfernt) hat. Die Stadt hieß sonst bei den Tartaren Akmetschet (die weiße Moschee). Alterthümer und geschichtliche Erinnerungen sucht man vergebens hier, denn die Stadt wurde erst 1500 von Ibrahim Bei gegründet, der den Platz vom Khan zur Belohnung für einen glücklichen Einfall in Rußland erhielt. Der Salgir, ein rasches Flüßchen, fließt mitten hindurch. Die von den Russen gebaute neue Stadt ist von der alten tartarischen ganz getrennt und regelrecht angelegt mit breiten und geraden Straßen. In der Mitte befindet sich ein großer freier Platz, an welchem das Regierungsgebäude, die Kasernen und eine schöne Kirche stehen. Die von den Tartaren bewohnte Altstadt mit den seit Jahrhunderten verfallenen Mauern hat eine griechische und eine armenische Kirche, mehrere Moscheen, und viele Brunnen; die Straßen sind eng, krumm, schmutzig und die Häuser im asiatischen Geschmack gebaut. So hat man hier in einer Stadt Asien und Europa dicht neben einander. Der Weg nach dem Tschatir-Dagh, dem höchsten Berge der Krim, sonst Mons Trapezus genannt, führt von Simferopol an dem Salgir in einer wohlangebauten malerischen Landschaft hin, voll schattiger Thäler, Dörfer und Landgüter. Namentlich wird viel Tabak hier gebaut. Unterwegs trifft man ziemlich wohlerhaltene Ruinen, welche Eski-Serai (der alte Palast) genannt werden. Die Tartaren sagen, es sei ein angefangener, aber nicht vollendeter Palast des Khan, andere meinen, es möge eine Feste der Genuesen da gestanden haben. In der Nähe giebt es auch die berühmten Höhlen von Kisil Kobs, die mit den im Harz verglichen werden und vielleicht noch ausgedehnter sind. Die Staaktitten in denselben bilden die wunderlichsten Formen, und eine Beleuchtung mit Fackeln, welche die Führer meist veranstalten, giebt ein unbeschreibliches Bild. Auch ein kleiner See befindet sich darin, und an vielen Theilen der Wände giebt es einen schwarzen Lehm, aus welchem die Tartaren treffliche Pfeifenköpfe verfertigen.

Wenn man die Tartaren nach diesen merkwürdigen Höhlen fragt, so erhält man die Antwort: „Die hat der König Salomo graben lassen." — Der König Salomo? Zu welchem Zwecke? — „Um seine Schätze zu verstecken. Er hatte tausend Weiber und diese und die Schätze vertrugen sich nicht gut zusammen. Die Weiber wollten fortwährend davon haben und um nicht immer die Bitten abschlagen zu müssen, kam der weise Salomo auf den Gedanken, die Schätze hierherbringen zu lassen." — Konnte er denn in seinem eigenen Lande keinen passenden Ort finden? Warum wählte er einen so weit entfernten Platz? — „Entfernt? Wißt Ihr nicht, daß er einen Ring besaß, den er nur zu drehen brauchte, um sich dahin versetzt zu sehen, wohin er sich wünschte?" — Da er aber so viele Schätze hatte, so mußte er den Weg doch viele Tausendmal machen? — „Wollt Ihr weiser sein als der weise Salomo?"

Der Tschatir Dagh selbst mag 800 Klafter hoch sein. Die Aussicht von seinem Gipfel herab ist eine sehr weite; man überblickt den ganzen nördlichen Theil der Halbinsel nach dem Azow'schen Meere zu und einen Theil von diesem selbst, aber diese Strecke ist einförmig und die malerische Südküste von einer vorliegenden Bergkette verdeckt. Am höchsten Gipfel sieht man heute noch die Oeffnung, welche auf Befehl des Fürsten Potemkin gemacht wurde, als er alle Berge der Südküste bei Gelegenheit des Besuches der Kaiserin Katharina beleuchten ließ, eine der großartigsten Illuminationen, die man vielleicht jemals versucht hat.



Balaklava (das alte Chersonesus).

Auf dem Rückwege nach der Küste wenden wir uns durch

das reizende Baidarthal, welches überall für eine sehr schöne Gegend gelten würde und das im Sommer von vielen vornehmen Russen besucht zu werden pflegt. Es gehört zum größten Theile der Familie Mordwinow und ist ein großes, regelmäßiges ovales Becken, rund umher, selbst nach dem Meere zu, von Bergen eingeschlossen, von denen aus man alle Schönheiten desselben mit einem Male erblicken kann. Da das herrliche Thal gegen die kalten Winterwinde geschützt ist und von zahlreichen Quellen bewässert wird, so gedeihen auch die Erzeugnisse der südlichen Klimate vortrefflich. Hier giebt es die schönsten Eichen und das üppigste Getreide der Krim. Bleibt man in einem Dorfe zur Nacht, so findet man die freundlichste Aufnahme, man mag Jude, Türke oder Christ sein, denn die liebenswürdigste Eigenschaft der Tartaren ist ihre Gastfreundschaft. Seit uralter Zeit befindet sich in jeder Stadt und jedem Dorfe der Krim eine Art Gasthaus, Oda, das für die Fremden bestimmt ist, und in dem Wanderer Nachtlager, Feuer und Erfrischungen unentgeltlich erhalten. Bezahlung wird nie verlangt, doch erwartet man von den Wohlhabenden ein kleines Geschenk.

Zur Küste herunter führt eine berühmte Passage, Merdwen oder die Scala genannt. Sie gehört zu den Wundern der Krim, welche jeder Reisende gesehen haben muß. Die Küste bildet eine senkrechte Felsenwand, so daß man bei ihrem Anblicke nicht begreift, wie man an derselben hinauf oder hinunterkommen soll. Es hat sich aber doch an einer Stelle, wo zwei Felsen aneinanderstoßen und einen Winkel bilden, ein schmaler Weg gefunden. Welche Schwierigkeiten die Herstellung dieses Pfades gehabt haben mag, wird man sich vorstellen können, wenn man erfährt, daß ein Theil desselben, der etwa 800 Schritte lang ist, 40 Zickzackwindungen über einander hat. Wann und von wem dieser Wunderweg angelegt wurde, ist völlig unbekannt; Manche behaupten, der Handelsgeist der alten Griechen allein habe solche Schwierigkeiten überwinden können. Zu beiden Seiten fallen ganz glatte Felsenwände ohne Absätze oder Risse lothrecht hinunter, und man reitet zwischen denselben wie auf einer Wendeltreppe oder gar wie in der Luft. Die tartarischen Pferde sind aber so sicher auf den Beinen, daß sie auch diesen Weg ohne Schwierigkeit zurücklegen. Kleine Sträucher, die in der Nähe des Weges in den Felsen wurzeln, dienen allein als eine Art Geländer. Die Aussicht von dieser Treppe ist sehr interessant, denn man überblickt das schwarze Meer unten und einen ziemlichen Theil der Südküste, wo die großen Güter mit den reizenden Villen und stolzen Schlössern der vornehmen Russen in reizenden Gärten und Rebenpflanzungen liegen.

Zunächst führt der Weg nach Alupka, wo der Fürst Woronzow ein Schloß besitzt.

(Schluß folgt.)

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Nº 45. 1854.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Die Stedinger.

Historische Erzählung von Arnold Schloenbach.*

Motto: „Wären sie glücklich gewesen, so würde die Welt die Namen ihrer Anführer kennen, wie sie die Namen der Schweizer Edlen, Walther Fürst, Werner von Stauffache und Arnold von Melchthal kennt. Laßt uns wenigstens gerecht sein und unsre wackern Landsleute, die freien Bauern Bolko von Bardenfleth, Thanno von Huntorp, Detmar von Dieke und Andere, die Heerführer der Stedinger, und diese selbst, der Vergessenheit entreißen.

Ant. v. Halem: Geschichte des Herzogthums Oldenburg.

I.

Der Stedinger Land und Leute.

Zwischen dem Jadebusen, der Weser und der Hunte, im jetzigen Großherzogthum Oldenburg, lag das Stedinger Land, auf Mooren und Geersten, zwischen gewaltigen Dämmen; abgetrotzt dem Meere und Flusse mit starker Hand und eisernem Willen, mit kluger Vorsicht und sicherem Auge; dennoch seit Jahrhunderten bedräuet von den tückischen Elementen und oft noch umarmt bis zum grausen Tode, wenn die Elemente ihre Fesseln sprengten und ihr donnerndes Rauschen über die Trümmern der Menschenwerke, wie ein dämonischer Spott, aus der Tiefe erscholl. Aber immer auch wieder erhoben sich aus Fluthen und Trümmern neues Land, neue Dörfer, neue Dämme, und immer blühender, schöner und fester. — Es mußte ein gewaltiger Menschenschlag sein, der das vermochte. Und wahrlich, er war es auch. Die kühnsten Holländer, die stärksten Friesen, auch wohl Normannen dazu, hatten nach und nach sich hier angebaut, die Plätze der Ertrunkenen und Verschütteten einnehmend, und Derer, die dann geflohen in Todesangst und gebrochenem Muthe.

Sie vermischten sich mit den stark und muthig heimisch Gebliebenen und so mußte das nun ein Geschlecht werden von besonderer Art; der Stamm, der in freudigstem Lebensmuthe fast täglich um dieses Leben kämpfen konnte; Männer, hoch wie ihr Korn, breit wie ihre Dämme, hart von Sinn und Knochen wie ihre Pflugschaaren; den Wolken, Wogen und Wettern ihre Listen ablauschend, klug wie die Füchse, ehrlich und treu wie die Natur, gesund an Herz und Gedanken wie die frisch aufgerissene Scholle ihrer schwarzen Erde, dabei reich wie ihre Felder. Vor Allem aber: es waren **freie** Männer. Ein Jeder erbgesessener König auf seinem Grunde, nur Unterthan dem Gesetze, das sie selbst sich gegeben hatten, von eigens erkührten Richtern bestellen ließen und sich ihm beugten, als hielte es der König der Könige vor ihren Augen in seiner Hand.

Nur dem deutschen Kaiser hatten sie Zuzug zu halten mit Mann und Schwert, d. h. wenn er darthat, daß er im Rechte war gegen seinen Feind. Nur dem Erzbischof in Bremen gaben sie Zehnten an Vieh und Frucht, als dem Vertreter des Papstes, dem Schutzherrn ihres christlichen Glaubens; doch wählten sie selbst ihre Priester, bauten selbst ihre Kirchen und Schulen, und keines Gewaltigen Macht durfte sich einmischen in der freien Bauern Rathen und Thaten, Gut und Blut. Schon Kaiser Karl der Große hatte solch hohe Gerechtsame den Stedingern gegeben und jeder ihm folgende Kaiser sie feierlich bestätigt. Zuletzt noch erweiterte und befestigte sie der deutsche Kaiser mit dem rothen Bart und die weisen Erzbischöfe von Bremen hatten immerdar des Papstes heiliges Siegel darauf gedrückt.

Aber der Bauern Freiheit sollte ihr Verderben werden. Der wachsenden Macht der oldenburgischen Grafen war sie ein Dorn im Auge, der sollte herausgerissen werden, wenn auch das Auge mit heraus müßte; so hatten sie beschlossen.

Hart an den Grenzen des Stedinger Landes erbaueten sie Lienen und Lichtenberg und setzten darauf Voigte, die immer weiter eingriffen in der Bauern Thun und Lassen, Hab und Gut; ja die oft der Bauern Weiber und Töchter auf sonntäglichen Kirchwegen überfielen, auf die Burgen schleppten und verunehrten. — Und im Bunde mit den oldenburger Grafen gingen die Erzbischöfe von Bremen: der eiserne **Hartwich** und der übermüthige Ger-

* Es war im schönen Wein- und Friedensjahr 1847, als wir im Rheinischen Dichter-Verein, „der Maikäfer", Gottfried Kinkel's ersten dramatischen Versuch: „Die Stedinger", mit vertheilten Rollen lasen. Die hohe Dichterkraft darin empfanden wir Alle; ebenso, daß Stoff und Stück nicht eigentlich dramatisch seien. Ein Epos oder eine Erzählung schien uns damals schon als dem Stoffe angemessener. Nach Jahren führte mich mein Weg nach Oldenburg; das Manuscript des Kinkel'schen Werkes noch in Händen, studirte ich an gründlichster und nächster Quelle die Geschichte des Großherzogthums und damit die Geschichte der Stedinger. Dann besuchte ich die Schauplätze der Begebenheit im Stedinger Lande selbst, und meine Erzählung wurde dort schon fertig bis auf's Niederschreiben, was jetzt erst geschah. So verdanke ich sie eigentlich Kinkel und seinem ersten Drama, was zu bekennen mir als schöne Pflicht erscheint. Der Verfasser.

hardt. Sie forderten mehr und mehr der Gaben und Gerechtsame für sich; ja, sie sandten eigends Priester hin an Stelle der Priester aus Stedinger Blut, vorgebend: diese lehrten nicht mehr das wahre Christenthum.

Die Stedinger knirschten und brüteten in fürchterlicher Stille; es ging durch das Land wie Kohlendampf vom Mailer, und nur noch ein Stoß — dann mußte der Dampf auseinanderschlagen zu fürchterlicher Lohe. So stand es um der Stedinger Land und Leute beim Beginne unserer Geschichte.

II.

Der Beichtpfennig.

Es war im Sommer des Jahres 1231, da zogen die Stedinger Männer mit ihren Frauen und Kindern nach Elsfleth zur Sonntagskirche; aber nicht so frisch und fröhlich und christlich-andächtig, wie sonsten, denn der Priester, der ihnen dort das heilige Abendmahl austheilen sollte, war ihnen gesetzt worden von Bremen aus, und mancherlei Klagen sprachen gegen seine Forderungen, die nicht nach Recht und Brauch. Es war ein stiller Kirchengang. Am Stillsten von Allen war die Margarethe, des Frohnboten Klaus vom Ipenhof Weib. Sie trug schon hoch ein Kind unter dem Herzen und wollte heute den letzten Kirchgang thun vor der schweren Stunde; wollte das Abendmahl nehmen als Stärkung, und als Sicherheit, wenn ihr ein Unglück begegnen sollte. Deshalb auch hatte sie gestern gebeichtet, recht andächtig und offenherzig, aber dem ungeliebten Priester einen kleinen Beichtpfennig gegeben; eben darum so klein, weil der Priester so viel gefordert hatte.

Nun war der Margarethe, sie wußte nicht wie; es schwante ihr ein Unglück. Aber sie sprach kein Wort davon, und als sie in die Kirche kam, wurd's ihr wieder ruhig und erbaulich zu Sinne. Nun las der Priester die Messe, dann ladete er ein mit schönem, frommem Worte heranzutreten an heiliger Stätte und das Mahl zu empfangen. Da wurd's dann Allen feierlich still zu Gemüthe und sie kamen heran, den lauten, wuchtigen Schritt dämpfend zum heiligen Rundgang. Feierlicher Gesang klang hernieder, Weihrauchwolken wallten hinauf und alle Herzen schlugen leise und andachtsvoll. Da auf einmal ein fürchterlicher Schrei aus einer Weiberbrust und ein Klingen auf dem steinernen Fußboden.

Der Schrei kam von der Margarethe und das Klingen von dem Pfennige, den sie gestern dem Priester gegeben, den dieser ihr jetzt statt der geweihten Hostie in den Mund gesteckt, und den sie mit jenem Schrei dem Priester in's Antlitz gespuckt hatte.

Laut rief sie das hin durch die Stille der Kirche. Wie ein Tiger sprang Klaus, ihr Mann, hervor, hin auf den Priester; der floh entsetzt davon.

Jetzt brach der Aufstand fürchterlich los: der heilige Wein floß auf der Erde wie Blut, die Hostien flogen umher wie Flocken, donnernder Racheruf brach sich an den Wänden, die Fenster klirrten, zitterten, fielen zusammen, Kanzel und Altar nach, — und während die Frauen der todtkranken Margarethe Hülfe gaben, stürmten die Männer dem Priester nach, dem die Todesangst Flügel zu geben schien. Die Voigte der Grafenburgen waren mit Reisigen in der Nähe, griffen ihn und führten ihn hin zu den starken Burgen.

Aber das Klingen des Pfennigs schwoll an zu einem fürchterlichen Orkan. Der letzte Stoß war gegeben: der Kohlendampf schlug auseinander zu gewaltiger Lohe. In wenigen Tagen waren die Burgen Trümmer, unter denen der Priester, die Voigte und viele Reisige lagen; kein oldenburger Mann war im weiten Umkreis mehr zu sehen, und nach der bremischen Grenze, zwischen Ochthum und Lintow, erhob sich ein haushoher Steindamm neben einem breiten Graben, eine starke Brücke über die Acht, von wehrhafter Mannschaft stark gehütet. Einmal versuchten es die oldenburger Grafen hier rächend einzudringen, und büßten es mit Tausenden; dann blieben sie zurück, doch nur, um den rechten Augenblick zu erspähen.

Der Erzbischof von Bremen forderte Auslieferung der Mörder seines Priesters, doch vergebens. Da wurden die Stedinger in den Bann gethan; der einzige Priester ihres Stammes mußte dem strengen Gebote seiner Kirche folgen und die Gebannten verlassen. Vor Allen verflucht wurde die entweihte Kirche zu Elsfleth, und die Stedinger selbst sahen sie nur mit Grausen an, und bauten weit von ihr ab ihre Häuser. Sie blieb so verlassen, daß im Winter über das Eis herübergekommene Wölfe ihre Jungen darin warfen, und wenn die Alten dabei heulten, klang das schauerlich hin durch die öde kalte Nacht, schauerlich den Stedingern durch Kopf und Herz. Sie glaubten sich selbst dann zu hören, wie sie einst da geheult hatten in Wuth und Rache. So hat die Kirche noch zwei Jahrhunderte gestanden, da kamen auf einmal die Wogen der Weser, und nahmen das fürchterliche Wahrzeichen der Volkswuth in ihre vernichtenden Arme.

III.

Die Botschaft.

Unter einer riesigen Linde im Dorfe Bardenfleth hielt der Schultheiß Bolke von Bardenfleth sein freies Gericht. Im länglichen Rund saßen 14 Schöffen ihm zur Seite; Alle in kurzen Mänteln und bloßen Hauptes; nur der Schultheiß hatte das schneeweiße Haupt bedeckt und hielt in der braunen Faust den langen weißen Stab seiner Würde, der hier geehrt und gefürchtet wurde, mehr als da außen das Zepter des mächtigen Kaisers. Ein langer Mantel floß von seinen breiten Schultern herab um die mächtigen Glieder, und sein ernster, weiter Blick ging ehrfurchtgebietend von seinen Schöffen hinüber zur Menge, die sich vor den, mit Haselstäben und Schnüren gehegten, Rund des Gerichtsplatzes aufgestellt hatte. Zu seiner Rechten saß der Schöffe Detmar von Dieke, zu seiner Linken der Schöffe Thanno von Huntorp; neben an der Schöffe Enno von Waldbalden; das waren die gewaltigsten, weisesten und klügsten Männer des Stedinger Landes, die aber Alle er selbst an Gewalt, Weisheit und Klugheit überragte. Vor der Schranke stand Klaus vom Ipenhof, der Frohnbote; vor drei Jahren war er Vater geworden; in derselben Nacht, da die Burgen brannten und die Voigte mit dem bremischen Priester zu Tode fielen. Von der Stunde in der Kirche an, hatte er einen furchtbaren Haß geworfen auf Alles was Priester und Adel hieß, und die Leiden seines Weibes, die in Folge jener Stunde sehr schmerzlich geboren hatte, senkten ihm tief in's Gemüth die Schwüre unversöhnbarer Rache. Aber kalt wie Marmor von außen, gleichgültig, trotzig wie ein abgesägter Eichenstamm, so stand er da vor den Menschen, so stand er jetzt vor der Schranke, so rief er jetzt nach altem Brauch:

„Herr Schultheiß! Draußen stehen zwei Männer, die begehren Recht."

„Wer ist's?"

„Pater Hieronymus, dereinst unser Landesmann und Priester, der uns verlassen mußte, als der Bann über uns erging. Ihn sendet der Erzbischof Gerhardt von Bremen."

„Seltsam, seltsam!" sprach der Schultheiß, und in sonderbarer Scheu, in einem Gemisch von alter Liebe und neuem Haß, ging dieses „Seltsam" durch den Kreis der Schöffen und hinüber durch die Menge.

„Der Andere?" fragte jetzt der Schultheiß.

„Junker Georg von Oldenburg-Schmidtstein, Neffe und Erbe des regierenden Grafen Burkhardt von Oldenburg und von diesem gesendet."

Die letzten Worte konnte man kaum verstehen, denn so wie der Klaus den ersten Namen gesagt hatte, da war's auch losgegangen, nah und weit, als wenn man fern das Meer branden hört oder ein Gewitter sich bricht in engen Thalwänden.

„Wollen die von Oldenburg wieder anfangen? Ich dächte, sie hätten genug;" so rief es hier.

„Seit wir sie bei Himmelskamp trafen, hätten sie doch merken sollen, daß sie uns nichts anhaben können," so rief es dort.

„Es ist kein gut Zeichen, wenn die Boten von Adel und Kirche zusammengehen!" rief's aus der Mitte.

Der Schultheiß aber winkte Ruhe und sprach dann:

„Wir wollen sie hören, ohne Sorge wie ohne Trotz. Frohnbote, führe sie zu uns."

Der Frohnbote ging fort, während eine schwüle Ruhe entstand und doch Alle neugierig hinschauten, woher die Erwarteten kommen mußten.

Jugend, Schönheit, frischer Lebensmuth im ganzen Wesen: das sind drei vortreffliche Gaben, um die Menschen zu gewinnen. Die hatte nun der Graf Georg in reichem Maaße, und als er damit auftrat, und blitzende Helmzier, leuchtende Waffen, Gold und Seide das Alles noch hoher und schöner erscheinen ließen, da fuhr über die meisten der ernsten Gesichter ein freundlicher Schein. Nun aber kam ein Schatten.

Pater Hieronymus schritt hinter dem Junker her; das sonst so kräftige Gesicht bleich, zerrissen von tiefem Schmerze, den er, fern von der Heimath, um die geächteten Brüder und Söhne still in sich getragen. Die sonst so milden Züge gehärtet von der Pflicht, die ihm die Geliebten verfluchen lassen mußte, die ihm verbot, ihnen die Hand zu reichen und thränenden Auges auszurufen: „O, liebt mich doch, wie ich Euch liebe! Nehmt mich wieder auf, wo ich so gerne sein möchte! Lieber sterben bei Euch, als leben da Außen!"

Die geächteten Männer fühlten wohl im Augenblicke, was den armen Mann so bewege, und da sie ihn doch nicht freundlich anschauen konnten, senkten sie die Augen nieder.

Der junge Graf trat derzeit dicht vor die Schranke und der Schultheiß rief:

„Seit willkommen! Und wo Ihr eine Klage habt, tretet dorthin gegen Mittag. Es ist des Klägers Platz."

„Ich stehe hier schon gut!" warf der Graf keck entgegen.

„Mit Nichten!" rief der Schultheiß ruhig; „wollt Ihr gehört sein, so richtet Euch nach unserem Brauch."

Der Junker biß sich auf die Lippen, ging mit gleichgültigem Trotz zum angewiesenen Platze und wollte beginnen.

„Verzieht!" sprach nun der Schultheiß; „das Gericht will sein Recht. Ihr seid die Letzten. Frohnbote thue Deinen Spruch!"

Und Klaus trat vor und rief:

„Ist hier Jemand, der vor Gericht zu schaffen habe, der versehe sich zu dieser Stund, ehe der Schultheiß den Stab niederlege. Solches frage ich einmal! Zweistund! Dreistund! — Herr Schultheiß, es ist keine Sache mehr vorhanden!" Und er trat zurück.

Der Schultheiß aber stand auf, hob seinen Stab in die Höhe, entblößte einen Augenblick das Haupt und rief mit weithin schallender Stimme: „Ist Niemand in der Landgemeinde Steding, der es verbietet, daß diese Männer ihre Botschaft werben?" Tiefes Schweigen. Der Schultheiß wandte sich zu den Boten und rief: „Herr Junker — und Ihr, ehrwürdiger Vater, tretet vor."

Der Junker trat stolzen Schrittes vor, der Pater blieb ein paar Schritte zurück, den sinnend sorgenden Blick halb auf die Menge, halb auf die Gruppe des Gerichts gelenkt.

„Nun redet, Junker!" sprach der Schultheiß ernst und milde, und der Junker begann:

„Mich sendet mein Oheim, der Graf Burkhardt von Oldenburg und zwei Fragen läßt er Euch stellen. Erstlich: ob Ihr gewillt seid, die Burgen wieder aufzubauen, die Ihr in offenem Aufstand gebrochen. Zum Zweiten: ob Ihr wollt eine Gesandtschaft schicken sammt Eidschwur, daß Ihr für ewige Zeit wollt unterthan sein genanntem Grafen und allen seinen Nachfolgern im Lehn, also daß Oldenburg bei Euch habe Hochgericht und Heeresmacht, Bann und Mann, Wald und Wege, Wasser und Weide, den Fund unter der Erde und über der Erde, Pflug und Zug und was mehr des Herrn Recht ist?"

Ein dumpfes Murmeln in der Menge ging zuletzt in lautes Gelächter über und der Schultheiß fragte:

„Herr Junker, ist dies Euch Antwort genug?"

Der Junker wollte auffahren, aber des gewaltigen Mannes dräuender Blick hinüber zur Menge und dann zum Junker selbst, bannte das schon lose gezückte Schwert in die Scheide zurück. Der Schultheiß fuhr fort:

„Die Antwort habt Ihr schon, doch soll kein Tütelchen von der Form fehlen und sollen Euere Klagen vor der Landgemeinde verhandelt werden. Doch, Herr Junker, erlaubt mir zuvor noch die Frage: Was für Gründe hat Euer Ohm, der gestrenge Herr Graf, für seine seltsame Forderung? Redet frei. Ich trage ruhigen Sinn unter meinem weißen Haare und dieser Stab schützt Euch vor jeder Unbill."

„Noch mehr mein Schwert!" warf der Junker trotzig ein, doch wurde sein Wesen nun schon ruhiger, sein Ton freundlicher mit dem er sprach. „Für's Erste bedarf Kaiser und Reich hier eines Schutzes, damit kein Raum zum Angriff da ist, wenn ein Feind in Euern Sümpfen sich festsetzt; wir wollen Euch also schützen."

Ein höhnisches Gelächter ging bei diesen Worten über alle Gesichter und der Schultheiß meinte:

„Herr Junker, seit Jahrhunderten haben wir uns selbst geschützt gegen den fürchterlichsten Feind, — gegen das Wasser. Seit vierzig Jahren haben wir mit Euch gekämpft und keinen Fuß breit Landes habt Ihr errungen. Und Ihr wollt noch von Schutz reden?!"

„Nun, so müßt Ihr doch mit dem Kaiser enger verbunden sein, zu seinem eigenen Schutz und Trutz zu allen Stunden."

„Sind's gewesen, Herr Junker, haben's bewiesen, als der Kaiser Fritz sein Königreich Jerusalem erobern wollte. Sind wir da in hellen Haufen nach Jerusalem gezogen und haben's ihm erkämpfen helfen, mehr als sein Adel. So hat der Fritz selbst erkannt und bei unserer Kirchweih flattert die Fahne mit dem halben Monde, die unsere Burschen von Jerusalems Mauern wegrissen. Und so wird's unter uns sein immerdar. Der Stedinger Heerbann wird nimmer mangeln."

Dem Junker wurde es sonderbar zu Muthe; die einfache und doch so feierliche Art des Mannes, die so einfach angegebenen Thatsachen, deren Vertreter dort standen in schlichter Einfalt und natürlicher Kraft: sie faßten ihn tiefer und schlossen ihm Gedanken auf, die er bis dahin noch nicht geahnet hatte. Aber Gründe müßte er noch bringen; das erheischte sein Amt und seine Ehre, und er fuhr fort:

„Aber wie, wenn unter Euch selbst einmal Hader kommt? Wer soll da richten und vergleichen? Ihr habt keine Gelehrten des Rechts; Einer ist frei wie der Andere; wer versichert Euch, daß Fried und Stille und Recht in Eurem Lande bleibt?"

„Dieser Stab, Junker Georg," rief der Schultheiß mit feierlichem Ton; seine Augen glänzten weithin, seine Gestalt schien zu wachsen, indem er fortfuhr: „Seht, das ist das Zepter unseres Rechts, kein Gold und Edelstein daran, aber das Gericht ist durch ihn so heilig, als stände hier ein Engel Gottes mit flammendem Schwerte. Diese Schranke ist gehegt nur von Haselstäben und dünnen Schnüren, aber noch nie hat Willkür sie gebrochen. Fest stand sie zu allen Zeiten und wird sie stehen, gleich einer Mauer von Erz und Demant." Und so stand der Schultheiß jetzt selbst vor dem Grafen und der Schimmer seines weißen Haares, vom Glanz der untergehenden Sonne beleuchtet, erschien ihm fast wie ein Heiligenschein. Verwirrt bis zum tiefsten Gemüthe fragte er nur noch: „Aber was ist bei Euch Recht? Wer weiß da immer wie zu entscheiden ist?"

„Laßt diesen Knaben Euch antworten," entgegnete der Schultheiß und winkte einem zehnjährigen Knaben aus der Menge. Der Knabe trat unbefangen vor und der Schultheiß fuhr fort: „Beliebt es Euch, Herr Junker dem Knaben Fragen vorzulegen, wie sie unter Bauersleuten vorkommen können."

Der Junker sah den Knaben verwundert an, dann kam ein launischer Humor über ihn und er fragte mit ernstem Angesicht:

„Was ist Rechtens im Gericht mein Sohn?"

Der Knabe stemmte sich fest in die Hüften, sah den vornehmen Frager unbefangen an und im Tone des aufsagenden Schülers sprach er:

„Es soll der Richter sitzen auf seinem Stuhle wie ein griesgrimmender Löwe, den rechten Fuß über den linken schlagend und wo er aus einer Sache nicht Rechts kann urtheilen, soll er sie überlegen einhundert und dreiundzwanzig Mal."

„Das muß denn freilich endlich gerecht werden," meinte der Junker gutmüthig lächelnd und stellte dem Knaben eine zweite Frage: ‚Was machst Du, wenn Du ackerst und einen Flurstein umwirfst?"

„So rufe ich den Schöffen und den Widerpart, daß das Gemärke wieder gesetzt werde und deshalb habe ich nichts verbrochen."

„Und wenn Du etwas findest, was unter oder über der Erde?"

„Die Schöffen haben gewiesen, daß es soll Jahr und Tag beim Schultheiß gehalten werden, bis Jemand kommt, der es begehrt; so aber Niemand Klage hat, soll es getheilt werden, wie der Schultheiß schafft."

Der Junker that nun noch mehrere Fragen, die der Knabe alle beantwortete, nach dem alten Buchstaben und dem alten Gesetze und der Junker fragte mit seltsamer Befremdung:

„Sonderbar, woher weiß er das Recht?"

„Woher wir's Alle wissen, Herr Junker;" antwortete der Schultheiß. „Wie ich hier richte, so steht unser Recht seit vielen Jahren; der Vater lehrt es seinem Sohn und wo wir uns versammeln an der Schranne, da wird's stets laut gelesen und vor All..n wird gelesen: daß wir freie Bauern sind! Und deshalb — doch, die Sonne sinkt, das Gericht muß zu Ende gehen, die Männer Stedingens haben Eure Botschaft vernommen, — Euch soll Antwort werden." Der Schultheiß legte nun noch einmal die Fragen des Boten vor und rief dann dem Frohnboten zu, die Stimmen zu sammeln. Währenddem trat der Graf dicht zum Schultheiß heran, bewegt, theilnahmsvoll schilderte er ihm die Gefahr, die über den Häuptern der Stedinger sich zusammenziehe, die täglich wachsende Macht der oldenburgischen Grafen und ihrer Verbündeten; die Macht der Kirche, die Heermacht deutschen Kaisers; doch vergeblich. Der Schultheiß wieß ernst und starr auf das Volk und seinen Stab.

„Was das Volk will, das thut dieser Stab."

Der Junker versuchte ihn nun zu schrecken: der Schultheiß sei das Haupt der Empörer, ihn würde also auch die fürchterlichste Strafe treffen, — doch der Bedrohte meinte:

„Mein Hau.. steht in Gottes Hand! Falle es, wohin er will. Falle es n.. für unser Recht!"

Ehrfurchtsvoll ergriff der Junker des Bauern Hand, er versprach ihm hohe Ehren, Reichthum, den alleinigen Richterstuhl für ihn und seine Erben, doch der Schultheiß meinte:

„Tretet an Euern Platz. Die Umfrage ist geschehen, der Frohnbote kommt."

In seltsamem Gemisch von Ehrfucht und Zorn, von Liebe und a.. stolzem Trotze, trat der Junker zurück, während der Frohnbote an die Schranke trat und mit erhobener Stimme rief:

„Auf vorgelegte zwei Fragen haben die Männer des Gaues Steding einmüthig ein Nein zur Antwort gegeben und ist auch nicht ein einziges Ja erfunden worden."

Der Schultheiß erhob sich, schwenkte seinen Stab und rief: „So schließe ich das Gericht!"

„Verblendete! Unglückliche! Haltet ein, Ihr wißt nicht was Ihr thut!" rief pl..lich der Junker, getrieben von Mitleid und Sorge, im Gefühle seiner und seiner Verbündeten Macht.

„Ihr habt Euern Bescheid, Herr Junker!" sprach kurz und ernst der Schultheiß. „Das Gericht ist aus!" Mit diesen Worten legte er seinen Stab nieder und in der weiten, tiefen Stille hörte man nur den einen Laut, wie der Stab auf den Tisch klopfte.

Nun aber kannte der Junker keinen Halt mehr, er sprang vor, legte die Hand an das Schwert und begann mit lauthindräuendem Tone: „Ihr wollt den Krieg — so habt ihn denn! Und so rufe ich Euch hier Tod und Verder—" weiter jedoch kam der Junker nicht; die Hand, die das Schwert halb aus der Scheide gezogen, drückte es mechanisch wieder zurück; der Mund mit den dräuenden Worten schloß sich, die Zornesblässe des Gesichtes verwandelte sich in leichtes Roth und die todtblitzenden Augen waren in verklärtem Glanze fest auf ein Mädchen gerichtet, das aus dem nahen Hause trat und rasch nach vorne kom.. wollte, aber beim Anblick des Junkers, wie gebannt stehen blieb, leise zitternd die Hand auf das Herz gelegt, über und über roth in jungfräulicher Schaam und die großen, tiefblauen Augen mit Gewalt zu Boden gesenkt.

Es war ein wunderbarer, lebensentscheidender Augenblick für diese beiden jungen Herzen. Es giebt eine Liebe, die zückt urplötzlich durch die Seelen, urplötzlich zündend, um im Zünden zu tödten oder zu erlöschen; es giebt eine andere Liebe, die flammt mit düsterrothem Schein wie ein Nordlicht, sie erhellt ohne zu erwärmen; dann giebt es eine Liebe, die steigt auf wie die Sonne, wie die Sonne hinter den Bergen, allmälig, aber immer schöner und klarer; und wieder giebt es eine Liebe, die ist wie die Sonne des Südens auf dem weiten Ozean: sie ist da, auf einmal; ganz und voll, in höchster Klarheit und blendendstem Glanze. Solch eine Liebe war es, die hier auf einmal aufging in Hoheit und Größe! In deren Glanze der Graf und das Bauernmädchen sich fanden und banden; sich verschmelzen zu Einer Liebe, zu Einem Wesen, Einem Herzen! — Sich fanden, ehe sie es wußten, ahneten, ehe sie wußten was Liebe sei. Aber nur zwei von Allen hatten dies erkannt, wenn auch nicht in voller Bedeutung des Augenblicks, so doch mit tiefem Blick in den geheimen Prozeß, den die Natur hier spielte; der Eine weil er haßte, der Andere weil er liebte.

Der Eine war der Klaus vom Ipenhof, der Andere ein junger Bauer, Kurt vom Bühel. Wie Jener den Junker haßte, so liebte Dieser das Mädchen und mit Einem Blicke hatten sich beide Männer verstanden, mit einem Blicke dämonischer Gluth.

Der Schultheiß aber ging dem Mädchen entgegen und sagte: „Du kommst zu guter Stunde." Dann führte er das Mädchen dem Junker zu und nannte sie ihm als seine Tochter Elsbeth. Der Junker schwieg, das Mädchen auch und der Schultheiß sagte: „Der Feind bleibt draußen — der Gast soll mir hoch willkommen sein in meinem Hause. Wollt Ihr des Bauern Haus mit Eurer Gegenwart beehren?"

„Gern, gern!" rief der Junker.

„So gieb dem Junker nach altem Brauch den Gastkuß, Elsbeth," mahnte der Vater; aber das Mädchen floh auf einmal wie ein angeschossenes Reh von dannen und während Alle ihr staunend nachschauten, flüsterten Klaus und Kurt sich zu, mit bebendem Munde und unheimlichen Blicken.

(Fortsetzung folgt.)

Die englisch-französischen Generale im Orient.

„Ich male keinen Engländer!" lautete die von patriotischem Hasse eingegebene Antwort des Malers David, als nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris der Herzog von Wellington sein Portrait von der Hand des berühmten Künstlers wünschte. Und dieser Haß war nicht etwa nur dem Künstler, war nicht blos dieser oder jener Klasse der Franzosen eigen, nein er nagte am ganzen Volke, und von allen ihren Besiegern wählten sich die Franzosen gerade die Engländer zum bittern Hasse aus. Der Haß zwischen beiden Nationen war übrigens seit vielen Jahrhunderten traditionell geworden, ... Waterloo und St. Helena verliehen ihm aber neue Nahrung, und wenn später auch in uns noch nicht zu fern liegender Zeit viel von dem „herzlichen Einverständniß" zwischen England und Frankreich gesprochen wurde, so dauerte doch die Abneigung der Einen gegen die Andern nicht minder fort.

Erst die jüngste Zeit gewährt uns das außerordentliche Schauspiel einer englisch-französischen Kriegsallianz, des Fraternisirens alter Feinde, wobei es scheint, als sollten alle störenden Erinnerungen früherer Zeiten für immer begraben sein; denn wenn Lord Raglan, der im Jahre 1815 bei Waterloo die Franzosen mitbekämpfte, und mehrere Decennien lang die Feier dieses Siegestages in London nie versäumte, vor einigen Monaten nebst seinen Begleitern enthusiastisch in Paris begrüßt wurde, so müssen die Franzosen allerdings viel vergessen haben. Gewiß muß es aber Vielen von ihnen wie ein Traum vorkommen, daß die englischen Nationalmelodien: „God save the queen" und: „Rule Britania" unter das Repertorium der französischen Militärmusik aufgenommen worden sind.

Heute, wo wir dieses schreiben, haben die Soldaten Englands und Frankreichs bereits gemeinschaftlich die Schlacht an der Alma geschlagen, und betreiben eben jetzt im Verein die Belagerung von Sebastopol, so daß ihr Bündniß auf dem Schlachtfelde geweiht worden. Aus dem glänzenden Reigen ihrer Führer hat aber zugleich auch schon der Tod Einen herausgerissen, Einen der Sechse, die unser heutiges Bild den Lesern vorführt.

Leroy de St. Arnaud stammt aus einer angesehenen Bürgerfamilie zu Paris, wo er auch im Jahre 1801 geboren wurde. Er trat 1816 in die königl. Leibgarde, verließ aber bald darauf den aktiven Dienst und wendete sich erst 1831 der militärischen Laufbahn wieder zu. Nach kurzer Zeit erhielt er das Lieutenantsportepée, zwanzig Jahre später wurde ihm der Marschallrang zu Theil, ein Avancement, so schnell wie es gegenwärtig sonst in keiner andern Armee stattfindet. St. Arnaud durchschritt in der



Der Herzog von Cambridge. General Brown. Lord Raglan. Canrobert. St. Arnaud. Prinz Napoleon.

Zwischenzeit alle Stufen der militärischen Hierarchie; er diente dabei wechselsweise auch in der Fremdenlegion, eben so unter dem berühmten Corps der Zuaven, und erntete überhaupt seine Grade und Lorbeern auf den Schlachtfeldern Afrika's. Im Jahre 1851 kommandirte er eine Division in Paris, wurde bald darauf von Ludwig Napoleon, der damals noch Präsident war, zum Kriegsminister ernannt, und erwies sich in dieser Eigenschaft als Hauptbeförderer des Staatsstreichs vom 2. December 1852, für welche Leistungen ihm auch der Marschallsstab zufiel. Als moralischer Charakter schon vorher wenig geachtet, trug seine damalige Handlungsweise nicht dazu bei, ihn in den Augen rechtlicher Leute zu heben, er blieb indessen als Kriegsminister im Amt, bis beim Ausbruch des Krieges mit Rußland er sich zum Oberbefehlshaber der Armee im Orient zu ernennen lassen wußte. Der Tod, in Folge eines alten Körperleidens, ereilte ihn, als er eben nach monatlanger Unthätigkeit den Angriff auf die Krim begonnen hatte. St. Arnaud war ein tapferer Soldat, mehr läßt sich nicht von ihm sagen.

Nicht so wie St. Arnaud hat der englische Oberbefehlshaber im Orient, James Henry Fitzroy Somerset, Lord Raglan, den größten Theil seines Lebens auf den Schlachtfeldern zugebracht. Geboren 1788, verdankte er seine ersten militärischen Grade nicht dem Verdienste, sondern der Geburt, was ihn jedoch nicht hinderte, sich bald als ausgezeichneten Generalstabsoffizier zu beurkunden, so daß ihn auch Wellington 1809 zu seinem Adjutanten wählte. Während des ganzen Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel fungirte er als Sekretär des Generalstabs, wobei er im Felde ebenso tapfer war als im Kriegskabinet umsichtig. Er nahm an allen blutigen Schlachten, Kämpfen und Belagerungen jenes Feldzuges Theil, und avancirte dabei vom Kapitän bis zum Oberstlieutenant (1812). In der Schlacht bei Waterloo (1815) büßte er den rechten Arm durch eine Kanonenkugel ein, worauf er sich aus dem aktiven Kriegsdienste zurückzog, und nach einander mehrere Militärverwaltungsstellen bekleidete. In der Armee fortavancirend, erhielt er nach Wellington's Tode die Würde eines General-Feldzeugmeisters, und wenn auch in einem langen Zeitraume dem Kriegsleben selbst fremd geworden, scheint bei seiner hohen militärischen Bildung seine Ernennung zum Oberbefehlshaber im Orient doch kein Mißgriff des englischen Ministeriums gewesen zu sein.

An der Seite des Lords Raglan steht der durch seine Tüchtigkeit bekannte General Brown, ein Mann, der wenig aus dem aktiven Kriegsdienst kam und im englischen Hauptquartier dieselbe Rolle spielt, welche dem General Canrobert im französischen zugefallen ist. Brown und Canrobert können daher als die Doppelseele der orientalischen Armee betrachtet werden.

Der englischen wie der französischen Regierung hat unbestritten eine besondere Absicht untergelegen, daß jede von ihnen einen Prinzen von Geblüt, mit einem Commando betraut, der Expeditionsarmee beigab. Englischer Seits wurde hierzu der Herzog von Cambridge, Sohn des ehemaligen Vicekönigs von Hannover und geboren 1819, ausersehen, der in prinzlicher Weise seine Generalsstelle erlangt hat. Von Seiten Frankreichs fiel die Wahl auf den Prinzen Napoleon Bonaparte, den Sohn des ehemaligen westphälischen Königs Jerome. Von den militärischen Fähigkeiten dieses Prinzen, der 1822 zu Triest geboren wurde, weiß man so wenig als von denen des Herzogs von Cambridge. Er stand früher einige Zeit in der würtembergischen Armee (seine Mutter war eine Tochter des Königs Friedrich I. von Würtemberg), führte aber später ein ungebundenes Leben und befand sich meist auf Reisen. Nach der Februarrevolution wählten ihn die Korsen in die verfassunggebende, ebenso in die gesetzgebende Nationalversammlung und er bekannte sich als Volksvertreter zu entschieden social-demokratischen Grundsätzen. Die social-demokratische Partei, mißtrauisch gegen alle Napoleoniden, ließ sich jedoch nicht mit ihm ein, selbst dann nicht, als er, im April 1849, zum Gesandten in Madrid ernannt, plötzlich von diesem Posten zurückgerufen wurde, weil er sich mit offnem bittern Tadel über die Politik seines Vetters, des Präsidenten, ausgesprochen hatte. Nach der Wiederherstellung des Kaiserreichs eventuell zum Thronfolger ernannt, scheint sich der Prinz Napoleon mit dem Kaiser wieder ausgesöhnt zu haben, doch mag sich gleichwohl der Sohn Jerome's von seinen alten Ansichten noch nicht ganz frei gemacht haben, denn beim Beginn des Feldzugs im Orient sah man wenigstens die ewigen Juden der Revolution zahlreich um ihn geschaart und seine Verbindungen mit den ungarischen, polnischen und italienischen Flüchtlingen veranlaßten endlose Zwistigkeiten zwischen ihm und St. Arnaud, zu deren Beilegung es eines gegen den Prinzen gerichteten, kaiserlichen Machtspruches bedurfte. Der Prinz hat von allen Napoleoniden die größte, ja wirklich eine auffallende Aehnlichkeit mit dem berühmten Kaiser; wie viel er von dessen militärischem Genie besitzt, hatte er noch nicht Gelegenheit darzuthun; als unbestritten geistreich und energisch jedoch hat er sich überall, wo und wie er bisher auftrat, gezeigt.

Als befähigtsten unter den französischen Generalen im Orient dürfen wir den Generallieutenant Canrobert betrachten, dem auch durch den Tod St. Arnaud's zur Stunde das Obercommando zugefallen ist. Ein Zögling der Militärschule von St. Cyr steht er jetzt im Alter von 45 Jahren, gehört ebenfalls zu den in Afrika herangebildeten Offizieren und zeichnet sich ebenso sehr durch Kaltblütigkeit und glänzende Tapferkeit als durch seine strategischen Kenntnisse aus. Wie St. Arnaud diente er eine Zeit lang in der Fremdenlegion und später unter den Zuaven. Von seinen zahlreichen glänzenden Waffenthaten (er nahm an fast allen Kämpfen und Expeditionen in Afrika Theil) sei hier nur des Mordgefechts bei Bahl erwähnt, wo er sich mit 150 Mann gegen 3000 Feinde siegreich vertheidigte. Noch mehr zeichnete er sich 1849 aus, wo er seine von der Cholera arg mitgenommenen Zuaven von Aumale aus nach der Zaatscha führen mußte und mit der kranken Mannschaft, der er ein besorgter Pfleger war, die größten Heldenthaten ausführte.

Um seiner strategischen Kenntnisse willen wurde er vorzugsweise dem Marschall St. Arnaud beigegeben, und der Operationsplan in der Krim ist auch fast ausschließlich sein Werk. Die speziell von ihm befehligte Division war es, welche auf dem bekannten entsetzlichen Marsche durch die Dobrudscha mit unsäglichen Leiden zu kämpfen hatte, mit der Ungunst des Klimas und den Verheerungen der Cholera, die ihm dem General, wie damals auf dem Marsche durch die Zaatscha, Gelegenheiten gaben, seine rastlose Fürsorge für die Truppen zu bewahren. Canrobert, seit 1850 General, gehört zu den auserlesenen Günstlingen des Kaisers, dem er zur Zeit des Präsidiums schon als Adjutant diente und diesen Posten erst aufgab als er das Commando einer Division im Orient erhielt. Er ist, wie fast die ganze französische Generalität, klug genug, sich den am Kaiserhofe herrschenden Modeansichten zu fügen. Zu wundern braucht es uns daher nicht, wenn der tapfere General nach der Schlacht an der Alma an die Kaiserin der Franzosen schrieb, daß die ihm von Ihrer Majestät verehrte Medaille der Jungfrau Maria zur unbefleckten Empfängniß ihre Wunderkraft bewährt habe und er inmitten des Kugelregens verschont geblieben sei. Mit einem Wort, der General Canrobert ist ein kluger Mann, bei dem Alles mithelfen muß.

Bilder vom Schlachtfelde an der Alma.*

(Nach Privatbriefen eines englischen Offiziers und Augenzeugen.)

Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende lang waren die Wasser der Alma ruhig durch die schweigenden Berge und Hügelwellen ihrer Ufer gegangen. Heute trug sie noch immer auf ihrem blutigen Rücken zahllose Trümmer von Menschen und Kleidern und Waffen und schien oft erstarrend stillstehen zu wollen über die Scenen, die sich meilenweit um sie streckten. Zuerst kamen wir

* Als Freunde der Humanität haben wir das Recht und die Pflicht, die Kinder der Zeit christlicher und menschlicher zu taufen, als die Herren, welche durch politische und kriegswissenschaftliche Bildung in der Wahl ihrer Ausdrücke und Gedanken censirt und beschränkt sind. So nennen wir die glorreiche Schlacht an der Alma vom 20. September dieses Jahres, worin die alliirten Westmächte mit 8—9000 Verwundeten und vielleicht doppelt oder dreifach so viel Todten siegten, nicht blos eine Niederlage für Rußland, sondern für die ganze, stolze Civilisation unsers Jahrhunderts. Die wirkliche

auf ein Feld niedergemähter Russen, unter denen noch Unzählige die schrecklichsten Lebenszeichen von sich gaben — zwei Tage nach der Schlacht. Die Todten schienen hier trotz ihrer verzerrten Gesichter, ihrer zerschossenen Leiber und abgerissenen Glieder die einzigen Glücklichen. Einer derselben hatte zwischen den Zähnen, die auf einer Seite durch die abgeschossene Backe grinsten, ein grobes Stück schwarzes Brot und in einem leinenen Beutel harte, zerriebene Brocken. Um drei kleine, jetzt kalte und nasse Feldöfen lagen die Todten und Verwundeten am Dichtesten. Englische Soldaten eilten rasch durch und über die Leichen hin, um die noch Lebenden auf Bahren zu laden und zu entfernen: ein edeler Zug, wenn man bedenkt, daß sie unter ihren eigenen niedergemähten Brüdern noch lange nicht mit der Sonderung der Lebendigen von den Todten zu Ende waren. Den Bahren für die Lebendigen folgten die Sammler der Todten, welche, wie sie waren und lagen, ergriffen und in ein einziges Grab gestürzt wurden, das in ihrer Mitte so tief und weit gegraben worden war, daß es nicht weniger als 1230 Leichen aufnahm. Wie viel nahmen die andern Russengräber auf? Wie viel die der Franzosen? Die der Türken? Die der Engländer? Viel, sehr viel, Tausende, aber lange nicht so viel, als die Cholera, im Gefolge der zögernden Diplomatie, niedergewürgt hatte.

Die englischen Gefallenen wurden ebenfalls in große Riesengräber gepackt, nur daß sie etwas regelmäßiger geschichtet wurden. Unser Augenzeuge beschreibt die Scene, wie die Lebenden massenweise mit Bahren umhereilen und unter den durcheinander verrenkten Todten und Verwundeten umhersuchen, wer für die Lazarethschiffe, und wer für das Grab passe, wie sie bald entstellten Leichnamen, bald wimmernden Sterbenden Decken und Tücher von dem Körper ziehen, und durch Fühlen und Rütteln probiren, ob er reif sei für die Riesengruft. Im letztern Falle wird er rasch ergriffen und nach dem unersättlichen Schlunde getragen. Hier wird er wie ein Stück Balken hinuntergelassen, von den Ordnern unten ergriffen und so grade und eng als möglich auf und an die Andern geschichtet, damit er so wenig Platz als möglich einnehme. Hier und da hört man einen Schmerzensruf. Ein Lebender erkennt in dem Todten einen Freund, und schickt ihm einen kurzen Abschiedsgruß in das Massengrab hinab, wo er bald unter den Schichten neuer Leichen, die von allen Seiten herbeiströmen, verschwindet. „Glücklich seid ihr!“ hört man öfter ausrufen, wenn das Jammergeschrei der Verwundeten, die um den Tod oder um Wasser flehen, bis an den Rand des Grabes heranschrillt. Niemand giebt euch den Tod! Ihr müßt liegen bleiben und ihn abwarten. Niemand giebt euch Wasser, die Qual des Durstes, die noch viel entsetzlicher brennt, als eure Wunden, zu mildern. Es fehlt an Wasser. Es fehlt an Lumpen und Charpie und Aerzten und Medizin, die sich anderswo, nur nicht hier, hundertcentnerweise in irgend einem Vorrathskeller befindet; so macht, daß der Tod eure Leiden beendigt, denn die Hülfe, die euch erwartet, ist viel schrecklicher. Im besten Falle werdet ihr auf entsetzliche, stauchende Karren gepackt, drei englische Meilen weit über Stock und Stein nach dem Meere auf's Schiff gebracht, wo ihr zusammengeschichtet, wie Todte, mit Maden in euren Wunden, endlich in der großen türkischen Kaserne von Scutari ankommt und die herrlichste Labung finden werdet, vorausgesetzt, daß ihr warten könnt, bis die drei Wochen nach der Schlacht in England begonnene Bettelei um Lumpen und Geld abgeschlossen und der Ertrag 1000 Meilen weit „mit Gelegenheit“ angekommen sein wird.

Unser Augenzeuge sagt, daß die Franzosen auf bequemen, bedeckten, in Federn hängenden Wagen, für je zwölf Mann bettenartig eingerichtet, sofort an die wohleingerichteten Orte weiterer Verpflegung entfernt worden seien und bei ihnen überhaupt Alles musterhaft genannt werden müsse im Vergleich zu der englischen Confusion und Verwirrung, zu dem Mangel an allen Vorkehrungen für Verwundete und Kranke. Die große Krim-Expedition und die Schlacht war den englischen Regierern plötzlich octroyirt worden. Nach ihrer Weisheit durften Russen und Engländer nie in feindliche Berührung kommen. Ihre schwere, auferlegte Kriegssteuer sollte friedlichen Zwecken dienen, so daß die besteuerten, patriotischen Engländer erst drei Wochen nach der Schlacht 1000 Meilen weit anfingen, sich unter Leitung der Times-Leitartikel patriotisch und leidenschaftlich mitleidig der Verwundeten privatim anzunehmen. „Hätte man“, fährt unser Augenzeuge fort, „ein paar Tausend Mann von der Marine, die vor Langerweile und Cholera umkamen, gelandet, wie es mehrmals vorgeschlagen worden war, sie hätten freudig Alles gethan, was uns oblag gegen die Tausende von verwundeten und todten Freunden und Feinden. Wir wären dann auch im Stande gewesen, unsern Sieg zu verfolgen und so den Frieden zu beschleunigen. Jetzt blieb unser Sieg zunächst ohne Erfolg, da wir uns in Angst und Arbeit um Todte und Lebende erschöpfen mußten, ohne letzteren in Menschlichkeit und Mitleid gerecht werden zu können.

„Nach langer Weigerung und mit dem größten Widerstreben gab endlich bei Balaklava Admiral Dundas, der erste Commandeur unserer Flotte und der Erste, wie es scheint, in Verachtung von Lorbeeren, so daß er ein intimer Freund der Aberdeen's bleiben wird, 1000 Marine-Mannschaften zum Landdienste her. Man sah es ihrer begeisterten Riesenkraft, womit sie die schwersten Kanonen auf den Berg hinauf zogen, an, daß sie nach langem, schmachvollem Müßiggange das Glück, jetzt etwas thun zu dürfen, zu würdigen und zu genießen verstanden.“

„Sehr früh verließen wir am 23. September die blutigtriefenden Höhen der Alma. Schon in der Dämmerung fingen die Franzosen an, auf eine effektvolle Weise von den Höhen, die sie genommen hatten, Abschied zu nehmen. Alle Musiker und Tambours waren versammelt und bliesen und schmetterten und wirbelten und schossen Salven dazu so wild und schrill, so jauchzend und leidenschaftlich, daß wir unter unsern Zelten rasch aufsprangen, als gäb' es eine neue Schlacht zu gewinnen. Auch die Soldaten außen, die um die matten Wachtfeuer herum in der Nacht erstarrt waren, wurden sofort wieder gelenkig und bald marschfertig. Ich werde unter allen den massenhaften Erinnerungen von unbeschreiblichen Gräuelscenen nicht die einfache Thatsache vergessen, wie ein paar unserer Leute einen sterbenden Russen, der zum Feuer heranzukriechen suchte, sanft aufhoben und dicht herantrugen und er seine brechenden Augen aufschlug und einen tiefen, schmerzlichen Dank lächelte. Zu weiterer Fürsorge hatten wir weder Zeit noch Mittel. Die Nebel der Nacht krochen langsam über die Hügel und enthüllten uns neue Scenen des Schreckens und

Bildung ist Ehrlichkeit und ehrenhafte That mit Verstand, Muth, Ueberlegung, Berechnung und Menschlichkeit. Der jetzige Krieg mit seiner Menschenvertilgung im Großen, dabei am Wenigsten durch feiges Geschoß, sondern durch Fieber des Müssigganges, Cholera und beispiellos barbarische Vernachlässigung der Kranken und Verwundeten, ist eine Folge der Heuchelei, der Lüge und Feigheit, des Zögerns, unsinnigen Vertrauens und unsinnigen Mißtrauens, die faule, aufgeplatzte Frucht eines über Europa hin künstlich verzweigten Giftbaumes, der in den Jahren nach den „Freiheitskriegen,“ besonders 1815, gepflanzt ward. Alle Contrahenten und Mitschuldige dieses Krieges halfen graben und pflanzen und pflegten den Baum und oculirten ihm mit diplomatischer Weisheit noch besondere Keime ein und freuten sich, wenn sie trieben und gediehen. Der Hauptkunstgärtner an dieser Pflanze war die englische Politik (die Niemand mit dem englischen Volke und den tapfern, unglücklichen Opfern dieser jetzigen Metzgerarbeit verwechseln wird), war diese Aberdeen'sche Richtung, die jetzt altersschwach, pfiffig und verlegen über „das freieste, gebildetste, größte, reichste Volk der Erde“ regiert und sich gewissenszitternd und verwirrt gerade in den Krieg tiefer hineingetrieben sieht, welchen man durch den Baum „des europäischen Gleichgewichts“ und dessen diplomatische Pflege durch vierzig Friedensjahre hindurch abzuhalten und unmöglich zu machen wähnte.

Unwillig und unwillkürlich, vertrauend auf schwebende Friedensunterhandlungen und ihnen mißtrauend, war die Diplomatie mit ihren Soldaten endlich bis Varna fortgestoßen worden. Der „heilige“ Krieg des „Rechts“ gegen „Unrecht,“ der „westlichen Civilisation“ gegen „asiatische Barbarei,“ die „Begeisterung“ für den Frieden und die heiligsten Interessen der Bildung lag hier gefesselt im Schmutze und Müßiggange. Und der allmächtige Adler, der mit unsichtbaren Schwingen fortwährend über die Menschheit hinkreist und sich auf jede Stelle gierig niederstürzt, wo sich Aas versammelt — die Cholera — raffte hier die Soldaten tausendweise hinweg, ohne daß sie sich wehren durften. Aber die Cholera wiegelte die auf, welche sie nicht niederwürgen konnte. Die Soldaten wurden rebellisch, die Disciplin begann sich zu lösen. Man schrie lauter und lauter: Lasset uns als Vertheidiger der Civilisation, als brave Soldaten, lieber im Kampfe sterben. Wir wollen nicht als müßige, gebundene Opfer der Diplomatie und Cholera hier wehrlos tausendweise verenden. So übernahm die Cholera das Ober-Commando über die Vertheidiger westlicher Civilisation und führte sie auf die Halbinsel Krim hinüber. „Sebastopol“ war das Zauberwort, welches den Geist der Rebellen bannte und vertrieb. Die Expedition, die Landung, das Vorbringen bis zur Alma, die entsetzliche, wüthende Schlacht hier sind für die Herren der Kriegswissenschaften großartige Erscheinungen. Wir unsererseits kommen zwei Tage nach der Schlacht, am 22. September Morgens, zur Stelle und sehen uns hier vermittelst eines Augenzeugen die große Niederlage unserer ganzen europäischen Civilisation als Menschen an.

Die Redaktion.

der Verwüstung, die wir früher noch nicht gesehen, die dunkeln, blitzenden Colonnen der Franzosen vor uns, die sich bildenden Reihen unserer eigenen Regimenter, unter denen so viele jetzt erst ihre Nachbarn vermißten, und in weiterer Ferne unsere Flotte mit ihren geschwollenen Segeln und unendlich langen Dampfwolken. Aber was ist das für eine schwarz gefleckte Stelle in der Ebene vor uns? Eine todte Masse, aus der sich zuweilen Arme und jammernde Rufe erheben, aber immer wieder ohnmächtig versinken und erlöschen. Das ist die Ebene, wo die Russen am Längsten standen und sie am Dichtesten fielen. Mein Gott, sechzig qualvolle Stunden hatten sie gelegen und waren noch zu Hunderten am Leben, ohne daß wir etwas thun konnten, ihnen endlich die Qualen oder wenigstens den Tod zu erleichtern. Siebenhundertundfunfzig Mann blieben hier hilflos auf der Ebene liegen. Zwar hatten die Unsrigen ihre Wunden möglichst verbunden, aber was konnten wir weiter thun, da unsere eigenen Brüder in Massen aus Mangel an Pflege und Unterkommen elendiglich hinstarben? Doch ich darf hier Dr. Thomson vom 44sten Regiment nicht vergessen. Er blieb allein für die 750 verwundeten Feinde unter vielen Todten, die seit der großen Beerdigung von gestern gestorben waren, zurück. General Estcourt sandte außerdem auf Befehl Lord Raglan's in ein benachbartes Tartarendorf, wo die Einwohner eben zurückgekehrt waren, und ließ ihnen die Aufgabe des Dr. Thomsen und ihre Pflicht gegen die Verwundeten erklären und zugleich bitten, daß sie bei etwaigen Ueberfällen von Kosaken den in Schutz nehmen möchten, welcher zur Rettung der Unglücklichen allein in Feindeshand zurückbleibe.*

Von acht Uhr an marschirten wir gegen die Katscha, welchen Fluß die Russen ohne Opposition frei gegeben. Bald erfuhren wir, daß sie sich sogar auch hinter den Belbeckfluß zurückgezogen hatten, so daß wir ohne Hinderniß vordrangen, bis wir den weißen Leuchtthurm von Sebastopol hinter den Hügeln hervor und über Steppen und grüne Thäler hinwegschimmern sahen. Um drei Uhr bekamen wir die herrlichen grünen und üppig bewaldeten Ufer der Katscha zu Gesicht. Lord Raglan ritt mit seinem Gefolge weit voraus zum größten Erstaunen eines preußischen Offiziers unter uns, der laut erklärte, daß dies ganz gegen alle Kriegsregeln sei. Allerdings hätten ihn ein paar hundert Mann Kavallerie von uns abschneiden und gefangen nehmen können, aber es schien ihm darauf anzukommen, Verachtung vor den gefürchteten Kosaken zu zeigen. Später zog er sich beim Anblick eines Feindes noch zu rechter Zeit zurück.

Die Katscha ist ein schmales, reißendes Flüßchen mit steilen Ufern wie die Alma. Ihr ganzer silberner Lauf zwischen dem üppigsten Grün war durch niedliche, weiße Häuser und Hütten besternt mit den herrlichsten Obstgärten und Weinbergen, aber nirgends waren Bewohner sichtbar. Das erste Gebäude auf unserm Marsche selbst war ein kaiserliches Posthaus mit einer Säule und dem doppelten Adler. Ein blau- und weißgeringelter Meilenzeiger sagte uns, daß wir noch 10 Meilen (englische, etwas über zwei deutsche) von Sebastopol entfernt waren. Im Posthause war alles ausgeräumt und die Immobilien beschädigt und zerhackt. — Zwischen niedrigen Wänden, über die sich Obstbäume mit reifen Früchten überladen schwer herabneigten — die willkommenste Erquickung für uns in der Hitze, welche der kalten feuchten Nacht gefolgt war, ging unser Marsch weiter, bis wir eine Villa erreichten und Halt machten, um unsere herrlichen Aepfel, Birnen, Aprikosen, Pfirsiche und ungeheuere, würzige Weintrauben in einiger Ruhe zu verzehren. Die Villa, einem Landarzte gehörig, war von den Kosaken auf das Entsetzlichste total ruinirt und verwüstet worden. Eine Veranda, herrlich überwölbt von Rosen, Jasmin und mir unbekannten Blumen, lag voller zerschlagener feiner Meubels. Jede Scheibe war zerbrochen. Die Weinfässer lagen zerschlagen in ihrem Weine. Massen verschiedenen Getreides bedeckten den Boden, die feinsten Glas- und Porcellanwaaren die ganze Küche. Vor der Thür saß nur ein lebendes Wesen, eine zutraulich an heißer Sonne blinkende und schnurrende Katze. Der Anblick des Innern läßt sich nicht leicht schildern. Große Trumeaux zerschmettert und zerschlagen, Betten aufgerissen und die Federn umhergestreut über Ruinen von Sopha's, Stühlen, Tischen, Fauteuils, Bücherschränken, Bildern und Rahmen, Heiligenbildern, Medizinflaschen, weibliche Handarbeiten, Büchern, Schuhen und Stiefeln! Alles zerrissen, zerschmettert, zerschlagen und chaotisch durcheinander gerissen. Selbst Thüren, Thore und Wände waren zerhackt und zerhauen. Hier sah ich, was Barbarei, was Vandalismus ist. Es ist zwar „kriegswissenschaftlich," dem Feinde möglichst alle Nahrungsquellen vor der Nase zu zerstören, aber schwerlich hätten wir Sopha's, Thüren und Wände eingesteckt. Jetzt glaubte ich es, daß die Einwohner von Odessa für den Fall, daß wir Miene machten, es zu nehmen, Befehl erhalten hatten, die ganze herrliche Stadt der Erde gleich zu machen. Opferte man doch einst Moskau, obgleich dies ein ganz anderer Fall war, nämlich der Fall Napoleon's, während wir ohne Odessa auf die verschiedenste Weise uns gut überwintern konnten.

Unsere Leute und Pferde schwelgten in Weintrauben und Getreide, während wir bis Eskel vorgingen und uns in dem Hause eines hohen russischen Offiziers niederließen, so weit dies die Trümmer ehemaliger Herrlichkeit zuließen. Alle Häuser des Dorfes waren auf ähnliche Weise zerstört, wie das beschriebene und immer desto wüthender und gründlicher, je vornehmer sie gewesen waren. Ein merkwürdiger, schon oft bewährter Beleg des tückischen Hasses der Rohen und Verwahrlosten gegen die Bildung — eine Thatsache, ein Zug, der von größerer geschichtlichen Bedeutung ist, als man bisher geglaubt. Wo die Rohheit und Verwahrlosung in einem Volke überwiegt, da herrscht sie und liefert der Despotie Werkzeuge, den Trieb nach menschlicheren Zuständen unter der cultivirten Minorität niederzuhalten. Hier ist der Schlüssel zu manchen scheinbaren Räthseln der Geschichte von Marius an bis auf die neueste Zeit. Das hochgebildete Rom, das schöne Griechenland — beide gingen durch die Majorität gewordenen Sklaven unter und zerfielen in Barbarei. Amerika, das der Sklaverei durch Congreßbeschluß neues Terrain verschaffte, hat hier, wenn irgendwo, seine Achillesferse. — Man kann sich und seinen Kindern keinen größeren Dienst erweisen, als die Kultur der Massen zu fördern. Der amerikanische Grundsatz: Man muß das Volk unterrichten und bilden, damit es uns nicht gefährlich werde, ist der einzige gesunde in der Politik, nur daß die Amerikaner (auch die im Norden) durch ihre Brandmarkung jedes Menschen, der noch ein Tröpfchen „Farbe" an sich hat, diesem Grundsatze und sich selbst ein Grab graben.

Doch wie komme ich auf meinem Marsche gen Sebastopol zu dieser Weisheit? I nun, wir brauchten es nicht zu fürchten und nicht zu erobern, wenn dieser Grundsatz auch in Rußland gälte. Sah ich doch, daß die Barbaren nicht immer das Bild des Kaisers, welches man neben silber- und goldumstickten Heiligen fast in jedem Hause fand, geschont hatten. Die Häuser bestehen fast alle nur aus einem Stockwerk. Was ihnen an Höhe abgeht, sucht man durch Tiefe und Breite zu ersetzen. Jedes steht einzeln malerisch hinter niedrigen Wänden und Obst- und Blumengärten und Bäumen. Fast jedes hat eine schwer mit Wein bedeckte Vorhalle. Die Zimmer waren da, wo die Zerstörung nicht eingedrungen war, überall sehr rein und sorgfältig geweißt. Große Räume daneben mit Weinpressen und Ackerwerkzeugen, Ställen und Schuppen vollenden des Krim-Bauern Haus und Hof.

Nach Uebernachtung an den Ufern der Katscha marschirten die alliirten Truppen am heißen 21. September, einem Sonntage, mit Zurücklassung einer neuen, großen Masse Verwundeter, Kranker und Todter (jedoch ohne einen Feind gesehen zu haben, als weitere Folgen der Schlacht und die Cholera) durch rauhe hügelige Gegenden nach dem Flusse Belbeck und einem Dorfe gleiches Namens bis $^3/_4$ deutsche Meilen nordöstlich von Sebastopol und am 25. vor Sebastopol vorbei bis Balaklava am Meere, ohne jemals vom Feinde behindert zu werden. Spuren der russischen Flucht, Todte, Sterbende, Kleidungsstücke, zerbrochene Waffen, Wagen u. s. w. fand man sehr oft auf dem Marsche. Das Vordringen nach Balaklava, im Angesichte der gefürchteten Festung mit einer dichtgedrängten Armee von Kanonen und Soldaten, wird strategisch als eine der kühnsten Bewegungen, die jemals in einem Kriege vorkamen, bezeichnet. Der Weg nach Balaklava ist ohnehin enge und von allen Seiten von Berg und Wald eingeschlossen, so daß der Feind unendlichen Schaden thun, wo nicht den ganzen Marsch hätte verhindern können, wenn er ihn vermuthet und für möglich gehalten hätte. Durch dichten Wald und zwischen Bergen hindurch schimmerten oft die weißen Häuser von Sebastopol, in dessen Kanonenbereiche oft ganze Abtheilungen hinmarschirten, ohne jemals Bekanntschaft mit deren Tragweite zu machen. Nur ein Mal bekamen die Alliirten ein russisches Corps zu Gesicht, das aber durch einige Rifle-Sal-

* Dr. Thomson ist in Folge seiner Anstrengungen gestorben.

ven und Cavallerieangriffe bald in die hastigste Flucht geschlagen ward, so daß sie zwei Meilen lang den Weg mit einer großen Menge Bagage, Munition, Kleidungsstücken, Koffern, Juwelen und 20,000 Thalern baarem Gelde bestreuten. Darunter auch die Equipage Menschikoff's. Die Beute ward unter Leitung von Offizieren möglichst gleich vertheilt und eine große Batterie von Champagner, die man in Bagagewagen entdeckte, durch Rundtrinken entwaffnet. Viele Soldaten handelten und tauschten hernach mit ihren Beuteantheilen.

Am 26. schlief man schon auf den Höhen von Balaklava, mit dem schon im Alterthume berühmten, kleinen, aber tiefen, nur mit Ausnahme eines engen Einganges ringsum von steilen Felsen geschützten Hafen. Von einem Fort oben gaben etwa sechzig Mann „Bürgerwehr von Balaklava," einige Schüsse, doch einige Grüße von Schiffen und Rifles hinausgesandt, bewog sie bald, die Flagge der Ergebung aufzuziehen. Gefragt, weshalb sie in ihrer Position den vergeblichen Versuch gemacht hätten, antworteten sie, daß sie es für ihre Pflicht gehalten, zu feuern, bis sie aufgefordert wurden, sich zu ergeben.

In der Mittagsstunde erschien Lord Raglan mit Stab in der Hauptstraße von Balaklava. Die Einwohner kamen ihm von allen Seiten mit Körben voller Brot und Blumen entgegen und mit Schüsseln voller Salz, Zeichen ihrer Unterwürfigkeit und daß sie gastfreundschaftlich handeln wollten. Er versicherte sie seines Schutzes und ritt hinunter nach dem Hafen, wo bald das erste Dampfschiff und gegen Abend auch das ungeheuere Kriegsschiff Agamemnon „zum größten Aerger des Admiral Dundas" und zu unserer höchsten Freude erschien, da nun Flotte und Armee vereinigt und die Basis der Operationen Raglan's gewonnen war.

Gegen Abend ward ein gefangener Russe, von Geburt ein Engländer, Mr. Upton, der Hauptheld an der Construktion der Festungswerke, Wasserleitungen u. s. w. von Sebastopol, vor Lord Raglan gebracht und nach den Geheimnissen der Festung gefragt, aber er verweigerte in dem allerentschiedensten Tone irgend eine Auskunft zu geben, da es ihm als einem Engländer ganz ehrlos erscheine, die Regierung zu verrathen, in deren Dienste er sei. Er wurde zwar nicht wieder frei gelassen, gleichwohl sah Raglan wohl ein, daß er den Gefangenen weder als einen Russen, noch als einen Engländer weiter zwingen kann, ihm die Dienste eines Verräthers zu leisten.

Balaklava sieht auf seinen Höhen gar malerisch aus. Inwendig ist die Stadt aber weiter nichts, als ein armes Fischerdorf griechischer Colonisten. Man sieht nur zwei oder drei erträgliche Häuser, aber desto mehr gutgefüllte Höfe mit Heu und sonstigen willkommenen Artikeln, für welche stets gut bezahlt wird. „Auf unserm Marsche konnten wir nur aus dem einfachen Grunde nicht bezahlen, weil mit Ausnahme einer einzigen Katze nirgends ein lebendiges Wesen in Häusern und Dörfern zu entdecken war."

Balaklava hat Aussicht, nach Sebastopol einer der bekanntesten Namen zu werden. Es ist jetzt der Brennpunkt der englisch-französisch-türkischen Operationen gegen Sebastopol zu Lande und Wasser und der Schlüssel zum Paradiese. Von Balaklava zieht sich in Sebastopol entgegengesetzter Richtung das berühmte Thal von Baidar hin, welches als das herrlichste Arkadien der Welt schon oft besungen ward. Die schönsten Villa's verbergen sich reizend zwischen einem Gemisch der üppigsten alten Bäume und der duftigsten Garten- und Blumen-Cultur. Alles grünt und blüht hier im ewigen Sonnenschein und der weichsten, heitersten Luft saftiger, duftiger, farbenglühender, als in irgend einem Theile des endlosen Rußland. Es ist die äußerste, höchste Blüthenkrone des russischen Reichs, das hier von seinen in ewiges Eis gebannten tausendmeiligen Gestaden am Nordpolarmeer gleichsam den Aequator und alle Herrlichkeiten der Tropen erreicht. Die Natur hört hier nie auf, in verschwenderischster Weise stets gleichzeitig zu keimen, zu blühen und reife Früchte zu bieten, die riesigsten Weintrauben, die glühendsten Südfrüchte aller Art in idealer Größe und Vollendung. Bis Alupka, Yalta und selbst Aluchta fährt sie fort, an den Bergen hinauf dem offenen Meere die gesegnetsten, reizendsten Landschaftsbilder zu zeigen. Der Blick und das Herz bedürfen nach den Kriegsbildern solcher Aussichten, die wir freilich auch nicht ohne Besorgniß genießen, daß etwa strategische Rücksichten der „Wissenschaft" gelegentlich — von Freundes- oder Feindeshand — vandalische Zerstörung dieses Paradieses gebieten mögen.

Blätter aus dem physikalischen A-B-C-Buche.

3. Die Entstehung der Winde.

Es ist eine sehr bekannte Erscheinung, daß sich alle Körper ausdehnen, wenn sie erwärmt werden. Man denke z. B. an das Quecksilber im Thermometer. Ganz besonders auffällig ist diese Erscheinung bei allen luft- und dampfförmigen Stoffen. Sie können um das Mehrfache ihres Raumes, welchen sie bei gewöhnlicher Temperatur einnehmen, ausgedehnt werden, während dies bei den festen und flüssigen Körpern nur wenig oft kaum bemerkbar geschieht. Dies wird natürlich auch bei der atmosphärischen Luft stattfinden. Werden aber gewisse Theile der Atmosphäre durch die Wärme ausgedehnt, so werden sie dadurch leichter als die umgebenden kälteren Theile und müssen folglich in die Höhe zu steigen beginnen. Dieses Aufsteigen der erwärmten Luftmassen hat, wie leicht einzusehen, ein Nachströmen kälterer zur Folge, denn sonst müßte ein leerer Raum sich bilden, und so entsteht jene Luftbewegung, die wir je nach ihrer Stärke Wind oder Sturm nennen.

Ein Beispiel bieten zunächst die beständigen Land- und Seewinde an den Küsten namentlich der heißen Länder. Den Tag über werden von den fast senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen die Küstenländer bedeutend erwärmt und kühlen sich während der Nacht wieder sehr ab. Dies wird dadurch noch begünstigt, daß in der Nähe des Aequators Nacht und Tag das ganze Jahr hindurch nahe gleich lang sind. Das Meer behält dagegen immer nahe dieselbe Temperatur, theils weil das Wasser ein schlechter Wärmeleiter ist, d. h. die Wärme schwer annimmt und schwer abgiebt, theils weil das Meerwasser in fortwährender Bewegung begriffen ist, wodurch die erwärmten Theile mit den kälteren immer wieder gemischt werden. Es muß also, nachdem den Tag über der Erdboden und mit ihm die Luft erwärmt worden ist, die letztere in die Höhe zu steigen beginnen, dagegen die kältere Luft über dem Meere nach dem Lande zu strömen, d. h. Seewind entstehen, der gegen Sonnenuntergang am Stärksten wehen wird. In gleicher Weise wird die während der Nacht auf dem Lande abgekühlte Luft, namentlich gegen Sonnenaufgang dem wärmeren Meere zuströmen, d. h. es wird Landwind wehen.

Dieselbe Erscheinung wiederholt sich in größerem Maaßstabe bei den Passatwinden, indem davon die herrschende Windrichtung an allen Theilen der Erdoberfläche mehr oder weniger abhängt. Passatwinde nennt man nämlich die zu beiden Seiten des Aequators (zwischen den sogenannten Wendekreisen) beständig wehenden Ostwinde. Diese Sache erfordert aber deswegen eine etwas umständlichere Betrachtung, weil noch eine andere Ursache thätig ist, welche die anfängliche Richtung des Windes abändert.

Wenn in einem geheizten Zimmer zwei entgegengesetzt liegende und in kalte Räume führende Thüren geöffnet werden, so wird im unteren Theile der Thüren sofort kalte Luft einströmen und nach der Mitte des Zimmers zu ihren Weg nehmen; in den oberen Theilen der Thüren wird dagegen warme Luft hinausströmen, welche von der Mitte der Decke herkommt. Es werden sich sonach in diesem Zimmer folgende Luftströmungen bilden: im unteren Theile zwei nach der Mitte desselben gehende und von den Thüren herkommende Ströme; im oberen Theile zwei nach den Thüren zu gehende von der Mitte der Decke herkommende Ströme; in der Mitte des Zimmers selbst wird ein aufsteigender Luftstrom entstehen. Von diesen Strömen kann man sich leicht durch eine Lichtflamme überzeugen, welche je nach der Richtung des Luftzuges bald nach dieser bald nach jener Seite hingeweht werden wird.

Die Mitte des geheizten Zimmers stelle nun die Region in der Nähe des Aequators vor, die beiden Thüren die Pole der Erde. Man sieht leicht, daß das, was hier im Kleinen stattfand, auf der Erde sich im Großen wiederholen wird. Am Aequa-

tor wird die ununterbrochen von den heißen Sonnenstrahlen erwärmte Luft in die Höhe steigen und in den oberen Regionen der Atmosphäre nach beiden Seiten hin d. h. nach den Polen zu abfließen; dagegen wird von den Polen nach dem Aequator kalte Luft zuströmen. Die in den oberen Regionen nach den Polen zu strömende Luft wird sich natürlich nach und nach wieder abkühlen und sich dann auf die Oberfläche der Erde herabsenken. Dieses Herabsinken geschieht in der gemäßigten Zone, also in den Breiten der Erde, zwischen welchen Europa, Nordamerika, der nördliche Theil von Asien, ferner die Südspitze von Amerika und Afrika und ganz Neuholland liegt. Sonach würden in der Nähe des Aequators beständig Winde wehen müssen, welche von den Polen herkommen, während in größerer Entfernung vom Aequator bald Nord- bald Südwinde herrschen würden, je nachdem der eine oder andere Luftstrom gerade über einem bestimmten Theil der Erdoberfläche sich gelagert hätte. Denn da, wie oben gesagt wurde, in der gemäßigten Zone die oberen Luftströme sich auf die Oberfläche der Erde herabsenken, so werden sie sich zwischen die von den Polen kommenden Ströme lagern.

Die Erfahrung widerspricht aber dieser Theorie, indem in der Nähe des Aequators beständige Ostwinde und in der gemäßigten Zone bald Südwest- bald Nordostwinde die herrschenden sind. Diese Aenderung der Windrichtung kommt von der Achsendrehung der Erde her.

Um dieses zu erklären, stellen wir im Geiste folgenden Versuch an. Der Leser denke sich die Erdoberfläche vollkommen glatt und fest und nehme einstweilen an, daß sie keine Achsendrehung habe. Wir rollen von irgend einem Punkte des Aequators eine Kugel genau nach einem der beiden Pole. Sehen wir von allen Hindernissen der Bewegung ab, so wird die Kugel nach dem Gesetz der Trägheit die ihr von der Hand mitgetheilte Geschwindigkeit unverändert beibehalten und ohne weiteren Anstoß ununterbrochen in einem Kreise um die Erde laufen, welcher durch die beiden Pole hindurch geht. Ganz anders wird aber die Bewegung der Kugel ausfallen, wenn, wie es wirklich der Fall ist, die Erde sich von Westen nach Osten um eine durch die Pole gehende Achse dreht. Durch diese Achsendrehung erhält nämlich jeder Punkt der Erdoberfläche eine Bewegung nach Osten zu, die aber für die verschiedenen Punkte der Erde je nach ihrer Entfernung vom Pole, verschieden ist. Jeder Punkt der Erdoberfläche beschreibt einen dem Aequator parallelen Kreis (Parallelkreis), der um so kleiner ist, je näher der Punkt dem Pole liegt; dagegen werden alle diese Kreise in derselben Zeit, nämlich in 24 Stunden beschrieben. Der Umfang des Aequators beträgt bekanntlich 5400 Meilen. Ein im Aequator befindlicher Punkt läuft also in 24 Stunden durch einen Kreis von 5400 Meilen Umfang. Ein Punkt, der um $\frac{1}{3}$ der ganzen Entfernung des Poles vom Aequator vom Pole entfernt ist (im 60. Grade der geographischen Breite liegt, wie z. B. Petersburg) beschreibt einen Kreis von halb so viel Umfang, nämlich von 2700 Meilen; da nun aber die Zeit dieser Bewegung wieder dieselbe ist, so wird die Geschwindigkeit eines solchen im 60. Grade der Breite liegenden Punktes nur halb so groß sein, als die eines Punktes im Aequator. Jeder auf der Erdoberfläche befindliche Körper nimmt nun Theil an dieser Bewegung und behält sie in Folge des Gesetzes der Trägheit bei, auch wenn er momentan von der Erde getrennt wird. Wenn das nicht so wäre, würde es nicht möglich sein, mit irgend einem Geschoß etwas zu treffen; es würde der Boden unter unseren Füßen wegfahren, wenn wir in die Höhe springen, und wir würden dann auf einem ganz anderen Orte wieder zu stehen kommen. Man sieht leicht, daß unter solchen Umständen alles auf der Erde verwüstet werden müßte.

Doch wir kehren zurück zu unseren früheren Betrachtungen. Jene Kugel also, welche vom Aequator nach dem Pole zu abgeht, hat außer der ihr von der Hand mitgetheilten Bewegung noch eine andere nach Osten zu gehende, durch die Achsendrehung der Erde erzeugt, vermöge welcher sie in 24 Stunden 5400 Meilen zurücklegt. Diese Geschwindigkeit behält sie nach dem Gesetze der Trägheit bei. Je weiter sie sich aber nach dem Pole zu bewegt, um so mehr berührt sie Punkte der Erdoberfläche, welche eine kleinere Geschwindigkeit nach Osten zu besitzen. Sie wird also diesen Punkten voraneilen und immer mehr und mehr von der direct nach dem Pole gehenden Linie abweichen. Eine solche Kugel würde sonach eine ganz merkwürdige Bahn verfolgen und sobald nicht nach dem Pole gelangen; sie würde sich in einer spiralförmigen Bahn um den Pol herumbewegen.

Aehnliches würde stattfinden, wenn man von dem Pole nach dem Aequator eine Kugel rollte. Die Pole sind die einzigen Punkte der Erde, welche an der Achsendrehung derselben nicht theilnehmen. Eine vom Pole auslaufende Kugel hat sonach keine weitere Bewegung, als diejenige, welche ihr anfangs von der Hand mitgetheilt worden ist. Je weiter sie aber vom Pole sich entfernt, um so größer wird die nach Osten gerichtete Geschwindigkeit der Punkte der Erdoberfläche. Da nun die Kugel gar kein Bestreben hat nach Osten hin sich zu bewegen, so werden ihr die Punkte der Erde voranseilen, sie wird hinter ihnen zurückbleiben, also immer mehr und mehr eine nach Westen gehende Bewegung annehmen, welche endlich in der Nähe des Aequators dem Aequator parallel wird.

Was wir hier über die von unserer Hand geworfene Kugel gesagt haben, gilt nun auch von den nach und von den Polen sich bewegenden Luftmassen. Die Luftmassen, welche über dem Aequator in die Höhe steigen, nehmen Theil an der Achsendrehung der Erde. Sie besitzen nach Osten zu eine Geschwindigkeit von 5400 Meilen in 24 Stunden, welche sie nicht verlieren während ihrer Reise nach den Polen, wohin sie, wie oben gesagt wurde, abfließen müssen. Je weiter also diese Luftmassen vom Aequator sich entfernen, desto mehr werden sie ihre anfängliche Richtung nach den Polen in eine nach Osten sich neigende abändern, dergestalt, daß wir in der gemäßigten Zone, wo diese Luftströme sich wieder anfangen auf den Erdboden zu senken, sie als nach Nordost gehende Winde in der nördlichen Halbkugel und als nach Südost gehende Winde in der südlichen Halbkugel empfinden werden. Da wir nun die Winde nach der Himmelsgegend zu nennen pflegen, woher sie kommen, so würden jene Luftströmungen in der nördlichen Halbkugel Südwest-, in der südlichen Halbkugel Nordwestwinde sein.

Diese Winde nennt man die **rückkehrenden Passatwinde**, oder den **Südwestpassat** und den **Nordwestpassat**.

Ebenso wie wir es oben bei der Kugel gesehen haben, werden nun auch die von den Polen nach dem Aequator hinströmenden Luftmassen ihre Richtung um so mehr gegen Westen hin abändern, je mehr sie sich dem Aequator nähern. In der gemäßigten Zone gehen die Luftströmungen bereits nach Südwest in der nördlichen und nach Nordwest in der südlichen Halbkugel, d. h. es sind in der nördlichen Halbkugel Nordost-, in der südlichen Südostwinde. Diese Winde nennen wir die **kommenden Passatwinde** oder den **Nordostpassat** und den **Südostpassat**. Es müssen, weil die Luft direkt von den Polen herfließt, kalte Winde sein. Je mehr sich aber der Luftstrom dem Aequator nähert, um so mehr geht er in reinen Ostwind über. Zu beiden Seiten des Aequators wehen in der That beständige Ostwinde, welche schlechthin **Passatwinde** genannt werden.

Zwischen den beiden östlichen Luftströmungen liegt noch eine schmale Zone, in welcher keine beständigen Winde wehen und die deshalb die **Zone der Windstillen** oder die **Region der Calmen** heißt. Eigentlich müßte hier auch beständiger Ostwind herrschen, da beide Luftströme sich vereinigen. Allein wie schon oben erinnert worden ist, gerathen hier die Luftmassen in aufsteigende Bewegung, welche so heftig ist, daß dadurch die horizontale Bewegung unmerklich wird. Diese Region wird von Stürmen und Regengüssen sehr häufig heimgesucht.

Wir haben in den vorigen Betrachtungen die Sache so dargestellt, als sei die Zone der Windstillen immer unmittelbar bei dem Aequator, dergestalt, daß der Aequator mitten durch sie hindurch geht; ferner als seien die Zonen der Passatwinde zu beiden Seiten desselben gleich weit von ihm entfernt. Das ist nicht ganz richtig. Diese Zonen verrücken sich vielmehr während eines Jahres periodisch je nach dem Stande der Sonne gegen die Ebene des Aequators. Es ist nämlich nicht das ganze Jahr hindurch am Aequator der heißeste Theil der Erde. Dieser heiße Theil ist jedesmal da, wo die Sonnenstrahlen zur Mittagzeit senkrecht auf die Erde fallen und so kommt es, daß die Zone der Windstillen in der einen Hälfte des Jahres etwas nördlich, in der andern etwas südlich vom Aequator liegt. Außerdem erfährt die Lage dieser Zonen noch eine Abänderung durch die in beiden Halbkugeln (der nördlichen und südlichen) verschiedene Vertheilung von Land und Meer.

In dieser letzten Beziehung ist überhaupt zu bemerken, daß

die Regelmäßigkeit dieser Winde durch local oder zeitweilig wirkende Ursachen sehr geändert wird. Ungestört, höchstens einmal durch einen Sturm unterbrochen, wehen sie nur auf den großen Meeren und etwa erst 50 Meilen von den Küsten entfernt. In der Nähe der Küsten werden sie durch die periodisch wechselnden Land- und Seewinde unterbrochen. Die Schiffer erkennen hieraus, ob sie sich in der Nähe des Landes befinden. Innerhalb der großen Continente wird ihre Regelmäßigkeit durch eine Menge von Ursachen gestört, z. B. durch hohe Gebirgsketten, durch die Vegetation und durch den gänzlichen Mangel derselben. Noch größer ist die Störung, welche die kommenden und zurückkehrenden Passatwinde in den Continenten der gemäßigten Zone erleiden. Schon das bringt eine bedeutende Störung hervor, daß hier zwei Strömungen von direkt entgegengesetzter Richtung sich neben einander lagern. Denn wie schon oben erinnert wurde, senken sich die vom Aequator nach den Polen abfließenden Luftmassen, nachdem sie sich in bedeutenden Höhen wieder abgekühlt haben, auf die Erde nieder. Dieses Niedersinken geschieht bereits in der gemäßigten Zone. Hierdurch werden nun die von den Polen kommenden Winde theilweise verdrängt. Wir müssen uns nämlich vorstellen, daß eine Anzahl von großen und breiten Luftströmen entgegengesetzter Richtung in der gemäßigten Zone neben einander fließen und daß sich das ganze System dieser Ströme allmälig verrückt, so daß ein gewisser Ort der Erde bald in diesen bald in jenen Luftstrom gerathen wird. Die Richtung und Dauer dieser Winde wird aber, wie schon erinnert in der gemäßigten Zone durch die Gestaltung der Continente sehr bedeutend abgeändert.

Daß die am Aequator in die Höhe gestiegene Luft wirklich nach den Polen abfließt, in der Zone der Passatwinde also in bedeutender Höhe ein anderer Luftstrom herrschen wird, als an der Erdoberfläche, davon hat man sich durch unmittelbare Beobachtungen überzeugen können. Bisweilen sehen nämlich die Schiffer in der Zone der Passatwinde in bedeutender Höhe Wolken ziehen, welche nach den Polen zu sich bewegen, also nicht von dem an der Meeresoberfläche wohnenden Ostwind getrieben werden können. Noch auffallender beweisen dies vulkanische Ausbrüche, wo die Asche in Gegenden geführt wurde, die der Passatwind nicht erreichen konnte. Dove führt mehrere solcher Fälle an, wovon wir den folgenden mittheilen wollen: „Am 20. Januar 1835 wurde die ganze Landenge von Mittelamerika durch ein den Ausbruch des Coseguina (im Staate Nicaragua) begleitendes Erdbeben erschüttert. Am 24. und 25. Januar verdunkelten in Kingston auf Jamaica in einer Entfernung von 800 englischen Meilen dichte Schauer einer Asche die Sonne und dadurch erfuhr man erst, daß die früher gehörten Explosionen nicht von Kanonenschüssen herrührten. Diese Asche konnte nur durch den rückkehrenden Passat herbeigeführt sein, da Jamaica nordöstlich von Nicaragua liegt. Selbst auf den höchsten Spitzen der Andes hat noch nie ein Reisender den oberen Luftstrom erreicht. In der Nähe der Windstillen muß daher sein Abstand vom Meeresspiegel mehr als 20,000 Fuß betragen. Es mußte daher die Explosion ungeheuer gewesen sein, damit die Asche aus dem niedrigen Vulcan Coseguina diese Höhe erreichte."

Noch eins wollen wir nicht unerwähnt lassen, was vielleicht befremden könnte. Nach den obigen Betrachtungen müßte nämlich der Passatwind eine furchtbare Geschwindigkeit besitzen, eine Geschwindigkeit, welche nahe der der rotirenden Erde im Aequator gleich käme. Denn die von den Polen abfließenden Luftmassen haben gar keine Geschwindigkeit nach Osten, die Erdoberfläche wird ihnen also in der Nähe des Aequators mit ihrer ganzen Geschwindigkeit voraneilen, wodurch ein eben so geschwinder Ostwind entstehen müßte. Der Passatwind besitzt nun zwar eine bedeutende Geschwindigkeit, doch eine so große, welche der Geschwindigkeit der Erde bei ihrer Achsendrehung im Aequator gleichkäme, würde selbst die Geschwindigkeit des furchtbarsten Sturmes vielmal übertreffen. Ein solcher Wind würde alles zerstören, was in sein Bereich käme. Daß eine solche Geschwindigkeit nicht entstehen kann, ist leicht zu erklären. Die nach dem Aequator zufließenden Luftmassen besitzen erstens schon eine kleine Geschwindigkeit nach Osten zu, indem sie nicht vom Pole selbst, als einem Punkte, herkommen können, sondern vielmehr aus der ziemlich ausgedehnten Polarregion kommen. Zweitens finden sie aber auch auf ihrem Wege nach dem Aequator fortwährenden Widerstand, wie z. B. durch die Reibung an der Erdoberfläche und an anderen entgegengesetzt laufenden Luftmassen. Hierdurch wird der größte Theil ihrer Geschwindigkeit allmälig aufgehoben, oder vielmehr, die Luftmassen fangen allmälig an, der östlichen Bewegung der Erdoberfläche zu folgen. Dasselbe findet bei den rückkehrenden Passatwinden statt. *** M.

Wanderungen in der Krim.

(Schluß.)

Bienenbau in Felsen. — Woronzow's Schloß. — Das Paradies der Krim. — Kaffa. — Kertsch. — Ein Riesengrab. — Die Steppe. — Reise durch die Steppe. — Die Tartaren, ihr Leben und ihre Sitten.

Die Straße, welche an der Südküste hin und zwischen den Besitzungen der russischen Großen vorbei führt, zieht sich immer mehrere hundert Fuß über dem Meere und mehrere tausend unter den höchsten Zacken der Felsen hin. Ehe man nach dem großartigsten Schlosse eines Privatmannes, Alupka, gelangt, zeigt sich ein höhlenartiger gewaltiger Felsenriß mitten in einer steilen Felsenwand. In ihm, sagt Kohl, soll seit undenklichen Zeiten eine Colonie wilder Bienen hausen, die den ganzen Spalt mit alten und neuen Wachsgehäusen angefüllt hätten. Von unten hinauf zu gelangen ist unmöglich, von oben herunter aber sehr schwer, weil die obern Felsen etwas vorstehen und der Mann, der sich an einen Seile etwa herunter ließe, in einiger Entfernung von der Höhlung mit den Bienenstaaten hängen bleiben würde. Dennoch soll es den Tartaren bisweilen gelingen, hineinzugelangen und sie finden dann reichen Gewinn, weil sie den kostbarsten Honig centnerweise herausschaffen und hinaufwinden lassen. Wie gefährlich aber die Arbeit unter den Millionen erzürnter Bienen sein mag, kann man sich leicht vorstellen. Auch verunglückt einmal ein Waghals und dann haben die Bienen einige Jahre Ruhe, um wiederum Schätze auf Schätze zu häufen, bis dieselben einen neuen Tollkühnen zum Raube verlocken. Ist es im Sommer sehr heiß, so daß die Felsen fast glühend werden, so schmilzt wohl das Wachs in den Bienenbauten und der Honig fließt dann aus der Höhle heraus an den Felsen hinunter.

Alupka selbst ist ein Tartarendorf und ganz in der Nähe desselben, an der zerrissensten Felsenpartie der Küste, wo die Wände steil emporsteigen, und das Gestein im grausigsten Untereinander umhergeworfen ist, an der Stelle, die vielleicht der Krater eines ausgebrannten Vulkans ist, ließ Fürst Woronzow sein vielbewundertes gothisches Schloß aufführen, an welchem man fünfundzwanzig Jahre arbeitete und das weniger als zehn Millionen schwerlich kostet. Der Plan dazu allein soll 60,000 Rubel gekostet haben. Das Schloß steht auf einer Anhöhe, einige hundert Fuß über dem Meere und soll wegen zweier Cypressen dahergebaut worden sein, welche einst Potemkin da pflanzte. Die Kunst hat auf dem unfruchtbaren grauen Boden Wunder gewirkt, und ein deutscher Gärtner die herrlichsten Anlagen da geschaffen, die nur, des beschränkten Raumes wegen, zu klein für das Schloß in so riesigen Verhältnissen sind und überdies hat man jeden Sommer wegen der Trockenheit und Dürre der Gegend unsägliche Mühe, die Blumen frisch und die Bäume grün zu erhalten. Und auch die Aussicht ist der Millionen nicht werth, die auf die Anlagen verwendet worden sind, denn wo man sich auch im Park befinden mag, man sieht nichts als auf der einen Seite das Meer und auf der andern den himmelansteigenden kahlen Felsen mit einigen Gartenanlagen und was noch das Freundlichste ist, das Tartarendörfchen unter hohen alten Nußbäumen mit den Häusern, die hier und da unter den Felsen verstreut sind und der kleinen Moschee, die der Fürst auf einem Felsen erbaut hat.

In weit reizenderer Lage befindet sich, in geringer Entfernung, Marsanda, ein großes Gut Woronzow's, das einige der schönsten Landschaften der Krim besitzt. Eine hohe Felsenkette in

den groteskesten Formen und bis an den Gipfel mit Baum und Busch bekleidet, schützt den Ort vor den kalten Stürmen aus Norden. Vorn liegt weit ausgebreitet das Meer mit zahlreichen Buchten und hohen, schroffen Vorgebirgen, während rechts und links das fruchtbare Thal von Jalta sich ausbreitet, durch welches zahlreiche Bäche fließen, die in Kaskaden von den Bergen herunterstürzen. Unter weiten Getreidefeldern, Weingärten, Weideplätzen finden sich Urwälder von Eichen, Buchen und Kastanien, in welchen wilde Reben und zahllose Schmarotzerpflanzen in Guirlanden sich von Baum zu Baum schlingen.

Garten schließt sich nun an Garten, Weinberg an Weinberg, Villa und Schloß an Schloß und Villa, ein Plätzchen reizender als das andere, dazwischen hier und da ein malerisches Tartarendorf. Hier liegt Mischor, welches Narischkin gehört, Koreis, eine Besitzung Galizin's, Nikita, Maharadsch, Gaspra, Oreanda, das Besitzthum der Kaiserin, Klein-Oreanda und Livadia, das dem Grafen Potocki gehört. So schön aber diese Besitzungen sind, so tragen sie doch meist wenig oder gar nichts ein, ja Oreanda, das die Kaiserin einmal im Leben sah, als das Schloß noch nicht dort stand, kostet jährlich über 30,000 Rubel zu unterhalten.

Livadia und Oreanda liegen bereits an der kleinen Bai von Jalta, welche sich ziemlich tief in das Land hineinzieht und durch kleine Thäler da gleichsam fortgesetzt wird. Es ist dies einer der malerischsten Punkte der Krim und die kleine freundliche Stadt Jalta war zum Mittelpunkte des Verkehres hier ausersehen; denn von ihrem Hafen aus fanden die regelmäßigen Dampfbootverbindungen einer Seits mit Odessa, andrer Seits mit Jaffa, Kertsch und dem Azow'schen Meere statt. Der Ort liegt aber auch so vortheilhaft, daß schon in uralten Zeiten eine Stadt da gebaut wurde, die dann in dem Jahrhunderte der Handelsblüte der Krim unter dem Namen Jalita, Jschalita oder Jalty wieder auflebte.

Schönheiten der mannigfaltigsten Art, welche von Manchen über die noch gesetzt werden, unter denen die Villen der vornehmen Russen liegen, geleiten den Wanderer weiter an der Küste hin, am Bärenberge vorüber nach Aluschka, dem Hauptpunkte des Wein- und Obstbaues der Krim, bis nach Sudak, wo die Regierung eine Weinbauschule angelegt hat.

Der wichtigste Ort, in den uns die Weiterreise bringt, ist Kaffa oder Theodosia an einer großen Bai, nach dem Lande zu von einem Amphitheater von Bergen umgeben. An derselben Stelle oder doch in der Nähe stand schon zur Zeit der Griechen eine Stadt Theodosia, die aber in den Stürmen der Völkerwanderung ganz von der Erde verschwand. Erst im dreizehnten Jahrhundert, als die Krim im Besitz der Mongolen war, wurde eine neue Stadt da gebaut, welche man Kapha oder Kaffa nannte, und die unter den betriebsamen Genuesen, die sich da angesiedelt hatten, schnell empor blühte. Schon nach hundert Jahren hatte Kaffa eine Einwohnerzahl von mehr als 100,000 Seelen und es wurde der Pracht seiner Gebäude wegen das Constantinopel der Krim genannt, ja es scheint der Mutterstadt Genua selbst kaum nachgestanden zu haben. Der einzige noch vorhandene Ueberrest der Größe dieser Stadt unter den Italienern ist ein ziemlich gut erhaltener Wachthurm und Ruinen der Befestigungswerke, denn als die Türken 1474 die Stadt eroberten und plünderten, wurde fast Alles zerstört; 40,000 Einwohner wurden nach Constantinopel gebracht, Glücklichere entflohen und zerstreuten sich in fremde Länder. Im buchstäblichen Sinne flossen Ströme von Blut und viele Schiffe, die mit genuesischem Golde und genuesischen Kostbarkeiten beladen waren, segelten nach Constantinopel. Mit der Vertreibung und Ermordung der Italiener endete auch der Handel der Stadt und was man auch that denselben wieder zu heben, traurige Oede trat an die Stelle des frühern Lebens. Bald sah man nur noch Schafheerden an der Küste, die sich von den Gräsern der Steppe nährten, welche weiter und weiter nach dem Meere zu herabstieg. Als die Krim russisch geworden war, erkannte die neue Regierung rasch die vortheilhafte Lage von Kaffa; sie ließ eine neue Stadt erbauen und bemühte sich sie emporzubringen, bald aber wendete man mehr Sorgfalt auf Kertsch auf der einen und auf Odessa auf der andern Seite. Theodosia ist eine unbedeutende Stadt geblieben und ihr Handel beschränkt sich ausschließlich auf Fische, welche in den benachbarten beiden Meeren im Ueberfluß vorhanden sind.

Von Theodosia aus schwindet die Schönheit der Küste; die Felsen senken sich allmälig zur Steppe herab, die Bäume und Büsche werden seltener und bald sieht man nichts als auf der einen Seite das Wasser und der andern das Grasmeer. Nur hier und da deuten eine Schafheerde und eine Tartarenhütte noch an, daß die Gegend nicht ganz verödet ist. Diese Verödung ist um so auffallender als nach Strabo und selbst nach den Berichten der Genuesen aus dem funfzehnten Jahrhunderte gerade der Strich zwischen Theodosia und dem Azow'schen Meere Getreide in so großer Menge hervorbrachte, daß man ihn die Getreidekammer der Krim nannte.

Ist man an den Resten der Mauer vorüber, welche sonst die Grenze des Königreiches Bosporus bildete und um das Vorgebirge Thakli herum, so gelangt man in den cimmerischen Bosporus (jetzt Canal von Kertsch), welcher das schwarze Meer mit dem Azow'schen verbindet, und bald in den Hafen von Kertsch selbst, dem alten Pantikapäum, der berühmten Hauptstadt des Helden Mithridates. Die Lage kann für den Handel kaum günstiger sein und die Stadt, die ebenfalls von Rußland neu gebaut ist, ist allerdings auch im Aufblühen begriffen. Die Russen vermieden bei dem Baue der Stadt den Fehler, den sie bei Odessa und andern neuen Städten gemacht haben, in welchen sie die Straßen so breit anlegten, daß die Einwohner sie entweder nicht zu pflastern im Stande sind oder nicht pflastern wollen und deshalb im Winter in tiefem Schmutze waten müssen, im Sommer aber von gewaltigen Staubwolken gepeiniget werden.

Ein hübscher Tempel bezeichnet die Stelle, wo sonst die königliche Residenz der bosporanischen Könige stand und ein noch hübscherer Bau befindet sich auf einer vorstehenden Terrasse, ein Museum, welches die zahlreichen Alterthümer aufnimmt, die man in der Gegend findet. Leider fehlt es der Gegend an Bäumen, ja fast an Vegetation, so daß man von der glänzenden Weiße des Meeres und den weißen Gebäuden fast geblendet wird. Der Mangel an Holz ist in diesem Theile der Krim so groß, daß die Einwohner selbst ihr Feuerholz meilenweit herbei schaffen müssen. Die in dem Museum befindlichen Alterthümer sind bereits ziemlich zahlreich, besonders seit man einige sogenannte Grabhügel, auch den des Mithridates geöffnet hat, welcher sonst im Volke der Goldberg hieß. Man fand darin eine wahrhaft staunenswerthe Menge vergoldeter Bronzevasen und goldener Zierrathen von der vollendetsten Arbeit. Die schönsten hat man freilich nach Petersburg gebracht. Ein anderer Grabhügel, einige Stunden von Kertsch entfernt, in völliger Einöde, wurde später im Beisein des Fürsten Woronzow selbst geöffnet. Man gelangte in eine Tiefe von 30 Fuß und da lagen schwere Steinplatten über dem eigentlichen Grabe. Als es gelungen war die Steine von dem Riesengrabe abzuheben, sah man nichts darin als in der Mitte ein hölzernes Gefäß. In diesem aber befand sich eine goldene Urne in der zierlichsten Form und von der vortrefflichsten Arbeit. In der Urne war nichts als die Asche dessen, den man da beerdigt hatte, vielleicht eines großen Helden und Fürsten. Ein Diener streute sie in Kertsch, wohin man die Vase brachte, auf einen Düngerhaufen. Das ist das Loos des Großen auf der Erde!

Grabhügel ähnlicher Art sieht man in der ganzen Gegend und auf der Halbinsel Taman in unglaublich großer Anzahl; sie alle sind von Riesengröße und sie beweisen, daß das Land einst von einem großen und reichen Volke bewohnt wurde. Ueber die Größe dieser Grabhügel hat sich eine Sage im Lande erhalten, welche sagt: Die Erdhügel wurden von dem Volke freiwillig über den Gräbern aufgethürmt; wenn Einer der großen Krieger starb, stellte man seine Asche in ein Grab und Jeder, der seine Thaten oder Tugenden bewunderte, brachte Erde dahin und schüttete sie auf das Grab.

Außer den Ueberresten der Burg, welche Mithridates auf einem Berge aufführte und die heute noch seinen Namen trägt, finden sich in der Umgegend Spuren von Cimmerium, Akra und Nymphäa nebst den Ruinen des Palastes der Könige von Bosporus. Geht man einige Stunden weiter nach dem Fort Jenikale nahe am Azow'schen Meere, so erblickt man Ueberreste von Orthmion und drüben auf der Halbinsel Taman das was von der einst so glänzenden Stadt Phanagoria übrig ist, unter deren Ruinen man trotz der Neigung der Russen alle Alterthümer zu vernichten, die berühmte Naumachia (Theater zu Seeschlachten) erkennt, welche tausend Schritte im Durchmesser hat. Niemand, welcher jene altberühmte Gegend durchstreift, versäumt es wohl, auf dem Gipfel eines Hügels auszuruhen, welcher heute noch der „Sitz des

Mithridates" heißt und eine weite Aussicht über das Meer und das umliegende Land gewährt, das sonst in Segen blühete und jetzt eine Wüste ist, denn mit Ausnahme der kleinen Stadt Kertsch sieht man nichts als Ruinen und Gräber, nicht einen Baum, kaum Gras genug für einige Schafe, die auf dem verbrannten Steppenboden mühsam ihre kärgliche Nahrung suchen.

Nachdem wir so das Interessanteste und Wichtigste der Krim gesehen, haben wir die Reise durch die Steppe nach Perekop zu machen, welches die Halbinsel mit Rußland verbindet. Was aber ist eigentlich eine Steppe?

Eine Steppe ist weder eine Wüste noch eine Wiese, sondern eine offene, mit hohen Kräutern bedeckte, aber baumlose Gegend. Sie hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Hochwalde darin, daß mehrere ihrer Gewächse mit geradem Stengel emporwachsen, der sich erst oben in Aeste theilt. Wie im Hochwalde kleineres Gesträuch oder Buschwerk, sogenanntes Unterholz, vorhanden ist, das zwischen den Stämmen wächst und vorzugsweise an den Rändern des Waldes vorkommt, so wachsen in der Steppe kleinere Kräuter von ein und zwei Fuß Höhe unter den großen Pflanzen, die sechs, acht bis zwölf Fuß hoch werden. Eigentliche Gräser kommen in der Steppe selten vor und nur etwa Rispe, Schwingel und Trespe, von Berasung des Steppenbodens ist gar nicht die Rede und bei weniger dichtem Pflanzenwuchse sieht man die kahle Erde. Eines der merkwürdigsten Steppengewächse wird von den Russen Springinsfeld genannt. Es hat hübsche kleine Blumen und verästelt sich vielfach gleich von der Wurzel an, so daß es einen runden dichten Busch bildet. Hat es verblüht, so bricht der Hauptstengel ab und die rundliche Pflanze wird von dem geringsten Winde hin- und hergeführt. Andere kleine ebenfalls vertrocknete Pflanzen hängen sich an sie und es bildet sich allmälig ein Knäuel, der bei stärkerem Winde über die Steppe geführt wird. Das ist die sogenannte Steppenhexe.

In der Zeit der Trockenheit, d. h. etwa sechs Monate im Jahre, sind die Wege durch die Steppe vortrefflich; es findet sich kein Stein, an den sich der Fuß stoßen könnte und der Boden, eine Art Lehm oder Steppenkalk, wird so hart und glatt wie eine Kegelbahn. Gewöhnlich macht man eine Steppenreise zu Pferde, denn wenn an einem Wagen etwas zerbräche, fände man oft meilenweit keine Gelegenheit ihn ausbessern zu lassen und nach Regen würde er bis an die Achsen einsinken. Allein und ohne Führer kann ein Fremder kaum eine solche Reise unternehmen, wenigstens so wenig ohne Compaß wie der Schiffer eine Fahrt auf dem Meere. Eine große Unbequemlichkeit ist ferner der Mangel an gutem Trinkwasser. Entweder man findet keinen Tropfen oder es ist salzig. Daher auch die Unmöglichkeit, den Boden zu etwas anderem als Schaftriften zu benutzen und alle Versuche, die Steppe zu bebauen, sind fehlgeschlagen. Die deutschen Ansiedler wollen sogar behaupten, das Wasser werde allmälig noch seltener in der Krim und das Klima schlechter, denn es gebe fast nur noch glühend heiße Sommer und lange kalte Winter.

Eine weitere lästige Plage in der Steppe sind Insekten, namentlich eine Fliege, die sich in unglaublichen Mengen findet, vorzüglich gegen Abend in wahren Wolken zeigt und in Ohren, Mund, Nase und Augen dringt. Läßt sich der Fremde durch das Jucken zum Kratzen verleiten, so bildet sich leicht eine Entzündung, welche natürlich die Schmerzen erhöht. In der Nähe von Sümpfen endlich, namentlich bei dem faulen Meere, in der Gegend von Perekop giebt es Wolken von Muskitos, gegen die der Reisende sich nicht einmal durch Feuer schützen kann. Die Tartaren schützen sich gegen dieselben dadurch, daß sie den ganzen Körper mit Oel einreiben oder in einen durch Pech undurchdringlich gemachten Sack kriechen und jede Oeffnung schließen. Diese Plagegeister sind aber nicht die einzigen, denn es findet sich auch der Scorpion, die Tarantel und namentlich eine Art Spinne von gelblicher Farbe, welche Bi heißt, drei Zoll groß wird und deren Biß tödtlich wirkt, wenn der verwundete Theil nicht ausgeschnitten wird. Schlangen und ziemlich groß, sind ebenfalls nicht selten, doch aber ist keine besonders giftige Art unter ihnen.

In den Sitten und der Lebensweise der Tartaren findet sich noch Vieles, was an das Leben der Patriarchen erinnert, wie es uns die Bibel schildert. Ein Tartar muß wie Jakob dem Vater seiner Braut dienen. Das schöne Geschlecht ist Eigenthum der Männer. Der Vater verkauft seine Tochter, der Bruder seine Schwester, denn die Mädchen gelten als Theil des Erbe wie die



Tartarische Trachten.

Russisch-Tartarisches Militair zu Fuß. Bauer. Russisch-Tartarischer Reiter. Musiker. Edelmann nebst Frau

Heerden und werden wie diese unter die Söhne vertheilt. „Viel Kinder viel Segen“ ist bei den Tartaren ein wahres Wort, aber die Ehen sind nicht recht fruchtbar, und eine Frau bekommt selten mehr als drei Kinder. Deshalb und wegen der Nachlässigkeit, mit welcher die kleinen Kinder behandelt werden, nimmt die Einwohnerzahl trotz der Vielweiberei ab. Masern und Blattern richten große Verheerungen an; von einer wohl bekannten häßlichen Hautkrankheit ist kaum eine Person frei und eine noch schlimmere Krankheit, welche von den russischen Soldaten mitgebracht worden ist, zerstört neben den häufig, fast regelmäßig vorkommenden Wechselfiebern gar viele Gesundheiten.

Wie alle tartarischen Völker scheeren die Tartaren den Kopf, einer alten Sitte entsprechend, denn es geschieht nicht um den Kopf kühl zu halten, da sie stets zwei bis drei Kopfbedeckungen und selbst im Sommer Mützen aus Lammfell oder Pelz tragen. Dagegen wird schönes Haar an den Frauen sehr geschätzt und sie verstehen sich auch vortrefflich auf das Färben desselben, wenn ihnen die natürliche Farbe nicht gefällt. Die Männer tragen in den jüngern Jahren nur einen Schnurrbart, von dem vierzigsten Jahre an aber lassen sie den ganzen Bart wachsen und wer den größten hat, ist der Angesehenste, er erhält sogar in Gesellschaften den Ehrenplatz.

Das Rauchen ist für die Tartaren und zwar für Männer, Frauen und selbst Kinder unerläßlich, ihrer Sprache nach rauchen sie aber den Tabak nicht, sondern sie trinken ihn und dies ist bei ihnen auch der rechte Ausdruck, denn in der größten Hitze zieht der Tartar zur Stillung seines Durstes die Pfeife jedem selbst angenehmen Getränke vor und auch wenn er hungert, steht ihm die beste Nahrung doch dem Tabaksrauche nach. Statt des Wassers trinken sie eine Art Thee. In den Häusern der Reichen bietet man dem eintretenden Fremden zunächst eine Pfeife mit langem Rohr von Kirschbaumholz und einer Spitze von Bernstein oder Elfenbein, dann reicht man ihm Honig, geronnene Milch und Früchte, wie sie die Jahreszeit giebt.

Die Tartaren essen wie andere Orientalen mit den Fingern, unterlassen aber nie vor und nach dem Essen die Hände zu waschen. An den Wänden der Speisezimmer der Reichen hängen sehr reinliche, oft mit Spitzen besetzte Servietten. Das Hausgeräthe ist höchst einfach und besteht aus einem Teppich oder Matte, einem kleinen kaum einen Fuß hohen Tische und einigen hölzernen Gefäßen. Die Kleidung ist eine Mischung der türkischen und armenischen Tracht.

Des Reisens durch die Steppe müde kommt der Wanderer in Perekop an, dem Schlüssel der Halbinsel, welcher sie mit dem festen Lande verbindet und eigentlich nur eine mit wenigen Häusern besetzte Straße mit Befestigungen ist, die nicht viel bedeuten. Doch herrscht ziemlich viel Leben da, weil alles was aus der Krim nach dem festen Lande und von da nach der Krim geht, hier vorüber muß. Die Umgegend sind stinkende Moräste und stehende Wasser, die mit dem Meere in einiger Verbindung stehen und den Siwasch oder das faule Meer bilden, welchen Namen sie schon in der altgriechischen Zeit hatten.

Blätter und Blüthen.

Für Caviaresser! Prof. Chr. Hansteen, in seiner so eben erschienenen sehr interessanten „Reise nach Sibirien“ beschreibt den Fang des Störs folgendermaßen:

Im Uralflusse finden sich eine große Menge Knorpelfische vom Störgeschlecht (Acipenser): der weiße Stör oder Hausen (A. Huso, Russisch Bjeluga), der Sterlet (A. Ruthenus), der gemeine Stör (A. Sturio), und mehrere andere. Die Fische gehen zu Anfang des Jahres aus dem caspischen Meere in den Uralfluß hinauf, um dort ihren Rogen abzusetzen, aus welchem man den bekannten Caviar gewinnt, wie aus ihrer Schwimmblase die sogenannte Hausenblase. Da ihr Fleisch wohlschmeckend ist, so stehen die größeren Arten hoch im Preise, und der Fang dieser Fische bildet die Grundlage zu dem Reichthume der uralischen Kosaken. Es soll Kosaken geben, welche 40,000 Rubel und darüber besitzen. Die Frau des reichen Kosaken trägt, wenn sie im vollen Staate ist, als Kopfbedeckung eine Art Haube in Gestalt eines Helms, welcher auswendig ganz dicht mit großen echten Perlen bedeckt ist, die fast so groß wie Kaffeebohnen sind und einen Werth von fast tausend Rubeln haben. Eine solche Haube wurde uns von dem reichen Kosakenoffizier gezeigt, bei dem wir in Uralsk den 21. und 22. Januar wohnten. Da wir von ihm erfuhren, daß nach einigen Tagen die jährliche Winterfischerei auf dem Flusse in der Nähe des Vorpostens Mergenew stattfinden sollte, so begaben wir uns dorthin. In der Nähe des Orts fanden wir mehrere Kosakenschlitten, beladen mit einer Menge theils kürzerer theils längerer weißer Stäbe, an deren dickerem Ende ein starker und spitziger eiserner Haken, etwa wie ein Schiffshaken, befestigt war. Als wir am 24. des Morgens an der bezeichneten Stelle ankamen, fanden wir ungefähr 4000 Kosaken beisammen, und an dem hohen Ufer des Flusses war eine zwölfpfündige Kanone aufgestellt. Um neun Uhr Vormittags ließ der commandirende Kosakenoffizier einen Signalschuß mit der Kanone abfeuern, zum Zeichen, daß die Fischerei ihren Anfang nehmen sollte. Jetzt stürzten die Kosaken auf den Fluß zu und stellten sich an einem Orte, wo die Fische, wie man wußte, sich sammelten, in vier, etwa drei- bis vierhundert Schritt von einander entfernten Reihen quer über den Fluß auf. Mit eisernen Hacken hieben sie nun in bestimmten, kaum ein paar Ellen abstehenden Entfernungen runde Löcher in das Eis, die etwa einen Fuß im Durchmesser hatten. An jedem Loche standen zwei oder drei Kosaken; und als dies in wenigen Minuten fertig war, so wurde ein Fischhaken in jedes Loch bis etwa einen Fuß vom Grunde hineingesteckt. Da die vielen weißen Stäbe, welche gleichsam vier Zäune quer über den Fluß bilden, dem Fische Schrecken einjagen, so sucht er nach einer von den Seiten zu entfliehen — vielleicht wird er auch von Neugier gelockt und stößt dabei gegen einen oder den andern Haken. Sobald der Kosak diesen Stoß fühlt, bewegt er den Haken auf und ab und dreht den Stab allmälig in den Händen herum, damit die Spitze des Widerhakens den Leib des Fisches treffen kann. Fühlt er, daß der Widerhaken gefaßt hat, so ruft er seine Kameraden zu Hülfe. Diese erweitern das Loch, welches gewöhnlich nicht groß genug ist, um den mächtigen Fisch hindurch zu bringen, mit eisernen Hacken, während er selbst alle seine Kräfte anspannt, den arbeitenden Fisch dicht unter der Fläche des Eises festzuhalten. Hat der Widerhaken den Fisch nahe am Kopfe oder am Schwanze gefaßt, so wird er durch die vereinigten Kräfte von drei Männern heraufgezogen. Hat er sich dagegen an der Mitte des Leibes befestigt, so geht dies nicht an; Derjenige, welcher den Fisch hält, führt dann den Stab nach der einen Seite des Loches, worauf ein Gehülfe einen andern Haken an der entgegengesetzten Seite hinabsteckt, um seinen Widerhaken an einer andern Stelle am Leibe des Fisches, näher am Kopfe oder Schwanze desselben, zu befestigen. Wenn dieser fühlt, daß er sicher gefaßt hat, so macht der Erste seinen Haken los, und der Andere führt den Stab gegen die Seite des Loches hin, wo der Erste war; dies wird nun wechselsweise fortgesetzt, bis man endlich dem Kopfe oder Schwanze so nahe gekommen ist, daß der Fisch durch das Loch gezogen werden kann. In weniger als zwei Stunden hatte man nach der Aussage des Offiziers für mehr als 400,000 Rubel Fische gefangen. Viele russische Kaufleute und Kleinhändler hielten mit ihren Schlitten auf dem Eise, kauften die größten Störe und bezahlten sie baar, um, wenn sie die Fuhre voll hatten, augenblicklich nach Moskau oder Petersburg zu fahren. Die Russen halten nämlich den Caviar (auf Russisch „Ikra“, d. h. Rogen) nicht für ganz delikat, wenn er über acht Tage alt ist. Die einzelnen Eier sind von der Größe einer mittelgroßen Erbse, ganz klar und durchsichtig, jedoch mit einem kleinen graulichen halbdurchsichtigen Fleck auf der einen Seite. Der Rogen wird in einen Trog gelegt und ein wenig feines Salz darauf gestreut, worauf er vorsichtig umgerührt wird, doch ohne daß die Eier zerrissen werden, und man kann ihn dann nach einigen Tagen, bisweilen mit etwas feingehackten Zwiebeln, genießen. Er ist sehr wenig gesalzen und so weit angenehmer, als der feinste und fetteste norwegische Häring, weshalb man ihn auf dem Frühstückstisch eines jeden wohlhabenden Russen findet. Der Caviar, welcher zu uns kommt, ist der Rogen von einem anderen kleineren Fisch; die Eier sind nicht größer als Vogeldunst und werden stark gesalzen und gepreßt. Er ist dunkelgrün, gewöhnlich streng und hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem obenbeschriebenen frischen.

Der befehligende Kosaken-Offizier wollte einige von den Kosaken überreden, uns ein paar Fischhaken zu überlassen, um unser Glück zu versuchen, wir lehnten es jedoch ab, von dieser Höflichkeit Gebrauch zu machen. Indessen nahm unser Dolmetscher, Gustav Rosenlund, das Anerbieten an, und war glücklich genug, einen ziemlich großen Stör zu fangen, dessen Werth auf 50 Rubel angeschlagen wurde; doch war er so bescheiden ihn an den Besitzer des Fischhakens gegen ein paar kleinere einzutauschen, die er augenblicklich einem Händler für 25 Rubel verkaufte. Dieser Stör ist kreideweiß unter dem Bauche, und hat daher den Namen Bjeluga oder Weißfisch bekommen. Die größten, die wir sahen, waren sechs bis acht Fuß lang und um den Leib von der Dicke eines Mannes; der Preis eines solchen könnte sich, sagte man auf 200 Rubel belaufen. Derselbe hat eine langzugespitzte Schnauze und ein breites Maul, welches von der Spitze der Schnauze ziemlich entfernt ist. Der Sterlet ist viel kleiner, zwischen 1 und 1¾ Fuß lang, hat ein gelbliches Fleisch, ist fett und sehr wohlschmeckend. Er findet sich auch in den Flüssen, die von dem nördlichen Sibirien in's Eismeer münden, wie Ob und Jenisei.

Gleich nach Beendigung der Fischerei werden einige der größten Fische ausgewählt und durch eine Deputation von drei Kosaken-Offizieren zum Kaiser nach Petersburg geschickt. In der bei dieser Gelegenheit stattfindenden Audienz wird dem Führer der Deputation ein inwendig vergoldeter silberner Pokal, in Gestalt einer ziemlich weiten flachen Vase auf einem mäßig hohen Fuße, mit Dukaten gefüllt, überreicht. In einem Glasschrank, der einiges Silberzeug enthielt, zeigte uns unser Wirth in Uralsk drei solche Pokale, welche er als Führer solcher Deputationen zu verschiedenen Zeiten erhalten

hatte. Das Einzige, was ihm nach seiner Aussage bei diesen Audienzen beschwerlich fiel, war, daß er nach den Regeln der Hofetikette seinen gewöhnlich langen und dicken Bart abrasiren mußte, wodurch er sich auf der winterlichen Heimreise jedesmal Zahnschmerzen zuzog, bis der Bart wieder gewachsen war.

Wüsten-Bilder. Nr. 1. Ein Löwenpaar hatte vor einigen Wochen in der Nähe eines Lagerplatzes an den Grenzen von Algier große Verwüstungen unter den Heerden angerichtet. Die Löwin hatte Junge und diese sollten zuerst geraubt werden. Es ist das ein gefährliches Unternehmen. Sechzig Männer hatten sich versammelt, um das Wagniß auszuführen. Der Plan war verabredet und man wollte aufbrechen. Ein junger Mann von etwa sechszehn Jahren aber sollte nicht Theil nehmen. „Mein Sohn," sagte der alte Vater zu ihm, „Du weißt, daß ich nur Dich habe, daß ich betagt bin und vor Kummer sterben würde, wenn Dir ein Unglück begegnete."

„Bin ich denn nicht ein Mann?"

„Ja, Du bist ein Mann," sagte der Vater lächelnd, „und ich bin stolz auf Dich, aber Dein Bruder war auch ein Mann und er mußte im vorigen Jahre hier sterben, ich war da bei ihm und konnte nichts thun, um ihn zu retten. Der Löwe ist schrecklich, mein Sohn, wenn er angreift; das Auge des Menschen kann seinen Blick nicht ertragen, seine Hand zittert, weil das Herz in ihm zu schnell schlägt, und wenn auch trotz dem Beben des Herzens seine Kugel trifft, so tödtet sie nicht, denn der Löwe braucht viele Kugeln, ehe er das Leben läßt."

„Aber, Vater, wenn ich nicht mit kämpfen darf, warum ließest Du mich mit zur Berathung gehen? Es ist eine Schande für mich allein zurückzukehren."

„Du solltest erst hören, mein Sohn, und lernen."

„So bleibe ich wenigstens hier, wenn Ihr weiter zieht; man würde sonst glauben, ich habe Furcht gehabt."

Der Vater versuchte in anderer Weise den festen Willen des Sohnes zu erschüttern. „Lange schon," sagte er, „hast Du Dir ein Pferd gewünscht; morgen kaufe ich Dir eines."

„Was nützt mir das Pferd," antwortete der Jüngling stolz, „wenn man sagt, so bald man mich sieht: schade, daß ein so furchtsamer Mann das schöne Thier reitet?"

„Nun, nebst dem Pferde," fuhr der Vater fort, „sollst Du das Mädchen zur Frau haben, nach dem Deine Seele verlangt."

Diese Zusage erschütterte einen Augenblick den Willen des jungen Mannes, aber nur einen Augenblick; er richtete sich würdevoll auf und antwortete:

„Vater, Du weißt, daß bei uns die Frauen den verachten, der nur nach der Kleidung ein Mann ist. Die, welche ich liebe und die meine Frau sein soll, muß den achten, der alles für sie ist und stolz auf ihn sein. Höre mein letztes Wort, Vater: Wenn Du mir nicht erlaubst, bei dem Unternehmen zu sein, wenn Du mich nöthigest, vor den Augen Aller feig zu erscheinen, so nehme ich nicht nur das Pferd und die Frau nicht an, sondern ich verlasse auch Dein Zelt und wandere hinweg, um meine Schande vor den Augen meines Stammes zu verbergen."

Der Vater war besiegt. Der Sohn durfte bleiben.

Die sechszig Männer umstellten das Dickicht, in dem die Löwenhöhle war, schrien mehrmals, und da sie die Löwin nicht erscheinen sahen, drangen sie hinein und holten die zwei jungen Löwen heraus. Dann entfernten sie sich rasch; sie glaubten bereits Sieger zu sein.

Da plötzlich brach die Löwin aus dem Gebüsch heraus, gerade da, wo der alte Mann mit seinem Sohne sich befand. Der Vater war zu Pferd, der Sohn zu Fuß. Sie beachtete den Reiter nicht und kam in weiten Sätzen auf den Jüngling zu.

Er erwartete sie muthig und hielt sein Gewehr schußfertig, doch wollte er sie so nahe als möglich heran kommen lassen, damit die Kugel um so gewaltiger wirke. Endlich drückte er, das Pulver von der Pfanne brannte ab, der Schuß ging nicht los.

Rasch entschlossen warf er das Gewehr von sich, wickelte blitzesschnell den Burnuß um den linken Arm und hielt diesen der Löwin entgegen.

Sie packte ihn und zermalmte ihn mit einem Drucke ihrer Zähne, unterdeß aber faßte der Jüngling, ohne einen Schritt zurückzutreten, ohne einen Klagelaut hören zu lassen, das Pistol, das er unter seinem Burnuß trug, und jagte ihr zwei Kugeln in den Leib, so daß sie seinen Arm loslassen mußte.

Ein anderer der Jäger, war unterdeß herbeigekommen, und die Löwin packte ihn, ehe er schießen konnte, an beiden Achseln, riß ihn nieder und biß ihm ein Stück Fleisch aus der Hüfte.

Jetzt erst kamen Mehrere hinzu und sie machten der Löwin mit Dolchstößen ein Ende.

Der Jüngling, der letzte Sohn seines Vaters, starb nach vierundzwanzigtägigen Schmerzen, aber wohlgemuth, denn der ganze Stamm hatte seinen Muth bewundert.

Reise-Erinnerungen aus Spanien von E. A. Roßmäßler. Eine Schrift muß von dem Standpunkt aus betrachtet werden, den der Verfasser dafür angegeben hat, wenn man billig und gerecht darüber urtheilen will. Unser Reisender sagt in dem Vorwort zu seinem Buche: „Wer darin Beschreibungen von Kathedralen und Schlössern, von Bibliotheken und Gemäldegalerien, von Heeresmacht und Handelsstatistik, von alter und neuer Geschichte sucht — der lege es weg, denn er findet von alledem darin nichts. Wer aber davon etwas wissen möchte, wie es auf einem spanischen Wochenmarkte, in einer schmutzigen Venta, mit einem Worte im spanischen Alltagsleben aussieht; wer die staunenswerthen Kontraste zwischen den spanischen Steppen und Vegas kennen lernen will; wer sich überhaupt gern und lebhaft an die Stelle eines schlichten, mit offenem Auge und Herzen beobachtenden Reisenden versetzt sehen möchte — der wird meine zwei Bändchen nicht ohne einige Unterhaltung lesen."

Zu der letzteren Art von Lesern bekennt sich der Schreiber dieser Zeilen und ihm hat die Lektüre des Buchs großes Vergnügen gewährt. Der Verfasser versteht die Kunst, uns zum Mitreisenden zu machen. Er beschreibt alles so lebendig, daß man mit ihm friert und schwitzt, fürchtet und hofft, hungrig und müde, satt und gestärkt wird und so anschaulich, als wenn die Gegenden, Straßen, Häuser und Menschen in einem Panoramencyklus vorüberzögen. Dazu sind öfters sehr interessante Betrachtungen eingestreut. So wird nicht blos die Einbildungskraft durch mannigfaltige Bilder belebt, sondern auch der denkende Geist beschäftigt und angeregt. Denn das ist die Wirkung eines geistreichen Buches, daß es den Leser nicht blos zum passiven Genießer, sondern zugleich zum mitschaffenden Denker macht. Obgleich der Verfasser in diesem Werkchen die Resultate seiner Forschungen (nach den Mollusken Spaniens) nicht mittheilt, die er in einem besonderen Buche für die Fachgenossen darlegen wird, so bricht doch die Neigung des Naturforschers oft genug durch, und es werden uns im Vorübergehen artige Kenntnisse aus allen Reichen der Natur gleichsam spielend zugeworfen.

Das Charakteristische eines Landes und seiner Bewohner liegt jetzt weniger in den großen Städten und höheren Gesellschaftskreisen, die sich in Europa wenigstens immer ähnlicher werden, als vielmehr in den kleineren Städten, den Dörfern und den mittlern und niederen Ständen, die von der Kultur nicht so schnell zu erreichen und umzuwandeln sind. Diesen Dingen hat unser Reisender seine Aufmerksamkeit vorzugsweise zugewendet und wir stimmen ihm bei, wenn er anführt, daß der Naturforscher dazu am Besten geeignet und ausgerüstet sei. Auf das Große richten wir unsere Blicke überall, wo es sich zeigt. Das Kleinste würde oft eben so mächtig, ja zuweilen noch mächtiger auf uns wirken, wenn wir es treulich beobachten wollten, und seine versteckten Wunder erfassen könnten. Das Mikroskop hat den Sinn des Naturforschers auf das Kleine gerichtet und sein Auge für die Beobachtung des Versteckten geschärft. Für ihn giebt es weder in der Natur noch im Volksleben etwas Unbedeutendes. Daher die Menge von eigenthümlichen Zügen, die Professor Roßmäßler noch in einem Lande entdeckte und zur Kenntniß bringt, das so oft schon beschrieben worden ist. Die schlimmen Eigenschaften, welche der heutige Spanier zeigt, z. B. Trägheit, vor Allem eine übermäßige Goldgier, die alle Gebirge durchwühlt, sind wohl eine Folge der schmählichen Regierung, die dieses Land so lange Zeit heimgesucht hat. Aber es steckt ein tüchtiger Kern in diesem Volke, der ihm nach des Verfassers Beobachtungen eine bessere Zukunft in Aussicht stellt. Zu dieser Hoffnung berechtigt vorzüglich das Gefühl der Menschenwürde, das auch in dem niedrigsten Spanier lebt und von dem Höchsten nicht angetastet werden darf. Der erbärmliche Kastengeist, der sich in unserem philosophischen Deutschland in so schroffen Gegensätzen zeigt, hat in Spanien nie einen fruchtbaren Boden gefunden. Dies beweist die Mischung aller Stände an öffentlichen Orten und die allgemeine Höflichkeit Aller gegen Alle.

Unser Reisender hat eine große Verehrung für die Mauren mit aus Spanien zurückgebracht und in der That, wenn man liest, was jene weisen Chalifen alles für die Kultur des Landes und Volkes gethan, so kann man sich nicht sehr darüber freuen, daß Se. allerhöchste katholische Majestät Ferdinand von Aragonien und Ihre allerchristlichste katholische Majestät, die Königin Isabella von Castilien (welches königliche Ehepaar beiläufig weder Gott noch Menschen Treue und Glauben hielt) die Mauren überwunden und aus Spanien hinausgejagt haben. Wo die christliche Fahne aufgepflanzt wurde, flammten auch die Scheiterhaufen der Inquisition auf.

Das Buch hat außer seinem bleibenden Werthe jetzt noch ein besonders Interesse durch die neuesten politischen Vorgänge in Spanien erhalten. Man gewinnt daraus die Ueberzeugung, daß es auf der Karte Europa's wieder ein Land mehr giebt, in welchem die Sache der Willkühr für immer verloren ist, welche Anstrengungen sie auch machen mag, sich wieder darin festzusetzen.

Die französische Kaiserin Eugenie bestätigt in einer sehr kostbaren Weise, was wir neulich über die jetzige Mode in Paris mitgetheilt haben. Durch ihre Art zu leben, zu wohnen und sich zu kleiden, hat sie unter der höhern Bevölkerung eine wahre Wuth für Glanz, Farbenpracht und Neues hervorgerufen. Sie hat sich mit den reichsten und phantastischsten Ornamenten umgeben. Daß eine junge schöne Frau, zumal wenn sie zufällig Kaiserin geworden, einen guten Theil ihrer Aufmerksamkeit auf Schmuck und Zier verwendet und ihre Schönheit in Gold und Juwelen faßt, ist natürlich, wenigstens weiblich natürlich. Die eleganten Gewänder mit den ätherischen Spitzen und den tausendsonnigen Diamanten gelten nun einmal als Verschönerungsmittel der Schönen, obgleich auch hier Alles von dem Geschmacke und weiser Beschränkung und Form, nicht von der Fülle und Kostbarkeit abhängt. Die unzählige Masse goldener Buchstaben in allen Läden von Paris, welche von allen Seiten den Vorübergehenden verkündigen, daß die Allergnädigste Kaiserin Eugenie, Majestät, sie mit ihrem Besuche in den Himmel erhoben, daß sie hier Seide, dort Sammet, dort Spitzen, dort Kashmirs, dort Blumen, dort Juwelen, dort Schuhe u. s. w. gekauft habe, beweist hinreichend, daß sie nicht nur ein guter Kunde, sondern auch politisch ist, da sie sich auf diese Weise in allen Straßen goldene Denkmäler ihrer Popularität unter der Bourgeoisie setzt, welche durch das plötzliche Abhandenkommen des „Bürgerkönigs" Louis Philippe sehr zu verlieren glaubte. — Außer ihrer Leidenschaft für kostbare und phantastische Toilette nährt sie noch die stärkste Passion für kostbare, exquisite Equipagen, die wundervollsten arabischen Pferde und Ponies (eine kleine Equipage mit letzteren bespannt fährt sie selbst und nicht selten allein), die sonderbarsten Kunstwerke von Meubles, lange Reihen von Boudoirs und deren Ausstattung zu Feen-

Palästen. Ein Zimmer, genannt: „Zauber der Nacht," ist ganz mit bernsteinfarbigem Atlas tapezirt, die Decke ein Wolkenhimmel von Spitzen; ein anderes, ringsum rother Damast mit goldenen Simsen, hat den Zweck, darin Chokolade zu trinken; ein drittes, genannt: „Glück des Tages," hat die kostbarsten Tapeten von himmelblauer Seide und Alles, was von Holz sein würde, besteht aus solidem Silber; Fensterrahmen, Thüren, Simse u. s. w. in den wunderbarsten Formen gegossen, geprägt und gemeiselt. Dieses alle Feenpaläste übertreffende Zimmer zeigt sich aber gleichwohl als das Tückischste: Blau und Silber geben allen Ornamenten der Person und den Haut-Teints eine Färbung, die sehr an's Vergängliche und Sterbliche erinnert. Der Künstler oder die Künstlerin mögen Chevreul's Farbenwissenschaft nicht studirt haben. Oder liegt in diesem kostbarsten Zimmer, welches seinen eigenen Glanz leichenfarbig überhaucht, eine Mahnung der Geschichte? Das silberne, himmelblaue Zimmer ist dicht am „bonheur du jour." — Ein tiefer Sinn liegt oft im kindlichen Spiel. Napoleon, der jetzt mächtiger, wie sein Onkel, in Frankreich, in Italien, in der Türkei, in Griechenland triumphirende Positionen einnimmt und nachdem er England vor zwei Jahren in panischen Schrecken versetzt hatte, nun auch Rußland bedroht, mag in dem silbernen Zimmer mit seiner schönen Frau einen Ersatz des Mannes finden, der hinter den Triumphwagen römischer Eroberer stand und sein „memento mori!" rief: Bedenke, daß Du sterben mußt.

Nachricht von dem Ende Franklin's. Von Franklin, dem seit zehn Jahren Vermißten, hat man jetzt endlich Nachrichten, welche John Rae, der Führer einer Expedition in die Polargegenden, überbracht hat. Trotz aller Mühe der englischen Regierung sowohl als Lady Franklin, hatte man bekanntlich nur die Bai gefunden, wo Franklin den Winter 1845—1846 zugebracht. Rae berichtet nun, in Pelly-Bay hätten ihm die Esquimeaux mitgetheilt, im Westen, nicht weit von einem großen Flusse, seien eine Anzahl Blaßgesichter verhungert und auf weitere Nachforschungen hätte er Folgendes erfahren: Im Frühling 1850 hatten einige Esquimeaux etwa vierzig Weiße in der Nähe der Insel King Williams-Land beim Jagen getroffen, welche, wie sie erfuhren, ihre Schiffe im Eise verloren gehabt. Alle, außer einem Offiziere, waren sehr abgemagert. Sie kauften den Eingebornen einen Seehund ab und wanderten dann mit einem Boote, das sie fortzogen, weiter. Nicht lange darauf fand man auf dem Festlande die todten Körper von etwa dreißig Personen und auf einer nahen Insel fünf desgleichen. Einige, wahrscheinlich die ersten Opfer, waren begraben, andere lagen unter einem Zelte und dem Boote, das umgekehrt war, um einigen Schutz zu gewähren, andere lagen zerstreut umher. Auf der Insel wurde auch Einer gefunden, den man für einen Offizier hielt; an der Schulter hing ein Fernrohr und eine doppelläufige Flinte lag ganz in der Nähe. Nach dem Zustande der Verstümmelung der Leichen und dem, was sich in den Kesseln befunden, ist es wohl außer Zweifel, daß die Unglücklichen in die schreckliche Nothwendigkeit gekommen waren, einander zu essen. Ueberfluß aber an Munition, Compassen, Fernröhren und dergleichen scheinen sie gehabt zu haben. Von den verschiedenen Gegenständen, welche die Esquimeaux an sich gebracht hatten und unter denen sich viele silberne Löffel und Gabeln mit Wappen, auch ein rundes Silberstück mit dem eingegrabenen Namen Franklin's befanden, hat Rae möglichst viel angekauft und aus Allem ersieht man, daß kein Zweifel mehr möglich ist.

Balzac's Sommerleben. Wie weit man's in Luxus und Kunst bringen kann, sofern Mittel und Geschmack nicht fehlen, bewies der französische, populäre Vielschreiber Balzac. Er schilderte seine Art zu leben, um sich die Julihitze vom Halse zu halten, folgendermaßen: „Vier Diener machen fortwährend Wind in meinen Zimmern (und er auch) und zwar so viel, daß sie Meereswogen in die Höhe treiben würden, wenn sich das Meer bis zu ihnen verirren sollte. Mein Wein steht in Schnee und Eis bis zu dem Augenblicke, wenn ich ihn trinke. Die Hälfte meines Juli bringe ich im Bade zu, die andere Hälfte sitze ich halb in meinem künstlich umstürmten Sopha, halb in einer Orangenbaumgrotte, welche durch einen Springbrunnen gekühlt wird. Ich wage mich nur im bedeckten Wagen über die Straße. Andere Leute begnügen sich, an Blumen zu riechen, ich habe eine Methode erfunden, sie zu essen und zu trinken. Mein Zimmer schwimmt in Blumen-Aromen stärker als das glückliche Arcadien. Ich verschwende Rosen- und Gasmin-Essenz wie Wasser. Während meine Nachbarsleute sich die Hitze durch solides Essen noch unerträglicher machen, lebe ich fast blos von Geflügel, das mit Zucker gemästet ward. Dazu nippe ich Früchte und Gelees. Mein Haus ist nicht so elegant und kostbar, als Fontainebleau, aber mein Wäldchen hinter demselben, durch welches kein Sonnenstrahl dringen kann, ist mir und meinen schwachen Augen viel lieber, auch deshalb, weil in diesem duftigen Halbdunkel erträglich schöne Damen sehr schön erscheinen. Die Bäume meines Parkes sind von der Wurzel bis in die Gipfel mit starkem Laubwerk geschmückt und strotzen von Turteltauben, Fasanen und anderen schönen befittigten Wesen. Wo ich gehe und stehe, trete ich auf Tulpen und Anemonen." — Deutsche Schriftsteller, selbst die glücklichsten treten nicht so ununterbrochen auf Blumen, im Gegentheil werden auch sie getreten. Von den Dichtern unter Dächern am wackeligen Tisch, im Sommer stets bei zehn Grad höherer Temperatur, als draußen in der Sonne, im Winter den Pfeifenkopf zwischen die Knieen nehmend, um die schwache Wirkung des Ofens zu unterstützen, kann man hier gar nicht reden. Balzac ist kein Dichter, sondern nur ein sehr geschickter, fleißiger Fabrikherr von Roman- u. s. w. Arbeitern und er geht mit Königen, mit denen, nach dem Gesange eines deutschen Dichters, nur der Dichter gehen soll und sogar aus dem Grunde, weil Beide — „auf der Menschheit Höhen stehn."

Stecknadeln und Stahlfedern. Die gemeine, verächtlich behandelte Stecknadel ist gleichwohl eins der größten Wunder unseres industriellen Zeitalters. Die Stecknadelfabrik liefert 12,000 Artikel für etwa einen Thaler, zu deren jedem der Fleiß und das Geschick von 14 Arbeitern nöthig waren. Ein Mann schneidet den Draht zu 120,000 bis 140,000 Stecknadeln täglich. Ein Anderer macht in derselben eben so viel Köpfe. Ein Kind bringt bis 36,000 Nadeln täglich auf's Papier. Die neuern, zum Aufstecken gebrauchten Maschinen übertreffen Handarbeit um beinahe 100 Prozent. In England allein werden täglich im Durchschnitt 15 Millionen Stecknadeln verbraucht, was noch sehr ökonomisch ist, da hierbei nicht täglich jeder eine verlieren darf. Eben so großartig im Kleinen ist die Fabrikation und die Consumtion von Stahlfedern. Die gewöhnlichste Stahlfeder muß durch wenigstens sechzehn besondere Prozesse passiren, ehe sie gebraucht werden kann, feinere Sorten von verschiedenen bessern und edeln Metallen und Compositionen gehen nicht selten durch die Hände von 20 bis 30 Arbeitern. Der Preis und die Arten von Metallfedern sind fast eben so ungeheuer geworden, als die Menge des Verbrauchs. Eine englische Fabrik, durchaus noch nicht die größte, fabrizirt wöchentlich 40,000 Stück. Die Preise variiren von sechs Pfennigen bis zwei Thaler und darüber für's Dutzend.

Ersatz der Kartoffel. Im Museum der Naturgeschichte zu Paris hat man einer aus China eingeführten Pflanze, botanisch Dioscorea Japonica genannt, viel Aufmerksamkeit geschenkt und bereits gefunden, daß sie die jetzt so leicht krank werdende Kartoffel auf die glänzendste Weise zu ersetzen im Stande sei. Die Knollen halten die größte Winterkälte aus, ohne nach dem Aufthauen zu faulen oder sich sonst „erfroren" zu zeigen. Das „Mehl" darin soll nahrhafter sein, als die nur spärlich mit eigentlichem Nahrungsstoff versehene Kartoffel und besser schmecken. Dabei wird sie leicht sehr groß. In Paris zeigte man eine Knolle von drei Fuß Länge und eine andere, welche drei Pfund wog, so daß sich also später gar oft eine ganze Familie an einer einzigen dieser neuen Kartoffeln würde satt essen können.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 46. Die Gartenlaube. 1854.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Die Stedinger.

(Fortsetzung.)

IV.

Ein bewegter Abend.

„Das Mädchen hat seinen eigenen Kopf; war immer etwas absonderlich,“ meinte jetzt der Schultheiß zum Junker, der wie träumend noch hinausschaute, wo das Mädchen verschwunden war. Jetzt wachte er gleichsam auf, und rief: „Das Mädchen kann keine Bäuerin sein!“

„Ihr werdet doch ihre Mutter nicht noch im Grabe beschimpfen wollen“, entgegnete der Schultheiß, halb ernst, halb komisch.

„O, selig der Leib, der sie gebar!“ rief nun schwärmerisch der Junker aus.

Der Schultheiß schüttelte mit leichtem Lächeln den Kopf und wendete sich dann zum Pater, der die Zeit über in sorgenvollem Brüten bei Seite gestanden hatte:

„Ehrwürdiger Herr! Ihr müßt verzeihen, wir konnten Eure Botschaft nicht mehr geziemend empfangen, derweil die Sonne untergegangen war. Bis morgen müßt Ihr Euch gedulden, und wollt denn auch Ihr nun mein Gast sein? Oder dürft Ihr nicht ruhen, nicht Trank und Speise nehmen, bei dem Ketzer?“

Dieses Wort betonte der Fragende mit leise vorwurfsvollem und etwas ironischem Ton. — Der Pater sah ihn mit wehmüthigem Ernste an und antwortete:

„Der Erzbischof hat mir Dispens ertheilt zu diesem Gang in Euer Land. Ich darf.“

„Uns auch die Hand reichen, wie in guter alter Zeit?“ Und der Schultheiß hielt ihm treuherzig die braune, schwielige Hand entgegen. Die Augen des Paters füllten sich mit Thränen; aber er drängte sie zurück, daß sie nicht überströmten, während er mit halber Stimme antwortete:

„Nein, Schultheiß, das darf ich nicht!“

„Nun, doch nicht minder willkommen, ehrwürdiger Herr. — Drinnen beim Weine wollen wir ein gutes Wort mit einander reden. Herr Junker, wenn's —“

Er wollte sagen, „wenn's beliebt“ — aber da sah er erst, daß der Junker mit hellem Zorn im Antlitz dem bleichen Kurt vom Büchel gegenüber stand. Es waren schon böse Worte gewechselt, dem Kurt hatte es wüthend an Hirn und Herz gezerrt, was der Junker gesprochen von der Elsbeth. Er war zu ihm herangetreten mit höhnischem Erinnern:

„Als wir Euch bei Himmelskamp die Köpfe entzwei schlugen, sahet Ihr nicht so glückselig drein, als jetzt, Herr Junker.“

„Einfältiger Prahler!“ entgegnete der Junker, „ein paar Miethlinge erschlugt Ihr uns; das ist Alles.“

„Nun, Ritter können auch an die Reihe kommen. Aber Söldner-Blut ist fruchtbar; unsere Felder wuchsen prächtig drauf. Vielleicht wachsen sie später noch prächtiger.“

„Frecher, — Du wagst es? Wärst Du dem Ritter nur schwertfähig“ —

„Schwertfähig? Hoho! Junker, Junker! wir sprechen uns noch von wegen der Schwertfähigkeit; verlaßt Euch darauf.“ — Mit diesen Worten klopfte er dem Junker auf die Schulter; heftig stieß dieser den Arm zurück, — zornig wollte Kurt ihn fassen, — neugierig, abwehrend, zudrängend, kamen Männer, Bursche, Knaben hervor; da drehte sich der Schultheiß um, da war aber auch auf einmal Alles still und ruhig. Der Junker warf nur noch rasch einen Blick zurück auf die Menge und folgte mit klopfendem Herzen dem Schultheiß und dem Pater in's Haus. Der Klaus bekam vom Schultheiß noch den Auftrag, Alles was Füße und Gurgeln habe, zum Abendtanz und Abendtrunk einzuladen. —

„Aber daß Ihr mir den Junker ehrt und seinem Stande gebt, was Recht ist, derweil er unser Gast; führt er sich nicht würdig seines Ranges, so wollen doch wir uns zeigen als wackere Leute. Doch er ist gut im Gemüthe; ich hab' ihn schon fast lieb gewonnen, — das richte Du aus!“ So schloß der Schultheiß seinen Auftrag an den Klaus und ging dann hin, seine Elsbeth zu suchen. Der Klaus sah ihm nach und murmelte vor sich hin:

„Der Schultheiß wird mir zu vernünftig. O, den Henker über so Halb und Halb. Ich wollt', es wäre erst wieder Zeit zum Dreinschlagen; dann weiß man doch, woran man ist, und wo das Recht steckt. Mein Recht ist: was ich fassen kann mit meiner Faust. Wenn ich nur zugreifen dürfte, — ich wollte sie schon zusammendrücken.“

Derweil stand Elsbeth vor dem großen Herde, — und war es nur noch das Feuer des einen Augenblicks, oder war es das Feuer des Herdes: sie glühte noch immer an Wangen und Augen, und wenn der Schaum auf den Töpfen überlief, sah sie dem ruhig zu und rührte sich nicht; sie zählte die Blasen die zischend von den Kohlen aufstiegen. Wohl hatte der Vater Recht gehabt, wenn er sie ein „absonderliches Mädchen“ genannt; wohl war sie das echte Kind ihrer schwarzen Erde; stark, muthig, rüstig, gesund an Leib und Seele und Gedanken. Kein besseres Hauswesen war zu finden als das, was sie führte, an der frühverstorbenen Mutter Stelle. Kein Vater konnte treuer geliebt, sorgsamer gepflegt

werden, als der Vater der Elsbeth es wurde. Sie ehrte die Schöffen, liebte die Nachbarn und Landsleute, hielt treue Freundschaft mit den Mädchen, gute „Kameradschaft" mit den Burschen und war zuthätig, wo es des Rathens und Thatens bedurfte. — So stand sie hochgeachtet und wenn man will, auch geliebt, auf ihrem Erbe und in ihrem Gaue; aber so die rechte, eigentliche Liebe, die zuthunliche, offen vertrauende Liebe hatte sie nicht. Die Einen meinten: „Wir haben zu viel Respekt vor ihr;" die Andern meinten: „Sie ist hoffährig;" dem stritten wieder Andere entgegen und sagten: „Ja, sie ist stolz, aber sie weiß es nicht, sie will es nicht sein; es würde sie betrüben, wenn sie wüßte, daß sie es wäre." „Sie hat kein Herz," meinten einige Burschen, die so von fern um sie angehalten und abgewiesen waren. „Sie hat ein Herz, aber ein anderes wie wir," hieß es dann.

Was war es denn nun in dem Mädchen, was zu solchem Gerede den Anlaß gab? So wenig und doch so viel. So leicht und doch so schwer zu beschreiben. Es war ein eigenthümliches Etwas, ein Würde- und Hoheitsvolles bei aller einfachen Bauernheit, ein Unnahbares für jeden rohen und gemeinen Sinn; ein noli me tangere gegenüber dem täglichen Brauch des Lebens, bei allem frisch kräftigen Zugreifen und Zuthun, was nur dieses Leben forderte. Dann war sie viel zarter gebaut, auch viel kleiner, wie die übrigen Mädchen und doch eben so stark und rüstig. Sie trug dieselben Kleider, wie alle Andern und doch stand ihr Alles schöner, sonntäglicher, vornehmer. Sie sprach gewiß nichts Anderes, als was die Andern sprachen, aber wie sie es sprach, das war klang- und seelenvoller und oft fühlte man heraus: sie empfindet und denkt auch noch viel mehr als sie spricht; nicht als ob sie das stolz hätte verbergen wollen; nein, sie fand nur nie die Stunde, die Gelegenheit, es auszusprechen; vielleicht hätte sie's auch nicht gekonnt; vielleicht lag diese neuere, höhere Seele in ihr noch unerschlossen in ihrer jungfräulichen Brust und wartete nur des erweckenden Hauches, des Auferstehungskusses, um auf goldenen Flügeln emporzuschweben. — Und wie sie jetzt so da stand am Herde, da schien dieser erweckende Hauch ihre Seele schon berührt zu haben, und wie sie nun vom Herde weg in das Zimmer treten und dem schönen, prächtigen Jüngling des alten Brauches Gastkuß geben mußte: da schien das der Auferstehungskuß zu sein, der jene Seele zu hohem Fluge durchdrang. Der Kuß dauerte lange, lange — und Beide zitterten dann, als hätten sie ein Verbrechen begangen; aber ein Verbrechen, durch das sie in den Himmel gekommen seien.

Vor dem Fenster aber stand Kurt vom Büchel und glaubte in der Hölle zu sein. Er hatte die Faust auf die offene Brust gelegt und dann drückte er die Nägel in die Brust.

„Eine Stunde an ihrem Herzen und dafür drei Jahre in der Hölle!" so hatte er oft gerufen, so war der einzige Bursche des Stedinger Gaues, der für das Mädchen in Liebe entbrannt war; aber auch so, daß wie ein Lavastrom es in ihm kochte.

Er war schon hinausgefahren auf's Meer, ein bis zwei Jahre lang, bis hinauf zu den Grönländern; aber so kalt es dort auch war, seine Liebe war nur noch heftiger entbrannt.

„Drei Jahre in der Hölle für eine Stunde an ihrem Herzen," so rief er jetzt wieder und dann dazu: „Und sechs Jahre in der Hölle für einen Griff an des Junkers Gurgel."

Durch solch unmittelbare wilde Naturkraft rauschte die Leidenschaft noch hin wie ein fesselloser Bergstrom, grausige Schluchten reißend und die tiefsten Tiefen durchwühlend. Er war schrecklich und bemitleidenswerth, wie er so da stand und durch das Fenster schaute und Musik um ihn her klang und Jubel und Tanz ihn umwogte, und die thönernen Becher ihm klangen wie sein Grabgeläute. Der Klaus trat hinzu und brachte ihm des Schulzen mahnendes Wort und einen vollen Becher, — er nickte nur. Dann hetzte der Klaus ihn bitter und scharf, da zuckte er zusammen.

„Der Teufel soll leben!" rief er jetzt, indem er dem Klaus den Becher entriß.

„Soll leben! Wir müssen ja doch zu ihm, wie die Pfaffen geschrien haben; da ist's gut, wenn wir ihm freundlich thun," entgegnete der Klaus, und riß den Kameraden mit fort in das dichteste Gewühl der Tänzer und Trinker.

Ein friedlicheres Gespräch hatte während dem zwischen dem Schultheiß und dem Priester begonnen. Sie waren allein; ein alter guter Wein stand vor ihnen und die Abendstunde hatte ihre Milde ausgegossen auf die ehrwürdigen Häupter. Der Schultheiß ergriff den Becher und sagte:

„Laßt den guten, dritten Freund hier zwischen uns mitthaten. Sagt mir, ehrwürdiger Herr, was wollt Ihr Morgen auf dem Landthing vorbringen? Sagt's jetzt schon, wo ein gutes Wort ein gutes Ort findet."

„Friede will ich bringen, Schultheiß! Friede!"

„Das ist ein kostbares Wort, Pater; aber — aber — um welchen Preis? Eure Kirche, nehmt's nicht übel, Pater! Eure Kirche, thut wenig um Gotteslohn. Sagt's kurz heraus: was fordert der Erzbischof?"

„Für sich die neuen Zehnten und für die Oldenburger das Herrengericht. O gebt's, gebt's Schultheiß! Lasset Euch versöhnen mit Gott."

„Das bin ich, Herr Vater! Das hoff' ich zu sein! Durch guten Wandel, Gebet und Fürbitte. Aber — — Herr Pater — ich wär' es nicht, wenn ich dazu thät, was Ihr verlangt, denn Eure Kirche verlangt das Unrecht."

„Rom hat gesprochen in dieser Sache; hat gerichtet."

„Rom kann nicht richten in seiner eigenen Sache."

„Was die Kirche spricht, hat Gott gesprochen —"

„Und was das Recht sagt, ist auch Gotteswort. Und unser Recht spricht, daß wir freie Bauern sind; nur unterthan dem Kaiser und nicht schuldig zu geben Zins, Schoß oder Zehnten, wie Ihr verlangt; als Ihr bei uns waret, — sagt — Herr Pater: war da ein Mann reicher im Stedingerland als Ihr? Gaben wir Euch nicht in Hülle und Fülle, was nur Euer Herz begehrte? Wir gaben's Euch, als dem Diener Gottes, als dem Verkünder der heiligen Christuslehre, die uns hell und froh und gut gemacht hat, und gaben's gern, weil wir wollten und weil wir Euch liebten. Ihr verließet uns in unserer Noth. Ihr — — doch still davon; still, sonst rüttelt's zu sehr am Herzen. Schenkt ein! — So! Und nun trinkt mit mir: Es lebe das deutsche Reich! Es lebe der Kaiser, unser Herr!"

Der Schultheiß war aufgestanden voll Begeisterung; Hand und Stimme zitterten noch von tiefer Bewegung. Der Priester stand ihm gegenüber, den feuchtglänzenden Blick in das goldene Naß gesenkt, und sprach mit bebender Stimme:

„Er lebe!"

Dann klangen die Becher aneinander hell durch die tiefe Stille des Zimmers und ein einsames Licht an der Decke warf seltsamen Schein auf die beiden ehrwürdigen Feinde, die hier so freundschaftlich vereint waren.

Und auch draußen standen zwei Feinde, vereint in Freundschaft und Liebe: der trotzige, dräuende Graf von Oldenburg und die Tochter des starren Bauern. Sie waren — sie wußten selbst nicht wie — vom Tanze weggekommen, unter eine hohe, breitgeästete Buche getreten, doch immer noch Hand in Hand, wohl gar Arm in Arm, als wenn sie wieder antreten müßten zum Tanze. Sie hatten erst kein Wort mit einander gesprochen; dann sprachen sie auf einmal vom Abschiede, den der Junker morgen früh nehmen müßte. Da bebten Beide, und Eines fühlte das Beben des Andern und bebte darum um so heftiger. Dann sprachen sie auf einmal von Krieg und Tod, von der Fehde zwischen Steding und Oldenburg und Eins warf dem Andern das Verderben vor. Dann sprachen sie wieder nichts; aber sie saßen auf einem Steine und hielten sich leise umschlungen; nun hörte man nichts anderes als das Klopfen zweier Herzen, dann Flüstern, dazu sah man Thränen blinken; dann standen sie wieder auf, — und was sie nun sprachen, das hörte Niemand als die schon leise vergehende Nacht, — das war ihr Abendmahl der Liebe.

„Engel seien um Deinen Schlaf," das waren des Junkers letzte Worte, mit denen er Elsbeth küßte.

Sie ließ es ruhig geschehen und schritt dann langsam dem Hause zu.

Der Junker lehnte noch eine Weile an der Buche und schaute glänzenden Auges in den fernaufsteigenden Morgen. Die erste Lerche stieg empor über die grüne Saat, der Nebel dampfte auf, das Meer erglitzerte, das Land lag herrlich, prächtig vor dem schwärmenden Jüngling.

„Mann, Ihr seid glücklicher hier, als wir in unsern Burgen!" rief er jetzt dem hinzutretenden Klaus entgegen und wollte ihm die Hand reichen.

„Das hab ich nie bezweifelt, darum schwing ich auch das

Schwert für unser Glück," entgegnete der Klaus, ohne die dargebotene Hand anzunehmen.

„Laß doch das Schwert ruhen, Klaus! — Jetzt wo ich Dich, wo ich die Welt in die Arme schließen und fest, fest an dies heißschlagende Herz drücken möchte. — Klaus! — Komm her! Laß mich sein als Einer der Eurigen."

Klaus sah den Junker ernst, forschend, doch nicht ohne Theilnahme an. Er hatte ihn schon verwundert betrachtet, als er gekommen war ihn abzuholen zur Ruhe und ihn stehen sah an der Buche, in verklärter Begeisterung. Und nun jetzt erst, so hatte er noch nie einen Menschen gesehen und gehört; nie gedacht, daß ein Mensch so aussehen, so sprechen könne; am wenigsten ein Junker. Aber noch wollte der Haß sich nicht lösen und das Mißtrauen stak zu tief in dem trotzigen Gemüthe. So antwortete er denn jetzt zwischen Trotz und Theilnahme getheilt:

„Wir stoßen Niemanden aus. Das Land ist weit. Wer unser Recht und Gericht anerkennt, mag wohnen bei uns wo er will."

Der Junker hatte die Antwort überhört. Er war in tiefes Träumen versunken. Wie es in frühern Tagen oft durch seine Seele gezogen war, so stand es jetzt wieder vor seinen Blicken: das Bild eines stillen befriedigten Daseins; vier Pfähle und statt des Schwertes die Pflugschaar und Vogelsang statt Trommetenschall und Gottessegen dabei, statt des Blutes. Frei sein freies Land bauen; Nahrungskraft saugen aus der mütterlichen Brust der Erde und Abends froh sein mit den Fröhlichen und das Weib seiner Liebe zur Seite. Dieses Bild, — o wie faßt es jetzt ihn wieder an, so wunderbar, so mächtig! Und siehe, — so nahe, nahe lag ihm das Gute! Die Seele kündete es ihm an in freudiger Ahnung, das Herz forderte es mit gewaltigen Schlägen, — sollte es nun ein rascher Entschluß, ein kraftvoller Wille nicht erobern können?! Und dieser Entschluß riß ihn jetzt empor aus seinen Träumen, spannte jeden Nerv seines Wesens, jagte sein Blut wild klopfend durch die Adern.

„Mein Roß! Mein Roß!" rief er jetzt.

„Herr Junker! Herr Junker! Was fällt Euch an?" mit diesen Worten trat der erstaunte Klaus ihm entgegen, „begebt Euch zur Ruhe! Kommt, kommt!" und er faßte den Junker gleichsam schützend bei der Hand.

„O laß mich Klaus! Laß mich hinaus in die Dämpfe oder Nebel, den Sonnenstrahlen entgegen. Dort find' ich Ruhe. Auch in mir flammt eine Sonne empor und jagt die grausen Nebel auseinander, die mich bedrückten. Fort mit dem falben, falschen, todten Schein, der bisher mein Leben war. — Mein Roß! Mein Roß! — Wo ist mein Knappe?"

In diesem Augenblicke trat Ehrenfried der Knappe ihm entgegen, besorgt um seinen edeln Herrn.

„Sattle den Falken! Wir reiten — rasch!"

Der Knappe ging und Klaus trat dicht zum Junker heran; sein eisern kaltes Gesicht war weicher geworden; seine trotzige Stimme klang milder.

„Ihr wollt uns schon verlassen, Junker? Und ohne Abschied?"

„Kein Abschied, Klaus! Ein seliges Willkomm! Nur einen wilden, wüthenden Ritt, daß ich Ruhe gewinne und meine Seele Klarheit. — Klaus, sage mir: Kannst Du beten?"

Da wurde des Klaus Gesicht wieder starr und sein Ton wieder trotzig und mit zuckenden Lippen antwortete er:

„Ich hab's verlernt, seit der Vater fort ist. Nur das Vaterunser kann ich noch, glaub ich; doch hab' ich's lange nicht probirt! — Ist auch dem Ketzer nichts nutze."

Der Junker faßte beide Hände des Klaus, sah ihn tief und herzlich an und sagte mit unendlicher Rührung:

„Bete es für mich in dieser Stunde; bete es für Euch Alle. Ich bin zu glücklich, ich kann nicht beten. Aber bete Du, daß in dieser Stunde ein guter Engel den Sieg behält über den Dämon des stolzen Blutes in mir. Dann wird Alles gut; dann werdet Ihr alle glücklich durch dieser Stunde Entschluß und Entscheidung." Damit ließ er die Hände des wie fest gebannt stehenden Klaus leise nieder sinken, sah flammend hin zum Hause des Schultheiß, bestieg das vom Knappen herbeigeführte Roß, schwang sich behend in den Sattel, winkte der blickenden Sonne zu und rief aus: „Ich bin wie ein junger Aar, der zum ersten Male seine Heimath sucht." Und auf dem stolzen Rosse flog er dahin, wirklich wie der königliche Vogel der stolzen Firne.

Der Klaus sah ihm nach bis er verschwunden war, dann murmelte er vor sich hin:

„Sollte denn doch die Adelsnatur anders sein als die Bauernnatur? So hab' ich von den unsern noch Keinen reden hören und suche ich an mir herum, so finde ich nirgend ein Loch, wo so kuriose Gedanken herauskommen könnten. Ich will sein Todesbruder sein, wenn er ehrlich ist; aber ich will auch sein Henker sein, wenn er sich falsch hält."

Das war der bewegte Abend auf dem Stedinger Bauernhof.

V.

Am Grafen-Hof.

Am Grafenhof zu Oldenburg ging's derweilen auch bewegt zu. Boten und Herolde kamen und gingen. Reisige und Knappen zogen ein und aus. Grafen, Fürsten, Herzoge aus Lüneburg, Braunschweig und Sachsen waren zu schauen. Der Krieg um den deutschen Kaiserthron, den Vater und Sohn mit einander führten, rüttelte und schüttelte das liebe heilige römische Reich zusammen und die kleinen widerhaarigen Fürsten trieben und drängten, ihre Macht zu erweitern; und dies nicht allein gegenüber dem Reiche, sondern auch gegenüber der Kirche zu Rom. Die rüstete und warb, die bannte und segnete dann nun nach allen Seiten hin; sie hatte eben die Albigenser zu Boden geworfen und stand nun wieder da in ungeheuerer Macht über die Welt. Doch aber brodelte, kochte und schäumte es überall im Hexenkessel der Zukunft; — es war eine merkwürdig bewegte, ungeduldige Zeit. Die und die Stedinger hatten nun auch den Erzbischof Gerhardt II. von Bremen nach Oldenburg geführt, um mit dem starken Grafen Burkhardt sich über die Zeitläufte und den Krieg mit Steding zu besprechen. Hier erwartete er den Pater Hieronymus aus Steding zurück, während der Graf seinen Neffen und Erben von dort zurück erwartete. Doch der kam noch nicht und konnte doch schon zurück sein. Der alte Herr war tief erregt, ihm bangte; vielleicht konnte das grause Volk seinen heißgeliebten Erben und Neffen erschlagen haben und damit ihn selbst und alle seine Hoffnungen, denn diese und sich selbst sah er in Georgen; für ihn wirkte, schaffte, kämpfte er, um ihm ein starkes, stolzes Land und ein mächtiges Schwert zu hinterlassen. Und dazu schien ihm jetzt der rechte Augenblick. Als die beiden mächtigen Herrn zusammen beim Weine saßen, meinte er:

„Die höchsten Häupter streiten, darüber wachsen wir. Manchmal ist's gut, daß das Recht nicht Alles in Frieden entscheidet, dann kommt die Kraft und ersetzt das Recht."

„Die Gewalt, wollt Ihr sagen," warf der Erzbischof ernstmahnend ein.

„Und wenn auch!" rief der Graf und stieß sein Schwert klirrend auf den Estrich. „Und wenn auch! Jetzt ist die Stunde für uns kleine Fürsten, unsere Macht zu mehren. Seht mein Oldenburg, wie ist's gestiegen! Und wodurch? Ich habe gehandelt, wo andere schliefen; rasch und entschieden und ich sollte meinen: mein Land ist glücklich." Und er hatte Recht, der alte, strenge, harte Herr! Er war sonst kein übler Mann, eben bis auf diese Strenge und Härte, wo es galt seine Macht zu mehren. Der Erzbischof sah still darein und der Graf fuhr mit erhitzter Stimme fort: „Und jetzt den Hauptschlag, Erzbischof. Mein soll Steding werden! Mein und Euer; ich schwör's Euch bei diesem Schwerte."

„Hätten wir's nur erst! Und wär's vollendet; o Gott weiß, ich dürste nicht nach Blut und Gewalt; ich möchte so gern den Frieden."

Und auch der alte Erzbischof sprach wahr. Er hatte den Krieg mit Steding nur geerbt von seinem Vorfahren, dem fürchterlichen Hartwich und glaubte dessen starker Testamentsvollstrecker sein zu müssen. Denn hatte Rom ihn schon bedräuet, ob des halben Vollzugs, und in seinem streng katholischen Glauben war er doch wirklich der Ueberzeugung: es sei zum Seelenheil der Stedinger nothwendig, daß sie mit Gewalt der Kirche wieder unterthan würden. Noch hoffte er von seiner Sendung und bangte nicht minder wie der Graf um seinen Erben, daß sein Bote so lange blieb. Doch da wurde der Bote schon gemeldet; Pater Hieronymus trat ein und brachte einfach und kurz der Stedinger „Nein." Der Erzbischof flammte auf; er wollte seinen Fluch den

Stedingern entgegen donnern, doch ließ er ihn nicht bis über die Lippen kommen; der Graf forschte nun nach dem Junker und der Priester erzählte, was er gesehen und gehört: Der Junker habe sich mit des Schultheißen Tochter verlobt, feierlich beim Vater um sie angehalten, das Jawort bekommen und dem Pater zugerufen: „Geht mit Gott, Pater, ich bleibe."

Der Graf sah stieren Auges den Erzähler an, er rührte kein Glied seines starken Körpers, seine Füße waren wie eingewurzelt im Erdboden, seine Rechte war eingekrallt in den Becher, seine Linke lag wie angeschmolzen auf dem Schnitzwerk des Eichentisches. Die Lippen lagen wie geronnenes Blut fest an den Zähnen; er sah schrecklich aus.

„Ich habe alle Angelhaken gebraucht ihn loszureißen;" fuhr der Pater fort, „aber umsonst. Er ist wie verzaubert."

„Ich breche diesen Zauber und muß ich ihm auch den Schädel brechen!" knirschte jetzt der Graf, doch ohne noch sich zu rühren; „ich will seine Ehre schänden, sein Ritterthum ihm abreißen wie einen gestohlenen Lappen. Ich fluche ihm." Erst jetzt begann der Graf convulsivisch sich zu rühren; die furchtbar angespannten Nerven ließen nach, er wurde matter, weicher und mit fast wehmüthigem Tone meinte er: „Erzbischof, nicht wahr, er wird meinem Fluche nicht widerstehen können?"

„Ich halte ihn für treu und unschuldig," erwiederte der Erzbischof mit Sanftmuth; „ich kenne ihn ja, meinen geliebten Schüler; er ist weich, leicht hingebend. Vielleicht haben sie ihn verhext, die bösen Ketzer."

„Ja, das ist's! Ja, ja, das ist's!" rief jetzt auffahrend der Graf und sprang auf. „Aber die Bauern sollen bluten; sie allein tragen die Schuld. Aber ich will meine Eisenhand auf sie legen und sie zerquetschen, daß sie meinen jungen Löwen mir so zähmten."

In diesem Augenblicke hörte man im Hofe in eigenthümlich schauerlichem Tone den Büßerchor des „Media vita" anstimmen.

„Was ist das?" rief der Graf und sprang an das Fenster, während der Erzbischof erbleichte und der Pater mit schmerzlichen Blicken nach Oben die Hände faltete. Der Graf erblickte vor dem Thore einen Zug von Männern in schwarzer Tracht. Sie trugen ein großes goldenes Kreuz und eine Fahne, mit dem Bildniß eines Lammes. Vorne stand ein langer, hagerer Mann, sein Gesicht gelb und hart wie aus Thon geformt; die Augen voll fürchterlicher Lohe, die ganze Erscheinung unheimlich, gespensterhaft.

„Was ist das?" rief der Graf noch einmal, während er fast entsetzt vom Fenster zurücktrat.

„Das ist was Schreckliches!" antwortete der Erzbischof. „Das ist Conrad von Marpurg, der fürchterliche Ketzermeister von Deutschland. Eine finstere Wolke lagert sich über mein Gemüth."

„Ich weise ihn ab!" rief der Graf entschlossen; „was will er hier? Ich bin ein freier Herr meines Landes. Ich lasse ihn nicht ein."

„Bei Euerm Leben, seid ihm willfährig! Er ist mächtiger als wir Alle, mächtiger als der Kaiser, mächtiger als der Papst. Und er ist so unversöhnlich als mächtig. Ich beschwöre Euch, seid ihm gefällig."

Die Thüre ging auf und einer der schwarzen Männer trat gebeugten Hauptes ein.

„Friede mit diesem Hause und Allen, die reinen Glaubens hier ein- und ausgehen," sprach er mit dumpfem Tone und ein „Amen" klang aus dem Munde der Hörer. Der Mönch erhob sich nun stolzen Hauptes und sprach laut dröhnend durch den weiten Saal:

„Konrad von Marpurg hat dies Schloß zu seinem Sitz erwählt, Graf Burkhardt von Oldenburg, um zu forschen, ob nicht das Gift der Ketzerei eingedrungen ist in diese Lande. Frankreich und die Rheinlande sind gereinigt in Kraft des Feuers. Es gilt einen Kampf auf Leben und Tod. So ist des heiligen Vaters Befehl."

„Mein Schloß ist gastfrei gegen Jedermann, meldet Euerm Herrn, daß ich ihn erwarte," sprach nun der Graf mit sichtlichem Widerstreben; der Mönch murmelte: „Pax vobiscum," und schritt wieder gebeugten Hauptes hinaus, die Anwesenden in langer, unheimlicher Spannung zurücklassend. Da auf einmal Pferdegetrappel, ein Reiter sprengte in den Hof, es war Ehrenfried, der Knappe des Junkers Georg, und er rief vom Pferde aus dem an das Fenster geeilten Grafen zu:

„Er kommt! Er kommt!"

„Wer kommt?" herrschte der Graf hinunter.

„Mein gnädiger Herr, der Junker Georg von Oldenburg!"

„Dank dir, o Gott!" jauchzte der Graf und stürmte zur Thüre hin, — als ihm Konrad von Marpurg den Weg vertrat.

VI.

Das Ketzer-Gericht.

Der Graf trat zurück und mit herber, starrer Stimme rief Konrad von Marpurg:

„Ich grüße Euch, wenn Ihr getreu seid."

„Wir sind's, und erwiedern Euern Gruß in Ehrfurcht," entgegnete der Erzbischof.

„Seid willkommen und ruht Euch aus," sagte der Graf.

Der Ketzermeister setzte sich nieder und murmelte: „Ja, ich bin müde geworden im Dienste meines Gottes, der mir ein eisern Amt auferlegte. Der Weg zu Euch war weit und schwierig."

„Ihr solltet doch ein Roß brauchen," meinte der Graf.

„Der Knecht des Herrn verschmäht des Ritters Art. Ich wandere."

„So thut uns Bescheid mit diesem Becher."

„Ich trinke nicht Wein."

„So esset von diesem Eber, den ich selbst erlegte."

„Ich esse nicht Fleisch. Meine Speise ist, daß ich thue den Willen Dessen, der mich gesandt hat; dabei genügt mir Brot und Wasser und Wurzel. Doch jetzt nicht von irdischen Dingen."

Er stand auf, sah den Grafen und den Erzbischof mit furchtbarem Blicke an und sprach mit markdurchdringendem Tone:

„Warum lebt noch der Name Steding auf Erden?"

„Wir kämpften gegen sie seit Jahren, doch vergebens," sprach der Graf, und der Erzbischof ergänzte:

„Gott segnete unsere Waffen nicht!"

„Weil Ihr sie nicht führtet im rechten Glauben!" zürnte Konrad entgegen und fuhr mit fanatisch-flammenden Blicken fort: „Schmach dem Fürsten, der nicht Leib und Blut für Christum einsetzt, Schmach dem Priester, der noch leben kann, wenn Gottes Feinde in seinem Sprengel leben!"

„Ihr seid zu strenge, hochwürdiger Herr. Die Sümpfe sind kaum zu erobern," lenkte der Graf ein.

„Wer glaubt, dem bauen Engel die Brücke."

„Ihr traft uns, Hochwürdiger, als wir eben gegen diesen Stamm uns beriethen."

„So ist es Euer Ernst, sie zu vernichten, Erzbischof?"

„Nicht sie zu vernichten, aber zu bekehren, zu besitzen."

„Doch um sie zu besitzen, müssen wir sie wohl vernichten," meinte der Graf.

Der Ketzermeister wandte sich zufriedenen Blickes zum Grafen:

„Ihr sprecht weise, sonst hätte Euch der Blitz mit versengt. Ihre Stunde hat geschlagen. Sie sind Ketzer; sie sollen Ketzer sein; wer ist hier, der Zeuge wider sie geben kann?"

Der Erzbischof nannte den Pater Hieronymus, der Graf den Knappen Ehrenfried, die so eben zurückgekommen; auch seinen Neffen, der jeden Augenblick zurückkommen müsse. Er verschwieg, daß nur der Eintritt des Ketzermeisters ihn gehemmt, dem bang Erwarteten schon entgegenzueilen.

„Was thut Euer Neffe bei den Verräthern?" rief der Ketzermeister mit stechendem Blicke. „Es stirbt, wer mit den Frevlern hält; sucht ihn eilig zu retten, wie einen Brand aus dem Feuer. Laßt die Zeugen vortreten. Zweie genügen: Und Ihr meine Brüder" so wendete er sich zu den mit ihm eingetretenen Mönchen — merkt auf!" —

Pater Hieronymus, der schon vor dem Eintritt Konrad den Saal verlassen, trat ein. In schlichter Einfalt erzählte er Alles, was er von den Stedingern wußte, alles Gute und Böse, doch des Letzteren nicht viel.

Wie die Schlange ihr Opfer, so sah der furchtbare Meister den Pater an und indem er ihm Abschied zuwinkte, murmelte er vor sich hin: „Du bist auch schon reif zum Verderben." Ein stummer Wink zu seinen Mönchen — und sie verstanden, was er gesagt. Furchtsam, an allen Gliedern zitternd, trat nun der Knappe ein.

„Wo ist Dein Herr?" fragten gleichzeitig der Graf und der Ketzermeister.

Türkisches Militär.



Cavallerist. Stabsoffizier. Landwehr (Redif). Reguläres Militär (Nizam). Artillerist.

Zu den in Nr. 18 und Nr. 27 der Gartenlaube gebrachten Abbildungen der englischen und französischen Truppengattungen, welche im Oriente gegen Rußland kämpfen, bringen wir heute, um auch den Moslims gerecht zu werden, eine Abbildung türkischer Truppen, wodurch wir unsere Darstellung der Vertheidiger des osmanischen Staats vervollständigen.

Der Nizam ist in der Türkei das, was bei uns die stehende Armee ist, der Kern der Militärmacht, wobei man freilich an keine streng geordnete Aushebung denken muß, die in der Türkei, wo keine Volkszählung stattfindet, und die Regierung nie recht weiß, über welche Menschenkräfte sie verfügen kann, unmöglich ist. An den Nizam schließen sich die halbregulären Redifs, welche man am Besten als Landwehr bezeichnet. Die reguläre Cavallerie, an welcher es in der türkischen Armee sehr gebricht, und die Artillerie, von deren rühmlichen Leistungen dieses Jahr glänzende Beweise gebracht hat, bilden von den Nizam getrennte Waffengattungen.

In sämmtlichen Corps ist die Kleidung ein Gemisch von europäischer Uniformirung mit Reminiscenzen an die alte türkische Tracht. Die Infanterie ist nach französischem Exercir eingeschult, die Artillerie wurde meist von preußischen Offizieren herangebildet, die Cavallerie trägt noch am Ausgeprägtesten den türkischen Charakter.

Die türkische Armee, wie sie gegenwärtig organisirt ist, ist ein Product vieler Jahre, und nur langsam hat sie den Standpunkt erreicht, den sie jetzt einnimmt. Nächst den fremden Offizieren gebührt dem Muschir Omer Pascha das Verdienst, an dieser Umwandelung mitgewirkt zu haben; Irrthum jedoch ist es, den polnischen und ungarischen Emigranten in dieser Beziehung Ansprüche auf den Dank der türkischen Regierung zuerkennen zu wollen. Als die Emigration in der Türkei eine Zufluchtstätte fand, war die Organisation und Ausbildung des türkischen Heeres längst vollendet, und die Anstellung einzelner Ungarn und Polen in der Armee machte diese wohl um die so vermißten tüchtigen Offiziere reicher, übte aber auf die Gestaltung der türkischen Waffenmacht selbst durchaus keinen Einfluß aus.

„Er muß im Augenblicke hier sein, — er jagte mich fast zu Tode voraus, um Euch zu melden, daß er komme."

„Brav, brav!" jauchzte der Graf, — doch der Knappe fuhr fort: „Das heißt, um desto eher wieder zu Hause zu sein."

„Zu Hause?" fragte der Graf tonlos, während Konrad den Mönchen beredtsame Winke gab, und dann den Knappen wie mit Schlangenblicken zu durchbohren schien.

„Ja," fuhr dieser fort, „er meinte, er sei nun in Steding zu Hause und nur weil sein Schwiegervater, der Schultheiß, durchaus es wollte, daß er herreiten und es ehrlich Euch sagen solle, wie es mit ihm stehe, auf daß Ihr ihm nicht fluchtet hinter seinem Rücken: nur deswegen kehre er zurück. Er war aber doch ganz betrübt dabei und das Mädchen weinte."

„Blut soll sie weinen! Sollen sie Alle weinen — und er sei verdammt!" so kochte und zischte es jetzt hervor aus des Grafen Brust.

„Das laßt nun unsere Sorge sein, Graf Burckhardt von Oldenburg, Euer Neffe gehört jetzt mir," sagte der Ketzermeister und wendete sich dann fragend zum Knappen. Aber so fragend, daß jede Antwort eine Anklage fürchterlicher Ketzerei sein mußte und so fragend, daß der Knappe nur antworten konnte, was der Ketzermeister wollte. „Du sollst nun dreimal baden in fließendem Wasser am St. Johannistage und hundert Vaterunser beten, auf daß Du gereinigt seiest von der verdammlichen Sünde: gegessen, getrunken, geathmet zu haben mit den Verruchten. Die Kirche begehrt nicht unnöthiges Blut. Deine Sünde war Unwissenheit." Mit diesen Worten entließ der Ketzermeister den Knappen, der rasch zur Thüre eilte und vor sich hin brummte:

„Was war ich doch für ein Esel, daß ich all die gräuliche Ketzerei nicht gemerkt habe." In der Thüre stieß er auf seinen jungen Herrn, schlug bebend drei Kreuze und drückte sich weit ab von ihm vorbei.

Erstaunt blickte der Junker ihm nach, erstaunt blickte er die fremden Männer an und trat keck, mit einem kurzen: „Was giebt's denn hier?" vor.

Der Graf zückte sein Schwert und wollte aufspringen. Ein Wink Konrad's gebot ihm Ruhe und Konrad rief:

„Junker Georg von Oldenburg, tretet vor diesen Stuhl."

Der Junker fuhr auf: „Wer seid Ihr, mir im Schlosse meiner Ahnen zu gebieten? Die Zeichen der Vehme seh ich nicht an Euch."

„Wahre Deine Zunge, Jüngling! Du stehst unter schlimmer Anklage."

„Anklage, — hier! Der freie Edelmann?!"

„Niemand ist frei vor Gott und seinem Stellvertreter dem Papst, der mich gesandt hat: Konrad von Marpurg, deutscher Großmeister der heiligen Inquisition."

Der Junker erbebte. Er sprach leise: „Furchtbare Gewalt! was willst Du von mir?"

„Schweigend höre, wahrhaft rede. Ich schuldige Dich, Jüngling, des Bundes mit Ketzern, der Liebe zu Einer, die das Kainszeichen an der Stirne trägt."

Nun aber flammte der Junker wieder auf; seine Hände faßten krampfhaft nach dem Schwert, seine Augen sprühten Funken und mit hellem Zorn der Stimme donnerte er: „Schwarzer Pfaffe, Du lügst! Sie ist rein, wie der Leib des Herrn im Abendmahl!"

Der Ketzermeister schlug ein Kreuz; sonst aber blieb er eisern ruhig in Ton und Mienen. Dann fragte er:

„Du liebst das Mädchen im Stedingerland?"

„Wie meinen Gott!"

„Du willst sie ehelichen?"

„Ich will's! Bei allen Heiligen schwör ich's!"

„Und willst leben mit den Stedingern?"

„Wie mit meinen Brüdern!"

„Es ist genug!" Er stand auf, erhob die langen, magern, gelben Arme und rief mit Grabeston: „So künd ich über Dich den Bann der Kirche, Gericht soll über Dich ergehen auf Leben und Tod zu Ehren Gottes. Graf Burkhardt von Oldenburg, ich übergebe Euch diesen Mann als verhaftet der heiligen Inquisition. Ich rufe auf Eure Macht an Waffen und Schlüssel, daß Ihr ihn aufbewahrt dem Gericht und lasse für ihn haften Euer Haupt, auf Tod und Leib. Führt ihn hinweg."

„Und dreifache Kette um seinen verrätherischen Leib!" schrie der Graf. „Er hat gefrevelt an meinem Blute und zum Fluche der Kirche gebe ich ihm den Fluch des Vaters."

„Zu viel! O gräßlich! Zu viel!" Das war das Einzige was der Junker sagen konnte, während die Knappen seinen fast geknickten Körper ergriffen und ihn in sonderbarer Mischung von Ehrfurcht, Mitleid und Abscheu hinausführten.

Nun aber brach auch die wilde Wuth des Grafen mürbe zusammen; tief ergriffen schaute er dem Jüngling nach, — die alte Liebe regte sich in ihm, er schaute mit Entsetzen auf die bleichen, todtverkündenden Züge des Ketzermeister; eine unsägliche Angst um den doch immer noch Geliebten, durchschüttelte ihn und der wilde, starre, trotzige Mann beugte auf einmal sein Knie vor dem armen, kranken Mönche und flehte: „Gnade, Gnade für meinen unglücklichen Jüngling."

Dem Ketzermeister zuckte ein wilder Stolz durch das glühende Auge, als er den Grafen so vor sich sah; er legte die Hand auf des Grafen Haupt und sprach: „Die Kirche verzeiht dem Büßer; — er büße, er demüthige sich, entsage seiner Liebe und sei gerettet."

Der Graf wendete nun das flehende Haupt zum Erzbischof; er konnte nicht reden, nur mit dem gebrochenen Auge.

„Ich werde thun, was meines Amtes ist, den Sünder zu belehren suchen," sprach mild der Erzbischof.

Dann faßte er den unglücklichen Mann unter den Arm und führte ihn sanft hinaus.

Der Ketzermeister stand unbeweglich da, sah unbeweglich ihnen nach, dann stieg es in seinen Zügen auf wie Wetterleuchten und die Arme eng verschränkend, knirschte er vor sich hin:

„Herrschen über die Herrscher, das ist Wollust. Herrschen nicht durch Geburt, durch Prunk, durch das Schwert; herrschen durch den Gedanken, durch den Geist, durch das was Niemand sieht, Niemand hört, Niemand faßt: das ist göttlich. — Arm sein, geknechtet, darben, ohne Weib, ohne Herd, ohne jegliche Freude der Erde, — und den Fuß setzen auf den Nacken Derer, deren Blicke Tausende erzittern machen: das ist die Schwindelhöhe des Lebens; — aber ich werde nicht schwindeln." —

Starr wie immer wendete er sich nun zu den zurückgebliebenen Mönchen:

„Nach der Zeugen Aussage ist kein Zweifel mehr an der verdammlichen Ketzerei Derer in Steding, und darum soll es brennen im Feuer des Glaubens. Gehet nur hin und prediget das Kreuz aller Orten, das Kreuz gegen Steding. Ich führe dann die Schaar in's Feld. — Rasch, rasch, — und lasset den Schweiß nicht trocknen an Euren Stirnen." —

Er segnete die Mönche, die tief verbeugend sich entfernten und dann wie schwarze Raben unheilverkündend davon flohen.

Die Diener an der Thüre erwarteten des Ketzermeisters Wink, um ihn zum reichsten Ruhegemach der Burg zu führen.

Er aber verlangte zum schlechtesten Ruheort des niedrigsten Knappen geführt zu werden, dort legte er sich auf den steinernen Estrich, nur ein Pferdehaarkissen stützte seinen Kopf und bei Brot und Wasser schlief der mächtigste Mann des deutschen Reiches ein und träumte von Roms Herrlichkeit, träumte von Scheiterhaufen und Blutströmen.

(Schluß folgt.)

Gesundheits-Regeln.

Die Pflege der äußern Haut.

Die Haut bedarf ihrer vierfachen Bestimmung wegen, als Schutz-, Tast-, Absonderungs- und Aufsaugungsorgan (s. Gartenlaube Nr. 44, S. 527), sowie mit Rücksicht auf ihren großen Blut- und Nervenreichthum, der ganz besondern Pflege. Diese wird auch deshalb schon so nöthig, weil die Haut mit dem uns umgebenden Luftkreise, der

vermöge seiner Eigenschaften (seiner Temperatur, Feuchtigkeit, Strömungen, Witterungsverhältnisse) einen bedeutenden Einfluß auf unsern Organismus ausübt, in der unmittelbarsten Berührung steht. Uebrigens kann kein Lebensalter, wenn es gedeihen will, der Hautpflege entbehren, jedoch ist das erste Kindes- und das Greisenalter ihrer am Bedürftigsten. Das der Hautcultur förderlichste Hülfsmittel ist allgemeine Reinlichkeit und diese wird durch Waschungen, Bäder und Abreibungen der Haut bei reiner Wäsche erzielt. Man erinnere sich nur, daß die Oberfläche der Haut, auf welcher die Talg- und Schweißdrüsen, sowie die Haarbälge ausmünden und Hauttalg, Schweiß und Hautdunst abgeschieden wird, fortwährend ihre ältesten, obersten Plättchen der Hornschicht abzustoßen hat. Wird die Entfernung dieser abgestoßenen und durch den klebrigen Hauttalg zurückgehaltenen Hornschüppchen (mit Schmutz) nicht befördert, so verlegen letztere die Mündungen der Hautdrüschen und machen die Oberhaut undurchdringlicher für den Hautdunst. So geht dann die Ausscheidung ebensowohl des Hauttalges und Schweißes, wie die des Hautdunstes weniger gut vor sich und Haut wie Blut können dadurch Nachtheil erleiden; es kann sonach durch Zurückhaltung der genannten Ausscheidungsstoffe ebensowohl eine (örtliche) Hauterkrankung, wie auch ein (allgemeines) Blutleiden zu Stande kommen. Ein gewisser Physiolog (Schultz von Schultzenstein) bewundert die Güte Gottes darin, daß es diese so eingerichtet hat, daß wenn der faule Mensch in Schmutz versinkt, sich bei ihm thierische Parasiten (Läuse, Flöhe, Wanzen, Milben) einfinden, um ihn durch Jucken zum Kratzen und so zur Mauserung seiner Haut zu zwingen. — Außer auf Reinhaltung der Haut ist ferner noch auf ihre Bedeckung (Kleidung) die gehörige Rücksicht zu nehmen, sowie auf Kräftigung derselben hinzustreben; auch bedürfen die Nerven der Haut und der Blutlauf in derselben der Berücksichtigung.

Die Reinigung der Haut, von Schmutz, Oberhautschüppchen, eingetrocknetem Schweiße und altem Hauttalge, ist am Besten durch warme Waschungen und Bäder, unterstützt von Seife und Abreibungen (mit Flanell oder Bürste) zu erreichen. Ein Dampfbad kann von Gesunden von Zeit zu Zeit als Hauptreinigungsmittel benutzt werden. Auch trockene Abreibungen sind in Ermangelung warmen Wassers sehr vortheilhaft und können die Mündungen der Hautdrüsen freimachen, dadurch aber gegen Mitesser und Blüthen schützen. Was die Temperatur des zu benutzenden Wassers betrifft, so ist eine Wärme von 26—28 Grad am Meisten zu empfehlen und wöchentlich ein — oder zweimaliges Baden oder Waschen des ganzen Körpers im warmen Zimmer hinreichend. Kalte Bäder und Waschungen haben niemals die vortheilhaften und die Hautthätigkeit unterstützenden Wirkungen des warmen Wassers, können sogar in sehr vielen Fällen durch ihre, die Hautnerven zu stark reizende Kälte Nachtheile bringen (s. später). Neugeborne und Säuglinge, sowie Kinder bis zum vierten Jahre sind wo möglich täglich und stets warm zu baden oder zu waschen; nur ganz allmälig ist bei ihnen die Temperatur des Wassers zu erniedrigen und niemals darf ein kleines Kind mit nasser Haut der Luft ausgesetzt werden. Sehr oft ist es von Nutzen, beruhigend und schlafbringend, wenn kleine Kinder Abends unmittelbar vor dem Schlafengehen und nicht am Morgen gebadet werden. Nach dem fünften Jahre etwa läßt man lauwarme Bäder nur noch zwei Mal wöchentlich nehmen, jedoch täglich Waschungen des ganzen Körpers machen.

Die Kräftigung und Abhärtung der Haut, so daß die Fasern der Haut straffer werden und verschiedene Witterungsverhältnisse, vorzüglich Temperaturwechsel, nicht so leicht sogenannte Erkältungskrankheiten (Katarrhe, Rheumatismen, Nervenschmerzen u. s. f.) erzeugen, kann nur durch allmälige Gewöhnung der Haut an Kälte erreicht und durch die gehörige Bewegung der unter der Haut liegenden Muskeln befördert werden. Diese Kälte, in der Form des kalten Wassers und der kalten Luft angewendet, verlangt aber hinsichtlich ihres Grades und der Dauer ihrer Einwirkung nach und nach eine Steigerung, denn kurze Zeit gebrauchte kalte Bäder, kalte Waschungen und Uebergießungen der Haut, wirken wohl als Reizmittel auf die Nerven und Fasern der Haut, aber nicht als Kräftigungsmittel (s. unten). — Mit der Abhärtung der Haut durch Kälte beginne man nicht vor dem 5. Lebensjahre, denn kleine Kinder gedeihen, wie junge Pflänzchen, nur bei Wärme; auch gehe man jetzt nicht etwa von warmen Bädern und Waschungen sofort auf kalte über, sondern erst auf lauwarme und ganz allmälig auf kühle und kalte. Ebenso sollte mit der wärmern und leichtern Kleidung verfahren werden. Uebrigens hat auch die Abhärtung ihre Grenzen und selbst bei ziemlich abgehärteter Haut ist das warme Reinigungsbad (Waschung und Abreibung), so wie eine wärmere Bekleidung in Fällen, wo die erhitzte und schwitzende Haut schnell kalt werden könnte, nicht zu entbehren. Gar nicht selten gehen Abhärtungs-Renommisten an Herzentzündungen und organischen Herzfehlern zu Grunde und äußerst nachtheilig ist es, wenn blutarme, bleichsüchtige, nervöse oder gar schwindsüchtige Personen, denen gerade Wärme zusagt, vom Abhärtungs-Fanatismus und der Kaltwasser-Modethorheit befallen werden.

Die Wirkung plötzlicher und schnell vorübergehender Kälte, besonders kalter Begießungen und Waschungen der Haut ist ebensowohl an den Nerven, wie an den Blutgefäßen und Fasern der Haut sichtbar und giebt sich theils durch eine empfindliche Erregung der ersteren, theils durch Zusammenziehung der letzteren zu erkennen. In Folge der Zusammenziehung der Blutgefäße (Haarröhrchen) wird die Haut blaß und kühl, und das am Einströmen in die Haut verhinderte Blut muß sich natürlich in inneren Organen anhäufen, was daselbst recht gut zu entzündlichen Zuständen und Blutungen (Bluthusten, Schlagfluß) Veranlassung geben kann und gar nicht selten auch wirklich giebt. Allerdings folgt dieser Zusammenziehung der Gefäße sehr bald eine Ausdehnung derselben und es strömt dann mehr Blut als vorher in die Haut, weshalb diese auch röther, wärmer und in ihrer Absonderungsthätigkeit gesteigert wird. — Die Zusammenziehung der Hautfasern, wobei die Ausgänge der Hautdrüschen verengert oder geschlossen werden, macht die Haut derber und durch Hervordrängen der Talgdrüschen zur Gänsehaut. Auf diese Zusammenziehung folgt bald wieder Ausdehnung, so daß die vorher feste und derbe Haut nun weich und schlaff wird. — Die Einwirkung der Kälte auf die zahlreichen Empfindungsnerven der Haut, die alle im Gehirne wurzeln, ist eine ziemlich stark erregende und hinterläßt in der Regel, wie alle kräftigern Reizmittel, wenn sie oft angewendet werden, vielleicht in Folge einer falschen Ernährung des Nervengewebes, eine sogen. reizbare Schwäche des Hirnnervensystems, welche der Laie als Nervös- oder Reizbarsein bezeichnet und die bei fortgesetzter Reizung endlich gar nicht selten zu einer Geisteskrankheit, selbst zum Blödsinn führt. Daß man sich gleich nach einer kalten Begießung oder Waschung des Körpers in Folge der Erregung des Hirnnervensystems scheinbar wohler, belebter fühlt, ist sonach ganz natürlich, ebenso wie das scheinbare Wohlsein nach dem Genusse spirituöser Getränke. Aber was auf diese belebende Erregung durch Spirituosa folgt, ist bekannt. Die vielen blassen, reizbaren und nervösen Subjekte mit Eingenommenheit des Kopfes, Schlaflosigkeit, großer Empfindlichkeit gegen Licht und Schall, Herzklopfen u. dgl., welche sich und ihre Aerzte abquälen, sind meistens Früchte der jetzt so beliebten kalten Begießerei und Wäscherei. Dr. Munde sah bei Prießnitz in Gräfenberg in kurzer Zeit viermal Starrkrampf in Folge der Kaltwasserkur entstehen und daß die meisten Nervenschwachen aus den Seebädern nicht nur nicht gebessert, sondern im Gegentheil verschlimmert zurückkommen, wird trotz aller Anpreisungen des Seebades doch nicht weggeleugnet werden können. (Ueber Stärkungsmittel s. Gartenlaube Nr. 23, S. 270). — Verfasser will durch diese Darlegung nun aber ja nicht etwa die kalten Bäder, so wie die allmälige Abhärtung der Haut durch Kälte verdammt wissen, nur eine vernünftigere Anwendung derselben, in warmer Jahreszeit und mit Maaß und Ziel bei passendem Lebensalter und Gesundheitszustande, hält er für wünschenswerth. (Ausführlicheres über die Wirkung und Anwendung kalter, lauer, warmer und Dampfbäder s. später.)

Bewegungen, besonders geregelte, nach und nach alle Muskeln des Körpers in Thätigkeit versetzende Turnübungen, zumal wenn sie in freier frischer Luft vorgenommen werden, tragen zum Gesund- und Kräftigsein der Haut, sowie zur Unterstützung ihrer Thätigkeit insofern viel bei, als sie den Blutlauf durch die Hautgefäße bethätigen und mittelst der Nerven (wahrscheinlich durch Mittheilung der Erregung von den Bewegungsnerven der Muskeln auf die der Haut) die Straffheit der Hautfasern befördern. Die Wahrheit dieser Behauptung läßt sich auf Turnplätzen mit Händen greifen, man untersuche nur die Haut vor und nach dem Turnen.

Daß die Kleidung auf das Befinden der Haut großen Ein-

fluß ausüben muß, geht daraus hervor, daß wir uns durch Kleider gegen die Unbilden der Witterung, gegen Kälte und Hitze, wie gegen übermäßiges Licht, gegen Nässe und rasche Temperaturwechsel schützen können. Allerdings ist der Hauptzweck des Bekleidens die Erhaltung unserer Eigenwärme (s. Gartenlaube Nr. 33, S. 386), da nur bei einer gewissen Temperatur alle lebenswichtigen Processe innerhalb unsers Körpers vor sich gehen können, und deshalb muß sich auch die Kleidung nach dem Grade unserer eigenen und der äußern Wärme richten, überhaupt den klimatischen Bedingungen und der verschiedenen Beschäftigung entsprechen. Doch davon in einem spätern Aufsatze. Für das Wohlbefinden der Haut ist große Reinlichkeit in der Kleidung, besonders häufiger Wechsel der Leibwäsche unerläßlich.

Schließlich sei es wiederholt, daß **Reinhalten der Haut durch Waschungen, Bäder und Abreibungen des ganzen Körpers, sowie durch reine Wäsche, eine wesentliche Bedingung zur Erhaltung der Gesundheit ist.** Ohne Zweifel trägt der Mangel einer tüchtigen Hautcultur zur Zeit einen großen Theil der Schuld mit am Verfalle des Menschengeschlechtes in gesundheitlicher Hinsicht und jedenfalls dürfte die Gründung öffentlicher Badeanstalten für die ärmeren Volksklassen dem weiteren Verfalle Schranken setzen helfen. B.

Von den Farben.

Ein Kapitel für Industrie, Kunst und Leben.

Die Lehre vom Lichte, die dunkelste Partie der Naturwissenschaft. — Chevreul und seine Principien. — Das Gesetz von den Farben-Contrasten. — Eigenthümlichkeit und Sehnsucht des Auges. — Tinten und Schattirungen. — Ein Beispiel für den Kattundrucker. — Die Farben als Unfriedenstifter. — Noch ein Beispiel aus der Damenwelt. — Die Kunst des Straußbindens. — Der französische Geschmack.

Die Farbe, welche in Kunst und Industrie, in unsern Wohnungen und Kleidern, in unsern Freuden und Genüssen über die Schönheiten der Natur und der lebendigen Wesen darin, ja selbst in unsern Gemüthsstimmungen und Launen eine viel wichtigere Rolle spielt, als wir im Allgemeinen glauben, ist bis jetzt gleichwohl noch ein ziemlich dunkeles Geheimniß der Männer der Naturwissenschaft, welche sich besonders mit den optischen Wissenschaften mit Katoptrik und Dioptrik beschäftigten, (d. h. den Theilen der Optik, welche vom zurückgeworfenen und gebrochenen Lichte handeln) geblieben. Ein Professor der Physik fing seine optischen Vorträge ehrlich damit an: „Es giebt keine dunklere Partie in den Naturwissenschaften, als die Lehre vom Lichte.“ Wir halten uns hier blos an die praktische Wichtigkeit der Farben, von der jeder Maler, Färber, Musterzeichner, Kattundrucker, Tapezierer, kurz jeder praktisch beschäftigte und mit Schönheitssinn begabte Mensch eine Ahnung, eine praktische Erfahrung oder durch natürlichen „Farbensinn“ eine Art Gefühls-Aesthetik, aber sehr selten eine wirkliche Wissenschaft besitzt. Kunst und Industrie und Cultur überhaupt sind wie die Sonne, die, wie Goethe sagt, „kein Weißes duldet,“ da sie stets Alles mit Farben beleben will. Wie wichtig ist daher eine wirkliche **Farben-Wissenschaft**, welche es jedem möglich macht, den Natur- und Seh- und Schönheitsgesetzen gemäß zu färben, Farben zusammenzustellen oder gefärbte Waaren- und Lebensverschönerungsmittel zu beurtheilen und danach zu wählen! Woher kommt die Ueberlegenheit der Franzosen in Dessins und Farben? Warum sind die meisten englischen Fabrikate geschmacklos in Form und Farbe? Die Ersteren besitzen nicht nur natürlichen Schönheits- und Farbensinn, sondern auch eine Menge Schulen, Akademien und praktische Lehranstalten, worin die Schönheitsgesetze der Form und Farbe Handwerkern, Fabrikanten und Künstlern unentgeltlich gelehrt werden, während letztere mit natürlicher Geschmacklosigkeit Mangel oder zu große Theuerung solcher Anstalten verbinden.

Die Farbenwissenschaft für Kunst und Industrie hat in **Chevreul** seit vielen Jahren in Frankreich den größten Meister und praktischen Lehrer gefunden. Man kann eine ordentliche Landkarte von seiner Wirksamkeit machen und in den Fabrikaten der verschiedenen Städte Frankreichs nachweisen, bis wohin seine Farbenwissenschaft gedrungen und wo er sie vorgetragen. Seine Wissenschaft ist jetzt Gemeingut aller Völker geworden und zwar durch sein veröffentlichtes Werk „die Principien der Harmonieen und Contraste der Farben und deren Anwendung auf Künste, Handwerke u. s. w.“ Eine englische Uebersetzung desselben wurde in der Times als der Anfang einer neuen Periode der Kunst und Industrie bezeichnet. Für England hat dies seine volle Richtigkeit. In Deutschland, wo man durch natürlichen Farbensinn und Geschmack, durch Erfahrung und Schaden, aus dem man klug wurde, den Mangel an wirklicher Wissenschaft besser zu ersetzen weiß, wird man nicht gerade „Periode“ zu sagen brauchen, gewiß aber „Epoche“. Die Wichtigkeit des Chevreul'schen Werkes besteht darin, daß sich **Jeder** auch ohne den natürlichen Farbensinn und ohne die Erfahrungen praktischer Maler, Färber, Drucker u. s. w. ein klares Wissen und eine sichere Anwendung von Farben und deren Harmonieen aneignen kann.

Wir geben hier eine gedrängte Skizze des meisterhaft ausgeführten, nach allen Seiten hin praktischen wissenschaftlichen Gebäudes, welches Chevreul aufgestellt und seit Jahren bewährt gefunden. Schon daraus wird man sich eine Vorstellung machen können, wie wichtig und interessant es sich bekunden muß.

Um allgemein verständlich zu sein, müssen wir die natürlichen Licht- und Farbengesetze und den bestimmten Sinn verschiedener Ausdrücke angeben.

Das **Gesetz von den Farben-Contrasten** gründet sich auf die physiologische Thatsache, daß unser Auge für das Sehen **weißen Lichtes** construirt ist. Mit andern Worten: weißes Licht ist die **Einheit des Lichtes**, welche das Auge bei allen Vielheiten oder Brüchen desselben voraussetzt. Das Auge bezieht alle Farben auf diese Einheit, dieses Weiß. Wohl Jeder weiß, daß man den natürlichen weißen Lichtstrahl durch Prismen und sonst eckig und winkelig geschliffene Gläser in Farben brechen kann. Diese Farben bestehen aus einer unendlichen Menge verschieden gebrochener Lichtstrahlen, wie im Regenbogen. Man theilt sie in 6 Gruppen: Roth, Blau, Gelb, Violett, Orange und Grün. Die drei ersten heißen primäre (erste), die drei letzten secundäre (zweite) Farben, weil sie sich durch Mischung aus den drei ersten bilden: Violett aus Roth und Blau, Orange aus Roth und Gelb, Grün aus Blau und Gelb. Um aus diesen verschiedenen Farben wieder zu weißem Lichte zu kommen, mischt man die primäre Farbe mit der secundären, die durch Mischung der beiden andern primären entstand, also Roth mit Grün (Gelb und Blau), Blau mit Orange (Roth und Gelb), Gelb mit Violett (Roth und Blau). Durch Mischung von primären Farben entsteht immer nur eine secundäre, während durch Vereinigung je einer primären und secundären Farbe immer alle Elemente zusammenkommen, die weißes Licht (d. h. die Einheit aller Farben) hervorbringen. Die Farbe nun, welche zu irgend einer gegebenen Farbe nöthig ist, um die Elemente des weißen Lichtes zusammenzubringen, heißt die **complementäre oder Ergänzungsfarbe** zu der letzteren. Die Ergänzungsfarbe einer primären ist allemal **die** secundäre, welche aus den beiden andern primären entstand. Wenn dies Vielen ganz bekannt ist, mögen sie es entschuldigen, da es zur Vollständigkeit der Skizze gehört, die in ihrem Verlaufe gewiß Jedem etwas Neues und Praktisches geben wird. Sieht das Auge auf eine bestimmte (besonders primäre) Farbe allein und längere Zeit, entsteht in ihm gleichsam der Instinct und das Bedürfniß, weißes Licht zu sehen. Diesem physiologischen Bedürfnisse kommt die Natur des Auges selbst zu Hülfe: sie **schafft** das weiße Licht d. h. sie überhaucht die angesehene Farbe mit dem Complement, der Ergänzung derselben zum weißen Lichte, also z. B. Roth mit Grün. Ungeübte oder ungebildete Augen merken davon nichts und werden höchstens, aufmerksam gemacht, finden, daß z. B. Roth, lange angesehen, etwas von seiner Röthe verliert und schwächer erscheint oder sich grünlich überhaucht; geübte und gebildete Augen sehen dies aber genau und gewisse Augen, welche danach in der Augenheilkunde verschiedene Krankheitsnamen

haben, können überhaupt viele primäre Farben von secundären gar nicht unterscheiden, wie z. B. der Verfasser dieses Artikels gerade ein gewisses Ziegelroth nicht von Grün unterscheiden kann. Dieses Phänomen, dieser physiologische Proceß des Auges, zu bestimmten Farben immer selbst weißes Licht herbeizurufen („und wär' das Aug' nicht sonnenhaft, wie könnt's das Licht erblicken?") und dadurch diese bestimmte Farbe zu modificiren, nennt Chevreul den „successiven Contrast". Diese Einsicht ist von der größten practischen Wichtigkeit. Der successive Contrast ändert und modificirt alle unsere Ansichten von farbigen Gegenständen bedeutend. Alle Erscheinungen der Farben-Contraste gehen aus der Sehnsucht des Auges, weißes Licht zu erblicken, hervor. Wer denkt hier nicht an Schiller's wundervolles Räthsel:

„Ein kleines Bild auf zartem Grunde:
Es giebt sich selber Licht und Glanz."

Das Resultat dieser Sehnsucht und dieses sich selbst Erleuchtens ist, daß wir nie auf längere Zeit ohne Wechsel primäre Farben sehen können, ohne daß sie in secundäre hinüberschimmern oder förmlich übergehen. Und so kommen wir zum Verständniß dessen, was Chevreul das Gesetz vom simultanen oder gleichzeitigen Contrast" nennt. Es zeigt sich darin, daß jede Farbe neben einer andern sich durch diese für unser Auge ändert, daß beide durch ihr Nebeneinander modifizirt erscheinen. Aus dieser wichtigen Wahrheit ergeben sich eine Menge Modificationen, die unser Urtheil über Farben bedingen. Beispielsweise: man lege zwei farbige Streifen neben einander, etwa Roth und Blau. Das Auge in seinem Verlangen nach weißem Licht ruft zu diesem Zweck die Ergänzungsfarben hervor: zu Roth — Grün, welches zum Blau kommend dasselbe grünlich macht und zu Blau — Orange, das mit Roth das letztere erhellt, also gelblich erscheinen läßt. Mit andern Worten: Die fehlende primäre Farbe Gelb wird vom Auge geschaffen und zu den beiden primären Farben Roth und Blau hinzugefügt. Dieses einfache Experiment zeigt drei Arten von Contrasten, den simultanen mit Contrast der Farbe und des Tons, den succesiven, d. h. die Farbe, welche der gesehenen folgt als Ergänzungsfarbe und der gemischten d. h. die Modification, welche durch die Ergänzungsfarbe in der wirklich vorhandenen (Roth und Blau) entsteht. Der Anblick des Rothen ergänzt sich durch Grün, dieses das Blau modificirend giebt den gemischten Contrast.

Gegenseitige Ergänzungsfarben erhöhen sich neben einander, geben sich einander „Intensität" oder „Contrast des Tons." Man nehme Roth und Grün. Grün, Ergänzungsfarbe des Roth, erscheint neben Grün röther, wie das Grüne grüner erscheint. Eben so erhöht sich ein und dieselbe Farbe in ihrer Intensität durch Nebeneinanderstellung verschiedener „Töne" oder Schattirungen derselben. Zwei rothe Streifen, der eine hell, der andere dunkel, neben einander, lassen den hellen lichter, den dunkeln tiefer erscheinen. Läßt man beide Streifen auseinander laufen und nur in einem Punkte zusammentreffen, erscheint der „Contrast des Tons" am Berührungspunkte am Stärksten und verliert sich, je weiter beide „Töne" sich von einander entfernen.

Der Klarheit wegen muß man sich von den verschiedenen Ausdrücken ganz bestimmte, sachgemäß begrenzte Begriffe machen. So werden unter dem Ausdrucke „Ton" die Modificationen verstanden, die eine Farbe in ihrer größten Intensität oder Reinheit noch durch Weiß oder Schwarz fähig ist. Weiß schwächt, Schwarz vertieft die Intensität. Die Modificationen durch Weiß heißen „Tinten," die durch Schwarz „Schattirungen."

Modificationen einer Farbe durch eine andere (nicht Schwarz oder Weiß, welches keine Farben sind) heißen „Abtönungen," wofür die Engländer bezeichnender „hues" sagen.

Reine Farben heißen die primären und secundären und deren Abtönungen je einer durch je nur eine andere.

Gebrochene Farben oder Grau's entstehen durch Hinzutritt einer primären Farbe in eine schon gemischte. Normale Grau's entstehen, durch Mischung von Weiß und Schwarz, deren verschiedene Verhältnisse verschiedene Töne des normalen Grau geben. Colorirte Grau's ergeben sich aus Mischung von primären oder secundären Farben mit einem normalen Grau. So haben wir blaue, rothe, gelbe, orange, violette und grüne Grau's. Da unsere gewöhnlichen Färbestoffe fast alle mehr oder weniger unrein sind, finden wir fast alle gefärbten Gegenstände mehr oder weniger vergraut, zumal da auch rein gefärbte Sachen durch Hervorrufung ihrer Ergänzungsfarben etwas mit Weiß gemischt d. h. grau abgedämpft erscheinen.

Hier ist ein Beispiel für den Kattundrucker:

„Blicken wir einige Secunden auf ein Stück Zeug mit gefärbtem Grunde, auf welches wir weiße Muster aufgedruckt finden, doch so, daß dieselben in Folge eines unvollkommenen Druckprozesses einen leichten Ton des Grundes beibehalten, so werden diese weißen Muster in der Ergänzungsfarbe des Grundes erscheinen und nicht weiß. Auf chromgelbem Grunde sehen sie violett aus, auf Orange-Chrom blau, auf Grün rothschillernd. Um diese Illusion zu zerstören und die wahre Farbe des Musters zu sehen, braucht man den Grund nur mit Papier, in welches das Muster geschnitten ist, zu bedecken. Dann sieht man das weiße Muster nur insofern es durch die Grundfarbe modificirt worden ist (da angenommen ward, das Weiße lasse etwas Grundfarbe durchschimmern). Der Einfluß des starken Tons auf einen schwachen ist so, daß der letztere nicht nur neutralisirt wird, sondern auch durch seine Ergänzungsfarbe getintet erscheint."

Aus Mangel an Kenntniß der Farbencontrastgesetze finden sich Kattundrucker so oft den größten Irrthümern ausgesetzt, indem sie Rezepte für Farbencompositionen beurtheilen. Wie sollte man sich sonst die vielen, oft wahrhaft widerlichen Kattunmuster erklären, die von England aus die Märkte überschwemmen?

Chevreul theilt hier noch folgende interessante Thatsache mit: „In einer Kattundruckerei hatte man ein gutes Rezept zum Grünfärben, welches sich eine Zeit lang sehr günstig erwies. Später wollt' es auf einmal gar nicht mehr damit gehen. Sie zerbrachen sich die Köpfe darüber, bis ein Arbeiter, der meine Vorträge über die Gobelins mit angehört, ihnen mittheilte, daß das Grün, welches sie jetzt auf blauen Grund druckten, durch den Einfluß von Orange, die Ergänzungsfarbe zu Blau, vergilbe. Man möge deshalb nur die Intensität des Blau erhöhen, um die Wirkung des Contrastes zu corrigiren. Man versuchte es damit, und das Grün war so schön, wie früher."

Dies Beispiel zeigt zugleich, wie Maler auch ohne Kenntniß der Farbengesetze sich viel leichter helfen können, als Kattundrucker. Wird dem Ersteren das Grün neben dem Blau zu gelblich, mischt er einfach etwas Blau hinzu. Der Letztere kann dem Kattune nicht mit dem Pinsel nachhelfen.

Vor einigen Jahren wurde das Haymarket-Theater in London auf's Neue prächtig ausdecorirt und die Logen mit bernsteingelben Linien versehen. Die Wahl dieser Farbe ward sehr angegriffen, da sie die Damen mit einer leichenbläulichen Tinte überhauche und den Verbrauch der Schminke zu sehr erhöhe. Andere traten dogmatisch auf und behaupteten: Bernsteinspitzenfarbe ist hier gerade am Orte, wie man schon aus den Goldrahmen der Gemälde ersehe. Das war ein guter, englischer Beweis. Kluge Maler nehmen entweder gleich Rücksicht auf den goldenen Rahmen, der leider einmal Mode und bei Vielen so sehr die Hauptsache ist, daß sie Bilder kaufen, um den schönen Rahmen zu haben, oder sie wundern sich hernach selbst über die schlechte Farbenharmonie in ihren Werken. Und hier darf man nur weiter gehen in Haus-, Stuben- und Menschendecorationen, um sich zu überzeugen, wie der Mangel an Kenntniß der Contraste und Neutralisationen der Farben die kostspieligsten Ornamente lächerlich oder widerlich macht. In Häusern thun Maler und Tapezirer ihre Schuldigkeit, jeder für sich, dann kommt der Ausmöblirer, dann kommt der Hausherr, dann die Hausfrau und ein Hausfreund. Jeder decorirte und färbte nach seinem besondern Geschmacke und so schreien die Farben Wehe über die Bewohner und bringen durch ihre Disharmonien Unfrieden in's Haus. Der Engländer Jones zankte stets mit seiner Frau in der feurig-roth-tapezirten Stube, in der lichtgrünen waren sie immer einig und glücklich. Farbendisharmonien wirken eben so störend und ärgerlich auf die Nerven, wie der verstimmte Leierkasten vor unserer Thür. Dabei ist gerade Roth sehr berüchtigt. Puterhähne und Ochsen im Stiergefecht werden durch Roth eben so aufgebracht, wie 1848 u. s. w. gewisse Beamte, denen das Rothe in der deutschen Kokarde so empörend vorkam, daß sie um sich schlugen oder den Schuldigen arretiren ließen. Ganz im Ernste und aus Erfahrung kann man sagen, daß eine harmonische Färbung im Hause den Nerven und Sinnen wohlthut und also die Farbenwissenschaft wesentlich zu Häuslichkeit, Bürgerwohl und Familienglück beitragen wird.

Unsere Damen gehen in den Laden, um sich Zeug zu neuen

Kleidern zu kaufen. Sie verlangen rothen Merino zu sehen und der Ladenbesitzer, glücklich in der Aussicht, ein Geschäft zu machen, wirft ein Dutzend Rollen auf den Tisch, lauter ganz gleich gefärbte Merinos. Aber die Damen behaupten und bleiben dabei, daß die letzten fünf bis sechs Stücke nicht von derselben frischen Röthe seien. Wie geht das zu? Die Antwort ist einfach. Ihre Augen sehen die rothe Farbe nicht mehr, wie sie wirklich ist, sondern durch das complementäre Grün (vermittelst des successiven Contrastes) abgeschwächt und gleichsam beschmutzt. Versteht der Ladenbesitzer Farbe und seinen Vortheil, legt er grüne Stoffe neben die rothen. Der Contrast beider giebt dem Auge sofort seine normale Unterscheidungskraft wieder. Die rothen Stoffe sehen nun sogar schöner in der Farbe aus, als sie wirklich sind, da der Anblick des Grünen dessen Complement-Roth hervorruft und letzteres zu den rothen Stoffen hinzuthut.

Das Chevreul'sche Werk ist mitten in seiner wissenschaftlichen Strenge und Klarheit reich an solchen handgreiflichen Beispielen, welche beweisen, wie alle Künstler und Handwerker, die mit Färbungen zu thun haben und alles Publikum, welches in seinen Einkäufen, Kleidern, Verzierungen u. s. w. auf Farben sieht, durch die Unkenntniß dieser Farben Schaden hat und anrichtet und durch deren Kenntniß unberechenbare Vortheile genießt. Das Buch verdient deshalb in allen Kreisen und Klassen der Gesellschaft genau bekannt und studirt zu werden und wer eine wohlfeile deutsche Ausgabe davon veranstaltete, würde sich eben so viel Verdienste um die praktische Bildung und Aesthetik des Volkes, Verschönerung industrieller und künstlerischer Fabrikate als Geld für sich erwerben.

Von allen Anwendungen der Gesetze von den Farbencontrasten ist die auf Gärten und Blumenbeete die anmuthigste und reichste. Man kaufe einen Blumenstrauß auf dem ersten besten Markte von Paris, und man wird sich allemal über das gefällige Arrangement von Farben freuen. Und man kaufe für den sechsfachen Preis in Coventgarden zu London das beste Bouquet, einen in weißes Papier gesteckten, plumpen Knäuel von Blumen, dessen Buntscheckigkeit eben so gemein ist, als dessen dickbäuchige Form, in welcher er die Brust des herrschaftlichen Kutschers verunstaltet.

Wie wir hören, will Sir Joseph Paxton in den herrlichen Parkräumen des Krystall-Palastes zu Sydenham die Chevreul'sche Farbenwissenschaft im Großen durch die Blume zu verstehen geben und danach schon diesen Herbst seine Einrichtungen treffen, so daß diese in blühendes, duftiges Leben verwandelte Wissenschaft ein herrliches Seitenstück zu dem Arboretum, einer classificirten, wissenschaftlichen, lebendigen Zusammenstellung aller Bäume und Gesträuche bilden würde.

Jeder unparteiische Kenner giebt zu, daß die Franzosen in Farbe und Form industrieller und künstlerischer Productionen die ersten sind. Was ihren Geschmack in Zusammenstellung und Verschmelzung von Farben betrifft, so ist Chevreul thatsächlich bereits der Schöpfer einer neuen Epoche geworden, wie Diterle (von Geburt ein Deutscher, Director der Porzellan-Manufactur zu Rouen) der Reformator in Formen und Desseins peramischer und plastischer Produkte. Chevreul's Name war schon lange berühmt unter den praktischen und wissenschaftlichen Chemikern, aber sein Werk über die Farben ist sein Monument, denn hiermit hat er für immer einen der mächtigsten Factoren in Leben, Industrie und Kunst von der empirischen Unsicherheit der Charlatans und Dilettanten befreit. Viel Dank gebührt hier der französischen Regierung, die, wie sie auch zu verschiedenen Zeiten auftrat, absolutistisch, constitutionell, republikanisch, tyrannisch, doch immer Wissenschaft und Kunst zu fördern und Eins durch das Andere zu heben suchte. Sie lud 1836 Chevreul ein, seine Farbenwissenschaft den Gobelins gegenüber für die Arbeiter an derselben und sonstige Künstler vorzutragen. Das Directorium der polytechnischen Schule gewann ihn darauf, seine Vorträge in dieser Anstalt zu wiederholen. Sie waren so berühmt, daß das Handelsamt zu Lyon nicht eher ruhte, bis Chevreul auch die Seidenweber u. s. w. mit seiner Wissenschaft bekannt machte. Dies war 1842. Und seit dieser Zeit wurden die Fabrikate von Lyon so schön in Muster und Farbeneffect, daß sie förmlich sprichwörtlich geworden sind.

Die englische Kritik begrüßte die Uebersetzung des Chevreul'schen Werks als die Bürgschaft einer neuen Epoche in Industrie und Kunst. Alle Befriedigungs- und Verschönerungsmittel des Lebens im weitesten Sinne sind jetzt über den bloßen Zweck des Nutzens hinaus. Jeder verlangt mit Recht, daß der Rock nicht nur warm halten, sondern auch „sitzen," daß der Stiefel nicht nur ganz, sondern auch schön sein soll, so daß selbst Schuster und Schneider ganz wesentlich zu den Künstlern gehören müssen, wenn sie gute Geschäfte machen wollen. Daß neben der schönen Form die schöne Farbe überall an und um uns her von der größten Wichtigkeit ist und daher das Chevreul'sche Werk auch ein deutsches Volksbuch zu werden verdient, wird schon nach diesen hier gegebenen Andeutungen keines Beweises mehr bedürfen.

Miralda Estalez.

(Aus der Geschichte von Cuba.)

In einer der Hauptstraßen Havanna's, der Kaufmannsstraße, war der Cigarrenladen der schönen Kreolin Miralda Estalez fast eben ein solches Mekka für junge und alte liebebedürftige Jünglinge und Männer, wie jetzt das Bierhaus zu London in der Oxfordstreet mit der im ganzen Umfange Londons berühmten schönen Schottin den Hauptwallfahrtsort fahrender und reitender, gehender und englisch stelzender Liebesritter bildet und wie einst die schöne Alma die Berliner Jünglinge entzückte und anzog.

Miralda war erst sechszehn Jahre alt und schon alleiniger und einzeln stehender Herr des ganzen Ladens und Hauses. Vater und Mutter, kurz hinter einander verstorben, hatten ihrem einzigen Kinde nichts hinterlassen, als das Geschäft. Sie war ein Gemälde tragischer Schönheit, mit einer fein gerundeten Form, einem sanften, länglichen, zarten Gesicht mit etwas gelblichem Hauch, das aus dem blendend schwarzen Haar mit dunkeln, blitzenden Augen und schneeweißen Zähnen wie verkörpertes Morgenroth hervorleuchtete. Dabei stand das frische, unschuldige, ovale Köpfchen so keck auf dem schlanken, elastischen Körper, und über den schneeweißen „Zaun der Zähne" und die Rosenknospen der Lippen sprudelten die graciösen Scherze und pikanten Zurechtweisungen gegen die Stutzer von Havanna so treffend und schlagend, daß Niemand jemals klug wurde, ob sie wirklich in Naivität und Unschuld unwillkürlich alle Anbeter in bestimmter Entfernung halte, ohne Einem den Vorzug zu geben, oder ob Koketterie im Interesse ihrer Cigarren dahinter stecke. So viel ist gewiß, Niemand, der jemals dort seine Cigarren genommen, konnte anderswo kaufen. Niemand konnte aus dem Zauberkreise, der sie umgab, wieder heraus, weder mit Centrifugal-, noch Centripetalkraft. Jeder mußte zugleich in einer bestimmten Entfernung und Nähe bleiben. Aber endlich kam's doch heraus unter den Cigarrenrauchern höherer Art, daß sie einen straffen, jungen Bootschiffer, der zwischen Punta und dem Moro-Schlosse an der andern Seite des Hafens Waaren und Menschen fuhr, vor allen Andern begünstige. Dadurch ward Petro Mantanez (das ist der Name des Bootsmannes) bald ziemlich eben so berühmt, wie Miralda. Das weibliche Geschlecht interessirte sich für ihn, weil man neugierig war, wie der Held aussähe, der das Herz der Schönsten, die unter den Reichsten und Schönsten der Antillen-Perlen-Residenz nur zu wählen brauchte, so unauflöslich gefesselt habe; und die Herren studirten ihn förmlich, in der Hoffnung, daß sie durch Nachahmung seines Wesens mit Addition ihrer gesellschaftlichen und Vermögensvorzüge ihn vielleicht verdrängen könnten.

Doch dies schien dem Grafen Almante, dem Don Juan von Havanna, zu langweilig und gemein für seine Stellung und die Liste seiner Siege. Er war ihr getreuester und liberalster Kunde. Miralda plauderte mit ihm so treuherzig, munter und graciös, wie mit jedem Andern; aber in seiner wirklichen tragischen Leidenschaft hielt er sich für den Auserkornen. In seiner hochgebornen Leichtfertig-

keit und Siegesgewißheit rauchte er eines Nachts, als die meisten Läden schon geschlossen waren, noch die beste Cigarre an, die sie geben konnte, und blieb, mit ihr plaudernd sitzen, bis er sich überzeugt hatte, daß es auf der Straße still und leer geworden war. Jetzt bot er ihr mit der liebenswürdigsten Unverschämtheit (die nur durch sogen. „noble" Bildung und fortwährenden „auserlesenen" Umgang gewonnen werden kann) jede beliebige Summe für ihr Haus und Geschäft und sein Schloß in Cerito, unweit Havanna, wenn sie jetzt gleich davon Besitz nehmen und die „freie Geliebte seines Herzens" werden wolle. Miralda machte kurzen Prozeß mit ihm und nannte ihm einen Laden, wo die Cigarren viel besser wären, so daß sie hoffe, er werde sich nie wieder zu ihr bemühen. Er scherzte und wollte sich ihr nähern. Mit einem blitzenden Dolche blieb sie ruhig vor ihm stehen und sah ihn fest an. Der Graf schlug die Augen nieder und ging.

Einige Tage darauf machten in der Dämmerungsstunde ein paar Dutzend Soldaten vor Miralda's Laden Halt. Ein Lieutenant trat ein und erklärte sie im Namen des Gesetzes für seine Gefangene. Sie schloß ihren Laden und ließ sich im Namen des Gesetzes, das unter dem Gouverneur **Tacon** durchaus keinen Spaß verstand, ruhig forttransportiren. Aber sie wurde unruhig und unruhiger, als der Marsch auch jenseits der Arresthäuser und endlich gar jenseits der Stadt kein Ende nehmen wollte. Allen ihren Fragen und Angstrufen ward ein militärisches Schweigen entgegengesetzt. So wurde sie in der langen Palmenallee, die nach Cerito führt, immer weiter und endlich in das Schloß des Grafen Almante hineingetrieben. Er empfing sie an der Hauptthür und sprach mit lächelnder Liebenswürdigkeit die Hoffnung aus, daß sie nun wohl mit der Zeit zu einer bessern Verständigung kommen würden. Miralda zeigte blos ihren Dolch, den männliches und weibliches Geschlecht der bürgerlichen und niedern Klassen immer bei sich führt, und einen Blick der tiefsten Verachtung. Ruhig ging sie in die Prachtzimmer, die ihr zur Verfügung gestellt wurden, und verlebte dort die Tage und Nächte ihrer Gefangenschaft immer mit dem Dolche in der Hand. Sie hatte Pedro von der Unverschämtheit des Grafen erzählt und hoffte nun, daß ihm die Liebe Mittel und Wege zu ihrer Befreiung ausfindig machen lassen werde.

Und so geschah es. Pedro wußte sich zunächst in der Verkleidung eines Mönchs im Schlosse Zutritt und Gewißheit zu verschaffen. Und jetzt blieb er vorsichtig genug, die ganze Angelegenheit für sich zu behalten, und sie nur dem Gouverneur mitzutheilen, der auf der ganzen Insel als der strengste und gerechteste Herr gefürchtet und geliebt ward und bis heute ein sprüchwörtlicher Mann des Volks auf Cuba geblieben ist.

So stand Pedro eines Tages vor dem Gouverneur Tacon und erzählte ihm das Schicksal der Miralda Estalez in einer männlichen, freien, durch Entrüstung und Liebe beredtsamen, eindringlichen Weise.

„Und das Mädchen?" frug der Gouverneur mit einer finstern Wolke in seinem Gesicht. „Sie ist Deine Schwester?"

„Nein, Excellencia, mehr. Meine Verlobte!"

Der Gouverneur ließ ihn näher treten, hielt ihm ein goldenes Crucifix hin und forderte ihn mit durchdringendem Blicke auf, bei Himmel und Seligkeit zu schwören, daß er die Wahrheit gesagt habe.

Pedro kniete nieder, küßte das Kreuz und sprach fest: „Ich schwöre!"

Jetzt schrieb der Gouverneur einige Zeilen, klingelte und gab sie dem Pagen für den Kapitain der Wache. Pedro ward in einem andern Zimmer untergebracht und ihm geheißen, zu warten, da seine Angelegenheit gleich erledigt werden solle.

Nach zwei Stunden standen Graf Almante und Miralda vor dem Regenten der Insel. Letzterer frug Ersteren:

„Sie haben die Uniform der Wache für Ihre Privatabsichten auf dieses Mädchen mißbraucht, nicht?"

„Excellencia, ich bin leichtsinnig gewesen. Ich kann es nicht vor dem obersten Richter leugnen."

„Der oberste Richter später. Jetzt stehen Sie vor mir. Erklären Sie auf Ihre Ehre, Graf, daß Ihrer Gefangenen keine Gewalt geschehen?"

„Auf Ehre, Excellencia, kann ich diese Versicherung geben."

Nachdem der Gouverneur einem Pagen einen Befehl von drei Worten auf Papier übergeben, setzte er seine Fragen gegen den Grafen und Miralda fort, bis auch Pedro dazu gerufen und die verschiedenen Aussagen Aller verglichen wurden.

Nach dieser Untersuchung trat auf einen Wink des Gouverneurs ein Mönch der Santa Clara-Kirche im vollen Ornate ein. Der Gouverneur sagte:

„Heiliger Vater, Du wirst jetzt die Hände dieses Grafen Almante und dieser Miralda Estalez zur Ehe verbinden."

„Excellencia!" rief der Graf in erbleichendem Schrecken.

„Nicht ein Wort, Sennor! Sie haben hier blos zu gehorchen."

„Mein Adel, Excellencia!"

„Ist verfallen," unterbrach ihn Tacon mit einem Schrecken erregenden Blick und Ausdruck. Tacon's Art und Weise war bekannt. Er war der unbeugsamste Despot für Ausführung seines Gerechtigkeitssinnes. So fügten sich der Graf, Pedro und Miralda — Jedes in ein ihm furchtbares Schicksal.

Nach einigen Minuten war die Trauung vollzogen. Tacon befahl dem Grafen sich zu entfernen und Pedro und Miralda zu bleiben und arbeitete dann amtlich weiter. Nach kurzer Zeit erschien der Capitain der Wache und stellte sich militärisch auf, ehrerbietig auf den Moment wartend, wenn ihn der Regent anreden werde.

„Capitain, ist der Befehl vollzogen?"

„Ja, Excellencia, der Graf ist todt. Als er den Paseo-Winkel passirte, trafen ihn von den zwölf befohlenen Kugeln neun, obgleich er sehr eilig ritt."

„Gut, Capitain! Sie können gehen. Heiliger Vater, Du wirst in üblicher Weise die Verehelichung des Grafen Almante mit Miralda Estalez und den Tod des ersteren bekannt machen und bekannt machen lassen, so wie daß die Wittwe des Grafen einzige und alleinige Erbin alles Vermögens und aller Titel ihres Gatten ist."

Und zu Pedro und Miralda gewandt, sagte er lächelnd:

„Ihr werdet nun wohl Eure Angelegenheiten ohne mich vollends zur Ordnung bringen" und setzte ernst und finster hinzu: „Kein Mensch, und sei er der niedrigste, soll in diesem heißen, leidenschaftlichen Lande, wo Blut und Willkür sich so oft gegen das Gesetz richten, vergebens um die Unterstützung nachsuchen, die ich diesem Gesetze schuldig bin."

Dieser wirkliche Vorfall könnte aus der Geschichte der Regentschaft Tacon's noch durch viele andere ähnlicher Moral vermehrt werden. Wenn die Strenge und Grausamkeit der Despotie, die in heißen Klimaten und aus heißer, gemischter, uncultivirter Bevölkerung heraus sich oft als Bedürfniß für dieselbe gestaltet, zugleich als strenger Gehorsam gegen einmal geltende Gesetze und den natürlichen und sittlichen Gerechtigkeitssinn auftritt und sich behauptet, hat sie immer etwas Populäres und bietet sich selbst verschiedenen Formen der Poesie als willkommner Stoff. Tacon's Verwaltung Cuba's ist Volkspoesie geworden, die neuerdings in ihrem Contraste zu Willkür, Erpressung und Despotie ohne Gesetz und gegen Recht und Sitte neue Bedeutung gewonnen hat, so daß Cuba nur noch sehr lose an Spanien hängt und es sich bald selber Regenten wählen würde, wenn es nicht in die amerikanische Civilisation mit aufginge.

Blätter und Blüthen.

Ein Stück Australien. Das „glückliche Australien," wie der Port-Philipp-Distrikt von Neu-Süd-Wales mit der Hauptstadt Melbourne genannt ward, war 1837, als die Auswanderung dahin langsam begann, noch unbekannt. Major Mitschell, damals Gouverneur von Australien, theilte am 24. Oct. 1836 den ersten Bericht über die erste Entdeckung dieses Theiles mit: „der bereit liegt für den Pflug, wie ganz besonders von dem Schöpfer vorbereitet für die industrielle Hand des Engländers." Und was ist jetzt daraus geworden? Im Jahre 1852 hatte er 200,000 Bewohner, welche für 130,000,000 Thlr. Güter aus- und für 28,000,000 Thlr. einführten, so daß etwa auf jeden Bewohner für 150 Thaler eingeführte Gegenstände, also Luxusartikel kommen. Welche Familie von fünf Personen kann in Deutschland für etwa 800 Thaler Colonialwaaren und Luxusgegenstände consumiren? Etwa die, wo Papa 400 Thaler Gehalt oder 400 Thaler Einkünfte erarbeiten kann? Im Jahre 1853 wurde in Victoria (wie jetzt dieses glückliche Australien heißt) für 140,000,000 Thaler Gold gewonnen. Der Werth der eingeführten Waaren betrug 106,000,000 Thaler (im Jahre vorher 28,000,000). Die 200,000 Einwohner von 1852 stiegen bis Ende Juni dieses Jahres auf mehr als 600,000. Im Jahre 1788 landeten die ersten Europäer unter Capitain Philipp in Neu-Süd-Wales. Der erste Auswanderer, welcher hier Land von der englischen Regierung (die ganz Australien durch ein Bischen Trommelschlag in einer Ecke und durch Erklärung, daß es nun England gehöre, erobert hatte) erhielt, war ein Deutscher, der von der Regierung zu weiterer Nachforschung des Landes ausgesandt war. Es bestand aus etwa 120 Morgen, die er für ein Spottgeld wieder verkaufte. Zwanzig Jahre später waren die 120 Morgen etwa 800,000 Thaler werth. Der erste Forscher in das Innere hinein war ebenfalls ein Deutscher, Dr. Leichardt, der von seiner letzten Expedition nicht wiederkehrte, so daß er als umgekommen betrachtet wird. Die erste sichere Kunde von den fruchtbaren Gegenden im tiefsten Innern, jenseits der Wüsten, verdanken die Engländer ebenfalls Deutschen, besonders dem jüngeren Dr. Schomburgk in Buchsfelde bei Adelaide, wohin er 1848 mit einer wohlhabenden geschlossenen Gesellschaft berliner Familien auswanderte. Durch Tausende meteorologischer (Wetter- und Wind-) Beobachtungen und deren Feuchtigkeitsgehalt stellte sich's wissenschaftlich fest, daß im Innern fruchtbare Gegenden sein mußten. Durch wissenschaftliche Beobachtungen an Flußmündungen und der Züge von Papageien, die nur fruchtbare Stellen wählen, von Engländern rings um das Land angestellt und durch wissenschaftliche Combination beider Beobachtungsreihen rechnete A. Petermann in London (jetzt in Gotha) die Lage und Ausdehnung dieser fruchtbaren Züge genau geographisch heraus. Und es war ebenfalls ein Deutscher, der ehemalige General Haugh, welcher diese Entdeckungen der Wissenschaft charakteristisch durch eine Expedition weiter verfolgen wollte, wozu er von der englischen Regierung schon eine hübsche Summe Geldes angewiesen bekommen hatte, als die londoner „geographische Gesellschaft" unter dem Pantoffel eines heimtückischen Dänen, der die Deutschen grimmig haßt, die Expedition zu vereiteln wußte, unter dem Vorwande, daß die Regierung sie selbst machen lassen werde. Aber bisher hat sich die englische Regierung, wie jede andere, wenn sie mit der deutschen Wissenschaft concurriren wollte, als machtlos erwiesen. Sie hat noch nicht an die Expedition gedacht und wenn sie von Regierungsbeamten wirklich noch ausgeführt werden sollte, wird sie viel Geld kosten, aber der Wissenschaft schmale Bissen bieten.

Glücklich wie ein König! Mag diese Redensart in andern Ländern mit Recht ihre Anwendung finden, so wird man dies doch in Beziehung auf Frankreich nicht behaupten können, wenn man — ganz abgesehen von den Gräueln, die in den frühesten Zeiten des Reiches den Thron befleckten — sich in das Gedächtniß zurückruft, wie viele, ja beinahe die meisten Könige der neueren Dynastien starben: Karl VI. wahnsinnig; — Karl VII. ließ sich verhungern, aus Furcht, von seinem Sohne vergiftet zu werden; — Ludwig XI. starb in seinem freiwilligen Gefängnisse zu Plessis-les-Tours, umgeben von seinen Opfern, gemartert von Reue und Gewissensbissen; — Karl VIII. wurde in seinem zwanzigsten Jahre vergiftet; — Franz I. starb an den Folgen seiner Ausschweifungen; — Heinrich II. an einem, in einem Turniere empfangenen Lanzenstoße; — Franz II. wurde durch seine Mutter vergiftet; — Karl IX. ebenfalls, und starb unter gräßlichen Qualen und blutiger Reue über die Pariser Bluthochzeit; — Heinrich III. wurde durch einen Dominikaner und Heinrich IV. durch einen Jesuiten ermordet; — Ludwig XIV. wurde unter dem dumpfen, vorwurfsvollen Schweigen — Ludwig XV. unter den lauten Verwünschungen des Volkes begraben; — Ludwig XVI. endete auf dem Blutgerüste; — Ludwig XVII. unbekannt, vielleicht im Elend; — Ludwig XVIII. starb nach einer Verbannung von zwanzig Jahren und einer zweiten von hundert Tagen; — Napoleon I., Karl X. und Ludwig Philipp starben in der Verbannung!!!

Spanisches Leben. Insofern es nicht politisch ist, gehört das spanische Leben nicht zu den schlechtesten Arten, die süße Gewohnheit des Daseins zu genießen. Die Familie steht früh oder auch spät auf, nimmt etwas Kaffee oder Chokolade und einen Mund voll Brot, worauf Jeder bis 10 oder 11 Uhr macht, was er will. Jetzt wird substantiell gefrühstückt und dann von der Anstrengung ausgeruht, was man „Siesta" nennt, welche verschiedene Ausdehnungen hat. Wer sich den Spanier zum Freunde erhalten will, darf sich nie einfallen lassen, ihn während der Siesta zu stören. Wer ihn während dieser Zeit beunruhigt, ist sein ärgster Feind. Der Spanier wird dann ein Wilder. Abends bis Mitternacht ist er ein Menschenfreund, während der Siesta ein Tiger. Wecke ihn und er zerreißt Dich! Mittagsessen giebt's nicht. Jeder ißt nach Belieben, wenn er ausgeschlafen hat. Um 8 bis 9 Uhr Abends erst kommt das gemeinschaftliche, feierliche, freudige Mahl. Die Familie versammelt sich, Freunde gucken herein und essen mit, die Mädchen bringen ihre Guitarren und es wird bis Mitternacht gesungen und getanzt. Das ist die Zeit, wo man eine spanische Familie sehen muß. Von neun Uhr bis Mitternacht ist Alles Lust, Freude und Gemüthlichkeit. Wer einmal bekannt, einmal eingeführt ist, kann während dieser Zeit kommen und gehen, wie er will und Fremde mitbringen. Ist er bekannter, steht ihm Haus und Herd und Speisekammer, jeder Theil des Hauses zu jeder Zeit zur Verfügung. Er kann überall herumlaufen, wie ein Lieblingshund. Frauen und Mädchen laufen im tiefsten Negligé nicht von ihm, sondern plaudern mit ihm. Der Bekannte im Hause wird nie angemeldet. Er wird vom Diener eingelassen und macht dann, was er Lust hat, ohne daß es Jemandem einfällt, etwas zu Familiäres darin zu finden, wenn er in der Speisekammer (wo freilich Vorräthe nicht Mode sind) sich selbst bedient oder zusieht, wie sich die Dame des Hauses das Haar kämmt oder die Strumpfbänder zubindet.

Eine Engländerin im „freien" Griechenland. Als die Engländer und Franzosen in Griechenland gelandet waren, fanden sie unter Sklavinnen, die im Felde hart arbeiteten, auch eine Engländerin. Zunächst wurde sie von einer englischen Soldatenfrau entdeckt, der sie erzählte, daß sie schon vier Jahre in griechischer Sklaverei lebe. Auf der Reise mit ihrem Vater habe sie Schiffbruch erlitten, als sie erst zwölf Jahr alt war und sei hierher verschlagen von einem Seeräuber überfallen und genöthigt worden, ihm seitdem stets als Sklavin zu dienen. Die Soldaten Englands, davon benachrichtigt, forschten ihre Landsmännin und deren Herren aus, machten fünf Personen, die Familie des Piraten, zu Gefangenen und befreiten zwanzig Sklavinnen, unter welchen aber die Engländerin nicht war. Jetzt machten sie Anstalten, die Piratenfamilie zu hängen, da sie sich weigerte, zu sagen, wo die Engländerin sei. Endlich, schon mit dem Stricke um den Hals, beichteten sie. Man fand die Engländerin in einem unterirdischen Gefängniß, schwer in Eisenketten und einer schweren Kiste auf ihrer Brust. Man hatte sie aus Rache, daß sie sich zu erkennen gegeben, auf diese Weise umbringen wollen. Nun wurden zwar die Piraten nicht volksjustizlich gehangen, wohl aber hinterher kriegsgerichtlich erschossen.

Literarisches. Von Joseph Rank wird nächstens ein historisches Drama in 5 Akten: der Herzog von Athen erscheinen. Ist damit Ilm-Athen gemeint? Auch die Gräfin Hahn-Hahn, die fromme Büßerin, tritt wieder aus ihrer Einsamkeit in die literarische Oeffentlichkeit hinaus und wird binnen Kurzem einen Band frommer Gedichte unter dem Titel: „Ein Jahr der Kirche" erscheinen lassen. — Wir erlauben uns bei dieser Gelegenheit diejenigen unserer Leser, welche an Literar-Kritik Gefallen finden, auf die „Blätter für literarische Unterhaltung" aufmerksam zu machen. Seit Herrmann Marggraff die Redaktion derselben übernommen, hat das Blatt ungemein an Gehalt, Frische und Tüchtigkeit des Urtheils gewonnen. Besonders sind Marggraff's eigene Beiträge eine Zierde des Blattes.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

№ 47. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Die Stedinger.

(Schluß.)

VII.

Im Kerker.

Es war das unterste, das schauerlichste Verließ der Burg, darin der Junker lag; gefesselt an Leib, Arm und Bein; es war kalt und feucht und modrig; im trüben Schein einer Ampel sah er das gelbe Moos an den Wänden gespensterhaft glitzern und leuchten, in der grausigsten Stille hörte er die Tropfen von den feuchten Wänden niederfallen, vielleicht auf Knochen von Menschen, die hier ihren Tod gefunden; und wirklich, — jetzt entsann er sich, — es war eine blutige Erinnerung: als Knabe war er hier gewesen; man hatte ihm gezeigt: „hier hat einer Deiner Ahnen seinen Todtfeind verhungern lassen, der rannte im Hungerschmerz sein Haupt gegen die Mauer, da ist noch das verspritzte Hirn und Blut an der Mauer zu sehen, keine Uebertünchung haftet auf dem Fleck; immer fällt es wieder ab das Weiß, und immer wieder starrt der rothe Fleck." — Das war die blutige Erinnerung und jetzt war es ihm, als starre der fürchterliche Fleck ihn an, als grinse daraus das Antlitz des Gemordeten hervor, als träte er zu ihm hin, fasse ihn an, — fürchterlich, fürchterlich, — und er mußte schreien, daß es wiederklang vom Gewölbe. So lag er da, der Arme. Und dann dachte er an Elsbeth, und an die süße Stunde, wo der Schlag ihres Busens ihn durchglüht hatte; — und wie sie nun hoffen und harren und bangen würde, während der Geliebte wund von Ketten, klappernd vor Frost auf faulem Strohe verzweifele, — verflucht von der Kirche, verflucht von seinem zweiten Vater. Er wollte beten, — aber er konnte nicht. Das Vaterunser verwirrte sich in seinem Munde, es war ihm, als ob der lange, hagere, schwarze Kerkermeister mit den fürchterlichen Augen herankäme, ihm den Mund zuhielt und spräche: „Verfluchter, Du darfst nicht beten." — Und keine Aussicht, keine Hoffnung auf Erlösung! — O, sterben wollte er! Sterben — dies war ihm Nichts, — Nichts, in diesem fürchterlichen Kerker. Nur noch einmal den blauen Himmel sehen, frische Luft athmen, ein Menschenantlitz sehen, — — horch, da durch die Nacht, durch Moder und Qualen ein Laut, — ein fernes Klirren, — Tritte auf den Stufen, — im Schlosse ein Schlüssel, — ist es Tod, — ist es Leben, — sei was es sei, nur einen Odenzug Luft, und den Ton eines Menschen, — der Kerkermeister leuchtete mit einer Fackel voran.

Der Erzbischof trat ein. Furchtbar erschüttert schaute er sich um und auf den blassen, verstörten Jüngling, der die gefesselten Arme ihm entgegenstreckte und ausrief:

„Gelobt sei Gott! — O, heiliger Mann, Ihr bringt mir Rettung. Ihr könnt nicht Tod bringen."

Der Erzbischof wollte segnend seine Hände auf des Junkers Haupt legen, dann besann er sich und ließ sie feuchten Auges langsam niedersinken.

Der Kerkermeister entfernte sich.

Starren Blickes schaute der Junker den ernsten Mann an und der sprach:

„Niemand kann Dich retten, als Du selbst!"

„Wodurch, heiliger Vater?"

„Durch eine That, die Manneskraft erfordert, schon sie zu denken: Entsage Deiner Liebe."

„Nimmermehr!"

„Ich fürchtete diese Antwort und darum war ich so still und traurig. O Georg, Georg, mein geliebter Schüler; Du brichst mir das Herz, Du brichst mir's durch Deine — Schwachheit!"

„Durch meine Stärke, Vater. Es wäre Schwachheit meiner Liebe zu entsagen."

„Thörichter Knabe!" rief der Erzbischof aus, mit Thränen im Auge und schönem Zorn auf den Wangen. Und nun erzählte er die Geschichte seiner Jugend, die Entsagung seiner Liebe in hohen, herrlichen, klangvollen Worten, die des Junkers Brust mächtig bewegten. Nun legte er ihm des Menschen Herz und des Menschen Hochmuth und die Gewalt des Willens in tiefer Weisheit dar und der Junker wagte nicht aufzuschauen in das Antlitz des weisen Mannes und doch klopfte auch sein Herz schon höher bei dem Gedanken: seiner Liebe, seinem Glücke zu entfagen und ein neues Leben mit neuen Thaten zu beginnen.

„Doch Sie, — Sie! Was wird aus Elsbeth?!" so schrie er nun auf einmal auf.

„Rette Dich, um sie selbst retten zu können. Bleibst Du starr, so sind die Stedinger verloren, so wahr mir Gott helfe. Verloren schon um Deinetwillen und Dein Mädchen: sie vor Allen wird verfolgt werden mit fürchterlicher Grausamkeit."

„Um meinetwillen! — O Vater, Vater! Haltet ein! Oder zeigt mir, daß ich sie retten kann, wenn ich sie verlasse."

„Ich sinne dazu schon auf einen Plan; tritt herüber zu mir und meiner Waffe, wir retten sie und mit ihr viele Schuldlose."

„O warum sagtet Ihr das nicht gleich, mein Vater?! Wie könnte ich nun noch zaudern! Sagt mir: was muß ich thun?"

„In wenigen Augenblicken wird Konrad von Marburg sich hier einfinden zum Urtheilsspruch; dann gelobst Du, ewig zu entsagen, dies Gelöbniß wird Dir Deine Ketten sprengen. Nun?"

„Da meine Hand, heiliger Vater! Nur bleibt mir nahe, daß ich standhaft das Todesurtheil meines Herzens sprechen kann."

Der Erzbischof drückte den Jüngling an sein Herz, der eng seine Arme und Ketten um ihn schlang. In freudigem Schmerz und schmerzlicher Freude klopften da ein junges und ein altes Herz zusammen, bis Waffen klirrten und Tritte klangen und Konrad von Marpurg mit Burkhardt von Oldenburg eintraten. Gewaffnete und Fackelträger stellten sich am Eingang auf.

„Gerettet! Gerettet!" rief der Erzbischof, der Beiden entgegen trat.

„Ist's wahr?! Georg, mein Sohn! Mein wiedergeborener Sohn!" rief der Graf und wollte hin zum Geliebten und ihn umarmen. Der Ketzermeister aber trat mit den Worten dazwischen:

„Noch ist er in Bann." Dann wendete er sich zum Erzbischof mit forschendem Blicke: „Die Kraft des Herrn ist groß in Euch gewesen, Erzbischof; fast däucht's ein Wunder." Nun trat er zum Junker, der halb sein Knie beugte und fragte ihn: „Kannst Du aussagen mit feierlichem Eide, daß Du bereuest, was Du gegen den Stellvertreter der heiligen Inquisition gethan, gesagt und gedacht hast?"

„Ja!" preßte der Junker wie gefoltert heraus.

„Daß Du lösest Dein Verlöbniß mit Deiner von Dir so geheißenen Braut aus dem Stedingerlande?"

„Ja!" erscholl es, wie aus dem Grabe.

„Daß Du das Kreuz zum Zuge gegen Steding nehmen willst, als Bürgschaft Deiner Glaubenstreue?"

Der Jüngling zuckte zusammen, warf einen verzweiflungsvollen Blick auf den Erzbischof. Der winkte strenge und zugleich milde und ein fast wimmerndes „Ja!" entrang sich dem Munde des Junkers.

„Beschwöre dies Alles bei der heiligen Dreifaltigkeit!"

„Ich schwöre!"

„So hebe ich aus freier Gnade auf das Urtheil des Bannes über Dich, löse diese Ketten und spreche Dich los von jeder Buße."

„Und ich schlage Dich hier zum freien Ritter!" rief der Graf; „der Junker Georg von Oldenburg sollte das Tageslicht nicht wieder sehen; der Ritter soll es stolz begrüßen. Kniee nieder."

Dem Junker waren währenddem die Ketten abgenommen; er brach fast zusammen unter der neuen Freiheit, er konnte nur leise vor sich hinmurmeln: „Der Ritterschlag an diesem Orte! — O, ein böses Omen!" Dann kniete er vor dem Grafen nieder. Konrad und der Erzbischof legten die Hände auf sein Haupt, während der Graf ihm mit der flachen Klinge auf die Schulter schlug, sprechend:

„In Gottes und Maria Ehr',
Empfange diesen und keinen mehr!
Für Kirche und Reich stark kämpfen,
Die bösen Lüste dämpfen! — Amen!"

„Amen!" beteten nun auch der Erzbischof und Konrad. — „Amen!" beteten die Gewaffneten und Fackelträger. Das gab ein seltsames Summen in dem öden, schauerlichen Raume! — dann tiefe Pause. Der Ritter stand auf, und geführt vom Erzbischof, folgte er still den stillen Männern hinauf an's Tageslicht, an die Freiheit. Doch Freiheit und Tageslicht, — sie waren ihm im ersten Augenblicke schauerlicher, als die Entsetzen des Kerkers ihm gewesen waren.

VIII.

Ritter und Bauer.

Drei Wochen waren vergangen. In Oldenburg summte und brummte es sonderbar; durch alle Thore zogen Gewaffnete, geistliche Lieder singend, ernst und düster einherschreitend; die Bevölkerung sah sie ernst und düster an; schwarze und rothe Fahnen flatterten unheimlich durch die Straßen; unheimlich war die Luft, drückend heiß wie beim Moorbrand. Ein junger Bauer schritt über den Marktplatz, dem Schlosse zu; hastig, unruhig sich umschauend und dabei murmelnd: „Sind denn die Heiden in's Land gefallen, daß es einen Kreuzzug gilt? — Und nirgend ein bekanntes Gesicht, das in dem Getümmel der großen Stadt Einen zurechtweise." Das Gesicht des jungen Bauers sah gespensterhaft weiß und bleich aus, wie von grausigen Leidenschaften durchschnitten und zerrissen; die Augen funkelten wie Dolchspitzen und die rabenschwarzen Haare hingen ihm wirr um den Kopf. — Noch schaute er sich fragend um, da hörte er von wohlbekannter, aber ängstlicher Stimme und halblaut seinen Namen rufen:

„Kurt vom Bühel, um Gotteswillen wo kommst Du her?"

„Ach, ehrwürdiger Herr Pater Hieronymus, fast freut's mich, Euch zu sehen, aber warum so bange? — So — ich weiß nicht wie?"

„Weißt Du's denn noch nicht? Du bist ein Kind des Todes, wenn man Dich erkennt, — komm rasch hieher" und der Pater zog den Bauer unter ein altes Gemäuer, wo sie vor Wenigen sichtbar waren. Nun erzählte er ihm rasch, daß Steding vogelfrei gegeben sei; daß in wenigen Tagen, vielleicht schon Morgen, ein Kreuzzug unermeßlicher Macht gegen sie losziehen werde.

Kurt erstarrte; „also wir sind die Heiden, nach denen ich vorhin fragte?! Uns also gelten alle die Männer, Fahnen und Lieder, — uns, — den guten, treuen Christen?!" dies war Alles, was er sagen konnte. Er sah einen Augenblick trübe vor sich nieder, dann den Pater forschend an und fragte: „Und Ihr, hochgelahrter Herr? Und Ihr? — Werdet denn auch Ihr das Kreuz tragen gegen uns? Gegen Eure Brüder?"

„Niemals! Niemals! — und vielleicht ist das mein Verderben," antwortete der Pater.

„Ihr habt uns verl—— doch davon nichts mehr; kommt wieder zu uns, Pater. Ihr werdet so lange in der Mitte stehen, bis Ihr platt gedrückt werdet; rettet Euch zeitig aus dieser Mitte heraus, kommt mit mir." So sprach Kurt und faßte die willige Hand des gerührten Paters.

„Rette Du Dich selbst, Kurt;" sprach derselbe jetzt dringend. „Eile zurück wie der Wind, sonst bist Du verloren."

„Erst muß ich meine Botschaft werben und sollten mich darüber tausend Henker fassen. — Wo find' ich ihn? — Ihr wißt ja doch schon, wen ich meine." Er sah aus wie eine Gewitterwolke, der Kurt, als er das sagte.

Der Pater verstand ihn und antwortete schüchtern: „Sie haben ihm arg mitgespielt, fürchterlich; da gab er nach; nun ist er elend geworden, ganz elend und zerschlagen. Manchmal ist er wild und trotzig."

„Ich auch!" knirschte Kurt; „doch führt mich zu ihm; ich muß ihn sehen."

„So folge mir durch dieses Gäßchen; ich führe Dich auf geheimem Weg auf's Schloß; dort steht er oft auf der Rampe und schaut in's Land. Ich glaube hinaus nach Steding."

„Daß darf er nicht mehr, der Verräther," sprach Klaus mit bebender Stimme und beide stiegen schweigend hinauf auf's Schloß. Der Ritter stand oben; der Pater blieb zurück, — Kurt trat festen Schrittes vor Georg hin. Georg wurde noch bleicher als er schon war; er schlug die matten Augen nieder; dann sah er mit schmerzlichem Blicke den Bauer an. Dieser begann ruhig:

„Herr Junker! An dem Abend, da das Mädchen, was ich mehr als meine Seligkeit liebte, Euch als verlobte Braut küßte, mich dann bei der Hand nahm, mich zu Euch führte und sagte: „„Kurt! Habe ihn lieb, meinetwegen, denn er macht mich so glücklich, wie nur ein Erdenkind sein kann,"" seht, da glaubte ich erst, der Boden müßte sich unter mir aufthun und mich verschlingen, Euch und auch das Mädchen. Dann aber faßte ich den Teufel in mir beim Hals und warf ihn zu Boden und trat auf ihn und dann — dann liebte ich Euch; — Gott sei mein Zeuge, — ich that's, — weil Ihr sie so glücklich machtet. Und dann hielten wir Waffen- und Todesbruderschaft und duzten uns, — und ich will ewig in der Hölle lodern, wenn ich's nicht gehalten hätte. Und Ihr schwuret auch mir: Ihr wolltet treu hangen an dem Mädchen, allewiglich. Nun sagt mir, Herr Junker, was habt Ihr darauf zu sagen?" Kurt vom Bühel hatte noch nie so viel hintereinander gesprochen; noch nie so ruhig, so gemessen gesprochen und doch noch nie so gelitten, so grimmig gehaßt als jetzt.

Georg schwankte vor Schmerz wie eine junge Eiche im Sturm. „O armer Kurt! Armer Genosse! O sag: wie geht es ihr?"

„Sie ist sehr blaß, sehr schwach geworden. Möchte Euch jetzt wohl nicht mehr gefallen. Sie ist weich und still wie eine Märtyrerin. O sie ist noch viel schöner so als ehedem. Und sie hofft auch noch. Ein liebend Herz hofft ja noch über die Hoffnung hinaus; das weiß ich an mir. Aber nun will sie Gewißheit haben. Vielleicht, so sagte sie beim Abschied — und nannte mich dabei lieber Kurt — vielleicht halten sie ihn fest, daß er

nicht kommen kann; vielleicht liegt er im Thurme. Geh zu ihm, sagte sie, frag ihn von mir; beschwör ihn bei jedem Kuß und jedem meiner treuen Augen: Ist's Euer freier Wille, daß Ihr nicht kamet und Euer Mädchen verrathet? So sagte sie, so sollt ich fragen. Und Ihr schweigt Junker? Windet Euch nicht; sprecht ein einfaches Ja oder Nein. Und ist's ein Ja, nun, um des Mädchens willen will ich's denn schon einfädeln und verbrämeln, daß es ihr nicht gleich den Tod giebt, wenn auch ich Euch verabscheuen werde. Nun sprecht."

„So sei's denn ein starkes, ehrliches „Ja!" sprach der Ritter, mit ernstem und festem Ton. Dann fuhr er milder fort: „Aber sage ihr auch, daß ich sie noch liebe, liebe bis über die Ewigkeit hinaus; daß mein Herz ihr noch angehört, aber daß die Pflicht — und daß ich sie retten will, retten! Sie und Dich und wen ich kann; sag's ihr Kurt — sag's ihr."

„Ich werde. Aber nun ein Wort zu Euch. Euer Herz ist so faul wie Euere Pflicht. Ich hasse, ich verachte Euch. Und bei Euerm Schwur, den Ihr mir als Waffenbruder gegeben: versprecht mir einen Einzeln-Kampf mit Euch auf dem Schlachtfeld. Ich werde Euch suchen, finden und müßt' ich durch tausend Söldlinge mich hindurchschlagen. Versprecht Ihr mir's?"

„Ich verspreche es Dir, doch erst will ich sie retten."

„Ihr habt sie aufgegeben, Ihr habt kein Recht mehr an ihr; nun ist sie mein und Du sollst, Du darfst sie nicht retten. Das ist **mein** Amt — und nun —"

In diesem Augenblicke hörte man von ferne ein furchtbares Geschrei, wie von Wahnsinnigen herrührend: „Nieder, nieder mit dem Ketzer! — Gott will es! — Wo ist er?!" So scholl es grell zur Burg hinauf; hastig stürzte der Knappe Georg's hervor: „Rettet Euch, Pater! Auf offenem Platze seid Ihr so eben verurtheilt, als Ketzer und Ketzerfreund. Heute Abend sollt Ihr verbrannt werden, man kommt Euch zu suchen."

Der Pater sah entsetzt sich um.

„Ich verberge Euch, Pater," sprach Georg, „rasch in mein Gemach."

„Die Burg wird durchsucht," mahnte Ehrenfried ab; „kein Winkel in Oldenburg verbirgt Euch."

„Eure Heimath bleibt Euch treu," sagte jetzt Kurt, indem er zum Pater herantrat und seine Hand erfaßte, „folgt und vertrauet mir. Ich kenne manche Schliche hier, draußen vor dem Thore stehen meine schwarzen Rappen und sind die erst im Zuge, holt uns kein Teufel mehr ein. Rasch die Kutte herunter; — Knappe, rasch einen Mantel."

In wenigen Augenblicken war das geschehen. Der Pater faßte die Hand des Bauern und sprach mit tief erschütterter Stimme: „Furchtbares Jahrhundert! Adel und Kirche stößt aus den Gerechten in düsterer Verblendung, nur des Volkes Herz wankt nicht in Liebe und Treue. Gott! Laß dieses Herz nicht brechen."

Nun davon durch krumme, steile, dunkle Treppen, Gänge und Wege, hinaus zum Thore, da standen die muthigen Rappen vor sicherem Wagen — rasch hinauf und wie im Sturmwind davon, während die heulende Menge der fanatischen Kreuzträger nach dem Geächteten suchte und der Ritter todesbleich auf der Rampe stehen blieb und hinaus schaute zum Stedingerlande.

IX.

Der Kreuzfahrer Weihe.

Während der Bauer und der Pater nach Steding sausten, zogen sich die Haufen der Kreuzfahrer auf dem Markte wieder zusammen. Das rothe Kreuz sollte ausgetheilt werden und der Ketzermeister sollte zum Volke sprechen: so war es herumgegangen. Es war ein ungeheueres Drängen und Wogen von Völkern aus allen Theilen des Reiches; wüste, wilde, verzottelte Gesichter und Kleider vom Rhein und der Elbe, vom Harz und aus Thüringen, aus Westphalen und gar von der Donau und aus Böhmen, darunter eiserne und fanatische Kriegerreihen in Diensten deutscher Herzoge und Fürsten. Und diese selbst kamen nun heran, blinkend in Gold, Stahl und Eisen. Ihnen voran Konrad von Marpurg und dienende Brüder, die Tausende von rothen Kreuzen trugen. Ueber die brausende Menge ging tiefes Schweigen, als Konrad die Rednerbühne bestieg, feierlich ein Pergament entfaltete und mit weithin dröhnender Stimme also las:

„Wir Greger IX. römischer Papst, Knecht der Knechte, fordern auf zu streiten auf Leben und Tod mit den verdammten Ketzern, genannt die Stedinger. Denn sie haben mit dem Gifte ihrer Ketzerei viele Unschuldige gemordet. Wer mag ihre Gräuel aufdecken! Höret aber und schauert: Wenn ein Neuling von ihnen aufgenommen wird, erscheint ihm ein Frosch, ihn küssen sie und saugen in sich sein kaltes Gift. Er ist groß, mächtig, giftgeschwollen, einem Ofen vergleichbar." Ein wildes Geheul des Volkes unterbrach den Vorleser; er hielt einige Augenblicke ein, dann fuhr er fort: „Nun erscheint dem Neuling ein Mann, furchtbar bleich, glühende Kohlen statt Augen, mager, ohne Fleisch, nur Haut und Gebein, ihn küßt der Elende und mit diesem Kusse verschwindet aus seinem Herzen ganz und gar die Erinnerung an Gott und seine Kirche."

Das Geheul des Volkes ertönte fürchterlicher. Dann fuhr der Ketzermeister fort, immer neue Gräuel aufzählend, bis das Geheul des Volkes anwuchs zu Meeresbrandung und Nordsturm. Ein Wink des Ketzermeisters aber genügte wieder Ruhe zu schaffen.

„Ihr habt die Gründe vernommen und das Gesetz spricht: „„Du sollst die Gräuel weg thun!"" Seid Ihr bereit?"

„Gott will es! Gott will es!" donnerte das Volk.

„Ihr seid gesegnet. Bereitet Euch, heiligt Euch. Schon von heute an winkt Euch die Märtyrerkrone. Wir aber verkünden Jedem, der sich das Kreuz anheften läßt und mitzieht in die heilige Schlacht, Ablaß aller bösen Gedanken und Missethaten, deren er schuldig vom Leibe der Mutter an, in Kraft unserer Vollmacht als Legat und Vicarius des allerheiligsten Vaters Gregorius IX. Amen!"

Und „Amen! Amen!" braußte es durch die Menge.

„Nun knieet und empfanget Kreuz und Segen." Die wilde, wüste Menge knieete nieder, kein Laut mehr zu hören, nur das Tappen der Mönche zwischen, neben, über und auf den Knieenden, um die rothen Kreuze auszutheilen.

Konrad heftete nun sich selbst das Kreuz an und den Fürsten, die solches noch nicht trugen; dann ergriff er mit der Linken ein langes, goldenes Kreuz, mit der Rechten ein blankes Schwert, hob Beides in die Höhe und rief: „Der König der Heerschaaren schütze, die für ihn streiten und sein Haus. Er mache scharf Eure Schwerter und fest Eure Schilder. Amen!"

Und auf einmal erklang ein weithin grollendes „Amen!" dann löste sich die ungeheuere Gruppe und die tiefe Stille auf in neues Wogen, Drängen und Treiben, in neues, wilderes, fürchterlicheres Geschrei und Geheul.

X.

Auf Altenesch.

Eine saftige Anhöhe in der Nähe von Bardenfleth hatte ihren Namen von einer uralten Esche, die hier stand. Die Sage ging: unter dieser Esche hätten noch die Heiden ihren Göttern geopfert, rundum habe sich ein Graben gezogen, der sei oft übergeflossen vom Blute der Gefangenen, die hier geschlachtet seien. Das hatte den Platz unheimlich gemacht im Volke und Niemand saß gerne unter der alten Esche. Nur zu St. Johannis Abend brachten die Burschen Feuerräder hinauf und ließen sie dann hinunterrollen in die Ebene und im Rollen sprangen die Burschen hinüber und die Mädchen nahmen sich Abends von den Brandstücken mit nach Hause, legten sie unter das Kopfkissen und träumten dann den Schatz, den sie bekommen würden. Heute aber war noch nicht Johannis, erst morgen und doch saßen heute zwei Frauen da oben unter der Esche. Es war die Elsbeth und des Klaus Frau, die Margareth, die treu zum Mädchen hielt und mit ihr hinaufgegangen war, wenn auch widerstrebend.

„Wahrhaftig, es duftet nach Blut hier, Elsbeth," sagte die Margareth. „Das ist ein schlimmes Zeichen, an solchen Orten giebt's bald eine Schlacht."

„Sorgt Euch nicht, Margareth," antwortete Elsbeth. „Das Korn duftet gegen die Erndte, wenn so die Sommerhitze darauf brütet."

„Aber warum bist Du so gern hier?"

„Habt Ihr's denn noch nicht gemerkt, Frau Margareth? Schaut dort fern, ganz fern hin, im Abendduft! Das sind die

Thürme von Oldenburg; Morgens kann man auch das Schloß sehen, wenn die Sonne recht hell scheint. Dort wohnt Er."

Sie saß da und sprach so, wie der Kurt sie dem Junker geschildert hatte; blaß, weich und still wie eine Märtyrerin und hoffend, noch über die Hoffnung hinaus.

„Nicht, daß ich sein Weib werde, das wäre zu viel gehofft, doch daß er mich noch lieb hat, das glaub' ich fest und das ist mir genug;" so antwortete sie jetzt der abwehrenden Freundin und dann schaute sie wieder hinaus in den Abendduft, nach den Thürmen Oldenburgs und auf die Landstraße; dorther mußte ja der Kurt kommen, kommen mit der Gewißheit, ob er sie noch liebe. Und da wirbelte Staub auf und es kam näher, ein Wagen, zwei Pferde, der Kurt und ein Mann im Reitermantel ihm zur Seite; das war Er! Das mußte Er sein! So dachte, zitterte, schrie das Mädchen und konnte sich kaum aufrecht halten und wunderbar verklärt sah sie aus im Glanze der untergehenden Sonne. Aber Margareth hatte schon erkannt, daß Er's nicht war, da schwankte das Mädchen, wie eine bleiche Lilie auf dem schwanken Schafte im Winde. Die Männer stiegen aus, der Kurt voran.

„Lebt er?" rief Elsbeth ihm entgegen.

„Er lebt!" rief Kurt.

„Gott sei gedankt!" mit diesen Worten faltete Elsbeth die Hände. Kurt stand nun vor ihr mit todesbleichem Gesicht.

„Und — — ko — kommt — Er?" so fragte Elsbeth leise, zitternd, und schloß die Augen, weil ihr bangte vor der Antwort.

„Er kommt!" sagte Kurt und konnte nicht weiter.

„Er kommt!" lispelte sie in namenloser Seligkeit.

„Er kommt als Feind gegen Steding! Er kommt mit dem rothen Kreuze des Kriegsheers, das uns als Ketzer vernichten wird;" so brauste jetzt Kurt heraus; da brachen Sinne und Glieder des Mädchens in Ohnmacht zusammen.

Der Priester war währenddem herangetreten und er, Kurt und Margarethe trugen die schwer sich Erholende hinunter in's Dorf, in das Haus des Vaters. Dort blieb sie unter dem Schutze der Frau, während der Kurt Alle hinauf beschied zum düstern Platz unter der Esche, als einzig würdig der Stelle, zu dem was er zu sagen habe. Die Bauern waren von den Feldern zurückgekommen, Andere, von weiter her, und die Schöffen waren schon da, weil morgen großer Landthing gehalten werden sollte, zu Ehren des St. Johannisfestes und so waren denn die besten Männer bald alle versammelt. Der Kurt trat unter sie und sprach:

„Ihr seid Männer, da braucht's keines Breies drum: Wir sind verloren!"

„Das ist viel auf Einen Schlag: kurz und bündig. Erkläre." So sprach der Schultheiß, fest und ruhig.

„Das kann der Pater besser als ich, den hab' ich mitgebracht, als Einen der unsern wieder. Der mag erzählen."

Und der Pater erzählte, alles was er wußte und kein Jota weniger und das Verderben stand lebendig vor aller Augen. Aber kein Glied rührte sich; keine Miene zuckte; kein Roth wurde blässer; kein Wort vernahm man, als das des Klaus vom Ipenhof: „Gott sei's gedankt! Nun gilt's! Nun kämpfen Hölle und Himmel um uns."

„Schweige, Klaus!" rief streng der Schultheiß; „erst Rath, dann That; Schöffe Enno von Waldhalden, was meint Ihr?"

Der Schöffe Enno trat hervor und meinte: „Was dünkt Euch, wenn wir den Bluthunden das Nest räumten? Unsere Schiffe liegen auf der Weser und in den Sümpfen. Diese Nacht packen wir das Beste ein, Kurt kennt das Fahrwasser, die Fackel werfen wir in Aecker, Häuser, Scheunen, und suchen ein Land, wo wir uns neu anbauen."

Es blieb Alles unbewegt und stumm wie vorher. Man sah Detmar von Dieke an die Stelle des Enno treten und hörte ihn also sprechen:

„Nimmermehr! Jedem Volk ist seine Grenze gesetzt von Gott, die soll es schützen und nicht überschreiten. Niemand nähme uns auch auf, weil wir im Bann sind. Seeraub müßte uns nähren und wir müßten ein Land mit dem Schwerte gewinnen. Unrecht leiden, aber nicht Unrecht thun. So sagt der alte Detmar."

Ein ruhiges Gemurmel des Beifalls ging durch den weiten Männerkreis. Der Schultheiß trat vor:

„Auch ich mag das Land nicht lassen, wo ich geboren bin. Ich liebe dies Land wie meine Seele und will begraben sein, wo ich gekämpft habe."

Ein „Hoch dem Schultheiß!" rang sich jetzt los aus der Menge und der Enno von Waldhalden rief mit.

„Also wehren wir uns auf Leben und Tod!" rief der Klaus mit funkelnden Augen.

„Auf Leben und Tod!" rief der Schultheiß, rief jeder Schöffe und jeder Mann, der dort stand auf Altenesch.

„Aber unsere Weiber?" fragte Enno.

„Die helfen uns kämpfen und sterben mit uns!" jauchzte der Klaus.

„Und wenn sie über die Sümpfe sind?" rief Detmar von Dieke.

„So stehen wir bis auf den letzten Mann und Der fällt und ruft im Fallen: „Es lebe das Recht!" so flammte es empor aus der Brust des dämonisch ergriffenen Klaus.

„Ist das Euer aller Meinung?!" So donnerte nun der Schultheiß hin, daß jeder Mann ihn deutlich verstehen konnte und ein gewaltiges „Ja!" aus aller Munde rauschte durch den goldenen Abend, hinab von der Höhe durch das Thal.

„So helfe uns Gott! So spreche ich Amen!" sprach nun feierlich der Schultheiß, indem er sein Haupt entblößte und so erscholl denn auch hier ein weites, feierliches Amen. „Und nun gehe Jeder in seine Kundschaft und künde den Beschluß dem Nachbar an. Morgen bei Sonnenanfgang soll ein Jeder gewappnet sein, gewaltig nach seiner Macht. Dann halten wir unsere letzte Landsprache, damit keine ungesühnte Feindschaft und Klage mit uns in's Grab gehe. Du Kurt, sammelst Deine Seefahrer und besetzest den Norderteich schon nach Mitternacht. Wir schwören einen Eid, daß Keiner sich entziehen will dem Tode für die heimathliche Erde." So sprach der Schultheiß mit männlicher Würde und wendete sich dann zum seitabstehenden Pater: „Und Ihr, ehrwürdiger Herr! da Ihr wieder zu uns gekommen seid! Wollt Ihr den Geächteten noch einmal das Wort Gottes lesen? Noch einmal das heilige Mahl ihnen reichen? Noch einmal den heiligen Glockenklang durch unser Land ertönen lassen und so von uns heben des Herrn Fluch und uns bezeugen, daß wir kämpfen im Recht?"

„Ich will's! Ich will's! Und stände mein Leben darauf!" rief begeistert, fast verklärt der Priester.

„Ihr Männer Stedingens: seid Ihr gewillt und bereit, daß der Priester thue wie ich gesagt? Wer da nicht will, der gehe von fernen." Doch Niemand ging als der Klaus, vor sich hinmurmelnd: „Ich will keine Gnade, wo ich nicht gesündigt."

Der Priester erhob nun die Hände, segnete und betete dann mit tiefklingender Stimme ein Vaterunser. Dann ladete er zum letzten Kirchgang ein, bei Sonnenanfgang am nächsten Tage. — Lautlos gingen die Männer auseinander, nur der Schultheiß blieb noch zurück mit dem Pater; da kam weinend die Margareth und sagte, daß Elsbeth schlafe, aber elend, todeselend sei.

Der Pater ergriff des trauernden Schultheiß Hand und sagte: „Schultheiß, Ihr thatet doch ein Unrecht, daß Ihr das zugabt. Wie konntet Ihr's für möglich halten: Graf und Bäuerin?!"

„Ich träumte die Zukunft schon zu nahe, Pater. Seht, einst muß es doch dazu kommen, daß das Blut braver Menschen sich nicht mehr so scheidet. Und ich traute auch zu viel! Und ich hatte ihn so lieb. — Und ich dachte auch: Sie ist so schön wie er; und so jung, so keusch und rein wie er; sie ist die Tochter eines freien Mannes; Erbin auf ihrer freien Scholle. Sie hat noch mehr des Goldes und Silbers in ihrer Truhe als er, und — doch! Nun, es war zu weit, zu — zu gut gedacht; aber kein Unrecht." Er sah so weich und gerührt, so fromm und einfältig aus, der alte, eiserne, brave Bauer als er so sprach, als er eine Thräne in den Wimpern zerdrückte.

Der Pater sah gerührt ihn an. Das Abendroth legte sich seltsam um die beiden schneeweißen Männer unter der riesigen, oben noch grünen und unten schon leuchtenden Esche. Friede ruhte all überall, die Grillen sangen und die Lindenblüthen gaben weit hin ihren Duft. Schweigend schritten die Männer den Hügel hinunter; sie mußten an der Linde des Gerichts vorbei, der Schultheiß trat hinzu und sprach leise:

„Still wie da Außen wird's in mir. Mein Leben ist ausgelebt. Kein fröhlich Loos war mir beschieden. Das Volk, das ich vierzig Jahre geweidet habe, führe ich in den Tod. Vater, Dein Wille geschehe! Ich will mein graues Haupt neigen in Demuth und den Todesstoß abwarten in starkmuthiger Geduld."



Das Haus der Gemeinen in London.

XI.

Das Kreuzheer kommt.

Um Mitternacht schon standen sie auf dem Wall des Landes, auf dem Norderdamm, der Kurt und der Enno mit ihren Mannen. Ihre Augen funkelten wie Irrwische hinaus über die Weser. Horch, da rauschte es über dem Flusse, man hörte fernen Ruderschlag und dann Gesang von vielen tausend Stimmen.

„Das sind sie!" rief der Enno.

„Donner, die waren eilig, sie haben uns überrascht!" sprach der Kurt; sonst nichts.

Nun theilten sich die Mannen in zwei Hälften; der Enno führte die Einen, der Kurt hielt oben mit den Andern. Nun Ruderschlag und Gesang immer näher und nun dicht vor den Stedingern. Die warfen und schossen auf sie hinunter und die schwimmen konnten, nestelten sich an die Kähne und bohrten Löcher hinein und versanken mit den Kähnen und Denen, die darin waren. Aber das Lied scholl immer lauter und wilder, jemehr der Kähne herankamen; dann kamen auch Viele zu Roß geschwommen über den Fluß. Nun gab's ein fürchterliches Schlagen und inmitten des Schlagens ein geller Jubelruf: der kam von den Ersten der Kreuzfahrer, die das Land erstiegen hatten. Noch wenige Minuten und der Enno stand auf einem Hügel von Leichen, der Einzige von Allen, die vom Damm in den Graben gestiegen waren. Als er das sah, kletterte er wie eine Katze hinauf und nun fort, fort auf Sturmesflügeln, um Alles wach zu rufen, was da noch dem Tode entgegen schlafe. Auf dem Damme aber stand der Kurt mit Zweihundert, die hatten auch hinunter gewollt, aber der Kurt

hatte es nicht gelitten. Hier oben wollt' er sie packen, die Feinde. Da aber wurd's auf einmal stille unten, denn die Kreuzfahrer rasteten und vom Flusse stiegen die Nebel auf und verdeckten Alles. Aber durch den Nebel hörte man nun die Kreuzfahrer beten und dann auf einmal ein fürchterliches Geschrei: „Gott will es!" Dann Alle mit einem Zuge hinauf gegen den Damm, und so wie Einer den Kopf hervorhob, hatte er auch schon die Keule davor oder den Spieß im Halse. Von den Stedingern fiel Keiner. Auch Keiner sprach ein Wort; es war graulich still; man hörte nur, wie die Erschlagenen röchelnd hinunterrollten und unten mit den Köpfen auf die Steine im Fluß schlugen. Da auf einmal trieben Morgenschein und Wind die Nebel auseinander und da sahen erst die auf dem Damme, wie es aussah. Jenseits der Weser zogen erst die großen Schaaren heran, die Banner der Ritter und jede Schaar hinter ihrem Banner, Oldenburg voran und in guter Ordnung setzten sie über den Fluß hinüber. Unten aber lag's voll Leichen und den Damm herunter war es ganz schlüpferig und die Weser trieb roth von Blut. Nun drängten, die schon da waren wie ein Keil sich zusammen an einer einzigen Stelle und hinauf; da fiel Mann über Mann, doch Einer kletterte über den Andern hinweg, da wurd's wie ein ganzer Berg von Leichen.

Da stellte sich Konrad von Marpurg an die Spitze; in der Linken sein Kreuz, in der Rechten statt des weggeworfenen Schwertes eine blutigrothe Keule und er war der Erste, der oben stand und rief: „Das Kreuz hat gesiegt! Mir nach!" — Und Tausende draußen nach und die von den Stedingern noch lebten, wurden die Dämme hinuntergedrängt.

Noch Eine Hoffnung blieb ihnen: die Moore. Auf schmalen Stegen, die durch sie hinführten, flohen die Letzten davon und rissen hinter sich alle Stege ab und stellten sich dann wieder auf; sie glaubten nun sicher zu sein, wenigstens für einige Zeit. Aber der Ketzermeister rief:

„Vorwärts, die Krone der Märtyrer winkt!" und stimmte wieder ein Lied an und unter Gesang ging's nun stracks in das Moor hinein, als wär's gefroren. Zahllose sanken, aber über den Vorderdamm stiegen Folgende und so immerzu, bis eine feste Brücke wurde. Keiner schrie beim Ersaufen oder Ersticken; ein Jeder starb als müßte es so sein, und ein Jeder sang fort, bis der Folgende ihm auf den Kopf trat und ihn hinunterdrückte. Die Stedinger sausten Schleudersteine und Pfeile ihnen entgegen, aber jemehr derselben, desto schneller wurde die Brücke fertig. Und nun war sie fertig und der Feind war im Lande.

Die hundert Stedinger, die noch übrig geblieben, zogen sich zurück auf das feste Kloster Ahden, mitten in den Mooren und mit starken Mauern. Dahin zog auch ein Theil der nun gerüsteten Hauptmacht der Stedinger, während ein anderer zum Heidenhügel auf Altenesch hinzog; da wo gestern die Elsbeth gesessen und wo die Margareth das Blut gerochen hatte.

Menschen waren es nicht, die Kreuzfahrer, die jetzt verheerend durch die Gaue zogen, das Korn im Felde niederbrannten, das Vieh auf den Weiden und in den Ställen lähmten, den gefangenen Weibern die Brüste abschnitten und die Kinder in die Flammen warfen; Menschen waren es nicht, es waren Teufel, losgelassen aus der Hölle.

Vergebens baten die Fürsten und der Erzbischof den Ketzermeister: Einhalt zu befehlen, den entsetzlichen Gräueln. Der Ritter Georg sendete einen Boten, der sollte den Stedingern Rettung verheißen, wenn sie sich unterwerfen wollten.

XII.

Die Todesschlacht.

Sie schlugen bis gegen Abend bei Ahden eine fürchterliche Schlacht; dann mußten die Stedinger zurück und Alles sammelte sich am Heidenhügel. — Der Klaus trat erst noch in sein Haus und suchte eine Axt, die Frau schwieg, aber der Knabe, den sie damals in der Kirche unter dem Herzen getragen, fragte:

„Willst Du Holz fällen, Vater?"

„Nein, Junge, Köpfe!"

„Das muß hübsch sein, nimm mich mit."

„Schweig und gieb mir einen Kuß. Und nun lege Dich in's Bett zum Schwesterchen und dem ganz kleinen Brüderchen. Geh."

Der Knabe ging. Klaus trat zu seiner Frau und fragte:

„Margareth, was beschließest Du?"

„Ich lebe nicht ohne Dich, und Deine freien Kinder sollen keine Knechte werden."

„Gieb mir einen Kuß darauf."

Die Margareth gab ihm einen Kuß, — dann ging der Klaus still fort, die Margarethe ging still zur Scheune und holte Brennstoff herbei, so viel als möglich und legte ihn durch's ganze Haus. Dann nahm sie ihre Kinder auf den Arm und an die Hand, stellte sich auf den Söller des Hauses und sah hin zum Heidenhügel und eine brennende Fackel stand wohlverwahrt in ihrer Nähe. So wie es der Klaus und die Margareth gemacht hatten, machten es zur selben Stunde noch viele Männer und Frauen im Stedingerland und viele hatten es vorher schon so gemacht.

Am Heidenhügel waren sie nun versammelt, die letzten und besten Männer.

„So schöne, haushohe Johannisfeuer haben wir noch nie gehabt," sagte der Klaus zum Enno. Der dachte aber an sein Weib, das kurz vorher sich schon den Tod gegeben hatte, — darum schwieg er.

„Da brennt auch mein Haus auf!" rief jetzt der Klaus. „Nun wird mein Weib vollendet haben! — Jetzt stürzt das Dach — so! nun ist Alles aus, Alles! Aber unsere Weiber, Enno, haben doch den Andern Muth gegeben."

„Freilich, freilich!" murmelte Enno.

„Nun ist mir's eigentlich erst recht wohl," — sprach der Klaus nach kurzer Pause und dann schrie er: „Aber nun bebt mir auch der Spieß in meiner Hand! Die Adern wollen mir bersten! Meine Seele schreit nach Blut, wie das Kind nach der Muttermilch."

„Ein Herold! Ein Herold!" rief es auf einmal, — „ein Herold vom Ritter Georg von Oldenburg!" und Ehrenfried, der Knappe, war vom Rosse gesprungen und in den Kreis der Männer getreten. Zu seinem Verderben dicht vor den Klaus und der stieß ihn im Augenblick den Spieß durch's Herz, daß er keinen Laut mehr von sich gab. Sprachloses Entsetzen lag da auf Allen.

Der Schultheiß trat hinzu, hörte was geschehen und rief: „O Steding, du bist entehrt in deiner Todesstunde. Bindet den Mörder des Herolds und Ihr Schöffen tretet zusammen und richtet."

Und die Schöffen richteten den Klaus zum Tode im Augenblicke; nicht zum Tode im Stedingerland, sondern zum Tode von der Hand dessen, der den gemordeten Herold gesendet; der Klaus wurde gebunden in das Lager des Ritters Georg von Oldenburg geführt. Schweigend ließ er's geschehen; kein Laut kam über seine Lippen. Nun gab der Schultheiß ein geheimes Zeichen, das verstanden zwölf Männer, die sofort zu ihm traten und einen dicht geschlossenen Kreis bildeten. Es waren die Vehmrichter des Landes. Und sie vehmten nun Konrad von Marpurg und setzten zum Vollstrecker des Urtheils denjenigen fest, der der Letzte im Kampfe sei. So wurd's beschlossen und ein Jeder gab den Beschluß einem Andern, bis Alle es wußten.

„Wo ist Kurt?" fragte nun der Schultheiß.

„Er sorgt für Elsbeth und daß das Dorf brenne," sagte Detmar von Diele, — „doch da brennt es schon und der Kurt kommt mit der Elsbeth."

Ehrfurchtsvoll machten Alle Platz, wo das Mädchen ging. Sie stieg den Hügel hinauf und setzte sich unter der alten Eiche auf die Bank. Der Schultheiß stellte sich ihr zur Rechten und hielt das Banner so, daß es sie umwehte. Der Pater stand ihr links und legte seine Hand auf ihr Haupt. Der Kurt ging schweigend den Hügel hinunter und sagte:

„Jetzt nur noch Eines: der Ritter Georg!"

„Der Feind ballt sich zusammen im Thal!" So stürmte jetzt Thanno von Huntorp hervor; — „wir müssen auf freiem Plan ihm begegnen!"

„Im Namen Gottes also, der uns so schönen, hellen Tag zum Sterben giebt!" rief der Schultheiß und wendete sich zum Pater: „Thut Euer Amt und gebt uns den Todessegen!" Er kniete nieder, — Alle ihm nach und der Priester segnete herab vom Heidenhügel die Todesschaar. „Versöhnt mit Gott! Los von der Erde und ihrer Lust. Muth nun und freudige Kraft! Hinab zum Streit!" So rufend, schwang der Schultheiß das Banner — von fern Trompeten- und Hörnerklang und gräßliches Geheul durch die Lüfte.

Bald entbrannte ein schrecklicher Streit; Elsbeth und der Pater blieben zurück unter der Esche, ruhig und gefaßt.

Aber nicht lange waren sie allein. Ein abgesendetes Häuflein wahnsinnig angefachter Kreuzfahrer stürmte von unbedeckter Seite den Hügel hinauf, — der Pater ihnen entgegen, im Augenblicke zu Boden geschlagen, über den Todten weg mit gräßlicher Gier zur bebenden Elsbeth — schon faßten sie sie an, da sausten Hiebe, links und rechts flogen die Wüthenden auseinander, und in panischem Schrecken davon; solche Hiebe konnten nur aus dem Himmel oder der Hölle kommen, glaubten sie. Der Ritter Georg hatte sie geführt, und jetzt umfaßte er das Mädchen in größter Seligkeit:

„Du bist mein! Du bist gerettet! Auf, auf, folge mir!"

Aber sie konnte nicht folgen, nicht stehen, nicht sprechen; nur in zitternder Lust an seine Brust sich lehnen und ihn anschauen mit unsäglicher Liebe. Da donnerte es auf einmal hinter ihnen: „Ritter Georg von Oldenburg, bei Eurem Schwure: stellt Euch meinem Schwerte!"

Es war Kurt, der den Ritter gesehen, die Schlacht verlassen und hierher gerannt war wie ein angeschossener Eber.

„Zurück, Kurt, oder ich zermalme Dich!" schrie Georg und faßte mit einer Hand sein hingeworfenes Schwert, während er mit der andern Elsbeth an sein Herz drückte. Kurt wollte auf ihn eindringen, doch Elsbeth deckte ihn rasch mit ihrem schwankenden Körper. Kurt blieb stehen, sah Beide ernst und tief an und sprach:

„Elsbeth, werde klar. Du sollst nun frei wählen. Ritter, laßt sie frei einen Augenblick, bis sie gewählt hat!" Der Ritter that es; Elsbeth wankte von ihm zurück und stand wie ein Opferlamm zwischen den beiden Männern. „Elsbeth, nun wähle! Das Weib des Ritters darfst Du nie sein; nur seine Geliebte. Willst Du das sein und von uns gehen, den Sterbenden, und von Deinem verwüsteten Vaterlande, oder willst Du den Tod? Elsbeth, ich frage Dich laut und wahrhaftig und ebenso antworte!'

Elsbeth bebte zusammen, sie sah den Ritter nicht an und nicht den Kurt, sie sah hinaus in die dampfende Schlacht; dann schritt sie langsam hin zum Kurt und sagte fest und ruhig:

„Ich will den Tod!"

Und wie sie das gesprochen hatte, ein Augenblick: da lag sie am Boden und das Schwert des Kurt war roth von ihrem Herzblut. „Ich danke Dir!" das war das letzte Wort, was sie sagte, und der letzte Blick und Wink voll namenloser Zärtlichkeit war auf den Ritter gerichtet. Der kniete nun nieder zu ihren Füßen und drückte der Sterbenden die Augen zu und legte seinen Mantel über die Todte. Dann sprach er klar und fest zum Kurt:

„Gieb mir Dein so geweihtes Schwert und nimm das meine, dann laß uns den Todeskampf begehen, den ich Dir versprochen."

Sie wechselten die Schwerter, ohne weiter ein Wort zu sprechen; der Ritter küßte das Blut an seinem neuen Schwerte, und nun kämpften Beide den grausigsten Kampf, den wohl je zwei Männer mit einander kämpften. Es dauerte wohl eine Viertelstunde, dann lag der Ritter todt neben Elsbeth und Kurt stürmte den Hügel hinunter in die noch immer wogende Schlacht. Dann kam er zurück, mit einem Pfeil tief in der Brust und kniete nieder an der Leiche der Elsbeth, zog den Pfeil heraus und ließ das Blut hinströmen und mit dem Blute das Leben.

Da kam leisen Ganges und düster brütenden Sinnes der Klaus heran. Er war vom Ritter Georg freigegeben und hatte sich dann wieder beim Schultheiß und den Schöffen gestellt. Die wollten ihn nun nicht dulden unter sich, doch gaben sie ihm noch ein großes Amt: die Urtheilsvollstreckung der Vehme an Konrad von Marpurg, wenn dieser wieder aus Stedingen und Oldenburg fort sei. So durfte er nicht kämpfen mit den Brüdern, nicht sterben auf heimathlichem Boden, der wilde, heiße, kampfesmuthige Klaus. Er trat zu den drei Leichen heran, er schaute in den verrinnenden Kampf und noch einmal über die Lande hin; dann schwur er bei Allem was er nun gesehen: ein treuer Rachebote der Vehme zu sein, und dann ging er, floh er, sich verbergend, wo ein Menschenantlitz war, bis er hinaus kam über Steding und Oldenburg. Er hat seine Heimath nicht wiedergesehen.

Im Thale unten wurde der letzte Kampf, wurde Stedingen zu Boden geschlagen; das letzte Banner hielt der Schultheiß und ließ es nicht los, bis es mit ihm sank und kein Mann blieb übrig. Was von Alten, Mädchen und Kindern und Knaben fliehen konnte, floh zu den Friesen. Die Fürsten und der Erzbischof wendeten nun freilich ihre Macht gegen den Ketzermeister und den Rest seines fürchterlichen Heeres; ließen die Todten begraben am Heidenhügel und schenkten Gnade denen, die noch lebten. Aber Steding war nicht mehr und freudlos und traurig zogen die Sieger wie Besiegte heim.

Das Haus der Gemeinen

im Parlaments-Gebäude zu London.

Der glänzende, gothische Raum des Parlaments-Gebäudes (vergl. Gartenl. Nr. 6.), worin die eigentlichen Gesetzgeber des Landes Großbritannien nicht nur über England und die besten Stücke anderer Erdtheile entscheiden, sondern auch die Mittel des Krieges der „westlichen Civilisation" gegen „östliche Barbarei" (wie die gemünzte Redensart einmal lautet) dirigiren, gewinnt unter den jetzigen Verhältnissen eine besondere Bedeutung für den ganzen Verlauf der jetzt zum offenen Kriege ausgebrochenen Krisis zwischen dem Osten und Westen d. h. der östlich und westlich Gesinnten und Interessirten, so daß eine Schlacht, welche die Engländer und Franzosen gewinnen, eben so sehr und noch mehr eine Niederlage der russisch gesinnten Engländer sein kann, als Rußlands selbst. Immer sitzt das Parlament in diesem Augenblicke nicht beisammen, um die Staatssecretaire (Minister) zu fragen, „was sie mit den Geldern und den ihnen eingeräumten Vollmachten zum Kriege für Gebrauch oder Mißbrauch gemacht haben; aber es dauert auch nicht lange mehr, denn spätestens im Februar ruft die Königin die fünfhundert und mehr englischen Könige zusammen und eröffnet eine neue Periode ihrer gesetzgebenden und die vergangenen Thaten und Unthaten ihrer Diener d. h. des Ministeriums richtenden Thätigkeit. Da das Haus der Gemeinen nicht nur die drei Hauptwaffen des Krieges, nämlich erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld, in den Händen hält, sondern auch das Recht und die Macht, seine untreuen und veruntreuenden Diener abzusetzen und zur Rechenschaft zu ziehen, kann man wohl Neugierde fühlen, ob es diesmal von seinem Rechte und seiner Macht gehörigen Gebrauch machen werde; „denn im Staate Dänemark ist etwas faul" und weder die englischen Soldaten, noch die englische Flotte selbst sind Schuld, daß der Name England jetzt so verhöhnt und verunglimpft von Feinden und verdächtig bei Freunden in der Geschichte schwankt. „Karlchen" ist im baltischen Meere mit seiner Flotte, wie sie die Welt noch nie so mächtig beisammen sah, ein Witzstoff, Dundas im schwarzen Meere gleichbedeutend mit „Dumm das" geworden, während die englischen Soldaten, die endlich auf der Krim und vor Sebastopol starben, ihre besten und meisten Kameraden vorher durch das Ministerium verloren hatten.

Wird sich das Unterhaus diese beispiellose Veruntreuung von Geld und Menschenleben gefallen lassen?

Im Wesentlichen: Ja. Man wird, um „die Menge" zu befriedigen, den Ministern einige unangenehme Dinge sagen, die Minister werden einige unangenehme Dinge erwiedern, aber Niemanden klug machen, nicht einmal sich selbst, und Ober- und Unterhaus werden mit denselben Ministern fortfahren, das Land so zu regieren, daß die „westliche Civilisation" sich nicht zu weit für einen Frieden von Rußland entferne.

Es ist eine schwierige Aufgabe, das Haus der Gemeinen und diese Situation Englands verständlich zu machen. Wie die grandiose Menge gothischer Pfeiler und Spitzbogen und gemalter Fenster „wo selbst das liebe Himmelslicht taub durch gemalte Scheiben bricht," wie diese unmodernen, imposanten, Ehrfurcht gebietenden architektonischen Hallen, in denen die Hunderte von englischen Regenten tagen, wie der „Sprecher" mit seiner großen Allongen-Perrücke und seinem von Pagen getragenen langen Schlepptalare auf seinem ehrwürdigen gothisch zugeschnitzten und ausge-

schnörkelten Throne, der „Parlaments-Polizei-Director" auf seinem päpstlichen Stuhle und sonstige seit Jahrhunderten conservirten Aemter und Namen das uneingeweihte, moderne Auge verwirren und ihm bald Stückchen aus alten Ritterschauspielen, bald abenteuerliche Scenen aus einer Posse der Neuzeit zuzusenden scheinen, so ist auch die historische Composition und die gegenwärtige Lage des Parlaments zunächst etwas Räthselhaftes, Ehrwürdiges und Lächerliches, vielleicht auch Tragisches, und dies wahrscheinlich desto mehr, je genauer man es zu kennen glaubt. Die Herren im Unterhause gelten als souveraine Vertreter des souverainen Volks und sind abhängige, durch allerhand verwickelte Interessen getragene Festungsmauern gegen das Volk. Sie sind der Mehrheit nach ganz russenfreundlich und haben Geld und Soldaten und Waffen gegen Rußland bewilligt, womit man die halbe Welt zerstören könnte. Ihre Papiere steigen beim Falle Sebastopols und ihr Jubel erschrickt vor der Theilnahme des Volks an dieser Siegesfreude. Man freut sich als „freier Engländer" über die Demüthigung Rußlands und fürchtet in der Schwächung desselben die Macht zu Hause, welche das Sebastopol der englischen Gesetzgeber, das sie gegen weitere Ausdehnung oder vielmehr Verehrlichung des Wahlrechts aufrichteten, anzugreifen Miene macht. Das Kriegsgeschrei gegen Rußland ging wirklich aus der „westlichen Civilisation" des Volkes hervor. Die Minister und das Parlament gaben diesem Schrei Gehör, um ihr Sebastopol zu schützen und die „Reformen" zu Hause durch „Manoeuvres" zu zerstreuen. So war ihr Krieg eine Diplomatie der innern Politik, ein Spaß; aber man dachte zugleich auch, halb Ernst zu machen, um Rußland, das die englische Politik seit Menschenaltern unterstützt hatte und nun zu weit gehen zu wollen schien, bei der Theilung der Hinterlassenschaft des „kranken Mannes," nicht zum Haupterben werden zu lassen. Die Cholera im friedlichen Heere bei Varna u. s. w. und das rebellische Geschrei, besonders der Franzosen, daß man lieber im ehrlichen Kampfe wie ein Mann sterben wolle, machten aus halb Spaß, halb Ernst ganzen Ernst und die Krim-Expedition. Von nun an wurde „die Geschichte" Feldmarschall und wird weiter commandiren, vielleicht auch „das Haus der Gemeinen."

Die letzte von Russel, in Folge einer allgemeinen Agitation angebrachte Reformbill, obwohl nur ein Schatten und Schemen, wurde in der vorigen Parlaments-Sitzung auf den Vorschlag Palmerston's unter allgemeinem Jubel beinahe einstimmig zum Hause hinaus geschrieen: „weil Krieg ist." Da das Parlament und besonders die eigentlich gesetzgebende Versammlung im Hause der Gemeinen nun auch die wichtigsten andern Reformen, welche die „westliche Civilisation" verlangte, abwies, kann man der ganzen regierenden Körperschaft Englands ein gewisses Russenthum gegen das eigene Land nicht absprechen. Das sehr complicirte und widerspruchsvolle Verhältniß der regierenden Körperschaft Englands in diesem Kriege läßt sich in einfachster Form so darstellen: Scheinkrieg gegen Rußland, um unser Rußland zu Hause zu erhalten, Scheinkrieg mit der Miene des Ernstes, damit Rußland für unsere Handelsinteressen nicht zu weit gehe, Scheinkrieg aber so, daß man im schlimmsten Falle doch Ernst machen kann, aber nur im schlimmsten Falle, wenn alle unsere Friedenskünste bis zum letzten Witze erschöpft sein sollten, aber auch dann nur so, daß Rußland als Bürgschaft der conservativen Interessen in Europa nicht wesentlich geschmälert und geschwächt werde, endlich Unfähigkeit, den halben Schein und halben Ernst in seinen Konsequenzen und in der Gewalt der wirklich tapfern Soldaten und Offiziere, der noch tapfereren Geschichte aufzuhalten, deshalb feiger Gedanken bängliches Schwanken, ohnmächtiger und immer ohnmächtiger kämpfend gegen die diplomatisch heraufbeschworene Krisis.

Das „Haus der Gemeinen", obgleich der eigentliche König Englands, kann darin nichts mehr ändern. Es wird wie das Ministerium von dem Strome der Ereignisse getrieben, und jedes Mitglied liest eifrig jeden Morgen die Zeitung, ob der Telegraph keinen Trost, keinen Halt, keine Entscheidung irgendwoher gebracht habe, denn die ganze vielgliedrige Regierung weiß oder fühlt wenigstens, daß der Geist und die Macht von ihnen gewichen, seitdem die Cholera, die Rebellion, die Commandeurs, die Kanonen zu commandiren angefangen und die vielverletzten Grundlagen des europäischen Gleichgewichts und Friedens von 1815 vollends durchlöchert haben.

Das Haus der Gemeinen vertritt nicht Volk, nicht Klassen, nicht Demokratie, nicht Constitutionalismus, nicht Absolutismus, sondern große Geldmassen, die in der Industrie und dem Handel angelegt sind, gegen das aristokratische Interesse des großen Grundbesitzes. Der Baumwollen-Lord und der Lord des Grundes und Bodens sind die einzig wahren und wichtigen Parteistoffe.

Die Hauptinteressen im Unterhause zerfallen in folgende Bestandtheile:

1) Shopkeepers (Besitzer offener Detailgeschäfte, Läden) mit Solchen, die Häuser vermiethen und verpachten, vorherrschend in den meisten Wahlbezirken Londons, von Bath, Cheltenham, Brighton, Universitätsstädten und Folkesstone. Vertreten durch 22 Mitglieder des Unterhauses.

2) Interessen großer Fabrikanten, a) der Baumwollen-Industrie in Manchester, Preston, Stockport, Blackburn, Bolton, Oldham, Leicester, Wigan, Salford, Bury, Ashton, Rochdale und Clitheroe in England, und Glasgow und Prisley in Schottland. Vertreten durch 24 Mitglieder. b) der Wolle in Leeds, Bradford, Stroud, Halifax, Huddersfield, Wakefield, Tiverton, Kendale und Frome in England und Montgomery in Wales: 15 Mitglieder. c) Seide in Norwich, Nottingham, Derby, Macclesfield, Coventry und Taunton: 12 Mitglieder. d) Hartwaaren (Eisenindustrie) in Birmingham, Sheffield, Wolverhampton, Dudley und Walsall: 8 Mitglieder. e) Töpferei und Glasindustrie in Stoke und Warrington: 3 Mitglieder. Kidderminster und Wilton sind die Orte der Teppichfabrikation, aber in ersterem dirigirt Lord Ward, in letzterem die Pembroke Familie die Wahlen.

3) Die Bergwerks- und Minen-Interessen senden von Newcastle, Durham, Sunderland, Gateshead, Süd-Shields und Tynemouth 9 Vertreter. Dazu kommen aus Minendistrikten von Wales noch 7, zusammen 16 Vertreter. In den Händen der Regierung sind die Wahlen an folgenden Orten: Portsmouth, Devonport, Chatam, Sandwich, Darmouth, Leith, Greenwich, Dover, Rochester, Plymouth und Falmouth, aus denen sie sich 21 Vertreter kauft. Die großen Seehäfen mit ausgedehnter Aus- und Einfuhr: Liverpool, Bristol, Hull, Dundee und Greenack, wo allgemeine wirkliche Kultur-Interessen zur Majorität kommen könnten, sind theils von der Regierung, theils von großen Dampfschiff Compagnien (besonders in Southhampton) beherrscht und senden 10 Mitglieder. Von Yarmouth, Colchester, Harwich, Hastings, Scarborough, Whitby und Aberdeen wählen 12 Mitglieder für das Interesse der Küsten-Fischerei. Die zahlreichen andern Hafenstädte von Chester bis Lymington stehen unter den mannigfaltigsten Einflüssen anderer Interessen.

In London, Edinburg, York, Exeter und Shrewsbury haben die gebildeten Mittelklassen einigen Einfluß auf die Wahlen, sonst nirgends, die Millionen unter den Mittelklassen haben zu drei Viertheilen gar keine Stimme, oder wenigstens keinen Einfluß.

Von den 99 übrig bleibenden Wahldistritten stehen noch 42 fest unter aristokratischem Einflusse, d. h. sie werden gekauft und bearbeitet im Interesse des großen Grundbesitzes zu wählen, und die übrigen 57 unter einem Wirrwarr örtlicher Einflüsse, in denen aber stets die großen Kapitalisten und großen Grundbesitzer vorherrschen. Wales wählt 9 Mitglieder, von denen 5 der Aristokratie und 4 dem großen industriellen Kapital dienen. Die 14 übrigen schottischen Mitglieder vertreten Schifffahrt und großes industrielles Kapital. In Ireland herrschen katholisch-ultramontane und hierarchisch revolutionäre Interessen bei den Wahlen vor.

Ueberhaupt besteht die Zahl der politisch berechtigten und einflußfähigen Personen unter den 22 Millionen Bewohnern Englands aus nicht mehr als etwa 25,000 Personen. Alle andern sind politisch Nullen, die sich zwar durch Presse, Versammlungs- und Redefreiheit vertreten und auch oft so geltend zu machen wissen, daß die 25,000 deren Majorität durch ihre Vertreter im Unterhause wirklich anerkennen, aber ohne große, bedeutende Veranlassungen und Aufregungsstoffe bleibt die Menge ruhig und einflußlos, da sie freiwillig unter der milden und ungemein einschmeichlerischen Herrschaft einer ungeheuer reichen Hochkirche, einer ungeheuer reichen Grund-Aristokratie und einer ungeheuer reichen Körperschaft von industriellen Kapitalisten sich in ihren Versammlungen, Vereinen, Bildungs-Instituten aller Art leiten und lenken läßt. Dabei werden die Regierenden mächtig durch die Tagespresse unterstützt. Es giebt keine große Tageszeitung, welche unabhängig und ohne besondere Interessen dem wirklichen Gemeinwohle das Wort redete. Und insofern auch einige gegen die monströsesten politischen und socialen Verhältnisse Opposition machen, alle zusammen sind

noch lange nicht so viel, als die einzige Times, welche auf die geschickteste Weise alle Pläne der Regierenden, der großen Grundbesitzer und Kapitalisten, durchzusetzen und mit „Recht, Großmuth und Christenthum" zu beschönigen weiß.

Jede Nummer einer politischen Zeitung muß mit einem Regierungsstempel, der jedesmal 1 Penny kostet, versehen werden. Die Times brauchte im zweiten Quartale dieses Jahres allein 3,976,720 Stempel, alle andern politischen Tageszeitungen zusammen aber nur 1,665,094, so daß die Stimme der Times allein alle andern politischen Organe mit einem 2,311,626fachen Uebergewicht schlug. Sie ist die Stimme des großen Kapitals und des großen Grundbesitzes und hat alle Verletzungen des europäischen Gleichgewichts seit 1815, alle Vergehen gegen das europäische Staaten- und Völkerrecht und alle Eroberungen Rußlands gutgeheißen, unterstützt und begünstigt. Vielleicht war ihre Beschönigung der letzten russischen Eroberung — in Dänemark, das Londoner Protokoll — eine ihrer höchsten und letzten politischen Preßthaten auf Rechnung Rußlands. Sie ist jetzt geschlagen, geschlagen wie das ganze Heer der Könige im Ober- und Unterhause und mußte seit Monaten den Krieg gegen Rußland predigen, rühmen und anfeuern, nachdem sie alle ihre Künste erschöpft hatte, Verachtung vor der Türkei und Furcht und Hochachtung vor Rußland zu verbreiten. Der Krieg ist eine Macht über den sechs Großmächten (die Times bildet nicht die letzte) geworden. Die Mächte des Friedens und der Civilisation, welche einst die Kriegsfurie bändigen und binden werden, sind wohl noch nicht Mitglieder des Unterhauses. Sie bilden sich erst, unabhängig von den jetzigen Mächten und Interessen. Wenigstens würde der Friede, der durch die jetzt herrschenden Interessen Englands dictirt und vollzogen zur Geltung käme, sich über ein Kleines nur als Waffenstillstand erweisen.

Die Zeitverhältnisse und die merkwürdige Situation der regierenden Klassen in England zu denselben nehmen uns die Ruhe, die architektonische Schönheit und Größe ihres parlamentarischen Tempels gehörig zu würdigen. Wir begnügen uns deshalb, auf die Totalansicht in Nr. 6 der Gartenlaube und die beifolgende hinzuweisen und auf die einzelnen Bestandtheile der großartigen, architektonischen Composition aufmerksam zu machen. Die genaue, sorgfältige Ausführung der kleinsten Theile bei den großartigen Ausdehnungen der Säulen, Pfeiler und Bogen macht einen imposanten Eindruck, der aber nicht mit dem Charakter des alten, echten gothischen Styls harmonirt, da letzterer vom Einzelnen in's Große, vom Irdischen ab und auf in ein weites, himmlisches Jenseits strebte und die Materie, das Detail, die Befriedigung an demselben negirte und aufhob. Hier im Parlamentsgebäude hält uns die Pracht und sorgfältige Technik des Einzelnen fest, so daß im großartigsten gothischen Bauwerke der neuen Zeit sich der alte, religiöse Charakter dieses Styls gleichsam auf den Kopf stellt. Indessen stößen die langen, schlanken Säulen, die sich weit oben in Spitzbogengruppen verzweigend einigen, ziemlichen gothischen Respekt ein. Die Felder zwischen den Spitzbogen sind dicht überladen mit heraldischen Ornamenten, mit Wappen und andern Zeichen mittelalterlicher Herrlichkeit, die in dem gothischen Parlaments-Tempel ihre feudalistischen Privilegien noch gegen die modernen Ritter der Baumwolle und des industriellen Eisens wacker zu vertreten und zu conserviren weiß. Der Himmel hängt hier nicht voll „westlicher Civilisation" und Zukunft und moderner Kultur, sondern voll Vergangenheit, die in andern, weniger freien Ländern schon längst begraben liegt und allen Wiederbelebungsversuchen einen hartnäckigen Tod entgegenstellte. Zwischen den Fenstern und den Thürbogen höhlen sich Nischen, die sich innen reichlicher mit entsprechenden Statuen füllen. Sie werden zu Hunderten von einem begünstigten Bildhauer fabrikmäßig gemacht und stellen den lebenden Privilegirten die todten Muster und Vorbilder der alten, guten, hohen Gesellschaft vor, welche noch muthig fortleben in 5,600,000,000 Thalern Kriegsschulden, die sie dem Lande hinterlassen haben, um überall in Europa bald da, bald dort, Privilegien und Monopole politischer Art aufrecht zu halten oder wieder aufzurichten. Das Meiste verwandte man für die Bourbonen gegen Napoleon, mit dessen Enkel sie jetzt Hand in Hand in treuer, jubelnder Freundschaft als Vertreter und Kämpfer der „westlichen Civilisation" gegen asiatische Barbarei in den Krieg zu ziehen vorgaben.

Das Parlamentsgebäude, die Herren, die darin Gesetze geben, ihr Krieg, ihre Interessen sind Gewebe von Widersprüchen, die hier zum Theil angedeutet wurden, und welche die große Krisis und Kritik, die jetzt hauptsächlich als Krieg erscheint, wohl auch in England endlich zersetzen und zur Harmonie mit der jetzigen Kultur auflösen werden.

Kulturgeschichtliche Bilder.

4. Die Fortschritte in der Bequemlichkeit des städtischen Zusammenlebens.

Die Beseitigung der Festungswerke und ihre Vortheile für die Gesundheit, Wohnlichkeit und Annehmlichkeit der betreffenden Städte. — Störungen der städtischen Reinlichkeit und Behaglichkeit in frühern Zeiten durch das Sicheindrängen landwirthschaftlicher Beschäftigungen in die Städte. — Mangelhafte Pflasterungs- und Reinigungsanstalten. — Die Straßenbeleuchtung in der ältern Zeit. — Die Häusernummern. — Ein Gang durch eine Stadt im vorigen Jahrhundert.

Wir haben in unserer letzten Schilderung den Zustand der Landstraßen, der Reisegelegenheiten und des Briefverkehrs in einer frühern Zeit mit denen der Gegenwart verglichen. Heut wollen wir ein dem verwandtes Thema behandeln: die Bequemlichkeiten des städtischen Zusammenlebens sonst und jetzt. Wenn wir ein Bild einer unsrer größern Städte aus dem vorigen oder ehevorigen Jahrhunderte betrachten, so fällt uns davon vor Allem auf, wie damals die Ausdehnung der Stadt beschränkt, die Bequemlichkeit des Sichausbreitens, der Anbau von Gärten, die Anlegung öffentlicher Spaziergänge, freier Plätze oder schattiger Alleen gehemmt war durch die rings um die Stadt einschließenden Befestigungswerke, Wälle und Gräben, Bastionen und Thore. Der ursprüngliche Zweck der Anlegung von Städten war ja die gemeinsame Vertheidigung hinter Mauer und Wall und, obgleich seit der Erfindung des Pulvers und der Einführung der Feuerwaffen diese Schutzwehren viel von ihrem Werth verloren hatten, so dauerte es doch noch geraume Zeit, ehe man das Vermächtniß einer frühern Kulturperiode aufgab, die Scheidewand, welche die Städte vom offenen Lande trennte, niederriß und der städtischen Bevölkerung freien Raum zur behaglichen Ausbreitung und zur Gewinnung von allerhand, bis dahin entbehrten Bequemlichkeiten verschaffte. Erst die neueste Kriegskunst, welche überall mit großen Massen operirt und daher höchstens solchen festen Plätzen, welche einem bedeutenden Truppencorps als Stützpunkt oder Rückzugslinie dienen konnten, einen strategischen Werth beimißt, hat die Zwecklosigkeit der Befestigung solcher Orte, denen jene Bedeutung abgeht, völlig außer Zweifel gestellt und den gewichtigen Gründen Geltung verschafft, welche vom nationalökonomischen, commerziellen und allgemein kulturhistorischen Standpunkte aus längst schon für die Beseitigung aller derartigen Festungswerke, für die Verwandlung der abgeschlossenen Städte in offene Plätze sprachen. Daher sehen wir nach den letzten französischen Kriegen sogar solche Städte, die mit besonderem Fleiß befestigt waren und sich auch wirklich bisweilen als nicht ganz verachtungswerthe Objekte einer militärischen Vertheidigung erwiesen hatten, wie z. B. Dresden, ihrer Wälle und Gräben entkleidet.

Wie sehr durch diese Veränderung die ganze Physiognomie der Städte sich verjüngen, wie groß der Gewinn sein mußte, den sie in Bezug auf Gesundheit, Wohnlichkeit und Annehmlichkeit aller Art daraus zogen, liegt auf der Hand und lehrt der oberflächlichste Blick auf ihre jetzige und ihre frühere Gestalt. Die bis dahin auf einem kleinen Raume eng zusammengepferchte Bevölkerung dehnte sich jetzt behaglich aus, indem sie sich ungehindert über die Vorstädte ausbreitete, die, nicht mehr durch Zwinger und Thore von der innern Stadt abgeschlossen, ja in mancher Beziehung noch größere Annehmlichkeiten des Wohnens darboten. Die Straßen und Plätze der innern Stadt selbst waren nun dem freien Durchzuge der frischen Luft geöffnet, welchen bis dahin die

umgebenden Mauern zum größten Theil ihnen versagt hatten, wurden nicht mehr durch die Ausdünstungen des in den Stadtgräben sich ansammelnden fauligen und schlammigen Wassers verpestet. Vielmehr erhoben sich jetzt auf dem durch Ausfüllung dieser Gräben geebneten Boden gewöhnlich anmuthige Baumpflanzungen, welche ebenso sehr durch ihren luftreinigenden Einfluß für die Gesundheit, wie durch ihren kühlenden Schatten für das Wohlbehagen der Bevölkerung vom größten Werthe waren. Oder man benutzte wohl auch diese Vertiefungen rings um die Stadt, um Blumen- und Gemüsebeete oder Obstpflanzungen darin anzulegen. Manche öffentliche Anlagen, z. B. der Park zu Leipzig, der Thiergarten bei Berlin, der Augarten bei München, der Wiener Prater, die Anlagen in Mannheim und Kassel u. s. w., waren zwar schon zu einer Zeit entstanden, wo an die Beseitigung der Festungswerke um die Städte noch nicht Hand angelegt war, allein eben deshalb erwies sich ihr Gebrauch vielfach erschwert, ihr Bestehen selbst nicht selten gefährdet, so lange sie von den Städten, denen sie als Zierde und Erholungsorte dienen sollten, durch die zwischen ihnen und dem Kerne der Stadt mitten hindurch laufenden und gewöhnlich nur mit wenigen Durchgängen versehenen Zwinger abgesperrt waren. Man kann also wohl sagen, daß die eigentliche Verschönerung und Modernisirung unserer Städte hauptsächlich von der Zeit anfängt, wo sie aufhörten, befestigte Orte zu sein.

Nicht so leicht ließ sich ein anderes Ueberbleibsel aus den kriegerischeren Zeiten unserer Altvordern beseitigen, welches ebenfalls viele Städte in ihrem Aussehen und ihrer innern Bequemlichkeit beeinträchtigt: wir meinen die vielen engen und krummen Gassen. Zum Theil allerdings mögen diese ihr Entstehen einer bloßen Sorglosigkeit der ersten Erbauer und dem Mangel baupolizeilicher Vorschriften in jenen früheren Zeiten verdanken; zum Theil aber war es wohl auch berechnete Absicht, welche dem Zwecke leichterer Vertheidigung die Anforderungen der Symmetrie und Bequemlichkeit opferte. Auch das Ueberbauen der obern Stockwerke über die untern, wodurch in manchen älteren Städten die ohnehin engen Straßen noch mehr verengt und verdüstert werden, mag seinen Grund häufig in dem Mangel an Platz gehabt haben, der durch die Umwallung der Städte, innerhalb derselben herbeigeführt ward. Solche Uebelstände verminderten sich wohl allmälig durch theilweise Neubauten; gänzlich verschwinden konnten sie nur da, wo etwa in Folge großer Feuersbrünste ganze Stadttheile aus dem Frischen aufgeführt werden mußten.

Aber auch noch andere, für den Schönheitsinn und das Behagen der Bewohner äußerst störende Unterbrechungen der Regelmäßigkeit der Häuser und Straßen finden wir in den meisten Städten einer frühern Kulturperiode. Viele derselben, auch von den größeren, trieben damals neben den eigentlich städtischen Gewerben mehr oder weniger ausgedehnte Feldwirthschaft. In Folge dessen drängten sich dann hervor mitten zwischen die städtischen Wohnungen hinein, landwirthschaftliche Baulichkeiten aller Art, Schuppen und Scheunen, Ställe und Höfe. Selbst in der Residenzstadt Berlin traf man solche noch bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts an, und mit Mühe gelang es der Regierung des großen Kurfürsten die Hinausverlegung derselben vor die Thore durchzusetzen. Ja, was noch ärger, an vielen Häusern Berlins waren damals mitten auf die Straße hinaus Schweineställe angebaut, und in ganzen Heerden liefen die Mastschweine in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen umher. Man konnte dem Unwesen nicht anders steuern, als durch ein, 1681 erlassenes allgemeines Verbot des Schweinemästens im Umkreise der Stadt. In kleinern Städten war dieser Unfug noch viel schlimmer. Noch im vorletzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts trieben die Hirten ihr Vieh durch die Straßen der herzoglichen Residenzstadt Gotha und mußte den Bewohnern Stralsunds (einer im Uebrigen durch Stattlichkeit und Bildung sich auszeichnenden Stadt) streng eingeschärft werden, keine Schweine und Hühner auf den Straßen wühlen zu lassen. Auch war es nichts Seltenes, daß man mitten in einer Stadt, zwischen bewohnten Straßen, wüste, entweder mit Sumpflachen bedeckte, oder zu Weideplätzen für das Vieh dienende Stellen fand.

Ordentliches Pflaster gab es noch vor etwa siebzig Jahren bei Weitem nicht in allen, Trottoirs nur in äußerst wenigen Städten. Schleußen oder ähnliche Anstalten zur Reinlichhaltung der Straßen wurden, als eine Seltenheit, allemal besonders gerühmt. Am aller Uebelsten aber sah es mit der Beleuchtung aus. Macaulay in seinem berühmten Geschichtswerk über England hat uns eine interessante Schilderung von der Einführung der ersten Straßenlaternen in London geliefert. „Im letzten Jahre der Regierung Karl's II.," erzählt er, (also im Jahre 1684) „fand eine große Veränderung in dem londoner Polizeiwesen statt, eine Veränderung, welche vielleicht eben so Viel zu dem Wohlsein dieses großen Gliedes des Volkskörpers beigetragen hat, als Revolutionen von viel größerem Ruf. Ein sinnreicher Projectmacher, Namens Heming, erhielt ein Patent, welches ihm auf bestimmte Jahre das ausschließliche Recht der Straßenbeleuchtung in London verlieh. Er verpflichtete sich gegen eine mäßige Vergütung in mondlosen Nächten von Michaelis bis zu Mariä Verkündigung, von 6 bis 12 Uhr vor jeder zehnten Thür ein Licht anzubringen. Wer die Hauptstadt jetzt sieht, wie sie das ganze Jahr hindurch, vom Dunkelwerden bis zum Tagen, mit einem Glanze strahlt, im Vergleich mit welchem die Illuminationen für La Hogue und Blenheim blaß erschienen wären, wird vielleicht mit Lächeln an Heming's Laternen denken, welche ungefähr den dritten Theil des Jahres vor einem Hause unter Zehen einen kleinen Theil der Nacht ein schwaches Dämmerlicht warfen. Aber das war nicht das Gefühl der Zeitgenossen. Sein Plan erfuhr begeisterten Beifall und wüthenden Angriff. Die Freunde des Fortschritts priesen ihn als den größten aller Wohlthäter seiner Stadt. Was, so fragten sie, waren die gerühmten Erfindungen des Archimedes im Vergleich mit der Leistung des Mannes, der die nächtlichen Schatten zum Mittag verwandelt hat? Trotz dieser beredten Lobeserhebungen ward die Sache der Finsterniß nicht unvertheidigt gelassen. Es gab Thoren in jenem Zeitalter, welche sich der Einführung dessen, was „das neue Licht" genannt wurde, so eifrig widersetzten, wie Thoren in unserm Zeitalter sich der Einführung der Kuhpockenimpfung und der Eisenbahnen widersetzt haben, so eifrig wie die Thoren eines frühern Zeitalters in der Frühdämmerung der Geschichte sich ohne Zweifel der Einführung des Pfluges und der Buchstabenschrift widersetzten. Viele Jahre nach dem Ausstellungstage von Heming's Patent gab es ausgedehnte Bezirke in London, in denen keine Lampe zu sehen war."

So Macaulay. Aehnliches läßt sich aus derselben Zeit, zum Theil sogar aus einem noch spätern, von den meisten Städten des Festlandes berichten. Als man zuerst die Nothwendigkeit empfand, die Straßen zu erhellen, verfiel man auf folgendes Auskunftsmittel. Man befahl dem einzelnen Hausbesitzer, während gewisser Stunden der Nacht abwechselnd — gewöhnlich von 3 zu 3 Häusern — ein Licht oder eine Laterne vor dem Fenster anzubringen. Auch in London scheint dies die früheste Art der Straßenbeleuchtung gewesen zu sein. In Paris ergingen solche Verordnungen, in Folge der Unsicherheit, welche Räuber und Mordbrenner in den dunkeln Straßen der Stadt verbreiteten, schon beim Anfange des 16. Jahrhunderts, wurden auch mehrmals in der nächstfolgenden Zeit wiederholt, bis man endlich, 1558, an den Ecken der Gassen und wo diese zu lang waren, noch außerdem in der Mitte derselben, sogenannte Fallots errichtete, ein den Grubenlichtern in unsern Bergwerken ähnliches Geleuchte. Es läßt sich denken, daß die Wirkung dieser vereinzelten und schwachstrahlenden Lichter keine sehr glänzende war. Zwar setzte man bald an die Stelle der Fallots ordentliche Laternen, aber auch dennoch muß die Beleuchtung eine sehr mangelhafte gewesen sein, denn im Jahre 1662 ließ sich ein Italiener ein Patent auf die Vermiethung tragbarer Laternen und Fackeln ertheilen. Solche waren auch an andern Orten in Gebrauch, wo es an Straßenlaternen fehlte, so z. B. in Leipzig bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts. Diese wandelnde Straßenbeleuchtung mochte aber wohl, namentlich die offen getragenen Fackeln, allzu feuergefährlich erscheinen, denn man verbot deren fernern Gebrauch auf's Strengste nach der Einführung der Straßenlaternen, welche in Leipzig 1701, in Dresden 1705 statt fand. In Paris, um auf diese Stadt noch einmal zurückzukommen, datirt die erste ordentliche Straßenbeleuchtung — jedoch nur für etwa 5 Monate des Jahres, vom 20. October bis zum letzten März — aus dem Jahre 1671. Ohngefähr eben so alt ist diese Einrichtung in Amsterdam, im Haag, in Hamburg, Berlin und Wien. In Frankfurt am Main ließ der Rath 1707 einige Laternen auf dem Römerberge aufrichten, aber sie fanden keinen Beifall und erst 1711 kam es zu einer allgemeinen Anlegung derselben durch

die ganze Stadt. Kassel und Darmstadt, zwei fürstliche Residenzen, hatten noch in den 60. und 70. Jahren des vorigen Jahrhunderts eine nur sehr unvollkommene und auf wenige Theile der Stadt beschränkte Straßenbeleuchtung. In Italien waren noch um 1780 nur wenige, selbst der größten Städte beleuchtet: Rom nicht, Neapel nicht, wohl aber Venedig. Ein Reisender, der im Jahre 1771 Sicilien und Griechenland besuchte, fand nur in Palermo eine regelmäßige Straßenbeleuchtung. Auch Lissabon entbehrte dieses Vorzugs bis in die 80. Jahre, während Madrid, obschon übrigens vernachläßigt und unsauber, doch an Glanz seiner Beleuchtung damals mit London wetteiferte.

Natürlich waren die technischen Mittel dieser Beleuchtung damals noch sehr unvollkommen und wir dürfen uns daher auch von den angeblich besserleuchteten Städten in jener Zeit nicht entfernt ein ähnliches Bild machen, wie das ist, welches heutzutage die im Glanze vieler Tausende von Gasflammen strahlenden Plätze und Straßen unserer großen und sogar vieler Mittelstädte gewähren. Noch eine Bequemlichkeit — auf die wir heutzutage, wo sie allgemein ist, kaum mehr achten, die wir aber, wenn sie uns plötzlich wieder entzogen werden sollte, schmerzlich vermissen würden, fehlte in den meisten Städten noch vor etwa 100, in vielen und selbst bedeutenden noch vor 70—80 Jahren — die Nummern an den Häusern zur Orientirung beim Aufsuchen eines bestimmten Hauses. Von London erzählt Macaulay, daß man dort statt der Nummern (die doch von geringem Nutzen gewesen sein würden, weil die Kutscher, Sänftenträger und Laufburschen damals nur selten lesen konnten) an den Häusern und Läden allerhand groteske Bilder angebracht habe, an denen die Vorübergehenden dieselben unterschieden. Auf ähnliche Weise mögen auch bei uns die vielen Bezeichnungen solcher Art entstanden sein, die sich namentlich in den Städten finden, wo ein zahlreicher Verkehr von Fremden auch in den Privathäusern, theils um da zu wohnen, theils um Handel zu treiben, statt fand, wie z. B. Leipzig.

Stellen wir uns einen Fremden vor, der im vorigen Jahrhundert am Abend in einer Stadt ankommend, ausgeht, um einen Bekannten oder Geschäftsfreund aufzusuchen, und nun — im besten Falle — bei dem zweifelhaften, mehr blendenden als erhellenden Lichte einiger, weit von einander entfernter, über der Mitte der Straße sich hin- und herwiegender Laternen, bald über das holprichte Pflaster hinstolpert, bald durch bodenlosen Morast und nicht zu umgehende Pfützen waten muß, oder, wenn er sich längs der Häuser halten will, jeden Augenblick in Gefahr steht, über einen der dort aufgethürmten Schmutzhaufen zu fallen, an irgend einen Vorbau, der ungenirt in den Weg vorspringt, sich zu stoßen, von allerhand, rücksichtslos aus den Häusern gegossenen Unreinigkeiten überströmt, auch wohl, wenn es gerade regnet, von einem der Löwen- oder Delphinköpfe, welche das Wasser der Dachrinnen in weitem Bogen auf die Straße ergießen, durchnäßt zu werden — dazu endlich die Schwierigkeit, die gesuchte Wohnung, welche keine Nummer, vielleicht kaum den angeschriebenen Straßennamen andeutet, in solchem Halbdunkel zu finden — und wir werden gestehen müssen, daß die Bequemlichkeit, die Leichtigkeit, der Comfort des Lebens und des Verkehrs in dieser Beziehung auf erfreuliche Weise zugenommen hat!

Fürst Sergiewitsch Mentschikoff. *

Kaum hatte Fürst Leiningen im Februar 1853 die Forderungen Oesterreichs bei der hohen Pforte durchgesetzt, und zu großer Genugthuung der geängstigten Gemüther Constantinopel unter dem Donner der Geschütze von Topana verlassen, als die durch das Resultat der Unterhandlungen wenig befriedigte Partei der griechischen Hetäristen sofort Alles in neue Spannung versetzte durch das ausgesprengte Gerücht, daß in wenig Tagen ein Gesandter des Kaisers Nikolaus mit noch ganz andern Forderungen eintreffen würde. Nur die Griechen schienen, das durfte man aus der gesteigerten Arroganz ihres Auftretens schließen, etwas Bestimmtes von der Sache zu wissen; der übrige Theil der Bevölkerung war über das „wann" und „warum" gleich sehr im Dunkeln, und selbst die Diplomatie mußte diese Ungewißheit theilen, da Herr von Lavalette, der die Frage der heiligen Orte eingefädelt hatte, erst in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar plötzlich einpacken ließ und vor Tagesanbruch mit einem französischen Dampfer das Feld räumte.

Es war ein heiterer Morgen, als ich durch Zufall in die Nähe des russischen Gesandtschaftshotels kam, vor dem sich schon seit einigen Stunden die Massen gesammelt hatten, die bis zum Mittage durch die immer zahlreicher herbeiströmenden Griechen zu einer undurchdringlichen Phalanx von orthodoxen Fanatikern heranschwollen, — eine Zusammenrottung, wie sie eben nur in der Hauptstadt der viel angefochtenen Türkei geduldet werden konnte, unter den Augen einer Regierung, gegen die sie den Stempel einer herausfordernden Demonstration offen zur Schau trug. — Um zwei Uhr öffneten sich die Thore des Palastes und der Wagen des russischen Geschäftsträgers, gefolgt vom ganzen Gesandtschaftspersonale, gab das Signal zum Aufbruche nach Topana, wohin das ganze wilde Heer nun strömte. Ich folgte langsam dem großen Zuge. Um drei Uhr verkündeten einundzwanzig Kanonenschüsse die Ankunft des russischen Dampfers, und eine halbe Stunde später setzte sich der Zug vom Landungsplatze wieder in Bewegung die steile Straße hinauf nach Pera, voran in der Equipage der Gesandtschaft Fürst Mentschikoff in voller Uniform neben dem bisherigen Geschäftsträger, Staatsrath Ozeroff, ihm nach ein endloses Gefolge zu Pferde, russische Generale, das Personal der Gesandtschaft, die Notabilitäten der russischen und griechischen Colonie, und hinterher der ganze Troß der gläubigen Menge, die in dem Fürsten nichts weniger als den Messias erblickte, der das Kreuz wieder auf die Aja Sofia zu pflanzen gesandt war. In dem zahlreichen Gefolge von Offizieren befand sich unter den glänzendsten Namen des russischen Adels auch Admiral Kornilew, der sich bald darauf durch eine in Mentschikoff's Auftrag unternommene Mission nach Griechenland und den ihr auf dem Fuße folgenden Aufstand im Epirus und Thessalien einen Ruf erwarb, und seitdem beim Beginn des Bombardements von Sebastopol als eines der ersten Opfer fiel.

Auf den weiteren Verlauf der vielbesprochenen Sendung Mentschikoff's zurückzukommen, ist hier nicht der Ort, obwohl über die vielfachen Manöver, die von der russisch griechischen Partei theils zur Sondirung der Ansichten im Publikum, theils zu Lenkung derselben durch Drohungen, Einpacken und ostensibles Umherschleppen der eingepackten Effekten durch die Straßen Pera's ausgeführt wurden, sich manches Interessante erzählen ließe; — es genüge, hier noch auf den Gegensatz zu dem prunkvollen Einzuge dieser Gesandtschaft hinzudeuten, der in dem endlichen, von keinem Auge bemerkten Verschwinden derselben, ohne Sang und Klang, bei Nacht und Nebel, liegt, nachdem sich der Fürst schon acht Tage zuvor, das Scheitern seiner Mission ahnend, auf sein Dampfschiff und nach Buyukdere, drei Stunden oberhalb Constantinopels in der Nachbarschaft des schwarzen Meeres, zurückgezogen, eine Unschlüssigkeit zeigend, die einen seltsamen Kontrast zu seinem entschiedenen und herausfordernden ersten Auftreten bot.

Ich gebe nachstehend sein Portrait, nach einem in Constantinopel für den Staatsrath Ozeroff gefertigten Daguerreotyp gezeichnet, meines Wissens das einzige authentische Bild des Fürsten. Wenigstens darf ich aus guter Quelle versichern, daß sich der Fürst stets geweigert, zu seinem Portrait zu sitzen und daß deshalb alle von ihm existirenden Bildnisse nur aus der Erinnerung gemalt und wenig zuverlässig sein können. Von der charakteristischen Wiedergabe seiner Züge in vorliegendem Bilde hatte ich wiederholt Gelegenheit, mich zu überzeugen, sei es, daß der glanzvolle Vertreter Rußlands in seiner unscheinbaren, man möchte sagen abgetragenen,

* In einem Augenblicke, wo die Aufmerksamkeit Europa's durch die Ereignisse in der Krim neuerdings auf den Mann gerichtet ist, der vor anderthalb Jahren als Diplomat den Grund zu der kritischen Lage legte, aus der er nun als Feldherr die Armeen, die Flotte, die Ehre des gefürchtetsten Reiches Europa's zu retten sich abmüht, dürfte es für unsere Leser von Interesse sein, aus der Hand eines Augenzeugen sowohl ein authentisches Bildniß des Fürsten Sergiewitsch Mentschikoff, als einige Notizen über sein Auftreten in Stambul zu erhalten. Der Zeichner des Bildnisses und zugleich der Verfasser der nachfolgenden Zeilen ist ein junger talentvoller Maler, der die letzten zwei Jahre in Constantinopel verlebte.

Die Redaktion.



Fürst Sergiewitsch Mentschikoff.

bürgerlichen Kleidung, mit zerknittertem Hute, in durchaus nachlässiger Haltung durch die Straßen Pera's wandelte, auf den Krückstock gestützt, seinen beständigen Begleiter seit der etwas sonderbaren Verwundung bei der Belagerung Varna's im Jahr 1828, — sei es, daß er, noch weit unbemerkter, von zwei Ruderern gefahren, im einfachen Kaik an den reizenden Gestaden des Bosphorus hinglitt, denen er einen andern Herrn zu geben gekommen war. Mentschikoff wurde uns vielfach als geistreich geschildert, wenigstens circulirten damals in Constantinopel viele treffende geistreiche Bonmots, die ihm zugeschrieben wurden. — Mit demselben etwas abgeschabten Hute, in demselben Paletot, denselben Krückstock in der Hand, war er auf der Hohen Pforte erschienen, so gegen das uralte Herkommen verstoßend, demgemäß der Gesandte einer fremden Macht nur mit möglichster Entfaltung von Pracht und Glanz zur Antrittsaudienz auffahren durfte. Nichts verzeiht der Türke schwerer, als eine Nichtachtung der hergebrachten Etiquette, und wäre Mentschikoff in Gala statt im Paletot erschienen, er hätte wahrscheinlich eine weniger starre Opposition gefunden; ja in Constantinopel kann man die Ansicht vielfach äußern hören, daß ohne diesen unseligen Paletot die Sachen nie so auf die Spitze getrieben, vielleicht der Weltfriede erhalten worden wäre. Wie manches Stückchen Weltgeschichte ist schon durch einen Unterrock gemacht worden, warum nicht auch einmal durch einen russischen Paletot?

Pariser Bilder und Geschichten.

Mademoiselle Rachel.

Wer die berühmte Schauspielerin in ihrem eigenen Hotel Rue Trudon besucht, sie wie eine Königin von Schmeichlern, Verehrern, Bewunderern jedes Ranges, von Bewerbern um Gunst oder irgend eine Fürsprache oder Verwendung umgeben sieht, zu ihren Füßen alle Herrlichkeiten der Erde: Ruhm, Glanz und Reichthum, oder wer der gefeierten Künstlerin in der vornehmen Welt begegnet, wo sie stets mit Anmuth und Takt den Mittelpunkt der Unterhaltung bildet, der wird es kaum glauben, viel weniger errathen, aus welchem Grund und Boden diese Wunderpflanze emporgewachsen, welche Dürftigkeit ihre Amme, welcher Jammer ihr Erzieher gewesen. Sie ist eine Jüdin, der Typus ihres Stammes ist scharf in ihren Zügen ausgeprägt, die nichts weniger als schön sind, die aber schön werden durch geistige Belebung, durch den Zauber, den ihnen der Genius verleiht. Ihr dunkles Auge geht tief in die Seele hinein und zeigt Stürme ohne Besänftigung. Wer da so recht hineinblickt, dem ist es, als würde er von einem Wirbel erfaßt. Dieses Weib bezwingt und beherrscht, sie gewinnt nicht; sie fesselt, aber sie beglückt nicht.

Es war im Sommer des Jahres 1833, als Herr Etienne Choron, der berühmte Gründer des königlichen Instituts für religiöse Musik an einem der Kaffeehäuser der elyseeischen Felder vorüberzugehen im Begriff, stehen blieb, von den Tönen eines Mädchens festgehalten, das den Gästen ein Lied zur Guitarre vorsang, um dann freiwillige Spenden dafür einzusammeln. Es war viel Ausdruck in dem regellosen Gesang; es war Metall und Kraft in dieser Stimme, die niemand Andrem als der kleinen Rachel gehörte, damals ein Kind von zwölf Jahren. — Der Meister näherte sich der Sängerin, deren Anzug theils zerfetzt, theils mit ungleichartigem Stoff geflickt, ein sprechendes Aushängeschild der tiefsten Armuth war, und bot ihr seinen Unterricht und seine Schule an.

„Wie sehr würde ich mich freuen, Ihre Schülerin zu werden, mein Herr," antwortete das Kind in einem sehr schlechten Französisch, „doch weiß ich nicht, ob es meine Aeltern zugeben."

„Wir wollen sehen," sagte der würdige Greis, erbat sich von dem Mädchen die Adresse und begab sich den andern Tag zu Herrn und Madame Felix, den Aeltern der kleinen Sängerin.

Diese wohnten mit dem Elend und mehreren Kindern zusammen in einer winzigen Wohnung, sechs Treppen hoch. Sie lebten nun zu Paris vom Handel mit alten Kleidern, den sie früher wie Zigeuner von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt wandernd getrieben hatten, und von dem, was zwei der Mädchen durch ihren Gesang auf den Straßen und in Kneipen erwarben. Herr Felix erwies sich alsogleich bereit, auf den freundlichen Antrag des Musikmeisters einzugehen, der den alttestamentarischen Namen Rachel in Elisabeth verwandelte, weil ihm jener dem Institut für heilige Musik wenig entsprechend vorkam. Das war der Moment, in welchem das Loos der kleinen Jüdin eine Wendung zum Bessern nahm; bis dahin jedoch, welchen Entwürdigungen war sie preisgegeben; was hat ihr Auge zu sehen, ihr Ohr zu hören bekommen! Man muß Paris und seine Tiefen, Herrn Felix und seine Moral kennen, man muß wissen, wie ein ununterbrochener Verkehr mit dem Gemeinen, mit dem Verwerflichen auf Glauben, Urtheil und Meinung eines Kindes wirkt, um die ganze Gesunkenheit des armen Geschöpfes zur Zeit, da sich Herr Choron dessen annahm, zu ermessen, um manches der Künstlerin von heute, der Emporgerichteten, nachzusehen, was sie sicherlich aus dieser Zeit des Verfalles mitgebracht. Wer in solchem Schlamm, wie die Rachel getaucht, und sich doch emporgerafft, wem die Kinderjahre solche Blüthen gebracht, wie ihr, der mag, wenn auch nicht fleckenlos gegen jede menschliche Anklage sicher gestellt sein. Denn es muß ihm jeder Vorzug hundertfach angerechnet werden, um seine Fehler und Schwächen aufzuwiegen.

Als Herr Etienne Choron der kleinen Jüdin seinen Schutz angedeihen ließ, konnte sie mit großer Schwierigkeit lesen und mit noch größerer höchst mangelhaft schreiben, eine Unzulänglichkeit, welche selbst von der Künstlerin und Weltdame noch heute nicht gänzlich überwunden ist. Mademoiselle Rachel liest und schreibt nicht mit jener Geläufigkeit, die eine frühzeitige Uebung verleiht.

„Sie haben die französische Sprache gerettet," sagte der berühmten Schauspielerin der galante Graf Molé, der sich mit ihr in einem Salon zusammenfand. Sie verneigte sich ehrerbietig für die Höflichkeit und erwiederte:

„Das ist ein besonderes Glück, denn ich habe sie nie gelernt."

Nach ungefähr einem Monat erkannte Herr Choron, daß die Stimme seines Schützlings mehr zur Deklamation als zum Gesang geeignet sei, und empfahl sie dem Herrn Pagnon Saint-Aulaire, der Privatstunden in der recitirenden Kunst ertheilte. Dieser nahm sie auf und verwendete alle Sorgfalt auf ihre Ausbildung für die Tragödie. Vier Jahre lang arbeitete der väterliche Lehrer an Auffassung, Verständniß und Ausdruck seiner Schülerin und legte den Grund zu künftiger Vorzüglichkeit und Auszeichnung. Große Verstandesfähigkeit, die herrlichsten physischen Mittel, Ausdauer, Geduld und Unermüdlichkeit des Zöglings erfreuten und ermunterten den Meister. Die Rollen der Hermione, der Iphigenie und der Maria Stuart wurden der jungen Rachel von Herrn Saint-Aulaire bis auf die Betonung jedes einzelnen Wortes einstudirt. Außer der Unkenntniß der angehenden Schauspielerin hatte ihr Meister auch noch ihren Hang zum komischen Fache zu bekämpfen, den sie, ihre Natur und Fähigkeit verkennend, geltend zu machen suchte. Auch jetzt noch hat die berühmte Rachel die Sucht, Lachen zu erregen, und sie läßt gewiß keine Gelegenheit vorbeigehen, auf einem zweiten Theater oder sonst wo eine heitere Rolle zu spielen, ob sie gleich auf keinen erheblichen Erfolg zählen darf. Es ist eben in der menschlichen Natur, das am Meisten zu wollen, was man am Wenigsten kann. Da die achtzehnjährige Schauspielerin zum Auftreten auf eine Bühne hinlänglich vorbereitet war, besuchte sie Herrn Vedel, den Cassier des Theater Français, dessen Einfluß auf die innern Angelegenheiten der Staatsanstalt bekannt war, und lud ihn zu einer Vorstellung, bei welcher sie mitwirkte, in das kleine Theater Molière Rue St. Martin, das Herr St.-Aulaire zur Uebung für seine Zöglinge gemiethet hatte.

„Welche Rolle werden Sie spielen, liebes Kind?" frug Herr Vedel.

„Die Sobrette im „verheiratheten Philosophen."

„Sonst nichts?"

„Nein. Anfangen werde ich mit der Hermione; doch diese verstehe ich nicht recht zu spielen. Belieben Sie nur zum zweiten Stück zu kommen."

Herr Vedel verstand sich zu gut auf diese Dinge, um nicht an dem Organ, an dem ganzen Wesen des jungen Mädchens das Gegentheil von dem was sie sagte zu erkennen. Er fand sich am Anfang der Vorstellung ein. Nach dem ersten Akt, der ihn staunen gemacht, nahm er einen Wagen und jagte in die Rue Richelieu, um Herr Douselin, Direktor des Theater Français abzuholen.

Dieser theilte die Bewunderung des Cassier für das Talent der jungen Schauspielerin, die er im dritten Akt von Andromache sah, wie sie eine Kraft des Ausdrucks und der Rede entfaltete, deren er sich später oft erinnerte. Er ließ sich die begabte Schülerin vorstellen.

„Es liegt Ihnen daran, in das Conservatorium zu treten?" frug er das Mädchen.

„O, mein Herr; es ist mein heißester Wunsch."

„Das soll geschehen. Und ich nehme es über mich, Ihnen außerdem eine Unterstützung von 600 Franken jährlich zu verschaffen. Doch wenn Sie noch eine einzige Sobrette zu spielen sich vermessen, dann haben Sie es mit dem Minister und mit mir zu thun."

Es war am 27. Oktober 1836, als Fräulein Elisabeth Rachel Felix zu den Vorlesungen des Herrn Michelot im Conservatorium zugelassen wurde.

Herr Vedel folgte Herrn Douselin in die Direktion des berühmten Theaters; allein statt daß dieses ein Vortheil für die Schülerin des Conservatoriums hätte werden sollen, gereichte es ihr vielmehr zum Nachtheil; denn die leitenden Gesellschaftsglieder der klassischen Anstalt machten Herrn Vedel durch ihre Angriffe und Intriguen in seiner neuen Stellung so viel zu schaffen, daß ihm nicht Athem genug übrig blieb, sich mit einem wirklichen Interesse der Kunst zu beschäftigen und der kleinen Rachel einige

Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Felix's, welche Zuwachs an Kindern, aber nicht an Vermögen erhielten, waren sehr ungeduldig, die Vortheile, welche ihnen das Talent ihrer Tochter versprach, zu benützen. Sie liefen, sie drängten, sie trieben besonders Vater Felix, der die Sache gar nicht anders als seinen Handel mit alten Kleidern ansah.

Es fügte sich, daß der Direktor des „Gymnase" bei einer Vorstellung der Chantereine gegenwärtig war, unsere junge Tragödin als Eriphile sah, und seine Verwunderung durch einen verhältnißmäßigen Antrag zu erkennen gab. Er lud die junge Schauspielerin zu sich, welche sich zur festgesetzten Zeit in Begleitung ihres Vaters einstellte.

„Welchen Gehalt sprechen Sie an, Fräulein, als Mitglied meines Theaters?" frug Herr Poirson.

Das Mädchen sah, ohne zu antworten, den hebräischen Erzeuger an, der ohne Säumen in seinem Dialekt erwiederte:

„Von 2000 Franken jährlich darf nicht ein Liard fehlen, Herr Direktor. Sie müssen besser wissen als ich, was meine Tochter werth ist."

„Das denke ich selbst, und darum biete ich ihr 3000 Franken an, die jährlich um das Dritttheil vermehrt werden, wenn der Erfolg meinen Erwartungen entspricht."

„So handeln habe ich mein Lebetag nicht gesehen," murmelte Herr Felix, nur von seiner Tochter verstanden, auf Deutsch vor sich hin, und zum Direktor gewandt sagte er:

„Ich unterzeichne sogleich, Herr Direktor."

Die Sache ward ganz in Richtigkeit gebracht. Nach pariser Weise ward sogleich bei dem Handwerker Paul Duport ein Stück bestellt, mit einer Rolle, in welcher die junge Schauspielerin den ganzen Umfang ihrer Mittel und Fähigkeiten zeigen könnte. In kaum drei Wochen stand die „Vendeerin" der Direktion des Gymnase zur Verfügung und wurde einstudirt. Herr Poirson sorgt dafür, daß die Presse mit Posaunenschall ein Wunder ankündigt, um ein zahlreiches Publikum zu den Vorstellungen zu locken. Die Spekulation schlug fehl. Mademoiselle Rachel hatte nicht den geringsten Erfolg und sie wird fortan nur mit untergeordneten Rollen bedacht. Nun kam der Moment, da die Tragödin die ganze Kraft ihres Willens, die Richtigkeit ihres Urtheils und ein gewaltiges, unüberwindliches Streben emporzukommen an den Tag legte.

Vater Felix war mit dem Verlauf der Dinge ganz zufrieden. Er hielt den unterzeichneten rechtsgiltigen Kontrakt in Händen, welcher ihm 3000 Franken jährlich zusicherte, und er sagte:

„Wenn ich meine Waare gut verkauft habe, was geht das mich an, wie man sie verwendet."

Anders dachte die Tochter. Sie, die gerade nicht viel Thränen, weder entlockte noch geweinte unter ihren Perlen zählt, hat feuchte Augen, wenn sie darauf zurückkommt, was sie damals gelitten, was für Zweifel an ihrer Fähigkeit sie beschlichen und folterten, wie sie sich sorgsam prüfte, um herauszufinden, woran es ihr fehlte.

Nur großen Talenten ist es eigen ihre Kraft und Schwäche genau zu messen. Mademoiselle Rachel legte zu jener Zeit, da sie eine entmuthigende Niederlage erlitten, eine glänzende Probe ihrer künstlerischen Bedeutung ab; sie gab sich weder auf, noch schrieb sie, wie das bei Mittelmäßigkeiten gewöhnlich der Fall ist, die Erfolglosigkeit auf der kaum betretenen Laufbahn auf Rechnung äußerer Umstände und Verhältnisse wie Urtheilsunfähigkeit des Publikums, Intriguen ihrer Genossen u. s. w. Sie erkannte, daß ihrer theatralischen Ausbildung der letzte Schliff, die letzte Hand so zu sagen fehle und sah sich eifrig nach einem Meister um, der sich zu diesem Werk herbei ließe. Auf ihren Meister im Conservatorium, Herrn Michelot, konnte sie nicht zählen; denn dieser hat es sie nur zu deutlich fühlen lassen, daß er keine große Meinung von ihrer Fähigkeit hege und sich nicht sonderlich viel von ihrer Zukunft verspreche, so daß sie all ihres Bewußtseins bedurfte, um sich durch ihn nicht von dem eingeschlagenen Wege gänzlich abbringen zu lassen. Sie wandte sich an Herrn Vedel, der ihr so viel Freundlichkeit und ihrem Talent so viel Anerkennung erwiesen. Allein der Vielbeschäftigte, von Sorgen und Unannehmlichkeiten aller Art in Anspruch Genommene blieb ihr unzugänglich und ließ sogar ein Schreiben, was sie an ihn gerichtet, der viel gepriesenen französischen Galanterie ungeachtet, unbeantwortet. Flehend geht sie Herrn Provost, ersten Komiker am Theater Français, um seine geistige Unterstützung an. Doch dieser ist bis zur Unzartheit hart und nachdem er sich Einiges von ihr hat hersagen lassen, fällt er im Tone des Richters dieses geistige Todesurtheil: „Sie sind nicht für die Bühne gemacht, meine Liebe. Es ist besser Sie gehen auf die Boulevards Blumen verkaufen." Auch diesem Streich widersteht die kräftige Natur der Jüdin. Sie macht einen Versuch den Unterricht des Herrn Samson, des Professors am Conservatorium, zu erlangen, der Schauspieler und zugleich Theaterdichter. Nachdem ihm die Schauspielerin einige Verse rezitirt, ruft der tiefblickende Meister aus: „Gerechter Himmel, welche Wunder wollte ich wirken, wenn ich Ihr Organ hätte." Sie wurde seine Schülerin. Er, ein Mann von Bildung und Geschmack, in der Kunst des Mimen durch Theorie und Praxis erfahren, war der rechte Mann, dessen die unfertige Schauspielerin bedurfte. Er lehrte sie die reichen Mittel zur vollen Geltung bringen, er lehrte sie Maß halten, das Ausprägen der Einzelnheit ohne die großen Umrisse der Gebilde zu vernachlässigen, er lehrte sie nicht nur in den Sinn der Rolle, sondern jedes Wortes eingehen. Ihr rasch erforschender, treu bewahrender Geist, verbunden mit einem Körper, dem die Natur griechische Schönheit, plastische Vollendung verliehen, thaten das Weitere und so wurde sie — die Rachel. Herrn Vedel wird von seinen Gegnern Ruhe und Zeit gegönnt sich mit der von ihm geleiteten Anstalt zu beschäftigen und er fängt damit an, daß er die Verbindung der Rachel mit dem Gymnase, vermittelst Entschädigung auflöst und sie für das Theater Français mit 4000 Franken jährlich engagirt. Der hergebrachten Förmlichkeiten wie Probespielen und Antrittsrollen überhoben, ist Demoiselle Rachel bald darauf (am 12. Juni 1838) auf dem Anschlagzettel als Camille in den Horaciern von Corneille angekündigt. Die Vorstellung war wenig besucht, woran zum Theil die heiße Jahreszeit Schuld war, welche die vornehmen Leute d. h. die gewöhnlichen Theaterbesucher aus Paris in Badeorte, auf Reisen oder ihre Landwohnungen treibt, zum Theil aber die verjährte Richtung des Theaters, das sich dem Drang der Zeit und dadurch auch dem Publikum entzog. Unter den wenigen Zuhörern in dem halb leeren Saale befanden sich zwei, die der jungen Schauspielerin allein zahlreiches lärmendes, klatschendes Publikum waren. Ich meine Jüle Janin und Merle, damals kritische Autoritäten, die in dramatischen Dingen den Ton angaben. Seitdem ist Merle gestorben und Janin, der sich sehr wohl befindet, hat gänzlich sein richterliches Ansehen eingebüßt. Auch diese Unfehlbarkeit hat der Zweifel angefressen. Der Jupiter von ehemals schleudert keine Blitze mehr, die vernichten und versetzt nicht mehr unter die Sterne.

Janin und Merle erzählen Wunder von der Jüdin, die in Kaffeehäusern zur Guitarre gesungen, die nicht recht schreiben, lesen und selbst errathen gelernt und die Zauberkraft genug besitzt, die Werke Corneille's und Racine's aus dem Grabe heraufzubeschwören. Ganz Paris lief in's Theater Français, um die Rachel zu sehen, zu hören und zu bewundern.

Es sind nun sechzehn Jahre seitdem verflossen und Paris, das eben so rasch ist, wenn es gilt, seine Idole zu zerstören, als zu schaffen, drängt sich heute noch athemlos in das Theater Français und überfüllt die Räume, wenn der Name der Rachel auf dem Zettel prangt. Sie hat der Anstalt, trotz der vielen Urlaubsreisen, vom Jahre 1838 bis 1852, die enorme Summe von 3,804,048 Franken eingebracht. Von der Seine bis zur Newa, von der Themse bis zum Arno hat man sie mit Gold und Lorbeeren überschüttet. Nun ist sie für die neue Welt jenseits des atlantischen Meeres für 12,000 Franken per Vorstellung, angeworben. Hier zu Lande mißt man Alles, selbst das Talent, ökonomisch nach Zahlen; die arithmetische Größe hat oberste Geltung.

„Wenn ich von Amerika zurückkehre, verlasse ich die Bühne," sagte Fräulein Rachel kürzlich zu Madame Aland, ihrer Collegin.

„Sagen Sie das noch nicht, was Sie schon so oft gesagt und doch niemals ausgeführt. Weder Ihr Alter, noch sonst ein Umstand veranlassen Sie, eine Thätigkeit aufzugeben, die Ihnen ein Bedürfniß geworden."

„Das sagt meine Familie auch; allein ich weiß es sehr wohl, daß ich jeden Tag abwärts gehe."

Der außerordentliche Erfolg der jungen Schauspielerin öffnete ihr alle Salons. Die vornehme Gesellschaft aller Parteien bemühte sich, sie in ihre Mitte zu ziehen. Als sie einmal in der Deputirtenkammer zu sehen war, richteten sich alle Blicke der Landesvertreter auf die berühmte Künstlerin und es fehlte nicht viel, so wären die wichtigen Verhandlungen in's Stocken gerathen. Erstaunlich, wie gut und edel das jüdische Proletarierkind, das im

schlechten wie im guten Wetter mit der Guitarre umhergelaufen und allen Rohheiten des Haufens ausgesetzt war, die große Dame spielen gelernt. In engern Kreisen, wo sie sich mehr gehen ließ, schlug freilich sehr häufig die Erziehung der pariser Straßen durch und man vermißt an ihr die feine Sitte, die Zartheit des Gefühls, die man sich, wie es scheint, nicht angewöhnen und nicht anlernen kann, wenn man sie nicht mit der Muttermilch eingesogen. Die idealere Lebensanschauung fehlt der berühmten Schauspielerin gänzlich. Sie ist aber nicht verantwortlich für diesen Mangel; weder ihre häusliche Umgebung, in der sie emporgewachsen, weder die untere Sphäre, in der sie ihr Bestes aufgeben mußte, um wenig Geld zu gewinnen, noch die vornehme Welt, wo eben auch die Selbstsucht vorherrscht, mochten ihr eine Schule höherer Anschauungen sein. Ihre literarischen Freunde beklagen sich und mit Recht, daß der dramatischen Künstlerin aller Sinn für Kunst und Poesie abgehe. Die ehemalige Sängerin in den Kneipen langweilt sich und schläft ein, wenn man ihr Shakespeare oder Goethe vorliest. Sie zieht dieser Unterhaltung ihr Lieblingsspiel „Lotterie" in einer Gesellschaft mit sehr schätzenswerthen Frauen vor. Aber sie ist so gewandten Geistes, so taktvoll, so überaus fein und geschmeidig, daß sie sich sogar im „Abbaye-aux-Bois," wo Madame „Récamier" die intime Freundin Chateaubriand's, die auserlesenste, theils weltliche, theils geistliche Gesellschaft von Paris um sich versammelte, mit Glück zu bewegen wußte. Hier versuchten einige devote Gräfinnen Fräulein Rachel katholisch zu machen; allein sie widerstand der Belehrung und blieb Jüdin nicht ohne eine gewisse Anhänglichkeit an ihren Glauben und mehr noch an ihren Stamm.

Als sie sich einst im Abbaye-aux-Bois mit dem Erzbischof von Paris zusammenfand, drückte der würdige Prälat sein Bedauern aus, daß er sie nie zu hören Gelegenheit gehabt und äußerte die Bitte, daß sie irgend etwas vortrage. Sie sprach den Monolog aus Polyeukt von Corneille, der mit den Worten schließt, die durch sie so berühmt geworden: „Ich sehe, ich weiß, ich glaube." Der Erzbischof war auf's Tiefste erschüttert und konnte gar nicht genug seine Bewunderung aussprechen.

Dankbar erinnert sich die berühmte Schauspielerin der gastlichen Aufnahme, welche sie in dem Hause ihres Meisters, des Herrn Samson gefunden und der außerordentlichen Dienste, welche er ihr geleistet. Sie läugnet es nicht, daß sie ihm zum größten Theil ihr Emporkommen verdanke. Sie erzählt, daß sie bei Samson's das erste wohlschmeckende Mahl eingenommen und in Berührung mit gebildeten Menschen kam, deren Nähe ihr wohlthat und sie erhob.

Als Herr Samson mit seiner Familie des Sommers in Charanton, einem Dörfchen bei Paris wohnte, geschah es, daß Fräulein Rachel später als verabredet war, zum Unterricht kam. Auf die Frage des pünktlichen Meisters nach dem Grund dieser Verspätung, gestand das Mädchen wehmüthig, daß sie nicht mehr als ein Kleid im Vermögen habe und warten mußte, bis es gewaschen war, um anständig erscheinen zu können. — Eine freundliche Beziehung bildete sich zwischen der Tochter des Herrn Samson und der Schauspielerin, mit der sie im gleichen Alter war. Die jungen Mädchen mochten sich gerade durch die Verschiedenheit ihrer Stellungen zu einander hingezogen fühlen. Wie wenig die arme Jüdin um jene Zeit von den Gesetzen der Schicklichkeit auch nur eine Ahnung hatte, mag folgender Zug beweisen.

Eines Tages kam sie zu Samson's und fand ihre junge Freundin mit deren Aeltern beisammen. Sie grüßte diese und reichte Jener die Hand, bei welcher Gelegenheit sie dem Mädchen geheimnißvoll ein Papier zusteckte. Dieses ließ mit weiblichem Instinkte von dem was geschehen, nichts merken, entfernte sich auf eine Weise, die nicht auffiel, um nachzusehen, was das Papier zu bedeuten habe. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie darauf eine ernste Liebeserklärung von Herrn Berton geschrieben fand, der sie nachmals heirathete und der, ein Zögling des Herrn Samson, in's Haus kam und sie zu sehen Gelegenheit hatte.

Fräulein Samson, ein wohlerzogenes Mädchen, machte der Schauspielerin ernste Vorstellungen wegen des Ungeziemenden dieses Thuns.

„Aber liebe Rachel," sagte Fräulein Samson, „wie können Sie sich zu so etwas brauchen lassen? Und vergessen, daß Ihnen meine Aeltern die Thüren des Hauses gastlich geöffnet?"

Da fing die ehemalige Sängerin bitterlich zu weinen an und versetzte: „Ich habe geglaubt, Ihnen damit ein Vergnügen zu machen."

Eine pariser Berühmtheit, zielt Fräulein Rachel auch außer der Bühne auf Effekt. In ihrem Salon findet man eine alte Guitarre an der Wand aufgehängt, angeblich dieselbe, welche ihr einst zu ihrem kümmerlichen Broterwerb gedient und die sie als eine Reliquie ihrer traurigen Vergangenheit präsentirt. Es ist indessen ausgemacht, daß dieses Instrument bereits zwei, drei Mal nachgekauft wurde, da das echte durch irgend einen Zufall längst abhanden gekommen.

In Paris gehört die Komödie zu jedem Handwerk. Napoleon I. hat sich von Talma Stellungen und Mantelwurf einstudiren lassen, um sich dem Volke in kaiserlicher Haltung darstellen zu können.

Die schönste Seite an dem Privatleben der Schauspielerin ist die Anhänglichkeit an ihre Familie; darin verläugnet sie ihren Stamm nicht, der wie kein Anderer die Bande des Blutes heilig. Das Verwandtschaftsgefühl hat sogar über ihren Hang zum Golde die Oberhand.

Als sie kürzlich die Nachricht von der bedenklichen Krankheit ihrer Schwester Rebecca erhielt, die sich in den Pyre, im Bade (eaux bonnes) befand, reiste sie unverzüglich dahin ab, ob sie gleich auf dem Anschlagzettel als Adrienne Lecouvreur in dem Stücke gleiches Namens angekündigt war, und sich der Kaiser für die Vorstellung hatte anmelden lassen. Der Tod dieser Schwester hat sie auf's Schmerzlichste ergriffen, und ihre Thränen waren ungekünstelt.

Blätter und Blüthen.

Bärenjagden in Rußland. Wer jemals im Winter in Petersburg war, wird gewiß von Einladungen zu Bärenjagden und diesen selber zu erzählen wissen. Die Jagdclubs der russischen Hauptstadt machen jeden Winter große, kostspielige, glänzende Touren bis tief nach Finnland hinein, um Bären zu jagen. Sie haben Bauern in ihrem Solde, welche Bären im Winterschlafe aufsuchen und dann Bericht erstatten müssen. Der Bär liegt im Winter in seiner Höhle, nicht sowohl fest schlafend und von seinem Fette lebend, wie die Sage geht, sondern singend und gemüthlich brummend, während er sich an den Pfoten saugt, wie ein „Daumenlutscher" in der Wiege. Dieser Gesang mit Hungerpfotensaugen verräth ihn den Bauern. Sie berichten, und nachdem Braun mit Hülfe anderer Bauern durch Geschrei und allerhand Stimmen- und Instrumentallärm aufgestört ist und schlaftrunken Anstalt macht, zu sehen, was los sei, umzingeln ihn die Jäger, um ihm beim ersten Erscheinen eine gute Menge blaue Bohnen auf den Petz zu brennen. Doch schießen die Meisten zuerst blind, da nach den ersten Schüssen Gefahr und Jagd erst beginnen. Für so dumm man auch den Bär hält, er hat Mutterwitz. Merkwürdig und seinem Scharfsinne Ehre machend ist der Umstand, daß er allemal schnurstracks auf den Jäger zustürzt, der ihn zuerst getroffen. Schon haben zwanzig Jäger auf einmal geschossen, neunzehn blind und nur einer mit Ladung, es ist niemals gelungen, den Bär in sofortiger Ausfindung seines Feindes zu täuschen. Auch behält er diesen allein im Auge, so viele ihn auch auf dem Wege seiner Verfolgung treffen. Der träge Bursche ist in seinem Sturze auf den Feind so fabelhaft schnell, daß eben so viel Geschick als Geistesgegenwart dazu gehören, ihn unterwegs zu erlegen.

Ein Engländer, den wir in London kennen lernten, wußte eine drastische Geschichte mit einem drastischen Beweise von der furchtbaren Schnelligkeit des angeschossenen Braun zu erzählen. Er war im December 1852 mit einer Gesellschaft von etwa zwanzig Russen, Engländern und Deutschen von Petersburg aufgebrochen, um in Finnland eine große Bärenjagd mitzumachen. Zwischen Wäldern und Wüsten, Bergen und gefrornen Seen erfuhren sie durch einen Muschick, daß ein Sänger und Daumenlutscher mitten in einem Fichtenwalde entdeckt worden sei. Aus seiner Höhle herausgetrieben sah er sich erst eine Zeit lang um und schenkte Jedem der rings um ihn her stehenden Jäger einige Aufmerksamkeit, doch ohne besonderes Interesse an ihnen zu verrathen. Die Jäger winkten sich zu und den Kreis etwas enger ziehend machten sie Anstalt zum Feuern. Die Schüsse fielen. Der Bär stand ein Paar Secunden, als ginge ihn dies gar nichts an. Dann war er plötzlich mit wenigen Sätzen vor den Augen des Engländers, der seinen zweiten Schuß applicirte und floh. Der Bär, obgleich von beiden Kugeln gut getroffen, verfolgte den Engländer doch mit solcher Furie und Eile, daß er ihm beinahe auf den Fersen war, als ein Nachbar von 40 Yards Entfernung ihm eine Kugel durch die Rippen sandte. Ein dumpfes Geheul war Alles, was er als Quittung für diese Zahlung von sich gab, im Uebrigen setzte er seine Verfolgung fort. Schon hörte der Engländer die Bestie hinter sich schnauben, so daß er mit den letzten Resten seiner Kraft weiter sprang, dabei aber über eine Baumwurzel in den Schnee hinstürzte. Wenn der Bär seinen Feind nicht „umarmen" kann, (oder ehe er's thut), schlägt er mit seiner Vordertatze nach dem Kopfe und reißt, wenn er trifft, alles Fleisch bis auf die Knochen herunter. Hat er ihn unter sich, schält er zunächst mit einer unglaublichen Geschwindigkeit das ganze Gesicht ab, das ihn mit seinem menschlichen, geistig überlegenen

Ausdrucke in ſeiner Mahlzeit zu ſtören ſcheint. Hat er ſo das Geſicht weggelöſcht, ſaugt er, falls er ungeſtört iſt, mit Muſe die Knochen ab und aus. Dabei geht er ſo ökonomiſch zu Werke, daß er oft mit dem kleinen Finger anfängt, dann jeden andern Finger einzeln vornimmt, zur Hand, dann zu den Füßen fortſchreitet und ſo endlich alle Knochen ausſaugt, ohne dieſe ſelbſt zu zeebeißen.

Unſer Engländer erhob ſich, gerade dem Bären dicht gegenüber, von ſeinem Falle und hielt unwillkürlich eine Hand gegen die ausſchlagende Tatze. Der Schlag fiel, ſo daß ihm der Arm zerbrochen und ein Theil des Geſichts zerriſſen ward. In demſelben Augenblicke fuhr dem Bären eine vierte Kugel durch die Ohren in's Gehirn, ſo daß er todt auf den Engländer hinſtürzte und ihm den gebrochenen Arm dabei noch einmal brach. So zugerichtet, ward er ſchnell, aber doch ſehr mühſelig und koſtſpielig über Land nach London gebracht und zwar vollkommen wieder hergeſtellt, aber nicht ohne den Denkzettel, den ihm Beann zwiſchen Ohr und Auge eingegraben, ſehr deutlich zu behalten.

Die finniſchen Bauern, die nicht mit Schießgewehr ſpielen dürfen, haben eine geniale Methode erfunden, den Bären zum *Selbſtmörder* zu machen. Seine Paſſion für Honig benutzend, hängen ſie vor die Baumhöhlungen, in denen wilde Bienen ihren Honig getragen, an langen Stricken große Steine oder Kanonenkugeln. Der Bär ſchiebt das Hinderniß auf die Seite, das ihm in den Honigkeller im Wege iſt. Das Hinderniß kommt dadurch in Schwingung und giebt ihm einen leiſen Schlag an den Kopf. Er ſchiebt den Stein unwilligee hinweg, das dritte Mal ſchon ärgerlicher, das vierte Mal aufgebracht, das fünfte Mal wüthend, das ſechste Mal raſend und ſo fort, da der Stein jedesmal deſto ſchwerer und wuchtiger zurückprallt, je leidenſchaftlicher er ihn von ſich ſchlug. So ſieht man ihn Stunden lang mit Pfoten, Klauen, Kopf und Rachen gegen den Stein kämpfen und brüllen und wüthen, bis er ſich durch ſeine eigene Wuth thatſächlich ſelbſt den Kopf zerſchlagen hat, nachdem Hals, Rücken und Tatzen mit Beulen bedeckt ſind. Nur zuweilen rettet ihn der Zufall ſeiner Wuth, wenn er den Strick ſelbſt faßt, zerkratzt und zerbricht. Das geſchieht jedoch ſelten, ſo daß die finniſchen Bauern alle Winter eine Menge Bären abziehen, die auf die angegebene Weiſe an ſich zum Selbſtmörder wurden.

Kinder-Ausſtellung in Amerika. Die Leiſtungen der Menſchheit werden jetzt in allen Sphären und Phaſen der Kritik und Oeffentlichkeit, der Concurrenz und Veredelung anheim gegeben, ſelbſt Kinder. Die letzte große Kinderausſtellung in Springfield (Staat Ohio, unweit Cincinnati) wird als wahrhaft glänzend geſchildert. Auf einem 30 bis 40 Quadratfuß großen Plakate waren alle Beſitzer und Beſitzerinnen von Kindern zur Theilnahme und Concurrenz für die ausgeſtellten Preiſe aufgefordert worden. Es lautete (in der Ueberſetzung) folgendermaßen:

„Große National-Convention von Säuglingen.

„Die Säuglinge der vereinigten Staaten werden eingeladen, auf dem Platze der Clark-Kreis-Ackerbaugeſellſchaft, Donnerſtag, [illegible]. Oktober 1854 ſich mit Aeltern und Liebhabern einzufinden. Man wird für die beſte Bequemlichkeit Sorge tragen. Zu dieſem Zwecke wird für die Verſammlung ein glänzendes Zeltenhaus, das 10,000 Perſonen faſſen kann, errichtet werden. Die Unterzeichneten hoffen deshalb, die größte Kinder-Convention, die jemals gehalten worden, zu ſehen. Ein aus unbetheiligten Damen und Herren beſtehendes Comite wird für die am Beſten befundenen Kinder drei Preiſe im Werthe von 300 Dollars zuerkennen. Um dieſe Preiſe kann ſich Jeder bewerben, nur unter der Bedingung, daß das concurrirende Kind nicht über zwei Jahre alt und in den vereinigten Staaten geboren ſei. Das Comité verbürgt ſich für alle Bedingungen des Gelingens, die irgend mit Geld, Mühe und Sorgfalt erreicht werden können. Es wird für die ſtrengſte Ordnung und die genaueſte Beobachtung des Anſtandes Sorge getragen werden, wozu eine Specialpolizei von hundert Mann angeſtellt werden wird, die Jeden, der ſich die geringſte Verletzung des Anſtandes zu Schulden kommen laſſen ſollte, zu verhaften Befehl hat, ſo daß keine Dame Bedenken zu tragen braucht, ſich zu betheiligen. Hoffen wir, daß Kinder in möglichſt großer Anzahl erſcheinen werden, ſo daß wir eine herrliche Ausſtellung von Knospen zu ſehen hoffen, mit der keine Blumenausſtellung concurriren mag. Wir werden das Unſrige thun; thue Jeder das Seine. — Das Lokal-Executiv-Comite: H. Vival, J. Paiſt, J. Kleinfelder (Deutſcher), R. Maſow, G. H. Frey (Deutſcher), E. B. Caſſilly, B. H. Wardee. —"

So hatten ſich denn zum Jahrmarkt in Springfield im großen Zelte am 5. Oktober 120 tüchtige Schreihälſe eingefunden, Knospen von Ohio, Pennſylvania, Luiſiana, Maſſachuſſets und Indiana. Zwölf Frauen und zwölf Herren ſaßen zu Gericht, als man die übliche Vieh-Prüfung und die Ackerbauwerkzeug-Concurrenz (Wettpflügen u. ſ. w. — die olympiſchen Spiele Amerika's, Stellvertreter der Paraden in der alten Welt) vollendet und mit Preiſen gekrönt hatte. Das ungeheuere Zelt war übervoll und 120 Knospen bemühten ſich, das Publikum durch ein ſehr naives Vocal-Concert zu unterhalten, wozu die Mütter piſchlen und huſchlen, damit die Knospen den Preis nicht verſchrieen. Den erſten Preis erhielt die zehn Monat alte Tochter eines William Rower aus dem Clark-Kreiſe (blieb alſo im Kreiſe) — ein Silber-Service; den zweiten, eine ſilberne Schüſſel, der Sohn von M. M'Dovell aus Hamilton, den dritten, eine einfache ſilberne Schüſſel, die Tochter eines Mr. Cann aus Philadelphia. Nach dieſem Urtheilsſpruche mit Preisvertheilung entſtand ein ungeheurer Jubel, aber nur auf kurze Zeit, da das Volksurtheil im Widerſpruche mit den Richterinnen die Tochter eines Mr. Howe aus Cincinnati allgemein für die ſchönſte „Baby" erklärt hatte. Ein Herr Graff beſchenkte, dem Volksurtheile huldigend, die Schönſte mit einem ſilbernen Krucifixe, einem vermeintlich frommen, aber wirklich ſehr gottloſen Spielzeuge. Nach dieſem Kinderfeſte kam das *Damenwettrennen*, d. h. Prüfung der Damen in ihrer Reitkunſt. Der erſte Preis beſtand aus Sattel, Zaum und Peitſche, der zweite einem ſilbernen Becher, der dritte ſilbernen Sporen. — Lächerlich für uns, nicht wahr? Aber in Amerika ſtrebt man ernſtlich nach Kräftigung des ſchönen und Veredlung des aufwachſenden Geſchlechts. In Turn-, Kraft- und Geſchicklichkeitsfeſten kräftigen ſich Jünglinge, ſo daß alle Elemente zuſammenſtreben, der Verweichlichung anderer Civiliſation entgegen zu wirken.

Die Know-Nothings in Amerika. Die außerordentliche Zunahme von Einwanderern aus Europa in den verſchiedenen Staaten Nordamerika's hat bewirkt, daß es jetzt unter den 20 Mill. Bewohnern der Vereinigten Staaten etwa 4 Millionen giebt, die nicht dort geboren wurden. Da dieſelben aber, beſonders im Norden, wo ſie ſchon nach einer Anweſenheit von einem halben Jahre alle Bürgerrechte ausüben dürfen, großen Einfluß, oft einen entſcheidenden, auf den Gang der Verwaltung und Politik haben, ſo iſt der Patriotismus der eingebornen Amerikaner empfindlich und gereizt worden. Schon vor zwanzig Jahren zwar bildete ſich eine Geſellſchaft mit der ausgeſprochenen Abſicht, alle „Fremden" von den Staatsämtern auszuſchließen und zehn Jahre lang wirkte ſie in ihrem Sinne nach verſchiedenen Seiten hin; weil indeß gerade damals die am Ruder ſtehenden Staatsmänner der Einwanderung günſtig waren und dieſelbe durch mancherlei geſetzliche Beſtimmungen zu fördern, ſtatt zu hemmen ſuchten, ſo erloſch die „Geſellſchaft der eingebornen Amerikaner" (native Americans) allmälig, in unſern Tagen aber erhebt ſie ſich mit unerwartetem Ungeſtüm und blinder Rückſichtsloſigkeit von Neuem unter dem Namen der Know-Nothings (Nichtswiſſer), und vor mehreren Monaten machte ſich ihr Beſtehen *gleichzeitig* auf faſt allen Punkten des Landes bemerklich. Sie zeigte ſich nicht blos in den öſtlichen Staaten und in den großen Städten, ſondern hauptſächlich im Weſten, in dem ſich die meiſten Einwanderer finden.

Die Know-Nothings geben ſich offen als das, was ſie ſind, als die Todfeinde aller Eingewanderten und Naturaliſirten und nennen ſich die wahren Vertreter der amerikaniſchen Nationalität. Von Parteifragen unter ſich wollen ſie nichts wiſſen, ſondern alle Kraft nur gegen den „Einfluß der Fremden" richten. Um dieſen Einfluß zu bekämpfen, handelten ſie wie die Revolutionäre in der alten Welt und organiſirten ſich unter dem Namen *Freiheitshüter* faſt militäriſch in Regimenter, Compagnien und Brigaden. Sie verlangen von dem zu ihnen Tretenden zwar keinen Schwur, aber die Verſicherung auf Ehrenwort, die Geſetze des Landes als guter Bürger zu vertheidigen. Sobald eine Ruheſtörung, ein Straßenauflauf erfolgt, begiebt ſich der Commandant der Know-Nothings zu dem Mayor oder Sherif des Ortes, um ſeine Dienſte zur Herſtellung der Ordnung anzubieten. Auch in dieſer Weiſe ſuchen ſie die Herrſchaft in ihre Hand zu bringen, aber ſie gehen weiter: ſie verlangen die Einführung eines rein amerikaniſchen Schulunterrichtes, namentlich *aber die Abſchaffung aller Naturaliſationsgeſetze* und wiſſen bei jeder Gelegenheit den an ſich gewiß richtigen Satz zu verfechten, daß *Fremde* nie und unter keiner Bedingung an der Regierung und Verwaltung eines Landes, in dem ſie nicht geboren ſind, das ſie nicht kennen, Theil nehmen dürfen.

Noch nicht genug. Da der bei weitem größte Theil aller Einwanderer, die in Amerika ankommen, der *katholiſchen* Kirche angehören, ſo haben die Know-Nothings angefangen einen Kreuzzug gegen den Katholicismus zu predigen, den ſie den gefährlichſten Feind der amerikaniſchen Freiheit nennen. Sie richten die dringendſten Aufforderungen an die Proteſtanten und ſcheinen ſogar nicht abgeneigt zu ſein, den alten Fanatismus der Puritaner, wenn es möglich wäre, neu in's Leben zu rufen. Zu dieſem Zwecke haben ſie bereits eine Zeitung gegründet, den Know-Nothing and American Cruſader, in welchem es heißt: „Der größte, der furchtbarſte Feind des Landes, den, welchen wir Amerikaner vor jedem andern zu fürchten haben, iſt die außerordentliche Macht der katholiſchen Kirche und ihr bereits beſtehender nicht zu berechnender Einfluß auf unſere Angelegenheiten. Schon hat ſie ihre Rieſenhand erhoben ꝛc." Und ſo ſchürt die neue Partei unabläſſig, kum den — Religionshaß zum Brande anzufachen.

Die Disciplin der Know-Nothings iſt charakteriſtiſch. Sie treten nirgends geräuſchvoll und eitel hervor; ſie ſammeln ſich nicht um eine offen getragene Fahne, ja ſie ſprechen nicht auffallend oft; ſie wirken mehr negativ und im Stillen, namentlich bei den Wahlen, um ihre Leute in den Congreß und in Stellen zu bringen, wie ſie ſich nie über den *letzten* Zweck erklären, welchen ſie verfolgen.

Leider aber bleibt es bei der grundſätzlichen negativen Thätigkeit der Geſellſchaft nicht. Wenn der amerikaniſche Parteigeiſt gereizt wird, wüthet er wie ein wildes Thier. So begannen die Know-Nothings in New-Orleans gegen die Irländer, die ſie vorzugsweiſe haſſen, einen blutigen Kampf, der vierzehn Tage dauerte, viele Opfer koſtete und nicht anders zu unterdrücken war, als daß die Miliz ein Militairregiment einführte, das ziemlich dem Belagerungszuſtande glich. In St. Louis hatten die Demokraten, um die Wahl ihres Candidaten für den Congreß durchzuſetzen, hundert Meilen weit die irländiſchen Eiſenbahnarbeiter herbeikommen laſſen. Trotzdem ſetzten die Know-Nothings die Wahl ihres Candidaten durch und die Folgen davon waren blutige Schlägereien, die mehrere Tage lang andauerten.

Die verſtändigen und ruhigen Amerikaner verwerfen die Beſtrebungen der neuen Partei, denn wenn es ſich auch recht wohl erklären läßt, daß das proteſtantiſche und amerikaniſche Gefühl mißtrauiſch gegen das rieſig anſchwellende Zuſtrömen fremdartiger Elemente wird, ſo iſt es doch noch viel zu früh, ſchon jetzt den Nothſchrei zu erheben, und mit Bangen blicken die Freunde der Vereinigten Staaten in und außerhalb derſelben auf das Umſichgreifen einer Partei wie die Know-Nothings, die politiſchen *und* religiöſen Fanatismus zu Hülfe rufen, um ihre Zwecke zu erreichen, die wie die Freimaurer in Europa geheime Zeichen und Logen haben und ſich nicht ſcheuen, ihre Lehren mit Flintenſchüſſen zu begründen.

Verlag von Ernſt Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 48. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Jean Piccolo der Tambour der Fremdenlegion.

Wahrlich in einer Grenadier-Compagnie der Fremdenlegion in Algerien, die jetzt im Orient mitkämpft, kann man Originale sehen, wie man sie in der Art nicht so leicht im ganzen Leben wieder zusammenfinden wird. Fast lauter feste, stämmige Gestalten, mit dunkel gebrannten, wildbärtigen Gesichtern, die oft der Kreuz und der Quer mit breiten Narben gezeichnet, sind diese Grenadiere. Was die Fremdenlegion, dies große Asyl sonst aller verlorenen Söhne von halb Europa, an kleinen verkümmerten Kerlen und untüchtigen Soldaten besitzt, das bleibt in den „Compagnies du centre“ zurück, die „Compagnies d'élite“ und gar die Grenadiere nehmen nur tüchtige, vielversuchte Krieger in ihren Reihen auf; fast alle sonst noch so verschiedenen Nationen sind in denselben vertreten. Der blondhaarige, blauäugige, breitschultrige Schwede steht neben dem schlanken, gebräunten Castilier, der lombardische Flüchtling neben dem früheren russischen Kriegsschiffsmatrosen, den eine Desertion hierher führte, um ein beschwerliches Leben mit einem anderen nicht minder beschwerlichen zu vertauschen. Und gar Deutschlands verlorene Kinder, wie reich sind dieselben in diesen Compagnien vertreten. Von allen unseren einunddreißig oder zweiunddreißig verschiedenen Vaterländern wird man sicherlich mehrere würdige Repräsentanten hier finden. Altbaiern und Pommern, Pfälzer und Mecklenburger, Schwaben und Schlesier, in bester Eintracht stehen sie beisammen, unter der Tricolor-Fahne Frankreichs. Die Meisten dieser Grenadiere haben bereits in verschiedenen Heeren gedient und gar manche blutige Kämpfe mit durchgefochten, bevor ihr wechselvolles Leben sie hierher in die entlegensten Theile von Algerien führte. Der Eine kam vielleicht aus den holländischen Kolonien in Ostindien und hatte schon so und so viel Jahre den Gift getränkten Waffen der Malayen gegenüber gestanden, sein Nebenmann von Ungarns blutigen Schlachtfeldern, der von den Schleswig-Holstein'schen Feldzügen, der Vierte aus Nordamerika, wo er die mexikanischen Kriege mitgeschlagen, Jener aus Sicilien, sein Kamerad neben ihm aus Baden, während die furchtbaren Narben des Flügelmannes von tscherkessischen Klingen im Kaukasus herrührten, gegen die er als polnischer Soldat des Czaren mehrere Jahre gezwungen gefochten, bis ihm seine gefahrvolle Desertion endlich glückte, ein englischer Kauffahrer am schwarzen Meere ihn aufnahm und er so endlich nach wechselvollen Schicksalen hierher in die Fremdenlegion verschlagen ward. Oft als erbitterte Feinde hatten früher manche dieser Grenadiere, die jetzt friedlich in den Reihen neben einander standen, schon gekämpft.

Der Merkwürdigste aller dieser wilden Kerle der Grenadier-Compagnie, unter deren Eskorte ich mehrere Tage mit marschirte, war aber unbedingt ihr erster Tambour, Jean Piccolo, oder „Jean le petit“ oder „dee lutje Hanns“ oder „Hanns Dümling“ oder „Rothhans“ oder „Jovanno Pocco-Poccissimo“ und Gott weiß, wie noch weiter genannt. Wahrlich, dieser Tambour war ein Original, wie man es so leicht nicht wieder auf dieser ganzen großen, weiten Welt finden wird. Zuerst schon sein Aeußeres, was unbedingt Aufsehen erregen mußte. Der ganze Kerl war kaum fünf Fuß hoch, dabei aber von solcher Breite in der Brust und über die Schultern, wie ich nur selten den größten Mann gesehen habe. Auf diesem breiten Brustkasten saß ein ganz kurzer aber dafür sehr dicker Hals und auf diesem wieder ein Kopf, dessen Proportionen kaum für einen 6½ schuhigen Riesen gepaßt haben würden. Ein ungeheurer Wulst von brandrothen Haars bedeckte diesen großen, dabei seltsam geformten Kopf, wie auch ein langer, fuchsrother, sehr ungepflegter Bart bis weit auf die Brust darniederhing. Pflegte aber „Jean Piccolo“, so ward der Tambour doch am Meisten genannt, und stand auch, irre ich nicht, mit diesem Namen in den Compagnielisten eingetragen, seinen Kinnbart gar nicht, und hatte gewiß seit Monden weder Scheere noch Kamm den üppigen Haarwuchs desselben berührt, so verwandte er dafür desto größere Sorgfalt auf seinen Schnurrbart. Von großer Länge und ebenfalls brandrother Farbe, starrten die beiden Spitzen desselben gleich einem Paar Spießen auf beiden Seiten des Gesichtes weit ab in die Luft. Möglichst fest dieselben zusammenzudrehen und mit Pech oder Honig festzukleben, war mit eine der Hauptsorgen von Jean, die er jeden Morgen im Bivouak getreulich erfüllte, wenn ihm seine Toilette sonst auch sehr wenig Zeit in Anspruch nahm, und er seinen tief innern Abscheu gegen das Wasser auch so weit ausdehnte, daß er sein Gesicht möglichst selten in Berührung mit demselben brachte. Dies Gesicht, soweit man es vor dem Haarwuchs, der es von allen Seiten umzottelte, sehen konnte, hatte aber sonst einen so merkwürdigen Ausdruck, daß leider meine Feder nicht genugsam ausreichend ist, denselben in seiner ganzen vollen Pracht zu beschreiben. Die Farbe desselben war dunkelbraun gebrannt von den Strahlen der afrikanischen Sonne, unter deren Glut Jean Piccolo nun schon manches Jahr seine Trommelschlägel rührte, brennend roth und glänzend wie der feurigste Rubin hingegen die breitgequetschte Nase. Wie manches Litre von dem dunkelrothen Wein der Provence oder von starkem Eau de vie war auch schon durch Jeans ewig durstige Kehle hinunter geglitten, bis seine Nase in so brennend rothen Farben sich schattirte. Zwei kleine, blaugraue Augen, die tief unter rothborstigen Augenbrauen versteckt lagen, zwickerten mit listigen Blicken

in die Welt hinaus. Ein ganz unbeschreibliches Gemisch von Schlauheit, Dreistigkeit, Humor und Griesgrämlichkeit lag in dem Ausdruck dieser Augen. Die kleine niedere Stirn war durch eine breite klaffende Narbe, die sich über die Nase bis weit auf die Backen hinabzog, in zwei Hälften getheilt. Auf diesem Kopfe balancirte, weit auf das Hintertheil gesetzt, ein kleines Kappi, wie es die französische Infanterie trägt, während ein ungemein mitgenommener blauer Uniformsrock der Legion, dessen rothe Franzenepaulettes auf den Schultern nur noch einzelne wenige Franzen aufzuweisen hatten, den dicken und starken Oberkörper umschloß.

Da es bei dem beständigen Felddienst der Compagnie in dem abgelegensten Theil von Algerien nicht sehr genau mit der reglementsmäßigen Uniformirung der einzelnen Soldaten genommen wird, so hatte Jean Piccolo auch mehrere Veränderungen, wie Bequemlichkeit oder Phantasie ihm solche eingab, bei seinem Anzug sich erlaubt. So trug er um den Leib als Gürtel einen rothen, türkischen Shawl, der einst gewiß einem vornehmen arabischen Scheik gehört und großen Werthe gehabt hatte, jetzt aber schon ungemein schmierig und defekt aussah. Er nannte diesen Gürtel seinen „Magentröster" oder „Seelenzusammenhalter" und war ungemein stolz auf den Besitz desselben. Seine im Verhältniß zu der Breite des Oberkörpers nur dünnen und auch sehr kurzen Beine steckten in den Pantalons, wie sie die Fremdenlegion trägt. Aus eigner Machtvollkommenheit hatte er sich aber ein paar Stulpstiefel, die er Gott weiß irgendwo aufgegabelt, zugelegt, und trug diese gewöhnlich bis auf das Knie heraufgezogen. Eine riesig große Branntweinflasche aus einem Flaschenkürbis geschnitzt, hing an einer Schnur ihm über die Schulter, wie auch aus seinem Gürtel der Knauf einer alten, sehr langen Reiterpistole herausschaute. Seitengewehr und Trommel trug er auf die gewöhnliche Art der Tamboure. Auf Letzterer war übrigens Jean Piccolo in seiner Art ein Virtuose, und so viele Tamboure der schönsten Regimenter in fast ganz Europa ich auch schon schlagen hörte, so hörte ich doch nie so kraftvolle und dabei wirklich kunstfertig geschlagene Wirbel wie von ihm. Seine übermäßig langen Arme mit den breiten knochigen Pratzen daran, schienen wirklich aus Stahlfedern zu bestehen, mit solcher Kraft und Ausdauer führten sie die Schlägel. Ganze Stunden lang auf dem Marsche, Berg auf, Berg ab, in der glühendsten Hitze, konnte er forttrommeln und wirbeln, wenn man ihm einige Litre Wein als Extrabelohnung dafür versprach, ohne daß man ihm eine Ermüdung nur im Mindesten anmerkte.

Es ist faktisch, daß Jean Piccolo einst eine Wette eingegangen war, die drei Tamboure einer französischen Grenadier-Compagnie unmittelbar nach einander müde zu trommeln, und nach mehrstündigem heißen Kampfe als vollständiger Sieger aus demselben hervorging. Seine Freude darüber, gerade die übermüthigen Franzosen auf solche Weise geschlagen zu haben, war sehr groß, denn obschon Jean Piccolo nun schon an ein Dutzend Jahre unter der Trikolorfahne trommelte, war er doch der größte Franzosenfeind, der mir jemals vorgekommen ist. Nichts, aber auch gar nichts war seiner Ansicht nach bei den Franzosen gut, alles mögliche Schlechte aber bei ihnen in Hülle und Fülle vereinigt. Grade seiner Franzosenfeindschaft wegen hatte er schon zahllose Streitigkeiten und Raufereien aller Art, und wie es sich gehörte, auch nicht geringe Strafen gehabt, war aber natürlich nicht im Mindesten dadurch geheilt worden. Dabei hatte er sich aber stets vortrefflich für die französische Sache in Algerien geschlagen und mehrfach Verleitungen zur Desertion entschieden abgewiesen. Ueber seine große Bravour und Kaltblütigkeit im Gefecht war nur eine Stimme in der ganzen Compagnie, und wenn nicht sein unbesiegbarer Hang zu Liederlichkeiten aller Art und besonders zur Trunkenheit hindernd dazwischen getreten, hätte man Jean am Ende doch zum Avancement vorgeschlagen.

Unter den vielen Geschichten, die von dem Muthe dieses kleinen häßlichen Tambours circulirten, war besonders die merkwürdig, daß er sich einmal ganz allein mit Erfolg gegen drei beduinische Reiter, die ihn attaquirten, vertheidigte. Er hat stets mit seiner Trommel solchen Lärm gemacht, daß die Pferde der Reiter davor zurückscheuten und sich dieselben ihm nicht nähern konnten. Endlich hat er als letztes Rettungsmittel einem Pferde seine Trommel mit solcher Gewalt an den Kopf geworfen, daß das Thier zurückbäumte und sich mit seinem Reiter überschlug, während Jean rasch seine Pistole aus dem Gürtel zog und damit einen andern Beduinen verwundete, worauf denn alle Drei den Kampf aufgaben, und dem kleinen heldenmüthigen Tambeur erlaubten, sich zu retten.

Eine andere Erzählung war, daß derselbe einst mit einem riesigen Kabylen in ein persönliches Handgemenge gerathen sei. Die beiden wüthenden Gegner haben sich ineinander gefaßt und Jeder hat den Andern zu Boden zu werfen versucht. Bei diesem wilden Geringe sind Beide aber ausgeglitten und einen ziemlich steilen und steinigen Felsabhang hinunter gepurzelt. Obgleich arg zerschlagen und zerquetscht, haben Beide, unten angekommen, sich doch nicht losgelassen, sondern in ihrer wilden Wuth zuletzt förmlich wie ein paar Bulldoggen in einander verbissen, in welcher Lage sie endlich von anderen Soldaten der Fremdenlegion aufgefunden worden sind. Die spitzen Zähne des Kabylen haben sich tief in die eine Backe des Jean Piccolo eingegraben gehabt, und noch jetzt konnte man die Narben davon deutlich erkennen, was gerade nicht zur Erhöhung seiner körperlichen Schönheit mit beitrug.

Aber nicht allein gegen Kabylen, Hajuten und Beduinen mochte er sich schlagen; auch mit manchen Grenadieren seiner Compagnie hatte er gar viele Feindseligkeiten. Besonders ein großer Normanne mit dem Beinamen „Robert le diable" war der erklärte Feind von Jean Piccolo. So klein und häßlich wie Jean, eben so schön und stattlich war dieser Robert. Von mehr als gewöhnlicher Größe, dabei ganz ebenmäßig gewachsen, mit einem regelmäßigen Gesicht, was durch einen prächtigen Schnurr- und Knebelbart geziert war, fehlte diesem Grenadier wirklich kein äußerlicher Vorzug, um für einen ausgezeichnet schönen Soldaten, der in der auserlesensten Gardetruppe selbst Aufsehen gemacht hätte, zu gelten. In seinen dunkeln Augen blitzte Muth und Feuer, zugleich aber auch Roheit, ja selbst Grausamkeit. Wegen letzterer, die er besonders auch oft auf empörende Weise an den Feinden, denen er nie Pardon gab, ausgeübt haben soll, hatte dieser Normanne auch den Beinamen Robert le diable in der Compagnie erhalten und sein ganzes Verhalten soll auch denselben vollkommen gerechtfertigt haben. Schon mehrfach wegen seines Muthes im Gefecht und seiner sonstigen militairischen Brauchbarkeit zum Korporal befördert, hat man ihn seiner Grausamkeit, Roheit und Trunksucht wegen stets wieder die Galons nehmen müssen, und der Capitain seiner Compagnie sagte mir, daß er die feste Ueberzeugung habe, dieser sonst so sittliche und auch muthige Soldat werde sein Leben wahrscheinlich im Bagno von Toulon beschließen. Robert und Jean haßten sich nun gegenseitig wie sich nur zwei Männer hassen können und versäumten gewiß keine Gelegenheit, diesen Haß durch Worte und wo sie auch nur konnten durch Thaten Luft zu machen. Wiederholt schon hatten sie sich mit ihren kurzen Seitengewehren, wie sie die französischen Grenadiere tragen, gegenübergestanden und in wüthenden Zweikämpfen ihrem gegenseitigen Haß Luft gemacht. Beide waren aber gleich muthige, gewandte und starke Fechter und wenn auch Jean durch seine Kleinheit im bedeutenden Nachtheil war, so soll er dies durch eine katzenartige Schnelligkeit und Gewandtheit stets wieder ausgeglichen haben. Ein ganz eigenthümliches Schauspiel mögen aber diese wüthenden Zweikämpfe des riesigen Grenadiers mit dem gnomenartigen Tambour stets abgegeben haben. Jetzt wo wegen des letzten Zweikampfes jeder mit vierzehn Tagen strengem Arrest bestraft worden war, gingen sie wie zwei bissige Hunde zähnefletschend und zürnend neben einander herum und versäumten gewiß keine Gelegenheit, sich wenigstens durch höhnische Worte und spöttische Redensarten zu reizen und zu kränken, da es ihnen auf andere Weise streng untersagt war. Hatte Jean Piccolo noch so lange kunstvolle Wirbel auf seiner Trommel geschlagen und wirklich das Mögliche an Ausdauer und Geschicklichkeit hierin geleistet, dann stichelte Robert le diable gewiß darüber und meinte, bei ihm zu Hause verständen die Knaben, die mit Grenadiermützen von Zuckerpapier auf dem Kopf Soldat spielten, schon besser die Trommel zu rühmen; und umgekehrt wieder verglich Jean Piccolo den Gesang seines Nebenbuhlers, der wirklich eine recht gute Stimme hatte und es liebte, am Abend bei den nächtlichen Bivouakfeuern, die mit Myrthenholz genährt wurden, seine Chansons und Couplets vorzutragen, mit dem Krähen eines Hahnes oder dem Miauen einer Katze. Hatte der Grenadier ein kriegerisches Lied mit vielem Pathos vorgetragen, sogleich parodirte sein unermüdlicher Quälgeist ihn wieder und that dies mit solchem Geschick und so viel

natürlicher Komik, daß er stets die Lacher auf seine Seite zu bekommen wußte und der Eindruck, den der Grenadier mit seinem Gesange hervorbringen wollte, gänzlich verloren ging. Ungemein komische Scenen kamen hierbei vor und selten in meinem Leben entsinne ich mich so viel und so herzlich gelacht zu haben, als wenn ich hier des Abends an das Bivouakfeuer ging, um diesem Streit der beiden Nebenbuhler zuzuhören.

Der erste Grund des Hasses zwischen diesen beiden Originalen war Eifersucht gewesen. Beide liebten feurig und zwar Jeannette d'Arc, die Marketenderin oder richtiger Vivandière der Compagnie. So eine Marketenderin einer Grenadier-Compagnie der Fremdenlegion ist gar vielfacher Anfechtungen aller Art ausgesetzt und es bedarf schon einer resoluten Persönlichkeit, um diesen schwierigen Posten nur einigermaßen auszufüllen. Eine reizend poetische Erscheinung, so eine zweite Art von Regimentstochter darf man sich unter einer solchen Vivandière wahrlich nicht vorstellen. In vielfachen Richtungen hat dieselbe gewöhnlich schon das Leben kennen gelernt und besonders auch in dem Kapitel der Liebe gar mannigfache Erfahrungen sammeln können, ohne es deshalb verlernt zu haben, den süßen Regungen ihres Herzens nachzugeben. Diese Jeanne d'Arc, wie ihr Spitzname, bei dem sie nur allgemein genannt wurde, konnte wirklich als ein wahres Modell einer tüchtigen Vivandière gelten. Ueber die erste Blüthezeit ihres Lebens, die sie nach ihrer Versicherung als Mitglied einer Kunstreitergesellschaft verlebt hatte, war sie jetzt vorüber und gewiß über dreißig Lenze waren seit ihrer Geburt verstrichen.

Hatte auch das Gesicht schon manche schärfere Linien erhalten, war der süße Zauber der reinen Jungfräulichkeit bereits längst aus demselben verschwunden, so lag doch noch immer so viel Reiz darin, um die leicht empfänglichen Herzen vieler Grenadiere in Feuer und Flamme zu versetzen. In den großen dunkeln Augen dieser Amazone brannte eine lebhafte Gluth, ihr Mund war wie zum Küssen geschaffen und der nicht zu kleine schwarze Schnurrbart, der sich über der Oberlippe kräuselte, und um den mancher deutsche Fähnrich die Dame gewiß beneidet hätte, trug nur noch mehr dazu bei, ihr ein pikantes Ansehen zu geben. Die Gestalt war groß und kräftig und der kurze rothe Rock, die Halbstiefeln, die mit Schnuren besetzte kurze Spenzerjacke und der breiträndrige, niedrige Hut von Glanzleder, was zusammen den Anzug der Vivandière bildete, kleideten dieselbe nicht schlecht. Und wie trefflich verstand dieselbe ihr wahrlich nicht leichtes Amt zu versehen und die oft etwas zu ungestümen Begierden mancher Grenadiere nach ihren Reizen oder mehr eigentlich wohl noch nach dem Eau de vie und dem Cognac, in den kleinen grünen Fässern, die vorn am Sattelknopf des Mulets hingen, zu zügeln. Wahrlich, reichten ihre Worte nicht aus und Jeanne d'Arc hatte einen gar reichen Vorrath der spitzigsten Redensarten und höhnischsten Schimpfnamen, welche die französische Sprache nur besitzt in ihrem Vorrathe und theilte solchen gar freigebig aus, dann nahm sie auch zu handgreiflichen Zurechtweisungen ihre Zuflucht. Das „je vous donnerai une soufflet polisson imbecille“ u. s. w. „que vous êtes“ was sie gar oft hören ließ, wenn die Grenadiere ihren Anordnungen nicht Folge leisten wollten, blieb nicht immer eine leere Drohung, sondern ward nur zu oft zur vollen Wirklichkeit.

Ich habe dieselbe einst gesehen, wie sie einem riesigen Grenadier, einem gebornen Wallonen, der ohne ihre Erlaubniß sich ein Litre Wein aus ihrem Fäßlein gezapft hatte, rechts und links mit einem solchem Hagel der gewaltigsten und dabei geschickt angebrachten Ohrfeigen überschüttete, daß der so Gestrafte wahrlich nicht wußte, wohin er nur den Kopf wenden sollte, um diesen klatschenden Streichen, die seine Backen mit noch dunklerem Roth wie gewöhnlich färbten, zu entgehen. Mit einem wüthenden „sacre dieu maudite sosciére“ riß der so Geprügelte sich endlich aus den kräftigen Händen seiner Züchterin los und wollte auf dieselbe zur Wiedervergeltung ausschwingen, aber Jean Piccolo trat sogleich zum Schutze seiner Freundin vor und da dessen Körperkraft allgemein bekannt und gefürchtet war, so wollte der Wallone es mit zwei solchen gefährlichen Gegnern nicht aufnehmen und zog sich daher unter dem schallenden Gelächter vieler Kameraden wieder zurück.

Der weibliche Geschmack ist im Punkte der Liebe oft gar seltsam, und obgleich man gar nicht glauben sollte, daß Jeannette d'Arc in der Wahl ihres Liebhabers zwischen dem großen, schönen Robert le diable und dem kleinen, häßlichen Tambour, Jean Piccolo, die beide gleich feurig sich um ihre Gunst bewarben, auch nur einen Augenblick hätte schwanken können, so hatte sie sich doch Letzteren erwählt. So war derselbe denn für den Augenblick der primo amoroso der Vivandière geworden und hatte für die vielfachen Gunstbezeugungen derselben sich den feindlichen Haß seines besiegten Nebenbuhlers eingehandelt, was er aber ziemlich leicht auf die Achsel nahm, ja selbst noch durch Spötteleien aller Art zu vermehren suchte. Außer der Liebe seiner Vivandière und der Zuneigung der meisten Grenadiere, die den kleinen, stets lustigen Tambour gern mochten, erfreute sich derselbe auch noch der besonderen Anhänglichkeit zweier mächtiger Thiere, die seiner Compagnie stets folgten. Das Eine derselben war ein ungemein häßlicher, kleiner, krummbeiniger Dachshund, der dem „Capitain“ gehörte und von den Soldaten Cäsar le grand genannt wurde. Eben so häßlich in seiner Art wie der Tambour war dieser Dachshund, und wirklich diese große Aehnlichkeit in der äußeren Erscheinung Beider mochte auch die lebhafte Freundschaft zwischen denselben hervorgerufen haben. Nur von seinem Herrn, dem alten Capitaine und dann von Jean Piccolo, ließ sich dieser alte, knurrige Dachshund streicheln, ja, nur berühren, jeden andern Soldaten, der dies wagen wollte, fuhr er gewiß zähnefletschend an. Auf den Märschen ging Cäsar le grand mit unveränderlicher Gravität unmittelbar hinter seinem Freunde Jean Piccolo und so wie der Tambour die Trommel zu rühren anfing, stieß der Hund, sei es aus Vergnügen oder Aerger darüber, ein kurzes, scharfes Geheul aus. Dies Geheul dauerte aber nur so lange, wie der erste Wirbel anhielt, dann schwieg der Hund beharrlich während des ganzen Getrommels, bis er zuletzt, sobald er sah, daß der Tambour die Schlägel wegsteckte, wieder ein kurzes Geheul ausstieß. In diese Töne brach derselbe aber nur aus, sobald er sah, daß sein Freund, Jean Piccolo, der Trommler war, denn von den Uebungen der andern Tamboure nahm er nicht die mindeste Notiz und konnte selbst ruhig schlafen und nur hin und wieder mit den Augen blinzelnd fortliegen bleiben, mochten dieselben auf ihren Trommelfellen noch so viel rasseln.

Diesen Platz neben Jean Piccolo behauptete Cäsar le grand auf dem Marsche aber unerschütterlich, mochte es zur Parade oder in das Gefecht gehen. Bei einem sehr hitzigen Gefechte mit den Kabylen ist derselbe vor mehreren Jahren von einer feindlichen Kugel ziemlich bedeutend am Halse verwundet worden, ohne deshalb seinen Posten auch nur einen Augenblick zu verlassen. Sobald übrigens die Compagnie auf Vorposten im Bivouak stand, war es das erste Geschäft des Hundes, die Patrouillen, welche die äußersten Vedetten auszustellen hatten, zu begleiten, und so gleichsam Kunde von der Aufstellung derselben zu nehmen. Sobald er die Postenchaine kannte, visitirte er dieselbe regelmäßig die ganze Nacht hindurch von Stunde zu Stunde. Schon wiederholt hatte dieser so kluge und wachsame Hund einige Posten vor heimlichen mörderischen Beschleichungen der Kabylen geschützt, denn bei der leisesten verdächtigen Annäherung, die er mit scharfem Sinne witterte, warnte er die Posten durch sein lautes Gebelle. Aber nur für die Grenadiere seiner Compagnie hatte dieser seltsame Hund solche Wachsamkeit, um alle übrigen Vedetten kümmerte er sich nicht im Mindesten, und soll es schon mit angesehen haben, daß solche von Kabylen beschlichen und ermordet worden sind, ohne sie durch sein Gebelle vorher zu warnen. Wegen dieses Hundes kam es übrigens, während ich mich noch in Algerien befand, in einem Lager hinter Constantine zu einer heftigen Prügelei zwischen den Soldaten eines Chasseurs d'Orleans-Bataillons und den Grenadieren. Ein Chasseur hatte Cäsar le grand streicheln wollen, der Hund diese Aufmerksamkeit aber nach seiner Gewohnheit durch einen Biß in die Hand belohnt, und nun von dem erzürnten Jäger dafür einen Fußtritt erhalten. Grenadiere der Compagnie, die dies sahen, nahmen natürlich sogleich Partei für ihren Hund und gingen dem Thäter zu Leibe, andere Kameraden eilten diesem wieder zur Hülfe, und da zwischen den Chasseurs d'Orleans und den Grenadiers und Voltigeurs der Legion ein beständiger bitterer Haß herrscht, so war bald der heftigste Kampf in vollem Gange, und Säbel, Hirschfänger, ja selbst Bajonnette wütheten gegen einander. Schon hatten die Chasseurs, die in der Minderheit waren, sich theilweise ihre Büchsen geholt und wollten scharf feuern, als es endlich der Energie einiger Of-

fiziere gelang, die Wüthenden wieder auseinander zu bringen. Ein Dutzend leicht und schwer Verwundete, unter denen Einige später sogar noch gestorben sein sollen, bedeckte von beiden Seiten den Kampfplatz. Unter den heftigsten Kämpfern zeichnete sich wie immer bei solchen Gelegenheiten auch dieses Mal wieder Jean Piccolo am Meisten aus, der nicht allein die Ungebühr, die seinem Freunde Cäsar le grand widerfahren war, rächen mußte, sondern auch gewiß keine Gelegenheit vorbeigehen lassen konnte, wo er seinem Zorn gegen die nationalfranzösischen Regimenter Luft zu machen sich Gelegenheit verschaffte. Sein Kampfeseifer ward aber mit einem 14tägigen strengen Arrest belohnt, eine Strafe, an die unser Tambour schon viel zu sehr gewöhnt war, als daß sie ihn besonders aus der Fassung gebracht hätte.

Ein anderer vierfüßiger Freund, den unser Jean in der Compagnie hatte, war Monsieur Robineau, so hatten die Grenadiere den alten, dummen, einäugigen und einohrigen Maulesel, den ihr Capitain häufig auf dem Marsche ritt, getauft. Dieser Maulesel war unbedingt das häßlichste, dabei aber auch das ausdauerndste Thier seiner ganzen Gattung, was man nur finden konnte. Hunger und Durst, die angestrengtesten Märsche bei glühendster Sonnenhitze über die steilen Schieferberge des Atlasgebirges oder durch den Sand der Wüste, Alles glitt spurlos an ihm vorüber. Den Kopf gesenkt, und mit dem haarlosen Schweif hin und her wedelnd, trabte er unermüdlich fort, mochte der Marsch auch noch so lang und beschwerlich sein. Wehe dem Soldaten aber, der sich unbesorgt ihm nähern wollte, er erhielt gewiß einen Hufschlag je nach Umständen mit den Hinter- oder Vorderfüßen für diesen Versuch. Denn außer seinem Herrn und dem Bedienten desselben, einem alten Neger, litt Monsieur Robineau nur die Annäherung von Jean Piccolo. Diesem folgte er aber mit der Anhänglichkeit eines Hundes, und wenn der Maulesel auf der Weide war, so brauchte der Tambour nur auf den Fingern zu pfeifen und das Thier kam gewiß angetrabt, um sich satteln und zäumen zu lassen. Von der Klugheit und dem Muthe dieses Esels, der Aug' und Ohr übrigens schon im Kampfe verloren hatte, wußten die Grenadiere gar viele Geschichten zu erzählen, die wirklich oft an das Fabelhafte grenzten, obgleich ihre Glaubwürdigkeit mir von mehrfachen Seiten versichert ward. So war derselbe einst bei einem nächtlichen Ueberfall von den Beduinen erbeutet worden und mehrere Tage fort gewesen, bis er zur Freude der ganzen Compagnie, die den Maulesel trotz seiner vielen Tücken doch gerne leiden mochte, ganz plötzlich wieder bei den Vorposten erschien, und mit allgemeinem Jubel empfangen ward. Er hatte sich, wie man zu sagen pflegt, selbst ranzionirt, und mit einem für einen Esel wirklich sehr achtbaren Instinkt den Weg zu seiner Compagnie allein zurückgefunden. Auch einen in den Annalen der Compagnie berühmten Kampf mit einer hungrigen Hyäne, die ihn des Nachts auf der Weide angegriffen, hatte Monsieur Robineau einst siegreich bestanden. Man fand das Thier am anderen Morgen ganz lahm auf dem Platze liegen, solch' kräftige Hufschläge mit den Hinterfüßen hatte ihm der Esel versetzt. Die Grenadiere hatten daher ihm, wie auch dem Hunde Cäsar le grand, einen Orden zuerkannt, den Beide bei besonders festlichen Gelegenheiten an einem rothen Bande um den Hals trugen. Für gewöhnlich hatte Jean Piccolo diese aus glänzenden Messingkreuzen bestehenden Ordensdekorationen seiner beiden vierfüßigen Freunde in Verwahrung.

Wie das frühere Leben des Tambours, bevor er zur Legion trat, so war auch sein Geburtsland ein Geheimniß, dessen Schleier noch kein Grenadier je ganz gelüftet hatte. Daß er ein Deutscher war und auch früher schon, bevor er zur Fremdenlegion kam, irgendwo als Trommelschläger gedient haben müsse, war bekannt, und wurde auch von dem Betreffenden selbst niemals ganz geläugnet, in welchem Vaterländchen unseres Vaterlandes unser Held aber zur Welt gekommen und für welche Herrscher er früher schon die Trommel gerührt hatte, wußte Niemand in der ganzen Compagnie anzugeben. Der Tambour mußte irgendwie einen Grund haben, seine früheren Schicksale geheim zu halten, oder vielleicht machte es ihm auch nur Vergnügen, die Neugierde seiner Kameraden zu reizen; denn wenn er, wie häufig geschah, nach Geburtsland und früheres Leben gefragt wurde, vergnügte er sich, dem Fragenden allerlei Unsinn mit der ernsthaftesten Miene und dem treuherzigsten Gesicht von der Welt aufzubinden. Er erzählte dann oft mit pathetischer Wichtigkeit, er wolle seinen treuen Kameraden es jetzt nicht länger vorenthalten, daß er von echt prinzlichem Geblüte und der älteste Sohn eines mächtigen deutschen Fürsten sei, und schon als Knabe das Leibgarde-Grenadier-Füsselier-Regiment seines Vaters, was 17 Gemeine und 13 Offiziere stark wäre, befehligt habe. Nur die Liebe habe ihm, den Erbprinzen, in seine jetzige, für seine Geburt so unwürdige Stellung gebracht. Sein Vater habe ihn nämlich aus Standesrücksichten mit einer alten reichen aber sehr häßlichen Prinzessin verheirathen wollen, während sein Herz für ein bildschönes Müllermädel geschlagen. Da der hartherzige Vater seinen Bitten nicht nachgegeben, so habe er sich endlich auf das Auskratzen gelegt, sei den 2¼ Husaren, aus denen die ganze hochfürstliche Reiterei bestanden, die man zum Nachsetzen geschickt, glücklich entwischt, und so endlich Tambour in der „sakrischen französischen Republik" wie Jean sich stets ausdrückte, geworden. Wenn er diese Erzählung in seinem Kauderwelsch unter dem schallenden Gelächter der Grenadiere vorgetragen hatte, so schloß er dieselbe stets mit den Worten: „Und nun Kameraden seid dankbar für die hohe Ehre, daß Ihr selbst einen Fürstensohn zum Tambour habt, und zahlt mir eine Chopine: „Allons buvons une chopine."

Sein Feind und Nebenbuhler Robert le diable wollte übrigens in Erfahrung gebracht haben, Jean Piccolo sei das hinter der Hecke zur Welt gekommene Kind einer Landstreicherfamilie und früher seiner Häßlichkeit wegen in einem Menageriekäfig als Bastard von einem Affen und einem Negermädchen für Geld gezeigt worden. Wüthende Kämpfe hat übrigens diese spöttische Angabe des eifersüchtigen Grenadiers wiederholt hervorgerufen. Uebrigens wich der Tambour selbst meinem Fragen nach seiner Heimath mit großer diplomatischer Geschicklichkeit aus, obgleich ich selbst bei ihm in hohem Ansehen stand, da ich seine Dienstleistungen für mich und mein Pferd, so lange ich mich bei der Compagnie befand, sehr reichlich bezahlte und seine ewig durstige Kehle überdies mit manchem Extra-Schoppen Wein regalirte.

Jetzt ist Jean Piccolo der lustige Tambour der Grenadiere der Fremdenlegion nicht mehr am Leben; denn eine Kugel eines Kabylen gab ihm bei einem Gefechte den Tod. Lustig und unverzagt, wie er stets gelebt, soll der kleine Kerl auch gestorben sein. Als ihm der Chirurgier-Major achselzuckend gesagt hatte, es sei für ihn keine Rettung mehr zu hoffen, so ließ Jean sein gewöhnliches „Allons camerades, buvons encore une chopine" noch einmal hören. Eine große Kürbißflasche setzte er dann an die Lippen, leerte sie mit seinen langen Zügen bis auf den Grund, strich sich dann seinen Schnurrbart und sagte:

„Adieu, Cameraden, lange wird es nicht mehr dauern, bis mir der letzte Appell getrommelt wird."

Dann hat er sich umgedreht, sich noch einige Mal gereckt und gestreckt und ist eine Leiche gewesen. So leicht wird sein Andenken in der Compagnie, in der er gestanden, nicht erlöschen, und noch gar oft werden die alten Grenadiere derselben sich bei ihren flammenden Bivouakfeuern in den Schluchten der Krim von den vielen Streichen Jean Piccolo's, ihres lustigen Tambours, zu erzählen wissen.

J. v. Wickede.

Amerikanische Briefe.

Die Arbeits- und Lohn-Verhältnisse in Canada. — „Die tausend Inseln" und ihre Zukunft. — Kingston. — Coburg. — „Das mittelländische Meer" der neuen Welt. — Geologischer und mineralogischer Naturschatz der vereinigten Staaten. — Der Berg von Eisen. — Der Niagara-Fluß. — Queenstown. — Hamilton und die große Westeisenbahn. — Todtentanz um den Wasserkegel. — Die Kanäle zwischen Erie- und Ontario-See. — Das deutsche Hotel an den Niagara-Fällen. — Die Größenverhältnisse und Wirkungen der Niagara-Katarrakte auf den Correspondenten und die Amerikaner.

Von Neu-Schottland, den Städten Halifax, Quebeck und Montreal und was sich daran schließt, habe ich in flüchtigen Umrissen mitgetheilt, was ich gesehen und erfahren, dabei aber ein interessantes Dokument, welches mir in der Einwanderungs-Agentur von Buchanan in Quebeck abschriftlich mitgetheilt ward, vergessen. Es ist eine Lohn-Liste für die verschiedenen Arten von Arbeitern, die in Canada gebraucht werden, mit einem speciellen Bedarf derselben für Toronto allein. Für diese Stadt allein waren im Bureau von Buchanan bestellt: über 1000 Zimmerleute und Tischler, 1000 Maurer, 3000 Handarbeiter und Arbeitslustige im Allgemeinen, 500 Stubenmaler und im Verhältniß andere Handwerker, Dienstboten und Hände für Ackerbau und Gärtnerei. In Toronto allein fehlte es an mindestens 1000 Häusern für die gestiegene Zahl der Einwohner. Das ist ein Beispiel. Mit nur unbedeutenden Unterschieden gilt dasselbe von allen andern größern Städten Canada's und den angrenzenden Ackerbaudistrikten. Die Lohnliste theile ich, übersetzt in Thaler und Groschen, für die hauptsächlichsten Arbeiterklassen mit. Maurer bekommen täglich bis über 3 Thaler, ebenso Dachdecker, Steinhauer, Tischler und Zimmerleute, Stubenmaler und andere Bauhandwerker nur etwas weniger, Hutmacher bis 3 Thaler, Schneider von 2 bis 3 Thaler, Schneiderinnen bis 20 Sgr., Drucker und Setzer bis 3 Thaler, Schuhmacher bis 2, Tapezierer 2 bis 2 Thlr. 20 Sgr., Böttcher ebensoviel, Arbeiter auf dem Felde mit Wohnung und Kost 20 Sgr. bis 1 Thlr. 10 Sgr., Handlanger und Tagelöhner aller Art bis 2 Thlr., Kinder von 12 bis 14 Jahren bis 15 Sgr., Kleidermacherinnen mit Kost bis 20 Sgr., Eisenbahnarbeiter 2 Thlr. und drüber, Dienstmädchen monatlich von 2 bis 8 Thaler, männliche Dienstboten von 16 bis 24 Thaler, Laufburschen 7 bis 10 Thaler, Fuhrleute mit einem Pferde bis 20 Sgr. für die Ladung innerhalb der Stadt. Dabei gilt als Regel, daß die Löhne noch durchweg steigen, während Verbrauchs- und Luxusgegenstände eine Neigung zu größerer Wohlfeilheit beibehalten, da die Industrie im Lande mit gesteigerter Zufuhr von Außen der steigenden Bevölkerung in Produktion von Vorräthen immer voraneilen. Mit ein paar gesunden Armen, ein Bischen Arbeitslust und etwas Englisch im Kopfe kommt hier Jeder schnell und sicher vorwärts, d. h. zu so viel Kapital, daß er sich in irgend einer Weise als ein selbstständiger Mann etabliren und für Kinder und Kindeskinder emporblühen und Wurzel fassen kann. Ich sage dies in Erinnerung an manche Deutsche, die ich bald einzeln, bald in Gruppen unter den verschiedensten Verhältnissen antraf, deren einzelne Schicksale und Biographieen alle auf einen „Lebenslauf in aufsteigender Linie" hinausgingen.



Die tausend Inseln im Lawrencefluß.

Dies schrieb ich auf dem Dampfschiffe zwischen Montreal und Kingston am Eingange in den Ontario-See. Die vierundzwanzigstündige Reise gab dem Auge so viel Weide, daß ich bald alles Schreiben vergaß. Ich will Sie nicht mit Naturmalerei aufhalten, der Aufzählung von blühenden Städten und Trauben von weißen, winkenden Dörfern im Grünen, die uns auf beiden Seiten des mächtigen Lawrence begleiteten; nur ein Wort über das Paradies der „tausend Inseln", durch welche wir uns aus dem über eine deutsche Stunde breiten Lawrence in den Ontario-See hindurch wandten. Die Inseln sind von allen möglichen Größen und Gestalten, von dem einzeln und öde sich erhebenden Felsen bis zum weitesten, duftigsten Parke und Paradiese mit allen möglichen Schattirungen von Laubwerk und Blumen und Thieren. Die größte, die Wolfsinsel, Kingston gegenüber, streckt sich durch die Mündung des Lawrence in den See über vier deutsche Meilen bei einer Breite von 1 bis 1½ Meilen. Die ganze Inselgruppe spiegelt sich grün und

duftig 12 Meilen lang in den blauen Wogen des riesigen Flusses. „Die tausend Inseln" sind schon jetzt das Ziel von Tausenden, die in New-York u. s. w. der glühenden Sommerhitze entfliehen wollen. Hier und da erhebt sich ein weißer Palast, eine schöne Villa aus dem Grünen, um sich im Flusse zu spiegeln; wie wird's hier in 20 bis 30 Jahren aussehen? Mancher sorgenvolle, um sein Leben und seine Kinder bekümmerte Einwanderer sitzt hier einst reich und glücklich im Kreise der Familie und Freunde unter dem Portikus seines fürstlichen Hauses und blickt auf seine Blumen und Bäume und hinaus auf das freudige Gewimmel von Dampfschiffen, Gondeln und Kähnen, die sich lustig zwischen tausend Inseln umhertummeln, und sieht mit Wohlgefallen in seine hohle Hand, aus welcher die weiche Sommerluft und die Güte seines Schicksals die harten Schwielen verwischt, und in sein Gesicht, aus welchem ein glückliches **Alter** die Furchen seiner **Jugend** weggeglättet, und die lockigen, rothwangigen Kinder hören auf zu spielen und horchen der seltsamen Sprache, die der Vater oder Großvater mit einem alten Landsmanne aus Deutschland spricht.

In Kingston hielt ich mich blos eine halbe Stunde auf; ich kann also von den breiten Straßen mit bläulich-weißen Kalksteinhäusern und dem prächtigen Hafen weiter nichts sagen, als daß ich drüber hingeblickt habe. Das Dampfschiff, welches mich über den Ontario-See hinweg nach dem 36 deutsche Meilen entlegenen Toronto bringen sollte, ließ mir keine Zeit weiter. An der canadischen Seite hin kämpfte der luxuriöse Palast mit seiner riesigen Dampfkraft fortwährend siegreich mit den ärgerlichen Wogen, die hier in einer Länge von etwa 40 deutschen Meilen (mit 14 Breite) ganz den Charakter des großen Meeres annahmen. Der Capitain sagte mir, daß der Ontario-See 234 Fuß über dem Spiegel des atlantischen Meeres liege, so daß der Lawrence in einer Länge von blos 130 deutschen Meilen um eben so viel fallen muß. Dies erklärt die ungeheueren Stromschnellen und die unzählige Masse kostbarer, zum Theil fabelhaft großartiger Kanäle, durch welche Kunst und Kapitalkraft dem mächtigsten Strome Trotz bieten. Der See ist stellenweise 600 Fuß tief, so daß sich das Wasser verhältnißmäßig warm hält und im Winter niemals friert. Deshalb genießt auch die ganze ungeheuere Landmasse, welche den See einschließt, ein bedeutend milderes Klima, als andere Gegenden Canada's, wo der Winter zum Theil eine eben so sibirische Strenge erreicht, als der Sommer mit tropischer Hitze wetteifern soll. Der Ontario-See ist das mittelländische Meer der neuen Welt, um dessen milde, fruchtbare Gestade sich cultivirtere und reichere Völker ohne nationale Barbareien erheben werden, wie um das alte, welches Carthago, Rom, Griechenland, Frankreich, England und Spanien seit Jahrtausenden um politische Oberherrschaft blutig streiten sah und neuerdings noch Rußland fortwährend anspornt, sich der Schlüssel zu seinen Thoren zu bemächtigen, obgleich alle Völker vollkommen Platz haben, und eben so wenig Schlüssel und Thore nöthig sein würden, wie auf dem Ontario-See, wenn die alten Völker so — modern wären, wie die verschiedenen Völkermassen, die man kurzweg Amerikaner nennt.

Im weiten Sinne gehört zu dem „mittelländischen Meere der neuen Welt" die ganze Reihe von Süßwasserseen, welche die nordamerikanische **Halbinsel** (zwischen dem Golf von Mexico und der Hudsons-Bay) in dem großen Becken des nordamerikanischen Continents von Nordwest nach Südost in einer Länge von mehr als 1000 deutschen Meilen durchschneiden und vom großen eisbedeckten, Eskimo-durchschwärmten Bärensee herunter bis zum grünen, milden Ontario fast überall durch natürliche Wasserstraßen und mit jedem Tage mehr durch Kunst verbunden werden. Das ist allein ein Vorzug Nordamerika's vor aller übrigen Erdoberfläche, der durch keine Cultur und Regierungsweisheit ersetzt werden kann, da die geringen Höhen von Flußgebieten ohnehin überall Canäle zulassen, durch welche man bald von den Lawrence- und Seengebieten in das ungeheuere Becken des Mississippi und Missouri hinübersteigen und selbst den stillen (jetzt bereits sehr lauten) Ocean erreichen wird. Diese Süßwasserseen nehmen zusammen einen Flächeninhalt von mehr als 40 Millionen Quadrat-Ackern ein und befruchten ein Landgebiet von 8—9000 deutschen Meilen. Sie übertreffen alle Süßwasser der übrigen Erde an Umfang und Wasserkraft.

Der Capitain, der sich immer ein Vergnügen daraus machte, die ungeheuern natürlichen Vorzüge seines Landes auseinanderzusetzen und durch verschiedene Specialkarten anschaulich zu machen, hielt auch gern Vorträge über die geologischen und mineralischen Schätze der vereinigten Staaten. Letztere sind für unsere Vorstellungen wohl durchaus fabelhaft und werden von Jedem, der nicht anderweitige Autoritäten studirt, zu den amerikanischen Windbeuteleien gerechnet werden. Was sagt z. B. der Leser von dem 700 Fuß hohen und 4 englische Meilen im Umfange messenden Berge von purem Eisen im Staate Missouri und der Behauptung unseres Capitains, daß man von ihm die Schienen zu einer Doppeleisenbahn rings um die Erde nehmen könnte, ohne daß man eine besondere Abnahme desselben merken würde? Daß im Staate Illinois allein Kohlen auf 30,000 Jahre für eine zehn- bis zwanzigfache Bevölkerung vorräthig lägen? Daß das jetzige Gebiet der Vereinigten Staaten mit Vergnügen 400,000,000 Menschen ernähren würde, wenn sie nur so gefällig sein möchten, herzukommen? Der Leser wird ohne Weiteres sagen: Das ist amerikanische Großprahlerei. Aber er mag sich denn auch die Mühe nehmen, andere Leute zu hören, welche genau und scharf studirt, gemessen und beobachtet haben. Ich erinnere mich, in deutschen und englischen Blättern Nordamerika's und Canada's Auszüge aus **Richard Wagner's** Buche: „Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853" gelesen zu haben, welche diese enormen Zahlen- und Massenverhältnisse überall bekräftigen. Und so viel ich von dem Verfasser gehört habe (sein Buch selbst habe ich hier noch nicht gesehen), steht sein gründliches Wissen und seine genaue, scharfe Beobachtungsgabe außer Zweifel.

Unsere Reise den Ontario hinauf hatte außer den Genüssen, welche uns die hellgrünen Gestade der canadischen Seite mit weißen Dörfern und Städten, unter welchen sich auch ein freundliches, lachendes Häusermeer mit dem gemüthlichen Namen Coburg zeigte, durch das Fernrohr gewährte, nichts besonders Merkwürdiges. Die Gestade sind größtentheils flach und nur weiter hinten und oben nach Toronto zu bekommt Alles ein malerisches, bilderreiches Gepräge. Doch bekam ich Toronto selbst vorläufig nur aus sehr weiter Ferne in seiner majestätischen Lage zu sehen, da ich zu denen gehörte, die sich mit der Dampfschiffgesellschaft, welche den Niagara-Fällen schon Hunderttausende von Dollars verdankt, nach jenem größten Naturwunder bringen ließen. Die Fahrt aus dem Ontario-See in den etwa eine halbe Stunde breiten Niagara-Fluß hinein, zeigte uns zunächst nur flache Ufer. Je weiter wir aber hinaufdrangen, desto mehr engte sich der Fluß zwischen steigenden Rändern, die sich allmälig bis zu 200 Fuß hohen Felsenwänden erhoben. Wir landeten in Lewiston auf der amerikanischen Seite, von wo aus die Niagara-Fälle hauptsächlich besucht werden, doch da der Capitain mich versichert hatte, daß sie von der canadischen Seite den besten Eindruck machten, lief ich in demselben Augenblicke zurück und mit dem Dampfschiffe weiter nach Queenstown hinüber. Hier wurden die Passagiere von Droschkenkutschern und Lastträgern beinahe meuchlings überfallen und Einige ziemlich handgreiflich mit Gewalt gepackt, hineingeschoben und fortgefahren. Um mich stritten sich zwei schwarze Burschen, die sich gegenseitig als wahre Halsabschneider schilderten, so daß ich mich vor dem Einen so gut gewarnt fühlte, wie vor dem Andern. Ich sprang in den bedeckten Karren des Einen und fühlte mich sofort einen miserabeln, steilen Weg hinaufgerädert. Bald hatte ich die berühmten Queenstown-Höhen erreicht, wo der englische General Brock (1812) im Kampfe fiel und die jetzt eben mit einem neuen Denkmale versehen werden. Die Höhen laufen von hier aus um den Ontario-See herum bis nach Toronto und schließen manche Städte und Dörfer, zunächst das prächtig gelegene Hamilton und die große canadische West-Eisenbahn ein, welche von Erie aus oberhalb der Fälle am Niagara herunter und um den Ontario-See herumläuft und die östlichen und westlichen Theile Nordamerika's, den atlantischen Ocean, den Mississippi und eine Menge der wichtigsten Handels- und Kulturplätze regelmäßig verbindet. Die Feierlichkeiten zur Einweihung dieser ungeheuern Bahn, welche am 17. Januar stattfanden, werden als eins der größten Festlichkeiten dieses Jahrhunderts geschildert. Die meisten Staaten hatten ihre Deputationen geschickt. New-York allein 400 Personen. In Detroit nahmen 2000 Personen an dem Festessen Theil. In Hamilton fanden ähnliche Festlichkeiten Statt. Und selbst in London konnten sich die Actionäre ein feierliches Festessen nicht versagen, als sie hörten, daß die Bahn während der ersten drei Monate im Durchschnitte 5000 Pfund Sterling wöchentlich eingenommen habe.

Um das Schauspiel der Niagara-Fälle in allen seinen Theilen zu genießen, stellte ich mich erst auf die 1040 Fuß breite

eiserne Hängebrücke, welche man bei Queenstown über den Fluß geschlagen, um von hier aus mehr dem fernen, dumpfen Donner der Wassermassen zu lauschen, als ihn zu sehen. In der That war nichts zu sehen, als eine wilde, wüste, tiefe, unheimliche Wassermasse in Dampf und Nebel gehüllt. Desto furchtbarer, desto grausenhafter und erhabener war das ruhige, dumpfe, seit vielen Jahrtausenden ununterbrochen donnernde Rauschen, das nichts von seiner dämonischen Kraft und Jugend verloren hat, während hunderte und aber hunderte von Menschengeschlechtern aufblühten und zu Staub und Asche wurden. Die Ufer an beiden Seiten fallen steil tief hinab, hier und da mit Baum- und Buschwerk bekleidet, an manchen Stellen vom obersten Rande bis zum Bette unten 400—500 Fuß tief.

Die Geologie hat nachgewiesen, daß die Fälle einst $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen weiter unten waren. Hier hat sich sonach das Sprichwort von dem Tropfen, der einen Stein aushöhlt, im großartigsten Maßstabe bewährt. Die Wasser haben festen Kalkfelsen $1\frac{1}{2}$ Meilen lang, eine halbe Stunde breit und 5—600 Fuß tief im Laufe von Jahrtausenden weggemeiselt. Weiter oben nach den Fällen zu fing der bisher lichtgrüne, ruhige Guß an zu kochen und zu wirbeln. An einer besonders engen Stelle bildet die gewaltig drängende Masse, die sich nicht schnell genug Platz verschaffen kann, fortwährend einen etwa 10 Fuß hohen Kegel, um welchen hineingeworfene Gegenstände oft Wochen lang in unablässiger Wuth getrieben werden. Ein Herr, der sich zu mir gesellte, erzählte mir, daß unlängst die Leichen von zwei englischen Deserteurs, welche weit oberhalb der Fälle über den Fluß hätten schwimmen wollen, von dem Sturze gepackt, hinabgeschleudert und hier über drei Wochen lang ununterbrochen um den Kegel herumgetanzt seien, als erfreuten sie sich da unten der übermüthigsten Lebenslust.

Das größte Naturwunder war dem nüchternen Amerikaner lange ein Dorn im Auge: er konnte ja mit seinen Schiffen weder von dem Erie in den Ontario hinab, noch aus letzterem in ersteren hinaufsteigen. Jetzt geht's freilich desto besser und zwar mit einem jährlichen Gewinn von 350,000 Thalern durch die Thore des Welland-Kanals, der vom Port Dalhousie am Ontario sich durch 36 Schleusen aus Port Colborne in den Erie erhebt. Der Kanal reicht jetzt schon nicht mehr hin, um alle die Schiffe hinauf- und hinabzulassen, so daß die Regierung der vereinigten Staaten einen zweiten auf ihrer Seite ausgraben läßt. Der Welland-Kanal ist ein Werk der englischen Canadier.

Durch Wiesen, Baum- und Buschwerk, niedliche und prächtige Farms, reinliche, grasende Kühe, brachte mich endlich mein schwarzer Kutscher bis in die Nähe der berühmten Fälle, die ich — unromantisch genug — zuerst durch die schmutzigen Scheiben der Droschke erblickte. Auch beim Aussteigen blieb ich eigennützig genug, um einem langen Kerle nachzulaufen, der meinen Koffer von der Droschke raubte und ihn ohne Complimente in eins jener riesigen Hotels trug, denen man in Amerika fast eben so oft begegnet, als in Deutschland niedrigen Hütten. Clifton-House nannte sich das Ungeheuer mit mehr als 500 Zimmern und Betten und einem Speisesaale, wo man an dem einen Ende kaum das andere sehen konnte. Es ist das Eigenthum eines Deutschen, A. Zimmermann, der für sein Privatvergnügen noch ein besonderes Palais mit Park und Blumengarten bewohnt. Die Kellner sprachen in allen Zungen der Welt und schillerten in allen Farben vom tiefsten Schwarz durch Schinkenbraun, Indianerroth, Mulattengelb bis zum vollständigsten Milch und Blut jungfräulicher, deutscher Jugend.

Doch was ist das Alles gegen diesen Anblick und diesen festen, dröhnenden, dumpfen, immer im gleichen Tone unermüdlich seit Jahrtausenden her und in künftige Jahrtausende hineinbrausenden Donner! Wie soll ich den Eindruck schildern! Man hat die Niagara-Fälle in allen Sprachen und Tonarten oft genug beschrieben und besungen. Am Häufigsten und Leichtesten ist eine Anhäufung von poetischen Bildern und Interjectionen, von Gefühlsausbrüchen und Entzückungen. Damit befriedigt aber nur Der, welcher das Wunder wirklich sah und seine furchtbare Wirkung in sich zittern fühlte, sein eignes Ich. Wenigstens bleibt es immer sehr fraglich, ob man den Leser durch die gelungenste, wahrhaft empfundene Schilderung mit sich fortreißt und ihm eine richtige Vorstellung gebe.

Jedermann weiß, daß die Niagara-Katarrhakte in zwei Haupttheile zerfallen, welche durch die Ziegeninsel getrennt werden, den hufeisenförmigen auf der canadischen Seite und den amerikanischen. Die Windung des Flusses drüben bringt den amerikanischen beinahe in einem rechten Winkel dem Beschauer gegenüber. Und das ist der Hauptgrund, weshalb man das ganze Wunder von der canadischen Seite am Vortheilhaftesten auf sich wirken lassen kann, wiewohl auch der Umstand, daß man sich hier mit dem Haupte der Fälle in einer Linie befindet und hinunter sehen muß, eine optische Täuschung hinsichtlich der Tiefe hervorruft und so die erhabene Größe und Schönheit der Erscheinung schwächen mag. Doch bleibt mehr, als genug, um uns in allen Nerven und Fasern zu packen, zu erheben, auszudehnen und unser engbegrenztes Wesen auf die entzückendste Weise mit den heranjagenden Wassermassen hinunterzustürzen und mit ihnen in eine Unendlichkeit von Wasserstaub aufzulösen. Wie ich so, zufällig ganz allein, auf einem Felsenstück dicht am Rande da saß, die Wasser immerwährend heran- und hinunterstürzen und in Staub zerschmettern sah, glaubte ich immer mit hinuntergerissen und zerschmettert und über die ganze Welt versprüht zu werden, glaubte ich, hier sitzen bleiben und mich so auflösen lassen zu können. Und so verlor der Tod hier ganz seine Schrecken, und so erfuhr ich hier vielleicht zum ersten Male in meinem Leben den vollen ganzen Begriff und die göttliche Gewalt dessen, was der Aesthetiker mit vieler Mühe als „das Erhabene" philosophisch begreiflich zu machen sucht. Die Mittel, welche diesen Eindruck anzeigen, grenzen auch schon an das Erhabene.

Durch genaue Messungen hat man gefunden, daß jede Minute 19,500,000 Cubikfuß Wasser in einer Tiefe von 20 und einer Breite von 4125 Fuß, auf der canadischen Seite 158 und auf der amerikanischen 164 Fuß tief herabstürzen. Die Breite dehnt sich also mit Einschluß der grünen Ziegeninsel etwa ein Fünftel deutsche Meile aus.

Eine halbe Stunde abwärts von den Fällen spannt sich wieder eine riesige Eisenbrücke wie ein feines Gewebe über den Fluß. Von der Mitte dieser Brücke aus ist der Blick auf die donnernden Schaummassen vor und die gepeitschten Wogen unter uns vielleicht der gewaltigste und erhabenste, den uns die Natur überhaupt bieten kann. Man steht wie ein Atom ohne Schwere, ohne Körper, ruhig wie ein Gott, auf Luft und Schaum — die luftige Brücke brachte mich hinüber nach Amerika und zwar nach **Manchester**. Dieser Name allein setzte mich wieder plötzlich derb auf die Erde. Die sich dicht neben dieser gewaltigsten Naturerhabenheit neubildende Stadt soll also Manchester heißen. Den Amerikanern haben also diese 19 Millionen Cubikfuß Wasser jede Minute umsonst gedonnert. Sie wollen ein Mühlrad über die Niagara-Katarrhakte setzen und damit 19 Millionen Baumwollenspindeln drehen. Sehr praktischer aber auch sehr kattuner Gedanke!

Die amerikanischen Leute von Manchester und Catliere haben eine Brücke nach der Ziegeninsel hinüberschlagen lassen, um Jedem, der dieses originellste Stück Erde besuchen will, 25 Cents abzunehmen. Jeder giebt hier gewiß seinen letzten Heller hin, um in diesem Inselwalde zwischen den beiden Katarrhakten zu wandern, vorn am Abgrunde eine steile, hölzerne Treppe hinunter zu steigen und auf engen Felsenpfaden 30 Schritt weit **hinter** den herabstürzenden Wogen zu verschwinden und zuletzt über eine Brücke nach dem einsam auf einem Felsen mitten aus der stürzenden Wasserwuth sich erhebenden Thurm zu klettern, um sich einen letzten, großen, umfassenden Eindruck in die Seele zu prägen. Die sinkende Sonne goß ringsum weit in unbegrenzte Fernen ihr himmlisches Gold auf den weißen Schaum und alle Höhen und Flächen der großen, unfaßbaren neuen Welt herab, als ich zögernd den letzten Blick von einem Naturbilde zurückzog, welches die geologische Bildungskraft der Erde wohl nur einmal zu erzeugen im Stande war.

In der Prairie verirrt.

Vor wenigen Tagen trat ein Mann in den dreißiger Jahren, hoch gewachsen, kräftig gebaut, mit wettergebränntem Gesicht, die Cigarre im Munde, wie ein alter Bekannter zu mir in das Zimmer und begrüßte mich mit den Worten:

„Ich soll Ihnen einen herzlichen Gruß von Ihrem Bruder sagen."

Das klang, als habe der Mann einen Spaziergang gemacht und dabei den gesehen, der mich grüßen ließ, aber mein Bruder lebt in Greytown (San Juan) in Centralamerika, das die Amerikaner kürzlich verbrannt haben.

„So kommen Sie aus Amerika?" fragte ich.

„Ja wohl; ich hole mir eine Frau in Sachsen. Auf der Brautfahrt besah ich mir aber erst Californien und als ich auf der Rückkehr von da in Greytown anlegte, lernte ich den deutschen Hafencapitain dort kennen."

Man kann sich denken, daß wir lange plauderten. Der Reisende hatte sehr viel erlebt; er besuchte mich noch mehrmals und hat mir manch Abenteuer erzählt, auch das nachstehende, das ihm auf seiner Farm in Illinois an der Grenze der Prairie kurz vor seiner Abreise von dort begegnete.

Ich lasse ihn reden, wie er mir erzählte:

„Wenn Sie die Sache ganz verstehen sollen, müssen Sie eine rechte Vorstellung von einer Prairie haben und beschreiben läßt sie sich nicht wohl. Sie hat auch darin, wie in Anderm, Aehnlichkeit mit dem Meere. Ihr Anblick macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, der wohl von der endlosen Ausdehnung herkommt und von dem Mangel irgend eines Gegenstandes, auf welchem das Auge ruhen kann.

„Ich habe sie mitten im Winter gesehen, eine kalte Schneewüste, eine Fläche, so weiß, daß der Himmel über ihr fast schwarzblau aussah. Ich habe sie dann im Frühling gesehen als unendlichen Raum von Grün, übereeich an Blumen, die nicht etwa auf einzelnen Stellen stehen, sondern Aecker, Hunderte von Aeckern bedecken, meilenweit an einem Flüßchen sich hinziehen, da nur rothe, dort nur blaue. Ich sah die Prairie, wenn der erste Winterfrost eingetreten war und das grüne Gras gelb, fast weiß gefärbt und nieder gelegt hatte, so daß das Wild keinen Schutz mehr in ihm fand und sichtbar geworden war, bis es nach den fernen Wäldern flüchtete, der Wolf wie ein Verbrecher scheu einherschlich, sich zu verstecken suchte und nichts fand, das ihn barg, und die Kraniche einher stelzten, bis sie sich in Schaaren erhoben und hinwegflogen. Ich habe die Prairie auch in Flammen gesehen und in Rauch, der wie riesige Wolken aufstieg, bis er den ganzen Himmel verdunkelte. Während man bei Tag, im Sonnenlichte, die Flammen kaum sah, erschien die brennende Prairie in der Nacht wie ein Feuermeer, das bald langsam und schwach über kahle Stellen schlich, wo es nur einzelne Grashalme aufzulecken hatte, bald vor dem Winde herjagte in einer Schnelligkeit, welche den fliehenden Hirsch einholt und den heulenden Wolf versengt, brausend, sausend, zischend, knatternd, donnernd sich fort und fort wälzt, den Hügel hinan, in das Thal hinein, selbst über den Fluß hinüber. Ich habe die Prairie endlich gesehen, nachdem das Feuer über sie hingezogen war und eine schwarze öde Fläche hinterlassen hatte, welche dem Auge fast so lästig und schmerzlich ist, wie die weiße Schneedecke im Winter.

„Aber alle diese Veränderungen geben doch noch kein Bild von der Prairie. Ihre Unübersehbarkeit, die Oede in derselben, die Stille, die Gleichförmigkeit kann man nicht beschreiben und sie gehören doch dazu. Ihr Aussehen ist wie das eines plötzlich festgewordenen Meeres: der Boden hebt sich allmälig, wogenartig, zwei bis zehn Fuß hoch, dann folgt eine Vertiefung, wieder eine Erhöhung und so in endloser Aufeinanderfolge. Und diese ganze meilenlange, meilenbreite Fläche ist über und über mit Gras bewachsen, ohne daß man nur die kleinste Stelle der nackten Erde sähe; Acker um Acker, Meile um Meile dehnt sich das endlose Gras aus, das je nach dem Boden oder nach der Art zwei Fuß bis über zwei Ellen hoch ist.

„Sie werden sich denken können, wie schwer es ist, in einer geraden Linie über die Prairie zu gehen, wo das Auge keinen Baum, keinen Berg als Richtpunkt hat. Auch habe ich mich in einem Jahre in der Prairie mehrmals verirrt, als in fünf Jahren im Urwalde.

„Vor Kurzem noch mußte ich zwei Stunden lang in der Prairie warten bis die Sterne aufgingen, um mich zurecht zu finden und ich war keine Viertelstunde weit von meiner Farm entfernt.

„Nun was ich Ihnen erzählen wollte.

„Eine Frau, eine Landsmännin, kam eines Tages zu mir lange vor Sonnenaufgang und bat mich um Hülfe oder vielmehr um die Hülfe meines Hundes, den mir die Spitzbuben in Californien nun gestohlen haben. Ihr kleiner Sohn war von der Farm verschwunden und hatte sich in der Prairie verirrt. Sie wissen vielleicht, was es heißt, sich in einem Walde verirren, aber das ist gar nichts im Verhältniß zu dem Sichverirren in den Prairien. So lange ich an der Prairie wohnte, verirrten sich zwei Männer in ihr; Einer wurde von den Wölfen gefressen, von dem Andern hat man niemals wieder gehört. Sie werden sich nicht darüber wundern, wenn Sie sich erinnern, was eine Prairie ist. Ein Kind von fünf Jahren vollends kann nur hier und da über das Gras hinweg sehen und dann nie weit um sich. Bäume, nach denen man sich richten könnte, giebt es nicht, dagegen Wege genug zum Irreführen, Wege, welche die Indianer oder die Büffel machten, und die von einem fernen Walde oder Flusse zu einem andern führen. Jeder falsche Weg aber ist ein Weg zum Verderben und der Gefahren sind so viel, daß man noch gar nicht an Wölfe zu denken braucht.

„Ich setzte der armen Frau vergebens auseinander, daß mein Hund kein Spürhund sei und keiner andern Menschenspur folgen werde als der meinigen; sie wollte oder konnte nicht glauben, daß der Hund nicht Alles thun werde, was ich ihm heiße, und ich bereute es fast, etwas gesagt zu haben, das die Hoffnung in der geängstigten Brust der Mutter niederschlagen konnte. Ich hatte es wahrhaftig nicht gethan, um mir eine Mühe zu ersparen, denn ich wäre auf jeden Fall mit ihr gegangen.

„Ich ging mit ihr. Unterwegs erzählte sie mir, ihr kleiner Knabe habe vor der Thür des Hauses gespielt, während sie den Männern das Essen auf die Prairiefelder getragen. Als sie zurückgekommen, sei er nicht da gewesen; sie sei in die Prairie hineingelaufen, um ihn zu suchen und habe ihn gerufen, bis die Männer sie gehört hätten und zu ihr gekommen wären, ihr suchen zu helfen; noch vor Abend wären auch ihre wenigen Nachbarn, Männer und Weiber, gekommen und hätten sich ihrem Suchen angeschlossen, aber die finstere Nacht sei eingebrochen und sie hätten noch keine Spur von dem Kinde gefunden; sie sei mit ihrem Manne die ganze Nacht umhergelaufen, habe gerufen, geschrieen, Lärm gemacht, um wenigstens die wilden Thiere aus der Nähe zu verscheuchen und als es endlich Morgen geworden, sei sie in ihrer Verzweiflung zu mir gegangen, damit ich mit meinem Hunde ihr Kind suchen helfe. Das erzählte sie, während sie so rasch lief, daß ich mit meinem Jägerschritt ihr kaum gleich bleiben konnte.

„Wir erreichten ihr Haus als die ersten Morgenstrahlen darauf schienen. Es war ein kleines Breterhaus, so groß als es eben die Länge der Breter gab und stand dicht an der Grenze des angebauten Landes. An den Seiten des Hauses, mit Ausnahme der Thürseite, war einen Fuß dick Prairierasen bis an das kleine Fenster hinan gelegt und an der Mittagsseite führte von der Thür ein Weg hinunter zu einer Quelle. Ein Wagen, ein Pflug und einige andere Ackergeräthschaften lagen und standen umher. An der Thür standen ein Paar kleine Holzschuhe, die der kleine Hans hatte stehen lassen. Ein nicht umzäunter Platz am Hause war bebaut und nach Norden und Osten hin sah man einige wenige andere ähnliche Farmen in weiten Entfernungen aus einander, nach Süden und Westen aber die grenzenlose Prairie ohne Strauch und Baum so weit das Auge reichte.

„Die Sonne, sagte ich, war eben aufgegangen als wir ankamen. Ein Sonnenaufgang dort ist auch etwas Eigenthümliches. Man sieht da in der Prairie nicht schattige und sonnige Stellen abwechseln, je nachdem ein Baum, ein Hügel das Licht aufhält. Ein Lichtguß breitet sich auf einmal über die grüne Fläche und das Licht wird nur heller und stärker je höher die Sonne heraufsteigt.

„Auf den Fußwegen sahen wir bereits hier und da Leute hingehen, um noch einen Tag lang nach dem Kinde zu suchen.

„Mein Plan war bald gemacht. Ich nahm einige Kleidungsstücke von dem Knaben, hielt sie dem Hunde hin und suchte ihm

begreiflich zu machen was ich von ihm verlangte. Er beroch sie, weil ich's ihm hieß, aber ohne irgend ein Interesse dabei zu verrathen und sah nach meinem Gewehre, das ich in die Ecke gestellt hatte. Ich ließ es stehen und ging mit ihm hinaus. Auf der Schwelle beroch er die Schuhe des Knaben und darüber freute ich mich.

„Das Kind war nun achtzehn Stunden schon fort und die Spur von seinen Fußtapfen in der Nähe des Hauses ließ sich schwerlich auffinden, wenn ich dem Hunde auch hätte begreiflich machen können, daß er derselben folgen solle. Die Wege nach den Nachbarn und die nähere Umgegend des Hauses waren schon durchsucht worden und so nahm ich mir vor, sogleich in die Prairie hinaus zu gehen. Der Hund folgte mir, sah aber gelegentlich verwundert nach dem Hause zurück, in dem ich die Flinte gelassen hatte.

„Wir waren etwa eine Viertelstunde weit von dem Hause weg, als ich den Hund wieder zu mir rief und ihm verständlich zu machen versuchte, was ich wünschte. Er beschnoberte den Strumpf des Knaben, den ich mitgenommen hatte und sah mich an, als wolle er aus meinem Gesichte erkennen, was er mit dem Strumpfe solle. Dann lief er in einer Richtung fort und sah sich nach mir um, als wolle er sich überzeugen, ob er es recht gemacht habe. Ich rief ihn zurück und hielt ihm wieder den Strumpf vor, vergebens wie es schien, denn er lief nun in einer andern Richtung fort und sah sich um wie um zu fragen, ob es so recht sei. Ich rief ihn wieder zurück und er ging verlegen und verdrüßlich neben mir.

„Die Nachbarn hatten sich unterdeß nach allen Richtungen hin zerstreut zu dem fast hoffnungslosen Suchen, denn der Knabe konnte unterdeß Stunden weit gelaufen sein und wir wußten auch, daß wir zehn Schritte von ihm vorüber gehen konnten, ohne ihn in dem hohen dichten Prairiegrase zu bemerken. Aber die arme Mutter hatte ihre letzte Hoffnung auf mich und meinen Hund gesetzt. So gingen wir Stunden lang. Von Zeit zu Zeit versuchte ich immer wieder, dem Hunde begreiflich zu machen was man von ihm erwarte, immer vergebens. Einmal kam er rasch zu mir und sah mich mit glänzenden freudigen Augen an; als ich ihm den Strumpf des Knaben vorhielt, faßte er ihn mit den Zähnen und trug ihn stolz als wollte er sagen: „Nun weiß ich's, den Strumpf soll ich tragen."

„Mein Gesicht muß unwillkürlich meine Gedanken verrathen haben, denn er ließ gleich darauf Kopf und Schwanz hängen und brachte mir den Strumpf wieder. Ich nahm ihm denselben ab, streichelte ihn aber und ging langsam weiter.

„Endlich blieb er stehen, beschnoberte den Boden, sah erfreut aus, lief hin und her, um eine frischere Spur zu finden, blickte zu mir empor und lief langsam fort, die Nase dicht am Boden haltend. Wir folgten ihm, ich zum erstenmale mit der Hoffnung, daß er doch wohl endlich verstanden habe, was er thun solle. Aber er folgte vielleicht — wahrscheinlich sogar — der Fährte eines Wildes. Aber nein, er beschnoberte ein großes Gras, zu hoch oben, als daß ein Vogel so weit hinauf hätte reichen können, und ein Hirsch konnte nicht da gegangen sein, da wir keine Fährte sahen, auch kein Wolf, denn der Hund knurrte nicht und wieß nicht die Zähne wie er es immer that, wenn er eine Wolfsfährte fand. Er ging weiter und weiter, beroch einen jeden Grasbüschel, jede Prairieblume, blieb stehen, schnoberte lange und drückte dabei die Augen halb zu, als wolle er ganz allein den Geruchsinn wirken lassen.

„Die Mutter war dicht neben mir und fragte jede Minute: „Hat er die Spur? Wird er das Kind finden?" Ich wagte nicht ja zu sagen, denn ich wußte es nicht, gleichwohl hatte ich den Hund noch nie so auf einer Fährte gesehen. Die Fährte war jedoch nicht warm, wovon sie auch herrühren mag, denn er blieb stehen, lief in weitem Kreise umher und kehrte an dieselbe Stelle zurück; er hatte die Spur verloren.

„Er machte einen neuen Versuch in weiterm Kreise; nichts. Er bellte ärgerlich, kehrte sich plötzlich um und verfolgte im scharfen Trabe seine eigene Spur wohl zweihundert Ellen weit zurück. Da blieb er stehen, beschnoberte den Boden, kam an einen Büffelweg und ging langsam und bedächtig über denselben quer hinüber, dann rasch vorwärts, er hatte offenbar die Spur, die er suchte, plötzlich aber blieb er stehen und kehrte um, etwa als habe er vergessen einen Grasbüschel zu beachten, an dem er eben vorbei gekommen. Ich besah diesen auch und da an dem dürren Stengel hing ein kleines Stückchen blauer Baumwolle. Die Mutter sah, daß ich es betrachtete, kam schnell herbei, entriß mir die kostbare Reliquie und sagte, sie wisse bestimmt, das sei von ihrem Haus. Ich dachte es auch; aber wie lange konnte das Baumwollenstückchen da gehangen haben! Der Hund war unterdeß voraus gekommen und wir eilten ihm nach.

„Denken Sie sich recht lebhaft die arme Mutter. Sie verwendete kein Auge von dem Hunde und folgte jeder seiner Bewegungen. Sie hoffte bereits und ich hatte nicht den Muth, durch Zweifel und Bedenken sie zu stören. Der Hund lief immer noch voraus und ich hatte die einzige Noth jetzt, die ungeduldige Mutter zurückzuhalten, damit sie dem Hunde nicht vorlaufe und so die Spur verderbe.

„Von allen Seiten her kamen die übrigen suchenden Nachbarn auf uns zu. Wir blieben in gehöriger Entfernung von dem Hunde und Aller Augen folgten ihm. Er hatte offenbar die Spur, aber sie war schwach; er wußte was er sollte. Stunden lang folgte er so der Spur des Knaben, die sich bald hier hin bald dort hin wendete, und aller Zweifel hörte auch bald auf: da auf einer alten Büffelfährte zeigte sich deutlich die Fußtapfe eines Kindes. Ich stellte rasch meinen Fuß darauf, damit die Mutter sie nicht sehe, weil ich fürchtete, ihr Eifer werde sich dann nicht mehr zügeln lassen und den Hund stören, der unsere einzige Hoffnung war. Aber meine Bemühung war vergebens; sie hatte meine Bewegung gesehen, lief vor und sah eine andere Fußtapfe. Ich hielt sie fest, ehe sie dieselbe erreichte und während sie in einem Tone, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde und der nur aus einer geängstigten Mutterbrust kommen kann, aufschrie: „das ist seine Spur! Mein Kind! Mein Kind!" betrachtete ich mit Jägerauge und Aufmerksamkeit die Fußtapfe. Es war der deutliche Abdruck eines Kinderfußes in weichem Staube. Die Fußtapfe war übrigens gemacht, nachdem die Sonne aufgegangen und der Thau aufgetrocknet, da der Staub ganz trocken gewesen war, als der kleine Fuß darauf getreten. Ein Wurm war darüber gekrochen; also war doch schon längere Zeit vergangen, seit sie entstanden. Wir konnten vielleicht noch eine Stunde weit gehen müssen, ehe wir den Knaben einholten, wenn ihn nicht Ermüdung aufgehalten. Die Aufgabe, ihm zu folgen, war nicht leicht, da der Knabe auf dem Büffelwege fortgegangen war. Die Leute alle mußten mindestens einen Steinwurf weit hinter dem Hunde zurückbleiben. Ich allein blieb bei ihm. Er freuete sich, denn er wedelte mit dem zottigen Schweife. Der Weg, auf dem wir gingen, war vielleicht schon seit hundert Jahren von Büffeln und Indianern gegangen; er führte die kleinen Hügel hinan, in die kleinen Thäler hinein und wieder hinauf. Auf ihm in der weiten Prairie, den blauen Himmel über uns, die grüne Erde unter uns, folgten wir der Spur, nicht um zu tödten, was wir suchten, sondern um zu retten, denn es war ja das theuerste Gut zweier Menschenherzen, der reichste Schatz einer Prairie-Farm. Auf dem Gipfel eines Hügels blieb der Hund stehen; die Mutter und ich standen neben ihm. Gewiß war da das Kind gewesen, um sich umzusehen, wo das Haus des Vaters stehe. Vergebliche Hoffnung! Von da aus war keine Spur von einer menschlichen Wohnung zu sehen. Er war oben auf dem Gipfel rund um gegangen, um nach allen Seiten hinzusehen. Er hatte sich niedergesetzt, um auszuruhen, vielleicht zu weinen, denn ich konnte am Wege den Eindruck der beiden Fersen sehen.

„Aber wieder war er fort und — wohin? Der Hund suchte und suchte lange, bis er an der Seite des Hügels hinunter in das grüne Gras hineinlief, so schnell, daß wir, ich und die Mutter, kaum mit ihm Schritt halten konnten. Er führte uns an einen kleinen Bach, an dem der Knabe getrunken hatte. Wir konnten sehen, wo die kleinen Füße in den weichen Boden am Ufer getreten waren, und wo er niedergekniet, sah man beide Hände eingedrückt. Von da ging die Spur wieder rückwärts. Da plötzlich blieb der Hund stehen und sein Wesen änderte sich. Er hielt die Nase nicht mehr an den Boden, um der Spur zu folgen, er hob den Kopf empor, streckte den Hals und ging fest und sicher weiter. Er brauchte sicherlich der Spur nicht mehr, er witterte den Knaben wo er lag. Ich bemerkte diese Veränderung sogleich und kannte ihre Bedeutung, wagte aber nicht der Mutter etwas davon zu sagen. Aber was entginge einer Mutter, die ihr Kind sucht? Sie bemerkte, daß der Hund sicher nach einer Stelle zu ging, rief aus: „er hat es gefunden! er hat es!" stürzte an mir vorbei, als fliege sie und im nächsten Augenblick hörte ich des Knaben Angst- und der Mutter Freudenschrei.

„Wir waren bald bei ihr und der Hund schien ihr fast den Anspruch auf das Kind streitig machen zu wollen, theilte aber ihre Freude, sprang an mir an, lief zu dem Kinde, das die Mutter an ihre Brust drückte, leckte ihm die Füße und bellte vor Freude.

„Wie freudig war der Rückweg! Ich ging voraus und der Hund blieb dicht hinter mir, aber bisweilen glaubte er doch nachsehen zu müssen, ob mit dem Knaben alles in Ordnung sei, der von den Männern abwechselnd getragen wurde.

„In der Mitte des Weges etwa zu der Farm, zu welcher die Mutter mit dem Wiedergefundenen zurückkehrte, trennte ich mich von den Uebrigen und schritt quer über die Prairie nach meiner Farm, die ich mit dem Abenddunkel erreichte, in der mich aber weder Weib noch Kind erwartete.

„An jenem Tage habe ich tiefer in ein weibliches Herz geblickt als je und in der Nacht darauf nahm ich mir fest vor, mir auch ein solches Herz zu gewinnen und zwar ein deutsches."

Ueber Wesen, Werth und Bedingungen wahrer Frauenbildung.

Einleitungsworte zu den „Vorträgen für Frauen",* gesprochen von K. Biedermann.

Bildung besteht nicht in bloßem Wissen, am Allerwenigsten in bloßem Vieles- und Vielerleiwissen, denn das bloße Wissen, besonders wenn es nicht gehörig verarbeitet ist, macht weit häufiger untauglich als tauglich für's Leben — wahre Bildung aber soll Bildung für's Leben sein. Noch weniger freilich besteht dieselbe in der bloßen Aneignung äußerlicher, conventioneller Formen und Formeln, denn diese verflachen nur zu leicht Geist und Gemüth, machen gleichgültig gegen das innere Wesen und den wahren Werth der Dinge.

Ich möchte die wahre Bildung bezeichnen als geistige Gesundheit und sie vergleichen mit der Gesundheit des Körpers. Wie diese letztere da vorhanden ist, wo alle Organe des Körpers gleichmäßig, nach ihrer natürlichen Bestimmung, entwickelt und durch diese Entwickelung befähigt sind, die äußeren Stoffe, deren der Körper zu seiner Erhaltung und Ausbildung bedarf, aufzunehmen und zu verarbeiten, den zum Wohlbefinden nothwendigen Erregungen zu folgen, den dem Körper nachtheiligen Eindrücken Widerstand zu leisten — ganz ebenso giebt es auch eine geistige Gesundheit, welche in der gleichmäßigen Ausbildung der verschiedenen Seelenkräfte und in der dadurch gewonnenen Fähigkeit besteht, die äußern Verhältnisse zu beherrschen und sich zu unterwerfen, den Widerwärtigkeiten des Lebens tapfern Widerstand zu leisten. Diese geistige Gesundheit, Kraft und Frische ist das Kennzeichen wahrer Bildung.

Die Frauenbildung ist in dieser Hinsicht von der Bildung der Männer nicht wesentlich unterschieden. Nur insofern ist sie es, als die Lebens- und Berufssphäre der Frauen eine beschränktere ist, als die der Männer. Diese Sphäre aber muß sie ebenfalls ganz und nach allen Seiten hin ausfüllen. Ja die Harmonie der Bildung wird bei der Frau noch schwerer vermißt, als beim Manne, den Beruf und Lebensstellung öfter zu einer gewissen tüchtigen Einseitigkeit der Kraftentwicklung führen, welche die Vielseitigkeit eher entbehren läßt. Bei der Frau dagegen wird Einseitigkeit leicht zur unweiblichen Schroffheit.

Doch das Wesen der Frauenbildung wird vielleicht besser als durch solche allgemeine Betrachtungen durch Beispiele aus dem Leben veranschaulicht. Schon in der äußern Erscheinung zeigt sich fast immer der Gegensatz der wahrhaft gebildeten Frau zu der ungebildeten und was in vielen Stücken auf Dasselbe hinaus kommt, der halbgebildeten, verbildeten oder überbildeten. Jenes wohlthuende Gleichmaß aller Bewegungen, die Quelle der Anmuth, dieser schönsten Zierde des weiblichen Geschlechts, jene Sicherheit des Auftretens und der Haltung, die ebensoweit entfernt ist von der aufdringlichen Keckheit des emancipirten Mannweibes wie von dem eckigen, steifen, scheuen Wesen, das Frauen und Mädchen so übel steht, jene Ruhe, welche Nichts hat von der ängstlichen und beängstigenden Hast, die bei jedem nicht vollkommen im alltäglichen Geleise sich bewegenden Ereigniß sogleich, wie man zu sagen pflegt, „aus dem Häuschen ist" und dabei doch jene leichte Erregbarkeit und Beweglichkeit, die so angenehm absticht und der stumpfen Gleichgültigkeit, welche auch das Wichtigste spur- und theilnahmlos an sich vorübergehen läßt, — Das sind die sichern Erkennungszeichen wahrer, echter Frauenbildung.

In der Gesellschaft macht sich die gebildete Frau nicht dadurch bemerkbar, daß sie einige Höflichkeitsformen mehr inne hat oder dieselben gewandter zu handhaben versteht, daß sie die eine oder die andere fremde Sprache geläufig spricht (vielleicht auch nur radebrecht)), eines oder das andere Musikstück mit mehr oder weniger Finger- und Kehlfertigkeit vorträgt. Alles Dies kann ein Element wahrer weiblicher Bildung sein, wenn es nämlich zum Ganzen derselben in richtiger harmonischer Einstimmung steht, es kann aber auch, wo diese Einstimmung fehlt, den sehr unbefriedigenden, ja unter Umständen widerwärtigen Eindruck einer bloßen Halb- oder Scheinbildung machen und ist keinesfalls ausreichend, für sich allein vollgültigen Anspruch auf den Namen einer wahrhaft gebildeten Frau oder Jungfrau zu verleihen. Was vielmehr diese kennzeichnet, das ist die Fülle inneren Geistes- und Gemüthslebens, die, wie durch einen tiefen Drang der eigensten Natur, ohne Affectation und Künstelei, frisch und frei bei der leisesten Anregung hervorquillt, Alles, was ein solches weibliches Wesen thut, spricht, antwortet oder fragt, vergeistigt und verklärt und auf den ganzen Kreis, worin dieselbe sich bewegt, erwärmend und erleuchtend zurückstrahlt. Wo diese innere Kraft und Lebensfülle vorhanden ist, da wird es nicht an mannigfaltigem Interesse und mannigfaltiger Anregung zu geselliger Unterhaltung fehlen, da wird man viele, aus Mangel an Stoff oder aus angewohnter Trägheit des Denkens, zu stundenlangen Gesprächen über ein neues Kleidungsstück oder einen Wechsel der Dienstboten, oder zu jener noch schlimmern Art von Zeitvertreib, die in Wintertagen von Klatschereien und in einem gewöhnlich ebenso geist- als lieblosen Absprechen über fremdes Thun und fremde Mängel besteht, sich herabwürdigen, noch aber auch sich hinaufschrauben zu affectirtem Geistreichthun in angelernten oder aufgeschnappten Kunstfloskeln und Literaturbrocken, wobei fast immer Gemüth und Geist leer ausgehen und höchstens die Eitelkeit und auch diese nicht einmal ihre Rechnung findet.

Man hat in neuerer Zeit österes, und nicht mit Unrecht, darüber geklagt, daß in größeren, aus beiden Geschlechtern zusammengesetzten Gesellschaften in der Regel die Männer, sobald sie es nur mit einigem Anstand können, sich von den Frauen sondern und unter sich verkehren. Ich will dies nicht entschuldigen; der Grund davon ist oftmals eine gewisse Geistesträgheit und ein Mangel an Bildung auf Seiten der Männer, die es bequemer finden, ihre gewohnten Geschäftsgespräche und zwanglosen Scherze unter einander fortzusetzen, als die Mühe einer auf andere Interessen eingehenden und in gehaltenern Formen sich bewegenden Unterhaltung auf sich zu nehmen. Nicht selten aber liegt auch die Schuld an dem andern Theile. Wenn der Mann, welcher im Gedankenaustausche geselliger Unterhaltung Erfrischung und Anregung sucht, bei den Mädchen oder den Frauen, die er anredet, eben keine Gedanken, sondern nur Worte und nichts als Worte findet, wenn er vergeblich alle Saiten anschlägt, alle Wendungen des Gesprächs versucht, um nur ein selbstständiges Urtheil, nur eine eigenthümliche und natürliche Gefühlsäußerung hervorzulocken, statt dessen aber immer nur entweder dem Schellengeklingel angelernter Phrasen, oder einem schüchternen Verstummen, oder einem erzwungenen,

* Diese Vorträge, von den Professoren Bock und Biedermann, unter Beistand einiger Docenten der Naturwissenschaften, zu Leipzig veranstaltet und am 14. November d. J. vor einer sehr zahlreichen Versammlung begonnen, sollen, in je zwei Stunden wöchentlich während dieses ganzen Winters einestheils kulturgeschichtliche, anderntheils naturwissenschaftliche Belehrungen (letztere namentlich aus dem Gebiete der Gesundheits- und Nahrungsmittellehre und der Haushaltungschemie) umfassen. Aus dem oben mitgetheilten Einleitungsvortrage ist Dasjenige weggelassen, was sich lediglich auf dessen nächste specielle Bestimmung bezog, und nur Dasjenige beibehalten, was das eigentliche Thema, die Frauenbildung, betrifft.
Die Redaktion.

geistesleeren Lächeln begegnet — kann man es ihm verdenken, wenn er zuletzt ermüdet und gelangweilt, sich hinweg, und einer ansprechenderen Unterhaltung zuwendet?

Doch, mit all dem bisher Berührten befinden wir uns nur noch gleichsam im Vorhofe der wahren, höhern Lebensinteressen und folglich auch der wahren, höhern Bildung des Weibes. Ihre schönsten Blüthen entfaltet diese erst da, wo der ernsteste, aber auch erhabenste und beglückendste Beruf des Weibes beginnt. Und ein solcher beginnt dort, wo für die Jungfrau der Zeitpunkt erschienen ist, zu wählen und gewählt zu werden. Diese Wahl, die über Glück oder Unglück eines ganzen Lebens und nicht blos eines Lebens entscheidet, wird unter der sichern Leitung wahrer Bildung fast immer zum Heil, ohne dieselbe fast immer zum Unheil ausschlagen. Die gebildete Jungfrau wird, unbestochen durch Aeußerlichkeiten, nur nach dem innern Werthe, nach den bleibenden Vorzügen des Geistes und Herzens wählen — und sie wird gut gewählt haben! Und der Mann von Geist, Herz und Charakter wird nur ein im ächten Sinne gebildetes Mädchen wählen, ein solches, an dem er eine tüchtige Hausfrau, eine mitfühlende und ihm treu zur Seite stehende Lebensgefährtin für Freud und Leid, eine kräftige Mutter und eine sorgliche und befähigte Pflegerin und Erzieherin kommender Geschlechter zu gewinnen hoffen darf, nicht eine bloße Modedame und auch nicht ein bloßes Aschenbrödel, welche Alles gethan glaubt, wenn sie nur die Suppe nicht verbrennt und das Fleisch nicht versalzt.

Und nun — hineingestellt in diesen erhabenen Beruf als Hausfrau, Gattin, Mutter, — was da wahre Frauenbildung werth sei. Das wird nur Der ganz zu schätzen wissen, der das Walten einer solchen in seinem Hause froh und dankbar empfindet, und noch mehr vielleicht Jener, der es schmerzlich zu vermissen hat. Daß der Mann, so oft er ermüdet, Erholung suchend, von seinen schweren Berufsgeschäften zum heimischen Herde zurückkehrt, hier auch wirklich Erholung findet, daß das Gefühl häuslichen Behagens, wohlthuender Fürsorge für seine gewohnten Bedürfnisse, harmonischen Einklanges aller seiner Umgebungen ihn anmuthend und erheiternd umfange und sich beruhigend über sein, oft verstimmtes, oft aufgeregtes Gemüth lege, wie Oel in die stürmende Fluth gegossen, daß er für seinen abgespannten Geist die heilsame und nothwendige Anregung eines zugleich inhaltvollen und zutraulichen Gesprächs, für seine, draußen vielleicht verletzte Empfindung den Balsam freundlicher, aus tiefem Verständniß und sicherer Würdigung seines Wesens geschöpfter Zusprache, für seine mancherlei Berufs- und Lebenssorgen den tröstenden Beirath eines, das Leben mit einfach klarem und darum oft richtigerem Blicke anschauenden Frauengemüths nicht entbehren müsse, — Das zu leisten vermag nur ein gebildetes Weib, ein solches aber auch ganz zuverlässig. Wehe dem Manne, den statt jenes häuslichen Behagens daheim nur verdrießliche Gesichter und ein ungeordnetes ungemüthliches Hauswesen erwarten, der, statt für seine größern Sorgen theilnehmendes Interesse und rathenden Eifer zu finden, sich mit einer Fluth kleiner oft kleinlicher Klagen über Dinge empfangen sieht, denen abzuhelfen nicht des Mannes, sondern des Weibes Sache ist. Wehe dem Hauswesen, wo der Mann sich in dieser Weise unbefriedigt fühlt und dadurch veranlaßt wird, Befriedigung und Erholung außerhalb des Hauses zu suchen!

Die schwerste, aber auch läuterndste und verklärendste Feuerprobe für ein wahrhaft edles und gebildetes Frauengemüth sind Zeiten der Noth, wo es gilt, mit dem Aufgebote der ganzen geistigen Kraft gegen ein hereinbrechendes Mißgeschick zu kämpfen, ein unabwendbares mit Muth und Würde zu ertragen. Eine geisteskräftige, wahrer Hingebung und Entsagung fähige Frau wird sich und dem Manne solche kritische Momente des Lebens eben so sehr erleichtern, als eine dieser Eigenschaften entbehrende sich und dem Manne das Schwere noch schwerer, das Bittere noch bitterer, das an sich schon kaum zu Ertragende vollends unerträglich macht.

Aber nicht die Gesellschaft allein und nicht das Haus allein haben Ansprüche an das Herz und den Geist der Frau. Auch das Vaterland, auch die Menschheit haben solche. Nicht als ob sich die Frau in politisches Parteigetriebe mengen, Propaganda machen solle für Rechts oder für Links! Nein! Aber sie soll mit ihrem gebildeten Gefühle das Ewigwahre, Menschliche und Vaterländische aus den Wirren und Kämpfen des Tages herausfühlen; sie soll patriotisch empfinden und wenn es gilt, patriotisch handeln. Mit gerechter Bewunderung erzählt die Geschichte von jenen Spartanerinnen, die ihre Söhne in den Kampf für's Vaterland mit der Weisung sandten: entweder mit dem Schilde wiederzukehren, oder auf dem Schilde, d. h. entweder als Sieger oder als für's Vaterland Gefallene; von jenen Carthaginenserinnen, welche ihre langen Haarflechten abschnitten, um daraus Bogensehnen zu machen, zur Rettung ihrer hartbedrängten Stadt; von unsern eigenen Stammesmüttern, den Frauen der alten Germanen, die ihre Männer und Söhne in den Krieg begleiteten und mehr als einmal auf ihren ermunternden Zuruf, ja bisweilen durch eigne thätige Antheilnahme am Gefecht, die wankende Schlachtordnung wiederherstellten. So heroische Opfer fordert die civilisirtere Gegenwart von den Frauen nur selten — obschon noch nicht allzulange die Zeit vorüber ist, wo auch die deutschen Frauen zur Befreiung des Vaterlandes ähnliche Entsagungen übten, von dem Schmucke an, den sie darbrachten, bis zu den Söhnen und Gatten, die sie mit ihren Segenswünschen in den heiligen Kampf sandten, und wer weiß, ob nicht eine ähnliche Zeit, ehe wir's denken, wiederkommen mag — aber es giebt andere, oft nicht minder schwer und nicht minder wichtige Opfer, welche die Frauen der Gegenwart für das Allgemeine zu bringen haben, unbemerkter vielleicht, aber darum nicht minder verdienstliche. Wären alle die Fälle bekannt, wo durch tapfre Entschlossenheit und unverzagte Ausdauer der Frau dem Manne das Festhalten an seinen politischen Ueberzeugungen erleichtert, so wie jene, wo es ihm durch ängstliche Verzagtheit und kleinmüthige Klagen derselben erschwert worden ist, — wir würden mit Erstaunen wahrnehmen, welchen wichtigen, oft wahrhaft verhängnißvollen Antheil an den Schwankungen politischer Kämpfe, an den Entscheidungen ganzer Länder- und Völkergeschicke häufig Frauen gehabt haben.

Und wie viel kann eine edle, gebildete Frau wirken für die Linderung allgemein menschlicher Leiden, für die Verbesserung gesellschaftlicher Uebelstände, wenn sie sich diesen Pflichten aus wahrer Herzensneigung, mit ernster Hingebung und unter der Leitung eines aufgeklärten, gebildeten Verstandes widmet, nicht blos weil es die Mode des Tages so heischt, nicht blos um dem Scheine der Wohlthätigkeit und Menschenfreundlichkeit zu genügen.

Hier öffnet sich dann auch für jene minder Glücklichen des Frauengeschlechts, denen nicht vergönnt war, den nächsten und eigentlichsten Beruf des Weibes zu erfüllen, ein anderer, ebenfalls schöner und segensreicher, in mancher Hinsicht für jene Entbehrung entschädigender Wirkungskreis. Um aber diesen entschlossen zu ergreifen und würdig auszufüllen, um jene Entbehrung mit innerer und äußerer Fassung, ohne Verbitterung des Gemüths und ohne Verkümmerung des Geistes zu tragen und an der Stelle des vom Schicksal ihnen versagten Looses sich ein anderes, möglichst befriedigendes für sie selbst und möglichst nutzbringendes für die Welt zu schaffen, auch dazu befähigt nur eine wahre, gründliche Geistes- und Herzensbildung.

Und nun zum Schluß noch wenige Worte über die Bedingungen und die Mittel, durch welche eine solche ächte Frauenbildung erworben wird. Vor Allem gebe man den Wahn auf, als könne dieselbe das leichte Werk eines raschen Entschlusses, einer empfindsamen Herzensregung, einer wenn auch noch so aufrichtigen und ernst gemeinten Willenserhebung sein. Abgesehen davon, daß auch der beste Wille und der feurigste Eifer selten lange vorhält, wenn die tiefere Anlage und Gewöhnung des ausdauernden Hinstrebens nach einem Punkte mangelt, so ist es auch mit dem bloßen Wollen da nicht gethan, wo es zumeist auf ein wirksames Können ankommt. Wie wenig auch die zärtlichste Liebe hinreicht, um die mangelnden Haushaltungskenntnisse der jungen Neuvermählten zu ersetzen, das wissen wir aus zahlreichen Romanen und Theaterstücken, leider noch öfter aus dem Leben selbst, und nicht jeder Ehemann ist so duldsam und gutgelaunt wie David Kupferfeld, um sich und seiner „kleinen Frau" die Verdrießlichkeiten und Beschämungen eines mißrathenen Gastmahls leichten Sinnes hinwegzuküssen. Ungleich trauriger noch, weil tiefer greifend und schwerer wieder zu verwischen, sind jene Fehlgriffe, welche eine wohlmeinende, aber übelberathene Liebe ohne gründliche Vorbildung in dem so hochwichtigen Erziehungsgeschäfte begeht. Und selber die Theilnahme an dem Geistesleben und den Interessen des Mannes, obschon sie vorzugsweise auf einer leichten Erregbarkeit des Gemüths zu beruhen scheint, wird dennoch ohne die Mitwirkung eines gebildeten, klaren Verstandes ihr Ziel weit öfter verfehlen, als erreichen, wird, statt den Mann wirklich zu erfreuen und aufzurichten, ihn eher langweilen und ermüden.

Wahre, gründliche für's Leben brauchbare Frauenbildung kann, wie jede andere wahre Bildung, nur das Werk und die Frucht eines ganzen, mit Ernst und Eifer darauf gerichteten Lebens sein. Sie muß früh begonnen, mit Ausdauer fortgesetzt und niemals als abgeschlossen betrachtet werden; sie muß Körper und Geist gleichmäßig umfassen und jede Kraft dieses letzteren in der ihr eigenthümlichen Richtung entwickeln und stärken, das Gefühl läutern, den Willen festigen, den Verstand aufklären um so jene Harmonie des Lebens zu schaffen, welche, wie ich im Eingange sagte, die wahre geistige Gesundheit und die schönste Blüthe menschlicher Bildung ist.

Blätter und Blüthen.

Die Sechshundert von Balaklava. Die Dreihundert Helden von Termopylä, die Vierhundert von Pforzheim und die Sechshundert von Balaklava haben in der ganzen Geschichte nicht ihres Gleichen, denn ähnlichen Beispielen heroischen Todesmuthes begegnet man hier und da blos noch in einzelnen Helden, den Horatiern und Curatiern, Curtius, Arnold von Winkelried.

Versetzen wir uns gleich mitten in die tollkühnste, verwegenste, furchtbarste aller Kriegsscenen vom 25. October. Die Russen hatten bei ihrem großen Ausfalle auf die Belagerer Sebastopols den Engländern mehrere Kanonen genommen. Es galt sie wieder zu erobern. Türken und Engländer waren mit dem Versuche, sie dem in der Zahl und Position weit überlegenen Feinde wieder abzunehmen, gescheitert. Vor sich hatten die Alliirten ein Thal, dessen beide Höhen auf beiden Seiten mit Kanonen und dessen Ausgang nach Sebastopol hin, wo die eroberten Kanonen waren, mit langen Doppelreihen von Cavallerie und im Hintergrunde mit dichten Massen von Infanterie bedeckt wurden. Aber es galt doch, sie wieder zu holen. So wurden 627 Mann leichte Cavallerie beauftragt, den Versuch zu wagen, strategisch und menschlich genommen der tollkühnste Wahnsinn, aber in seinem kurzen und tragischen Verlaufe eine der erhabensten Erscheinungen persönlichen und vereinten Todesmuthes, für welchen man in der menschlichen Brust und in den gegebenen Verhältnissen bis jetzt vergebens nach einer genügenden Erklärung sucht.

Der furchtbare Kampf ruht im Thale und auch auf den Höhen umher zwischen unzähligen Verstümmelten und Leichen. Die Sechshundert sprengen in die Mitte herein. Die Trompeten schmettern, die Säbel blinken. Von beiden Seiten blicken die lauernden schwarzen Schlünde der feindlichen Kanonen und im Hintergrunde Fernröhre und Augenwaffen der Freunde auf sie herab, wie aus Theaterlogen. Vor ihnen dehnen sich zwei dichte lange Reihen russischer Cavallerie, die eroberten Kanonen zu schützen. Die Tollkühnen beschließen, diese Doppelreihe, jede einzeln ihnen bei Weitem überlegen, zu durchbrechen. Sie rücken vor, anfangs in gemäßigtem Schritt, dann unter Trompetengeschmetter, Hurrah rufend, Säbel schwingend immer schneller und schneller, bis sie gegen die erste russische Phalanx anprallen und die Säbel von beiden Seiten in Pferde- und Menschenfleisch wüthen. Nach einigen Minuten liegen Hunderte todt und verstümmelt zwischen und unter Pferden. Einzelne der letztern fliehen schnaubend, zitternd und rathlos im Thale. Aber die erste Reihe ist durchbrochen. Der Rest sprengt Hurrah rufend, Mützen und Säbel schwingend gegen die zweite Phalanx, während die erste sich wieder ordnet, um eine Phalanx hinter dessen Rücken zu bilden und ihn von beiden Seiten nieder zu mähen. Die zweite Phalanx, dreifach, vierfach überlegen haut die anprallenden Helden zur Hälfte nieder. Die andere Hälfte wird von der Gewalt der Massen zurückgedrängt, so daß sie auf die erste, vorher durchbrochene Colonne stößt, um sich hier abermals durchzuschlagen. Von den Kanonen auf den Höhen und Feindesmassen ringsum zu mehr Todten und Zerhauenen und Zertretenen, als Lebenden, nieder gemacht, werfen sich die noch Sattelfesten, obwohl auch vielfach blutend und mit dem Tode ringend, auf die neu gebildete Cavalleriemauer des Feindes. Man ficht, er will seine Schuldigkeit thun d. h. in diesem Falle, er will noch todtmachen, was todtgemacht werden kann. Das findet man im Kriege nicht nur in der Ordnung, sondern auch höchst tugendhaft. Dagegen läßt sich nicht rechten, ohne sich lächerlich zu machen. Der Krieg mit seinen Regeln und historischen Tugenden ist einmal eine „alte Gerechtigkeit," gegen welche die neue juristische, nach welcher die Feinde sehr feierlich, umständlich und einzeln erst zum Tode verurtheilt und dann später sehr ceremoniell abgethan werden, viel zu langweilig sein würde.

Aber aus den schwarzen Schlünden auf den Höhen blitzen ungeheuere Feuerbüschel und zischen ungeheuere Eisenkugeln herab und brüllen krachende Donner durch das Thal und füllen es mit dicken Pulverdampfwolken. Die Kugeln der Russen reißen hier mehrmals blind in Freund und Feind hinein, die sich im ehrlichen Schwerterkampfe gegenseitig zerhacken. Die Kugeln von den Höhen reißen ohne Wahl Freund und Feind massenweise in Stücken. Die 600 Reiter Englands und Schottlands finden einige Collegen in der Geschichte, diese Kanonendonner stehen wahrscheinlich ohne Beispiel da in der Historie aller Kriege, selbst der Religionskriege. Man sollte meinen, selbst das Kanonenmetall, selbst die blinden eisernen Kugeln hätten, erschreckt und erweicht von der Erhabenheit dieses wahnsinnigen Heldenmuthes und zurückbebend vor der Zumuthung, blindlings auch die Freunde mit massenweise niederzureißen, hier ihre Dienste versagen müssen. Nein, keine Regung der Menschlichkeit, weder in dem Metalle, noch in der Lunte, noch im Pulver, noch in den Händen und Herzen der russischen Artillerie. Die Kanonen schmettern Freund und Feind in brüderliche Haufen von todten, blutenden, zuckenden und stöhnenden Pferden und Menschen, aus denen blitzende und blutige Säbel, Pferde- und Menschenbeine erst zuckend und schlagend, dann bald starr und steif hervorragen. Von den 627 Reitern kehrten nur 189, auch zum Theil zerhauen und verstümmelt zurück. Die 438 Leichen (ohne die russischen) waren die martialische Schöpfung noch nicht einer vollen Morgenstunde.

Als die Namen der 627 nach dieser Morgenstunde verlesen und aufgerufen wurden, antwortete auf den Schall dieser noch kurz vorher volle frische Mannesblüthe bedeutenden Namen 438 Mal ein furchtbares, beredtes S c h w e i g e n. Dieses Schweigen klang entsetzlich bis herüber nach England und ruft in unzähligen Herzen die schreiendsten Klagen wach. Dieses Schweigen bekam Tausende von Stimmen in der Presse, in der Breite des Volks und drang bis in die geheimnißvollen Höhen des Friedensministeriums, das nun nach langem Diplomatisiren und Glauben und Hassen und Lieben desto unbarmherziger und tiefer in die wüthende Nemesis eines 40jährigen, still und lächelnd gegen s e i n e e i g e n e Gesetze und Grundrechte handelnden und schachernden und Völker und Städte und Länder kaufenden und verkaufenden diplomatischen Friedens hineingerissen wird. Die 438 im Tode Schweigenden rufen nach Verstärkungen, nach Ersatz, nach Ernst und Prinzip des Krieges und fordern, daß er wirklich ein ehrlicher Krieg werde, der diesen Todesmuth, diese erhabene Leidenschaft sich rücksichtslos opfernden Heroismus nicht beschimpfe.

Lebendig-Begrabene giebt es nach den angestellten Beobachtungen in Frankreich ohne Zweifel in großer Menge, denn im Laufe einiger Jahre wurden 52 Fälle bekannt, in denen Lebendig-Begrabene noch vor ihrem Tode wieder ausgegraben wurden, und 53, in denen man die Unglücklichen mit abgenagten Händen und Armen, mit zerkratztem Gesicht und zerschlagenem Schädel fand. Der unlängst verstorbene berühmte Chemiker Julia von Fontenella hat allein mehr als zweihundert der schaudererregendsten Fälle des Lebendig-Begrabenwerdens beobachtet. Allein man kann sich nicht wundern, daß diese Zahl so groß, sondern nur, daß sie nicht noch größer ist; denn die Beerdigung ist schon vierundzwanzig Stunden nach erfolgtem Absterben gestattet. Wenn auch ein Beamter den wirklich erfolgten Tod zuvor zu bestätigen hat, so giebt es doch, zumal auf dem Lande, so viele Unwissende, mit dieser Bescheinigung beauftragte Beamte, daß sich mit Gewißheit annehmen läßt, es werden in Frankreich alljährlich eine Menge Menschen lebendig begraben, zumal da, wo der muthmaßliche Tod durch solche Krankheiten herbeigeführt wurde, die oft eine längere Hemmung aller Lebensfunktionen zur Folge haben, und deren die Arzneikunst f u n f z e h n verschiedene Arten zählt.

Allgemeiner Briefkasten.

K. in B—n. —. Schilderung einer Gesellschaft Frömmler. Eignet sich nicht für unser Blatt. Wir lassen Jeden nach seiner Façon selig werden. Wenn Sie am Schluß fragen, weshalb es jetzt so viele Kopfhänger gäbe, so ist die Antwort nicht schwer. — Weil wenig Menschen Geist, Kraft und gutes Gewissen genug besitzen, den Kopf aufrecht zu halten. Frömmelei (nicht zu verwechseln mit Frömmigkeit), Kopfhängerei und Mysticismus sind gegenwärtig die Modetrachten, in welchen sich eitle Thoren, Heuchler, Betrüger, Fanatiker und Narren in die gute Gesellschaft einschleichen — die Pinsel sich auf die leichteste Weise einen Anstrich von Verstand und die Schurken das Ansehen von Gemüthlichkeit geben. Und bedenken Sie vor Allem: der Glaube und der Geldbeutel sind leider bei vielen Leuten die nächsten Blutsverwandten. —

M. in Lpz. Sie wünschen Aufschluß über den Schenkel der Schwanthaler'schen Venus in Nr. 594 der Illustrirten Zeitung? Wahrscheinlich ist er gebrochen und von Dr. R. in L. geheilt worden.

F. in Wien. Raisonnirende Artikel über die Moral in der heutigen Politik. Für unser Familienblatt nicht passend, folgt deshalb nächstens zurück. Die Moral in der Politik hat übrigens stets den Consequenzen des Nützlichkeitsprincipes weichen müssen. Vergessen Sie nicht, daß Carl der Große mehr als hunderttausend Sachsen würgen ließ, weil sie keine Christen werden wollten, während sein Sohn Lothar denselben Sachsen wiederum das Heidenthum erlaubte, wenn sie ihm den Bruderkrieg ausfechten würden.

H. in Dresden. Sie ärgern sich, daß die Deutsche Allgemeine Zeitung Nachrichten aus der Krim unter der Rubrik: „Türkei" bringt, als ob die Krim schon türkisch wäre. Warum soll unser harmloses Blatt diese unblutige Eroberung einer Leipziger Zeitung anfechten? Das ist Sache der Russen.

D i e R e d a c t i o n.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

№ 49. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Die Blinde.

Weihnachtserzählung von August Schrader.

I.

Mild und freundlich, bevor sie von der Erde schied, beschien die Julisonne die Häuser des reizend gelegenen Dorfes G. In dem weißen Kirchthurme mit seinem stumpfen Schieferdache ward die Abendglocke geläutet, und von den nahen Wiesen herüber hörte man das Geläute der heimkehrenden Heerden. Vor den Thüren der Häuser standen Kinder und Frauen, harrend der blanken Kühe und Rinder, die durch Brüllen ihre Nähe ankündigten. Auch die fleißigen Feldarbeiter erschienen nach und nach in den belebten Gassen, folgend dem verhallenden Abendrufe der Glocke.

Um diese Zeit gingen zwei Männer langsam zwischen den Häusern hin. Der eine war ein freundlicher Greis von mittlerer Gestalt, dessen schwarze Kleidung und weißes Halstuch den geistlichen Herrn verrieth. Er mußte viel danken, denn von allen Seiten kamen dem geehrten und geliebten Pfarrer freundlich ehrerbietige Grüße entgegen. Der andere war ein junger Mann von vielleicht achtundzwanzig Jahren; er trug einfache, aber elegante dunkele Kleider, welche seine schönen männlichen Körperformen deutlich abzeichneten. Sein bleiches Gesicht war völlig von großen Blatternarben zerrissen; aber es sprachen sich Geist und Gutmüthigkeit darin aus, und das große dunkelblaue Auge unter den starken Brauen spiegelte einen festen, energischen Charakter ab. Eine Salondame, in dem Geschmacke unserer Zeit gebildet, würde dieses Gesicht unbedingt häßlich genannt haben; dem Beobachter aber mußte es wegen seines Ausdrucks von Interesse sein.

Arnold Bließ, Kandidat des Predigtamts, war zum Besuche bei seinem Onkel, dem Pfarrer Braun. Der junge Mann hatte früh schon seine Aeltern verloren, und dadurch wäre er gehindert gewesen, die angefangenen Studien fortzusetzen, wenn der Onkel, der nur eine Tochter besaß, ihn nicht großmüthig unterstützt hätte. Harrend eines Amtes, lebte er nun in der ziemlich entfernten Residenz, wo er sich durch Unterricht und schriftstellerische Arbeiten gerade so viel erwarb, daß er seinem Stande gemäß existiren konnte, ohne ferner die Hülfe des guten Onkels in Anspruch zu nehmen.

Die beiden Männer hatten das Dorf durchschritten. Da zeigte sich plötzlich ein großes Eisengitter, durch dessen Stäbe man die Aussicht in einen weiten, aber nicht im besten Zustande befindlichen Park hatte. Hinter einer entfernten Baumgruppe hervor ragte das Schieferdach eines hohen, stattlichen Gebäudes mit seinen Zinnen und Thürmchen.

„Folge mir!“ sagte lächelnd der Pfarrer, indem er das angelehnte Thor öffnete. „Ich werde Dir jetzt die einzige Merkwürdigkeit unsers Dorfs, aber vielleicht die größte der ganzen Provinz zeigen.“

„Dieses Schloß?“ fragte Arnold, den Park betrachtend.

„Es ist ein Denkmal der Baukunst aus dem sechszehnten Jahrhundert, wohlerhalten durch die Grafen von Krayen, die es von Vater auf Sohn bis vor zehn Jahren bewohnten. Der letzte Sprößling dieser edeln Familie machte eine eben nicht ehrenvolle Ausnahme — als er nach dem Tode seines Vaters das zwar nicht sehr reiche, aber immerhin beträchtliche Erbe erhielt, ergab er sich einem verschwenderischen, leichtfertigen Leben, und man sah ihn nur dann auf dem Schlosse Krayen, wenn er ein Ackerstück oder ein Gehölz verkaufte. Die schöne Besitzung ist nun völlig zerrissen, Aecker, Wiesen und Waldungen sind dahin, und dieses Gitter umschließt alle Zubehörungen des Schlosses, das seit drei Jahren ein alter Kastellan verwaltet. Von dem leichtsinnigen Grafen ist weiter nichts bekannt, als daß er in der Residenz lebt, und dem Spiele und dem Trunke ergeben ist. Man fürchtet allgemein, daß er auch den letzten Rest der Besitzung veräußern werde. Aber wer wird dieses alte Gebäude kaufen, das nichts einträgt und höchstens zu einem Sommeraufenthalt benutzt werden kann?“

Der Pfarrer hatte seinen Neffen auf einen Hügel geführt, von wo aus man das alte ehrwürdige Schloß völlig übersehen konnte. Die in Stein gehauenen Bogenfenster mit den schweren Verzierungen blitzten, von der Abendsonne beschienen, wie Stahlplatten. Ein großes gothisches Fenster, das der Kapelle, glühte dunkelroth wie Gold, denn die Scheiben desselben waren bemalt. Guirlanden von Weinreben und wildem Epheu schlängelten sich von der Terrasse bis zu dem hohen Söller hinauf, der in der Mitte des ersten Stockes lag und von vier starken Säulen getragen ward. Zwischen diesen Säulen befand sich die große Eingangsthür, zu der eine stufenreiche Steintreppe führte. Weder in dem Parke noch in der nächsten Umgebung des Schlosses zeigte sich ein menschliches Wesen; in dem hohen Grase der weiten Beete weideten zwei weiße Ziegen, über die hinweg ein Schwarm Schwalben seine leichten Spiele trieb, und in den stillen Wipfeln der riesigen Ulmen sangen einzelne Vögel ihr Abendlied. Arnold schwelgte in den Reizen der prachtvollen Landschaft, mit stummem Entzücken betrachtete er das graue Schloß, und unwillkürlich schuf sich seine Phantasie abenteuerliche Gestalten zu Bewohnern des romantischen Gebäudes. Der greise Pfarrer, der das für Poesie

empfängliche Gemüth seines Neffen kannte, ließ ihn eine Zeit lang in dem stummen Anschauen der herrlichen Abendlandschaft, dann forderte er ihn lächelnd zum Weitergehen auf. Ueber eine Holzbrücke, welche die bebüschten Ufer eines Baches verband, kam man auf den Platz vor dem Schlosse. Eine Menge blühender Hortensien in verwitterten Kübeln umgab wie ein Kranz diesen Platz, dem es anzusehen, daß ihm die sorgende Hand des Gärtners fehlte.

Der Pfarrer trat zu einem offenen Fenster, das sich in der Giebelseite des Erdgeschosses befand.

„Vater Klaus!" rief er.

Als er noch einmal lauter seinen Ruf wiederholt hatte und keine Antwort erfolgte, sagte er zu dem Neffen:

„Der alte Kastellan befindet sich ohne Zweifel in dem Schlosse, denn ich sehe, daß die Thür angelehnt ist, die zu der Treppe in dem kleinen Thurme führt. Wir werden ihn in den obern Räumen antreffen."

Beide stiegen eine Wendeltreppe hinan, die sich in einem der Eckthürme emporwand, und nach zwei Minuten betraten sie den gewölbten Corridor, der mit Skulpturarbeit geziert und ausgemalt war. Rechts und links zeigten sich die hohen Flügelthüren, die zu den Gemächern führten. Nachdem der Führer von einem der Fenster aus seinem Gaste eine prachtvolle Fernsicht über das Thal gezeigt und die Fluren angedeutet hatte, welche durch die Verschwendung des letzten Grafen nach und nach in den Besitz reicher Oekonomen und Bauern übergegangen waren, sagte er:

„Wir wollen jetzt die Kapelle in Augenschein nehmen, die sich in diesem Corridor befindet und stets geöffnet ist. Ich verhehle es nicht, daß ich das Kirchlein gern betrete, denn es übt einen wunderbaren Eindruck auf mich aus. Und dieser Ort ist es, dem sich wohl kein zweiter in Deutschland zur Seite stellen läßt. Man sieht, daß ihn alle Grafen von Krayen mit besonderer Vorliebe und Pietät gepflegt haben, er vereinigt heute noch alles Schöne und Großartige, was unser Zeitalter aufzuweisen vermag. Es würde mir Kummer machen, wenn diese alte Behausung einem Besitzer zufiele, der sie nicht zu schätzen wüßte; und doch läßt sich dies fürchten, da der Graf in seinem leichtsinnigen Leben beharrt."

Am entgegengesetzten Ende des Corridors öffnete der Pastor, der das Innere des Schlosses genau kannte, den schweren Flügel einer Bogenthür. Man trat in eine gewölbte Vorhalle, an deren Wänden einzelne kleine Betstühle standen. Darüber hingen Bildnisse in großen braunen Holzrahmen, alte Grafen von Krayen darstellend. Schweigend betraten die Männer die Schwelle eines Bogens, der sich der Eingangsthür gegenüber befand, und die Kapelle, in magischer Beleuchtung der Abendsonne, lag vor ihnen. Auf dem kleinen, mit einer weißen Decke überhangenen Altare flimmerten zwei silberne Kandelaber, und das einfache Crucifix dazwischen schien von einem Heiligenscheine umgeben zu sein. Darüber wölbten sich zierliche Spitzbogen, von deren Vereinigungspunkte herab eine schwere mit Epheu umwundene Alabasterampel hing. Das Altargemälde, das das volle Licht durch ein gothisches Fenster empfing, mußte von der Hand eines alten Meisters gefertigt sein, denn die Reiterfigur des heiligen Georg, dessen Pferd den Drachen zertritt, schien aus dem schweren Goldrahmen hervortreten zu wollen.

Eine feierlich ernste Stimmung hatte sich Arnold's bei diesem Anblicke bemächtigt. Schweigend betrachtete er die einzelnen Gegenstände, während der alte Pfarrer sich seiner Ueberraschung freute. Da erklangen plötzlich die Töne der kleinen Orgel, die sich über den Häuptern der beiden Männer befand. Sanft und lieblich zitterten sie durch die Halle.

„Was ist das?" flüsterte überrascht der Pfarrer.

Arnold hörte die Frage nicht, Auge und Ohr waren dergestalt beschäftigt, daß er die Anwesenheit des Onkels vergaß. Es mußte ein Meister sein, der die Töne dem vortrefflichen Instrumente entlockte. In freier Phantasie entwickelte sich die einfache, innige Melodie, und Arnold, ein Musikkenner, mußte das richtige Fortschreiten der Harmonien bewundern. In der Musik sprach sich bald eine wehmüthige Freude, bald eine innige Andacht aus.

Kaum war der letzte Ton verhallt, als sich das Geräusch von Schritten auf dem kleinen Chore hören ließ. Onkel und Neffe traten tiefer in die Kapelle, und sie sahen zwei Damen langsam die Treppe herabsteigen, die zu dem von braunem Holze erbauten Chore führte. Hinter ihnen erschien Klaus, der alte Kastellan. Die Kapelle sollte diesen Abend Alles vereinigen, was die Bewunderung des Kandidaten erregen konnte. Hatte ihn der Ort schon mit seiner magischen Beleuchtung und die reizende Musik erhoben, so begeisterte ihn jetzt der Anblick der jüngeren Dame, die von der ältern geführt, langsam die letzten Stufen der offenen Treppe herabstieg. Die schlanke, elegante Gestalt war einfach in Weiß gekleidet. Als sie sich wandte, sah Arnold ein wahres Madonnengesicht. Für ihn, den schon begeisterten Kandidaten, schien die Dame in dem stets matter werdenden Schimmer der goldigen Abendsonne von überirdischer Schönheit, ein Engel zu sein. Das waren Züge, wie sie nur die Phantasie eines Malers zu schaffen vermag. Schwere dunkele Locken, die auf schneeweiße Alabasterschultern herabfielen, umwallten ein zartes, fein geschnittenes Mädchenantlitz. Schön geschweifte dunkele Brauen zeigten sich über den langbewimperten Augen, die züchtig zur Erde gesenkt waren. Die blühenden Lippen formten einen reizenden Mund. Eine einfache Goldkette schmückte den zarten Hals. Die rechte Hand des vielleicht zwanzigjährigen Mädchens lag in der ihrer Begleiterin, die linke trug ein Bouquet Rosenknospen, die eine goldene Hülse zusammenhielt.

Die ältere Dame mochte wohl achtundvierzig Jahre zählen; begann auch ihr Haar schon zu bleichen und zeigten sich in dem weißen Gesichte die Spuren des Alters, so verrieth dennoch eine auffallende Aehnlichkeit in den edeln Zügen, daß das junge Mädchen ihre Tochter sei. Mit einer schmerzlichen Freundlichkeit grüßte sie, indem sie an den beiden Männern vorüberging. Die junge Dame neigte lächelnd das Haupt, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Guten Abend, Herr Pastor!" sagte laut der Kastellan, als ob er den Frauen bemerklich machen wollte, wer der alte Herr sei.

Er hatte seinen Zweck erreicht; die Mutter blieb stehen und wandte sich fragend zur Seite:

„Der Herr Pfarrer des Orts?"

Der Greis verneigte sich.

„Pastor Braun!" fügte er hinzu, sich den Fremden vorstellend.

„Dann preise ich den Zufall, mein Herr, der mich Ihnen entgegenführte. Ich hatte bis jetzt den Vorzug nicht, Sie zu sehen, aber der würdige Pfarrer Braun ist mir dessen ungeachtet nicht fremd. Ich kann mir nicht versagen die Gelegenheit zu benutzen, Ihnen meine Hochachtung auszudrücken."

Verwundert wiederholte der Pastor seine Verneigung. Mit ruhigem Blicke sah er die Dame prüfend an — er erinnerte sich nicht, ihr je im Leben begegnet zu sein.

„Sie kennen mich nicht," fügte sie lächelnd hinzu; „aber wenn Sie mir zu einer kurzen Unterredung in mein Zimmer folgen wollen, wird das Räthsel gelöst sein. Gehen Sie voran, Klaus!" befahl sie dem Kastellan, einem Manne im hohen Greisenalter.

Die letzten Worte ließen errathen, daß die Dame in Beziehung zu der gräflichen Familie stehen, daß sie ein Recht haben müsse, in dem Schlosse zu gebieten, zumal da der Kastellan ehrerbietig Folge leistete. Nachdem der Pfarrer seine Zustimmung zu erkennen gegeben, verließen die beiden Frauen die Kapelle. Arnold hatte wenig von dieser Unterredung gehört, er war so im Anschauen des reizenden Mädchens versunken gewesen, daß er sich kaum seiner Umgebung noch bewußt war.

„Keine andere als sie," dachte er, „kann die Orgel berührt haben, denn dieselbe Anmuth, Lieblichkeit und Andacht, die in den Harmonien lag, drückt sich in diesem Engelsgesichte aus! Sie ist die heilige Cäcilie, die Göttin der Musik!"

„Arnold," flüsterte der Onkel dem Neffen zu, „ich kann die Einladung nicht ablehnen — mache einen Spaziergang durch den Park, sobald ich kann, kehre ich zu Dir zurück!"

Man ging so lange auf dem dämmernden Corridore hin, bis der Kastellan eine der Thüren öffnete. Die beiden Damen traten ein, der Pfarrer folgte, und die Thür schloß sich wieder. Arnold befand sich mit dem alten Klaus allein.

„Wer ist die junge Dame?" fragte er hastig.

„Ich weiß es nicht!" antwortete der Greis, indem er langsam der Treppe zu ging.

„Und wer ist die ältere?"

Der Kastellan zögerte, es schien als ob er auf eine ausweichende Antwort sänne. Arnold wiederholte seine Frage.

„Sie wird einige Zeit hier wohnen," entgegnete endlich der Greis. „Diesen Morgen ist sie mit ihrer Tochter hier angekommen."

„Woher?"

„Auch das kann ich nicht sagen."

„Aber Sie müssen doch wissen, mein lieber Freund — —"

„Ich weiß nur, daß die Dame ein Recht hat, hier zu wohnen, und daß es meine Pflicht ist, ihr zu gehorchen. Vielleicht kann Ihnen der Herr Pfarrer mehr sagen. Sie begreifen wohl, daß ein Kastellan nur ein Diener ist."

Arnold schwieg; ohne den Greis, der in einen schmalen Gang trat, weiter zu grüßen, eilte er die Treppe hinab, um in das Freie zu gelangen. Die Abendröthe lag feurig auf der bewaldeten Hügelkette, die sich jenseits des Dörfchens ausbreitete, und jene wunderbare Ruhe in der Natur war bereits eingetreten, die das Nahen der Sommernacht verkündet. Der arme Kandidat befand sich in einer Verfassung, die er bis zu diesem Augenblicke nicht gekannt hatte. Die herrliche Abendlandschaft hatte für ihn keinen Reiz mehr, alle seine Gedanken waren mit der überirdischen Erscheinung der Jungfrau beschäftigt. Wie ersehnte er die Rückkehr des Onkels, von dem er Auskunft erwartete, obgleich er nicht wußte, wozu sie ihm nützen könne. So hatte er das nächste Wäldchen erreicht, das durch den Rasenplatz von dem Schlosse getrennt ward. Er lehnte sich an den schlanken Stamm einer Buche, und sah nach dem stattlichen Gebäude hinüber, das von der Abendröthe goldig beleuchtet vor ihm lag. Da sah er, wie langsam eine weiße Gestalt auf den Söller hinaustrat, wie sie beide Hände ausstreckte, an dem Steingeländer stehen blieb und dann ruhig die Landschaft überschaute.

„Da ist sie!" dachte Arnold und ein leises Frösteln durchrieselte seinen ganzen Körper.

Seine Phantasie verlor sich in wunderbaren Träumen. Die weiße Jungfrau auf dem Altane des altergrauen Schlosses, strahlend im Abendscheine, gewährte in der That ein Bild aus der alten Ritterzeit, und der eigene Reiz desselben war völlig geeignet, den Eindruck tiefer einzuprägen, den die Erscheinung der wunderholden Cäcilie in der Kapelle auf sein Herz ausgeübt. Da stand sie ruhig und regungslos und Arnold war selbst anmaßend genug zu glauben, daß seine Person ihre Aufmerksamkeit erregt habe. Welcher andere Gegenstand konnte sie so lange fesseln? Es war ersichtlich, daß ihre Blicke nur auf ihn gerichtet waren. Die Dämmerung hatte sich bereits auf das Thal herabgesenkt und die Jungfrau glich nur noch einem weißen Schatten, als die Stimme des Pfarrers den Träumer weckte. Arnold schämte sich seiner Reizbarkeit, er suchte seine gewöhnliche Ruhe zu erkünsteln und folgte schweigend dem Greise, der ihn zur Heimkehr aufforderte. Als er den letzten Blick nach dem Söller richtete, war die Jungfrau verschwunden und ein helles Licht schimmerte aus der geöffneten Thür. Verstohlen beobachtete Arnold nun den Onkel, der still und mit ernsten Mienen an seiner Seite ging. Den sonst so redseligen Alten schienen wichtige Dinge zu beschäftigen. Als sie die Häuser des Dorfs erreichten, folgte der Kandidat dem Drange seines Herzens und richtete die erste Frage an den Pfarrer. Seine Antwort war ausweichend wie die des Kastellans, und als die Spaziergänger vor dem freundlichen Pfarrhause standen, wußte Arnold nichts weiter, als daß Mutter und Tochter den Sommer auf dem Schlosse zubringen würden. Der junge Mann forschte nicht weiter, und als er gewahrte, daß der Greis selbst bei Tische seiner Gattin und Tochter den im Schlosse stattgehabten Vorgang verschwieg, beschloß er, das Geheimniß zu ehren. Sein Besuch sollte noch acht Tage dauern, und in dieser Zeit hoffte er Aufschluß zu erhalten, wenigstens so viel, um in seiner Erinnerung mehr zu bewahren, als die Gestalt des reizenden Mädchens.

II.

Das Schloß Krayen, obwohl seiner Felder und Wälder beraubt, war im Innern noch glänzend eingerichtet. Treu der Religion ihrer Ahnen hatten es die edeln Bewohner verstanden, den ernsten und großartigen Styl der alten Baukunst mit der zierlichen Pracht ihres Zeitalters zu verjüngen, und als der Vater des leichtsinnigen Richard von Krayen starb, desselben von dem der Pfarrer gesprochen, fehlte nichts, was das glänzende und bequeme Leben eines begüterten Grafen erforderte. In diesem Zustande befand es sich noch heute. Richard, ein wüster Junker, hatte es verlassen und der Obhut des alten Klaus übergeben, der es gewissenhaft verwaltete. Außer dem reichen Silbergeschirr, das der Junker zu Gelde gemacht hatte, fehlte nicht ein Stück des Inventars.

Wir betreten in dem Augenblicke ein Zimmer des Schlosses, als die Uhr auf dem Hauptthurme desselben die neunte Stunde verkündet. Kostbare, moderne Möbel stehen an den Wänden, die mit dunkelrothen Tapeten bekleidet sind. Eine große Astrallampe verbreitet ein helles Licht, so daß sich die theuern Oelgemälde in großen Rahmen deutlich erkennen lassen. Den Boden bedecken weiche Teppiche. Man hätte glauben mögen, das Zimmer sei immer bewohnt gewesen. Die beiden Damen, die der Leser in der Kapelle kennen gelernt, befinden sich in diesem reizenden Gemache. Die Mutter schließt so eben ein Portefeuille, in das sie Notizen eingetragen — die Tochter steht ruhig an dem offenen Fenster, ihr liebliches Gesicht der erfrischenden Abendluft preisgebend.

„Cäcilie!" rief sanft die Mutter, indem sie einen schmerzlichen Blick auf die Tochter heftete.

Die Angeredete wendete ihr Haupt zur Seite und fragte mit ihrer kindlichen, wohlklingenden Stimme:

„Hast Du Deine Geschäfte beendet, liebe Mutter?"

„Für heute ist Alles gethan — das Inventarium werde ich in den nächsten Tagen prüfen. Dem Kastellan habe ich die nöthigsten Aufträge ertheilt, und ich bin nun wieder die Deine."

Cäcilie wandte sich von dem Fenster ab.

„Ach, daß ich Dir nicht nützlich sein kann, daß ich Dir nur Sorgen mache und Deine Aufmerksamkeit stets in Anspruch nehmen muß!" sagte sie mit einem Seufzer. „Wo ist das Sopha?" fragte sie dann, indem sie ihre beiden zarten Hände ausstreckte.

Die Mutter ergriff eine derselben und führte die Tochter zu dem Sopha.

„Habe nur noch wenig Tage Geduld, Mutter," sagte sie während des langsamen Gehens mit einem schmerzlichen Lächeln; „ich bin hier so fremd — wenn ich nur einigemal noch an Deiner Hand diese Räume durchwandert bin, so werde ich Deiner Führung nicht mehr bedürfen, ich will alle Gegenstände genau meinem Gedächtniß einprägen."

„Wie befindest Du Dich hier?" fragte die Mutter, indem sie sich neben der Tochter niederließ.

„Die Luft ist köstlich, und ich athme freier als in der Stadt. Dort drüben müssen schöne Wälder liegen, denn ein frischer Duft dringt zu mir — —"

Der Mutter traten die Thränen in die Augen; sie küßte die Stirn der Tochter, indem sie ausrief:

„O, daß es Dir nicht vergönnt ist, die herrliche Natur zu sehen! Wie gern gäbe ich den Rest meines Lebens darum, könnte ich Dir das Augenlicht erkaufen."

„Mutter, schon wieder sprichst Du diesen Wunsch aus!" sagte Cäcilie mit sanftem Vorwurfe. „Muß ich Dir wiederholen, daß Du meine Lage verkennst? Nur ein Gut, das man besessen, entbehrt man. Ich habe nie die Welt gesehen, obgleich ich seit zwanzig Jahren darauf lebe — und so habe ich mir meine eigene Welt gebildet, in der Du mein schützender Engel bist. Du hast mich erzogen, gebildet, mit unsäglicher Geduld zu dem gemacht, was ich etwa bin, und Deine Stimme zu hören, Deine Hand zu fühlen ist mir Bedürfniß. Glaube mir, ich bin ganz glücklich!"

„Du liebes Kind! Verzeihe meiner Mutterliebe, wenn sie für Dich ein Gut ersehnt, dessen Du nie theilhaftig werden kannst. O, daß es mir versagt ist, mehr für Dich zu thun!"

Sie küßte die großen blauen Augen der Tochter, die so klar waren, daß man ihnen kaum die Sehkraft hätte absprechen können.

„Mutter," sagte Cäcilie lebhaft, um an ihr Glück glauben zu machen, „ich habe Dich nie gesehen, aber mein Herz hat sich ein Bild von Dir geschaffen, das ähnlich sein muß. Ich erkenne Deinen Schritt, jede Deiner Bewegungen, selbst das Rauschen Deines Kleides unterscheide ich — —"

„Cäcilie, Du willst mich täuschen!" flüsterte sie mit sanftem Vorwurf.

„Mutter!"

„Ich habe diese Besitzung gekauft, um Dir eine andere Umgebung zu schaffen, um Dich der geräuschvollen Stadt zu entziehen, die Dir lästig zu sein schien. Das Schloß Krayen vereinigt Alles, was Deinen Neigungen entspricht — Cäcilie, Dir fehlt noch etwas! Ich halte es für einen Mangel an Vertrauen, wenn Du Dich nicht offen gegen mich aussprichst. Cäcilie, hilf mir Deine Nacht aufzuhellen, hilf mir dem Drange meiner Mutterliebe folgen, Dich ganz glücklich zu machen. Mit unserer Uebersiedelung in diese Gegend soll ein neues Leben beginnen —"

„O, wie danke ich Dir diese Fürsorge, Mutter!" rief Cäcilie, indem sie sich an ihre Brust warf. „Du begräbst Dich mit mir in diese Einsamkeit und entsagst den Freuden des geselligen Lebens, weil sie für Deine blinde Tochter nicht geschaffen sind. Es macht mir Kummer, daß ich Dein Dasein an das meinige fesseln muß."

Die Mutter ergriff beide Hände ihrer Tochter, die sie sanft in den ihrigen drückte.

„Cäcilie," sagte sie mit bewegter Stimme, „Du willst mich, die ich Dich ganz kenne, an Dein Glück glauben machen, während ich sehe, daß eine Veränderung in Deinem Innern vorgegangen ist. Du lächelst, aber Dein Herz leidet. Willst Du, daß ich mit Dir leide, mein Kind? Willst Du meinen Schmerz dadurch erhöhen, daß Deine Verschlossenheit mir die Möglichkeit nimmt, ganz für Dein Glück zu sorgen? Wem in der Welt könntest Du Dich vertrauen, wenn nicht mir? Cäcilie, ich habe es bisher vermieden, diesen Punkt ernstlich zu berühren — jetzt vermag ich es nicht mehr, und wenn Du Anstand nimmst, offen zu sein, so muß ich Dich an Deine Pflicht mahnen."

„An meine Pflicht!" hauchte sie kaum hörbar vor sich hin, und Thränen erschienen in dem blinden Auge. „Ja, es ist meine Pflicht," fügte sie lauter hinzu, „und ich will ihr genügen. Mutter, Du hast Recht, es ist in mir eine Veränderung vorgegangen, die ich Dir mit Anstrengung verbergen wollte. Ach, und ich folgte Dir gerne in diese Gegend, weil ich in der Einsamkeit eine peinliche Regung zu unterdrücken hoffte, die ein Zufall in der Stadt vergrößern konnte. Sind wir unbelauscht, Mutter?" fragte sie ängstlich.

„Es ist Niemand in der Nähe!"

„So höre das tiefste Geheimniß meines Herzens, des einzigen, das es vor Dir birgt. Wenn Du es kennst, wirst Du mir verzeihen, daß ich es in mich zu verschließen suchte, denn ich wollte ja nur allein leiden. Du führtest mich an dem letzten Christabende in den Dom der Residenz, um mir eine Weihnachtsfreude zu bereiten, meinem Geiste, Mutter, weil die Blinde einer andern nicht theilhaftig werden kann. Die herrliche Musik erhob und begeisterte mich; ich sah die tausend Kerzen nicht, von denen Du sagtest, daß sie das Gotteshaus erhellten; aber andächtige Begeisterung hatte mein Inneres mit einem wunderbaren Lichte erfüllt und die jubelnden Töne der Weihnachtshymne trugen mich in eine lichte Sphäre. Entzückt lauschte ich den gewaltigen Harmonien noch, als sie längst verklungen waren, sie tönten noch fort in meiner erregten Brust. Da erhob sich plötzlich die Stimme des Predigers, eine Stimme, Mutter, so wohlklingend und schön, daß sie den Eindruck der Musik verscheuchte. Aber nicht die Stimme allein war es, die so seltsam wunderbar mein Herz bewegte, auch die Worte waren es, die sie sprach. Welche Kraft, welches Feuer und welche Empfindung lag in dem Vortrage des Kanzelredners! Wie klar und schön war seine Anschauung von dem Ereignisse, das die Christenheit durch ein Fest feierte! Frömmigkeit und Verstand hatten ihm die Worte dictirt, die seine jugendliche, herrliche Stimme der Versammlung zurief. Mit steigender Spannung verfolgte ich die Rede, und als sie geendet, war ich so von dem Geiste derselben durchdrungen, daß mir das Leben ein anderes geworden zu sein schien. Und ach, Mutter, auch ich selbst war eine andere geworden!" fügte sie erröthend hinzu. „Der Zustand meines Herzens war mir fremd, aber er gewährte mir eine schmerzliche Freude. Anfangs begnügte ich mich mit der Erinnerung an seine schöne Stimme, die mir herrlicher klang, als Musik, denn — ach, Mutter, ich mußte an ihn denken ohne es zu wollen — dann schuf sich meine Phantasie ein Bild von ihm, und dieses Bild steht immer vor mir, ich mag wachen oder träumen. Eine unbestimmte Sehnsucht erfaßte mich — Du führtest mich später wieder in die Kirche, ich hörte einen andern Prediger, aber die Sehnsucht war nicht befriedigt. Ein wunderbares geistiges Band knüpft mich an den Mann, den ich für jung und schön halte. Mutter, es bildete sich ein Gefühl in mir aus, das ich nicht anders als — Liebe nennen kann."

Cäcilie verbarg ihre in Thränen gebadeten Augen an der Brust der Mutter, die erbleichend nach Fassung rang.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Künstler-Bild.

Die Donner der letzten polnischen Revolution verhallten in Warschau, und zitterten noch nach durch das Herz eines kaum zwölfjährigen Knaben, der in dem ärmlichen Zimmer eines ärmlichen Hauses der Vorstadt saß, feuchten Auges, und mit zitternden Händen ein Thürschild bemalend. Neben ihm lagen Schulbücher des Lyceums, aber mit Staub bedeckt und in einen Lederriemen eingeschnallt. Ach, auch des Knaben Seele war eingeschnürt in dem eisernen Reifen der Noth und der Nothwendigkeit! Die Revolution hatte auch in sein junges Leben schreckbar eingegriffen. Seine Aeltern hatten vorher beschlossen, die schon früh sich zeigenden Talente des Knaben, mit Aufopferung des wenigen letzten Vermögens, in wissenschaftlichen Studium heranbilden zu lassen; der Knabe hatte schon eine erste Klasse im Lyceum betreten. Da kam die Revolution, sie nahm den Aeltern das für diese Ausbildung Bestimmte, und er mußte nun seine goldenen Träume von Bildung und Wissenschaft verfliegen lassen; er mußte Brot verdienen. Seine schon sehr schöne und sichere Handschrift ließ ihn zunächst Thür- und Schilderaufschriften ausmalen. Aber er hatte bereits gekostet vom Baume der Erkenntniß; die Segnungen und Beglückungen des Wissens ahnen gelernt, er strebte danach mit brennender Begier, — und er saß nun da: hungrig und kalt, wehmüthig und trotzig, jetzt auf die eingeschnallten Bücher, dann auf das farbenbeschmierte Bret blickend.

Seine schöne Handschrift auf den Thüren und Schildern zog ihm indessen schon bald die Aufmerksamkeit eines Sequestrators und eine Stelle als Schreiber bei demselben zu. Dort lernte ihn der Redakteur der Warschauer Gazette, Professor Kruzski kennen; beobachtete seine schon recht hübschen Schulkenntnisse und seine unermüdliche Wißbegier und nahm ihn dann als Schreiber auf sein Bureau. Er gab ihm Bücher, und guten Rath: wie dieselben am Besten zu benützen; er ließ ihn Sprachen lernen und des Knaben ungemeine Empfänglichkeit und Phantasie, bei eiserner Consequenz des Fleißes, ließen ihn schon nach zwei Jahren fertig Deutsch und Französisch sprechen und das Englische bis zum Lesen bringen. Nun wurde er aus einem Schreiber ein Uebersetzer; — aber immer fühlte er sich unglücklich, zerrissen bis zum tiefsten Grund seiner Seele; er strebte nach einem Besonderen, noch aber ihm Unbewußten; er strebte nach Wirken, That, Ehre, nach Schönem und Großem, er strebte eben wie jedes junge Genie strebt: „in dunklem Drange." Da auf einmal wurde dieser dunkle Drang ein klarer, lichtvoller; das Unnennbare, Unbewußte ein Bestimmtes, ein Ziel: er sah, wahrscheinlich zum ersten Male, ein großes Schauspiel auf dem ausgezeichneten ersten Theater seiner Vaterstadt, er sah darin den hochgefeierten Kudliez, den ersten Schauspieler seines Landes, und da war es bestimmt in ihm:

„Schauspieler werden! Ein großer Schauspieler, ein zweiter Kudliez!"

Rasch und energisch wie immer, ging er schon andern Tages zu Kudliez hin, seine Wünsche und alle seine Verhältnisse mit lebendigen, frischen Farben der Leidenschaft ihm vortragend. Daraus allein schon glaubte Kudliez sein Talent ahnen zu können; der Jüngling hatte ihn sofort gewonnen und der edle Künstler, der zugleich Professor war an der ausgezeichneten Theaterschule, womit das sogenannte „rohe" Polen das sogenannte „gebildete" Deutschland noch immer beschämt, bewirkte seine Aufnahme in dieselbe. So wurde er, im Jahre 1835, und 18 Jahre alt, academischer Schüler seiner Kunst. Schon nach zwei Jahren, nach glücklich abgelegter Probe, debütirte er als wirkliches Mitglied des ersten Theaters zu Warschau, mit 15 Thalern Monatsgage und natürlich noch als sehr untergeordnetes Mitglied. Aber er fühlte seine Kraft wachsen und wachsen; er wollte spielen, viel spielen, jeden Tag; und nicht ein Fach, sondern Alles; d. h. er wollte Menschen, nur Menschen, kein Rollenfach darstellen. Er ging deshalb schon bald zu einem kleineren Theater, nach Wilna. Hier



Dawison.

konnte er seinem Drange voll Genüge thun und Alles spielen was er wollte. Er spielte hier zwei Jahre lang die größten und kleinsten, die jüngsten und ältesten, die liebevollsten und teuflischsten Rollen. Hier machte er eigentlich die hohe Schule seiner Kunst durch, gewann er die außerordentliche Vielseitigkeit, die man jetzt an ihm bewundert, wie sie seit Garrik kein zweiter gehabt hat. Nun bekam er schon einen ehrenvollen Ruf an das große polnische Theater zu Lemberg, wo er sich hauptsächlich dem Heldenfache zuwenden mußte, worin er bald ein gefeierter Schauspieler wurde. Bald wurde ihm auch vom Besitzer des Theaters, dem Grafen Skarbeck, die Oberregie anvertraut. Und dem polnischen Theater in Lemberg verdankt Deutschland seinen größten Schauspieler. Neben jenem befindet sich dort auch noch ein deutsches Theater; untergeordneten Ranges zwar, doch mit bedeutenden Mitteln versehen: gewinnt es häufig Gastspiele berühmter deutscher Schauspieler, namentlich der Koryphäen des kaiserlichen Burg-Theaters in Wien. Und Diese sah der Pole dort spielen, sah durch sie die ersten Meisterwerke deutscher Dichtung zum ersten Male Deutsch aufgeführt, und wie er an jenem Abend im Theater zu Warschau gerufen hatte: „Ich muß Schauspieler werden!" so rief er jetzt aus: „Ich muß deutscher Schauspieler werden. Ich muß Lessing, Schiller, Goethe und den deutsch gewordenen Shakespeare Deutsch und in Deutschland spielen!"

Mit derselben Energie, womit der Knabe damals jenen Vorsatz ausgeführt, verfolgte der Mann nun diesen, und der erste Held und Oberregisseur, der schon gefeierte und theuer bezahlte Künstler am polnischen Theater verließ das Alles und wurde ein unbekannter, schlecht bezahlter, von den deutschen Schauspielern und dem deutschen Publikum seiner noch accentvollen Aussprache wegen oft verhöhnter und ausgelachter Anfänger. Das konnte eben nur ein echtes Genie, das als solches auch ein großer Charakter war. — Aber als solches konnte er auch nicht lange Anfänger in der neuen Laufbahn sein; bald schon war er als deutscher Schauspieler eine bedeutsame, wenn auch immer noch fremdartige Erscheinung. Der schon genannte Graf Skarbeck, dem auch das deutsche Theater gehörte, nahm nun diesen merkwürdigen Mann in immer höhere Gunst; er gewährte ihm Mittel zu einer großen und langen Reise durch Deutschland und nach Paris, um die deutsche und

französische Kunst gründlich kennen zu lernen. Und der Künstler that dies; einige Zeit kämpfte er zwischen deutscher und französischer Kunst. Den Polen zog zwar die Liebenswürdigkeit, die Feinheit und der Glanz der Letzteren besonders an, aber seinem tieferen Wesen, seiner unendlichen Natürlichkeit auch für die höchste Tragödie, seinem keuschen, sittlichen Kunstsinn trat die deutsche Kunst doch viel näher; sie gewann den Sieg über ihn. — Nun nach Lemberg zurück; dort noch tüchtig gespielt, den polnischen Accent bemeistert, ein Dutzend großer Rollen klassischer Werke einstudirt, traurigen und doch hoffnungsglücklichen Abschied von einer geliebten Braut (einer liebenswürdigen feinen Schauspielerin am polnischen Theater zu Lemberg) — und nun hinaus in das Land seiner Sehnsucht, nach Deutschland. — Er kam zuerst nach **Breslau**. Der große, knochigstarke Mann mit dem gewaltigen Kopfe, den scharfen, leidenschaftlichen Zügen, den unruhigen, eckigen Bewegungen und dem noch immer fremdartigen Accent, der Mann ohne alle die nothwendigen Requisiten von blauem Frack mit blanken Knöpfen, goldener Uhrkette, großem Siegelring, gelben Glacéhandschuhen, Empfehlungsschreiben, fuchsschwänzelnden und einschmeichelnden Redensarten, sondern eben nur jene herbe, spröde, fremdartige Erscheinung, mit dem einfachen Worte: „Ich bin Pole, habe aber in Lemberg schon Deutsch gespielt und möchte das auch hier thun" — bekam als Antwort ein höhnisch freundliches Achselzucken.

Fünf Jahre später stand dieser Mann auf demselben Platze, als der hochgefeierte Gast vom kaiserlichen Burgtheater in Wien. Denn jener vor Frost und Hunger und Seelenschmerz weinende Knabe vor dem farbenbeschmierten Brette im armen Zimmer der Vorstadt Warschaus: er ist jetzt der größte, gefeiertste Schauspieler der Gegenwart, die erste Zierde am edelsten und schönsten deutschen Theater; in Farbe und Marmor schon verewigt, und der Centralpunkt von intelligenter Bewunderung und Liebe in der intelligenten Hauptstadt Sachsens, — es ist **Bogemil Dawison in Dresden**. — Von Breslau ging der Abgewiesene tiefgekränkt, doch nicht entmuthigt, hinweg. Um die scharfen Züge, mit dem Sarkasmus des Genies durchzückt, mag da wohl ein stolz-ironisches Lächeln der Bitterkeit und des Selbstbewußtseins gespielt haben. — Und so noch oft, denn noch oft wurde der fremdartige Mann, — manchmal wohl mit einem gewissen unheimlichen Gefühle solch trotziger Kraft gegenüber, — abgewiesen. Er litt viel! Innerlich und äußerlich. Aber das waren eben nur die formenden, härtenden Hammerschläge des Geschicks. — Einer derselben und eigentlich der letzte der schweren, hätte ihn bald vernichtet: er kam nach Berlin und sein erster Eintritt war eigentlich kein solcher, sondern ein Niedersturz, der eine gefährliche und höchst schmerzliche Verrenkung eines Beins bewirkte. Der arme, kranke, fiebernde Mann wurde in das Krankenhaus gebracht. Hier lag er drei Monate. Sein erster Ausgang galt dem ungeschwächt festgehaltenen Ziel: er ging zu **Louis Schneider**, dem damals noch sehr beliebten Schauspieler am königlichen Theater, dem geist- und kenntnißreichen Schriftsteller und liebenswürdigen Vaudeville-Dichter. Dieser hatte ihn schon in Warschau kennen gelernt und ihm seine künstlerische Aufmerksamkeit zugewendet. Jetzt gab er ihm einen warmen Empfehlungsbrief an seinen Freund, dem Director des damals noch neuen und vortrefflichen **Thalia-Theaters in Hamburg**, Herrn Maurice, und Dawison kam im Winter 1847 nach Hamburg. — Hier war die Grenze seiner Leiden, der Anfang seines Ruhmes. Er trat zuerst auf als **Hans Gürge in Holtei's: „Die Perlenschnur"** und als **Czsolsky im Maltitzschen: „Der alte Student."** Ein paar junge schwärmerische Dichter fanden sofort „das Genie" heraus; der göttliche Instinct im anfangs stutzigen, dann frappirten, zuletzt electrisirten Publikum fühlte unbewußt dasselbe und während einige alte Kritiker und Recensenten auf den Corridoren sich noch herumstritten: ob der neue Gast wirklich Talent habe, hatte ihn der sichre und practisch schauende Director Maurice schon zu 32 Gastrollen engagirt. — Nach 14 Tagen war Dawison schon „der Löwe des Tages" und das Thalia-Theater durch ihn angefüllt wie sonst selten. — Noch einige Zeit — und er war mit bedeutendem Gehalte auf zwei oder drei Jahre engagirt. Nun reiste er nach Lemberg und holte seine theure Braut als liebes, junges Weib in die neue Heimath.

Das war der erste Abschnitt seines neuen Lebens.

Sein Ruf ging nun schon durch die deutsche Theaterwelt. **Gutzkow**, damals Dramaturg am dresdner Hoftheater, suchte ihn unter glänzenden Anerbietungen für dasselbe zu gewinnen; desgleichen der **General-Intendant von Küstner**, für das Hoftheater in Berlin; Beide aber unter der Bedingung, daß Dawison sich nach seinem ersten Gastspiel engagiren lassen **müsse**, wenn er gefalle; Dawison aber in seiner freien, echt künstlerischen Weise, wollte auch eine ähnliche Bedingung für sich haben.

„Ich soll zeigen ob ich gefalle, — nun, so will ich denn auch sehen, ob **es mir** gefällt; habt Ihr Eure Freiheit mich nicht zu engagiren, wenn ich Euch nicht gefalle: so will ich auch die Freiheit haben, mich nicht engagiren zu lassen, wenn es mir bei Euch nicht gefällt."

Diese echt künstlerische, aber bei einem noch nicht „**berühmten**" Schauspieler ganz unerhörte Bedingung, wurde nicht angenommen und Dawison blieb noch in Hamburg, bis **Herr von Holbein**, damals noch Intendant des kaiserl. Burgtheaters in Wien, sie annahm und ihn 1849 zu Engagements-Gastrollen auf gegenseitiges Gefallen einladete. Des Letzteren war Dawison so sicher, daß er seine Familie, die sich um einen reizenden Knaben vermehrt hatte, gleich mit nach Wien nahm. — Seine Sicherheit wurde so glänzend gerechtfertigt, daß er gleich nach den ersten Rollen auf mehrere Jahre und mit dem bedeutendsten Gehalte der ersten Koryphäen daselbst engagirt wurde. Bald zählte man auch ihn dazu. Nun wurde sein Ruf immer größer, seine Gastspiele in den ersten Städten Oesterreichs zündeten überall in selten erlebter Gewalt; dann kam er nach **Breslau**. Wo man ihn damals mit höhnischem Achselzucken nach Brieg und Ohlau verwiesen hatte, flogen ihm jetzt Lorbeerkränze entgegen. — Aber für das **allgemeine Deutschland** war er noch kein „**berühmter**" Name. Erst der eifrig-künstlerischen Intendanz, dem lebendig empfänglichen und gebildeten Publikum und der warmen und geistvollen Kritik und Intelligenz Dresdens war es vorbehalten: von hier aus Dawison's Name durch das ganze Vaterland tragen zu lassen und seinem großen Genius die vollste Anerkennung und Geltendmachung zu verschaffen.

Im Sommer 1852 gastirte Dawison zum ersten Male in Dresden, als hier noch nicht bekannter Name, in seiner ersten Rolle vor leerem Hause; in der zweiten schon vor weit vollerem, in der dritten vor gedrückt vollem Hause und mit den übrigen bewirkend, was **Roger** und Demoiselle **Rachel** nicht vermochten: bei peinigend schwüler Sommerhitze alle Räume des Hauses über und über zu füllen. Das war die Macht des Genies, das sich in wenigen Tagen eine große Stadt gewann. Freilich gehörten zu solchem Siege auch die übrigen oben berührten Elemente in dieser Stadt. Sie machten dieselbe dem Künstler auch unendlich lieb und schätzenswerth und mit demselben Eifer, womit ihm schon bald wieder ein zweites Gastspiel dort angeboten und von hoher Seite her ermittelt wurde, nahm er es an. So kam Dawison im December 1852 zum zweiten Male nach Dresden und was seit Jahren bei einem **Schauspieler** nicht erlebt war: sein Gastspiel wurde mit erhöhten Preisen angekündigt und dennoch bei stets vollem Hause, unter dem donnernden Jubelrufe des Publikums, unter der höchsten und allgemeinsten Anerkennung der Kritik ausgeführt.

Dem armen, vor Frost, Hunger und sehnsüchtigem Geistesdrange weinenden Polenknaben vor dem farbenbeschmierten Thürschilde, gaben die Koryphäen der Intelligenz und Kunst der Hauptstadt Feste, als dem größten Schauspieler der Gegenwart; er wurde zu den Majestäten nach Hofe geladen und kehrte ruhmgekrönt zu seiner glänzenden Stellung in der Kaiserstadt zurück, wo Statuen und Bilder ihn verewigten, wo er mit dem größten Gehalte aller dortigen ersten Größen auf's Neue für viele Jahre gewonnen wurde.

Doch „der Mensch versuche die Götter nicht!" So auf dem Gipfel seines äußeren Ruhmes und Glückes, sollte er doch nicht völlig glücklich sein. Die feine Organisation seiner Frau, begann an der wiener Luft zu kränkeln; es zeigte sich die Nothwendigkeit, die zarte, liebe Pflanze in ein helleres, frischeres Licht zu bringen und Dawison, der erst Gatte und Vater und dann erst Künstler sein wollte, sah die Nothwendigkeit ein, seine große und glänzende Stellung am kaiserlichen Theater zu verlassen. Er bat um Entlassung, — dringender und dringender; — man versprach, man wies ab und versprach wieder. Aber der heißblütigen und raschenergischen Natur Dawison's, so wie seiner auch wohl zu ängstlichen Gattensorge, war solches Zaudern und Hin und Her unerträglich und führte dann, in Verbindung mit Direktor Laube's

bekanntem Wesen leider zu jener Scene zwischen Beiden, die von den Journalen weidlich genug ausgebeutet wurde, um sie hier noch weiter zu verfolgen. Das Resultat war natürlich der Sieg der Macht. Dawison bekam die Weisung, vorläufig das Theater nicht wieder zu betreten, dessen Vorstand er so scharf verletzt hatte; seine Entlassung aber erhielt er nicht. Das war nun wohl die schrecklichste Lage, in die der gewaltige Wirkungsdrang des Genies gerathen kann. Durch die Gnade des Kaisers aber, gefördert durch den rastlosen Eifer der dresdner Intendanz, durch die Macht der öffentlichen Stimme, durch den feinen künstlerischen Blick des Kaisers auf die Genialität seines Künstlers, wurde derselbe doch schon bald aus jener Lage befreit. Er kam nach Dresden, wo er eine neue Epoche dieses herrlichen Theaters und seines eigenen Lebens begann.

Nach dieser raschen Ueberschau seines Lebens, wollen wir nun noch einen Blick auf das eigentliche Wesen seines Schaffens werfen und darzulegen suchen, worin die seltene Macht desselben besteht. Ein Verzeichniß seiner Hauptrollen mag zuerst den weiten Kreis seines Wirkens bezeichnen: Carlos in „Clavigo," Alba in „Egmont," Marinelli in „Emilie Galotti," Burleigh in „Maria Stuart," Hamlet, Marc Anton in „Julius Cäsar," Richard III., Franz Moor in „die Räuber;" von neuen Rollen: Holofernes in Hebbel's „Judith," Mephisto in „Faust," Shylock in „der Kaufmann von Venedig," Muley Hassan in „Fiesko," Fox in Gottschall's „Pitt und Fox," Benedict in „Viel Lärmen um Nichts;" in Vorbereitung: Othello. Von Genrebildern: Bonjour in „die Wiener in Paris," Spielwaarenhändler, Riccaut in „Minna von Barnhelm," Hans Jürge in „die Perlenschnur" u. a.

Diesen so beschriebenen Kreis beherrscht er nun mit hinreißender Gewalt der höchsten Leidenschaft, mit bannender Macht keuschester und einfachster Natur, Wahrheit und Gesundheit und mit tiefster Erfassung, Durchdringung und Entwickelung des Gegenstandes durch seine große Intelligenz, seinen scharfen, scheidenden Verstand und sein geistreiches, tief psychologisches Eindringen in die innerste Werkstätte, in das feinste Räderwerk der Menschennatur. Jede einzelne dieser großen Gaben hat schon bedeutende Schauspieler gebildet; in Dawison vereinigt, haben sie ihn zum Bedeutendsten gemacht, wenn auch andere große Schauspieler wieder andere Gaben besitzen, die er nicht hat, wenigstens nicht so vollkommen wie jene. — In ihm vereinigt, reißt er uns hin, elektrisch durchzuckt, bis zum heftigsten Sturm und Donner der Leidenschaft, bis zum höchsten, kühnsten Schwung des Ideals; läßt er uns dabei doch stets die Beruhigung maßvoller Beherrschung zurück, läßt er uns stets auf gesundem, concretem Boden der Wahrheit stehen; führt er uns der Menschennatur tiefste und geheimste Laute in allen Tinten und Tönen ihrer ewigen Wechselwirkung vor. Da ist nirgends Willkür, Planlosigkeit, sondern überall tiefste Berechnung bei größter Unmittelbarkeit. Da ist kein Einzelnspiel, kein Kunststückchen, kein effectberechneter „Abgang," sondern immer nur ein Ganzes, Volles, Rundes. Da ist kein Machen, sondern ein Werden, ein organisches Wachsthum nach innerster Naturnothwendigkeit.

Das ist das Leben und die Charakteristik des Künstlers Dawison. Der prächtige, frische, kühne Mensch Dawison wird aus Jenem leicht zu erkennen sein. Das Motto zu ihm dürfte heißen: „Wär' ich bedächtig, hieß ich nicht der Tell!"

A.

Des Menschen erste Lebenszeit.

Der Säugling.

Aus dem Alter des Neugebor nen (s. Gartenlaube Nr. 43, S. 515) tritt der Mensch in das des Säuglings und dieses begreift, mit Ausnahme der frühesten Lebenstage, die ersten 9 bis 12 Monate nach der Geburt in sich, sonach die Zeit, während welcher das Kind von der Mutter gesäugt werden soll. In dieser Lebensepoche, in welcher jedenfalls schon die Erziehung durch richtige Gewöhnung beginnen muß, werden sehr oft so arge Verstöße gegen die Behandlung, zumal gegen die Ernährung des Kindes gemacht, daß dasselbe entweder zeitlebens an den Folgen derselben zu leiden hat oder daran sehr bald zu Grunde geht. — Die wichtigsten Momente im Säuglingsalter sind das allmälige Erwachen der Sinne, dem alsdann die ersten Spuren des Verstandes, der Sprache und willkürlichen Bewegung, das Aufmerken und Lächeln zu verdanken sind, und der Ausbruch der Zähne im 7., 8. oder 9. Monate. Der Körper des Säuglings gewinnt in Folge von Fettablagerung an Rundung, seine Muskulatur (das Fleisch) wird nach und nach kräftiger, die Haut derber, die Knochen härter und die große Neigung zum Schlafen nimmt immer mehr ab. Der weichen Beschaffenheit der Hirnsubstanz wegen ziehen stärkere, besonders krankhafte Reizungen der zum Gehirn leitenden Empfindungsnerven, durch Uebertragung ihrer Reizung auf Bewegungsnerven, sehr leicht widernatürliche Bewegungen nach sich und deshalb werden Säuglinge häufig, auch bei ganz unbedeutenden Krankheitszuständen, von Krämpfen (Convulsionen) befallen, die sonach in diesem Lebensalter weniger gefährliche Erscheinungen als im spätern Leben sind. Am Schädel des Säuglings befindet sich vorn in der Mitte über der Stirn eine dünne, nicht verknöcherte Stelle, die große oder Stirnfontanelle (das Plättchen), welche sich erst im 2. oder 3. Lebensjahre schließen darf, wenn das Verstandesorgan, nämlich das in der Schädelhöhle verborgene Gehirn, nicht in seinem Wachsthume gestört und das Kind schwachsinnig werden soll. — Von Seiten der Aeltern ist bei der Erziehung des Säuglings ebensowohl auf die körperliche wie auch schon auf die geistige Entwickelung große Aufmerksamkeit zu verwenden; in ersterer Hinsicht kommt vorzugsweise die Ernährung und Vermeidung von Krankheiten in Betracht, in letzterer findet das Gesetz der Gewohnheit und Nachahmung seine Anwendung.

Die **Nahrung** des Säuglings darf nur Milch sein und zwar die der Mutter, wenn nicht gewichtige Gründe derselben das Stillen verbieten. Man sollte aber zur Beurtheilung der Wichtigkeit dieser Gründe stets den Arzt zu Rathe ziehen, da in jedem einzelnen Falle die ernstlichste Erwägung nöthig ist. Im Allgemeinen läßt sich nur sagen, daß es weder für die Mutter noch für das Kind von Vortheil, aber wohl von Nachtheil ist, wenn kraftlose, blutarme, kurzathmige und hustende, überhaupt an irgend einem chronischen Uebel leidende Frauen stillen. Ebenso sollten auch die Mütter, welche schon mehrere Kinder verloren haben, die sie selbst stillten, ferner die, welche während des Stillens bleich (blutarm), mager, kraftlos und sehr reizbar werden, sodann diejenigen, denen das Saugen des Kindes heftige Schmerzen verursacht, die von der Brust zum Rücken und Kopfe ziehen, alle diese sollten, zumal wenn sie nicht bei gutem Appetite sind, vom Stillen ablassen. Stillt nun aber eine Mutter, dann hat sie auch die Verpflichtung Alles zu vermeiden, was ihrem eigenen Körper und dadurch auch dem des Säuglings schaden könnte (wie Erkältungen, Gemüthsbewegungen, Diätfehler, Mangel an Schlaf, starke Anstrengungen u. dgl.), dagegen Alles zu thun, was ihrem Kinde nützt. Zu Letzterem gehört ganz besonders die Wahl passender, nahrhafter und leicht verdaulicher, aus thierischen und pflanzlichen Nahrungsstoffen zusammengesetzter Speisen, d. h. solcher, welche eine gute, die richtige Menge an Käsestoff, Butter, Zucker und Salzen enthaltende Milch zu erzeugen im Stande sind, wie: Milch und Fleisch (mit dem gehörigen Fette), Ei (Eiweiß und Dotter), Hülsenfrüchte (Erbsen, Linsen, Bohnen) und Nahrungsmittel aus den verschiedenen Getreidearten (aus Weizen, Roggen, Mais, Reis, Hirse &c.). Neben dem Essen muß aber auch auf reichliches Trinken nicht erhitzender Getränke (von Wasser, Milch oder leichtem Biere) gehalten werden, damit das Blut und die Milch der Mutter stets den gehörigen Flüssigkeitsgrad erhalte. Es versteht sich übrigens ganz von selbst, daß ebensowohl im Essen wie im Trinken gehörig Maaß zu halten ist, um die Verdauung nicht zu stören. — Zur richtigen Diät einer Stillenden gehört nun außer der passenden Kost, auch noch das Einathmen einer reinen Luft, mäßige Bewegung, hinreichender Schlaf und Gemütsruhe. Nach Gemüthsbewegungen (Aerger, Schreck, großer Freude) ist es gut, das Kind nicht sogleich anzulegen, wohl aber die Milch abzuziehen.

Muß die Stelle der Mutter von einer Amme ersetzt werden, dann sollte die Wahl derselben zuvörderst nur durch den Arzt und zwar nach vorheriger sehr genauer Untersuchung geschehen, und nur mit Zustimmung des Arztes sollte eine Mutter ihrer Sympathie oder Antipathie bei einer solchen Wahl folgen. Wo möglich muß das Kind der Amme, welches natürlich ebensowenig wie die Milch derselben unbeachtet zu lassen ist, dasselbe Alter wie das zu stillende haben, weil sich während der Zeit des Stillens allmälig nach dem Bedürfnisse des wachsendes Kindes die Beschaffenheit der Muttermilch etwas ändert. Die Amme sollte wenigstens nicht über 6 oder 8 Wochen vor der Mutter entbunden worden sein. Die Milch von Brünetten soll übrigens nahrhafter als die von Blondinen sein. Hat man unter mehreren gesunden Ammen die Wahl, dann wähle man die, welche mit der Mutter von gleicher oder ähnlicher Constitution ist. Durchaus nöthig ist es, daß die Amme von der Mutter fortwährend gehörig beaufsichtigt wird, besonders hinsichtlich der Menge ihrer Milch, der richtigen Nahrung, der Vermeidung von Erkältung und wegen der Reinlichkeit. Nicht selten gebrauchen Ammen, bei denen die Milch sparsamer wird, diese und jene Hülfsmittel zur Sättigung des Kindes, welche demselben Nachtheil bringen. Man beobachte deshalb das Kind beim Trinken und achte auf die Menge der Urin- und Stuhlausleerungen des Säuglings, der natürlich auch nicht viel ausleeren wird, wenn er nicht genug Nahrung bekommt. Unpassend ist die Amme für das Kind, wenn dasselbe nicht zunimmt, wohl gar welk und mager wird, fortwährend unruhig und mit Blähungen oder Durchfall behaftet ist. — Was die Behandlung der Amme betrifft, so muß die Nahrung derselben natürlich gehörig nahrhaft sein, wie bei der stillenden Mutter, einfach und der Amme zusagend, aber nicht zu sehr von der abweichen, welche die Amme früher genossen hat. Ebenso darf eine an anstrengende Arbeit gewöhnte Person nicht müßig dasitzen. Mäßiges Arbeiten und der tägliche Genuß frischer Luft nutzt jeder Amme. So wie nun die Mutter an die Amme ziemlich viele Ansprüche macht, so vergesse eine Mutter aber auch nicht, daß sie Pflichten gegen eine Amme zu erfüllen hat. Eine freundliche, übrigens aber ernste und consequente Behandlung, ohne zu weit getriebene Freundlichkeit und Vertraulichkeit, wird bei den meisten Ammen gut anschlagen. Daß einer Amme Manches nachzusehen ist, versteht sich von sich selbst, sie ist ja aber auch nicht die Mutter des Säuglings. Daß ein Kind mit der Mutter- oder Ammenmilch den Charakter seiner Ernährerin oder wohl gar Laster mancher Art einsaugen sollte, ist blanker Unsinn; Laster sind stets erst anerzogen. — Weder Mutter noch Amme dürfen das Kind zu sich in's Bett nehmen, weil im Schlafe schon manches Kind erdrückt worden ist. Der Eintritt der Regel während des Stillens ist kein Hinderniß für dessen Fortsetzung.

Das Aufziehen des Kindes ohne Mutter- oder Ammenmilch ist ein äußerst schwieriges, nur von sehr gewissenhaften Müttern richtig auszuführendes Geschäft und darf in den ersten 6 bis 8 Monaten nur durch Thiermilch geschehen, welche in ihrer Beschaffenheit und Temperatur der Muttermilch so ähnlich als möglich herzustellen ist. Eine Hauptbedingung des glücklichen Erfolges hierbei ist gute Milch und die größte Reinlichkeit. Eselsmilch würde der Kuhmilch deshalb vorzuziehen sein, weil jene in ihrer Zusammensetzung der Frauenmilch am ähnlichsten ist. Kuhmilch, welche in der Regel zum Aufziehen der Kinder verwendet wird, ist im Vergleich zur Frauenmilch zu reich an Butter und Käse, dagegen zu arm an Milchzucker, sie muß deshalb mit Wasser verdünnt und mit Milchzucker versetzt werden. Der Grad der Verdünnung richte sich nach dem Alter des Kindes; anfangs ist wenigstens die Hälfte oder ein Drittel Wasser zuzusetzen, allmälig ein Viertel und endlich ein Fünftel; erst nach dem 6. oder 7. Monate kann unverdünnte Milch gereicht werden. Da aber durch dieses Verdünnen der Buttergehalt der Milch mehr als gehörig vermindert wird, so ist es nöthig noch etwas Sahne (Rahm) zuzufügen. Man verfahre deshalb auf folgende Weise: man nehme nicht blos Milch (von der Kuh weg), sondern auch noch Rahm und zwar von beiden gleiche Theile, verdünne diese Mischung nach dem Alter des Kindes mit einer größern oder geringern Menge Wassers und setze soviel Milchzucker hinzu, daß diese Verdünnung schwach süßlich schmeckt. Die Milch ist wo möglich von ein und derselben Kuh zu nehmen und diese Kuh, welche nicht vor zu langer Zeit geworfen haben darf, muß gesund, von gutem Ansehen sein. Es giebt viel schwindsüchtige Kühe, deren Milch möglicher Weise schädlich sein könnte. — Die Temperatur des Getränkes muß stets von einigen zwanzig Graden sein und das Gefäß, woraus das Kind trinkt (am besten eine gläserne Saugflasche oder ein Schiffchen von Porzellan), immer äußerst rein. Wäre eine gute Milch nicht zu erlangen, dann würde eine Verdünnung derselben mit schwacher Fleischbrühe anstatt mit Wasser die Nahrhaftigkeit vermehren, auch könnte allenfalls noch eine Eilösung (des Eiweißes und Dotters) als Nahrungsmittel angewendet werden.

Das **Entwöhnen** des Kindes von der Brust, ein sehr wichtiger Moment für das Kind, sollte niemals vor oder gerade während des Ausbruchs der Zähne, sonach vor Ablauf des ersten Jahres und bei Kindern schwächlicher, ungesunder (besonders brustkranker) Aeltern noch weit später stattfinden; es geschehe nicht plötzlich, sondern allmälig, innerhalb eines Zeitraums von etwa 14 Tagen bis 3 Wochen, womöglich in einer Jahreszeit, wo das Kind in die freie Luft getragen werden kann. Die Stillende genieße jetzt weniger nahrhafte und milchmachende Speisen, das Kind werde seltener an die Brust gelegt und erhalte dafür andere aber ja nur flüssige Nahrung (gute Kuhmilch und Fleischbrühe mit Milchzucker). Nie werde dem Kinde, welches entwöhnt werden soll, zuerst bei Nacht die Brust entzogen. Nachdem dasselbe immer seltener die Brust und dafür immer mehr andere Nahrung erhalten, gebe ihm die Mutter oder Amme in einer Morgenstunde den letzten Trunk und gehe ihm dann soviel als möglich aus den Augen, um keine Erinnerung an die Brust im Kinde zu erwecken. — Wird ein Kind bald nach dem Entwöhnen unwohl, magert es sehr ab, bekommt Durchfall oder Brechen, dann muß es durchaus wieder einige Zeit lang von einer Amme ernährt werden.

Die **Luft**, welche der Säugling einathmet, sei stets rein und niemals sehr kalt, weil sonst ziemlich gefährliche Krankheiten im Athmungsapparate äußerst leicht zu Stande kommen können. Besonders werde schneller Wechsel zwischen warmer und kalter Luft ängstlich vermieden und während des Schlafens immer auf reine warme Luft (von etwa 14—16° R.) gehalten. Bei Ost- und Nordwinde, überhaupt bei kalter Luft, sollten Säuglinge stets in der warmen Stube bleiben. Ganz vorzüglich ist dies aber nothwendig, wenn sich Zeichen vom Schnupfen oder Husten beim Säugling einstellen; denn werden diese nicht beachtet, dann entwickelt sich sehr leicht eine tödtliche Lungenentzündung.

Warme Bäder oder Waschungen der Haut sind dem Säugling zu seinem Wohlsein ganz unentbehrlich. Sie müssen täglich und mit der nöthigen Vorsicht angewendet werden, womöglich am frühen Morgen, bald nach dem Erwachen und vor dem Trinken des Kindes. Vorsicht ist aber insofern beim Baden und Waschen anzuwenden, als sehr leicht dabei eine Erkältung der Haut und dadurch ein gefährlicher Magen-Darmkatarrh (mit Durchfall, Brechen) zu Stande kommen kann. Die Temperatur der Zimmerluft und des Badewassers ist deshalb wohl zu beachten, erstere darf nicht unter + 14° sein, letztere in den ersten Monaten gegen + 27°, später etwa 25 bis 23°. Die alte gebrauchte Wäsche des Kindes gleichzeitig mit in das Bad zu legen, ist eine nicht zu billigende und dem Säugling nachtheilige Unreinlichkeit. Bisweilen, besonders bei sogenannten unruhigen Kindern, ist es von Nutzen, beruhigend und schlafbringend, das Kind Abends unmittelbar vor Schlafengehen noch einmal oder nur zu dieser Zeit zu baden. Im Bade ist die Haut mit einem Schwamme oder einem Stückchen Flanell gehörig abzureiben, niemals aber das Auge mit demselben Schwamme zu reinigen, sondern immer nur mit eigens für die Augen bestimmten reinen, weichen Leinewandsläppchen. Beim Herausnehmen des Kindes aus dem Bade, hülle man es in ein gewärmtes Leinwandtuch, trockne und reibe es ab, und reiche ihm nach dem Anziehen die Brust oder Milch. Gleich nach dem Bade das Kind an die freie Luft zu schicken, kann gefährlich werden. — Das Waschen des Kindes mit warmem Wasser kann das Baden nie ersetzen und verlangt eine noch weit größere Vorsicht (vor Erkältung) als dieses. — Es gibt übrigens Kinder (gewöhnlich blonde, mit sehr zarter Haut), welche das Baden nicht vertragen können, sehr aufgeregt und schnupfig danach werden; bei diesen sind dann weit seltener (die Woche ein- oder zweimal) Bäder oder nur Waschungen anzuwenden.

Was die **Kleidung** des Säuglings betrifft, so ist hierbei zuvörderst auf die größte Reinlichkeit und Trockenheit zu halten, sodann darauf zu sehen, daß sie nirgends, besonders nicht am

Brustkasten und Bauche beengend oder die Bewegungen hindernd wirkt und doch auch gehörig wärmt. Besonders dürfen Arme und Beine nicht fest eingewickelt werden, auch ist die Leibbinde nicht fest anzulegen, damit das Athmen nicht behindert werde, jedoch ist dieselbe nicht wegzulassen, weil sie den Bauch warm hält, und dadurch dem bei Säuglingen stets gefährlichen und durch Erkältung des Bauches leicht entstehenden Durchfall entgegentritt. — Der Kopf muß im Zimmer bei Tag und Nacht unbedeckt bleiben, im Freien aber leicht bedeckt werden. — Ganz vorzüglich ist beim Austragen des Kindes darauf zu achten, daß die Luft nicht unter die Kleider an die bloßen Beine und den nackten Bauch zieht, weil sonst recht leicht auch Erkältung und Durchfall zu Stande kommt. Ebenso müssen Kinder, welche herumzukriechen anfangen, nicht zu kurze Kleidchen tragen; übrigens darf das Gewicht der Kleider nur auf den Schultern ruhen (durch Schulterbänder), ja nicht etwa durch festes Anlegen an den Körper getragen werden. Die Füßchen sind, besonders im Winter, durch weiche, wollene Strümpfe gehörig warm zu halten. Eine schlechte Mode ist es, die Hemdchen und Röckchen, doch wohl nur wegen leichtern Anziehens, hinten am Rücken offen sein zu lassen, weil so der Rücken, der durch das Liegen warm wird, sehr leicht erkältet werden kann. Man kleidet das Kind deshalb am besten so an, daß der offene Theil des Hemdchens nach hinten, der des Röckchens aber nach vorn kommt. — Die Windel muß hübsch warm, rein und weich sein.

Die **Sinneswerkzeuge** des Säuglings verlangen eine sehr aufmerksame Behandlung, wenn sie nicht für das ganze Leben geschwächt oder gar gelähmt werden sollen. — Das Auge ist vor jedem starken und grellen Lichte zu schützen (s. Gartenlaube Nr. 39. S. 459) und nie darf ein plötzlicher Uebergang vom Dunklen in das Helle stattfinden. Es ist eine sehr schädliche Gewohnheit der Aeltern und Erzieher, das Kind nahe an helles Licht zu halten und hineinsehen zu lassen; ebenso auch längere Zeit den Mond oder blitzenden Himmel anzuschauen. Wird der Säugling im Bett oder Wagen liegend in's Freie gebracht, so darf ihm die Sonne ja nicht senkrecht in's Gesicht scheinen. Glänzende und kleine Gegenstände müssen dem Kindesauge nicht zu nahe und lange vorgehalten werden. — Das Gehörorgan ist vor starken und grellen Tönen, das Geruchsorgan ist vor allen starken Gerüchen zu schützen.

Das **Zahnen**, der Ausbruch der ersten Zähne, wird von den Müttern weit mehr, als es nöthig ist, gefürchtet, denn es veranlaßt niemals ernstliche Erkrankungen, nämlich bei Kindern, welche richtig und nach den vorstehenden Regeln erhalten wurden. Alle gefährlichen und tödtlichen Krankheiten bei zahnenden Kindern, wie Lungenentzündungen, Brechdurchfall, Fieber mit Krämpfen u. s. w., rühren von andern Ursachen (meist von Diätfehlern und Erkältungen), als vom Zahnausbruche her. Sectionen von Kindern, die am Zahnen gestorben sein sollten, ergeben die Wahrheit dieses Ausspruchs. Allerdings geht nicht immer, doch sehr oft, der Zahnausbruch ohne alle Beschwerden vorüber, jedoch sind diese stets ungefährlich, auch wenn sie bis zu fieberhaften und krampfhaften Affectionen (Convulsionen) ausarten sollten. Die gewöhnlichsten Erscheinungen beim Zahnen sind folgende: das Kind ist zeitweilig unwillig und unruhig, speichelt viel, es schreit bisweilen laut auf, ist aber bald wieder ruhig, es schreckt im Schlafe manchmal zusammen, die Wangen bekommen in der Nähe des Mundes manchmal rothe Flecke und selbst Ausschläge, das Zahnfleisch wird heiß, roth, geschwollen; das Kind, welches anfangs öfters in den Mund griff und sich gern am Zahnfleische streichen ließ, will jetzt den Mund unberührt haben; es trinkt und urinirt weit öfterer als gewöhnlich, nichts ist ihm recht. Mit dem Durchbruch einiger Zähne verschwinden meistens alle Zufälle. Die durchbrechenden Zähne werden Milchzähne genannt; sie erscheinen gewöhnlich im 7ten oder 8ten, wohl auch im 10ten oder 11ten Monate, meistens paarweise und in dem Unterkiefer früher, als im Oberkiefer, zuerst unten die beiden mittelsten Schneidezähne, dann oben das mittlere Paar derselben, hierauf folgen die äußern Schneidezähne wechselnd bald oben, bald unten. Erst im 3ten Jahre brechen die vordern 2 Backzähne und zuletzt die Eckzähne durch, so daß ein Kind gegen das Ende des 2ten Lebensjahres 20 Milchzähne besitzt, die ihm bis zum 7ten Jahre bleiben. Die angegebene Ordnung, in welcher die Milchzähne hervortreten, steht aber nicht ganz fest, sondern kann mannigfache Abänderungen erleiden, ohne deshalb Gefahr zu bringen oder auf eine schlechte Constitution hinzudeuten. Mädchen sind im Zahnen den Knaben gewöhnlich voraus. Das beste Linderungsmittel bei Zahnbeschwerden ist öfteres Betupfen des Zahnfleisches mit kaltem Wasser; übrigens ist das zahnende Kind nicht anders als vorher angegeben wurde zu behandeln, also mit passender Milch, reiner warmer Luft, zweckmäßiger Kleidung und großer Reinlichkeit. — Soviel von der Erhaltung des Säuglings; von der körperlichen und geistigen Erziehung, sowie von den Krankheiten desselben soll ein späterer Aufsatz handeln.

(B.)

Büffel- und Menschenjagd in Australien.

Jagd nach Gold und materiellem Reichthum überhaupt, ohne die milderen Formen civilisirter alter Länder, im Kampfe mit roher Natur, wilden Menschen und Thieren ist ein wesentlicher Charakterzug des jetzigen Lebens in Australien. Es hat zwar die Bürgschaften einer großartigen Entwicklung in die Civilisation hinein in sich, aber diese wird zu unsern Verhältnissen immer sehr antipodisch bleiben. Wo sich Schäferknechte, Goldgräber und glückliche, rücksichtslose Spekulanten ohne Bildung und Humanität plötzlich oft über Nacht zu den Reichsten und Mächtigsten im Lande erheben, wo die meisten Menschen, welche in der alten Welt durch bedeutende Kenntnisse, Talent und Genie und Geistesschätze überhaupt sich auch ohne materiellen Erfolg achtbare Stellungen unter der „Geistesaristokratie" erwarben, überall bei Seite geschoben werden und oft froh sein müssen, wenn sie dem als Gold-Lord etablirten Schatzgräber die Stiefeln wichsen dürfen, und erbliche, Standes-, Beamten und Militär-Aristokratie rein unbekannte, unmögliche Größen sind, da muß sich eine Lebensformation begründen, die zu den socialen, politischen und confessionellen Schichtungen der alten Welt immer im schneidendsten Gegensatze bleiben wird. Vielleicht wird es der erfreulichste Gegensatz: die Versöhnung, das Heruntersinken aller schleichenden und brennenden Zeitfragen der alten Welt zu einer geologischen Bodenschicht, auf welcher sich Menschen entwickeln, die von Staats- und diplomatischen und confessionellen Reibungen, von Grenz-, Klassen-, Standes- und Verfassungskriegen niemals incommodirt werden und daher unter Verhältnissen, die man wirklich Freiheit nennen mag, sich eines irdischen Wohlseins erfreuen, wie es in Europa stets für unmöglich, utopisch gehalten ward. Dies kann man wahrscheinlich finden, obgleich auch Manche aus dem rohen Durste nach Gold und materiellem Reichthum das Gegentheil prophezeien. Darüber läßt sich viel streiten, aber noch nichts entscheiden. Man muß sich zunächst darauf beschränken, Thatsachen, das Leben, wie es sich dort giebt, anzusehen. Und hier sind denn einige Bilder, in denen man Australien, wie es jetzt ist, abgespiegelt finden wird. Sie sind aus den Briefen eines dahin ausgewanderten Engländers.

„Zu Hause" schreibt dieser, „war mir das Bett in der prächtigen Schlafstube bald zu weich, bald zu hart, das Wasser zum Rasiren bald zu heiß oder zu kalt, die Vatermörder nie steif und glatt genug gewesen; hier mußte ich unter dem regnenden Himmel im Busche 14 Tage lang mit der nassen, kalten Erde als Nachtlager fürlieb nehmen, ohne mich Morgens weder mit kaltem, noch warmem Wasser rasiren zu können. Und was die Wäsche betrifft, so laßt mich schweigen. Ihr wißt schon aus dem vorigen Briefe, daß ich ohne ein Stäubchen Gold aus den schmierigen, lehmigen, löcherlichen Gruben nach Melbourne zurückgekehrt war. Hier konnte ich auf keine Weise ein Unterkommen finden, da ich zum Hausknecht, zum Stiefelputzer u. s. w. den Herrschaften zu schwach aussah und zu „vornehm" sprach. Ein Handwerk versteh' ich nicht. Für Kaufmannshäuser hatte ich keinen Anzug, keine Wäsche, kein glattes Kinn mehr. Bedeckte Schlafstellen kosten selbst in den schmutzigsten Zelten und Hütten 4 Schilling für die Nacht, und ich war pennyles. So schlief ich im Freien und ließ mich vom Himmel mit Regen und

Kälte zudecken. Weiß der Himmel, wie ich das ausgehalten. Freilich hatte mich das Goldgräberleben abgehärtet genug. Ich konnte Tage lang hungern und mich dann von wilden Tauben, deren Nachtlager ich vorher ausspionirte, sattessen. Endlich hörte ich von unserm H...., der in Cowie (am andern Ende der Bucht, an welcher Melbourne liegt) tief im Golde sitzen sollte. Sofort machte ich mich auf durch Wald und Thal, Schmutz und Lachen, durch Tag und Nacht, ohne Weg und Steg und kam nach manchen Abenteuern, die hier kleinlich erscheinen, glücklich wie ein wüster Waldmensch in Cowie an. Hier erfuhr ich, daß er sich in der Nähe des Wilhelm-Berges, wo neue Gruben in Angriff genommen worden waren, niedergelassen habe und mit den Goldgräbern Handel treibe. Ich werde die etwa 150 (englischen) Meilen, die ich umherirrte, um H.... zu suchen, nie vergessen. Davon vielleicht später. Ich fand H.... endlich und zwar ganz menschlich gegen den Wilden. Er gab mir nicht nur gemünztes, sondern auch einen tüchtigen Sack voll ungemünztes Gold, das ich in Melbourne verkaufen sollte, um damit „etwas anzufangen" oder in einem Handlungshause „irgend" eine Stellung, die ich bekommen könnte, anzunehmen.

„So ritt ich stolz und hoffnungsvoll davon, denn ein Pferd und Pistolen und Schlachtmesser hatte er mir auch geschenkt und mir gute Regeln gegeben, wie ich es anfangen sollte, um nicht nur mit dem Leben, sondern auch mit dem Golde davon zu kommen. Die Buschräuber, meinte er, nähmen gern beides, da die, welchen sie das Leben „schenkten," gegen die Polizei nur Mißbrauch davon machten. Besonders warnte er mich vor dem einäugigen Jerry, der nie Pardon gebe oder nehme. Das waren hübsche Aussichten für meine goldene Reise über 100 Meilen Wüste, Wald und kahle Ebene. Doch meine Nerven waren stark geworden, eben so wie mein Arm, und so ritt ich, scharf und muthig um mich schauend, vom Wilhelms-Berge abwärts dem Meere und Melbourne zu. Die erste Nacht schützte mich vor allen Unbequemlichkeiten unter dem dicklaubigen Baume, der mir als Himmel zum Bette diente. Ich erwachte ganz frisch und kräftig, aber mein Pferd war zum Nachtwandler geworden. Ich konnt' es nirgends entdecken. So nahm ich endlich mein Kopfkissen d. h. den Sattel selbst auf meinen Rücken und arbeitete mich durch Dickicht und Schmutz immer vorwärts, bis meine Füße eine Masse von Blasen geworden. Es war siedend heiß im Walde und noch sengender in der Sonne, besonders zwischen den Steinen der Ebene, wo ich die Spur des Pferdes ganz verloren hatte. Ich warf mich nieder in Verzweiflung und schöpfte Athem. Die Stille um mich ward plötzlich durch ein ängstliches Geheul meines Pferdes unterbrochen. Ich sprang auf und sah es in einer Entfernung von einigen hundert Schritten sich zitternd mit emporstarrenden Mähnen im Kreise drehen. Ich rief ihm zu, doch in demselben Augenblicke erstickte meine Stimme. In voller Wuth schnaubte und brüllte ein kohlschwarzer, zottiger Büffel mit großen, rothglühenden Augen auf mich zu. Ich hatte eben nur Zeit, mich platt auf die Erde hinzuwerfen, so daß er schnaubend und donnernd vor mir vorbeischoß. Eh' er umkehren konnte, war ich hinter den nächsten Busch gekrochen, der nur aus jungem Reißig mit Ausnahme eines einzigen starken Baumes bestand. Das Ungeheuer schnüffelte wüthend in die Luft hinein, um sein Opfer wieder heraus zu riechen. Zuerst witterte er den Sattel, den er mit seinen spitzigen Hörnern hoch in die Luft schleuderte. Dann rollten seine rothglühenden Augen wieder umher aus seinen schwarzen, fliegenden, wirren Zotteln, als wollt' er mich zuerst mit diesen durchbohren, wie mit glühenden Eisen, eh' er das Werk mit den Hörnern begönne. In ein paar Secunden sah er mich und stürzte krachend und brüllend auf mich zu, wenigstens auf den dicken Baum, von welchem er so mächtig zurückprallte, daß er auf die Kniee sank. Das Messer hatt' ich Tags vorher zerbrochen, die Pistolen staken im Sattel: ich war ganz wehrlos, so daß ich todesmatt, mit zitternden, wunden Füßen, vom brennendsten Durste gequält, die wiederholten und immer wieder erneuten Anfälle des scheußlichen Ungeheuers wohl Stunden lang aushalten mußte. Manchmal raf'te er brummend wie Donner davon, als wollt' er seine Mordgedanken aufgeben, aber immer besann er sich wieder und kehrte mit erneuertem Muth zurück, bald von dieser bald von jener Seite ansetzend, so daß ich mich immerwährend mit der größten Geschwindigkeit hinter die entgegengesetzte Seite des Baumes flüchten mußte. Das dünne Gestrüpp war von allen Seiten niedergetreten und gebrochen, so daß die Windungen für meine knickenden Füße immer schwieriger, immer unmöglicher wurden. Abgehetzt und durch natürlichen und Angstschweiß wie ausgerungen, überzeugte ich mich, daß die scheußliche Creatur es darauf abgesehen habe, mich so lange zu quälen, bis ich erschöpft niedersänke, um mir dann seine spitzigen Gabeln durch den Leib zu bohren. Schon blieb mir keine Wahl mehr zwischen Widerstand und Ergebung, denn ich fühlte, wie ich an den Baum geklammert, doch nicht mehr fähig war, mich aufrecht zu erhalten, als ich durch himmlische Musik gleichsam zu neuem Leben gestärkt ward. Die himmlische Musik war zwar blos Pferdegetrappel, aber es war himmlische Musik, mit herzhafter Allegro-Begleitung: dem Bellen eines Hundes. Hinter ihm her sprengte ein Reiter heran.

„Die lange „Lash" pfiff in der Luft und umschlang den Bullen wie ein biegsames Rasirmesser. Er rollte seine Augen, donnerte ein wildes Gebrüll heraus und stürzte auf seinen neuen Feind. Das Pferd, offenbar ganz geschult für dieses Handwerk, sprang auf die Seite. Die „Lash" pfiff wieder, der Bulle donnerte wieder und stürzte wieder auf ihn zu, daß Erde und Gesträuch hoch umher flog; aber das teuflische Ungethüm war zu rasend, als daß es hätte sicher zielen und messen können. In seinen wahnsinnigen Schüssen stürzte es sich immer weit über sein Ziel hinaus und krachte auf die steinige Erde. Wohl zwanzigmal zischte und traf die Lash, zwanzigmal schoß das Vieh auf seinen Gegner und verfehlte ihn, bis es sich nur noch mühsam aufraffte und zu neuen Angriffen ansetzte. Plötzlich sprang der Reiter, mit einem ellenlangen Messer im Munde, vom Pferde, kniete nieder und ließ den Bullen sich in das Messer stürzen. Er schien ihn dann bei den Hörnern zu fassen und mit ihm zu kämpfen, denn sehen konnte ich durch den aufwirbelnden Staub nichts deutlich. Nach einer Minute legte sich der Staub, das Ungethüm lag zuckend und schnaubend in seinem Blute, das in einem dicken Strahle aus dem Halse schoß.

„Mein Retter setzte sich mit freudestrahlendem Gesicht (so weit man dies aus dem Barte, der wie die schwarzen Mähnen des Bullen um seine Physiognomie flatterte, sehen konnte) auf seine noch zuckende Beute und rief mir zu, auf seinem „Sopha" neben ihm Platz zu nehmen. Ich that es mit Freuden und schüttelte ihm die rauhe, stählerne Riesenhand, in welcher die meinige verschwand, wie ein Lamm im Löwenrachen. Ich hatte schon manchen wilden, riesigen Waldmenschen gesehen, aber das war ein Kerl wie geschaffen, um diese teufelischen australischen Bullen bei den Hörnern zu fassen und ihnen das Genick zu brechen. Er zählte die Bestien, die er erlegt und abgezogen, nach Hunderten, verweigerte alle goldene Anerkennung meiner Dankbarkeit, da er reicher sei, als 100 Goldgräber zusammen und nur zu seinem Vergnügen und aus Gewohnheit umherreite, um die schwarzen Teufelsbestien vollends auszurotten, und nachdem er mir mein Pferd hatte einfangen helfen, machte er mir und sich ein hübsches Nachtlager auf dem Büffel zurecht, das uns in seiner Weichheit und Wärme während der schnell tief sinkenden Temperatur gar comfortabel vorkam. Gegen Morgen war es freilich so eisig kalt, daß wir ein tüchtiges Feuer anzünden und unterhalten mußten, bis die Sonne kam, die mir nach zwei Stunden auf meinem Wege so auf den Rücken brannte, daß ich Schutz und Schatten suchen mußte. Doch das sind Alles alltägliche Geschichten hier, so daß ich bis zum Morgen des dritten Tages seit dem Büffel-Abenteuer nichts von Bedeutung erlebte. Ich hatte die erste Nacht darauf in einer Buschherberge geschlafen, wo man so schreckliche Geschichten von dem einäugigen Jerry erzählte, daß ich mir ein Paar löwenstarke, riesige Bulldoggs kaufte, die mir denn auch gute Dienste thaten. Die berittene Polizei hatte seit 8 Tagen nach dem einäugigen Jerry die ganze Gegend auf 20 Meilen ringsum durchsucht und ihm sein Pferd erschossen, ohne ihn zu fangen. Es war ihm gelungen, in Gesträuch und Felsengewirr zu entkommen. Uebrigens war er allgemein bekannt und geächtet, selbst bei seinen Collegen, den Buschräubern, so daß er von keiner Seite auf Hülfe und Mitleid rechnen konnte. Er war ein Mörder aus Liebhaberei, während die Buschräuber sich in der Regel damit begnügen, den einsamen oder in der Minorität bleibenden Reisenden, wenn sie sich nur nicht zu arg wehren, Steuern zu dictiren und abzunehmen, so daß man sie als Constitutionelle bezeichnen kann. Unser Ober- und Unterhaus machen's der Sache nach doch auch nicht besser.

„So viel und noch mehr hatte ich von Jerry in der Busch-

herberge, wo ich mir die Hunde kaufte, erfahren, so daß ich nicht eben im Gefühle großer Sicherheit reiste, obwohl ich mich mit den Hunden und dem Umstande zu trösten suchte, daß in Busch- und andern Herbergen viel übertrieben und gelogen wird. Doch als ich den einäugigen Cyclopen wirklich zu Gesicht bekam, half mir das Alles nichts. Zittert nicht für mich, denn ich schreibe meine Geschichte, wie jede andere, nachdem sie geschehen. Mich durch einen engen, steil zwischen Hügeln und Gebüsch herabfallenden Hohlweg hindurchwindend ward ich an einer Biegung plötzlich von einem überaus großen Känguruh beinahe mit sammt dem Pferde umgerissen. Es sprang in wilder Flucht über Büsche und Felsen. Meine Hunde setzten ihm nach, und ehe ich ihnen pfeifen konnte, ward ich aus gar nicht großer Entfernung von einer rauhen, heiseren Stimme angeschrieen: „Ergieb Dich oder ich blase Dir's Hirn aus!“ Da stand das häßliche, einäugige Gespenst leibhaftig vor mir — mit zwei Augen, denn das fehlende ersetzte der mich sehr unfreundlich anglotzende Flintenlauf. „Dein Pferd und Du sollst leben!“ setzte er hinzu, während ich das Pferd schon gewendet, mich platt auf dessen Hals niedergedrückt und um die Biegung davon gesprengt zu sein glaubte. Doch fühlte ich seine Kugel noch ziemlich dicht am Nacken hinstreifen. Ich peitschte auf das Pferd, daß es sich wie rasend empor wand. Ich zwang es seitwärts in das Gebüsch hinein, da die Flucht aufwärts sehr riskant erschien. Aber hier ritt ich ihm gerade wieder entgegen. Er stürzte auf mich zu mit umgekehrter Flinte, um mit dem Kolben zu arbeiten. Ein riesiger Baum, der uns im Wege lag, ward von meinem braven Thiere meisterhaft übersprungen, aber auf der andern Seite hing sich ein Fuß im Gesträuch, so daß es auf den Kopf und ich über es hinstürzte, jedoch ohne den Zügel zu verlieren. Jerry, ganz außer Athem und mit aufgeblasenen Nüstern hervorstürzend, holte mit aller seiner Wuth aus, doch fing sich beim Schlage der Kolben in einem starken Baumzweige, so daß ihm das Gewehr aus der Hand geschleudert wurde. Das Pferd erhob sich, der Kerl griff nach dessen Zügeln, ich hieb ihm aber mit dem dicken Ende der Reitpeitsche einen so herzhaften Schlag über's Gesicht, daß er unwillkürlich mit der Hand danach fuhr. Nach dem zweiten Hiebe griff er mich wüthend mit beiden Händen, ich desgleichen, so daß wir auf die roheste, ungekünstelte Weise um's Leben rangen. Wir rollten über einander, während ich mit der rechten Hand sein linkes Handgelenk festhielt und mit der rechten in seinem Barte gleichsam festen Fuß gefaßt hatte, da mir es nicht gelungen war, die Gurgel zu packen. Bald hatte er mein Halstuch, zwischen welchem er seine furchtbaren Knöchel in meinen Hals drückte, so daß er mich jedenfalls erwürgt haben würde, hätte der leichte Stoff unter seiner furchtbaren Faust nicht nachgegeben. Jetzt griff er nach seinem Messer. Ich benutzte diesen Augenblick, ihm mit geballter Faust das einzige gesunde Auge auszuschlagen. Er brüllte und knirschte und kniete auf meiner Brust, während er nach dem Messer umhergriff. Mir fielen die Hunde ein, ich rief ihnen mit aller meiner Kraft und hatte die Genugthuung, zu finden, daß sie ihrem neuen Herren zu dienen verstanden. Das Fluchen und Brüllen des Räubers verwandelte sich plötzlich in ein entsetzliches Geheul. Der eine Bulldogg hatte den Räuber im Nacken, der andere in der Seite gepackt. Er ließ mich los und kämpfte mit ihnen, doch nur kurze Zeit. Bald lag er zerrissen und zuckend unter ihnen. So lange er noch zuckte, waren die Hunde nicht abzubringen. Als er todt war, sahen sie mich beide an und wedelten mit den Schweifen, als wären sie von den Lobpreisungen, die ich fühlte, vollkommen überzeugt.

„Die Hunde sahen noch mehrmals auf ihr Werk. Ich konnte es nicht und ritt in einer Tour fünfzehn Meilen, wie ein auf den Fersen verfolgter Mörder. Erst auf der nächsten Viehstation kam ich ordentlich zur Besinnung, und die Polizei, der ich meine Mordthat mittheilte, erlöste mich von meiner wirren Pein, indem mich Einer auf die Schultern klopfte und schmunzelnd sagte: „Nur keine Sorge, mein Herr! Ist schon Alles gut nun. Und was die Beerdigung betrifft, werden ihm schon die Geier und Adler zeitig genug ein anständiges Begräbniß besorgen.“ (Es folgen einige minder interessante und tragische Abenteuer, zuletzt die Bemerkung:) Ich trage jetzt jeden Morgen um das frisch rasirte Kinn frische Vatermörder und sehe überhaupt wieder wie ein Gentleman aus. Bei einem deutschen Holzhändler in Melbourne * habe ich eine ganz einträgliche Stellung gefunden.

* Bei dem ehemaligen preußischen Lieutenant Techow, welcher bei der Uebergabe des berliner Zeughauses 1848 betheiligt war.

Die Feuerwaffen der Neuzeit,

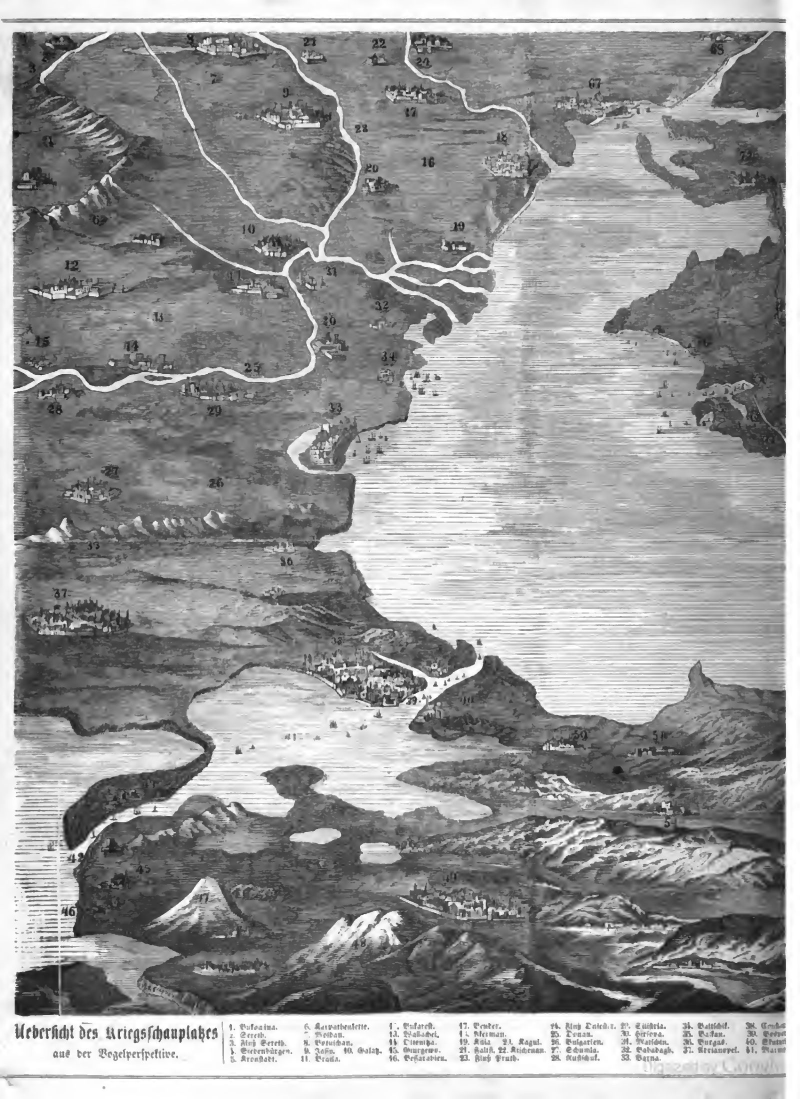
namentlich

Miniébüchsen und Lancasterkanonen.

Die Ereignisse in Bomarsund haben der Ungewißheit über die Wirksamkeit mehrerer der neuerfundenen Kriegswerkzeuge ein Ende gemacht und es ist jetzt klar, daß die stärkstgebauten Batterien, selbst wenn sie aus fest mit Klammern verbundenen Granitblöcken bestehen und mit Eisenplatten kasemattirt sind, in Trümmer gehen müssen, wenn eine schwere Metallmasse auf geschickte Weise gegen sie gerichtet wird. Eben so klar ist, daß ein mit der Miniébüchse bewaffnetes Infanteriepeloton selbst bei Belagerungsoperationen eine höchst wirksame Hülfe leisten kann und daß die Spitzkugel würdig ist, der Vollkugel und Bombe der weittragenden Kanone und des Mörsers an die Seite gestellt zu werden. Es sind in der letzten Zeit so viele Verbesserungen mit diesen Feuerwaffen vorgenommen worden, daß eine kurze Beschreibung der neuesten für unsere Leser nicht ohne Interesse sein wird.

Schon im Jahre 1827 lenkte Delavigne, Offizier bei der Garde du Corps Karl's X., die Aufmerksamkeit des Königs auf mehrere Verbesserungen an der Büchse, wobei sein Hauptzweck vermehrte Leichtigkeit des Ladens war. Er war der Erste, welcher den Kammerstoß vorschlug, der jetzt seinen Namen trägt. Dieser Stoß war in der Kammer, welche das Pulver enthält, nach Art dessen in einem Mörser gebildet und die Kugel rollte frei in den Lauf hinein, bis sie auf den Vorspringen oder Schultern dieser Kammer liegen blieb, wo sie dann mit dem Ladestock einige kräftige Stöße erhielt, um sich ein wenig in die Breite zu drücken. Anstatt dies aber zu thun, nahm die Kugel meistentheils dadurch eine unregelmäßige Gestalt an, welche ihren Flug wesentlich beeinträchtigte. Um diesem Mangel abzuhelfen, erfand Delavigne eine längliche Kugel mit Furchen oder Einschnitten, welche den Zweck hatten, die Reibungsfläche oder Friction zu vermindern. Kurz darauf bemerkte Tamassier, daß solche gefurchte oder mit Einschnitten versehene Kugeln weit richtiger gingen als glatte und schloß daraus, daß die Atmosphäre auf sie eben so wirke, wie auf die Federn eines Pfeils. Deswegen begann man überall sie einzuführen. Bald nachher verbesserte Oberst Thouvenin die von Delavigne erfundene Stoßkammer dadurch, daß er einen stählernen Dorn in den Stoß der gewöhnlichen Muskete einschraubte, auf welchen die Kugel zu sitzen kam, während das Pulver vollauf Raum zur Explosion hatte. Diese einfache Vorrichtung, welche als eine große Verbesserung der Idee Delavigne's betrachtet ward, ist diejenige, welche noch jetzt an den Büchsen der Jäger von Vincennes angebracht ist.

Die Miniékugel, nach welcher die Miniébüchsen benannt sind, ward von dem Capitain Minié, einem Offizier der französischen Armee, erfunden, und war die erste, die unten mit einem



Uebersicht des Kriegsschauplatzes

aus der Vogelperspektive.

1. Bukowina.
2. Sereth.
3. Fluß Sereth.
4. Siebenbürgen.
5. Kronstadt.
6. Karpathenkette.
7. Moldau.
8. Botuschan.
9. Jassy. 10. Galatz.
11. Braila.
12. Bukarest.
13. Wallachei.
14. Oltenitza.
15. Giurgewo.
16. Bessarabien.
17. Bender.
18. Akerman.
19. Kilia 20. Kagul.
21. Faltsch, 22. Kischenau.
23. Fluß Pruth.
24. Fluß Dniester.
25. Donau.
26. Bulgarien.
27. Schumla.
28. Rustschuk.
29. Silistria.
30. Hirsova.
31. Matschin.
32. Babadagh.
33. Varna.
34. Baltschik.
35. Balkan.
36. Burgas.
37. Adrianopel.
38. Ten
39. Rod
40. Skutar
41. Marm



42. Dardanellen. 46. Beschka-Bay. 47. Berg Ida. 48. Berg Olymp. 49. Brussa. 50. Ismid. 43. Gallipoli. 44. Sultanieh. 45. Bunarbaschi. 51. Boli. 52. Sinope. 53. Trebizond. 54. Angora. 55. Tokat. 56. Amasia. 57. Niksar. 58. Erzerum. 59. Kars. 60. Stavropol. 61. Kaukasische Berge. 62. Neu Tscherkask und das flache Land der donischen Kosaken. 63. Fluß Don. 64. Rostov. 65. Asow. 66. Asowsche Meer. 67. Odessa. 68. Nicolajef. 69. Das Dorf, in welchem der Engländer Howard starb und begraben wurde. 70. Cherson. 71. Berislaw. 72. Perekop. 73. Die Krim. 74. Simferopol. 75. Sebastopol. 76. Eupatoria. 77. Balaklava. 78. Aluschta. 79. Caffa. 80. Meerbusen v. [illegible] 81. Kertsch. 82. Anapa. 83. Schwarze Meer.

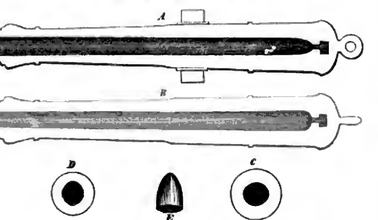
hohlen Kegel und einem eisernen in die Höhlung passenden Einsatz versehen war. Die Kugel läuft ohne Zwang in den Lauf hinein und ruht auf dem Pulver; wenn das letztere explodirt, so wird der eiserne Einsatz in die Höhlung hineingetrieben und die dadurch ausgedehnte Kugel füllt die Furchen oder Züge des Laufes, ehe sie vollends hinausgestoßen wird.

Es sind jedoch im Laufe der Zeit mit der Miniékugel so wie auch mit der Büchse, die diesen Namen trägt, verschiedene Verbesserungen vorgenommen worden. Die letzte, auf welche wir uns hier beschränken werden, ist die jetzt bei der englischen Armee eingeführte und die sich sowohl in Bezug auf die Form der Kugel, als auf die Züge des Laufes von der ersten Erfindung unterscheidet. Wir schicken hierbei die Bemerkung voraus, daß die Züge des Büchsenlaufes auch die Wirkung haben, daß der Kugel dadurch eine rollende oder drehende Bewegung mitgetheilt wird. Diese Züge gehen von einem Ende des Laufs bis zum andern und zwar in spiralförmiger Richtung. Da die Kugel von weicherem Metall ist, als der Lauf, so nimmt sie, wenn sie durch das Pulver fortgetrieben wird, die Richtung der Züge und erlangt dadurch zugleich eine drehende Bewegung auf einer der Spirallinie des Laufes entsprechenden Axe. Aus mehreren Beobachtungen hat sich ergeben, daß die Schnelligkeit der Kugel, wenn sie den Lauf verläßt, auf zweitausend Fuß in der Secunde zu schätzen ist, während sie in demselben Zeitraum zugleich ungefähr achthundert Umdrehungen macht. Die Kugel der gewöhnlichen Muskete durchschneidet ihre Bahn in ziemlich horizontaler Linie und wenn man damit auf einen, wir wollen sagen, hundert und zwanzig Schritt entfernten Gegenstand zielt, so muß sie einen solchen von gleicher Größe treffen, welcher sich ihr auf diesem Wege entgegenstellt. Die Kugel der Miniébüchse dagegen macht einen so bedeutenden Bogen, daß sie, wenn man gerade auf die Brust eines vierhundert Schritt entfernt stehenden Mannes zielt, beinahe zwei und ein halb Fuß über den Kopf eines andern in derselben Linie stehenden hundert Schritt von dem Schützen entfernten Mannes hinwegfliegt. Die Miniékugeln werden nicht gegossen, sondern gepreßt und zwar mit Hülfe einer sinnreich construirten Maschine, welche jetzt Tag und Nacht arbeitet und in kurzer Zeit eine ungeheure Menge solcher Kugeln liefern kann.

Der durch die Miniébüchse erreichte Hauptzweck ist offenbar große Tragweite, diese reicht aber nicht aus, um die Bedingungen zu erfüllen, welche man an eine gute Schußwaffe stellt, denn Sicherheit des Schusses ist eben so wichtig. Um diese Eigenschaft sicher herbeizuführen, müssen zunächst die Kräfte untersucht werden, welche die Kugel von dem ihr angewiesenen Wege abziehen. Denken wir uns eine Linie A D als den Lauf einer Büchse und A C als die Fortsetzung der Axe des Laufes oder die Linie, in welcher die Kugel sich bewegen würde, wenn blos die treibende Kraft des Pulvers darauf einwirkte. Flüchtige Beobachtung aber lehrt schon, daß sie sich in dieser Linie nicht bewegt, sondern eine Kurve (krumme Linie) unter derselben beschreibt. Früher glaubte man allgemein, die Kugel beschriebe eine richtige parabolische Kurve und die Atmosphäre setze ihrem Fluge nur wenig Widerstand entgegen; jetzt aber ist bewiesen, daß der Widerstand der Atmosphäre gegen Körper, die sich mit großer Geschwindigkeit bewegen, bedeutend ist, wornach sich jene Theorie als unhaltbar erweist. Während des Fluges der Kugel ist ihre Schwerkraft fortwährend thätig und zieht sie von der gedachten Linie A C abwärts und da die Wirkung der Schwerkraft auf einen Körper, derselbe möge nun senkrecht fallen oder in horizontaler Richtung aus einem Geschütz geschleudert werden, in einem gegebenen Zeitraume dieselbe ist, so kann man ihre Wirkung leicht bemessen. Ein Körper, den man senkrecht fallen läßt und der in der ersten Secunde sechzehn Fuß fällt, fällt in der zweiten vierundsechzig Fuß, in der dritten hundertvierundvierzig und so fort nach dem Verhältniß von 1, 4, 9 rc. Darnach läßt sich auch die beschriebene Kurve bemessen. Die Schwerkraft ist hier als einfache Kraft betrachtet, welche die Kugel von ihrem natürlichen Wege abzieht und da ihre Thätigkeit sowohl in Bezug auf Richtung als Quantität eine beständige ist, so läßt sie sich auch leicht berechnen und dadurch, daß man über den zu treffenden Gegenstand hinauszielt, ausgleichen.

Diese Theorie ist es, auf welcher die ganze Kunst des Schießens in der Hauptsache beruht und die auf Kriegsgeschosse angewendete Wissenschaft wird nach den Prinzipien bestimmt, welche sie der Praxis nach in sich schließt. Die französischen Chasseurs lieferten einen schlagenden Beweis von der Wahrheit der Theorie durch ihr Feuer bei der Belagerung von Bomarsund und haben die Büchse zu der vernichtendsten unter den kleinen Kriegswaffen gemacht.

Die Lancaster-Kanone.



A. Horizontaler Längendurchschnitt. B. Vertikaler Längendurchschnitt. C. Querdurchschnitt der Kammer. D. Querdurchschnitt der Wendung. E. Kegelförmige Hohl- oder Vollkugel.

Die elliptische Lancaster-Kanone, von welcher wir hier eine Abbildung beifügen, verspricht diese Theorie auf noch wirksamere Weise zu entwickeln und bildet gegenwärtig die gigantischste Anwendung des Schußwaffenprinzips.

Die Haupteigenthümlichkeit dieser Kanone besteht darin, daß die innere Fläche des Rohres glatt ist, anstatt wie bei allen gezogenen Läufen mit Einschnitten versehen zu sein. Statt dieser Einschnitte oder Züge hat man dem innern Raume des Rohrs die Form einer Ellipse gegeben, deren größere Axe die kleinere um einen halben Zoll übertrifft, indem die eine acht Zoll und die andere acht und einen halben Zoll mißt. Die Ellipse hat eine Drehung von ungefähr $^1/_8$ auf die ganze Länge des Rohrs. Unsere Abbildung zeigt die genaue Form der Ellipse; der lange Durchmesser liegt bei Fig. A an der Kammer horizontal und an der Mündung senkrecht; bei Fig. B ist der Fall umgekehrt. Die Querdurchschnitte C und D zeigen dieselben Formen, während E die Gestalt der Kugel veranschaulicht, die zuweilen voll und zuweilen hohl ist und in beiden Fällen aus gegossenem Eisen besteht. Eins dieser gigantischen Geschütze, welches gegenwärtig bei der Belagerung von Sebastopol mit thätig ist, schleudert eine Kugel von fünfundneunzig Pfund über zehntausend Fuß weit und legt auf siebentausend Fuß noch Bresche.

Ein Missionär unter den Wilden in London.

Als vor mehreren Jahren Dschibbeway-Indianer in London waren, versuchte man sie zum Christenthum zu bekehren, der Häuptling aber antwortete: „Als wir in dieses Land kamen, glaubten wir alle weißen Männer wären gut und mäßig, aber wir erkannten bald, daß wir uns irrten; wir meinten, der Glaube der Weißen mache alle zu redlichen Menschen, aber wir glauben es nicht mehr. Wir hören, daß Ihr Schwarzröcke zu den Indianern senden wollet, aber wir haben unter uns keine hungernden und frierenden Kinder, keine Trunkenbolde, Keine, die den großen Geist lästern. Wir meinen also, es wäre besser, wenn Euere Prediger

unter Euch blieben und in Euern Straßen thäten, was sie bei uns thun wollen."

Der Indianer hatte wohl Recht und es fand sich auch ein menschenfreundlicher Mann, David Nasmyth, der zuerst vier Missionäre für London besoldete. Gleichgesinnte schlossen sich ihm an und so entstand eine Gesellschaft, welche jetzt *zweihundert und fünf und vierzig* Missionäre unter den „Heiden" der Weltstadt beschäftiget und jährlich etwa 160,000 Thaler zu diesem Zwecke verausgabt.

Einer dieser Missionäre, der sich sechs Jahre lang seinem schweren Berufe gewidmet, Vanderkiste, hat eben ein Buch herausgegeben, in dem er erzählt, was er gesehen und erfahren, so weit er sich nicht *scheute* es vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Das Buch enthält vielleicht das Gräßlichste, was über den Menschen in Elend und Sünde geschrieben worden ist und man kann es nicht lesen ohne daß Einem eiskalter Schauer über den Rücken läuft.

Der Bezirk Vanderkiste's, Clerkenwell ist einer der schmuzigsten in ganz London und von den 54,000 Einwohnern, d. h. Bettlern, Dieben, jüdischen Hehlern 2c. befinden sich mindestens zwei Dritttheile in einem Zustande der Armuth, von dem wir keine Vorstellung haben. Es ist die Heimath des Schmuzes, der Unwissenheit und des Lasters und seine Gäßchen kennt nur der verkleidete Polizeimann und der aufopfernde Missionär, der, in abgeschabtem Rocke, um Mitternacht vielleicht, vor dem faulenden Stroh kniet, auf dem ein Verbrecher verscheidet. „Fast stets," sagt Vanderkiste, „wenn ich in einem Hause in der Nacht erschien, bedeckte sich mein Rock und mein Hut mit Regimentern von Wanzen und der Gestank war oft so arg, daß ich umkehren mußte." Alle, Diebe und ehrliche Bettler, gehen fast nackt, liegen auf Stroh und — verhungern endlich. „Eines Tages besuchte ich eine Familie und sah, daß der Hausvater, der lange nichts verdient hatte, an etwas Schwarzem kauete. Ich fragte ihn was es sei und nach langem Zögern gestand er, es sei ein Knochen, den er in einem Kehrichthaufen gefunden und der vorher im Feuer gelegen habe. Die ganze Familie hatte seit drei Tagen keinen Bissen gegessen. Wie es solchen Leuten zu Muthe ist, erklärte ein Zigeuner: am ersten Tage ist der Hunger nicht schwer zu ertragen, wenn man etwas Tabak zu kauen hat; am zweiten Tage wird es fürchterlich, die Zähne knirschen schauerlich; am dritten Tage ist es nicht sehr schmerzhaft mehr, man fühlt sich matt und erwartet jeden Augenblick ohnmächtig zu werden." Aber denkt man auch immer darüber nach, welcher außerordentliche moralische Muth bisweilen dazu gehört dem Laster und dem Verbrechen zu widerstehen? Vanderkiste lernte ein achtzehnjähriges Mädchen kennen, das verführt worden war und ein Kind hatte. Nur durch die angestrengteste Arbeit wurde es ihr möglich sich und das Kind zu erhalten, das sehr unruhig war und fast ihre ganze Zeit in Anspruch nahm. Sie mußte deshalb in der Nacht arbeiten, in der Kälte, bei leerem Magen, Hemden nähen und Schuhe einfassen. „Wenn ich das kleine Wesen ansah," erzählt sie, „und bedachte, in welcher Noth ich seinetwegen war, wandelte mich eine grauenhafte Lust an es zu tödten und ich konnte der Versuchung kaum widerstehen. Da träumte ich einst, ich *habe* das Kind umgebracht und es liege todt in dem kleinen Sarge. Ich empfand eine unbeschreibliche Angst und mir war als höre ich eine Stimme, die sagte: *Du sollst nicht tödten!* Als ich erwachte und sah, daß das Kind lebte, ach wie inbrünstig dankte ich Gott!"

Noch schwerer fast mag es sein, der Entmuthigung zu widerstehen und mitten in der tiefsten Armuth die Liebe zur Reinlichkeit zu bewahren. Die Geschichte eines armen Mannes, der nur ein Hemd hatte und dies immer rein erhielt, verdient deshalb Erwähnung. „Ich gehe in einen Winkel und ziehe mein Hemd aus; dann laufe ich in einer Straße an eine Stelle, wo warmes Wasser von einer Dampfmaschine herausläuft. Hier wasche ich mein Hemd und gehe damit eine halbe Stunde weit zu den Kalköfen, wo ich es trockene. Dann ziehe ich es wieder an und fühle mich wie neugestärkt."

Sollen wir den Lesern eine Familie schildern, die unser Missionär kannte? „Die beiden C. waren seit langer Zeit Diebe, die Mutter immer betrunken und der Vater ausschweifend. Die Mutter starb plötzlich an der Cholera; der Vater stand im 60. Jahre. Eine Verwandte, ein Mädchen von 19 Jahren, pflegte die Frau in der Krankheit und am Tage nach deren Tode stellte sie sich als „die neue Frau" vor. So schlecht die Söhne waren, protestirten sie doch gegen diese Mißachtung ihrer Mutter und wurden deshalb von dem Vater aus dem Hause gejagt. Dieser zog mit seiner „neuen Frau" aus, die nach etwa acht Tagen die Stube ausräumte und mit einem andern Manne durchging. Als der Alte nach Hause kam, erkannte er, „daß der Weg der Sünder ein gar beschwerlicher sei." Er ging in das Haus, in dem seine erste Frau gestorben war und erhing sich da in einem Schuppen, der so niedrig war, daß der alte Mann die Beine hatte hinaufziehen müssen, um seinen Vorsatz auszuführen."

Vor einigen Jahren hielten *tausend* Weiber, deren Anzug aus weniger als Lumpen bestand, eine Versammlung. Fünf von ihnen hatten in der letzten Woche 6 Schilling (2 Thaler) verdient, das Höchste, 96 hatten es bis zu 1 Schilling gebracht, 100 auf ½ Schilling u. s. w.; 233 hatten gar nichts verdienen können.

Die Missionäre haben die Aufgabe, unter diesen Leuten Christenthum zu predigen. Kommen sie zu Katholiken — Irländern namentlich — so überzeugen sie sich, daß diese, so liederlich und verbrecherisch sie auch sein mögen, fast nie versäumen das Zeichen des Kreuzes zu machen, bisweilen zu beten oder eine Kapelle zu besuchen, während die Protestanten, sobald sie unehrlich geworden sind, auch jedes äußere Zeichen ihres Glaubens vergessen und *vollständig* zu Heiden werden. Oft bekommen die Missionäre von betrunkenen Irländern Schläge oder werden die Treppen hinunterwerfen. Einer starb an den Folgen. — Sie scheinen indeß einen großen Theil der Schuld selbst zu tragen, weil sie sich stets bemühen, aus diesen sogenannten Katholiken — Protestanten zu machen!

Die Unwissenheit in Glaubenssachen unter diesen „Wilden" ist grenzenlos und Vanderkiste erzählt viele Beispiele. Sehr viele, die Meisten haben in ihrem Leben von Jesus nichts gehört. Eine Frau glaubte, die Taufe sei eingeführt, weil die Kinder besser gediehen, wenn sie getauft wären. Einer wußte sich viel mit seinen Kenntnissen und nannte Jesus „den Vater des lieben Gottes." „Bekennen Sie, daß Sie ein Sünder sind?" fragte Vanderkiste einen alten Dieb, mit dem er lange gesprochen hatte. „Sünder sind wir doch alle," antwortete der Mann. „Was ist ein Sünder?" — „Ja sehen Sie, ich bin dumm immer gewesen; ich kann's Ihnen nicht sagen."

Einige, denen der Missionär aus der Bibel vorlas, nahmen *alles* was sie hörten buchstäblich und wagten nichts zu deuten, *weil* es in der Bibel stand; noch zahlreicher aber waren die Freigeister, die bei allem, was ihnen die Missionäre versprachen, pfiffig blinzelten und zu verstehen gaben, auch wohl es gerade heraus sagten: sie ließen sich nichts weis machen; sie kennten die List der Geistlichen schon; *ihnen* dürfe man so nicht kommen.

Das Entsetzlichste unter diesen unwissenden, armen, verbrecherischen Menschen ist die Trunksucht. Die Unwissenheit läßt sich bannen und sie kehrt dann nicht wieder, aber die Trunksucht scheint unausrottbar zu sein. Vanderkiste gesteht, daß ihm da *keine* Bekehrung ganz gelungen sei und erzählt Beispiele von schrecklichen Rückfällen. Ein Ehepaar, das viele Jahre dem Trunke ergeben gewesen war, ließ sich belehren und sehr bald trat in Folge davon eine Besserung in der Lage der Leute ein. Es vergingen einige Jahre und man hielt sie für gänzlich bekehrt. Da wandelte sie eines Tages die Versuchung an, die stärker war als ihr Muth. Sie fingen wieder an zu trinken, erst mäßig, aber bald ganz wie sonst. Sie verkauften und versetzten, was sie hatten und die Armuth kehrte zurück. Sie waren nun aber schlimmer daran als früher, denn sie hatten auch die *Reue* zu tragen und sie machten einander Vorwürfe über ihre neue Noth. Ein Mann, der unter ihnen wohnte, hörte eines Morgens großen Lärm oben; er ging hinauf und sah, daß die Frau aus Verzweiflung sich gehenkt hatte.

Auch eine Frau, eine Riesin, eine Amazone in Lumpen, die den ganzen Tag betrunken war, dann mit dem Besen in der Hand in ihrem Gäßchen umherging und mit Jedem und Jeder Prügelei anfing, ließ sich durch Vanderkiste belehren. Sie wurde sogar Predigerin der Mäßigkeit. Nach einigen Jahren traf sie der Missionär wieder, blutig geschlagen, besinnungslos betrunken, in der Gosse liegend.

Vanderkiste gesteht offen, daß alle seine und seiner Collegen Bestrebungen bisher — nutzlos gewesen sind und zwischen den Zeilen seines Buches liest man, daß sie vielleicht mehr gewirkt haben würden, wenn sie — *Zwang* hätten ausüben können.

Blätter und Blüthen.

Spanisches. Espartero wird also seinen Ministerposten aufgeben und in's Privatleben zurückkehren. Was wird aus Spanien werden, wenn dieser ehrliche Mann nicht mehr an der Spitze der Regierung steht? — Das etwa 140 geographische Meilen lange und 120 breite Land ist in seinem Boden und Klima das herrlichste in ganz Europa, in seiner Geschichte, seinen historischen und Kulturdenkmälern der alten römischen, gothischen, maurischen und romantisch-mittelalterlichen Zeit eins der unerschöpflichsten, in seinen Naturbildungen mit ungeheueren Gebirgszügen gleich nach der Schweiz das erhabenste, mit seinen wilden Wäldern von Süd- und gar tropischen Früchten und Blumen, seinen ganzen Gebirgen von Marmor und Alabaster (177 Arten allein in Catalonien), seinem grünen und fleischfarbigen Marmor von Granada, seinen durch Faulheit, Ritterlichkeit und Möncherei verschuldeten Quecksilber-, Röthel-, Silber- und Goldminen, seiner Sonne, welche die feurigsten Weine kocht und Palmen, Aloes, Zuckerrohr und Baumwollenbäume und die balsamischen Fruchtöle ohne des Menschen Zuthun cultivirt und selbst in seiner Luft, welche durch bloßes Einathmen unzählige Leiden der Menschheit heilt, das von Natur himmlische Land. Aber die Inquisition, das Gold, die Ritterlichkeit, die Möncherei, die Ketzerverbrennung, die Bourbonen und die alte englische Politik für dieselben waren zusammen doch stark genug, dieses Paradies Europa's und dessen alte Kultur materiell und moralisch zu verwüsten und die 40 Millionen Bewohner unter der Römerzeit trotz alles gesegneten Nachwuchses zu 12 Millionen herabzubringen. Und unter diesen 12 Millionen sind gegen 200,000 Mönche und Nonnen, 600,000 Adelige und nur 300,000 Dienstboten, so daß sich mindestens 300,000 Aristokraten ihre Stiefeln, die sie etwa haben, selbst wichsen müssen, wenn sie sich Wichse und Bürsten dazu kaufen können. Manche müssen sich die Rittersporen an den baaren Fuß schnallen und dann fehlt Rocinante immer noch.

Jetzt liegt das halbe Land wüst, und wo nach einer ökonomischen Berechnung 80 Millionen Menschen glücklich leben und reich werden könnten, sind jetzt von 12 Millionen die Hälfte Bettler. Die Oliven Südspaniens sind zweimal so groß, als die, aus welchen das Provenceöl gepreßt wird; die Weine von Alicante, Xeres und Malaga wärmen wie flüssig gewordene Sonnenstrahlen und die in alle Welt versandten Trauben erquicken manches kranke Menschenherz; die spanische Wolle ist durch keine Zucht und Kultur an Zartheit zu erreichen, Wälder von Palmen bieten sich ohne Wüste, Zuckerplantagen ohne schwarze Sklaverei, aber alle diese Segnungen der Natur, des himmlischen Klima's und der balsamischsten Luft können die Wunden nicht heilen, welche dem durch politische Kunststücke und Gewaltthaten entarteten und entwürdigten Lande und von Natur edeln und würdigen Volke geschlagen wurden. Nur wenn es Espartero gelungen, den englischen Geist der Municipalfreiheit, der Selbstbeherrschung und Selbstverwaltung in das soldatisch und mönchisch verzogene Volk zu pflanzen und zu acclimatisiren, hätte der pyrenäischen Halbinsel noch eine Zukunft in der Kulturgeschichte erblühen können.

Die verkannten Geologen. Der Geolog ist, wenn er draußen in der Natur seinem Berufe nachgeht, nach seinem Tagwerke in der Regel viel zu müde, als daß er sich weiter um die äußere oder innere Erscheinung des Gasthauses kümmern sollte, in welchem er von seinen Anstrengungen ausruht und überdies geräth auch bei dem Herumklettern über Berg und Thal sein äußerer Mensch in einen so unsaubern Zustand, daß ein großes Hotel Bedenken tragen würde, ihn aufzunehmen. Humboldt's Freund, der geniale und mit Glücksgütern reich gesegnete Leopold von Buch, kehrte einmal auf einem seiner Ausflüge in den schlesischen Gebirgen, nachdem er sich den ganzen Morgen rechtschaffen abgemüht, in einer Dorfschenke ein und verlangte hier Brot, Käse und Bier. Als er fragte, was er zu bezahlen habe, verlangte die Wirthin so wenig, daß er nicht umhin konnte, ihr seine Verwunderung darüber zu erkennen zu geben. „Ja freilich,“ sagte sie, „ein Anderer müßte noch einmal so viel bezahlen, aber Euch sieht man's an, daß Ihr nichts übrig habt und die Armuth muß man nicht drücken.“

Ein andermal, als er nicht weit von einem Spazierwege an einem Felsen herumhämmerte, blieb eine vorübergehende Dame, welche ihn für einen gewöhnlichen Steinbrecher hielt, bei ihm stehen, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und wollte ihn, „weil er so hübsch auf Alles zu antworten wüßte,“ beim Fortgehen einen Silbergroschen schenken. Sie erstaunte natürlich nicht wenig, als sie ihn den nächstfolgenden Tag auf dem nahegelegenen Schlosse des Grafen von H. bei der Mittagstafel traf.

Professor Sedgwick, ein ebenfalls sehr wohl bekannter Geolog, ward einmal, während er seinem Berufe nachging, für einen entsprungenen Wahnsinnigen gehalten und mit Gewalt bis in die nächste Stadt geschleppt. Ein andermal benutzte er, nachdem er sich mit der Ausbeute eines besonders glücklichen Tages die Taschen gefüllt, zur Heimfahrt einen bereits mit vielen Passagieren besetzten Personenwagen und schlief ermüdet von vielen Strapatzen unterwegs ein. Als er am Ziele der Reise angelangt, aufwachte, fand er zu seinem Entsetzen seine Taschen vollständig ausgeleert. Eine alte Frau nämlich, die neben ihm gesessen und bemerkt, daß er alle Taschen voll Steine gepackt, hatte ihn abermals für einen Wahnsinnigen gehalten, der sich auf diese Weise beschwert, um sich desto sicherer zu ersäufen. Und deshalb hatte sie aus reiner Menschenliebe dem schlafenden Naturforscher einen Stein nach dem andern aus den Taschen stibitzt und hinaus auf die Straße geworfen!

Was der Krieg kostet. Man gebe mir, sagt ein Freund des Friedens, das Geld, welches seit Anbeginn zu Kriegszwecken verwendet worden und ich will damit jeden Fuß breit Land auf dem ganzen Erdball kaufen. Ich kleide dafür jeden Mann, jedes Weib und jedes Kind in ein Gewand, auf welches Könige und Fürsten stolz sein würden. Ich baue dafür eine Schule an jedem Bergesabhange und in jedem Thale auf der ganzen bewohnbaren Erde. Ich baue dafür eine Universität in jeder Stadt und gebe ihr die Mittel zu ihrem Unterhalt. Ich kröne jeden Hügel mit einer Kirche, welche der Ausbreitung des Friedens gewidmet ist, so daß an jedem Sabbathmorgen der Glockenklang auf einem Hügel dem Glockenklang auf dem andern rund um die ganze Erde antworten und Lob, Preis und Dank wie ein allgemeines Brandopfer gen Himmel steigen sollen.

Gedächtnißstärke. In Virginien lebte ein Negersklave, Fuller mit Namen, der es im Rechnen so weit gebracht hatte, daß, als man ihn fragte, wie viel Sekunden in anderthalb Jahren enthalten seien, er nach zwei Minuten antwortete: 47,304,000, auf eine zweite Frage, wie viel Sekunden Jemand gelebt habe, der 70 Jahre, 17 Tage und 12 Stunden alt geworden sei, antwortete er in anderthalb Minuten: 2,210,500,800 und da Jemand, der mit der Feder die Aufgabe nachgerechnet hatte, ihn eines Irrthums beschuldigte, ergab es sich bald, daß der Nachrechner die Schalttage versehen hatte. — Dieser Mann konnte Anfangs nur bis 10 zählen und ließ sich sehr viel bedünken, als er bis 100 zählen konnte. Er zählte die Haare in einem Kuhschwanz, deren er 1872 fand; dann die Körner in einem Scheffel Waizen, und so kam er im Zählen und Rechnen immer weiter.

Literarisches. Die nahende Weihnachtszeit hat zwar viele gar bunt und brillant gebundene Bücher gebracht, literarisch-wichtige Neuigkeiten sind indeß wenig angekommen. Des Grafen Strachwitz Lieder eines Erwachenden sind in fünfter Auflage erschienen, brillant ausgestattet, mit Illustrationen von Koska, die indeß nicht viel sagen wollen. Arnold Schloenbach giebt unter dem Titel: Weltseele eine Sammlung Dichtungen aus dem Naturleben, die er den Naturforschern widmet. Von demselben Autor erschienen zugleich zwei Bände Erzählungen und Novellen. Baron Klesheim, bekannt durch seine Vorträge in österreichisch-tyroler Dialekt, veröffentlicht unter dem Titel Von der Wartburg, eine Taubenpost in Liedern, ein kleines Bändchen Gedichte in österreichischer Mundart und widmet diese dem Großherzog von Weimar mit den Worten:

Und bist Du ihnen gut, wann sie
Sich Dir zu Füß'n legn
Da kann's ihnen an Glück nit fehln,
Da habn's den best'n Seegn.

hoffentlich wirft aber diese Zufüßenlegerei keinen Falkenorden ab. Von Gutzkow haben wir in den nächsten Tagen einen einbändigen Roman: Die Diakonissin, zu erwarten und von demselben Autor eine vollständig umgearbeitete zweite Ausgabe seiner Tragödie: Nero.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 50. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Die Blinde.

Weihnachtserzählung von August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Also ist es dennoch eingetroffen, vor dem ich sie zu schützen bemüht war!“ dachte sie. „Sie liebt mit der Schwärmerei, die diesem armen Wesen eigen zu sein pflegt. Ach, und ihre Liebe ist eine hoffnungslose, denn wer wird eine arme Blinde wieder lieben?“

Ueberwältigt von Schmerz, bedeckte sie die Stirn der Tochter mit Küssen. Sie wollte trösten, aber sie vermochte es nicht, wenn sie den lauten Ausbruch ihrer Gefühle verhindern wollte.

„Mutter,“ flüsterte bebend Cäcilie, „Du weinst — ich fühle es, denn Deine Thränen perlen auf meine Wangen. Sieh', das ist mein Kummer! Ach, ich wußte es wohl, daß Dir dieses Bekenntniß Schmerz bereiten würde, denn Du liebst mich ja und willst mich glücklich wissen. Darum verbarg ich mein Herz vor Dir, darum solltest Du nie erfahren, daß es außer Dir, die Du mich verstehst, noch ein Wesen giebt, das ich liebe. Mutter, Mutter, zürne mir nicht,“ rief sie schluchzend, „denn ich habe alle Mittel angewendet, die mir der Verstand rieth! Wenn den jungen Prediger nicht schon ein Band der Liebe bindet, fragte ich mich — wird er dich, das blinde Mädchen, lieben können? Und wenn du wirklich das Glück hättest, mit ihm in ein näheres Verhältniß zu treten, ist es nicht möglich, daß er den Eindruck zerstört, den seine Stimme und seine Rede hervorgebracht hat? So kämpfte ich mit mir selbst, aber es war vergebens, die Regung meines Herzens zu besiegen. Zitternd folgte ich Dir zur Kirche, wenn Du mich dazu auffordertest, denn ich fürchtete die Stimme wiederzuhören, die mein Leiden nur noch vergrößern mußte.. Mutter,“ rief sie mit flehender Stimme, „weine nicht, hier in der Einsamkeit, nur umgeben von Deiner Liebe und Deiner Sorgfalt, wird es mir gelingen, den Frieden meiner Seele wieder herzustellen, Du wirst mir bald wieder Alles sein, das einzige Licht, das meine Nacht erhellt!“

Cäcilie umschlang von Neuem ihre Mutter, die noch beklagenswerther war, als sie selbst. Denn giebt es wohl einen größern Kummer, einen herbern Schmerz als den, ein junges reizendes Wesen unter den Qualen einer glühenden Leidenschaft dahinwelken zu sehen? Und Cäcilie war ihre Tochter, die einzige Frucht einer glücklichen Ehe, die der Tod des Gatten frühzeitig gebrochen hatte. Da saß das arme Geschöpf, ein Meisterwerk der Natur, aber nur halb vollendet, denn die schönen glänzenden Augen waren dem Lichte verschlossen, sie konnten das Lächeln der Mutterliebe, die herrliche Natur nicht sehen. Die arme Blinde konnte nur das Glück in ihrem eigenen Herzen finden, sie konnte nur in der kleinen, begrenzten Welt selbstgeschaffener Wesen leben, und diese Welt ward ihr durch eine hoffnungslose Liebe verkümmert. Die Mutter begriff ganz den Zustand ihres Kindes, und wie ein tödtlicher Pfeil war die Gewißheit desselben in ihr Herz gedrungen.

„Mein Kind,“ sagte sie, mit übermenschlicher Kraft nach Fassung ringend, „hätte ich Dir einen Vorwurf zu machen, so wäre es der, daß Du so lange allein Deinen Schmerz getragen hast. Jede Mittheilung, einem liebenden, theilnehmenden Wesen gemacht, erleichtert die Brust —“

„Gewiß, Mutter, gewiß!“ rief eifrig die Blinde, indem sie ihr schönes, von den feuchten Locken umwalltes Haupt emporhob. „Auch Du hast die Stimme gehört, die feurige, schöne Rede — nicht wahr, nur ein edler, fühlender und gebildeter Mann, ein aufgeklärter und kühner Geist kann so sprechen? Schon oft hatte ich zuvor über das Thema nachgedacht, das er zu seiner Predigt gewählt, aber nie bin ich auf solche Gedanken gekommen. Wie anders werde ich das nächste Christfest begehen — wie anders würde ich es begehen,“ fügte sie traurig hinzu, „wenn ich Dessen nicht gedenken müßte, der meine Ansichten geläutert hat. Vergieb mir, Mutter,“ flüsterte sie leise und indem sie das himmlische, aber blinde Auge emporschlug, „vergieb mir, denn ich bin noch nicht geheilt!“

Wie zum Gebet legte Cäcilie ihre kleinen Alabasterhände zusammen, und sah still vor sich hin. Ein schmerzlich wehmüthiges Lächeln, die eben so reine als heftige Liebe verrathend, verklärte das Engelsgesicht zu dem einer frommen Dulderin. Dem Auge der Mutter konnte der ganze Umfang dieser Leidenschaft nicht entgehen, denn sie wußte, daß bei dem jungen, des Gesichtes beraubten Mädchen jedes Ereigniß einen starken, unauslöschlichen Eindruck hervorbrachte. Alle Gefühle bei ihr sind reizbarer, das Herz empfänglicher, und der einmal herrschende Gedanke, in der Nacht der Blindheit genährt, enthält durch die leicht entzündbare Phantasie, dieses helle Licht der Blinden, eine verheerende Gewalt.

„Ich bin reich, und Cäcilie ist schön,“ dachte die hoffende Mutter — „ich werde bald erfahren, wer der Gegenstand ihrer Liebe ist. Es wird ja noch ein Mittel geben, mein armes Kind glücklich zu machen.“

Die Schloßuhr schlug zehn. Die Kammerfrau trat ein, und bot den Damen ihre Dienste an. Bald war die Nachttoilette vollendet, die Cäcilien noch reizender machte. Mit einem schmerzlichen Wohlgefallen betrachtete die Mutter ihre Tochter, und was die liebende Hoffnung angeregt, vollendete die mütterliche Eitelkeit.

„Man muß sie lieben, auch wenn sie blind ist!“ dachte sie. „Und wie kann das Herz eines solchen Mädchens der Liebe verschlossen bleiben? Ich war thöricht, dem Triebe der Natur entgegenzutreten

— hätte ich ihn in die rechte Bahn geleitet, es wäre heute vielleicht anders. Ich werde meinen Fehler mit Vorsicht verbessern."

Eine Viertelstunde später hatten sich beide Frauen zur Ruhe begeben. Cäcilie träumte von der Christnacht, während die arme Mutter sich mit der Auffindung der Mittel beschäftigte, die zum Zwecke führen konnten. Nachdem sie den Entschluß gefaßt, die Hülfe des Pastors Braun in Anspruch zu nehmen, entschlief sie.

III.

Zwei Tage später fiel ein Sonntag. Der Nachmittagsgottesdienst war vorbei, und der Pfarrer Braun, der seinem Amte nach Gewohnheit und Pflicht obgelegen hatte, saß mit Arnold in der großen Lindenlaube des Pfarrgartens, wartend des Kaffee's, den Concordia, seine Tochter, in der Küche zubereitete. Der Greis blies aus einer langen Pfeife dichte Tabackswolken in die laue Luft, ein Genuß, der ihm zur Leidenschaft geworden war.

„Arnold," sagte er, „ich habe die gegenwärtige Unterredung bis heute verschoben, damit Du erst ein wenig heimisch in meinem Hause werden solltest. Du bist zwar als Student einmal einige Tage hier gewesen, ich hege aber die Meinung, daß der gesetzte junge Mann die Dinge anders ansieht als der Jüngling, und damals war mein Cordchen nicht zu Hause, die sich bei Amtmanns Hannchen in Z. zum Besuche befand. So höre denn meinen Plan, den ich ersonnen habe, und mit Deiner Hülfe auszuführen gedenke."

„Mit meiner Hülfe?" fragte verwundert der Kandidat.

„Ich stand in Deinem Alter," begann ruhig der Pastor, „als mich die Gemeinde zu ihrem Pfarrer wählte, und der selige Graf von Krayen, der Patron der Stelle, als solchen bestätigte. Drei Jahre später verheirathete ich mich, und der Himmel segnete meine Ehe, die anfangs unfruchtbar zu bleiben schien, mit einer hoffnungsvollen Tochter. Ich bin nun dreißig Jahre im Amte, und wenn ich mich auch gerade nicht zu schwach fühle, dasselbe ferner zu versehen, so veranlassen mich doch zwei Gründe, jetzt meinen Ruhestand vorzubereiten. Erstens gehöre ich noch der alten Welt an, und ein junger kräftiger Mann, der den Anforderungen unserer Zeit wirksamer entspricht, würde besser am Platze sein, als ich; und zweitens will ich bei Zeiten die Zukunft derer gesichert sehen, für die zu sorgen mir die Verpflichtung obliegt, zumal da sich jetzt eine günstige Gelegenheit dazu bietet. Aus diesen Gründen mache ich Dir nun kurz und bündig den Vorschlag: Du wirst sobald als thunlich mein Nachfolger im Amte, heirathest mein Cordchen, und giebst mir und meiner alten Ehehälfte ein Asyl für unser Alter. So, meine ich, ist uns Allen geholfen. Ich habe Dich zu mir eingeladen, damit in der Familie die ersten Schritte unternommen werden konnten. Die Besorgung des Uebrigen ist meine Sache. Nun, Vetter, was meinst Du dazu?"

Arnold sah den Greis verwundert an. Kannte er auch die Herzensgüte desselben, so hatte er doch auf seine Fürsorge in dieser Ausdehnung nie zu hoffen gewagt. Und jetzt, nachdem er den Engel in der Kapelle gesehen, dessen Bild sein ganzes Herz ausfüllte, dessen er mit einer poetischen Begeisterung gedachte — jetzt sollte er sich um die Gunst eines andern Mädchens bewerben, das zwar hübsch, gesund und leidlich gebildet war, aber wenig den Anforderungen entsprach, die sein für ein Ideal schwärmendes Herz an die künftige Lebensgefährtin stellte. Ein Augenblick genügte, um ihm das Peinliche seiner Lage erkennen zu lassen. Durfte er sich dem wackern Greise gegenüber, der so väterlich für ihn gesorgt hatte, und jetzt mit der Feststellung seiner ganzen Zukunft beschäftigt war, offen aussprechen? Durfte er dem so vernünftigen und ihn selbst betreffenden Beglückungsplane entgegentreten? Und wenn er es wagte, und den Grund dafür angäbe, was mußte der Greis von seiner seltsamen Schwärmerei denken? Wie mußte er seinem Wohlthäter erscheinen? Arnold war einer der wenigen Männer, in denen Leidenschaften von ungeheurer Tiefe schlummerten, aber zu gewaltig, um bei kleinen Veranlassungen hervorzutreten.

„Bester Onkel," antwortete er ruhig, „mit dankbarem Herzen erkenne ich Ihre Güte an; aber wird Concordia, die mich kaum kennt, ohne Opfer zu den Wohlthaten beitragen können, die Sie mir so großmüthig zugedacht? Sie ist ein gutes, lebhaftes Mädchen, und mein Wesen ist so wenig geeignet, rasche Eindrücke zu erzeugen —"

„Daß sie Dich näher kennen lernen muß, um zu entscheiden," fiel eifrig der Pastor ein, „das erfordert die Billigkeit. Aber ich müßte ein schlechter Menschenkenner sein, wenn ich das Resultat Euerer nähern Bekanntschaft nicht voraussehen sollte. Concordia's Herz ist noch frei und da sie weiß, daß der Vater nur in ihrem Sinne wählen kann, so wird sie sich bald zu fügen wissen. Schon vor einiger Zeit hat es die Mutter übernommen, sie vorzubereiten."

„Wie, Concordia weiß bereits darum?"

„Und ich glaube zu bemerken, daß Du einen günstigen Eindruck auf sie ausgeübt hast, denn andernfalls würde ich Dich in das Geheimniß noch nicht eingeweiht haben. Doch still, sie kommt — wir wollen der natürlichen Entwickelung der Dinge nicht vorgreifen."

Concordia, einen großen Präsentirteller tragend, erschien zwischen den Spalieren der Zwergobstbäume, die an dem Wege standen, und näherte sich rasch der Laube. Sie war einfach sonntäglich geschmückt. Ein rothes Thibetkleid schloß eng die runden, kräftigen Formen ihres kerngesunden Körpers ein. Ihr hellblondes Haar bildete einen starken Flechtenkranz auf dem Haupte. Hochrothe Wangen, helle Augen und kirschrothe Lippen gaben ihrem interessanten Gesichtchen einen Ausdruck großer Lebendigkeit. Alle ihre Bewegungen waren rasch und entschieden. Für einen gewöhnlichen Landgeistlichen würde Concordia eine passende, wünschenswerthe Frau gewesen sein, zumal da sie als Mitgift ein kleines Vermögen und eine einträgliche Pfarre brachte; aber wie wenig konnte sie unserm Arnold genügen, der sein Ideal im Herzen trug! Unwillkürlich stellte er Vergleiche zwischen den beiden Mädchen an, und das Resultat derselben war das Bedauern, daß der Engel aus der Kapelle nicht die Tochter des Pfarrers sei.

Der alte Pfarrer beobachtete schweigend und mit großem Interesse die beiden jungen Leute. Er verschanzte sich hinter einer dichten Rauchwolke, um sein Lächeln zu verbergen. In dem Augenblicke, als Concordia dem Gaste die gefüllte Tasse bot, trafen sich Beider Blicke. Das Roth ihrer Wangen schien sich plötzlich dem ganzen Gesichte mitgetheilt zu haben, und ihre Blicke senkten sich schnell wieder auf den mit einem weißen Tuche bedeckten Tisch. Dem armen Arnold entging diese urplötzliche Veränderung, die offenbar der Anblick seiner Person hervorgebracht, nicht, und wenn er auch nicht so eitel war, seinem von Pockengruben zerrissenen Gesichte auch nur die geringste Anziehungskraft beizulegen, so glaubte er doch schließen zu müssen, daß des Vaters Heirathsplan von der Tochter genehmigt würde.

„Cordchen," sagte der Vater, sein Wohlgefallen über diese Bemerkung verbergend, „geh', und bitte die Mutter zu uns. Dann magst auch Du wiederkommen, mein Kind!"

Mit purpurrothem Gesichte flog das Mädchen davon, ohne ein Wort zu entgegnen. Der Pastor blies ein Paar so gewaltige Rauchwolken aus seiner Sonntagspfeife, daß die ganze Laube davon angefüllt war.

„Nun," rief er seelenvergnügt, „wer hat Recht? Sie erröthete bis an die Ohren, als sie den ihr bestimmten Mann ansah. Das ist ein gutes Zeichen! Arnold, ich zweifle nicht mehr, daß Alles völlig geordnet ist, ehe Du Deine Rückreise antrittst. Ja, ich kenne meine Concordia, sie ist ein kluges, gutes Mädchen. Und wie wird sie Dir die Wirthschaft zusammenhalten, wenn sie als Frau Pastorin schalten und walten kann. Die Bauern lieben sie — es ist keine Kindtaufe und keine Hochzeit im Dorfe, zu der sie nicht geladen wird. Glaube mir, Arnold, Du bekommst eine wackere, tüchtige Hausfrau, und Cordchen — ich hege die feste Ueberzeugung — bekommt einen wackern, tüchtigen Mann."

Während der Vater seinem Neffen die Glückseligkeit einer Landpfarrerehe pries und in freudiger Erinnerung mit beredter Zunge seine eigene Heirathsgeschichte erzählte, war die Tochter zu der Mutter in das Zimmer getreten.

„Mütterchen," sagte sie mit erkünstelter Traurigkeit, „es geht wahrhaftig nicht!"

„Was?" fragte verwundert die Frau Pastorin, eine herzensgute alte Dame, die an Concordia mit jener übergroßen Zärtlichkeit hing, welche die Mütter dem einzigen Kinde zu zollen pflegen, vorzüglich wenn dieses Kind eine Tochter ist. „Was geht denn nicht, liebes Cordchen?"

„Daß ich den Vetter aus der Residenz heirathe."

„Mißfällt er Dir denn?"

„Er mag ein guter und gelehrter Mensch, ein ausgezeichneter Prediger und alles sein, was Vater an ihm mit so großer Vorliebe rühmt — aber er ist doch ein wenig zu häßlich!"

„Concordia!" rief mahnend die Mutter.

„Ich weiß es, Mütterchen, der arme Vetter hat sich sein Gesicht nicht gemacht, er ist unschuldig daran, und ich beklage ihn, daß ihn ein solches Mißgeschick betroffen hat — aber kann ich dafür, daß mir dieses bleiche, zerrissene Gesicht nicht gefallen will? Als ich ihm vorhin den Kaffee präsentirte, kam ich ihm natürlich nahe, da empfand ich einen Widerwillen, daß ich selbst in die größte Bestürzung gerieth. Der Vetter dauert mich, aber heirathen kann ich ihn nicht. Gebt nur die Hoffnung auf," fügte sie entschieden hinzu, „seine moralischen Vorzüge werden mich nie so begeistern, daß ich sein Gesicht darüber vergesse."

„Aber bedenke, mein Kind, es ist der Lieblingsplan des Vaters — —"

„Der Vater wird mich nicht zwingen wollen, einen Mann zu heirathen, den ich nicht leiden kann," fuhr Cordchen eifrig fort. „Lieber will ich gar nicht heirathen!"

„Der arme Vetter!" seufzte die gutmüthige Mutter. „Wie muß ihn das kränken!"

„Liebes Mütterchen, was würde der Vetter sagen, wenn er ein schönes, glattes Gesicht, und ich ein häßliches, verunstaltetes hätte, das ihm denselben Widerwillen einflößt, den ich vor ihm empfinde? Er würde für eine solche Frau schönstens danken, und sich nach einer andern umsehen, die ihm gefiele. Das würde ihm kein Mensch verargen. Es gehört nur ein wenig Gerechtigkeitsgefühl dazu, um dies einzusehen. Bekenne offen: gefällt Dir der Vetter?"

Die Frau Pastorin befand sich zwischen zwei Feuern. Der Tochter konnte, und dem Gatten durfte sie nicht Unrecht geben. Sie hatte sich zwar noch nicht darüber ausgesprochen, aber im Grunde der Seele wünschte sie der einzigen, zärtlich geliebten Tochter einen hübschern Mann. Die Achtung vor den Ansichten des würdigen Ehegemahls hatte bisher die mütterliche Eitelkeit unterdrückt. Die Frau Pastorin hielt ihr Kind für das schönste Mädchen in der ganzen Umgegend.

„Mein Gott," flüsterte sie, „was soll denn nun geschehen?"

Concordia trat zu ihr an das Fenster, und flüsterte:

„Das will ich Dir sagen. Ich weiß zwar, daß der Vater die Vereitelung seines Plans ungern sieht, aber daraus, daß er das Zustandekommen der Heirath von meinem Gefallen an den Vetter abhängig gemacht hat, läßt sich schließen, daß er zu meinem Nachtheile nicht hartnäckig darauf beharren wird. So lange der Vetter hier ist, darf er meine Meinung nicht erfahren, aber auch dem Vater muß sie verschwiegen bleiben, damit er dem Vetter keine Eröffnungen macht, der nur dann erst das ihm zugedachte Glück erfahren soll, wenn ich einwillige. Später bereiten wir den Vater nach und nach vor, und Herr Arnold Bließ hat von dem ganzen Handel nichts erfahren."

Der Mutter leuchtete zwar der Plan Concordia's ein, aber sie konnte sich der Bemerkung nicht enthalten:

„Es ist traurig, daß er Dir nicht gefällt. Ich hätte ihm wohl gewünscht, daß er unsere Pfarre bekäme."

„Mein Gott," rief Concordia, „was hindert ihn, der Nachfolger des Vaters zu werden? Muß denn gerade mein Mann hier Prediger sein."

„Und Du?"

„Ich werde schon einen Mann finden!" sagte das junge Mädchen, indem es sich zu einer am Fenster stehenden Rose neigte, um die flammende Röthe des Gesichts zu verbergen. „Oder glaubst Du, Mutter, daß es dazu der Pfarre bedarf?"

„Nein, nein!"

„Fast sollte ich mich darüber ärgern!" fuhr Cordchen muthig fort. „Ich wollte, Herr Arnold wäre schon unser Prediger, damit die Leute sähen, daß der Vater ohne Rücksicht auf mich ihn versorgt. Und damit der Vater sieht, daß ich seinem Schützling dennoch geneigt bin, ohne ihn gerade zu heirathen, werde ich ihn zu bestimmen suchen, keinen andern zu seinem Nachfolger vorzuschlagen. Hat Herr Arnold diese einträgliche Pfarre, so findet er auch eine Frau, trotz seines häßlichen Gesichts. Mehr kann ich nicht für ihn thun!"

Die Frau Pastorin, gerührt von dieser Großmuth, küßte ihre Tochter, und erklärte sich mit dem Vorschlage einverstanden. Hätten sie das Gespräch der beiden Männer in der Laube gehört, sie würden den Entschluß nicht gefaßt haben, dem Kandidaten zur Erlangung der Pfarre behülflich zu sein, trotzdem aber den Heirathsplan des Vaters zu vereiteln.

„Man weiß," dachte die Mutter, „daß Concordia, unser einziges Kind, nicht ohne Mitgift aus dem Hause geht — ein munteres, hübsches Mädchen und wohl erzogen ist sie auch — ich wette, daß sie schon gewählt hat. Ein Theologe ist es auf keinen Fall, denn sonst würde sie ihm die Pfarre aufbewahren — nun, es braucht ja auch nicht gerade ein Prediger zu sein."

„Ich habe die Mutter auf meiner Seite," dachte Concordia, „nun darf ich hoffen, den Mann zu heirathen, den ich liebe. Je eher Herr Arnold die Pfarre bekommt, je eher bekomme ich meinen Mann, denn der Vater muß bei mir und meinem Karl wohnen, das ist nöthig und abgemacht. Ist der Vater in der vorliegenden unglückseligen Heirathsgeschichte aufgeklärt, so soll Karl um meine Hand bei ihm anhalten. Hu, was wird der gute Vater für Augen machen!"

Die Ankunft eines Landmanns, der den Seelsorger zu einem Sterbenden auf das benachbarte Filialdorf rief, lenkte die Aufmerksamkeit der Bewohner des Pfarrhauses von der Familienangelegenheit ab. Man kannte den Kranken, und war bestürzt über den plötzlichen Unfall. Pastor Braun rüstete sich zur Erfüllung seiner Amtspflicht, und bald fuhr er in der Kalesche davon, die der Bote mitgebracht hatte. Arnold beurlaubte sich von den beiden Frauen, um einen Spaziergang durch das Thal zu machen, und später dem Onkel entgegenzugehen. Concordia ermahnte ihn freundlich, das Abendessen nicht zu versäumen, im Falle er den Vater verfehlen sollte. Gedankenvoll hatte Arnold das Dorf durchschritten, und nur mechanisch hatte er auf die ehrerbietigen Grüße der Landleute gedankt, die in festlicher Ruhe vor ihren Häusern saßen. Ehe er sich dessen versah, befand er sich an dem Gitter des Parks. Erschreckt blieb er stehen.

„Das habe ich nicht gewollt!" flüsterte er vor sich hin. „Ich darf, ich will sie nicht wiedersehen, um so leichter zerstöre ich den ersten Eindruck. Wäre es nicht thöricht, eine Neigung zu hegen, die offenbar zu keinem Resultate führt? Wie kann ich, ein armer Kandidat, mit einem durch Krankheit entstellten Gesichte, daran denken, selbst nur die Aufmerksamkeit dieser reizend schönen Dame zu erregen? Das sind die gewöhnlichen Launen des Schicksals," fügte er mit einer Art Bitterkeit hinzu: „es zündet in mir die Liebe nach einem unerreichbaren Gegenstande. Liebt der Maler nicht sein Werk, das ihm gelungen? Liebt der Dichter nicht seine Verse, die er in der Begeisterung geschrieben? Liebt der gefühlvolle, denkende Mensch nicht die unerreichbaren Sterne an dem herrlichen Abendhimmel? So will ich jene Jungfrau lieben. Sie sei mein Gemälde, mein Gedicht, mein Stern!"

Arnold schlug einen Fußweg in das Thal ein, und das verhängnißvolle Schloß verschwand hinter den Bäumen des Parks. Wie ein Träumender erreichte er einen Steg, der über einen Bach führte. Hohe Ulmen beschatteten das Bett des rieselnden Wassers, das ihn an Vorsicht mahnte. Schon hatte er den Fuß auf das schwankende Brett gesetzt, als er jenseits zwei Damen erblickte, die im Begriffe standen, denselben Pfad zu überschreiten. Wer beschreibt seine Bestürzung, als er die Bewohnerinnen des Schlosses erkannte! Rasch trat er zurück, und zog ehrerbietig den Hut.

„Deine Hand, Cäcilie!" sagte die Mutter, als sie sah, daß der Fremde Platz machte.

„Ist das der Steg wieder, den wir vorhin überschritten?" fragte Cäcilien's Engelsstimme.

„Ja, mein Kind! Vorsicht, er schwankt!"

Der verwirrte Arnold, der seiner Sinne kaum mächtig am Ufer stand, hielt es für Aengstlichkeit, daß die Tochter sich von der Mutter führen ließ. Langsam kamen die Damen heran, und ihm blieb Zeit, sein Ideal in der Nähe zu betrachten. Cäcilie trug heute ein blaues Florkleid mit weißen Spitzen. Wie reizend stand diese Farbe dem wunderbar geformten Körper! Aber noch tausendmal reizender erschien ihm das zarte, matt geröthete Gesicht unter dem großen weißen Strohhute mit dem Kranze himmelblauer Kornblumen! Die Blicke auf den schwankenden Steg gerichtet, ging sie langsam an ihm vorüber. Wie eine Bildsäule stand er da; er vergaß zu grüßen, und als er wieder zur Besinnung kam, sah er Mutter und Tochter Arm in Arm hinter einem Wiesenbusche verschwinden. Um seinen Vorsatz war es geschehen;

die Liebe zu der schönen Sterblichen erwachte mit doppelter Gluth, und sie anzubeten wie eine Heilige, wie einen unerreichbaren Stern, erschien ihm eben so unmöglich, als eine Erwiederung seiner heftigen Neigung. Es war dies ein Augenblick, in dem Arnold an sich selbst verzweifelte. Der Name Cäcilie erklang ihm wie eine Sphärenmusik, und so auch konnte sie nur genannt werden, die eine Meisterin der Töne war. Welch ein Contrast lag zwischen der poetischen Erscheinung Cäcilien's, und jener der prosaischen Concordia's, die man ihm zur Gattin bestimmt hatte. Der arme Kandidat lehnte sich auf das Geländer des Stegs und starrte in die murmelnden Wellen hinab. Tausend Gedanken durchkreuzten seinen Kopf, der wie im Fieber brannte. So mußte er lange zugebracht haben, denn plötzlich redete ihn die Stimme des Onkels an, der zu Fuß auf einem Nebenwege von dem Nachbardorfe zurückkehrte.

„Ich erwartete Sie!“ sagte er verwirrt.

Der Pfarrer sah ihn lächelnd an.

„Woran dachtest Du, Arnold?“ fragte er.

„An meine Zukunft, an mein Schicksal, an die Schicksale der Menschen überhaupt, die von dem blinden Glücke nicht begünstigt sind.“

„Und was fehlt Dir, Arnold? Ist Deine Zukunft nicht gesichert?“

„Es giebt Dinge, mein bester Onkel, über die weder Reichthum, fester Wille, Herzensgüte, noch sonst eine menschliche Macht verfügen kann.“

„Zweifelst Du an einer Gegenneigung Concordia's?“

Arnold konnte sich eines schmerzlichen Lächelns nicht erwehren.

„Ueberlassen wir es der Zeit,“ sagte er, um den guten Pastor nicht zu kränken. „Das Glück der Tochter meines Wohlthäters darf nicht von Entschlüssen abhängig gemacht werden, die der Augenblick geboren hat.“

„Er hat Recht,“ dachte der Greis. „Aber mein Kind wird ihn schon lieben und achten, wenn sie ihn kennen gelernt hat.“

Man trat den Rückweg nach dem Dorfe an. Die Nachricht von dem raschen Tode des wackern Landmanns, dem der Pfarrer die letzten Tröstungen der Religion ertheilt hatte, erregte in dem Pfarrhause eine trübe Stimmung. Mutter und Tochter weinten, während der Pfarrer seinem einsilbigen Neffen die Vorzüge des Gestorbenen schilderte und ihn als einen Mann bezeichnete, der seinem Herzen nahe stehe. Dieser Umstand lenkte die Aufmerksamkeit von der Familienangelegenheit ab, und während der Onkel die Grabrede studirte, bereitete der Neffe seine Abreise vor. Concordia bewies dem Gaste die schuldige Aufmerksamkeit, sie war selbst heiter und suchte ihn nach Kräften zu unterhalten. So verflossen zwei Tage. Weder von dem Schlosse noch von der Heirathsangelegenheit war ferner die Rede.

Am Morgen des Begräbnißtages trat Arnold in das Zimmer des Pfarrers.

„In einer Stunde reise ich,“ sagte er.

„Und was ist das Resultat Deines Besuchs?“

„Concordia hat mir einen Brief versprochen.“

„Und Du?“

„Ich werde nicht verfehlen, die Antwort zu senden.“

„So reise mit Gott, Arnold, und vergiß nicht, daß Dein Onkel auf Dich zählt! Aber auch Du magst auf mich zählen, was immerhin kommen möge.“

Der Greis küßte die Stirn des jungen Mannes.

Beim Abschiede zeigte sich Concordia gerührt. Der Vater hielt diese Rührung für ein Zeichen der aufkeimenden Neigung; die Mutter aber wußte, daß sie nur dem Schicksale des Vetters galt, denn Concordia — obgleich eine Pfarrerstochter, so war sie doch eitel — Concordia glaubte sich von dem Kandidaten geliebt und deutete in diesem Sinne sein stilles, verschlossenes Wesen.

„Er bekommt die Pfarre!“ rief sie der Mutter zu, als Arnold den Wagen bestieg, der ihn zu der nächsten Posthalterei bringen sollte.

Der Kandidat grüßte noch einmal, und der Wagen fuhr davon. Arnold hielt es für ein Glück, daß der Weg nicht an dem Schlosse vorbeiführte, aber trotzdem sah er unverwandten Blicks nach der Gegend, in der es lag. Eine magnetische Kraft hielt sein Auge an diesen Punkt gefesselt. Plötzlich fuhr der Wagen über eine Anhöhe, und der Kandidat übersah das ganze Thal. Da lag das romantische Schloß mit seinen Thürmchen, da ragte das in der Morgensonne schimmernde Schieferdach über die Baumwipfel empor, dasselbe Dach, das den Gegenstand seiner Anbetung barg. Wie arm, wie verlassen dünkte er sich, als der kahle Hügel ihm plötzlich die Aussicht versperrte. Ihm war, als ob er zu einem freudenlosen, elenden Leben verdammt sei, als ob sein ganzes Glück in dem Thale zurückbleibe. Wohl schalt er sich einen Thoren, lächelte er über seine Schwachheit; aber weder die Zerstreuungen der Reise noch der Verstand konnten eine Aenderung seiner Gemüthsstimmung herbeiführen. Nach zwei Tagen erreichte er die Residenz. Eifrig gab er sich der mühseligen Beschäftigung des Unterrichtertheilens hin, er suchte, aber er fand keine Heilung von den geheimen Qualen seines Herzens. So überließ er sich mit ganzer Seele dem Entzücken der rührendsten, tiefsten Leidenschaft, einer rein bewundernden Liebe. Die Erinnerung an Cäcilie hatte für ihn etwas unaussprechlich Heiliges, Geweihtes, er sah mehr als das Weib in ihr, sie war ein ideales Wesen, zu dem er betete.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Weihnachtsfeier.

Weihnachten, ein heidnisches Fest. — Heidnische Festgebräuche. — Knecht Ruprecht, der Pelzmärte, der Wauwau, Nicolaus und der Schimmelreiter. — Die Mirakel der Weihnachtstage. — Die Jerichorose und anderer Aberglaube. — Was man Weihnachten essen und thun muß, um reich und glücklich zu werden. — Der heilige Dreikönigstag.

„O Tonabaum! o Tonabaum!
Du bist a edles Reis!
Du grunest in dem Winter
Dö wie zu Summerzeit.“
Volkslied des Kuhländchens.

Zu den Dingen, die der Reisende, welcher Deutschlands Grenzen verläßt, und der Verbannte, der sie fliehen muß, am Schmerzlichsten zu vermissen pflegt, gehört vor Allem die Feier des Weihnachtsfestes. Sie ist eines der anmuthigsten Zeugnisse für das Kleinod unsrer Nation, das sie an ihrer Gemüthlichkeit hat, und mit Wehmuth und Heimweh blickt der Deutsche in der Fremde auf die dunkelbleibenden oder nur matterleuchteten Fenster, die ihn umgeben. Fragen wir uns, wie es kommt, daß das Fest nur von uns in dieser Weise begangen wird, daß Engländer und Amerikaner, Russen und Italiener, und selbst die lebensfrohen Franzosen nichts von den Freuden wissen, die es uns bringt, so giebt die Wissenschaft darauf eine Antwort, die Manchen Wunder nehmen wird. Diese Antwort nämlich lautet: Die deutsche Weihnacht mit ihren weithinstrahlenden Lichterbäumen, ihrem Flittergold, ihren Gaben und ihren seltsamen Gebäcken entstammt derselben Quelle, aus welcher die Osterfeuer und die Johanniskronen, die Maikönige und die Kirmsen und die eigenthümlichsten von den Gebräuchen hervorgegangen sind, mit denen unser Landvolk sich in der Fasten- und Adventszeit vergnügt, d. h. sie ist ein Rest des Heidenthums unsrer Urväter, und der Jubel, der in ihr durch alle Schichten der Nation geht, ist ein Nachhall des erhabensten und heiligsten ihrer Feste. Darauf deutet zunächst schon der Umstand, daß die deutsche Weihnacht, d. h. die Aufstellung der grünen Tanne und die Bescheerung, wie ihr Name schon sagt, des Nachts gefeiert wird; denn alle Feste der alten Germanen scheinen nächtliche gewesen zu sein.

Mit Bestimmtheit wissen wir, daß unsre Vorväter in der Zeit des Mittwinters, gerade so wie im Mittsommer ein großes Fest feierten, welches — vielleicht nach der Zahl ihrer Götter — zwölf Nächte dauerte und seinen Ursprung in der Periode hatte, wo die Naturmächte als segnende Gewalten und namentlich die

Belagerungsplan von Sebastopol.

1. Fort Alexander.
2. Batterie Sebastopol.
3. Quarantaine-Fort.
4. Malakoff-Thurm.
5. Fort Constantin.
6. Südliches Fort.
7. Südlicher Thurm.
8. Oestlicher Thurm.
9. Redouten.
10. Leuchtthürme.
11. Batterien.
12. Fort Katharina.
13. Citadelle.
14. Telegraph.
15. Fort Paul.
16. Fort Nicolaus.
17. Russische Flotte.
18. Versenkte russische Schiffe.

A. Französische Batterien.
B. Türkische Batterien.
C. Französische Truppen und Lager.
D. Türkische Batterien u. Lager.
E. Englische Batterien.
F. Englische Truppen und Lager.
G. Englische und französische Schiffe.
H. Balaklava.
J. Hauptquartier.
a. Alliirte Flotte.

Sonne göttlich verehrt wurden. Man scheint dabei die Vorstellung gehegt zu haben, daß die Sonne, welche gegen das Ende des Decembers am Tiefsten steht, sich alsdann verjünge, daß sie gleichsam neugeboren werde. Man hieß das Fest deshalb die „Mutternacht" (Modrenath) oder, weil man sich die Sonne unter dem Bilde eines Rades vorstellte, das „Radfest" (Jul, ein Wort, das noch jetzt im friesischen Dialekte ein Rad bedeutet). Bei diesem Feste zogen die Götter, anfänglich hocherhaben in den Lüften, später wahrscheinlich, durch verkleidete Menschen dargestellt, durch das Land, um die Wintersaat zu segnen und die Opfer ihrer Verehrer entgegenzunehmen. Die ganze Welt war mit ihrer wunderbaren Kraft erfüllt. Das Wasser sowohl wie das Feuer hatte in dieser Zeit eine besondere Weihe. Nirgends gelang Zauber und Erforschung der Zukunft so gut als in den heiligen zwölf Nächten des Jul. Von der Art und Reihenfolge der ursprünglichen Festgebräuche ist wenig bekannt. Als ausgemacht dürfte nur anzunehmen sein, daß Tannenbäume mit Lichtern besteckt, ein Symbol einerseits des auch im Winter grünenden Naturlebens, andrerseits des auch in der Nacht nicht ersterbenen Lichtes, schon damals eine bedeutende Rolle spielten, daß Opferschmäuse stattfanden, bei denen vorzüglich Pferde und Eber geschlachtet und zu Ehren der obersten Gottheiten Becher geleert wurden, daß während des Jul keine Arbeit gethan werden durfte, und daß im Verlaufe desselben Aufzüge zu Pferde mit Reigentänzen, Wettkämpfen, die den Sieg der Sonne über die als Riesen vorgestellten Mächte des Winters versinnbildeten, und andern religiösen Ceremonien, wie sie auch beim Frühlings- und Mittsommerfeste üblich waren, abwechselten.

Von allen diesen Gebräuchen des Naturdienstes der Urzeit haben sich zahlreiche Spuren erhalten, ja sie eben sind es, in denen die Eigenthümlichkeit der deutschen Weihnachtsfeier besteht. Das Christenthum vermochte das Heidenthum nur zu besiegen, nicht zu vertilgen. Es hat seine Götter in Gespenster, seine frommen Bräuche in Possen verwandelt. Immer aber brach der altheidnische Jubel, als ob er dem Volke im Blute läge, durch die Freude über das Geburtsfest des Weltheilands wieder hindurch, und so erklingt er noch heutigen Tages in seltsam geheimnißvollen Accorden, wenn man sich im Allgemeinen auch über seine eigentliche Natur nicht Rechenschaft geben kann, und wenn es auch vorzugsweise die Kinderwelt ist, welcher die Weihnachtstanne strahlt.

Ganz wie einst, als das Christenthum noch nicht in die Wälder des Nordens eingedrungen war, wird die festliche Zeit vom 25. December bis zum 6. Januar ausgedehnt; ganz wie einst nennt sie der Volksmund die „heiligen zwölf Nächte", und ganz wie einst der Glaube läßt jetzt der Aberglaube in dieser Periode übermenschliche Wesen durch das Land wandeln. Wie einst Wodan, der Himmelsgott mit dem Sonnenauge, auf seinem weißen Rosse seine Verehrer heimsuchte, ihre Gebete und Opfer entgegennahm und ihren Saaten Gedeihen schenkte, so zieht jetzt in Sachsen der Ruprecht (dieser Name bedeutet „der Ruhmstrahlende"), in Schwaben der Pelzmärte oder Schanteklas, in Oesterreich der Wauwau, in Thüringen der Nikolaus, in der Mark der Schimmelreiter von Haus zu Haus, um mit den Kindern zu verfahren, wie einst mit den Erwachsenen. Ueberall hört er Gebete an, überall verleiht er Gaben. Hin und wieder kommt er selbst auf dem weißen Pferde (so in schwäbischen und schlesischen Strichen), ja bisweilen müssen ihm die Kleinen sogar in ihren Schuhen ein Haferopfer für seinen Schimmel vor die Kammerthür stellen (so am Niederrhein, wo die Kirche den Gott in einen heiligen Martin verwandelt hat). Seine Erscheinung beschränkt sich aber nicht blos auf die Kinderwelt. Auch Erwachsenen ist er noch sichtbar in dem wüthenden Heere, welches unzweifelhaft eine Erinnerung an den Umzug des Gottes mit den nach Walhalla aufgenommenen Helden ist, in Schwaben sogar Wuotas Heer genannt wird, wenn es recht braust, ein fruchtbares Jahr bedeutet und allenthalben vorzüglich in den Nächten der Weihnachtszeit sich vernehmen läßt. Aber auch andere Gottheiten erschienen in dieser festlichen Periode des Jahres: der Gewittergott Donar, der mit einem Gespann von Ziegenböcken fuhr, der Erntespender Froho, den ein weißer Eber begleitete, und die Gemahlin Wodan's, welche den Flachsbau und die Spinnstuben beaufsichtigte und die verstorbenen Kinder zu sich nahm. Und siehe da, auch von diesen haben sich Erinnerungen, wenn auch dunkel und halbverwischt, im Gedächtnisse des Volks an die Weihnachtszeit geknüpft erhalten.

In verschiedenen Gegenden Deutschlands endlich geht die Sage, daß in der letzten der zwölf Nächte Frau Holle oder Perchta durch die Gefilde zieht. In der einen Landschaft sieht sie nach, ob die Rocken abgesponnen sind, in der andern beschenkt oder schreckt sie die Kinder wie Ruprecht und Nikolaus, wieder in andern schreitet sie einer Schaar von Kinderseelen voran, welche einen Pflug ziehen und — eine ungemein schöne Mythe — in Krügen die Thränen tragen, welche um sie vergossen worden sind.

Außerdem aber ist die Periode von Weihnachten bis zum großen Neujahr dem Aberglauben aller Orten die rechte Zeit für die Gespenster, die feurigen Drachen und Hunde, die weißen Frauen und den gesammten Zauber- und Teufelsspuk, mit welchem das Heidenthum in die christliche Welt hereinragt, und wer Glauben hat, kann in ihr Wunderdinge sehen und erleben. Namentlich die Mitternacht vor dem Christtage gebiert Mirakel in Menge. In ihr werden auch auf eine Minute alle Wasser zu Wein. In ihr thut die Sonne zwei Freudensprünge. In ihr unterhalten sich die Pferde in den Ställen über die Zukunft, weshalb altgläubige Bauern noch hin und wieder in der Krippe schlafen. In ihr weissagen sogar die Thiere, denen wir sonst nur für den Speck und die Schinken, die sie uns liefern, dankbar sind. In ihr kann man sich in Schwaben den Farnsamen verschaffen, der allerlei wundersame Tugenden hat, unsichtbar, bei allen Menschen beliebt und über die Maßen stark macht. Wer ihn haben will, darf vier Wochen vor Weihnachten kein Gebet verrichten und keine Kirche besuchen. Dann muß er in der Christnacht auf einen Kreuzweg treten, über den schon Leichen zum Gottesacker geführt worden sind. Hier gehen zunächst eine Menge Gespenster, verstorbene Verwandte, Kobolde, Hunde mit feurigen Augen, Hähne, die ein ganzes Fuder Heu ziehen und anderer Spuk an ihm vorbei, und suchen ihn zum Reden oder Lachen zu verlocken. Gelingt ihnen dies, so wird der Betreffende sofort von ihnen zerrissen. Besteht derselbe aber diese Proben, so erscheint zuletzt der Teufel in der Kleidung eines Jägers und schenkt ihm eine Düte, gefüllt mit dem köstlichen Samen, der einst einen Tagelöhner in Rotenburg befähigte, im Walde 500 Büschel Holz täglich zu machen, und mit dessen Besitz ein Webergesell ebendaselbst wöchentlich 100 Ellen Leinwand fertigte, obwohl er nur Sonnabends arbeitete.

Andrer Aberglaube wird mit der sogenannten Jerichorose getrieben, die aus den Fußtritten Maria's hervorgesproßt sein soll, als sie während ihrer Schwangerschaft auf's Gebirge ging, um Elisabeth zu besuchen — eine Legende, die ohne Zweifel aus einer Mythe von der altgermanischen Erden- und Göttermutter entstanden ist. Die abgestorbene Pflanze, woran die Stengel mit den Aesten ganz zusammendorren, bewahrt noch die Schötchen und kleinen Blumen. Eine solche vertrocknete Jerichorose hat nun nach schwäbischem Aberglauben die Eigenschaft, daß sie nur an zwei Tagen im Jahre wieder zum Blühen gebracht werden kann, in der Christ- und in der Neujahrsnacht. Man stellt sie dann in geweihtes Wasser, worauf die versammelten Freunde so lange beten, bis die Pflanze sich ausdehnt und die Rose blüht. Sie sieht dann, vor's Licht gehalten, roth wie Granaten aus, und man weissagt aus der Gestalt, welche die Blume angenommen hat, welche Art von den Feldfrüchten im nächsten Jahre besonders gerathen wird. Dehnen sich alle zusammengeschlungenen Aestchen wieder aus, so steht ein besonders fruchtbares Jahr zu erwarten. Soll es ein gutes Weinjahr werden, so hört man in Tübingen in der Christnacht ein Klopfen in der Kelter. Spinnt in Derendingen eine Frau ihren Flachs vor Weihnachten nicht rein vom Rocken, so fault ihr der kleine Finger ab. Will Jemand im schwäbischen Dorfe Grantschen wissen, welche von den Weibern in der Gemeinde Hexen sind, so nimmt er einen durchlöcherten Pfahl und schnitzt aus demselben einen Rührlöffel. An demselben muß in den drei dem Weihnachtsfeste zunächst vorhergehenden Donnerstagsnächten geschnitzt werden, welche „Knöpflinsnächte" heißen. Zugleich muß man an jedem dieser drei Abende mit jenem Löffel den Mehlbrei zu „Knöpflen", d. h. einer Art kleinen Klößen anrühren, darf den Löffel aber nicht abspülen, so daß von allen drei Malen etwas Teig hängen bleibt. Mit einem solchen Löffel geht man schließlich am Christtage in die Kirche und blickt durch das Loch in demselben, so sieht man die Hexen. Sie kehren dem Prediger den Rücken zu und haben jede einen Melkkübel auf dem Kopfe. Wer sie aber erkannt hat, muß, ehe der Geistliche Amen gesagt hat, aus der Kirche und wieder zu Hause sein, sonst zerreißen ihn die Unholdinnen.

Wenden wir uns nun zu der Art, in welcher das Fest gefeiert wurde, so ist der Umzug in Götter verkleideter Menschen, dessen Reste wir in dem Ruprecht, dem Märten und Nicolaus, dem Klapperbock und der Habergais erblickten, schon erwähnt. Ein noch bedeutsamerer Zug aber war die grüne Tanne, die man mit Lichtern besteckte und mit den Köpfen der geschlachteten Opfer behing. Sie mag ein Symbol des ewig grünenden Baumes gewesen sein, als den unsre Väter sich die Welt vorstellten, dessen Zweige sie in der Milchstraße sahen, und dessen Früchte ihnen die Sterne gewesen sein mögen. Dieser heilige Weltbaum kommt auch in den Trümmern anderer deutsch-heidnischer Festlichkeiten vor. In den Gegenden, wo man wie in Steiermark keine Weihnachtstanne im Zimmer anzündet, stellt man sie wenigstens vor das Haus, und die Maien, die man am ersten Tage des Maimonats oder zu Pfingsten vor die Bauernhäuser pflanzt, versinnlichen dieselbe Idee der nie ganz ersterbenden, immer treibenden, im Winter nur in sich zurückgezogenen, im Frühling lustig aufgrünenden Lebenskraft der Natur, ja in Geldern besteckt man diese Maibäume ganz wie bei uns die Weihnachtstanne mit Kerzen.

In gleicher Weise haben sich von den einst üblichen Opferschmäusen des Julfestes Spuren erhalten. Eine Hauptrolle spielten dabei die Schweine. Der Juleber wurde geschlachtet, Pferdeopfer fanden statt, und man buk Kuchen in Form von Ebern, Rossen und Rädern. Das Opferschwein wurde noch vor zweihundert Jahren am Rheine von manchen Dorfschaften gemeinschaftlich aufgefüttert, und das Thier für unverletzlich gehalten. In alter Zeit dem Froho geweiht, wurden sie später von der Kirche dem heiligen Antonius als Attribut beigegeben, und in verschiedenen alten Dörfern, z. B. in Herkenrath bei Bensberg (welches seinen Namen von der Erdgöttin Herke hat) besteht noch heute der Gebrauch, daß am Antoniustage Schweinefleisch auf dem Altare geopfert wird. Gewöhnlich sind es geräucherte Rückenstücke und noch häufiger Köpfe, die dann nach dem Gottesdienste vom Pfarrer an die Armen vertheilt werden. Daß man vorzugsweise Schweinsköpfe als Opfer darbringt, mag jetzt allerdings der Sparsamkeit des Schenkenden zusagen, im Heidenthume aber war es Sitte, den Kopf als den edelsten Theil des Thierleibes der Gottheit zu widmen. Andere Erinnerungen an den Juleber sind der Gebrauch, nach welchem man in der Ukermark zu Weihnachten grünen Kohl mit Schweinskopf zu essen pflegt, nach welchem man ferner in England beim Weihnachtsschmause einen mit Lorbeer und Rosmarin angeputzten Eberkopf als Hauptgericht auf die Tafel stellt, und nach welchem man endlich in Oxford zum Christfeste einen solchen Kopf feierlich umherträgt und dazu singt:

„Caput apri defero
Reddens laudes domino,"

d. h.: „Ein Ebernhaupt trag' ich umher und lobe Gott den Herrn," einen deutlichen Hinweis auf einen alten Opfergesang zu Ehren des Gottes, dem der Eber heilig war. Als Nachklang der Pferdeopfer sind die Rößchen und Reiter anzusehen, welche in verschiedenen deutschen Landschaften in der Weihnachtszeit als Honigkuchenteig gebacken werden, wobei nachzuholen ist, daß man in Schweden den Weihnachtsgebäcken gern die Gestalt eines Ebers giebt. Der Genuß der Roßfleisches wurde von der Kirche als heidnische Sitte streng untersagt. Das Volk gehorchte, behielt aber wenigstens die Form des einst heiligen Thieres bei. An die Kuchen in der Gestalt des Sonnenrades endlich erinnern unsre Bretzeln, deren Zeit zu Weihnachten beginnt, die ostfriesischen Nüjarskaukches, die rheinischen Neujährchen und die Neujahrringe, die man sich im badischen Unterlande zum Sylvesterabend schenkt. Außerdem aber hat fast jede Gegend in den zwölf Nächten ihre gewissen Speisen, an die sich die abergläubische Erwartung knüpft, daß ihr Genuß Segen bringe oder daß die Unterlassung dieses Genusses von den Gespenstern, in welche die Götter sich allmälig verwandelt haben, gestraft werde. In Leipzig muß am Christabend Häringssalat gegessen werden, weil das Glück bringt, in Dresden am Neujahrstage Hirse, weil dann das Jahr über das Geld nicht ausgeht. In Schwaben müssen am genannten Tage gelbe Rüben, in Steiermark Karpfen und Honigstrudel, bei Liegnitz und Hirschberg „schlesisches Himmelreich", in der Lausitz Karpfen mit Hefenklößen, in Mähren Mohnknödel auf den Tisch kommen, und wehe dem saalfeldischen Bauer, der am Sylvesterabend nicht Klöße mit Häring gegessen hat; denn dann erscheint in der Nacht die Perchta, schneidet ihm den Leib auf, füllt Häckerling hinein und näht die Wunde mit Pflugschaar und Wagenkette wieder zu. Es sind dies alles Opferspeisen, und ein Theil davon mußte den Göttern hingestellt werden. Dies geschieht an manchen Orten noch jetzt. Ein Beispiel davon ist die oberkärnthnerische Sitte, am Dreikönigsabende (der einst der Perchta, Wodan's Gemahlin, heilig war) Brot und gefüllte Nudeln auf dem Küchentische stehen zu lassen, damit die „Perchtel", wenn sie durch's Haus geht, davon koste. Dasselbe war früher in Steiermark Gebrauch, und in Schlesien bleibt während der Christnacht der Tisch gedeckt, damit die Engel (einst die Götter) sich von den Speisen nehmen können.

Auch von den Tänzen, die beim Jubelfeste zu Ehren der Götter aufgeführt wurden, haben wir noch ein Ueberbleibsel, das sogenannte Perchtenspringen, eine Sitte, die durch alle Thäler der Alpen geht, wo Deutsche wohnen. Sie besteht darin, daß in den zwölf Nächten die jungen Bursche der dortigen Dörfer, häufig mehrere Hundert stark, unter Kuhglockenschall und Peitschenknall in eigenthümlicher Vermummung von Haus zu Haus, von Ort zu Ort ziehen, jauchzen und kreischen und sich an allerhand grotesken Sprüngen und Verrenkungen belustigen. In einigen Strichen Schwabens kommt der Gebrauch gleichfalls vor, wiewohl ohne jenen Namen. So viel die Dorfbuben sich Kuhschellen verschaffen können, reihen sie auf eine Schnur und hängen sie über die Brust. Hiermit klingelnd und rasselnd hüpfen sie den ganzen Tag im Orte umher. In manchen Gegenden mischt sich der Nikolaus unter sie und theilt Aepfel und Nüsse aus. Die Erklärung, das Läuten mit Kuhglocken solle an den Viehstall erinnern, in welchem Christus geboren worden, ist nur ein Versuch der Geistlichkeit, diesen Rest heidnischen Brauchs dem Christenthume einzuverleiben, und schon durch den Namen wird es mehr als wahrscheinlich, daß wir in diesem Perchtenspringen den in eine Posse verwandelten Reigen vor uns haben, welcher in der letzten Nacht des Julfestes der Gemahlin des Himmelsgottes zu Ehren aufgeführt wurde.

Zum Schlusse unserer Heraufbeschwörung des halbversunkenen Mittwinterfestes unserer Väter mag noch eine kleine Sammlung bunt durch einander stehender Züge des Aberglaubens der zwölf Nächte einen Platz finden. Am zweiten Weihnachtsfeiertage reitet man in Schwaben die Pferde aus, indem dies vor Hexerei schützen soll. Der dritte Tag erinnert mit der Sitte rheinischer und schwäbischer Katholiken, sich in der Kirche vom Pfarrer ein Maß Wein weihen zu lassen (die sogenannte Johanniswiene oder der Johannissegen), das hernach zu Hause getrunken wird, an den einstigen Trunk zu Ehren Wodan's. In Schwaben darf in den zwölf Nächten nicht gesponnen werden. Ist in Obersteiermark die Stube des Bauern am Christabend nicht gebührlich gefegt und gesäubert, so kommt die Perchtel, schneidet den trägen Mägden den Bauch auf und stopft den Kehricht hinein, weshalb sie einen Besen und, damit der Schnitt wieder zugenäht werden kann, Nadel und Scheere bei sich hat. Im Saterlande (einer oldenburgischen Landschaft) wird zu Neujahr guten Freunden oder geliebten Mädchen die Wepelrot (d. h. das Weisenrad) durch's Fenster in die Stube geworfen. Dieselbe ist ein Rad aus Weidenruthen, dessen Nabe ein Goldblech schmückt, und dessen Speichen über die Felgen hinausragen und an den Enden mit Aepfeln besteckt sind. Der Werfende entflieht sofort nach dieser eigenthümlichen Huldigung. Wer sich in Schwaben in der Sylvesternacht auf einen Kreuzweg stellt, der sieht den Himmel offen und erfährt, was sich das Jahr über zutragen wird. Was man in derselben träumt, das trifft ein. Bäckt man in derselben Nacht so viele Kuchen als Leute im Hause sind, giebt jeden Kuchen den Namen eines Hausbewohners und drückt in alle ein Loch mit dem Finger, so wird das Loch dessen, der im Laufe des Jahres sterben soll, beim Backen zugehen. Sonnenschein am Neujahrstage bedeutet, daß das beginnende Jahr hindurch Ueberfluß an Fischen sein wird. Am Niederrhein herrschte noch vor einigen Jahrzehnten die Sitte, daß die Weiber sich am 1. Januar unter den zwölf Aposteln (in der Urzeit unter den zwölf obersten Göttern) einen Patron wählten, dem sie das Jahr über ihre besondere Andacht zuwendeten. Zwölf Birkenstäbchen (einst Runen) wurden mit den Namen der Apostel bezeichnet und darnach die Loose gezogen. Als einst eine Frau den Judas bekommen, warf sie das Loos weg. Da erschien ihr der Verschmähte in der nächsten Nacht und schlug sie, daß sie des Todes verblich. Wollen die Mädchen im Cölnischen den Stand ihres Zukünftigen wissen, so gießen sie in der Sylvesternacht geschmolzenes Blei

durch einen Schlüsselkamm in eine Schüssel mit Wasser. Dann bildet sich das Handwerksgeräth des künftigen Bräutigams. Das Bild desselben aber kann die Wißbegierige sehen, wenn sie am 3 Januar bei Sonnenaufgang in den Brunnen blickt. Am 5. Januar erblickt der, welcher am Niederrheine ein Kreuzstettmännchen (eine kleine Kupfermünze) bei sich trägt, alle Hexen und Gespenster.

Der Schluß des Festes der zwölf Nächte bildete, wie bemerkt, der heutige Dreikönigstag, der, wie ebenfalls bereits erwähnt wurde, in mehreren Gegenden vorzüglich Wodan's Gemahlin, Gerke, Holle, Frick oder Perchta geweiht war und in Oberösterreich noch jetzt der Perchtentag heißt. In andern Strichen galt er allen Göttern, und dieselben hielten an ihm einen großen Umzug. Dieser letztere ist durch das Christenthum in den Umzug der drei Könige aus dem Morgenland verwandelt worden, welche in den meisten Gegenden Nord- wie Süddeutschlands mit ihrem Sterne noch jetzt umherziehen. Die Anfangsbuchstaben der drei Könige mit Kreide über die Stallthüre geschrieben, hält die Hexen vom Viehe fern. In der Dreikönigsnacht ein Knochen mit den Zähnen aufgehoben und rücklings geworfen, vertreibt Fallsucht und Bezauberung. Besonders hoch gehalten werden die zwölf Tage von Weihnachten bis zum 6. Januar auf den Höfen an der obern Wupper und an der Sieg. Hier wird während der ganzen Zeit kein eisernes Werkzeug in den Kuhstall gebracht und von Neujahr bis zum Dreikönigsfeste nichts gearbeitet, sondern geschmaust und getanzt. Diese Schmäuse nennt man Herkemai, ein Name, der deutlich an die alte Erdgöttin Herke mahnt und den anderwärts auch das Ernteseſt führt.

So sehen wir denn den Ursprung der deutschen Weihnacht aufgestellt. In das „Ehre sei Gott in der Höhe" des christlichen Chors klingt aus grauer Vorzeit der Jubel des heidnischen Julfestes. Die Kerzen des Christbaums strahlen nicht blos als Mahnung an das geistige Licht, das an diesem Tage geboren sein soll, sondern auch zu Ehren des Geburtstages der Sonne, der unsern Vätern auf den Tag der Sonnenwende des Winters fiel. Die vergoldeten Aepfel und Nüsse endlich, die um den grünen Tannenbaum hängen, sind nicht blos eine Freude der Kinder, sondern zugleich eine Stellvertretung einstiger Opfer. Die Leser aber werden nach dieser Erklärung, welche das allgeliebte Fest zu einem vorwiegend heidnischen macht, unsere Weihnacht und ihren freundlich strahlenden Lichterbaum nicht weniger lieben und nicht weniger wünschen, daß der alte Ruf, mit dem Freunde sich beim Abschiede vor dem fünfundzwanzigsten December trennen, der altehrwürdige Ruf: „Fröhliche Weihnacht!" mit dem auch wir uns heute von ihnen verabschieden, noch lange Jahrhunderte wiederhalle.

Zwei Schiffbrüche.

Ein englisches Kriegsschiff, genannt „Birkenhead," zieht stolz und leicht, obgleich mit einem ganzen Regiment Soldaten belastet, durch den Ocean. Die Küste Afrikas, deren Bestimmung, ist schon in Sicht und Alles freudig geschäftig, die Landung vorzubereiten. Besonders eifrig sind die verschiedenen Soldatenfrauen, sich und ihre Kinder recht schmuck zu machen, um gleich beim ersten Betreten des frischen Bodens der Wilden in ihrer Weise der englischen Flagge Siege zu verschaffen. Mitten in dieser bienensummenden, ameisenwimmelnden Geschäftigkeit bekommt Jeder plötzlich einen gewaltigen Stoß, so daß Weiber und Kinder aufschreiend durcheinander purzeln. Der Kriegsdampfer erhielt seinen Todesstoß von einem tückisch unter der Oberfläche lauernden Felsen und fing an, rasch zu sinken.

„In der halben Stunde sind wir alle unter Wasser!" sagte der Ingenieur, nachdem er die Wunde unten im Schiffe gesehen.

„Keine Rettung möglich?" fragte der Commandeur.

„Keine. Die Boote reichen kaum für die Frauen und Kinder hin."

„Nun denn rasch mit allen in die Boote."

Die Boote werden losgeschnitten, die schreienden Kinder und wehklagenden Frauen gewaltsam gepackt und hinuntergetrieben, ohne daß man allen erlaubt, den letzten Kuß auf die Wange des Gatten oder Vaters zu drücken, da keine Zeit mehr dazu ist. Der Commandeur befiehlt mit kurzer, militärischer Strenge, wer die Frauen und Kinder begleiten und leiten soll. Jetzt dröhnten die Wirbel der Trommeln durch das Schiff und riefen das ganze Regiment auf's Deck. In wenig Minuten standen sie Mann an Mann in Reih und Glied. Der Commandeur theilte in kurzen, ernsten Worten mit, als wär' es ein Tagesbefehl von einem Obern, daß das Schiff nach einigen Minuten versunken sein werde, daß Jeder als Mann und Soldat sterben und einen Namen zur Ehre der englischen Nation zurücklassen müsse. Frauen und Kinder seien gerettet und in den Händen des Staates und Gottes. Das Meer, das sie als Grab aufnehme, sei ein herrlicher Kirchhof: es berge fast nur brave Engländer. „Lasset uns mit Ehren zu ihnen hinabsteigen!" Jetzt gab er Befehl zum Laden. Mit militärischer Pünktlichkeit geschah's. Schon bis über die Knieen im Meere, standen sie immer noch in Reih und Glied und nahmen jetzt durch eine volle Salve Abschied von der sonnigen, warmen Oberfläche des Meeres und den Frauen und Kindern auf den Booten. Schulter an Schulter, Mann an Mann, sanken sie hinunter lautlos, Jeder zu stolz, den geringsten, feigen Versuch zu machen, ob er wenigstens sich retten könne. Die Pulverdampfwolke des Abschiedsgrußes zog still in die Lüfte nach Oben, das Regiment englischer Soldaten still verschwand es in den Wogen des Oceans.

Diese große, einfache Thatsache, erst einige Monate alt, bedarf weiter keiner poetischen Lobrednerei. Sie ist noch aus den Zeitungen im frischen Andenken und läßt sich deshalb ohne Vermittelung mit einem jüngern Ereignisse von wilderem dramatischen Effecte vergleichen.

Das große amerikanische Postdampfschiff „Arctic," eines der vier schnelligkeitsberühmten von Collies, ging am 27. September Mittags, nur noch 40 Meilen vom Cap Race, mit mehr als 300 Menschen unter. Die Sache ist aus den Zeitungen wohl bekannt genug und am Ende auch schon wieder unter dem Kanonendonner und den Leichen von Sebastopol verschüttet und vergraben. Wir rufen die schauderhafteste aller Scenen, die wie ein unvertilgbarer dreihundertfacher Kainsstempel auf der Stirne der amerikanischen Nationalgottheit, dem Goaheadism*, brennt, auch nur deshalb zurück, um die demoralisirende Macht dieses Götzen leibhaftig zu zeigen im Contraste zu der vorher angedeuteten Tragödie, welche die göttliche, Heldenmuth einflößende Gewalt eines scheinbar ganz wesenlosen Ideals zur erschütterndsten tragischen Geltung und Anschauung bringt.

Die Collies-Dampfer fuhren mit den Cunard'schen (denen der concurrirenden englischen Gesellschaft) seit Jahren um die Wette und es gehörte zu dem stereotypirten Stolze der Yankees, daß die Collies' die Marktpreise der Baumwolle in Liverpool und Manchester oft Stunden früher auf die New-Yorker Börse brachten. Aber das Dampfschiff „Arabia" der Cunard's wußte immer noch oft genug den Ruhm der Collies zu schmälern, so daß es Letzteren besonders darauf ankam, diese Arabia zu verdunkeln. Als diese am 16. September Liverpool verlassen, kam es dem „Arctic," der am 20. folgte, ganz besonders darauf an, den berühmten Rivalen, wenn auch nur um einige Minuten, zu schlagen. Zwar waren schon öfter bei solchen Wetthetzjagden Schiffe nur um eines Haares Breite vor Zerschmetterung vorbeigesaust; aber was schadete das? Galt es doch, ein gnädiges Lächeln von Baumwollspeculanten und Sklavenzüchtern auf der New-Yorker Börse zu erwischen. Capitain Luce auf dem „Arctic" war schon ganz überzeugt, daß er diesmal einen glänzenden Sieg erringen würde. Fragte er doch nichts nach dem Nebel an der Neufundland-Bank, sondern ließ mit krachenden Maschinen ohne Lärmsignale durch das hier fast stets nebel- und schiffbedeckte Meer hindurchwüthen. So rannte ein kleiner französischer Dampfer „Vesta" plötzlich von dem Bette einer großen Woge herauf in den hinunter stürzenden „Arctic," welcher eine große, breite Wunde nahe am Kiel unten bekam, während die „Vesta" sofort bis in ihren untersten Raum zerschmetterte und in wenig Minuten sank. Die Wunde des „Arctic," 5 Fuß lang und 1½ Fuß breit, war sofort tödtlich, da sie unter der

* Nur vorwärts um jeden Preis.

Wasserlinie befindlich, sofort das Schiff füllte und von Außen angebrachte Segeltücher nicht schlossen, weil Eisensplitter von der „Vesta" die Wunde umgaben. Nach zwei Stunden, während welcher das Schiff bis auf etwa 20 Meilen nach dem Lande gekommen war, erreichte das Wasser die Maschinenräume und verlöschte das Feuer.

Capitain Luce verliert den Kopf! Er läuft auf dem Deck hin und her, giebt unsinnige Befehle, welche von seinen 150 Schiffsdienern (aus der niedrigsten Hefe von Irländern) verspottet werden, da diese dem Kopflosen gegenüber ihre eigenen Köpfe brauchen. Sie bemächtigen sich rücksichtslos der 5 Boote und wehren mit Colt'schen Drehpistolen die zartesten Frauen, Töchter und Kinder der vornehmsten amerikanischen Gesellschaft ab.

Von den 300 Passagieren gehörten beinahe die Hälfte den reichsten d. h. vornehmsten, höchsten amerikanischen Familien an. Sie hatten Vergnügungsreisen in's alte England gemacht und kehrten eben zurück. Unter ihnen war auch Collies selbst mit Familie, der große gefeierte Held des amerikanischen Postgoaheadism! Das Meer hatte mit seinem Ruhme und seinem Gelde eben so wenig Erbarmen als die 150 Schiffsdiener: er verschwand spurlos mit aller seiner Herrlichkeit.

Das Schiff arbeitete 4 entsetzliche Stunden an seinem Tode und war während dieser Zeit Zeuge der entsetzlichsten, brutalsten Scenen, deren man Menschen gewiß nicht leicht fähig halten wird. Unter den 420 Passagieren waren über 150 Frauen und Kinder. Unter den 120 Geretteten ist nicht ein einziges weibliches Wesen, nicht ein einziges Kind. Man denke hier an die Engländer auf Birkenhead! Die grobknochigen, athletischen Feiglinge der Schiffsbedienung warfen die zarten Wesen, Mütter mit wunderschönen lockigen Kindern auf den Armen — die ausgesuchtesten Schönheiten aus Amerika's berühmter Flora — mit starken Fäusten und Fußtritten zurück, wenn sie Rettungsversuche in ihre Boote machten, obgleich viele davon mehr Personen tragen konnten. Gegen Männer richtete man, wie gesagt, eben so feige Colt'sche Revolvers. Dabei entwickelten die Irländer — trunken durch die plötzlich umgekehrten socialen Verhältnisse — als Herren einen entsetzlichen Humor, in dem sie sich mit Proviant und sonstigen Schätzen versahen und ihre Abfahrt vorbereiteten. Die Demoralisation und Bestialität des einem unmoralischen Systeme Unterworfenen trat in ganzer Entsetzlichkeit hervor, wie es sich immer zeigen wird, wenn gewaltsame Bande von Systemen, welche Humanität und des Menschen heiligste Ansprüche und Rechte einem Götzen unterwarfen — durch plötzliche Eingriffe höherer Mächte ohnmächtig und feig zusammenbrechen und reißen. Ordentliche Herrschaft und Bedienung hätten hier, wie wir es in einem Briefe aus Amerika näher aus einander gesetzt finden, alle Passagiere retten können, obgleich nicht durch Boote, denn solche Fürsorge wäre zu kostspielig gewesen und hätte vielleicht der Schnelligkeit Eintrag gethan. Aber die Zeit reichte vollkommen hin, die Bretter der Radgehäuse, Ober-Kajüten u. s. w. zu einem großen Floßwerk zusammenzuschlagen und mit Mast und Segeln zu versehen, groß genug, alle Personen aufzunehmen und dem Lande zuzuführen. Dazu gehörte freilich ein ganzer Mann, nicht ein feiger Sklave des Goaheadism, und eine ganze, einsichtige, gehorsame Bedienung.

Man kann es dem Capitain noch zum Ruhme anrechnen, daß er nicht mit seinen feigen brutalen Bestien das Schiff verließ, sondern aushielt und mit seinem Sohne im Arme — der einzige noch zurückgebliebene Offizier — unterging. Daß er aber nach seiner wunderbaren Rettung, mit Verlust seines Sohnes — in New-York wie ein Halbgott empfangen und wie das goldene Kalb der Wüste förmlich angebetet ward, läßt sich nur durch eine Art von Wahnsinn im amerikanischen Leben erklären, vielleicht aus dem Wahnsinn der Goaheadism-Abgötterei. Vielleicht betet man in ihm den tragischen Helden dieses Cultus an und will zeigen, daß er als Schuldiger an dem Tode von 300 selbst sehr reicher Personen gar nicht in Betracht komme gegen seinen Heroismus, durch Schnelligkeit sich auf der Börse Lorbeeren zu erwerben. Alle Verhältnisse betrachtet, konnte man den Schuldigen bemitleiden, verachten oder ihm auch Glück wünschen zu seiner wunderbaren Rettung, aber ihn wie einen Triumphator von Stadt zu Stadt zu empfangen und ihm in New-York das Prachtzimmer des Rathhauses anzubieten, daß er sich hineinsetze, um dort die Huldigungen der Anbeter zu empfangen, das ist ein Umstand, den der Arzt eigentlich nur in einem Irrenhause, die Menschheit aber nicht in der Hauptstadt der vereinigten Republiken Amerika's finden sollte.

„Mir ist der Mensch oberstes Princip," rief G. Sand bei Gelegenheit der Rettung eines Menschenlebens, als man ihr vorwarf, daß sie bei dieser Rettung ihr — politisches Princip verleugnete. Die Amerikaner scheinen vor ihrem goldenen Kalbe im Prunkzimmer des New-Yorker Rathhauses auszurufen: „Uns sind die Baumwollenpreise, die Schnelligkeit der Marktberichte und Course oberstes Princip, denn wir vergessen ihm gegenüber mehr als 300 unserer Weiber und Kinder und reichsten Geldfürsten. Letztere sind ja blos Personen."

Kein Zorn, keine Scham über die brutalste Scene der schauderhaftesten Menschenopfer in den Armen ihres Molochs. Kein Entschluß zu sühnen, sich zu bessern, menschlich handeln zu wollen, ein blos anbetendes Entzücken über den Märtyrer, den geretteten Urheber von 300 Mordthaten, weil er litt und entlief im Dienste des obersten National-Molochs.

Capitain Luce wurde unter den schwimmenden Trümmern des gesunkenen Schiffs, mit dem Sohne im Arme, unter 300 Sinkenden und Aufkreischenden umhergeschleudert, bis ein aus dem Wasser hervorschießender Balken ihm das Kind erschlug. Jetzt rettete er sich auf ein Stück des losgebrochenen Rothgehäuses, wo noch zehn andere Personen sich über Wasser hielten. Auf diesem Stück wurden die Unglücklichen bis über die Knieen im Wasser stehend, und immer geschleudert und geschüttelt, so daß bald dieser, bald jener in die Fluthen gerissen ward, zwei Tage und zwei Nächte umhergetrieben. Ein Segelschiff, welches endlich herbeikam, fand nur noch drei Personen zu retten: Luce, den reichen Fabrikanten Allee aus New-York und einen deutschen Matrosen, Ferdinand Keyn aus Sondershausen.

Unter den Zehn war während der ersten acht Stunden eine junge, zarte Mutter mit einer zehnjährigen Tochter gewesen. Beides ungemein schwache, feine, blasse Gestalten in reichster Kleidung, die jetzt fast an den zarten, zitternden Gliedern klebt. Die Mutter versprach Tausende von Dollars, wenn man sie rette, versprach alle ihre und ihres Mannes Reichthümer, wenn man wenigstens ihr Kind dem Vater rette, versprach dem Himmel ihre und aller Ihrigen Seelen; aber nur schwach waren und blieben einzelne Griffe des Beistandes, wenn große Wogen über Alle hinwüthelen, so daß Jeder mit sich zu thun hatte. Eine besonders gewaltige Woge aus Nacht und Nebel hervorschießend riß Mutter und Tochter und auch zwei Andere fort. Ihr Kreischen verhallte in der Tiefe.

Aus den Kämpfen vor Sebastopol.

Wir führen heute unsern Lesern einige der verschiedenen Kampfweisen vor, die bei den mörderischen Schlachten um Sebastopol am Meisten in Anwendung kommen, und wodurch die französischen Scharfschützen mit ihren weittragenden Büchsen zum Schrecken der Russen geworden sind.

Der Platz der Scharfschützen, Jäger zu Fuß, ist meist in den Trancheen (Laufgräben), deren Anlegung vor Sebastopol äußerst schwierig war, weil das felsige Terrain durchschnittlich nur mit zwei Ellen steiniger Erde bedeckt ist, welche im Aufwurf wenig Schutz gegen die Kugeln der Artillerie gewährte und weshalb daher meist mit Erdsäcken nachgeholfen werden mußte. Durch die Schießscharten der Trancheen unterhalten die Jäger ihr mörderisches Feuer; häufig sind es nur Löcher, groß genug für einen Mann, wo sie drin stehen, und an der angebrachten Schießscharte eifrig die Gelegenheit zum Schuß erwarten. In offener Feldschlacht sind die Jäger wieder unter den Vordersten, und kriechen mehr als



Türkische Infanterie, einen Transport überfallend.

Das griechische Bataillon von Balaklava.

daß sie gehen, auf dem Terrain herum, wo sie für den Feind fast unsichtbar ihre tödtenden Kugeln unaufhörlich in seine Reihen senden.

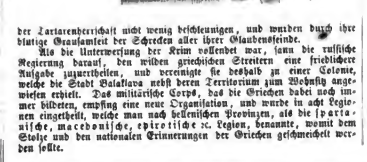
Unsern kriegerischen Gebilden in der heutigen Nummee fügen wir weiter eine Abbildung des **griechischen Bataillons von Balaklava** bei, das vielleicht unsere Leser hier zum ersten Male nennen hören. Die Entstehung dieses Bataillons geht in das vorige Jahrhundert zurück, als Rußland während seiner Keiege mit den Türken Aufruf um Aufruf an die griechische Nationalität ergehen ließ. Balaklava, schon damals von Griechen bewohnt, folgte diesem Aufruf, und fügte mit seinen Schiffen den Türken hauptsächlich zue See großen Schaden zu; später nahmen dieselben Griechen lebhaften Antheil an der Eroberung der **Krim**, halfen das Ende



Französische Scharfschützen in ihren Feldschanzen.

der Tartarenherrschaft nicht wenig beschleunigen, und wurden durch ihre blutige Grausamkeit der Schrecken aller ihrer Glaubensfeinde.

Als die Unterwerfung der Krim vollendet war, sann die russische Regierung darauf, den wilden griechischen Streitern eine friedlichere Aufgabe zuzuertheilen, und vereinigte sie deshalb zu einer Colonie, welche die Stadt Balaklava nebst deren Territorium zum Wohnsitz angewiesen erhielt. Das militärische Corps, das die Griechen dabei noch immer bildeten, empfing eine neue Organisation, und wurde in acht Legionen eingetheilt, welche man nach hellenischen Provinzen, als die **spartanische**, **macedonische**, **epirotische** rc. Legion, benannte, womit dem Stolze und den nationalen Erinnerungen der Griechen geschmeichelt werden sollte.



Angriff französischer Jäger vor Sebastopol.

Diese Organisation bestand bis unter Kaiser Paul I. fort. Die militairischen Reformen, mit welchen genannter Fürst sich befaßte, erstreckten sich auch auf die hellenischen Legionen. Er theilte sie unter dem Namen „griechisches Bataillon von Balaklava“ in drei Legionen ein, roth und gelb uniformirt, wie sie es heut noch sind. Der Mann bezieht jährlich 28 Rubel Sold, wofür er sich jedoch selbst equipiren muß. Die Bestimmung, daß ihr Dienst nur vier Monate im Jahre dauern soll, und sie die acht übrigen der Bebauung des Bodens widmen können, ist im Verlauf der Zeit verschiedenen Abänderungen unterlegen.

Bei den früher bisweilen die Krim noch immer durchzuckenden Gährungen that sich diese Truppe durch tapfere und treue Dienstleistungen hervor, wofür ihr die ausschließliche Ehre zu Theil wurde, die Eskorte der russischen Herrscher auf deren Reisen durch die Krim zu bilden. Später wurde das Corps mit zur Ueberwachung der Küste verwendet. Unter der Verwaltung des Fürsten Woronzoff geschah es gleichwohl, daß eine der Legionen als Besatzung in eins der kleinern kaukasischen Forts gelegt wurde, wo die Mannschaft, einem verschlagenen Feinde gegenüber, sich hervorzuthun Gelegenheit hatte. Gegenwärtig nimmt das Bataillon an den großartigen Kämpfen Theil, die um die Wälle von Sebastopol toben, und wurde auch in einem der jüngsten Berichte des Fürsten Mentschikoff seiner Tapferkeit wegen mit großem Lobe erwähnt.

Blätter und Blüthen.

Löwenliebschaft. Die Paarung der Löwen und Löwinnen findet gewöhnlich zu Ende des Januars statt. Da bei dem Zahnen eine ziemliche Zahl Löwinnen stirbt, so giebt es wohl ein Drittel mehr „Herrn“ als „Damen“ und die letztern sind sehr gesucht. Nicht selten wird in der Zeit des Werbens eine Schöne von drei oder vier Courmachern begleitet, welche ihr auf Tritt und Schritt folgen und fortwährend einander in den Haaren liegen, bis ihr die Sache langweilig wird und, im Aerger darüber, daß die Galane sich unter einander um ihretwillen nicht umbringen, mit ihnen zu einem großen alten Löwen wandert, dessen Kraft sie schätzen lernte, als sie ihn brüllen hörte. Die Liebhaber folgen ihr keck bis zu dem bevorzugten Nebenbuhler. Von langen Verhandlungen ist nie die Rede und das Resultat solcher Begegnungen zu jeder Zeit sicher.

Der alte Löwe, der von den drei lecken Unerfahrenen angefallen wird, empfängt sie ohne sich zu rühren; mit dem ersten gewaltigen Bisse erwürgt er den Einen, mit dem zweiten zermalmt er dem Andern ein Bein und der Dritte kann froh sein, wenn er mit einem Auge davon kommt und das andere an der Klaue des Siegers zurückläßt.

Ist das Feld rein, so schüttelt das edle Thier die Mähne, die zum Theil wohl davon fliegt, dann streckt er sich demüthig bei der Löwin aus, die ihm, als erstes Pfand ihrer Zuneigung, mit schmeichelnden Blicken die Wunden leckt, die er im Kampfe um sie erhalten hat.

Treffen unter solchen Umständen zwei völlig ausgewachsene Löwen auf einander, so geht es anders zu. Ein Araber erzählte von dem Kampfe zweier solcher Löwenrivale, den er unfreiwillig mit angesehen. Er befand sich in einer schönen Mondscheinnacht auf dem Anstande auf Hirsche und war der größern Sicherheit wegen auf eine Eiche gestiegen, die mitten auf einer lichten Stelle im Walde, nahe an einem Fußpfade, stand. Gegen Mitternacht sah er eine Löwin mit einem Löwen ankommen, der bereits die vollständige Mähne hatte. Die Löwin verließ den Fußpfad und legte sich unter der Eiche nieder. Der Löwe blieb auf dem Wege stehen und schien zu horchen. Bald ließ sich in weiter Ferne ein Brüllen hören und sogleich antwortete die Löwin darauf. Der Löwe aber, ihr Begleiter, brüllte so gewaltig, daß der Jäger auf der Eiche vor Entsetzen sein Gewehr fallen ließ und sich an die Aeste anklammern mußte, um nicht selbst herunter zu fallen.

Je näher der Löwe, der sich zuerst und in der Ferne hatte hören lassen, zu kommen schien, um so eifriger antwortete die daliegende Löwin, während ihr Liebhaber wüthend hin und her lief, als wolle er sagen: „schon gut; er mag nur kommen; er wird sehen wie ich ihn empfange.“

Nach etwa einer Stunde erschien ein schwarzer Löwe am Ende der Lichtung. Die Löwin erhob sich sofort um ihm entgegenzugehen, ihr Begleiter errieth diese ihre Absicht, jagte an ihr vorüber und stürzte sich auf den ihn bereits erwartenden schwarzen Nebenbuhler.

Sie sprangen auf einander und stürzten gleichzeitig nieder. Der Kampf währte lange und war grauenhaft für den unfreiwilligen Zuschauer. Während die Knochen knackten unter ihren gewaltigen Zähnen, rissen sie einander zugleich mit den Klauen den Leib auf und das Brüllen dabei, bald dumpf bald laut, verrieth ihre Wuth und ihre Schmerzen.

Gleich im Beginne des Kampfes hatte sich die Löwin auf den Bauch gelegt, um zuzusehen und so lange er dauerte gab sie durch Wedeln mit dem Schweife zu erkennen, wie sehr sich ihre Eitelkeit geschmeichelt fühlte, daß zwei solcher Löwen um ihretwillen sich umbrächten.

Als der Kampf vorüber war, ging sie langsam und vorsichtig zu den beiden Todten, um sie zu beriechen, dann wanderte sie stolz hinweg, ohne die Gefallenen eines Blickes zu würdigen.

So treu sind sie Alle und vorzugsweise scheinen sie sich gern einen vollerwachsenen starken Löwen auszusuchen, der sie von den zudringlichen jüngern befreit, deren fortwährende erfolglose Kämpfe sie langweilen. Sobald aber ein noch stärkerer erscheint, ist er stets willkommen.

Einen bessern Charakter hat Er, der Löwe, der die einmal erwählte Gefährtin nie verläßt und eine Liebe, eine Fürsorge und Aufmerksamkeit gegen sie zeigt, die eines bessern Looses würdig wären.

Sobald das Löwenpaar den gewöhnlichen Aufenthalt verläßt, geht die Löwin stets voraus; beliebt es ihr stehen zu bleiben, so folgt der Löwe ihrem Beispiele. Kommen sie in die Nähe einer Heerde, wo sie ihr Abendmahl suchen wollen, so legt die Löwin sich gemächlich nieder, während der Löwe muthig vordringt und das Beste, was er erlangen konnte, zu ihr bringt. Er sieht dann mit schmunzelndem Behagen zu, wie sie es sich schmecken läßt, während er wachsam besorgt ist, daß dabei nichts sie störe oder beunruhige. Erst wenn sie sich gesättigt hat, denkt er auch daran seinen Hunger zu stillen. Kurz sowohl in der „Zeit der jungen Liebe,“ als in der ernsten Ehe behandelt er sie mit aller erdenklichen Aufmerksamkeit.

Fühlt die Löwin, daß ihre Zeit gekommen ist (zu Ende des Decembers), so sucht sie eine schwer zugängliche Schlucht, um ihre Jungen zur Welt zu bringen. Es sind meist zwei, ein männliches und ein weibliches, oft nur eins, sehr selten drei. In den ersten Tagen nach der Geburt weicht die Mutter keinen Augenblick von den Jungen und der Vater muß für ihre Bedürfnisse sorgen. Erst nach drei Monaten, nach dem Zahnen, dem, wie schon gesagt, viele Löwinnen erliegen, entwöhnt sie die Mutter, indem sie sich täglich einige Stunden von ihnen entfernt und ihnen sorgsam klein zerrissenes Schaffleisch giebt.

Der Löwe, der erwachsen sehr ernst wird, bleibt sehr ungern oder gar nicht bei seinen Jungen, die ihn durch ihr Spielen belästigen. Um in ungestörter Ruhe zu bleiben, sucht er sich einen besondern Aufenthalt, doch stets in der Nähe, um im Nothfalle zum Schutze des Seinigen herbeikommen zu können.

„Des Weines Hofstaat“, Gedicht von Maries, für Männerstimmen componirt von Julius Rietz, Op. 22. Solchen Spaß lassen wir uns gefallen! Ein Gedicht, dessen Idee eine Apotheose des Weines, — natürlich im verklärenden Lichte der Weinlaune — dessen Verse an sich voll anregenden Klanges und Sanges sind, wurde hier mit einer Musik beschenkt, die den poesievollen Humor und die komische üppige Phantasie der Dichtung so recht frappant wiederspiegelt. Diese Musik steht gegen die gewöhnlich vorkommenden Männerchorspäße so, wie etwa Mendelssohn's „Liebe und Wein“, oder dessen „Setze mir nicht, Du Grobian, den Krug so derb vor die Nase!“ Das sind Chöre, die wohl Jeder kennt, und nach ihnen ist zu ermessen, was der hier gezogene Vergleich zu bedeuten hat. Knapp und drall schmiegen sich Dichtung und Musik aneinander, die Solo- und Chorstimmen contrastiren ganz vortrefflich; obendrein ist Alles ohne Schwierigkeiten zu singen. Kurz und gut, wir haben hier ein Männerchorstück, dessen Erfolg selbst bei nur mittelmäßig gutem Gelingen gesichert ist. Man lasse es sich nicht entgehen, jeder Männerchor gehört so ohnehin zu „des Weines Hofstaat.“

Für das Zeitungslesende Publikum. Es ist von vielen Seiten der Wunsch ausgesprochen worden, die in letzter Nummer der Gartenlaube abgedruckte **„Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes“** apart zu besitzen, um sie beim Zeitungslesen bei der Hand zu haben. Die Verlagshandlung ist diesem Wunsche durch Einzelabdrücke der Platte nachgekommen, die durch alle Buchhandlungen für 2½ Ngr. zu beziehen sind. Zeitungsredaktionen, welche die Karte ihrem Blatte beizugeben gesonnen sind, stehen Auflagen von hundert und tausend Exemplaren zu billigen Preisen zu Diensten.

Erklärung.

In Folge des Aufsatzes in Nr. 41 der Gartenlaube „Die Deutschen in Australien“ gingen in jüngster Zeit dem Verfasser desselben aus verschiedenen Gegenden Deutschlands Briefe zu, worin er über einzelne Projecte in Gewerben, Handelsartikeln u. s. w. für Australien, ein spezielles Urtheil zu geben gebeten wurde.

Wenn derselbe nun auf die ersten eingegangenen Briefe willig und gern eine Antwort ertheilte, so sieht er sich jedoch durch die anderweilig ihm zugesandten Anfragen bei seiner ohnedies beschränkten Zeit genöthigt, die Herren Einsender der Briefe in Bezug auf eine allgemeine Beantwortung ihrer Fragen auf die im vorigen Monate im Magazin für Literatur in Leipzig erschienene Brochure:
„Australien bis zum Jahre 1854. Eine Schilderung der dortigen Zustände. Nach eigener Anschauung beschrieben von F. Neudörfer“ zu verweisen.

F. Neudörfer.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Weihnachtslied.

Weihnacht rufet wach die Freude,
Weihnacht ruft auch wach den Schmerz;
Tönt hier frohes Festgeläute,
Bricht dort manch' bekümmert Herz.

Wie der Kranke erst recht drückend
Sich im Zimmer fühlt allein,
Wenn die Sonne, froh beglückend,
Alles lockt in ihren Schein —

So auch fühlt sich mehr verlassen —
Winkt die Freude zum Genuß —
Der im Elend durch die Gassen
In der Weihnacht wandern muß.

Leuchten Euch so viele Lichter,
Findet manches doch noch Raum:
Schafft auch fröhliche Gesichter,
Wo sonst glänzt kein Weihnachtsbaum.

Fließen Thränen — nicht aus Sorgen —
Freudenthränen sollen's sein!
Thränen wie der Thau am Morgen
Hell erglänzt im Sonnenschein.

Wenn das Aug', das freudig weinet,
Mit dem Aug', das freudig lacht,
Sich zu einem Glanz vereinet,
Giebt's die schönste Weihenacht.

Weihnacht darf nur Glück verheißen!
Leuchtend schrieb's des Himmels Hand:
Als ein Sternlein die drei Weisen
Führte aus dem Morgenland.

Laßt es niemals anders werden,
Glänze fort, du gold'ner Schein!
Ist das Elend groß auf Erden,
Soll die Freude größer sein.

Karl Schwarz.

Die Blinde.

Weihnachtserzählung von August Schrader.

(Fortsetzung.)

IV.

Der Sommer war fast vorüber, und noch immer zeigte sich an der armen Cäcilie keine heilsame Veränderung; es schien vielmehr, als ob die Einsamkeit ihre schwärmerische Liebe vermehrte. Die Harfe, ihr Lieblingsinstrument, das sie mit meisterhafter Fertigkeit spielte, ergriff sie nur, um ihre Leiden und ihre Schwermuth in Tönen wiederzugeben. Das Herz der jungen Blinden barg unzählige unterdrückte Wünsche, so unbestimmte, so flüchtige, so unmerkliche Nüancen der Leidenschaft, daß man sie kaum mit dem Dufte der Blumen vergleichen kann, mit dem Gewölke, den Lichtstrahlen, den Schatten, mit Allem, was in der Natur einen Augenblick glänzt und verschwindet, sich wieder belebt und stirbt, indem es tiefe Bewegungen in der Seele zurückläßt. Wie das Auge eine schöne Gestalt erfaßt und dem Herzen einprägt, das das Bedürfniß nach Eindrücken empfindet, so erfaßte Cäcilien's Ohr den Zauber der Stimme, um die in ihrer Brust erwachte Sehnsucht daran zu sättigen. Ihre Schwingungen, deren Reiz und Ursprung in der Seele selbst liegen, wirken doppelt auf das Herz eines armen blinden Wesens, und bei Cäcilie, der aufblühenden Jungfrau, hatte die Stimme des begeisterten Predigers so klare Gedanken erweckt, daß sie die Auflösung des ganzen Lebens bewirkte. Lange hatte Cäcilie ihre geistige Liebe bewahrt und in jenen ersten unendlichen, so furchtbaren Wonnen geseufzt, bis endlich die Hoffnungslosigkeit, diese Gefährtin unerwiederter Liebe, eine stille Melancholie erzeugte, welche die zärtliche Mutter mit Besorgniß erfüllte. Sie sah ihr Kind unter den Qualen einer so ausschließlichen Leidenschaft langsam dahinwelken. Es gab keinen Balsam für diese brennende

Wunde, und selbst die Trostsprüche der Religion vermochten nicht eine Linderung herbeizuführen.

Cäcilie hatte seit einiger Zeit den Gedanken angeregt, den Winter wieder in der Stadt zuzubringen, denn sie gab sich der unsichern Hoffnung hin, jene Stimme noch einmal zu hören, die ihre Seele so mächtig erschüttert hatte. Wie ein Kind, das sich auf die Geschenke freut, so berechnete Cäcilie die Wochen und Monate bis zum Weihnachtsfeste. Es war zu einer fixen Idee bei ihr geworden, daß der junge Prediger die Christrede wieder halten würde.

Der Pastor Braun, den man der Hofräthin B. schon in der Residenz empfohlen hatte, stattete der armen Mutter oft Besuche ab. Die Blinde schien Gefallen an den Unterhaltungen des lebhaften, gutmüthigen Greises zu finden, und so oft er kam, empfing sie ihn mit einer schmerzlichen Freude.

Es war in den ersten Tagen des November, als der Pfarrer auf das Schloß beschieden ward. Die Hofräthin empfing ihn allein in einem Zimmer.

„Herr Pastor,“ sagte sie mit bewegter Stimme, „Sie haben bis jetzt die traurige Gemüthsstimmung meines Kindes gekannt, aber der Grund derselben ist Ihnen unbekannt geblieben, weil ich Cäcilien versprochen hatte, ihn gegen jedermann zu verschweigen. Ich kann dieses Versprechen nicht mehr halten, ich muß mich Ihnen ganz entdecken, denn Geist und Körper meiner blinden Tochter scheinen gleich zu leiden.“

„Das wolle Gott verhüten!“ sagte theilnehmend der Pfarrer.

„Der Himmel hat mich mit Glücksgütern reich gesegnet, aber das Glück einer Mutter hat er mir versagt. Cäcilie liebt Sie wie ihren Vater, und ich vertraue Ihnen wie meinem langjährigen Seelsorger — Sie müssen Alles wissen, damit wir berathen können.“

Die Hofräthin erzählte ihm nun die Mittheilungen, die ihr Cäcilie gemacht.

„Was ist zu thun?“ fragte sie dann.

„Cäcilie besitzt Geist und Verstand — ehe wir andere, unsichere Mittel ergreifen, müssen wir das einleuchtender Ueberredung anwenden.“

„Alle meine Versuche sind fruchtlos geblieben.“

„Meine Worte, die Worte eines greisen Predigers, werden in einem so zarten Gemüthe wie dem Ihrer Tochter nicht ohne Anklang bleiben. Gestatten Sie mir, daß ich Fräulein Cäcilie allein spreche. Sie mag mich als ihren Beichtvater, als ihren Seelsorger betrachten.“

Die Hofräthin führte den Pfarrer durch ein angrenzendes Gemach, dann öffnete sie leise die Thür eines kleinen Saales. Beide blieben auf der Schwelle stehen. Die scheidende Herbstsonne warf einen bleichen Schein durch die mit reichen Verhängen geschmückten Fenster. Cäcilie, in schwarze Seide gekleidet, saß in der Mitte des mild erwärmten Saales, ihr Arm lag auf der vor ihr stehenden glänzenden Pedalharfe, und das Haupt ruhte, als ob sie schliefe, auf dem Arme. Den Augen der Mutter entrollten Thränen bei diesem Anblicke, und auch der Pfarrer konnte sich einer schmerzlichen Rührung nicht erwehren, obgleich er durch einen Wink zur Fassung ermahnte. Die Blinde verblieb einige Augenblicke in ihrer Lage, dann hob sie langsam den Kopf empor und wandte ihr reizendes Gesicht nach dem Orte zu, von wo sie das Geräusch der Eintretenden gehört hatte. Der Pfarrer, der die Blinde seit einiger Zeit nicht gesehen hatte, machte die schmerzliche Bemerkung, daß ihre Züge bleicher waren als sonst, und daß die großen von einem Kranze langer Wimpern umgebenen Augen ein feuchter Glanz erfüllte.

„Bist Du es, Mutter?“ fragte sie leise.

„Ich bin es, mein liebes Fräulein,“ antwortete in freundlichem Tone Pastor Braun.

„Sie, Herr Pastor?“ flüsterte sie verwundert.

„Sonst erkannten Sie meine Schritte, noch ehe ich eintrat —“

„Ach, Verzeihung,“ sagte sie verwirrt und indem sie sich erhob — „die Einsamkeit des Zimmers hatte mich in einen so lebhaften Traum versenkt —“

„Daß Sie die Wirklichkeit darüber vergaßen!“ fuhr rasch der Pastor fort, indem er der Blinden entgegentrat, die ihm ihre beiden Lilienhände zum Gruße bot.

„Was ist die Wirklichkeit für mich, für eine Blinde?“ sagte sie seufzend.

„Cäcilie!“ rief im Tone sanften Vorwurfs der Pfarrer.

Ein leichter Schrecken durchzitterte die zarten Glieder Cäcilien's und ihre Hände, die in denen des Pfarrers ruhten, begannen leise zu beben.

„Ihre Wirklichkeit, mein Kind, ist leider nur eine sehr beschränkte, aber es bewegt sich ein Wesen in ihr, dessen Lebensaufgabe Ihr Glück ist,“ fuhr ruhig mahnend der Pfarrer fort.

„Mein Gott, zeihen Sie mich nicht der Undankbarkeit!“ flüsterte sie bewegt. „Meine gute Mutter ist mir ja Alles!“

Pastor Braun führte die Blinde zu dem Sopha, dann ließ er sich neben ihr nieder. Indem er sanft ihre Hände drückte, begann er:

„Cäcilie, betrachten Sie mich als Ihren Vater, und erlauben Sie mir, daß ich zu Ihnen wie zu meiner Tochter rede. Gestatten Sie mir, daß ich mich in den engen Kreis Ihrer Wirklichkeit dränge, daß ich an die Seite Ihrer verehrten Mutter trete und die Schatten aufhellen helfe, die das Gebiet Ihrer Träume überschreiten und das schwache Licht Ihrer Wirklichkeit zu erlöschen drohen.“

Wie eine Marmorgestalt, von der Hand eines Meisters geformt, saß Cäcilie da. Unter den langen gesenkten Augenwimpern quollen heiße Thränen hervor, die still über die bleichen Wangen rannen. Die feinen erbleichenden Lippen bewegte ein kaum merkliches Zucken. Der Pfarrer beobachtete ruhig den Eindruck, den seine Worte auf die blinde Jungfrau ausgeübt hatten.

„Gestatten Sie es mir?“ fragte er nach einer Pause.

„Sie kennen mein Geheimniß!“ flüsterte sie, ohne aufzusehen.

„Ich kenne es, Cäcilie, denn Ihre Mutter hat meinen Beistand angerufen, den Beistand eines Seelsorgers.“

„Meine arme, arme Mutter!“ rief sie, in lautes Schluchzen ausbrechend. „Sie theilt meine Leiden, und ich vermag so wenig, sie zu bekämpfen.“

„O, Sie vermögen viel!“ rief der Greis mit mahnender Stimme. „Fragen Sie Ihren Verstand, den die Liebe Ihrer Mutter so schön gebildet hat; fragen Sie Ihr Herz, das die Mutter ehrt und liebt, und wenn dann —“

„Um Gottes Willen, nicht weiter!“ rief hastig Cäcilie und indem sie mit ihren blinden Augen den Greis anstarrte. „Sie führen mich in eine Welt zurück, die ich zittere zu betreten. Mein Gott, wie ich leide!“ schluchzte sie in einem unbeschreiblichen Tone und indem sie die Hände auf den wogenden Busen preßte, als ob sie einen plötzlich entstandenen Schmerz unterdrücken wollte.

„Cäcilie,“ sagte mild der Pastor und ergriffen von dem Anblicke der weinenden Blinden, „Cäcilie, ich bin nicht gekommen, Ihnen Vorwürfe zu machen, sondern mit Ihnen über den Gegenstand zu berathen, der Ihnen so großen Kummer macht.“

Sie hob rasch das in Thränen gebadete Gesicht empor und horchte auf.

„Sie sind ein Prediger, lieber Herr,“ flüsterte sie und ein hoffnungsfrohes Lächeln belebte das bleiche Antlitz. „Sie verkündigen Gottes Wort wie er — kennen Sie ihn? Kennen Sie den Mann, dessen Stimme alle Saiten meines Herzens bewegte, daß sie immer forterklingen? Wenn Sie ihn kennen, müssen Sie wissen, wie schön seine Stimme ist, die aus einer erleuchteten edeln Brust kommt. Dann müßten Sie ihn lieben, wie ich ihn liebe!“ fügte sie schwärmerisch hinzu und ihr Gesicht verklärte sich. „Noch leben alle seine Worte in meinem Gedächtnisse, denn ich habe sie mir tausendmal wiederholt — ach, und ich mußte sie mir ja wiederholen, ein seltsamer Trieb zwang mich dazu. Eine ewige Nacht herrscht um mich her, ich sehe die Menschen nicht, ich höre sie nur — aber ihn glaube ich zu sehen, wenn die Stimme erklingt — mit den Worten bildet sich ein Begriff von seiner Gestalt. Dann lächelt er mich mitleidig an, und ich muß mir selbst sagen, daß er nur Mitleiden mit mir empfinden kann, denn wer wird ein blindes Mädchen lieben? O, könnte ich sehen!“ seufzte sie in einem herzerschütternden Tone. „Nicht um seine Gestalt zu erblicken, denn ich liebe ja seine Stimme und seinen Geist, die sich darin ausspricht — ach, nur deshalb, daß ich kein blindes Mädchen wäre.“

„So hoffen Sie auf seine Gegenliebe?“ fragte mild der Pastor.

„Ach, wenn das wäre!“ flüsterte Cäcilie mit einem Entzücken, das die ganze verderbliche Tiefe ihrer Leidenschaft verrieth. „Wenn er mich wiederliebte!“ fuhr sie fort, als ob sich ihr Geist verirrte.

„Mutter hat mir gesagt, ich sei schön — ach, könnte ich mich doch überzeugen — sie hat mich nur trösten wollen — —"

„Cäcilie! Mein liebes Kind!" sagte der Pfarrer, um ihren Ideengang zu unterbrechen, denn er sah die weinende Mutter in dem angrenzenden Gemache, dessen Thür geöffnet war.

Die Blinde schrack zusammen wie eine Nachtwandlerin, die zur Wirklichkeit erwacht.

„Mein Kind, setzen Sie andere Gründe voraus, die eine Annäherung an den Prediger unmöglich machen."

„Welche?" fragte sie in furchtbarer Spannung.

„Wenn ihn nun schon Bande der Liebe an eine Gattin, an eine Familie fesselten?"

„Das habe ich nicht bedacht!" flüsterte sie erbleichend.

„Cäcilie, Gott hat in jedes Menschen Brust die Kraft gelegt, die aufkeimenden Triebe, wenn sie dem Verstande nicht entsprechen, zu unterdrücken. Und wahrlich, es bedarf nur des festen Willens, und der Mensch ist Herr seiner Gefühle."

„Des festen Willens!" wiederholte sie mit einer schmerzlichen Bewegung des Hauptes. „Gott weiß, daß ich mit aller meiner Kraft gekämpft habe; aber sie scheiterte mit dem festen Willen an der Gewalt des Gedankens, der mein ganzes Wesen allmächtig beherrschte. Und ich lebe und erfasse die Welt mit dem Gedanken, denn er ist mir, was den glücklichen Menschen das Licht. Ach ja, es gab eine Zeit, wo auch ich glücklich war, die Musik entzückte mich, und kein anderer Wunsch, kein Verlangen regte sich in meiner Seele. Ich glaubte allen Zauber der Empfindungen zu kennen, deren eine menschliche Brust fähig ist. Das war die Zeit meiner ersten Jugend. Doch bald empfand ich eine unbestimmte Sehnsucht, ein hoffendes Verlangen, und die Ahnung eines noch größeren Glückes ward in mir rege. Wie ein süßes Geheimniß, das man nicht zu enthüllen wagt, um den Reiz desselben nicht zu zerstören, lag dieses Glück vor dem Auge meines Geistes. Ich glaubte es zu erfassen; aber dennoch war es ein wunderbares, unauflösliches Räthsel. Da hörte ich die Stimme des Predigers, ein neues Licht entzündete sich in meiner Nacht, und die Lösung war gefunden. Ich empfand ein anderes, zuvor nie gekanntes Glück — aber ein schmerzliches, leidvolles Glück, das sich mit allen seinen Leiden und Freuden vergrößerte, jemehr ich mich seinem Einflusse zu entziehen suchte."

„Und dennoch komme ich auf den festen Willen zurück," sagte ernst der Pfarrer.

„Zweifeln Sie immer noch daran?"

„Nein! Ihre Phantasie, mein Fräulein, absorbirt die Realität. Tragen Sie Sorge, daß ein umgekehrtes Verhältniß eintritt. Nehmen Sie fest an, der Gegenstand Ihrer Neigung ist für Sie verloren — betrachten Sie die Christnacht als einen Traum, der nichts als eine schöne Erinnerung zurückgelassen hat. Mütterliche Liebe und Freundschaft werden Ihnen die Hand bieten, ein neues Leben zu schaffen."

Der gute Pastor wollte noch weiter reden, aber er schwieg, als er sah, daß plötzlich eine Leichenblässe Cäcilien's Gesicht überzog. Wie leblos sanken ihre Hände in den Schooß, und mit bebender, kaum vernehmbarer Stimme flüsterte sie:

„Verloren! Verloren!"

„Cäcilie!" rief die Mutter, die aufmerksam gelauscht hatte, und nun erschreckt in das Zimmer eilte. „Zu Hülfe, meinem Kinde, meinem armen Kinde zu Hülfe!"

Sie fing die ohnmächtige Tochter in ihren Armen auf. Die Hoffnung, welche die Hofräthin in mütterlicher Verblendung genährt, hatte der Pfarrer, um ein kräftiges Heilmittel anzuwenden, zerstört. Mit Entsetzen sah der Greis die Wirkung seines gutgemeinten Verfahrens.

Nach einer Minute, die den ängstlich Harrenden eine Ewigkeit erschien, schlug Cäcilie langsam die Augen auf.

„Mutter," flüsterte sie wie im Traume, „der heilige Weihnachtsabend ist gekommen — klingen von dort herüber nicht die Töne der jubelnden Hymne? Sind das nicht die frohen Stimmen der Kinder, die jauchzend um den strahlenden Christbaum tanzen? Alle Welt freut sich — Mutter, führe mich zur Kirche, daß sich auch Deine blinde Tochter freuen kann! Führe mich, Mutter — ich komme zu spät — der Prediger verläßt die Kanzel! O laß mich seine Stimme hören," bat sie in rührenden Tönen, „denn es ist ja Weihnacht, und die arme Blinde will ja auch eine Freude haben! Ich habe viel, viel gelitten — ich habe mich lange nach dem Christabende gesehnt — führe mich, Mutter, dann will ich beten und — wieder dulden!"

„Fasse Dich, mein Kind!" erinnerte die Mutter, der vor Schmerz das Herz zerspringen wollte.

„Ich kann es, Mutter," sagte sie mit einem trübseligen, unheimlichen Lächeln. „Ich kann und will es! Ist es mir gestattet, mit ihm das Christfest zu begehen, so ist er nicht für mich verloren!"

Ein heftiges Zittern bemächtigte sich des zarten Körpers. Dann bebte sie, wie von einem jähen Krampfe durchzuckt, zusammen, und ihr Gesicht nahm den Ausdruck der Bestürzung an.

„Bist Du es, Mutter?" fragte sie, indem sie die Hofräthin hastig mit den Händen betastete."

„Deine Mutter ist bei Dir, Cäcilie!"

„Dann hast Du mich wohl belauscht? O glaube meinen Worten nicht," rief sie ängstlich — „jener lebhafte Traum hatte sich meiner bemächtigt, der mich unablässig verfolgt, sobald ich allein bin. Aber sei getrost, Mutter, es wird noch Alles gut werden! Meinem festen Willen soll es gelingen, den Traum zu bekämpfen."

„Der Herr Pfarrer, mein Kind —"

„Wo ist er?" Sie streckte die Hand aus, die der Pastor ergriff. „Ich sehe Sie wieder," fuhr sie ängstlich fort. „Dann werden Sie mich heiterer sehen —"

„Verzeihung, Fräulein Cäcilie," stammelte der bestürzte Greis.

„Ich bin krank, Mutter — ein leichtes Frösteln durchbebt mich. Aber beruhige Dich — es ist nichts — morgen bin ich wieder hergestellt."

Eine Glocke rief die Kammerfrau herbei. Man brachte die Blinde zu Bette und schickte nach dem Arzte, der zufällig in dem Dorfe wohnte, ein geschickter, erfahrener Mann und langjähriger Freund des Pfarrers. Er kam und traf seine Verordnungen. Er tröstete die Mutter und versprach später noch einmal wiederzukommen. „Vielleicht ist eine heilsame Krisis eingetreten," fügte er tröstend hinzu.

Die beiden Männer verließen das Schloß. Pastor Braun hielt es für Pflicht, dem Arzte die erforderlichen Mittheilungen zu machen.

„Ich habe gleich ein moralisches Leiden erkannt," meinte der Doctor. „Aber es muß tief Wurzel gefaßt haben, daß es den Körper so erschüttern konnte. Bildet sich diesmal kein nervöses Fieber aus, so fürchte ich eine langwierige, schleichende Krankheit, die langsam und sicher zerstört, wenn der Grund des Leidens nicht zeitig beseitigt wird."

„Auch mir ist das klar geworden," meinte der Pfarrer. „Die Blinde ist jung, schön und reich — mit diesen drei Mitteln hoffe ich zum Ziele zu gelangen, wenn nicht geradezu eine Unmöglichkeit vorliegt. Sorgen Sie für den Körper, ich werde für das Gemüth sorgen."

Die beiden Freunde trennten sich. Der Pastor fürchtete für den Verstand der jungen Blinden, obgleich er sich darüber nicht aussprach, und nachdem, was er erlebt, hatte er auch in der That Grund dazu. Indem er noch einmal Alles überdachte, was Cäcilie gethan und gesprochen, hielt er es selbst nicht für unwahrscheinlich, daß sich bei ihr bereits ein gewisser Grad von Monomanie ausgebildet habe.

„Und wenn ich nun wirklich den Prediger ermittele," fragte er sich, „wenn er wirklich noch unverheirathet ist — wird er sein Leben an das eines blinden und dabei des Verstandes nicht mächtigen Mädchens fesseln? Kann er das arme Mädchen lieben? Er muß entweder ein armer Mensch sein, der durch die Heirath seine Zukunft zu sichern gezwungen ist, oder ein Speculant, der mit dem Vermögen der Hofräthin ein Geschäft zu machen gedenkt. In beiden Fällen ist Cäcilie zu beklagen. Die Klugheit gebietet, daß ich mit der größten Vorsicht zu Werke gehe. Niemand darf ahnen, warum ich nach dem Prediger forsche; auch er selbst darf nichts wissen, bevor ich nicht Näheres über seinen Charakter und seine Lage weiß. Die Angelegenheit ist sehr delicat, ich habe eine schwierige Aufgabe zu lösen."

„Vater," rief Concordia, als der Greis in sein Zimmer trat, „es ist ein Brief vom Vetter Arnold angekommen!"

„An wen ist er gerichtet?"

„An mich!" sagte stolz das junge Mädchen.

„Dann darf ich ihn wohl nicht lesen?" fragte der Pfarrer, der eine Correspondance der Zärtlichkeit voraussetzte.

„Ich hoffe, Du wirst meine kleinen Geheimnisse ehren!"

„Geheimnisse des Herzens — gewiß! Aber so viel darf ich wohl erfahren, ob Du mit dem Inhalte des Briefes zufrieden bist?"

„Väterchen," sagte Concordia mit strahlenden Blicken, „Vetter Arnold ist ein guter und dabei sehr verständiger Mensch, den ich hoch schätze, obgleich ich ihn nur kurze Zeit kennen gelernt habe. Sein Brief ist so schön, daß er mich mit unbeschreiblicher Freude erfüllt hat. Noch heute werde ich ihm die Antwort schreiben und ihn einladen, daß er das Weihnachtsfest bei uns feiert."

Pastor Braun hielt nichts für gewisser, als daß die beiden jungen Leute sich gegenseitig erklärt hätten. Er glaubte seinen Lieblingswunsch in Erfüllung gehen zu sehen.

„Dann, mein Kind, wünschest Du auch wohl," fragte er fröhlich, „daß unsere Gemeinde den zukünftigen Pfarrer kennen lerne?"

„Je eher, je lieber, da Du doch einmal den Vetter zu Deinem Nachfolger vorschlagen willst."

„Gut; so schreibe ihm, daß er sich vorbereite, in der Christmesse die erste Predigt bei uns zu halten. Ich halte das für die beste Gelegenheit, einen neuen Prediger einzuführen; die Gemeinde ist feierlich gestimmt und der Redner hat ein dankbares Thema. Auch ich werde Deinem Briefe einige Zeilen beifügen."

Vater und Tochter waren denselben Abend mit Schreiben beschäftigt. Am nächsten Morgen wurden beide Briefe in ein Couvert geschlossen und abgesendet.

„Ein Versprechen fordere ich von Dir, lieber Vater!" sagte Concordia, als der Bote mit dem Briefe sich entfernt hatte.

„Was willst Du, mein Kind?"

„Du versprichst mir, bei keinem andern zu wohnen, als bei mir und Deinem zukünftigen Schwiegersohne. Die Mutter ist bereits damit einverstanden."

„Thörichtes Mädchen, wohin sollte ich mich denn sonst wenden?"

„Gleichviel, ich fordere das Versprechen!" rief sie schelmisch.

„Gut, ich gebe Dir es hiermit!"

Concordia flog dem Vater an den Hals und bedeckte seine Wange mit Küssen.

„Sie ist glücklich," dachte der Greis, „könnte es doch auch die arme Cäcilie sein."

Um Mittag ging Pastor Braun nach dem Schlosse. Wie der Arzt befürchtet, hatte sich Cäcilien's ein Fieber bemächtigt, das einen gefährlichen Charakter anzunehmen drohte. Die Kranke hatte die ganze Nacht in Fieberphantasien verbracht. Der gute Pfarrer mußte die ganze Kraft seines geistlichen Zuspruchs aufbieten, um die der Verzweiflung nahe Mutter zu trösten. Sie klagte sich selbst der Schuld des Unglücks der geliebten Tochter an, und vorzüglich deshalb, da sie aus zu großer Nachgiebigkeit die unsichere Hoffnung in Cäcilien genährt habe, eine Vereinigung mit dem Gegenstande ihrer Leidenschaft herbeizuführen. Wir unternehmen es nicht, die Angst und Bekümmerniß der Hofräthin zu schildern, mit der sie während der nächsten vierzehn Tage an dem Krankenbette der Tochter wachte. Nur dann erst, als der Arzt die Gefahr für beseitigt erklärte, gab sie sich neuer Hoffnung und einiger Ruhe hin. Cäcilien's jugendliche Kraft hatte der Krankheit getrotzt, und die Krisis war überstanden. Es schien selbst, als ob mit der nun eintretenden Genesung Ruhe und Friede in das Gemüth des jungen Mädchens zurückkehrten. Sie empfing den Pastor freundlich und bat ihn, oft seine Besuche zu wiederholen.

Am funfzehnten Tage konnte Cäcilie das Bett verlassen. Der Arzt rieth Zerstreuung und vorzüglich den Umgang mit einem heitern lebensfrohen Mädchen. Eine passendere als Concordia ließ sich dazu nicht finden. Der Vater bereitete die Tochter vor, und noch waren nicht acht Tage verflossen, als sich zwischen den beiden Mädchen ein erfreuliches Freundschaftsband gebildet hatte. Die Munterkeit Concordia's übte einen so heilsamen Einfluß aus, daß sich Cäcilien's Schwermuth in eine stille Melancholie verwandelte. Man sah es deutlich, daß die arme Blinde mit aller Kraft darnach strebte, auf die fröhlichen Unterhaltungen ihrer neuen Freundin einzugehen, und es war ein rührender Anblick, wenn sie über die Scherze des muntern Mädchens lächelte.

„Wie bedauere ich," sagte die Hofräthin zu dem Pfarrer, „daß ich mein Kind nur auf den Umgang mit mir beschränkt habe — es war eine zu ängstliche Vorsicht; vielleicht wäre Alles anders, wenn Cäcilie früher eine Freundin gehabt hätte."

„Das Gute kommt nie zu spät!" antwortete der Pastor. „Jetzt dürfen wir nicht mehr zagen. Die Heilung geht langsam, aber sicher von Statten, so daß nach meiner Ansicht die Hülfe aus der Residenz überflüssig erscheint, selbst wenn wir sie hätten erlangen können."

„Haben Ihre Forschungen ein Resultat gehabt?" fragte eifrig die Hofräthin.

„Ja. Gestern erhielt ich einen Brief von meinem Correspondenten, und ich theile Ihnen die betreffende Stelle mit. Hier ist sie."

Der Pastor holte einen Brief hervor und las:

„Sie fordern, mein bester Onkel Auskunft über den Prediger, der in dem Dome unserer Residenz die letzte Weihnachtspredigt gehalten hat. Kann ich mir auch Ihre Gründe nicht erklären, so will ich dennoch nach bestem Wissen und Gewissen die Fragen beantworten, die Sie in Bezug auf seine Person aufgeworfen haben. Obgleich der Kandidat, den Sie im Sinne haben, mein einziger und vertrautester Freund ist, so soll mich doch nichts abhalten, Ihnen unumwunden das Urtheil abzugeben, das ich mir über ihn gebildet habe. Sie erlassen mir die Nennung seines Namens, der Ihnen ohne Zweifel gleichgültig sein wird, wenn Sie mein Urtheil gelesen haben."

„Mein Gott," flüsterte die Hofräthin, „die Einleitung klingt trostlos."

„Ich fahre fort, Madame. „„Ueber die Identität unsers Mannes können wir nicht in Ungewißheit sein, da ich genau weiß, daß kein anderer in verflossener Christmesse auf der Kanzel gestanden hat. Dieser Kandidat also ist ein Mann, der eben so wenig für die Welt paßt, als die Welt für ihn. Er ist der widerlichste Egoist, der sich denken läßt. Man hält ihn für einen Mann von Fähigkeiten; ich halte ihn nicht dafür, er ist vielmehr ein so trockener Philosoph, daß man ihn höchstens im Interesse der Wissenschaft zu philosophischen Experimenten benützen kann. Sein Herz ist kalt und verschlossen, und wenn ihn nicht der leidige Eigennutz an meine Person fesselte, er würde mich kalt und verächtlich behandeln, wie Alles, was ihn umgiebt. Er ist ein Anachoret mitten in der großen, wogenden Gesellschaft, ein Sonderling, den man hassen muß, wenn man nicht über ihn lacht oder ihn bedauert. Hoffnungen für das Leben auf ihn zu bauen, wäre eben so thöricht, als eine Aenderung seines Wesens zu erwarten.""

Der Pfarrer schloß das Papier, indem er sagte:

„Mein Neffe, der Verfasser des Briefes, ist nicht allein ein scharfsichtiger, sondern auch ein redlicher und zuverlässiger Mann, so daß ich sein Urtheil für unumstößlich halte. Dem Himmel sei gedankt, Frau Hofräthin, die Kranke wird genesen, ohne daß wir nöthig haben, zu diesem seltsamen Menschen unsere Zuflucht zu nehmen."

„Wohl muß es ein seltsamer Mensch sein," meinte die verwunderte Dame. „Ich habe seine Predigt gehört und muß bekennen, daß sie mich begeistert hat."

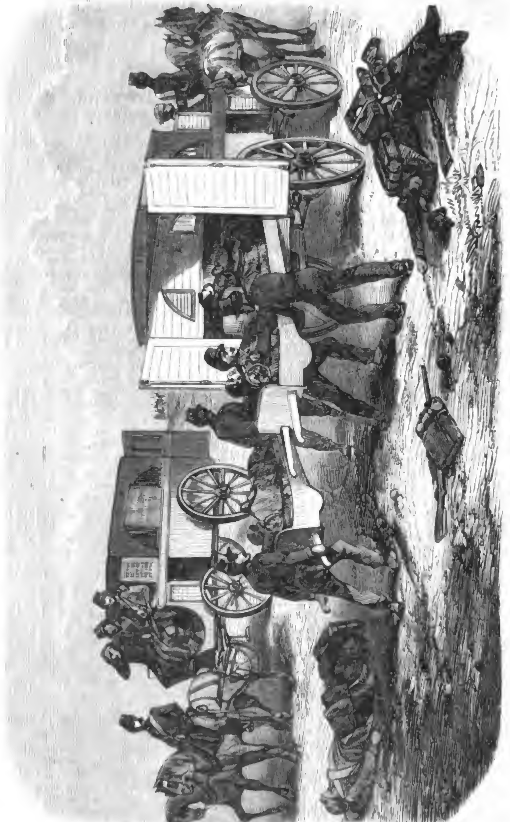
„Man findet nicht selten, daß Männer von ausgezeichneten Geistesgaben dem geselligen Umgange völlig verschlossen sind. Man möchte glauben, daß die Natur den Geist auf Unkosten des Herzens bevorzugt hat. Ein solcher Fall scheint hier vorzuliegen."

Die Hofräthin war zufrieden mit der Gestaltung der Verhältnisse, und als der Arzt erklärte, er könne der Genesenden eine Winterreise nicht gestatten, richtete sie sich für den steten Aufenthalt im Schlosse ein.

(Schluß folgt.)

Die Pflege der Verwundeten bei Sebastopol.

Die grausigen Erscheinungen, welche im Gefolge eines jeden Krieges zu Tage treten, und hauptsächlich wenn die Schlachten geschlagen in schauerlichen Scenen auf dem Schlachtfelde selbst das abgehärteste Herz erschüttern können, haben in dem gegenwärtigen Kriege durch die Humanität, mit welcher derselbe geführt wird, einen Theil ihrer Schrecken verloren, wozu namentlich das musterhaft eingerichtete Feldspitalwesen viel beigetragen hat.



Neue Feldlazareth-Wagen der Alliirten im Orient.

Das Feldspital der französischen Armee, welches während des orientalischen Feldzugs unter einer ausgezeichneten Verwaltung steht, hatte bis jetzt zur Aufnahme der Verwundeten nur die Fouragewagen und die sogenannten „cacolets." Das „cacolet" besteht aus zwei Packsätteln, welche auf eine zweckentsprechende Weise eingerichtet sind und von einem Pferde getragen werden und ist besonders in bergigen Ländern mit Vortheil anzuwenden. Indeß ist es doch schwierig die Verwundeten darauf zu befestigen, auch vergrößert die Bewegung des Pferdes oft ihre Schmerzen. Was die Fouragewagen anbelangt, so war deren Einrichtung nur eine sehr unzureichende, sehr oft enthielten sie blos eine Schütte Stroh, auf welche man Schwerverwundete gar nicht legen konnte, diese mußten dann auf Bahren getragen werden, was viel Leute erforderte.

In der englischen Armee hat man eine Art Munitionswagen so eingerichtet, daß sich auf den Vordertheil drei Mann setzen können, während die hintere Abtheilung zur Aufnahme von vier Tragbahren, je zwei übereinander, bestimmt ist.

Der franz. Kriegsminister hat aber jetzt zur Erbauung von hundert Wagen Befehl ertheilt, welche alle für diesen Zweck wünschenswerthe Eigenschaften in sich vereinigen.

Diese Wagen sind sehr leicht, fest und sogar elegant, aber besonders sehr zweckmäßig, sie ruhen auf vier Rädern, welche sich nach jeder Richtung hin drehen können und so die Fortbewegung sehr erleichtern. Gezogen werden die Wagen von zwei Pferden oder auch blos von einem, je nachdem die Umstände es erfordern.

Drei Verwundete können auf der vorn befindlichen Bank Platz nehmen, zu welcher man mit Bequemlichkeit emporsteigt.

Der hintere Theil des Wagens besteht aus einem verschlos-

fenen Kasten, welcher zur Aufnahme von zwei Bahren eingerichtet ist, die mit verschiebbaren Handhaben versehen sind. Um alle Erschütterungen zu vermeiden, laufen dieselben auf sogenannten „galets," wenn man sie in den Wagen hineinschiebt.

Inwendig sind diese Bahren mit Matratzen ausgelegt, die einen Wachstuchüberzug haben, welcher, auf eine neue Art zubereitet, dem braunen Schafleder gleicht und eine öftere Reinigung zuläßt.

Das Gepäck und die Waffen der Verwundeten können in Koffern aufbewahrt werden, welche an der Seite mit einem Drathgitter versehen sind und dadurch leicht eine Untersuchung, ob auch nichts vergessen sei, möglich machen.

So werden wenigstens in thunlichster Weise die Schrecken des Krieges gemindert! Dank der vorgeschrittenen Humanität, die sich noch unter Pulverdampf und Kanonendonner geltend zu machen weiß.

Des Menschen erste Lebenszeit.

Die Erziehung des Säuglings.

Auch der Säugling bedarf schon der Erziehung, und zwar ebensowohl der körperlichen, wie der geistigen, wenn aus einem Menschen etwas Ordentliches werden soll. Sie gründe sich auf das Gesetz der Gewöhnung und der Nachahmung. Das erstere Gesetz erfordert eine consequente und öftere Wiederholung des Anzugewöhnenden, so daß dieses nach und nach zur andern Natur wird, das letztere verlangt richtige Vorbilder; beide bedürfen aber mit dem fortschreitenden Wachsthume des Kindes einer allmäligen Steigerung. So lange Aeltern in dem Wahne stehen, der Geist (d. h. die Fähigkeit des Gehirns zu fühlen, zu denken und zu wollen) trete so ohne Weiteres zu einer bestimmten Zeit (wenn der Verstand kommt, wie man zu sagen pflegt) in den Körper hinein, so lange kann von einer vernünftigen Erziehung gar keine Rede sein. Nur durch der Sinne Pforten zieht allmälig der Geist in unsern Körper ein und die durch Sinneseindrücke erregte geistige Thätigkeit des Gehirns kann nur durch Gewöhnung den gehörigen Höhegrad erreichen. Daß die Sinne die Erwecker und Vermittler des Verstandes sind, zeigt sich deutlich beim Mangel derselben; bei Blindheit und gleichzeitiger Taubheit bleibt der Mensch fast geistlos. Wie aber auch die Nachahmung zur Erweckung des menschlichen Geistes beiträgt, beweisen erwachsene Menschen (wie Caspar Hauser), die von Jugend an nur sich selbst überlassen blieben oder blos mit Thieren Umgang hatten; bei ihnen fanden sich keine Spuren des menschlichen Geistes und nur thierische Manieren. Also nochmals: Sinneseindrücke, Gewöhnung und Nachahmung, legen den Grund zur guten und schlechten Erziehung. Man vermeide deshalb Alles, was dem Kinde zur unnöthigen Gewöhnung wird.

Die **körperliche Erziehung** des Säuglings beziehe sich auf den Nahrungsgenuß, den Schlaf, die Bewegungen und die Reinlichkeit. — Hinsichtlich der Nahrung, die nur in Milch bestehen soll, verfahre man so, daß diese blos in den ersten Tagen stets dann gereicht werde, wenn der Säugling schreit, bald aber nur zu festbestimmten Zeiten und zwar etwa viermal täglich (vielleicht in der Frühe, um Mittag, gegen Abend und bei Anbruch der Nacht), des Nachts aber, wo sich die Ernährerin durch Schlaf stärken soll, gar nicht. Man lasse sich jetzt durch das Schreien des Kindes ja nicht in dieser Ordnung stören, forsche aber nach der Ursache dieses Schreiens (s. Gartenlaube Nr. 43 S. 515), da diese eine andere als Hunger und zu entfernen sein könnte (z. B. Nässe, Kälte, Blähung, Verstopfung, unbequeme Lage, Druck, Stiche von Nadeln oder Insecten). Niemals vergesse man, daß beim Kinde, wenn es durch Schreien seine Bedürfnisse sogleich befriedigt fühlt, das Schreien zur Erreichung seines Willens sehr bald zur Gewohnheit wird und nun schwer wieder abzugewöhnen ist. Zur bestimmten Zeit mag nun aber das Kind, in Absätzen, so viel trinken, als es nur immer trinken will, jedoch gewöhne man dasselbe nicht daran, beim Trinken zwischen durch ein Weilchen zu schlafen. — In Bezug auf den Schlaf verhält sich ein junger Säugling anders als ein älterer, denn während das Kind die erste Zeit seines Lebens (wahrscheinlich wegen gänzlicher Unthätigkeit seines Gehirns) fast nur im Schlafe verlebt, mindert sich das Schlafen immer mehr mit dem allmäligen Erwachen der Sinne und der dadurch angeregten Geistes- (Gehirn-) Thätigkeit. Denn nur das Gehirn schläft. Wie im Trinken muß nun aber auch im Schlafen nach und nach die gehörige Ordnung hergestellt werden, so daß endlich das Kind eine ganz bestimmte Zeit lang wach und eine andere (besonders in der Nacht und nach dem Trinken) schlafend erhalten wird. Hierbei beobachte man aber noch folgende Regeln: das Kind schlafe in seinem eigenen Bettchen, bleibe gehörig zugedeckt (weil es sonst sehr leicht zur Baucherkältung und zum Durchfalle kommen kann), und werde nicht an unnöthige, später beschwerliche Hülfsmittel zum Einschlafen gewöhnt, wie z. B. an das Einsingen, an das Anhalten des Kindes an die Hand, den Hals oder Busen der Pflegerin, an Licht und so fort. Ist das Kind in dieser Hinsicht schon verwöhnt, dann lasse man sich durch sein Schreien ja nicht abhalten, ihm diese Verwöhnung abzugewöhnen, im Nothfalle selbst durch einige Schläge auf das Gesäß. — Die Bewegungen, theils solche, welche mit dem Kinde von Andern vorzunehmen sind (passive), theils die, welche das Kind selbst zu machen hat (active), sind bei der Erziehung eines Säuglings nicht ohne Bedeutung. Zuvörderst muß alles Tragen, Umherschleppen, Schaukeln und Wiegen des Kindes, zumal wenn dasselbe schreit, unterbleiben, dagegen ist das Fahren des liegenden oder sitzenden Säuglings zeitweilig, besonders im Freien, zu empfehlen, aber ebenfalls nicht als Beruhigungsmittel zu gebrauchen. Ein sehr nachtheiliger Wunsch der meisten Mütter ist es, ihr Kind sobald als möglich aus dem Bettchen zu nehmen und im Kleidchen auf ihrem Arme sitzen zu sehen. Die Nachtheile des zu zeitigen Aufsitzenlassens des Säuglings sind Verkrümmungen der Wirbelsäule und Störungen in der Entwickelung innerer lebenswichtiger Organe in Folge des Zusammenkrümmens des Rumpfes, welcher den großen und schweren Kopf nicht zu tragen vermag. Es darf ein Kind durchaus nicht früher an das Sitzen gewöhnt werden, als bis es zu der Kraft gelangt ist, seinen Kopf gerade und steif zu halten und sich selbst aufzurichten. Dies ist gewöhnlich aber erst nach dem fünften Monate möglich. Da jetzt das Herumtragen des Kindes auf dem Arme von Seiten der Mutter oder Wärterin, trotz dem daß es unnöthig ist und das Kind dadurch schon verwöhnt wird, doch nicht abkommen wird, so werde dabei wenigstens die Vorsichtsmaßregel gebraucht, das Kind wechselsweise bald auf den einen, bald auf den andern Arm zu nehmen, damit es nicht schief werde. Ebenso schädlich wie die übereilte Gewöhnung an das Aufrechtsitzen sind die zu zeitigen Steh- und Gehversuche, welche mit dem Kinde unternommen werden. Auch hier ist es das Beste, das Kind nicht eher auf die Beine zu stellen, als bis es aus eigenem Kraftgefühle aufzutreten und zu laufen beginnt und dies ist im zehnten oder elften Monate der Fall. Bis dahin mag das Kind, nachdem es sitzen gelernt hat, auf dem mit einer Decke und weichen Kissen belegten Erdboden herumkriechen und an Gegenständen, an denen es sich nicht verletzen kann, das Aufstehen erlernen. Gehkörbe, Laufwägen, Laufzäume und dergleichen Hülfsmittel zur Unterstützung beim Laufenlernen taugen, weil sie stets nachtheilig auf die Brust wirken, alle nichts, höchstens ist ein locker angelegter Laufzaum dann von Vortheil, wenn das Kind schon laufen kann, aber noch ungeschickt oder etwas großköpfig ist, dann soll aber der Laufzaum, der übrigens nicht straff zu halten ist, nicht etwa das Laufen unterstützen, sondern das Fallen verhindern. Das Aufheben des Kindes sei nicht ein in die Höhe ziehen an einem Arme, sondern es geschehe so, daß man das Kind unter beide Achseln faßt. Ebenso vermeide man das Führen des laufenden Kindes an einer Hand, so lange dasselbe noch nicht ganz sicher beim Gehen ist. Der Hauptgrundsatz in der Erziehung des Kindes hinsichtlich seiner Bewegungen sei: man gestatte demselben von Geburt an seine Glieder frei zu bewegen und lasse ihm durch selbstständige Anstrengungen sitzen, stehen und gehen lernen. So wird gleichzeitig auch schon der Wille im Kinde erweckt und allmälig zum festen Willen ausgebildet. Menschen, die als Kinder immer nur von Andern

Hülfsleistungen erhielten, zeigen im spätern Leben gewöhnlich Schwäche und Unsicherheit des Charakters. — Das Reinlichsein des Kindes in Bezug auf seine Ausleerungen kann demselben von der Zeit an, wo es aufzusitzen vermag, dadurch allmälig angewöhnt werden, daß man dasselbe in bestimmten Zwischenräumen auf ein Nachtgeschirr setzt und ihm laute Aeußerungen des Pressens vormacht. Das Abhalten des Kindes im Freien, wobei die untere Körperhälfte entblößt wird, giebt nicht selten zu Erkältungen des Bauches und gefährlichen Durchfällen Veranlassung.

Für die **geistige Erziehung** des Säugling, die wie die körperliche auf Gewöhnung beruht, handelt es sich hauptsächlich darum, die Sinnesorgane desselben in gesundem Zustande zu erhalten und gehörig auszubilden. Denn erst mit Hülfe der Sinne, besonders des Gesichts- und Gehörsinnes, wird allmälig die Thätigkeit des Gehirns, das Bewußtsein, das Gefühl, der Verstand und der Wille, kurz der Geist erweckt und immer mehr ausgebildet. In der ersten Zeit seines Lebens ist der Mensch, eben weil die Hirnthätigkeit durch Sinneseindrücke noch nicht erweckt ist, ohne alles Bewußtsein und feine Bewegung, sein Schreien ist rein automatisch; nach und nach erst bildet sich durch wiederholte Eindrücke auf die Empfindungsnerven, also durch Gewöhnung, das Behaglichkeits- und Unbehaglichkeitsgefühl (Gemeingefühl). Es dauert lange, ehe das Kind die Einzeleindrücke zu unterscheiden lernt. Ueber die Zunge des Säuglings muß erst einige Zeit die süße Muttermilch geflossen sein, ehe er sie als angenehm schmeckt, vorher nimmt er eben so leicht die bittersten Stoffe, wie die Brust der Mutter. Gerade so verhält es sich mit allen andern Empfindungen und man hat es deshalb in der Hand dem Kinde durch Gewöhnung eine Menge von Empfindungen zum Bedürfnisse zu machen, die wenn sie dann einmal nicht erregt werden, das Kind zum boshaften Schreien und Erzwingen des Gewünschten antreiben. — Von den Sinnen entwickelt sich zuerst der Tastsinn, aber nur an den Lippen, womit diese die Mutterbrust suchen, sodann erwacht der Gesichtssinn, nach diesem der Gehör- und Geschmackssinn, zuletzt der Geruchs- und Tastsinn. Das Auge (bis etwa zum vierten Monate kurzsichtig) starrt anfangs theilnahmlos in die Welt, bald wendet es sich aber nach dem Hellen und zeigt einige Aufmerksamkeit, bis es im zweiten Monate auf Gegenständen längere Zeit haften bleibt. Dieses Anschauen ruft im Gehirn die ersten Sinneseindrücke (Hirnbilder) hervor, welche sich durch wiederholtes Anschauen immer tiefer einprägen und dadurch leicht in's Gedächtniß zurückgerufen werden können. So lernt das Kind Personen und Gegenstände kennen und endlich sich Vorstellungen machen (d. i. das Bewußtwerden, Erinnern von früher gemachten Sinneseindrücken). In ähnlicher Weise verhält es sich mit dem Gehör; anfangs wird das Kind nur durch starken Schall erschüttert, allmälig unterscheidet es stärkere und schwächere Töne und etwa gegen das Ende des zweiten Monats, wendet es seine Augen und später auch den Kopf nach der Richtung, von welcher der Schall herkommt. Gegen das Ende des fünften Monats hin ist zwischen den beiden Sinnen des Gesichts und Gehörs die Aufmerksamkeit des Kindes gleich getheilt; beide Sinne unterstützen übrigens einander beim Kennenlernen der Außenwelt, besonders auch der Entfernung; der eine Sinn erregt die Aufmerksamkeit des Kindes für den andern. Jetzt nimmt auch das Kind immer mehr Interesse an Gesichts- und Gehörserscheinungen, am Beweglichen, am Sprechen, am Takt und Gesange. Es lernt die Geberden, Mienen und die Stimme der Mutter und umgebenden Personen kennen und unterscheiden. Während früher lärmende Töne mehr Eindruck auf das Gehör machten als melodische, ist dies jetzt umgekehrt. Ist der Gesichtssinn bis zum Anschauen gelangt, dann fängt (im dritten Monate) das Kind auch an nach Gegenständen zu *greifen*; diese verfehlt es zuerst öfters, faßt sie anfangs nur an, später hält es dieselben fest, bewegt sie hin und her und lernt sie allmälig zum Munde führen; endlich betastet es dieselben und lernt so deren Größe und Form, so wie ihre Entfernung kennen. Sobald sich (im dritten Monate) Gehörsvorstellungen gebildet haben, zeigt sich das *Lallen*, welches später in das Nachahmen von Worten übergeht. Vernimmt das Kind öfters bei dem Anblicke eines Gegenstandes oder beim Wahrnehmen einer Eigenschaft und Thätigkeit einen gewissen Laut, so wird allmälig durch das Hören desselben Lautes die Vorstellung desselben Gegenstandes hervorgerufen und so lernt das Kind (im fünften oder sechsten Monate) bestimmte Worte nach ihrer Bedeutung verstehen, besonders die Namen von Personen und Dingen. Erst später lernt es die Bedeutung der Zeit und Eigenschaftswörter kennen, eine zusammenhängende Rede ist ihm ganz unverständlich. Das *Lächeln* bemerkt man schon im zweiten Monate (nie aber vor dem vierzigsten Tage) und stets früher als das *Weinen* mit Thränen (im dritten Monate); erst im fünften oder sechsten Monate lacht das Kind laut und jubelt. Kinder, die durch sofortige Befriedigung ihrer Wünsche, wenn sie schreien, nach und nach zur Bosheit erzogen wurden, suchen durch Schreien und Weinen ihren Willen durchzusetzen und das Gewünschte zu erzwingen. Schon im fünften oder sechsten Monate merkt das Kind die Freundlichkeit, wie auch den Ernst der Worte und Geberden; es lernt warten, wird geduldiger und läßt sich durch Sinneseindrücke vom körperlichen Genusse eine Weile abziehen. Im siebenten oder achten Monate spielt das Kind für sich und beschäftigt sich mit dem Nachahmen. Durch die Unlust, welche durch das Gefühl eines Mangels erzeugt, durch Abhülfe des letztern ihr Ende findet, durch die Beobachtung, daß auf bestimmte Thätigkeiten bestimmte Wirkungen folgen, ja daß das Kind selbst im Stande ist, dergleichen hervorzubringen, kommt es allmälig zur dunkeln Vorstellung eines Zweckes, der Zeitfolge und Dauer. Je mehr nun das Kind das Bewegungsvermögen in seine Gewalt bekommt, desto mehr bildet sich auch die Sprache aus und das Kind benennt die Dinge anfangs in seiner Weise, später durch Nachahmung so, wie es ihm vorgesagt wird. Die weitere Ausbildung der Sprache wird nur durch das Hören der Redenden und die Nachahmung ihrer Worte bedingt.

Die Hauptregel bei der geistigen Erziehung des Säuglings, so wie überhaupt des Kindes, ist: *Alles vom Kinde abzuhalten, an was es sich nicht gewöhnen soll, dagegen das was ihm zur andern Natur werden soll, beharrlich zu wiederholen.* Es darf der Laune des Kindes nach ungebundener Willkür niemals freier Lauf gelassen, sondern es muß ein Gesetz beobachtet werden, nach welchem sich die vernünftige Gewährung des Einen und das Versagen des Andern richtet; dann wird das Kind nach und nach ein Gefühl vom Gesetz gewinnen, dem sich unterzuordnen Nothwendigkeit ist. Hierbei läßt sich auch, und zwar mit dem besten Erfolge, bei Kindern, deren Naturell zu lebhafterem Thun und schwerem Angewöhnen hintreibt, sogar das Gefühl der Unbehaglichkeit (schon vom dritten Monat an) benutzen und Manches sehr leicht durch ernste Worte und passende *Schläge* erreichen, was sonst nur schwer und erst nach langer Zeit angewöhnt werden kann. Man bedenke, daß hier die Schläge nicht zur Bestrafung von schon vorhandenen Fehlern, sondern zum Nichtangewöhnen von Eigenheiten, welche später Strafe verdienen, angewendet werden. Ein Kind, was nach dem Erwachen des Selbstbewußtseins, nach dem dritten oder vierten Jahre, überhaupt zu einer Zeit, deren es sich im spätern Leben noch deutlich entsinnen kann, Schläge bekommen muß, ist nach des Verfassers Ansichten ein schon ganz verzogenes und nur die unbeugsamste Consequenz in der Erziehung wird dann dasselbe noch zu bessern vermögen. Darum achte man auf die kleinsten Züge, in denen sich das Naturell des Kindes erkennen läßt. Der Grund zur Verziehung des Kindes wird in der Regel durch das Herumtragen, Schaukeln und Wiegen desselben gelegt, weil diese Bewegungen im Kinde ein Behaglichkeitsgefühl erzeugen, welches wenn es einmal nicht befriedigt wird, dasselbe zum Schreien veranlaßt. So entwickelt sich nach und nach beim Kinde die Gewohnheit durch Schreien seine Wünsche zu erzwingen und es kommt dann, wenn die Aeltern so schwach sind dem Eigensinne des schreienden Kindes nachzugeben, recht bald dahin, daß das Kind bei jeder Verweigerung seines Willens trotzt, starrt und unbändig wird. Jetzt soll nun erst mit Schlägen eine Unart aus dem Kinde vertrieben werden, die in Folge verkehrter Erziehung sich bilden *mußte*. Verdienten nicht weit mehr die Aeltern diese Schläge? Nur aus solchen Erziehungsfehlern in der ersten Lebenszeit des Kindes geht gewöhnlich die Charakterverderbniß hervor, die später die Kinder und Aeltern unglücklich macht. — Gewöhnung ist sonach die Hauptmacht bei der Erziehung; unterstützt wird sie durch den Nachahmungstrieb des Kindes. Viel kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht. Freundlichkeit in der Stimme und Miene, im Blicke und überhaupt im ganzen Benehmen der Umgebung gegen das Kind, übt einen großen Einfluß auf die Entwickelung des *Gemüthes* im Kinde aus und deshalb ist bei der Wahl der Wärterin desselben große Vorsicht anzuwenden. Erziehen die Aeltern von mehreren

Kindern das erste Kind nur recht gut, dann wird dieses auf die Erziehung aller übrigen so vortheilhaft einwirken, daß dadurch den Aeltern das so schwierige Erziehungsgeschäft sehr erleichtert wird. Redselige Mütter, die munter und drollig mit ihrem Kinde sprechen, erweisen ihm, ohne es zu ahnen, eine große Wohlthat, denn ihre Töne wirken nicht nur auf sein Gehör und auf das Sprechen, sondern bewegen sein ganzes Wesen und erregen Sympathien. — Von einem **Willen** ist beim Kinde lange keine Rede, erst wenn es durch selbstständige Anstrengungen aufsitzen, sich stellen und laufen lernt (siehe vorher), beginnt die Entwickelung des **Willens**; dagegen bildet sich sehr leicht die entschiedenste Willkür aus, die zu Eigensinn und Trotz ausartet, sobald die Erzieher dem Kinde alles thun was es will, und wenn sie sich durch Schreien etwas abzwingen lassen. — Die Sinnesthätigkeiten, sind, da nur durch diese die Geistesthätigkeit zu erwecken ist, wohl zu üben, deshalb aber auch auf die Bewahrung der **Sinnesorgane** vor Schaden (siehe Gartenlaube Nr. 49 S. 597) die ängstlichste Sorgfalt zu verwenden. Durch Uebungen des Gesichts- und Tastsinnes, bestehend im Näher- und Fernerhalten zu beschauender und befühlender Gegenstände, soll das Kind nach und nach eine richtige Vorstellung vom Verhältniß der Größe und des Raumes bekommen; die Uebung des Gehörs trägt zur Schätzung des Raumes, der Richtung und Entfernung viel bei. Außerdem kann das Ohr aber auch noch durch Vorsingen oder Vorspielen reiner Töne und Melodien, so wie durch Vermeiden unreiner Töne an den Genuß des Wohlklanges gewöhnt werden. Allerdings sind diese Sinnesübungen im Säuglingsalter noch nicht so wichtig, wie im folgenden Lebensalter, aber ganz sollte man von denselben doch nicht absehen. Jedenfalls ist es von großem Vortheile, im Kinde wenigstens eine größere Aufmerksamkeit für Sinneserscheinungen zu erwecken, weil aus dieser später die Achtsamkeit und Wachsamkeit hervorgeht.

Schließlich mögen noch die wahren Worte Dr. Besser's eine Erwähnung finden, welche derselbe in seinem Schriftchen: „die Benutzung der ersten Lebenstage des Säuglings zu dessen Eingewöhnung in eine naturgemäße Lebensordnung" schreibt: Gerade die neueste Zeit liegt schwer krank daran nieder, daß sich kein kräftiger Wille, keine klare Ueberzeugung mehr in der Erziehungsweise der Aeltern findet. Es hängt diese Erscheinung tief mit dem Hochmuthe unserer Zeit zusammen, mit dem Meinen der Menschen, sie könnten doch was Rechtes erziehen. Ihre Kinder halten sie für tüchtig, weil sie sich und somit auch ihre Erziehungsweise für tüchtig halten. Es läßt sich das in ihrem Innern natürlich nicht trennen. So brauchen sie aber gegen ihre Kinder keinen Ernst, keine Strenge, weil sie gegen sich nicht streng sind, ja sie dürfen sich nicht einmal die Unarten ihrer Kinder gestehen, es sind ja ihre Kinder, Kinder tüchtiger, vortrefflicher Aeltern, die was Rechtes leisten. Und wie geschäftig und gewandt ist das schwache Mutter- und Vaterherz, sich die Charakterfehler des Kindes zu verbergen, sie mit den eigenen Schwächen zu entschuldigen oder mit einer ungewöhnlichen geistigen, meist nur angeblichen, Begabung zu bemänteln.

Krankheiten im Säuglingsalter sind, obschon eigentlich nur wenige zu existiren brauchten, doch nicht nur sehr häufig, sondern auch gefährlich, meist tödtlich. Die größte Zahl der Menschen, die geboren werden, sinkt schon in der Kindheit wieder in's Grab. Dies rührt aber ja nicht etwa von der Zartheit und geringen Lebensfähigkeit des kindlichen Organismus her, sondern es liegt in der falsch geleiteten physischen Erziehung. Unpassende Nahrungsmittel, kalte und unreine Luft für's Athmen, Erkältungen, besonders des Bauches, erzeugen Blutarmuth und Abzehrung, Lungenentzündungen und Brechdurchfall, und dieses sind diejenigen Krankheiten, welche die meisten Säuglinge tödten, trotzdem daß eine richtige Behandlung bei ihrem Beginnen die Gefahr verscheuchen könnte. Ausführliches hierüber findet man in der Gartenlaube Nr. 17, S. 196 u. Nr. 43, S. 515 beim Neugebornen — Ungefährliche, aber Beschwerden erzeugende abnorme Zustände, sind: **Verstopfungen** (mit Leibschmerzen und Schmerzgeschrei), die stets nur durch Klystiere zu heben sind; **Wundsein und Ausschläge**, bei denen öftere Reinigung mit lauem Wasser und Bestreichen mit frischem Talge den besten Erfolg hat; das **Zahnen** (s. Gartenlaube Nr. 49, S. 597). — Was das **Einimpfen der Kuhpocken** anbelangt, was doch höchst wahrscheinlich eine Vergiftung des Blutes mit Pockenlymphe ist, so hält Verfasser dasselbe in Folge mehrerer Beobachtungen für nicht ganz so ungefährlich, als die meisten Aerzte glauben, und er möchte deshalb das Impfen nicht in den ersten Monaten des Lebens, sondern erst nach dem ersten Lebensjahre bei kräftigerer Körperbeschaffenheit des Kindes vornehmen, keinen Falles aber zur Zeit des Zahnens und Entwöhnens. Zeitiger zu impfen, dazu könnte ihn nur das Herrschen der Menschenblattern in der Nachbarschaft veranlassen. (B.)

Pariser Bilder und Geschichten.

Der Hüter des Kaisergrabes im Invalidendom zu Paris.

Der Mann, den ich Euch heute vorführen will, ist kein mit Orden überdeckter Staatsmann, kein berühmter Dichter, kein mit Blumen beworfener Sänger oder Schauspieler, es ist ein einfacher, gewöhnlicher Mensch, den nichts bekannt gemacht, als sein treues Herz und die Liebe für seinen Kaiser.

Der Mann, welcher jetzt das Grabmal des Kaisers Napoleon im Invalidendom zu Paris bewacht, ist eine der treuesten Seelen, die jemals einem Herren gedient haben, und er hat dieser Treue wegen ein so seltsam bewegtes Leben geführt, wie man es ähnlich kaum in einem Romane findet.

Santini, so heißt er, wurde von armen Aeltern 1790 in dem kleinen Dorfe Lama auf Corsika geboren und begeisterte sich schon als Knabe für seinen berühmten Landsmann so, daß er sich bereits in seinem vierzehnten Jahre bei der Rekrutirung stellte. Er wurde als Trommler angenommen und begleitete als solcher mehrere Jahre das Bataillon der corsischen Schützen, bis er selbst das Gewehr nahm, und mit demselben die Feldzüge und Schlachten in Deutschland mitmachte. In Königsberg, bei Beginn des russischen Feldzugs, kam er als Courier in das Hauptquartier. Als solcher sah er den Brand von Moskau, die Schrecken des Rückzugs, die Schlacht bei Leipzig und die Kämpfe in Frankreich. Aber alles dies war nur das Vorspiel zu dem, was er später thun und leiden und was ihm einen Namen in der Geschichte machen sollte.

Am Tage der Abdankung Napoleon's in Fontainebleau sah ihn der General Ornano in seiner Courieruniform im Schloßhofe sitzen und sehnsüchtig nach den Fenstern des Kaisers blicken. Er hatte um die Gnade gebeten, seinen Kaiser nach Elba begleiten zu dürfen und wartete auf Antwort. Es sei kein Platz mehr zu besetzen, sagte ihm der General, der ihm indeß auf unablässiges Bitten gestattete, sich anzuschließen, wenn er selbst für seinen Unterhalt sorgen könne. Vielleicht finde sich später etwas, tröstete der General.

Auf dem Schiffe, das Napoleon nach Elba brachte, sah dieser den Corsen und sprach zum erstenmale mit ihm. Er fragte, wer er sei, was er auf dem Schiffe thue und auf Elba thun wolle. Bald gab er ihm einen Auftrag. Als das Schiff im Hafen angekommen war, sammelten sich die Bewohner der Insel an der Küste und ein Boot fuhr an das Schiff heran.

„Geh' in diesem Boote mit an's Land;" sagte Napoleon zu Santini, „und erkundige Dich vorsichtig, was die Leute von mir denken und von mir erwarten. Wenn Du wiederkommst, sagst Du mir die Wahrheit, die nackte Wahrheit, hörst Du?"

Santini richtete den Auftrag aus und Napoleon forderte ihn auf, sich am nächsten Tage bei ihm zu melden, da er einmal bei ihm bleiben wolle. Er fand sich pünktlich ein, aber man ließ ihn nicht zu dem Kaiser. Er wendete sich nach der Reihe an alle Großen, er intriguirte selbst unter den Kleinen länger als drei

Monate. Vergeblich. Er hatte längst gar kein Geld mehr und in einer Art Verzweiflung entschloß er sich endlich, Napoleon selbst auf dem Spaziergange anzureden, den derselbe täglich machte.

Das gelang. Napoleon ernannte ihn zum Aufseher seines Portefeuilles.

Die Wohnung Napoleons war noch nicht im Stande. Die Arbeiter mußten oft durch sein Arbeitszimmer gehen, in welchem auf dem Tische Papiere aller Art lagen und ein kostbares Schreibzeug stand.

Eines Tages, als Napoleo'n nicht da war, mußte Santini in irgend einer Dienstangelegenheit sich auf einige Augenblicke entfernen. Er wollte es recht gut machen und verhindern, daß Einer der Arbeiter etwas auf dem Tische berühre; er nahm also alles, was auf dem Tische lag, trug es in ein Cabinet, schloß dies zu, steckte den Schlüssel ein und ging. Unglücklicherweise erschien gleich darauf Napoleon und sah, daß sein Tisch abgeräumt war. Er gerieth in den heftigsten Zorn und riß in die Klingel, um nach Santini zu fragen, der in diesem Augenblicke selbst erschien.

„Wo ist Alles?" donnerte ihn Napoleon an. „Habe ich Dir nicht gesagt, daß kein Blatt von den Papieren verrückt werden solle?"

„Ja, Sire; ich habe Alles in das Cabinet getragen."

„Den Schlüssel!"

Zitternd reichte Santini den Schlüssel hin.

„Geh!" fuhr Napoleon fort.

„Aber, Sire ..."

„Geh auf der Stelle. Ich mag Dich nicht mehr sehen."

„Sire, verzeihen Sie."

„Hinaus!"

Santini ging als trage er den Tod im Herzen. Er wußte nicht, was er beginnen sollte. Am zweiten Tage endlich entschloß er sich, dem Kammerdiener Marchand sich anzuvertrauen und durch diesen die Verzeihung des Kaisers erbitten zu lassen. Marchand versprach es und Santini wurde wirklich zu Napoleon berufen, der sich die Sache erklären ließ.

„Warum sagtest Du mir das nicht gleich?" fragte er dann.

„Sire ... Ihr Zorn."

„Schon gut. Tritt Dein Amt nur wieder an."

Er blieb doch nicht lange in demselben. Es sollte ein Mordversuch gegen den Kaiser Napoleon gemacht worden, und die Thäter sollten von Corsica gekommen sein. Da nahm der Chef der Polizei auf Elba Santini bei Seite und sagte: „Das Attentat geht von dem neuen Gouverneur von Corsica aus; heute Nacht noch fahren Sie auf einer Feluke ab und landen ungesehen auf Corsica. Sie werden da Freunde und Verwandte haben; bereden Sie sich vorsichtig mit ihnen; lassen Sie eine geheime Polizei durch dieselben einrichten, welche den Gouverneur genau beobachtet; leiten Sie eine geheime Correspondenz zwischen Corsica und Elba ein, damit wir Alles erfahren und sorgen Sie namentlich, daß wir jedesmal Nachricht erhalten, wenn Jemand von Corsica nach Elba reiset."

Um Mitternacht, bei Regenwetter, stieg Santini in einer versteckten Bucht, in Hirtentracht, an seiner heimatlichen Insel an's Land. Er durchwanderte einen großen Theil derselben und gelangte endlich zu einem Oheim Bocheciampe, der zwar Napoleon, den Kaiser, haßte, weil er ihm einen Bruder als Verschwörer hatte erschießen lassen, aber, da er verbannt war, sein Leben für den unglücklichen Landsmann gegeben hätte. Von diesem Oheim erfuhr Santini so viel, daß er schon am nächsten Tage einen Vertrauten mit Nachrichten nach Elba schicken konnte, während er selbst mit der Ausführung der weitern Pläne beschäftigt blieb.



Santini.

Der Polizei des Gouverneurs blieb es indeß auch nicht verborgen, daß ein Agent Napoleon's auf der Insel sich aufhalte und sie bot Alles auf, um seiner habhaft zu werden. Santini wurde gewarnt, wagte sich aber sogar nach Bastia, in wechselnder Verkleidung, und verließ diese Stadt erst wieder, als er seinen Auftrag vollständig ausgeführt hatte. Er schiffte sich wiederum in der Nacht ein und gelangte glücklich nach Elba.

Santini war später mit thätig bei den Vorbereitungen zur Rückkehr Napoleon's nach Frankreich; in den hundert Tagen übernahm er seinen Posten als Courier wieder und auf dem Northumberland, welcher Napoleon nach St. Helena führen sollte, treffen wir Santini ebenfalls. In der Nähe von Teneriffa, als es sehr heiß war, bat Cypriani seinen Landsmann Santini, ihm doch das Haar zu verschneiden. Es geschah dies auf dem Verdeck. Napoleon ging mit Gourgaud und Las Cases da auf und ab, und als er die Friseurarbeit Santini's sah, blieb er stehen und sagte:

„Wenn Du fertig bist, schneide auch mir das Haar; aber wehe Dir, wenn Du es nicht recht machst!"

Er setzte sich in der That hin und Santini legte mit Zittern die Hand an das Haupt, das so glänzende Kronen getragen hatte. Er zitterte noch stärker, als der Kaiser nach dem ersten Scheerenschnitte in sein Haar, freilich im Scherz, hinzusetzte:

„Haben Sie Acht, Gourgaud; wenn der Corse einen Fehler macht, lasse ich ihn in das Meer werfen."

Geschah es in Folge des Zitterns der Hand oder überließ sich Santini seinen Gedanken, genug, er schnitt den Kaiser leicht in das Ohr.

Er ließ vor Schreck die Scheere fallen, Napoleon aber parodirte lächelnd die bekannten Worte: „es schmerzt nicht" und forderte den ungeschickten Friseur, der kein Friseur war, auf, fortzufahren.

Auf St. Helena war es Santini's größter Kummer, daß es seinem Kaiser an geeigneten Speisen fehlte. Ob dies wirklich der Fall gewesen — es ist behauptet und bestritten worden — wollen

wir nicht untersuchen, genug, Santini stahl junge Schweine und wilde Schafe, welche der ostindischen Compagnie angehörten, oder kletterte auf den steilsten Felsen umher, um Tauben zu schießen, die da in Menge nisteten. Seine Beute brachte er stets heimlich in die Küche, und der Kaiser wußte lange nichts davon; um so trauriger war er, wenn er ganze Tage lang in den Felsen umhergeklettert war, und ohne Beute zurückkehren mußte. Seine Trauer sollte aber bald tiefer greifen, denn Sir Hudson Lowe erschien als Gouverneur der Insel.

Auf den Jagdausflügen schloß sich unserm Santini nach einiger Zeit ein englischer Offizier an. Sie wurden ziemlich befreundet mit einander und endlich machte der Offizier Santini den Antrag, er möge, für schweres Geld natürlich, dem Gouverneur täglich einen ganz genauen Bericht über Alles, was Napoleon thue, zukommen lassen.

Wie Santini den Antrag aufnahm, brauchen wir nicht zu erwähnen. Er hatte zwar geschworen, die Sache geheim zu halten, aber denselben Tag noch mußte er zum zweitenmale dem Zorn seines Kaisers gegenüberstehen und da sprach er von dem was geschehen.

Der General Gourgaud hatte einen Engländer in Dienst genommen und die Franzosen wollten mit diesem nicht essen. Santini kam an jenem Tage mit verbissenem Grimm zu einem solchen Zanke und er spielte bald die Hauptrolle dabei. Es kam zu großem Lärm; Napoleon hörte ihn und erfuhr, daß Santini der Schuldige sei. Er ließ ihn rufen und redete ihn unter Zornesblicken an:

„Du stellst Dich, als seist Du mir ganz ergeben und fängst Unfug an. Ein Soldat! Solltest ein gutes Beispiel geben. … Wäre ich noch auf der Insel Elba, ich würde Dich auf der Stelle erschießen lassen … Ich kenne Dich nicht mehr … Geh!"

„Sire," antwortete Santini, gebeugt unter diesem Unwillen und indem er auf Pistolen zeigte, die auf dem Tische lagen, „da liegen Ihre Pistolen; Sie sind für mich noch immer der Kaiser; befehlen Sie, daß man mir eine Kugel durch den Kopf jage; ich bin bereit, niederzuknien, denn tausend Mal lieber den Tod als Ihren Zorn!"

„Was hast Du gegen den Diener Gourgaud's?"

„Ich will lieber sterben, als neben einem Spion sitzen. Alle Engländer, die sich an uns schleichen, sind Spione oder wollen uns zum Spioniren verführen."

Und er erzählte, was ihm mit dem Offizier begegnet war.

Napoleon wurde nachdenklich, beruhigte sich allmälig und verzieh seinem Getreuen, der nun mit um so größerm Eifer seine Jagd auf die Schweine, die Ziegen, die Schafe und die Tauben fortsetzte.

Er ging noch weiter.

Er sah, daß der Anzug Napoleon's schlechter und schäbiger wurde. Das griff dem enthusiastischen Verehrer seines Kaisers an's Herz und trieb ihn an, Schneider zu werden. Er zerschnitt einen alten grauen Rock Napoleon's und machte ihm einen Frack daraus. Er wurde Schuhmacher und verfertigte dem Kaiser aus alten Stiefeln ein Paar Schuhe mit Schnallen, die er mit weißem Atlas fütterte, welchen er sich von den Damen Bertrand und Montholon geben ließ.*

Santini endlich war es, welcher von Napoleon den Auftrag erhielt, weil es ihm an Geld fehlte, sein Silbergeschirr zu zerschlagen und zu verkaufen. „Meine Adler aber," setzte er hinzu, „sollen nicht mit auf den Markt wandern. Auch meinen Namenszug vertilge. In ganz kleine Stücke zerschlage es, damit man nichts erkennen kann."

Alles dies nagte an Santini; er wurde schweigsam, mürrisch, wanderte einsam umher, ließ sich oft Tage lang nicht sehen und als Hudson Lowe verlangte, daß Jeder, der bei Napoleon bleiben wolle, sich schriftlich erklären müsse, er unterwerfe sich allen Anordnungen des Gouverneurs, wunderten sich Alle, daß Santini erklärte, er werde dies nicht unterschreiben.

Einige Tage vorher hatte er seinen Kaiser um eine Audienz gebeten und ihm gesagt: er sei entschlossen, ihn zu verlassen, weil er ihm in Europa besser zu dienen hoffe. „So klein ich bin," sagte er, „werde ich doch, da ich bei Ihnen war, die Aufmerksamkeit erregen und diese dann für Sie benützen; ich werde sagen, wie es hier zugeht und in den Zeitungen bekannt machen, was man Sie leiden läßt; ich werde den Unwillen Aller erregen und das englische Cabinet wird Ihnen endlich gewähren müssen, was Ihnen gebührt."

„Dein Plan ist gut," antwortete der Kaiser. „Komm morgen wieder; ich habe mit Dir darüber zu sprechen."

Als er am nächsten Tage wieder zu Napoleon kam, stand dieser am Kamin und hielt eine Papierrolle in der Hand.

„Da," sagte er; „beweise mir, daß Du lesen kannst; lies."

Santini las einige Zeilen.

„Wie lange wirst Du brauchen, um das Alles auswendig zu lernen?"

„Zwei Tage."

„So nimm das Papier und lerne auswendig was darauf steht."

Es war die Protestation Napoleon's, die er Montholon dictirt, an Hudson Lowe übergeben und an Lord Bathurst übersandt hatte, der sie allen Regierungen mittheilte, die aber alle schwiegen.

Bereits nach vierundzwanzig Stunden meldete sich Santini wieder und erklärte, die Aufgabe sei gelöset, er könne Alles auswendig.

„Behalte jedes Wort davon," sagte Napoleon, „und wenn Du nach London kommst, laß es drucken. Du wirst Leute finden, die Dir behülflich sind. Dann gehst Du zu allen Mitgliedern meiner Familie und erzählst wie es hier ist rc."

„Es ist mir noch etwas eingefallen," entgegnete Santini, indem er etwas von dem weißen Atlasse, den er übrig behalten hatte, aus der Tasche zog. „Wäre es nicht gut, wenn die Protestation ganz auf die Seide geschrieben würde, damit ich sie unter das Futter meines Rockes nähen und im Nothfalle Worte, die ich doch vergessen dürfte, wieder finden könnte?"

„Dein Einfall ist gut," antwortete Napoleon; „gieb her die Seide; ich werde die Protestation darauf schreiben lassen."

Las Cases schrieb sie in ganz kleinen Buchstaben mit Tusche auf die Seidenstreifen, Santini nähete sie unter sein Rockfutter und am 19. Oct. 1816, ein Jahr nach der Ankunft auf Helena, segelte er nach der Capstadt. Dort wurde er in die Citadelle gesperrt und durfte mit Niemandem verkehren. Nach fünfzig Tagen brachte man ihn auf ein anderes Schiff, das am 16. December wieder an St. Helena beilegte und erst nach fünf Tagen weiter fuhr. Santini durfte nicht an das Land gehen.

Im Februar des nächsten Jahres kam er in England an und sogleich begab er sich nach London. Es würde viel zu weitläufig werden, wollten wir Alles erzählen, was er thun und vermeiden mußte, um seinen Zweck zu erreichen. Mit Hülfe Sir Robert Wilson's und Lord Holland's konnte er die Protestation Napoleon's und eine Brochüre über dessen Aufenthalt auf Helena drucken lassen, welche das ungeheuerste Aufsehen machten, eine der stürmischesten Sitzungen des Unterhauses und die Absendung einer Commission nach St. Helena veranlaßten, die Vieles in der Stellung Napoleon's verbesserte.

Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in London verließ Santini England, um trotz der aufmerksamen Polizei die Glieder der Napoleonischen Familie aufzusuchen. Er gelangte glücklich nach Karlsruhe, wo er von der edeln Stephanie Geld erhielt, an dem es ihm ganz fehlte. Von da ging er nach München und hatte eine Audienz bei dem Prinzen Eugen.

Am nächsten Tage sollte er mit demselben noch einmal sprechen, aber als er in den Palast trat, wurde er verhaftet, in einen Wagen gesetzt und unter Bedeckung nach Ulm gebracht. Hier gab man ihm seine Freiheit zwar, erklärte ihm aber, wenn er Baiern wieder beträte, werde man ihn an die französischen Behörden ausliefern.

Santini besann sich nicht lange. So wenig Geld er hatte, unternahm er es doch nach Rom zu wandern, am Comer-See jedoch wurde er wiederum angehalten, festgenommen und in ein Gefängniß nach Mailand, nach fünf Tagen aber in die Citadelle zu Mantua gebracht. Er galt für einen höchst gefährlichen Menschen: war er doch bei dem Gefangenen auf St. Helena gewesen, der ihm gewiß aufgetragen hatte, die — Welt aufzuwiegeln. Die Polizei gab sich alle erdenkliche Mühe ihn zum Gestehen zu bringen und benutzte endlich selbst ein hübsches Mädchen, das täglich in das Gefängniß Santini's kam, scheinbar um da aufzuräumen,

* Santini lebt heute noch und das Obige, das Vielen vielleicht unglaublich erscheint, erklärt er laut und öffentlich.

eigentlich aber damit der Gefangene sich in sie verliebe und dann plaudere. Das Mädchen blieb Stunden, halbe Tage lang bei ihm und eines gelang: Santini verliebte sich in der That. aber auch der Geliebten vertraute er nichts, so daß diese endlich erkannte es sei Alles vergeblich und nicht wieder erschien.

Ein Paar Stunden nach ihrem letzten Weggange erschien ein Beamter, der dem Gefangenen meldete, er sei in so weit frei, daß er aus der Citadelle entlassen werden solle, er müsse sich aber irgendwo in Oesterreich oder England aufhalten; entscheide er sich für Oesterreich, so werde man ihm Brünn zum Aufenthaltsorte anweisen. Santini wählte Oesterreich, wurde nach Wien gebracht, dort drei Wochen gefangen gehalten trotz seiner fortwährenden Erklärungen, man möge ihn erschießen, wenn er schuldig sei oder ihn frei lassen, wenn er nichts verbrochen habe. Endlich begleitete ihn ein Beamter nach Brünn. Hier sollte er in der Stadt frei herumgehen können, er durfte aber selbst die Vorstadt nicht betreten und mußte einen Mann bei sich dulden, der für seinen Dollmetscher galt, aber ein Spion war, der ihn zu beobachten hatte. Er fand in Brünn überall die freundlichste Theilnahme und nur einmal tiefen Schmerz. In dem Kaffeehause, das er täglich besuchte, mieden ihn einst alle, die sonst freundlich gegen ihn gewesen waren, und sahen ihn mit Blicken der tiefsten Verachtung an. Ein Offizier warf ihm endlich ein Zeitungsblatt hin, in dem aus London berichtet war, ein gewisser Santini, der für Napoleon in Europa agitire, sei ein Betrüger, seines schlechten Wandels wegen von St. Helena verwiesen worden und speculire durch seine lügenhaften Schriften auf den Beutel des Publikums.

Santini war auf's Tiefste verletzt und protestirte laut, aber was konnte er thun? Er verließ das Kaffeehaus und schloß sich in seiner Wohnung ein. Vierzehn Tage hatte er den Schmerz zu tragen; da kamen eines Morgens wohl zwanzig Offiziere und andere Personen zu ihm, baten ihn um Entschuldigung und zeigten ihm ein Zeitungsblatt, in welchem Graf Flahaut erklärte: was eine Zeitung über Santini gesagt, sei eine schändliche Verläumdung; Santini sei Einer der treuesten Diener, der seine Existenz und seine Zukunft geopfert habe um der Welt die traurigen Geheimnisse von St. Helena zu entschleiern &c.

Von da an wurde er unverändert mit der größten Achtung behandelt und verlebte drei Jahre in Brünn, die er drei glückliche nennt. Ja selbst der Kaiser Franz sandte ihm einmal fünfhundert Gulden.

Im Jahre 1821 endlich meldete man ihm, daß sein Kaiser todt, er aber frei sei. Was lag ihm nun an der Freiheit? Es dauerte lange, ehe er seine Energie wieder fand; als es geschehen war, trat er seine Wanderungen von neuem an. Er suchte alle Verwandten seines Kaisers auf und begab sich endlich nach Corsica, um da sein Leben zu beschließen; aber die Polizei ließ ihm keine Ruhe und er ging nach Paris, wo er von Unterstützungen der wohlhabenden Bonapartisten lebte, aber auch stets von der Polizei verfolgt wurde.

Erst die Julirevolution machte seinen Leiden ein Ende. Er kam als Diener in das Cabinet Ludwig Philipp's und blieb da zwei Jahre, dann aber übernahm er sein früheres Amt wieder — er wurde Courier.

Als solchen traf ihn die Februarrevolution von 1848 und Santini wurde sofort Einer der thätigsten und unermüdlichsten Werber, die das Land zu Gunsten Ludwig Napoleon's bearbeiteten.

Unterdeß nahete sich das prachtvolle Grabmal des Kaisers Napoleon im Invaliden-Dome der Vollendung und es mußte ein Aufseher und Hüter desselben ernannt werden. Der damalige Präsident Ludwig Napoleon konnte dazu gewiß keinen Geeigneteren finden als Santini, dem er denn auch das Kreuz der Ehrenlegion gab und die Obhut des Grabes jenes Kaisers anvertraute, für den er ausschließlich gelebt hat.

Wer nach Paris kommt und das Kaisergrab besucht, reiche dem treuen Santini die Hand!

Blätter und Blüthen.

Wie erkennt man zu Anfange des Winters, ob dieser zu den strengen zählen werde oder nicht? — Der große Einfluß, den das Wetter auf die Verrichtungen und, wie schon Hippocrates bemerkt, auf das Wohlbefinden des Menschen ausübt, erklärt uns das Verlangen, das Wetter vorherzusagen. Bis jetzt aber besitzen wir die Mittel nicht, um mit Erfolg prophezeihen zu können, denn das Wetter wird in weiter Ferne — unter den Tropen für den ganzen Erdkreis gebraut. Nichts desto weniger mangelt es nicht an Wetterpropheten, wenn auch die Vorherverkündigungen sehr hinken. Diese Bestrebungen fingen an, sobald man gelernt hatte den Lauf der Wandelsterne mit Genauigkeit im Voraus zu berechnen. Sie sollten es sein, welche durch ihre verschiedenen Stellungen zur Erde die Vereinbarungen des Wetters veranlaßten. Ein sorgfältiges Studium des Mondes, des nächsten Gestirnes, das demnach den größten Einfluß ausüben mußte, hat die Nichtigkeit dieses Glaubens dargethan. 17jährige Beobachtungen, die der bekannte Astronom Mädler angestellt hat, lehren, daß die Unterschiede am Thermometer und Barometer in den verschiedenen Perioden des Mondes viel geringer sind als die, welche man bei diesen Instrumenten an zwei ganz nahe gelegenen Orten beobachtet. Zeigt nun das uns nächste Gestirn keine Beeinträchtigung, so dürfen wir sie auch für die unendlich weit entfernten nicht annehmen.

Es fällt uns daher nicht ein, hier die Temperatur der einzelnen Tage vorhersagen zu wollen, sondern nur ganz allgemein den Verlauf des Winters überhaupt. Da der von Vielen nicht gern gesehene Gast nicht lange auf sich wird warten lassen, so theilen wir dem Leser die Regeln mit, die man aus einer Vergleichung der letzten 18 Winter in Berlin gezogen hat, damit er selbst prüfen könne, ob sie sich bewähren oder nicht. Man brachte die zu bestimmten Stunden eines jeden Tages beobachteten Temperaturen in jedem Winter sorgfältig und übersichtlich zu Papier, um zu sehen, ob sich die Vertheilung der hohen und niedrigen Temperatur in den strengen Wintern charakteristisch von der in den nicht strengen unterscheide. Nach Verlauf von sieben Jahren will man nun folgende Unterschiede gefunden haben: 1) die strengen Winter haben wenige, die nicht strengen viele Kälteperioden; d. h. in den ersteren finden sich wenige Zwischentage, an denen das Thermometer über Null steigt, während dies bei den letzteren häufiger der Fall ist. 2) In den strengen Wintern sind die Kälteperioden lange anhaltend, in den nicht strengen umfassen sie nur wenige Tage. 3) Ist die Dauer eines strengen Winters eine kürzere als die der nicht strengen.

Diese Beobachtungen hat der Leser wohl selbst schon gemacht, aber nicht die, daß man aus ihnen zu Anfange eines Winters den Verlauf desselben vorhersagen könne, wenigstens soll dies nach jenen sieben Jahren regelmäßig geschehen sein. Wie man dies anzufangen habe, wollen wir in Nachstehendem mittheilen. Sobald man sich den Wintermonaten nähert, beobachte man fleißig das Thermometer; täglich drei Mal, um 7 Uhr Morgens, Mittags und 10 Uhr Abends, zähle die beobachteten Grade zusammen und dividire die Summe durch die Zahl der Beobachtungen, so hat man die mittlere Temperatur des Tages. Sobald ein Frosttag eintritt, d. h. wenn die mittlere Temperatur des Tages entschieden unter Null bleibt, da heißt es aufgepaßt. Nachtfröste allein entscheiden hier nichts. Man wird nun finden, daß die ersten Frosttage nur unbedeutend sind; stellt sich aber größere Kälte ein und treten bald nach dem Beginn derselben Tage auf, an denen das Thermometer wesentlich und selbst bis über Null steigt, so aber, daß die Zahl und die Summe der Temperatur der kalten Tage die Zahl und die Summe der Temperatur der warmen Tage übertrifft, und nimmt dann die Kälte bald wieder entschieden zu, so kann man sicher schließen, daß der Winter zu den strengen gehören werde.

Die Betrachtung einzelner Winter wird dies näher erläutern. 1851 trat die erste, sehr unbedeutende Kälte am 14. und 15. Novbr. ein, dann blieb die mittlere Temperatur des Tages bis zum 26. über Null und mit dem 27. trat eine lange anhaltende Kälteperiode ein. Während dieser stieg das Thermometer von — 5° am 29. Novbr. bis auf — 1° am 4., 9 und 11. Decbr. sank dann wieder bedeutend, so daß man am 18. Dec. den strengen Winter ankündete. 1847 konnten die unbedeutenden Wintertage im Novbr. nichts entscheiden. Am 1. Decbr. dagegen trat entschiedener Frost ein, am 11. stieg die mittlere Temperatur auf wenig über Null, ebenso am 21., 22. und 24. und nun trat wieder Frost ein, der die Entscheidung abgab. Nicht immer sind die Resultate sogleich ganz entschieden. 1845 fanden nach dem ersten Frost am 1. Decbr. verschiedene Wechsel statt, bevor die große Kälteperiode eintrat. Im Ganzen zählte man vor dem 27. Decbr. 9 Tage mit 19° Kälte und 7 Tage mit nur 15° Wärme. Erstere überwog daher und als am 27. Kälte eintrat, entschied man sich für einen strengen Winter. Der Leser darf auch nicht verzagen, wenn die Erfüllung seiner Prophezeihung sollte lange auf sich warten lassen. Der Winter von 1845 lehrt, daß man sich zuweilen mit Geduld auszurüsten habe. Der 20. Decbr. war hier der Tag der Entscheidung, aber der Januar war in seinem ganzen Verlaufe verhältnißmäßig gelinde; Februar und März holten jedoch reichlich wieder ein, was der Januar versäumt hatte.

Anders ist es nun bei gelinden Wintern. Hier treten entweder die Wechsel zwischen Kälte und Wärme häufiger ein oder es folgt einer anhaltenden Kälteperiode eine anhaltende Wärmeperiode. In beiden Fällen übertrifft die Zahl und die Summe der Temperatur der warmen Tage die der kalten. 1852 folgten den ersten 9 Frosttagen, zusammen mit 15° Kälte, nur 7 Tage mit 4° Wärme; hier hätte man der folgenden Kälte wegen auf einen strengen Winter schließen können. Aber die Kälte der ersten Periode war nur geringe und der zweiten (drei Tage mit 3° Kälte) folgten 10 Tage mit 50° Wärme. Entscheidend war die dritte Periode

(12 Tage mit 19° Kälte und 17 Tage mit 78° Wärme). Am 16. Dec. verkündete man daher, daß in diesem Winter keine bedeutende und anhaltende Kälte weiter eintreten werde. 1837 stellte sich zwar eine entschiedene Kälteperiode ein (drei Tage mit 12° Kälte) aber die nun folgende Wärmeperiode war ebenso entscheidend (26 Tage mit 113° Wärme), so daß man sich schon zu Anfange derselben für einen nicht strengen Winter entscheiden konnte. Hier kann die Entscheidung mitunter zweifelhaft sein. So trat 1840 am 2. Decbr. zuerst entschiedener Frost ein. Die Kälteperiode dauerte 11 Tage mit 29°, dann folgten zwei Tage mit zusammen 1½° Wärme; bei Eintritt der dritten Kälteperiode (6 Tage mit 26°) hätte man sich für einen strengen Winter entscheiden können, aber die beiden früheren unbedeutenden Frosttage am 29. Octbr. und 22. Novbr. deuteten einen so häufigen Wechsel zwischen Kälte und Wärme an, wie er nur den nicht strengen Wintern eigenthümlich ist.

Man versichert, daß auch bereits an anderen Orten das angegebene Verfahren Anklang und Nachahmung gefunden habe. Vielleicht findet auch Mancher unter den Lesern ein Vergnügen daran, den Wetterpropheten zu spielen. Er möge dann versuchen, ob die gegebenen Regeln sich bewähren.

Elephanten als Gewerbtreibende. Ein Engländer bemerkte auf seinen Reisen über die Insel Ceylon nicht selten Elephanten als eben so kluge, als mächtige Handwerker und Arbeiter. Zunächst sah er einen bei Urbarmachung von Land beschäftigt. „Es war sehr interessant, das riesige, plumpe Ungeheuer in seiner Arbeit zu beobachten. Er riß ungeheure Baumwurzeln aus der Erde, vermittelst eines mächtigen Hakens, der mit einer Kette um seinen Hals befestigt war. Er riß und zerrte mit der Kraft von 100 Arbeitern in bestimmten, regelmäßigen Ansätzen, die er jedesmal mit einem tiefen, brausenden Grunzen begleitete. Mit der ganzen Masse seines Vorderkörpers bog er sich bis beinahe auf die Knieen nieder, um einem Menschen Gelegenheit zu geben, die Kette danach einzuhaken und abzukürzen, dann stämmte er sich aufwärts, daß die dicksten, tausendjährigen Wurzeln krachten und nach allen Seiten hin brachen und, Erde umherstiebend, aus dem festhaltenden Boden sprangen. Dabei trat er oft zurück, um sich die Fortschritte seiner Arbeit anzusehen, und dann mit neuen Kräften fortzufahren. Die Klugheit, welche der Elephant in seinem gezähmten Zustande entwickelt, erreicht beinahe den Verstand des Menschen. Ohne Zweifel denkt, urtheilt und schließt er und benutzt Erfahrungen oft besser, als der Mensch, dem, wie es scheint, alle großen Lehren der Geschichte nichts helfen. Auch macht der Elephant leicht Fortschritte in seiner geistigen Entwickelung. An einer andern Stelle sah ich einen Elephanten als Maurer bei einem Brückenbau beschäftigt. Die Genauigkeit und Ausdauer, die sie zeigen, die großen behauenen Quadersteine zu legen, zu rücken und nach dem Augenmaße mathematisch genau aneinander zu fügen, ist unglaublich, wenn man's nicht selber sieht. Sie legen die Steine mit der Wissenschaft eines alten Maurergesellen und treten jedesmal zurück, um den Stein aus der Ferne und von allen Seiten zu besehen, und ihm dann die letzten, feinen Rucke zu geben, wenn sie finden, daß das Werk nicht ganz vollkommen ist. Und wie der Maurer dann dem Steine gleichsam einen leisen Schlag des Beifalls giebt, nimmt der Elephant seinen Rüssel und pocht leise drauf, als wollt' er damit sagen: „So ist's gut und so bleibst du liegen. „Wenn sie mehrere Steine auf diese Weise placirt und zurechtgeschoben haben, treten sie ziemlich weit zurück, um das Ganze einer allgemeinen Revue und Kritik zu unterwerfen. Dann wackeln sie mit ihren alten, klugen Ohren und drehen die Augen und den ganzen Kopf, um Alles genau zu prüfen und schließen bald das eine, bald das andere Auge, um jede leise Unregelmäßigkeit in ihren Anordnungen zu entdecken und danach Verbesserungen anzubringen. Freilich muß man sie zu behandeln wissen, denn als vernünftige, civilisirte Wesen wollen sie auch ehrlich und anständig behandelt sein und lassen sich durchaus nicht so viel gefallen, als mancher menschliche Arbeiter. In ihrer noblen Weise bringt sie nichts so sehr in Zorn, als wenn Menschen ihnen etwas versprechen, ohne es zu halten. Der Mensch muß sich das bekanntlich von Menschen sehr oft gefallen lassen; aber ein Elephant in Ninivelly, der den ganzen Tag Floßholz aus dem Wasser gezogen und am Lande aufgeschichtet hatte, riß sich die folgende Nacht aus seiner Schlafstelle los und warf alles Holz wieder in's Wasser, weil ihm der Arbeitgeber zum Feierabend ein Fläschchen Rum versprochen und diese nicht gegeben hatte. Der buddhistisch-heidnische Herr des Elephanten war übrigens in diesem Falle vernünftiger und menschlicher, als sich in der Regel christliche Obrigkeit erweist. Er gab ihm jetzt den Rum zum Frühstück und versprach und gab ihm zum Abend die Quantität, welche ihm den Abend vorher versprochen worden war. Herr und Elephant standen jetzt wieder in dem besten Unterthanen-Verbande. Hätte Ersterer statt des Rums eine Tracht Prügel verabfolgt, wäre er zum Tyrannen und Wortbrecher, der Elephant aber ein tückischer Sklave geworden, als welcher er eben so viel von seiner Arbeitslust, als von seinem Talente und seiner Nützlichkeit für den Herrn verloren haben würde.

Als **Thiers** auf einer seiner letzten Reisen im Luxemburgischen durch das Dorf kam in dem er aufgewachsen und in die Schule gegangen war, suchte er seinen alten Schulmeister auf, der noch am Leben war.

„Kennt Ihr mich?“ fragte er ihn.

„Nein.“

„Wie, Ihr kennt den kleinen Adolph Thiers nicht mehr?“

„Ach, meint Ihr den kleinen Taugenichts?“

„Ja wohl, der bin ich.“

„So, so, nun es freut mich, Euch wieder zu sehen. Es geht Euch doch gut?“

„O ganz wohl, und wie steht es mit Euch?“

„Ja, mir geht es nicht besonders. Ich habe wenig Schüler und Mühe, durchzukommen.“

Thiers gab ihm darauf einige Goldstücke. Der Alte bedankte sich und sagte:

„Verzeiht mir die Frage, aber sagt einmal, was seid Ihr? Banquier, Kaufmann oder sonst was?“

„Ich habe mich vom Geschäft zurückgezogen,“ erwiederte Thiers. „Ich war Minister.“

„So,“ meinte darauf der Alte. „Hoffentlich seid Ihr doch Protestant geblieben?“

Als ihn Thiers auch darüber beruhigt hatte, schieden sie freundschaftlichst und der Alte bot Thiers reichlichen Stoff, lachend über die Gebrechlichkeiten des menschlichen Ruhmes nachzudenken.

Der alte Schulmann erinnert lebhaft an die noch schlagendere Anekdote von der alten Hökerin, die vor dem Eingange in Sanssouci Aepfel feil hielt und mit der Friedrich der Große zu reden pflegte. Als er dies auch nach seiner Rückkehr aus dem siebenjährigen Kriege that, fragte ihn die Frau:

„Na, wo ist Er denn so lange gewesen?“

„Im Kriege, weiß Sie denn das nicht?“ erwiederte der König.

„Ach, wie soll ick det wissen,“ sagte darauf die Alte. „Pack schlägt sich und Pack verträgt sich.“

Die Frau sollte in Elihu Burrit's „Olivenblättern“ als wahrste Repräsentantin der Friedenspartei paradiren.

Die Erfindung der Brücken. In den tropischen Ländern, in welche die Civilisation noch nicht so weit gedrungen ist, daß die Mittel der europäischen Baukunst in denselben angewandt werden können, erregen die Brücken, welche die Eingebornen aus Bambusstäben bauen, häufig die Bewunderung der Reisenden. Einer von diesen, welcher in jüngster Zeit Ceylon durchstreifte, der Engländer Sullivan, und dort ebenfalls Bambusbrücken fand, die von einem Baum zum andern über das Wasser liefen, macht dabei folgende Bemerkung: Die Eingebornen haben diese Baukunst offenbar von den Affen gelernt. Wenn diese an ein Wasser kommen, das ihre Jungen nicht überspringen können, so hängen sie sich an einen Baum herab mit den Schwänzen aneinander, bis sie eine lange Linie gebildet haben und setzen diese vor- und rückwärts schwingend in Bewegung, bis der letzte Affe im Stande ist, den Baum an dem andern Ufer zu erreichen. Dann gehen die Weibchen mit ihren Jungen über die so gebildete lebendige Brücke. Ist das Wasser für diese Weise zu breit, so bilden sie die Kette zu beiden Seiten und schwingen sich so lange, bis sie ihre Schwänze in der Mitte vereinigen können. In der gleichen Weise bilden auch die Ameisen Brücken für die Abgründe, die sich ihnen auf ihren Expeditionen darbieten.

Das Nervensystem des Hundes ist ungemein stark und fein ausgebildet und ist von dem größten Einfluß auf alle seine Handlungen. Das Hirn des Hundes ruht fast nie, selbst im Schlafe nicht, wo er bekanntlich oft durch Bewegungen und Laute beweist, daß er sich allerhand Gedanken macht. Kein Thier, vielleicht kein Mensch, hat eine so starke Einbildungskraft, als unser treues Hausthier. Wie oft irrt er sich im Dunkeln, von seiner Einbildungskraft getrieben, Freunde für Diebe, gewöhnliche Ratten oder Katzen für Gespenster zu halten? Vor seinem Tode wird er gewöhnlich Fieberkrank und phantasirt. Nervöse Erregtheit begleitet fast alle Krankheiten, denen er unterworfen ist. Kein Thier verfällt so leicht in Gehirn- oder Rückgrat-Nervenkrankheiten, als der Hund. Die Art seines Bellens selbst ist schon Symbol seines Temperaments, und die Art seines Angriffs beweist energisch genug die Reizbarkeit seiner Natur. Die ihm eigenthümlichste Krankheit, Wasserscheu, ist durchaus nervöser Natur und eine Strafe für die Menschen, die den Hund wie einen — Hund behandelten. Der Hund wird unter denselben Umständen wahnsinnig, wie der Mensch, wenn man ihm mehr zumuthet, als sein fühlendes Herz, sein feines Nervensystem ertragen kann. Die Neigung zu Gehirnkrankheiten im Hunde sollte die Menschen, die sich als seinen Herrn ansehen, entsprechend menschlich gegen ihn machen. Namentlich sollte man gegen den Hund stets sanft verfahren. Um milde und human zu sein, muß man fest sein, von bestimmten Grundsätzen ausgehen und davon nicht abweichen. Wankelmüthigkeit und Launenhaftigkeit wird gegen jedes nervös-empfindsame Wesen, sei es Hund oder Mensch, leicht zur Tortur.

Kunstnotiz. Von dem ehrwürdigen Begründer der deutschen Naturwissenschaft, Alexander von Humboldt, ist so eben bei A. Dunker das ausgezeichnetste aller bisherigen Portraits erschienen. Ein Kupferstich in schwarzer Kunst und mit Radirnadel von P. Habelmann, nach einem Oelbild der berühmten Engländerin Gagirtti Richards, im Besitze des Königs von Preußen. — Die Züge des weisen Nestors, wie sie gerade jetzt in's Leben schauen, — treten in außerordentlicher Aehnlichkeit und seelenvoller Tiefe daraus hervor.

Die größte eßbare Baumfrucht wächst auf der Insel Ceylon. Sie erreicht das Gewicht von 50—60 Pfund und wird nicht aus den Zweigen erzeugt, wie andere Baumfrüchte, sondern dicht an dem Stamm, mit dem sie ein kurzer, mit sehr starken Fasern versehener Stiel verbindet. Je älter der Baum wird, desto weiter wächst die Frucht nach unten, so daß man sie fünf Fuß über dem Erdboden findet. Durch diese weise Einrichtung der Natur wird der Baum nicht durch das Gewicht beschwert und die Gefahr des Herabfallens vermieden. Die Eingeborenen lieben den Geschmack der Frucht, den Europäern mißfällt er jedoch. Der in der Frucht enthaltene Saame hat, wenn er gekocht, viel Aehnlichkeit mit den Kartoffeln und die Frucht selbst bildet ein vortreffliches Fütterungsmittel für das Vieh. Der englische Reisende Sullivan nennt sie Brobdignagier-Frucht.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 52. 1854.



Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Die Blinde.

Weihnachtserzählung von August Schrader.

(Schluß.)

Es war im Anfange des December, als der bisher so rüstige Pastor Braun zu kränkeln begann. Er besuchte das Schloß nicht mehr und der Küster mußte statt seiner den Gottesdienst abhalten. Obgleich der Arzt die Krankheit für nicht bedeutend erklärte und eine baldige Genesung in Aussicht stellte, so schrieb Concordia dennoch folgenden Brief an Vetter Arnold:

„Sie haben in Ihrem Briefe aus tausend Gründen die Bitte abgelehnt, in der Christmesse eine Gastpredigt abzuhalten — mein guter Vater ist plötzlich so krank geworden, daß er in diesem Jahre sein Amt nicht mehr versehen kann. Die benachbarten Pfarrer sind an dem hohen Festtage in ihrer eigenen Gemeinde beschäftigt, und den armen Vater betrübt es tief, daß er seinen Pfarrkindern gerade an dem heiligen Abende die Predigt vorenthalten muß. Im Angesichte solcher Dinge werden alle Gründe nichtig, und wenn Sie noch einige Liebe zu Ihrem Onkel empfinden, so machen Sie ihm die Freude, statt seiner die Christmesse abzuhalten. Uebrigens mache ich Ihnen die vertrauliche Mittheilung, daß der Vater für Sie ein reizendes Weihnachtsgeschenk bereit hält. Antworten Sie umgehend, um uns zu beruhigen."

„Ich denke, das wird ihn bestimmen!" sagte sie lächelnd, als sie den Brief siegelte. „Finde ich auch seine Weigerung erklärlich, so muß er dennoch kommen. Ich möchte gar zu gern, daß der gute Bursch gerade am Christfeste die Nachricht von der Pfarre erhält. Es thut mir leid, daß ich ihn nicht heirathen kann, denn sonst hätte ich ihm auch diese Weihnachtsfreude noch bereitet — aber kommen muß er, denn er darf nicht leer ausgehen. Wie anders soll ihn denn die Gemeinde kennen lernen? Und die Frau Hofräthin, die jetzt als Besitzerin des Schlosses das Patronat über die Stelle hat, muß doch auch wissen, wem sie die Pfarre giebt."

Der Brief ging ab, und schon am fünften Tage traf die Antwort Arnold's ein. Er schrieb, daß ihm die Pflicht der Dankbarkeit über alle Rücksichten ginge, und daß er zwei Tage vor Weihnachten eintreffen würde, um dem Onkel nach Kräften nützlich zu sein. Jubelnd theilte Concordia dem Vater diese Nachricht mit. Der gute Pastor, der die Allianee der Frauen nicht kannte, deutete diese Freude in seinem Sinne.

„Ich bereite Euch Allen eine Ueberraschung," flüsterte Concordia der Mutter zu; „wer wird mir eine bereiten?"

„Vielleicht scheitert einer Deiner Pläne —"

„Das wäre freilich eine unangenehme Ueberraschung, aber ich werde sie schon zu verhindern wissen."

Pastor Braun bedauerte nichts mehr, als daß er verhindert war, die Hofräthin zu besuchen und den Fortschritt der Genesung Cäcilien's zu beobachten. Eifrig befragte er nun Concordia, die fast täglich einige Stunden bei der Blinden zubrachte. Es war in der Mitte des December, als sie auf Befragen berichtete:

„Das junge Fräulein ist mir eine merkwürdige Erscheinung, ich weiß nicht recht klug aus ihr zu werden. Es gelingt mir stets, sie in eine heitere Stimmung zu versetzen, aber plötzlich wird sie wieder trüb und einsilbig, und dann bittet sie mich jedesmal, sie zu der kleinen Orgel in der Kapelle zu führen. Mir bleibt dann nichts weiter, als die Balgentreterin zu machen. Aber das muß ich bekennen, das blinde Fräulein spielt meisterhaft, viel besser als unser Schulmeister. Wenn sie eine Viertelstunde gespielt hat, so hört sie plötzlich auf, und komme ich zu ihr, so sitzt sie starr wie eine Bildsäule vor der Claviatur, und die hellen Thränen rollen ihr über die Wangen. Nun führe ich sie in das Zimmer zurück, wo sie so lange sich dem Eindrucke der Musik überläßt, bis die Frau Hofräthin kommt, vor der sie ihre seltsame Gemüthsstimmung zu verbergen sucht. Es ist doch ein großes Elend, zeitlebens in Finsterniß wandeln zu müssen."

„Es ist bereits Alles versucht, mein Kind," antwortete der Pfarrer. „Hier scheitert die Kunst der Aerzte."

„Das ist auch wahrscheinlich der Kummer des guten Mädchens," meinte Concordia.

Der Pastor kannte zwar den Grund besser, aber er verschwieg ihn. Denselben Nachmittag fuhr ein Wagen vor die Thür der Pfarre — die Hofräthin und Cäcilie kamen, um dem Greise, der das Zimmer nicht verlassen durfte, einen Besuch abzustatten. Jubelnd führte Concordia die Gäste in das Haus. Das blinde Fräulein hatte zum ersten Male nach der Krankheit das Schloß verlassen, und ihr erster Besuch sollte der Freundin gelten.

V.

Acht Tage vor dem Christfeste befanden sich die beiden jungen Mädchen allein in einem Zimmer des Schlosses. Ein heftiger Nordost hatte sich aufgemacht, und peitschte den Schnee prasselnd an die Fenster.

„Was ist das?" fragte Cäcilie, die ihre Harfe vor sich hatte und im Begriffe war, der Freundin ein neu erfundenes Musikstück vorzutragen.

„Das ist der Boreas, der die Falten des Wintermantels ausbreitet, wie Vater zu sagen pflegt," antwortete Concordia. „Wenn der rauhe Mann so fort arbeitet, hat er morgen sein Werk

vollendet — die ganze Erde ist dann mit einer weißen Decke überzogen. Hu, wie das treibt und wirbelt! Es ist kaum drei Uhr Nachmittags, und schon hat sich die Dämmerung eingestellt. Mag sein; wenn das liebe Weihnachtsfest kommt, dürfen Schnee und Frost nicht fehlen. Heute über acht Tage ist der heilige Abend."

„Ich weiß es!" sagte die Blinde. „Ach," fügte sie seufzend hinzu, „das Weihnachtsfest ist doch das schönste Fest im Jahre."

„Und diesmal wird es in unserer Familie doppelt schön sein. Ich habe meinem Papa eine Ueberraschung vorbereitet, an die er sicher nicht denkt."

„Könnte auch ich dem würdigen Manne eine Freude machen!"

„Sie können es, Cäcilie."

„Aber wie?"

„O, es ist sehr leicht für Sie, wenn Sie nur meinem Rathe folgen wollen. Zugleich bereiten Sie auch Ihrer Mutter eine Ueberraschung, die sie unendlich glücklich machen wird. Darf ich Ihnen meinen Rath ertheilen?"

„Ich bitte darum."

„Gut," sagte lebhaft Concordia, indem sie die Harfe bei Seite setzte und sich dann auf einem Kissen zu den Füßen der Blinden niederließ. „Sie sind von diesem Augenblicke an eben so vergnügt als ich, besuchen mit mir die Christmesse, die um sechs Uhr beginnt, und bleiben den Rest des Abends in unserm Hause, wo es recht heiter hergehen wird, ich habe dafür gesorgt. Sehen Sie, Cäcilie, darüber freut sich nicht nur mein Vater, sondern auch Ihre Mutter. Wollen Sie auf meinen Vorschlag eingehen?"

„Gewiß!" sagte Cäcilie hastig. „Wir besuchen zusammen die Christmesse."

„Und bei uns dürfen Sie auch nicht fehlen, denn Sie müssen meinen Bräutigam kennen lernen, den ich mir heimlich ausgesucht habe und nun meinem Vater zum Christfeste bescheeren werde."

„Wer ist denn Ihr Bräutigam?" fragte Cäcilie mit gewaltsam angeeigneter Ruhe.

„Nun, der Freundin darf ich mich wohl anvertrauen, sie wird nicht plaudern. Mein Bräutigam ist Karl, der Sohn des Amtmanns aus dem benachbarten G., das heißt des vor zwei Jahren verstorbenen Amtmanns, eines guten Freundes meines Vaters. Als der Amtmann starb, war Karl noch minderjährig, und nach der Bestimmung des Verstorbenen sollte die Stiefmutter, ein wahrer Drache, das schöne, reiche Gut bewirthschaften. Nun hat die Alte einen Heirathsplan: Karl soll nämlich die Tochter ihres Bruders heirathen, eines wohlhabenden Bauers in demselben Dorfe, damit der Amthof in der Familie bleibt, denn nach dem Testamente erhält die Stiefmutter nur eine Leibrente, mit der das habsüchtige Weib nicht zufrieden ist. Karl aber ist mit der Heirath nicht zufrieden, denn er will mich haben. Wir haben uns stets nur heimlich gesehen und gesprochen, um der bösen Wittwe keinen Anlaß zum Streite zu geben. Diese Woche nun wird Karl mündig und er hat keinem Menschen mehr Rechenschaft abzulegen. Am Christabende wird er bei dem Vater um meine Hand anhalten, Neujahr übernimmt er sein Gut, und Ostern wollen wir uns verheirathen. Das, liebe Freundin, ist mein ganzes Geheimniß."

„Ach, wie glücklich sind Sie!" seufzte die Blinde. „Sie können sich dem Manne anschließen, den Sie lieben!"

Dann versank sie in ein dumpfes Nachsinnen. Concordia erschrak über die plötzlich eingetretene Veränderung des bleichen Mädchens. Sie versuchte zu trösten und aufzuheitern, aber Cäcilie antwortete nur durch ein schmerzliches Lächeln. Plötzlich fuhr sie auf wie aus einem Traume.

„Concordia," flüsterte sie hastig, „es muß wohl ein köstliches Gefühl sein, sich als die Braut eines Mannes zu wissen, den man liebt und achtet. Nicht wahr, dann fühlt man sich nicht mehr einsam in der Welt, dann schweigt ein Gefühl der Angst und Sehnsucht, das die Brust mit unbeschreiblichen Qualen martert? Bei dem Klange seiner Stimme fühlt man sich leicht und froh — man weint nicht mehr vor Schmerz, sondern vor Freude und Glück — man gießt seine ganze Seele dem Bräutigam aus und empfängt dafür sein Herz voll inniger Liebe? Nicht wahr, das ist das Glück einer Braut? Nicht wahr, Concordia, habe ich Recht?"

Cäcilie brach in ein heftiges Weinen aus; sie umschlang mit beiden Armen den Hals der Freundin, und sank schluchzend an ihre Brust. Concordia konnte nicht länger mehr in Zweifel sein über den Seelenzustand der armen Freundin, und sie erklärte sich nun Alles, was ihr bisher ein Räthsel gewesen war.

In dem Vorzimmer ließen sich Schritte vernehmen; Cäcilie erkannte sie als die ihrer Mutter. Gewaltsam bekämpfte sie ihren Schmerz, und bat die Freundin, der Mutter den Gegenstand des Gesprächs zu verschweigen. Die Hofräthin trat ein. Bestürzt sah sie das von Weinen geröthete Gesicht ihrer Tochter.

„Es ist nichts!" rief die Tochter des Pfarrers. „Fräulein Cäcilie hatte einmal wieder eine Anwandlung übler Laune, aber sie hat mir dennoch versprochen, die Christmesse zu besuchen und den heiligen Abend recht vergnügt bei uns zuzubringen!"

„Ja, Mutter," rief Cäcilie, indem sie ihr beide Hände entgegenstreckte — „ich habe es versprochen und werde Wort halten. Du wirst mich begleiten und sehen, daß ich wieder heiter bin!"

Das Schneegestöber hatte nicht nachgelassen und die Nacht war früh angebrochen. Concordia rüstete sich zum Heimwege. Die Hofräthin gab Befehl, den Wagen anzuspannen.

„Ich komme bald wieder," flüsterte Concordia der Freundin zu, „dann sprechen wir mehr; aber um des Himmels willen verbannen Sie die Traurigkeit, Ihre gute Mutter grämt sich darüber!"

Concordia stattete noch einige Besuche ab, aber die Hofräthin ließ die beiden Mädchen nicht mehr allein, so daß ihnen die Gelegenheit fehlte, über das angeregte Thema zu sprechen. Man konnte nichts weiter verabreden, als die Zusammenkunft in der Kirche. Die letzten beiden Tage vor dem Feste hatte Concordia soviel zu thun, daß sie das Schloß nicht besuchen konnte. Es wurden Zimmer gescheuert, Kuchen gebacken und die Braten vorbereitet. Bei der Ankunft des Vetters sollte Alles vollendet sein. Das für ihn bestimmte Stübchen war prächtig eingerichtet, schneeweiße Gardinen schmückten die Fenster, eine wollene Decke lag auf dem Fußboden und in dem Ofen prasselte ein lustiges Feuer — der Freitag Abend kam, aber der Vetter blieb aus. Pastor Braun war wieder hergestellt, und um für den nächsten Abend auf alle Fälle gerüstet zu sein, bereitete er sich vor, die Christpredigt selbst zu halten. Auf Concordia's Stirn las man den Mißmuth über diese Verzögerung.

„Das werde ich ihm gedenken!" flüsterte sie, als der Vater bei dem schlechten Wetter die Ankunft des Gastes bezweifelte. „Man plagt sich seinetwegen ab, und nun wird man mit Undank belohnt!"

„Holla!" dachte freudig der alte Pfarrer. „Das Mädchen ist ja Feuer und Flamme! Nun, Mütterchen," flüsterte er seiner alten Gattin zu, „hatte ich nicht Recht? Nächste Ostern ist Arnold Pastor und Concordia Frau Pastorin!"

„Wer weiß!" war die lakonische Antwort.

„Arnold ist dem Mädchen gut, ich habe es bemerkt. Daß er nicht auf die Stunde eintrifft, ist kein Beweis —"

„Nun, es wird sich ja bald entscheiden!"

Den ganzen Sonnabend Vormittag herrschte eine gedrückte Stimmung in dem Pfarrhause. Pastor Braun saß in seinem Stübchen und studirte die Predigt, die er am Abend halten wollte, denn zu seinem großen Verdrusse bezweifelte auch er die Ankunft des Kandidaten. Mutter und Tochter richteten das große Zimmer her, um für den Abend die erwartete Gesellschaft zu empfangen. In dem Augenblicke, als die Familie das Mittagsessen einnehmen wollte, fuhr ein Schlitten vor die Thür. Concordia eilte an das Fenster.

„Der Vetter!" rief sie.

Alles gerieth in frohe Bewegung. Concordia eilte auf die Hausflur hinaus, wo sie dem beschneiten und vor Kälte erstarrten Vetter entgegentrat, ihm dienstfertig Hut und Mantel abnahm, und ihn dann in das Zimmer brachte. Es ergab sich nun, daß der Schnee Weg und Steg versperrt und der arme Kandidat einen ganzen Tag länger auf der Reise zugebracht hatte. Dessen ungeachtet aber wollte er die Christpredigt halten. Gleich nach Tische betrat er sein erwärmtes Zimmer und bereitete sich vor.

„Vater," flüsterte Concordia, die nun wieder ihre heitere Laune erlangt hatte, „Vater, Du wirst nicht vergessen, morgen mit der Frau Hofräthin zu sprechen; sie geht diesen Abend mit Cäcilien zur Kirche, um den Kandidaten zu hören."

„Ich setze voraus, mein Kind, daß die Predigt der Gemeinde gefällt —"

„Natürlich, Väterchen! Und auch außerdem bleibt es bei der Abrede: Du wirst bei Deinem künftigen Schwiegersohne wohnen?"

„Du hast mein Wort, Concordia!"

Das junge Mädchen eilte in die Küche, bereitete selbst einen

guten Kaffee und trug ihn dem Gaste hinauf. Arnold hatte bereits seine Kleider gewechselt und saß nachdenkend im Sopha. Er erhob sich, als Concordia eintrat.

„Vetter," flüsterte sie unter tiefem Erröthen, „darf ich bis morgen noch auf Ihre Verschwiegenheit zählen?"

Arnold reichte ihr gerührt die Hand.

„Liebe Cousine," sagte er mit bewegter Stimme, „Sie haben mich durch Ihre Briefe zum Theilhaber Ihres Herzensgeheimnisses gemacht, das ich ehre. Ich wiederhole meinen innigen Glückwunsch. Möge Ihnen die Erinnerung an das diesjährige Weihnachtsfest stets eine frohe bleiben und Sie bis in Ihr spätes Alter begleiten."

„Vetter Arnold," stammelte sie bewegt, „auch Ihnen wird das Fest eine Freude bereiten, die Sie vielleicht kaum erwartet haben. Jetzt darf ich noch nichts sagen, der Vater hat es sich selbst vorbehalten. Es ist Ihr Glück, daß Sie gekommen sind."

„Mein Glück!" wiederholte Arnold mit einem schmerzlich bittern Lächeln.

„Predigen Sie gut, mehr kann ich Ihnen nicht sagen!" — Nach diesen Worten entschlüpfte sie aus dem Zimmer.

Arnold holte ein Manuscript hervor und begann halb laut seine Predigt noch einmal zu überlesen.

VI.

Der Christabend war angebrochen. Das Schneegestöber hatte aufgehört und die Sterne flimmerten am kalten, klaren Winterhimmel. Cäcilie befand sich bei ihrer Mutter. Die Dame las der Blinden aus einem Buche vor. Da erklangen plötzlich die Glocken der Dorfkirche durch den stillen Abend. Die Hofräthin schwieg, und sah zu ihrer Tochter hinüber. Eine wehmüthige Freude drückte sich in den schönen, bleichen Zügen Cäcilien's aus.

„Die Glocken rufen zur Christmesse!" flüsterte sie. „Nicht wahr, Mutter, es ist jetzt Abend — oder irre ich mich?"

„Nein, mein Kind, Du irrst nicht! Es ist jetzt Abend, und die Glocken rufen zum Gottesdienste. Wie ich diesen Morgen gehört habe, wird unser würdiger Freund, der Pfarrer, zum ersten Male seit seiner Krankheit die Kanzel wieder betreten. Du hast Concordia versprochen, dem Gottesdienste beizuwohnen —"

„Mutter, führe mich zur Kirche!" bat die Blinde in rührenden Tönen. „Ich will den Christabend auf meine Weise begehen!" fügte sie leise und zitternd hinzu.

Die Hofräthin küßte gerührt die Stirn ihrer Tochter. Dann gab sie Befehl, daß in einer halben Stunde der Wagen vorfahre, um sie nach der Kirche zu bringen. Die Kammerfrau erschien, und half den Damen bei der Toilette. Cäcilie trug einen kostbaren Mantel von braunem Sammet, der mit dem zartesten weißen Pelze verbrämt war. Ein weißer Atlashut mit wallender Feder schmückte den reizenden Kopf. Mit schmerzlichem Entzücken betrachtete die arme Mutter die schöne, aber unglückliche Tochter. Da erklangen die Glocken wieder. Die Hofräthin ergriff schweigend die zarte Hand Cäcilien's, und folgte dem voranleuchtenden Diener. Man bestieg den Wagen, der die Frauen in einigen Minuten zur Kirche brachte. Das kleine ländliche Gotteshaus war hell erleuchtet, und seit langen Jahren zum ersten Male wieder brannten die Kerzen der großen Armleuchter der herrschaftlichen Emporkirche. Die festlich geschmückten Landleute, die sich bereits versammelt hatten, sahen mit Erstaunen und Neugierde die beiden Damen eintreten. Nach ihnen kam Concordia, die stolz an Cäcilien's Seite Platz nahm.

Nun erklangen die Töne der Orgel, und bald mischte sich mit ihnen der einfache, schlichte Gesang der ländlichen Gemeinde, die versammelt war, den heiligen Christabend nach alter, hergebrachter Weise zu begehen. Während des Chorals erschien auch der alte Pastor Braun, in seinen großen Pelz gehüllt; er nahm still auf der letzten Bank seinen Platz ein, um ungesehen die Predigt des Neffen zu hören. Die Frauen hatten seine Ankunft nicht bemerkt. Die Hofräthin beobachtete mit zärtlicher Sorgfalt ihre Tochter, und Cäcilie lauschte andächtig den Tönen des Chorals. Da trat plötzlich der Prediger auf die Kanzel, die durch einen Kranz brennender Kerzen beleuchtet ward. Es war Arnold im schwarzen Talar und die große Bibel mit dem glänzenden Goldschnitte im Arme tragend. Sein Gesicht war ungewöhnlich bleich, aber deutlich sah man die glühende Lebendigkeit seiner großen Augen. Die Hofräthin war erstaunt, einen fremden Prediger zu sehen, und sie richtete deshalb fragende Blicke auf Concordia; diese aber winkte lächelnd mit der Hand, um die Dame zu beruhigen. Der Gesang schwieg, die letzten Töne der Orgel verklangen, und eine Grabesstille herrschte in dem Gotteshause, obgleich es ungewöhnlich angefüllt war. Neugierde und Andacht machten jedes Flüstern verstummen. Der Kandidat ließ seine Blicke durch den weiten Raum schweifen, als ob er sich zuvor der allgemeinen Aufmerksamkeit versichern wollte. Einen Augenblick hafteten sie auf der herrschaftlichen Kapelle, wo die Damen in einem hellen Lichtkreise saßen, und Concordia, die mit Spannung lauschte, glaubte ein leichtes Beben zu bemerken, das den Vetter durchzuckte — dann aber sah er wieder empor und rief mit kräftiger, volltönender Stimme die Worte, die den Hirten auf dem Felde die Geburt des Heilandes verkündeten. Da auch bebte Cäcilie zusammen, sie ergriff krampfhaft die Hand der Mutter, und preßte sie an ihr ungestüm klopfendes Herz.

„Mutter," flüsterte sie, „diese Stimme — er ist's! Er ist's!"

„Um Gotteswillen, mein Kind," flüsterte die bestürzte Dame, „fasse Dich!"

„Besorge nichts, Mutter, ich begehe ein herrliches, schönes Christfest!"

Nach diesen Worten faltete die Blinde die Hände, und begann mit unbeschreiblicher Andacht zu lauschen. Ihr Gesicht verklärte sich zu dem eines Engels. Arnold hielt dieselbe Rede, die er ein Jahr zuvor in dem Dome der Residenz gehalten; aber heute, vor der kleinen ländlichen Gemeinde, trug er sie mit größerer Begeisterung vor, denn er wußte ja, daß das Ideal seiner Träume sich unter den andächtigen Zuhörern befand. Das war Feuer, das war Kraft und eine Fülle schöner Gedanken! Wie die eines Verklärten leuchteten seine Blicke und der begeisterten Brust, die keine Hoffnung auf irdisches Glück mehr hegte, entquoll eine Reihe herrlicher, poetischer Gedanken. Der greise Pfarrer saß still auf seiner Bank, aber Thränen einer freudigen, frohen Andacht rollten über seine gefurchten Wangen. Er hatte sich viel von Arnold versprochen, aber eine solche Rede hatte er nicht erwartet.

Der Kandidat schloß seine Predigt mit dem üblichen Gebete. Da sank Cäcilie auf die Knie und betete halblaut mit.

„Amen!" sagte sie zu gleicher Zeit mit dem Prediger.

Arnold hatte die Kanzel verlassen, und der Schlußchoral ward gesungen. Als sich die Hofräthin erhob, bemerkte sie den Pfarrer. Sie flüsterte ihm einige Worte zu.

„Mein Neffe?" rief in höchster Ueberraschung der Greis aus.

„Er ist der Prediger, nach dem wir forschten. Sehen Sie meine blinde Tochter an!"

Concordia führte Cäcilien auf den Corridor vor der Kapelle; das arme Mädchen ließ sich willenlos leiten, denn ihre Leidenschaft war mit ganzer Gewalt von Neuem erwacht. Aus einzelnen abgerissenen Worten erklärte sich die schlaue Concordia, der der Zustand der Blinden während der Predigt nicht entgangen war, sofort den Zusammenhang.

„Den lieben Sie, Cäcilie?" fragte sie, zitternd vor Freude. „Sprechen Sie sich offen aus, ohne Rückhalt!"

„Concordia, Sie sind Braut, Sie können mich verstehen!"

„Ich verstehe Sie, und werde nun auch für Sie handeln."

In diesem Augenblicke erschienen die Hofräthin und der Pfarrer.

„Concordia, ich habe mit Dir zu reden."

„Dessen bedarf es nicht, Vater. Halten Sie mich nur nicht auf, ich muß gleich mit dem Vetter reden! Und Sie, Väterchen, können hier auf der Stelle, in Gegenwart dieser Dame erfahren, daß ich Vetter Arnold nie heirathe, denn ich hatte schon meinen Bräutigam, ehe er vorigen Sommer zu uns kam."

„Wen?" fragte der Greis, der aus einer Ueberraschung in die andere verfiel.

„Sie werden ihn zu Hause antreffen — das ist meine Bescherung. Der Vetter weiß es schon, ich habe ihn eingeweiht, und er ist sehr zufrieden damit."

Der Pfarrer überlegte einen Augenblick. Dann bat er die Hofräthin und Cäcilien, für heute Abend seine Gäste zu sein. Concordia, außer sich vor Freude, trug Cäcilien fast in den Wagen. Der Pfarrer ging zu Arnold in die Sakristei. Als die Frauen in das Wohnzimmer des Pastors traten, fanden sie einen

schmucken jungen Mann bei der Frau Pastorin vor. Es war Karl, der Sohn des Amtmanns, der sich verabredetermaßen eingefunden hatte. Concordia stellte ihn ohne Umstand als ihren Bräutigam vor.

Die Erklärung zwischen Pastor Braun und Arnold hatte nicht lange gedauert. Der Kandidat, noch in seinem Ornate, erschien bald an der Hand des Pfarrers. Es war eine feierliche, rührende Scene, die nun in dem Stübchen der Pfarre stattfand. Arnold, von dem Zustande Cäcilien's unterrichtet, näherte sich ihr, küßte ihre Hand, und sagte mit bewegter Stimme:

„Wollen Sie sich meiner Führung anvertrauen? Mein Herz kennt keine schönere Aufgabe, als Sie, die ich längst wie eine Heilige verehrte, treu und liebend durch das Leben zu geleiten!"

„Mein Herr," rief schluchzend die Hofräthin, „Sie kennen meine Tochter?"

„Ich sah sie in der Kapelle, am Stege des Baches im Walde — und seit der Zeit erschien sie mir wie ein unerreichbares Ideal. Daß sich der schönste Traum meines Lebens verwirklichte, halte ich für eine Fügung des Schicksals."

„Sie sind ein Priester, mein Herr, Ihnen vertraue ich meine Tochter an!"

Die Hofräthin führte Cäcilien dem Kandidaten zu, der die weinende Blinde sanft an seine Brust drückte.

„Und hier, Väterchen, ist mein Bräutigam!" rief Concordia, indem sie ihren Karl vorstellte.

„Das ist eher ein Mann für Dich, als der ernste Vetter!" sagte der Greis, indem er Karl die Hand reichte. „Und nun sind wir ja alle glücklich, der Himmel hat einem jeden ein schönes Weihnachtsgeschenk bescheert. Seid dankbar, Kinder, und erhaltet es Euch in christlicher Liebe und Treue!"

„Das schwören wir!" riefen die beiden jungen Männer.

Am zweiten Ostertage trauete der greise Pastor Braun zwei Brautpaare in seiner Dorfkirche. Es waren Arnold und Cäcilie, und Karl und Concordia. Dann fuhren die jungen Eheleute nach dem Schlosse, wo ein glänzendes Fest gefeiert wurde. Die Gäste bestanden nur aus den nächsten Freunden des Pfarrers und aus den Vorstehern der Gemeinde, die Arnold zu ihrem Pfarrer gewählt hatten. Karl bezog mit seiner Gattin den Amthof, Arnold blieb auf dem Schlosse Kraven, und der greise Pastor blieb in der Pfarre, wo er fast täglich Besuche von seinen Kindern empfing. Jeder Sonntag war für die glückliche Cäcilie ein Fest, denn sie hörte ihren Arnold predigen. Der junge Pfarrer pflegte sein Amt mit Liebe und Treue, obgleich er ein großes Vermögen besaß, das ihm seine Gattin zugebracht hatte und ein ruhiges, bequemes Leben gestattete. Er wollte dadurch das Band der Liebe befestigen und erhalten, das ihn und seine blinde Gattin umschlang. Und Cäcilie war glücklich in ihrer schwärmerischen Liebe, wie ihr Geist, so erstarkte auch ihr Körper, der in neuer Schönheit aufblühte.

„Du bist wahrlich ein Engel!" rief Arnold oft begeistert, wenn er seine reizende Gattin betrachtete.

„Und Du bist mein Licht, Arnold," sagte sie dann lächelnd. „Mir fehlt das Augenlicht, aber ich sehe Dich dennoch! Und dieses Licht hat mir der heilige Christ angezündet!"

„Möge es Dir lange, lange leuchten!"

Rear-Admiral Sir E. Lyons.

Obgleich auch diese eigentliche Seele der englischen Flotte im schwarzen Meere schon, wie alle andern Admiräle, über das Alter hinaus ist, innerhalb welchem man Ruhm und Lorbeeren durch schaffende Thaten erntet, ist er doch gegen das körperliche Oberhaupt, den altersschwachen und ängstlichen Dundas, die Seele und die eigentliche Kraft der Flotte geworden, da er auf eigene Hand auf seinem Schiffe „Agamemnon" im Hafen von Balaklava anfing, der Landarmee die Hand und alle seine Kanonen zu reichen.

Sir Edmund Lyons wurde am 21. November 1790 geboren und hat also bereits sein 64stes Jahr überschritten. Er kam 1801 in den Flottendienst, in welchem er bis 1807 seine Lehrzeit im mittelländischen Meere und einer Expedition nach den Dardanellen zubrachte. Hierauf ging er als Lieutenant auf einem Kriegsschiffe von 64 Kanonen nach Ostindien. Bei der Eroberung der Insel Banilla Neirra (August 1810) erwarb er sich die ersten Lorbeeren. Er war der Erste auf den Wällen des Schlosses Belgico gewesen. Im Jahre 1811 ging er mit der von Indien ausgerüsteten Expedition nach Java zur Eroberung dieser Insel. Hier stürmte er am 30. Juli 1811 in der Nacht die Festung Morrnik mit nicht mehr als 35 Mann und eroberte sie. Die Festung vertheidigte sich mit 54 Kanonen und 180 Mann vergebens. Im weitern Verlaufe dieses barbarischen und unglücklichen Eroberungskrieges wurde er bald dienstunfähig und genöthigt, invalid nach England zurückzukehren. Nachdem er sich erholt und die Capitainswürde erhalten hatte, bekam er das Commando eines eigenen Schiffes, des „Rinaldo" mit 10 Kanonen, in welchem er 1813 Ludwig XVIII. von Frankreich und die übrigen alliirten Häupter nach England escortirte. Von 1814 bis 1828 lebte er als Privatmann, bis er wieder Dienste im mittelländischen Meere bekam. Mit seinem Schiffe „Blonde" half er 1828 Navarin blockiren, worauf er eine Expedition nach Morea befehligte, um die Franzosen in Eroberung des Schlosses zu unterstützen, des letzten Haltes der Türken im Peloponnes. Durch die Bravour des Sir Lyons ging dieser letzte Halt nach 12tägigem Kampfe verloren und da die Engländer bei Navarin auch die türkische Flotte zerstörten, hatten es die damals schon Alliirten durch doppelte Siege, die Besiegung der Türken gegen das empörte Griechenland, und Zerstörung ihrer Flotte, welche den Russen im schwarzen Meere hätte Respect einflößen können, dahin gebracht, daß Rußland nur noch die Wahl hinsichtlich der Zeit hatte, um mit den gegenwärtigen Ansprüchen, denen man jetzt so viel Anstrengungen und Blut entgegensetzt, hervorzutreten. Im Lichte der Vergangenheit gewinnt dieser gegenwärtige Krieg in seiner bisherigen Entwickelung (die allerdings erst den Anfang des zweiten Akts einer großen fünfaktigen Tragödie erreicht hat) eine ganz pikante und grelle Farbe, aus der man desto weniger klug wird, je genauer man sie ansieht. Lyons bekam für seine Tapferkeit in Vertreibung der Türken aus Griechenland einen französischen und den Erlöser-Orden von Griechenland, welches neuerdings von England und Frankreich bekanntlich in anderer Manier von seinen Vergrößerungsplänen erlöst ward. —

Im Jahre 1829 brachte Lyons den englischen Gesandten Sir Robert Gordon nach Konstantinopel. Lyons wurde hier mit seinem Kriegsschiffe „Blonde" der erste Engländer, der ein englisches Kriegsschiff im schwarzen Meere sehen ließ. Im Frühlinge 1833 begleitete er den neuen König Griechenlands, Otto von Bayern, nach Athen —, wo er eine Zeit lang als Regierungsbevollmächtigter blieb. Er ward später zum Baronet erhoben und geadelt. Seine Würde als Rear-Admiral datirt vom 14. Januar 1850.

Er hat zwei Söhne und zwei Töchter, deren eine an den Baron Philipp von Würzburg verheirathet ist.

Sein Hauptruhm im schwarzen Meere besteht in der kühnen und umsichtigen Art, womit er die Landung der Truppen bei Eupatoria befehligte und in seinem Trotze und Todesmuthe, womit er am 17. October blos 500 Yards von den Batterien und blos 2 Fuß tief Wasser unter dem Kiel seines Schiffes „Agamemnon" das Bombardement von Sebastopol begann und bis in die Nacht fortsetzte. Ohne ihn wäre vielleicht die ganze englische schwarze Meer-Flotte unter Dundas eingeschlossen, während die Belagerer von Sebastopol in Todesschlaf niedergeschmettert wurden.

Ohne Sir E. Lyons hätte Admiral Dundas vielleicht nie die unter den Verhältnissen dringend nothwendigen Dienste der Flottensoldaten auf dem Lande zugegeben. Durch eine frühere und umfangreichere Zusammenwirkung der Marine- und Landtruppen wären vielleicht die demüthigenden Ergebnisse eines Heldenkampfes auf der Krim ganz oder zum Theil vermieden worden. Die Stellungen der Flotten im baltischen und schwarzen Meere waren lächerlich, da der Walfisch immer zu erwarten schien, der Löwe werde zu ihm in's Wasser kommen, um sich hier ersäufen zu lassen.



Rear-Admiral Sir E. Lyons.

Kulturgeschichtliche Bilder.

5. Die Bevölkerungsverhältnisse.

Es giebt eine Wissenschaft, die auf den ersten Blick von ermüdender Trockenheit — denn sie hat es zum größern Theile mit Nichts als Zahlen zu thun — bei näherer Bekanntschaft dennoch nicht nur höchst wichtig in ihren Ergebnissen, sondern auch höchst interessant in ihren Forschungen und Aufstellungen ist. Diese Wissenschaft ist die Statistik, d. h. die in bestimmten Zahlengrößen ausgedrückte Kenntniß und Abschätzung der Resultate und der Fortschritte menschlicher Kultur — der geistigen sowohl als der materiellen. Die Statistik ist für die Kulturgeschichte, für die Staatswissenschaft, für die Regierungspolitik eben Das, was für die Naturforschung die Mathematik. Wie die Naturwissenschaften erst seit der Zeit einen allgemeinen Aufschwung und eine festere Grundlage gewannen, als man anfing die Ergebnisse ihrer Beobachtungen und ihrer Experimente mit Hülfe der mathematischen Analysis auf bestimmte Formeln und genau zu berechnende Größenverhältnisse zurückzuführen, ganz ebenso datirt der Aufschwung und die größere Sicherheit unserer Staatswissenschaften, ganz besonders unserer Staats- und Völkerwirthschaftslehre, von der richtigeren Erkenntniß und der sorgsamern Pflege der Statistik. „Zahlen beweisen" — das ist eine unleugbare Wahrheit, wenn man sie nur recht versteht. Die Zahlen allein freilich, als todte Ziffern, haben weder eine beweisende, noch eine überzeugende Kraft; allein die Thatsachen, die geschichtlichen Wahrheiten sind es, die durch Zahlen zu uns sprechen, eine Gewalt auf uns ausüben, größer als die des glänzendsten Räsonnements. Wenn der Communist sich in philantropischen Klagen ergeht über das in furchtbarer Progression zunehmende Menschenelend und die immer verzweifelter werdenden Zustände der arbeitenden Klassen, wenn er wegen dieser angeblichen Verschlimmerung der socialen Verhältnisse den Kulturfortschritt, die gesteigerte Gewerbsthätigkeit anklagt und von einer noch weitern Entwickelung der letzten, den völligen Ruin der Gesellschaft prophezeiht, so wird Mancher, trotz allen Zweifeln, die er im Stillen gegen die Richtigkeit dieser Behauptungen hegt, dennoch in Verlegenheit sein, wie er dieselben siegreich widerlegen könne, bis die Statistik ihm zu Hülfe kommt — wodurch? Durch ein kleines Häuflein Zahlen, welche die Thatsache feststellen, daß die Massenarmuth in der Gegenwart geringer ist, als sie früher war, daß der Arbeiter von heut sich durchschnittlich besser befindet, als sein Schicksalsgenosse von ehemals, u. s. w.

Wenn die „Hasser" der Gegenwart, und die Lobredner der „guten alten Zeit" behaupten, der Bauer habe sich bei dem ehemaligen „patriarchalischen" Verhältniß zu seiner Grundherrschaft besser gestanden, als jetzt in seinem freien Zustande, so ist die Statistik da, um das Gegentheil zu beweisen, indem sie uns ganz einfach mit Zahlen vorrechnet, in welchem Maße der Werth der Bauergüter, die Beschaffenheit der Wohnungen, der Lebensweise, der geistigen Bildung, der ökonomischen Tüchtigkeit des Bauernstandes sich gehoben habe, seitdem der Bauer sein eigener Herr ist, über sein Besitzthum und seine Person frei verfügen kann und die Früchte seines Fleißes nicht mehr mit einem Andern zu theilen hat. Wenn der einseitige Autoritätsanbeter uns von den Vorzügen solcher Bevölkerungen schwatzt, welche sich durch unbedingte

Hingebung an jede politische und kirchliche Autorität und durch blinden Fanatismus gegen jedes selbstständigeres Denken oder Wollen auf weltlichem wie auf kirchlichem Gebiete auszeichnen, so brauchen wir ihm nur die amtlichen Tabellen der Criminalstatistik vor die Augen zu halten, welche darthun, daß nirgends mehr gemeine Verbrechen der gröbsten Art vorkommen, als eben unter diesen „naturwüchsigen" und „unverbildeten" Bevölkerungen, um ihn mit seiner ungewaschenen Lobrede zum Schweigen zu bringen.

Man hat diese wichtigen Vortheile der Statistik in der neuern Zeit fast überall anerkannt und gewürdigt. Die Länder, welche die entwickeltste Industrie und Volkswirthschaft besitzen, (wie England, Belgien, unter den deutschen Staaten besonders Preußen und Sachsen) haben sich der Statistik mit dem größten Eifer angenommen und es ist wohl keine unbegründete Annahme, wenn man diesen letztern Fortschritt für eine wesentliche mitwirkende Ursache jenes ersten ansieht. Es wird kaum eine größere politische Rede im englischen Parlamente gehalten, die nicht gespickt wäre mit zahlreichen statistischen Angaben, und es kommt kaum ein Gesetzentwurf von nur einiger Wichtigkeit bei den belgischen Kammern zur Vorlage, der nicht zu seiner Begründung ein Heer von Zahlen aufmarschiren ließe.

Wenn wir daher im Nachstehenden den Versuch machen, unsern Lesern gewisse kulturgeschichtliche Verhältnisse vorzuführen, bei deren Darstellung die statistischen Daten und Zahlen eine überwiegende Rolle spielen, so halten wir uns durch die eben vorausgeschickten Betrachtungen über den Werth solcher statistischer Angaben für gerechtfertigt und geben uns der Hoffnung hin: die Aufmerksamkeit und das Interesse der Leser werde uns auch dabei nicht im Stiche lassen. Wir beginnen mit den **Bevölkerungsverhältnissen.**

Daß die Bevölkerung aller civilisirten Länder in einem fortwährenden Wachsthume begriffen sei, dürfen wir als eine allgemein bekannte Thatsache voraussetzen. Das Maß dieses Wachsthums ist ein verschiedenartiges; es richtet sich theils nach dem Kulturgrade der Länder, theils nach den für Aufnahme und Ernährung einer größern Bevölkerungszahl vorhandenen natürlichen Bedingungen. In Gegenden mit noch dünner Bevölkerung wird natürlich diese, bei übrigens gleichen Verhältnissen, sich schneller vermehren, als in solchen, die bereits stark bevölkert sind. Die Leichtigkeit des Fortkommens, das Erwerben von Grundeigenthum oder der Betreibung irgend eines, noch nicht durch massenhafte Concurrenz übersetzten Nahrungszweiges zieht von auswärts Ansiedler herbei und veranlaßt unter der eingebornen Bevölkerung häufigere, frühere und fruchtbarere Ehen, als in der Regel dort stattfinden, wo jeder nicht absonderlich vom Glück Begünstigte nur unter den größten Mühen und Sorgen für sich und eine zu gründende Familie ein Auskommen zu finden hoffen darf. So erklärt sich leicht die wahrhaft colossale Vermehrung der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, abgesehen von den politischen Zuständen dieses Landes, die für Viele ebenfalls ein Anreiz zum Uebersiedeln dorthin sind. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten hat sich von 1799 bis 1850, also in ohngefähr 50 Jahren beinahe verseehsfacht; 1799 betrug sie noch nicht 4, 1850 nahezu 24 Millionen. Noch staunenswerther ist diese Zunahme bei einzelnen Orten; so zählte New-York vor 50 Jahren erst 60,000 Einwohner, jetzt hat es deren (ohne die gewöhnlich mit hinzu gerechneten Nachbarorte) über 600,000, also zehnmal so viel. In Europa stellt sich das Durchschnittsverhältniß der Bevölkerungsvermehrung nach den bisherigen Erfahrungen etwa wie 1 zu 80—100, d. h. auf je 80 oder 100 Köpfe der Bevölkerung kommt jährlich ein Kopf mehr, also auf die 42 Millionen Menschen, die man für Deutschland berechnet, jährlich 420,000 bis 520,000. Beiläufig gesagt erhellt hieraus, wie unbegründet die Besorgnisse wegen einer Entvölkerung Deutschlands durch die Auswanderung sind. Denn, wenn auch jährlich 100,000 und noch mehr Menschen auswandern, so beträgt dies immer erst etwa $^1/_4$ des jährlichen Bevölkerungszuwachses.

Bemerkenswerth ist, wie sich das angegebene Durchschnittsverhältniß verschiedenartig modificirt in Bezug auf die bedeutendsten Staaten Europa's. Nach den Beobachtungen der letzten zwanzig Jahre glauben Manche, daß die Bevölkerung sich verdoppeln werde: in Preußen und Deutschland binnen 30 Jahren, in England binnen 42, in Rußland binnen 66, in Oesterreich binnen 70, in Frankreich erst binnen 130. Andere setzen die Zahl der Jahre, binnen denen eine Verdoppelung der Bevölkerung zu erwarten wäre, folgendermaßen fest: für Rußland 48, Oesterreich $51^1/_2$, England 52, Frankreich 125. Nach den bewährtesten statistischen Angaben dagegen scheint die Bevölkerungsvermehrung in den vier Hauptkulturstaaten: England, Preußen, Oesterreich, Frankreich nach der Reihenfolge, in der wir sie hier anführen, vor sich zu gehen. Diese Verschiedenheit rührt theils von den verschiedenen Graden der Dichtigkeit der schon vorhandenen Bevölkerungen, theils von andern Ursachen her. Wäre das erste Moment allein ausschlaggebend, so müßte Rußland die stärkste Bevölkerungsvermehrung haben, denn es beherbergt auf 530 Millionen Hektaren Land nur erst 66 Millionen Menschen; England dagegen die schwächste, denn dort leben auf 31 Millionen Hektaren bereits 29 Mill. Menschen, beinahe auf jeder Hektare einer. In der Mitte liegen Oesterreich, wo auf 68 Mill. Hektaren 39 Mill. Einwohner, Frankreich, wo auf 53 Mill. Hektaren 36 Mill. Einwohner, Preußen, wo auf 28 Mill. Hektaren 17 Mill. Einwohner und das übrige Deutschland, wo auf 24 Mill. Hektaren 18 Mill. Einwohner kommen. Wenn statt dessen die oben angegebene Reihenfolge stattfindet, so ist dies ein Beweis, daß die größere geistige und industrielle Kultur, die größere politische Freiheit und Selbstthätigkeit des Volkes, und das durch alles Dies erzeugte größere Wohlbehagen wesentlich zur Steigerung des Bevölkerungszuwachses mitwirken. Das auffallende Mißverhältniß, worin Frankreich (und zwar übereinstimmend nach allen Annahmen) gegen England, Preußen und selbst Oesterreich steht, läßt sich nur aus dem Mangel eines entwickelten Familienlebens und den in diesem Punkte herrschenden leichtfertigeren Sitten der Mehrzahl des französischen Volkes erklären. Bekannt ist, daß in Frankreich sowohl die Ehelosigkeit verbreiteter als auch die Fruchtbarkeit der Ehen durchschnittlich geringer ist, als irgend wo anders, indem man daselbst nur zwei, höchstens drei Kinder auf eine Ehe rechnet, während in England und Deutschland die Durchschnittszahl zwischen vier und fünf beträgt.

Natürlich hat auch in den einzelnen Ländern die gesteigerte Kultur ein gesteigertes Wachsthum der Bevölkerung zur Folge gehabt. Weniger durch die vermehrte Zahl der Geburten, als durch die verminderte Sterblichkeit. Denn, wenn auch die Steigerung der Gewerbsthätigkeit, und die Verbesserung der technischen Hülfsmittel für dieselbe, die vervollkommnete Gesetzgebung und die erhöhte gewerbliche und überhaupt geistige Bildung der Völker den Einzelnen viele neue Wege des Fortkommens aufschließen und es dadurch möglich machen, daß auf dem gleichen Raume eine viel größere Bevölkerung als ehedem, sich ernähren und wohlbefinden kann, so ist es doch natürlich, daß, je mehr die Bevölkerung anwächst, desto schwerer für den Einzelnen die Begründung eines Hausstandes, die Ernährung einer Familie werden muß. Zeiten langen friedlichen Behagens und eines gleichmäßigen allgemeinen Wohlstandes sind daher der Vermehrung der Ehen und der Geburten bisweilen weniger günstig, als solche Zeiten, welche auf verwüstende Kriege oder große Handelscalamitäten folgen, während deren die Bevölkerungsbewegung still stand oder zurückging. So ist die Zahl der geschlossenen Ehen im Verhältniß zur Bevölkerungszahl in Deutschland kaum wieder so groß gewesen, als unmittelbar nach dem Ende des 30jährigen Kriegs. Indeß finden wir doch im Allgemeinen eine, wenn auch nur geringe Zunahme der Geburten im Verhältniß zu ehemals. Die Klage, daß das Eingehen eines Ehebündnisses und die Gründung eines eigenen Haushaltes heutzutage viel schwerer und in der Regel erst in weit späterem Alter möglich sei, als zu den Zeiten unserer Groß- und Urgroßväter, erweist sich, im allgemeinen Durchschnitt, als unbegründet, denn schon damals konnte ein großer Theil der männlichen Jugend selten vor dem 30. Jahre an's Heirathen denken, und namentlich in den größern Städten fanden Ehebündnisse wohl kaum häufiger und kaum in früherem Alter statt, als gegenwärtig. Man schob dies damals (wie auch wohl noch heute öfters) auf den eingerissenen Luxus, besonders aber auf den Mangel an Wirthschaftlichkeit und die verschwenderischen Sitten des weiblichen Geschlechts. Auffallend ist in der damaligen Zeit die geringe Fruchtbarkeit der Ehen gerade in den reichsten und blühendsten Städten. In Berlin rechnet man durchschnittlich $3,^{8}$ Kinder auf eine Ehe, in Augsburg $3,^{3}$, in Leipzig $2,^{9}$ und eine Zeit lang gar nur $2,^{6}$. Der allgemeine Durchschnitt ($3,^{13}$ für die sämmtlichen preußischen Lande) war $4,^{2}$. Zwischen 1815—30 dagegen betrug derselbe in Preußen $4,^{22}$, in Sachsen $4,^{58}$, in Württemberg $4,^{76}$, — überall also mehr, als früher.

Wir müssen hierbei noch ein merkwürdiges Mißverhältniß berühren, welches sich in der Bevölkerungsbewegung vieler größern Städte Deutschlands im vorigen Jahrhundert zeigt. Dasselbe bestand darin, daß die Zahl der Sterbefälle regelmäßig die Zahl der Geburten überstieg, sodaß der einheimische Bevölkerungsstamm eigentlich in fortwährendem Abnehmen begriffen war und nur durch Einwanderungen von außen wieder ergänzt oder vermehrt werden konnte. Am Auffallendsten zeigt sich dieses Mißverhältniß in Leipzig, denn hier verhielt sich die Zahl der jährlichen Geburten zu der Zahl der jährlichen Todesfälle wie 3 zu 4, d. h.: von den etwa 30,000 Einwohnern, welche Leipzig damals hatte, starben jährlich im Durchschnitt 1100, während nur 860 durch Geburten hinzukamen, sodaß der eigentliche Bevölkerungsstamm jedes Jahr um dritthalbhundert Menschen verringert wurde, die durch Zugänge von auswärts ersetzt werden mußten. Mehr oder minder ähnlich war das Verhältniß in Berlin, Wien, Dresden, Frankfurt a. M., Augsburg, Nürnberg, München, u. s. w.; heutzutage findet bekanntlich, mit seltenen Ausnahmen, überall das Gegentheil statt, ein regelmäßiger Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen. Jenes frühere Mißverhältniß rührte wohl größtentheils daher, daß in den genannten Orten und den ihnen gleichartigen durch glänzende Hofhaltungen, künstliche gewerbspolitische Maßregeln oder auf sonst welche Weise die Erwerbszustände eine derartige Gestalt angenommen hatten, daß sie zwar viele Menschen durch die Aussicht auf große Gewinnste und leichtes Fortkommen anlockten, daß aber ein großer Theil dieser Einwanderer und selbst der Einheimischen zu einer eigentlichen Selbstständigkeit des Erwerbes, einer festen Niederlassung und der Gründung einer Familie es nicht brachte. In Berlin z. B. lebten unter ohngefähr 110,000 Einwohnern vom Civil 21,000 unverheirathete und keiner verheiratheten Familie angehörige Personen.

Die gegentheilige Erscheinung zeigt sich schon damals bei den Orten, welche durch eine zwar weniger glänzende und in's Große getriebene, aber mehr auf eignen Füßen stehende und innerlich gesunde Industrie emporstrebten, insbesondere den gewerbfleißigen Mittelstädten Sachsens und Thüringens, Chemnitz, Bautzen, Zittau, Görlitz, Altenburg, Erfurt u. s. w. Hier wuchs die Bevölkerung, nicht hastig aber stetig, von innen heraus, durch regelmäßige Ueberschüsse der Geburten über die Sterbefälle.

Im Allgemeinen hat — und darin zeigt sich eine unzweifelhafte erfreuliche Folge des geschehenen Kulturfortschritts — die Sterblichkeit in der neuern Zeit gegen früher ganz entschieden und theilweise sehr bedeutend abgenommen. In England starb zu Ende des 17. Jahrhunderts, so viel sich aus damaligen Angaben schließen läßt, durchschnittlich im Jahr ein Mensch von 25, höchstens 30, zu Anfange des 18. Jahrh. einer von 32, zwischen 1730 und 1740 einer von 34,^{6}, 1841 aber einer von 43. In Frankreich war dieses Verhältniß vor 50 Jahren 1 zu 35, vor 10 Jahren 1 zu 42,^{25}. In Preußen starb zwischen 1748—93 durchschnittlich im Jahr der 33., zwischen 1816/49 der 35. Mensch; in Hannover früher der 35., neuerdings nur der 44.—45., in Böhmen 1784—1814 der 30., 1815—28 der 34. Kurz, überall verminderte Sterblichkeit.

Das Verhältniß der Geburten und der Todesfälle zur Kopfzahl der vorhandenen Bevölkerung (welche beide Verhältnisse mit einander verglichen, den Maßstab für das Wachsthum oder die Verringerung ergeben) wird für einige Hauptländer Europa's heutzutage folgendermaßen angegeben:

für England	das erste wie 1 zu 31,	das zweite wie 1 zu 46,^{2}*
„ Preußen	„ „ „ 1 „ 23,^{6}	„ „ „ 1 „ 34,^{58}
„ Oesterreich	„ „ „ 1 „ 25,^{3}	„ „ „ 1 „ 33,^{1}
„ Baiern	„ „ „ 1 „ 28	„ „ „ 1 „ 33,^{4}
„ Frankreich	„ „ „ 1 „ 35	„ „ „ 1 „ 42,^{6}

Die Ursachen der vermehrten Lebensdauer der Menschen sind theils in der im Allgemeinen bessern und reichlichern Nahrung (wir kommen auf diesen Punkt in einem folgenden Artikel zurück), theils und wohl hauptsächlich in der verbesserten Gesundheitspflege und Heilkunde, so wie in der Ueberwindung oder doch Milderung gewisser das menschliche Leben bedrohender Naturwirkungen, durch die Fortschritte menschlicher Kultur zu suchen. Um in diesen Beziehungen nur Einiges anzuführen, so hat die Erfindung und allgemeine Einführung jenes wirksamen Gegengiftes gegen die natürlichen Blattern, der Kuhpockenimpfung, Tausenden von Kindern und Erwachsenen das Leben gerettet, welche in früheren Zeiten regelmäßig durch jenes Uebel hinweggerafft wurden. In Württemberg z. B. starb noch im letzten Drittheil des vorigen Jahrhunderts $^{1}/_{13}$ aller Kinder an den Pocken, dagegen zwischen 1822 und 1833 nur noch $^{1}/_{1600}$. Ansteckende Krankheiten, zu denen meist die damals so häufigen Kriege, bisweilen auch Hungersnoth und schlechte Nahrungsmittel den Grund legten, oder die, bei dem Mangel zweckmäßiger Quarantaineanstalten, vom Auslande eingeschleppt wurden, verwüsteten, in frühern Jahrhunderten, wiederholt die europäischen Länder und auch unser Vaterland. Die furchtbarste Seuche dieser Art war der um die Mitte des 14. Jahrh. von Asien aus über Europa sich ausbreitende „schwarze Tod," dessen Verheerungen so ungeheuer waren, daß, wie Geschichtsschreiber berichten, man die Todten unbegraben ließ, die Ernte nicht mehr besorgt wurde, die Hausthiere verwildert auf den Feldern umherliefen und selbst Gatten, Aeltern und Kinder einander flohen, da Jedermann nur auf seine eigne Rettung bedacht und jedes Band menschlicher Gesellschaft gelöst war. Volle 50 Jahre lang zog dieser Würgengel über Europa, Asien, Afrika hin. In London sollen 80,000, in Paris 100,000, in Wien eine Zeit lang täglich 7—800 Menschen an dieser Seuche gestorben sein. In den gesammten Franziskanerklöstern Europa's kamen, nach dem Berichte ihres Generals zu Rom, 124,400 Menschen daran um. Zwei berühmte Zeitgenossen dieser furchtbaren Verheerungen, die Dichter Petrarca und Boccolino, haben uns Schilderungen derselben hinterlassen, welche die unermeßliche Größe des Uebels vollkommen bestätigen. Wenn auch nicht ganz so heftig, kehrte doch die Seuche (oder „Pest," wie man sie nannte) in den folgenden Jahrhunderten mehrmals wieder, in Zwischenräumen von 20, 50 bis 60 Jahren. Ihr letzter großer Ausbruch fällt in das Jahr 1713. Aber auch solche Krankheiten, welche jetzt die menschliche Kunst, bei rechtzeitiger Fürsorge, gewöhnlich sicher zu heilen versteht, welche wenigstens in der Regel nur vereinzelte Todesfälle herbeiführen, traten damals fast immer epidemieartig auf und forderten ihre Opfer gleich zu Hunderten. So raffte noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein sogenannter „böser Hals" (wahrscheinlich die Bräune) in manchen Gegenden Deutschlands eine furchtbare Menge Kinder auf einmal hin. So starben in Berlin 1751 (bei einer Bevölkerung nicht viel größer als die des heutigen Leipzigs) binnen 18 Wochen 500 Kinder nur allein an den Masern.

In einem Bezirke, wo die gewöhnliche Zahl der jährlichen Todesfälle 400 betrug, erlagen den Masern, Pocken und hitzigen Brustfiebern in einem Jahre über 500 Menschen, sodaß die Sterblichkeit auf mehr als das Doppelte stieg. Der Hungertyphus brachte nicht minder bedeutende Verheerungen hervor. In Sachsen, welches damals $1\frac{1}{2}$ Mill. Einwohner zählte, sollen in den Nothjahren 1771—72 150,000 Menschen daran gestorben sein, also $^{1}/_{10}$ der Bevölkerung. Und dergleichen Nothstände (wenn auch nicht so arg, wie in den erwähnten Jahren) pflegten damals durchschnittlich fast in jedem Jahrzehnt sich einzustellen, denn das Land war noch zu wenig und zu unvollkommen angebaut, und für rechtzeitige Versorgung der Mangel leidenden Gegenden mit auswärtiger Zufuhr fehlte es theils an der nöthigen volkswirthschaftlichen Fürsorge, theils an hinreichenden Verkehrs- und Transportmitteln.

Aber, könnte man hier fragen, ist denn das immer raschere Anwachsen der Bevölkerung eines Landes auch wirklich ein Glück für dasselbe? Oder ist nicht vielmehr die Gefahr der **Uebervölkerung** eine der furchtbarsten, die ein Land treffen kann? Auf diese Frage können wir nur Antwort geben, indem wir eine andere Gruppe von Verhältnissen, die Nahrungs- oder Erwerbsverhältnisse der vorhandenen Bevölkerung, ebenfalls geschichtlich und statistisch beleuchten. Damit wollen wir uns in einem besondern Artikel beschäftigen.

* d. h. auf je 1000 Einwohner kommen jährlich 21,^{6} Todesfälle und 32,^{3} Geburten, so daß ungefähr 11 mehr geboren werden, als sterben, und folglich auf je 1000 ein jährlicher Zuwachs von 11 stattfindet.

Amerikanische Briefe.

Von Canada nach Cincinnati.

Toronto, die Hauptstadt des westlichen Canada. — Die Farbigen in Amerika und in Canada. — Todeskeim der amerikanischen Freistaaten. — Poesie in Holz von Deutschen. — Der Held der Civilisation in der Wildniß. — Das canadische London an der Themse. — Reise durch die canadischen Grenzgebiete nach den Freistaaten. — Gesammt-Urtheil über Canada und seine Vorzüge vor den „freien Staaten". — Detroit, das Thor zum neuen Westen. — Chicago. — Civilisirte Indianer. — Colonien entkommener Sklaven. — Cleveland. — Ein Feldlager der Civilisation. — Cincinnati, Königin des Westens, deutsche Sonne des neuen Cultur-Planetariums. — Deutsche Arbeiter als Könige der Maschinen. — Industrielle Leistungen Cincinnati's. — Metropolis der Schweine und Erdbeeren. — Die Wein- und geistige Cultur Cincinnati's.

Da sitz' ich endlich in New-York, dem am Wenigsten amerikanischen Orte, dem Sp ... napfe aller Nationen, nach welchem gleichwohl die meisten Urtheile über die neue Welt zugeschnitten oder wenigstens geschmückt werden, im Gewahrsam eines dicken deutschen Wirths, der mit gewissen ihm anvertrauten Geldern zu gewissen Zwecken herübergesandt ward, dafür aber eine „Kneipe" anlegte und seine „Freunde" auslachte. Doch darum will ich mich weiter nicht bekümmern. Hab' ich doch ein hübsches ruhiges Zimmer, wenn auch nicht gerade in Broadway, so doch nahe genug, um mit wenigen Schritten in den Hauptstrom dieses Lebens hineinzulaufen. Aber so weit bin ich noch lange nicht. Um meinen Briefen den nöthigen Zusammenhang zu geben, muß ich an die Niagarafälle zurück, die ich Ihnen zuletzt, ebenfalls in einem deutschen Hause, zwar nicht besang, doch hoffentlich so schilderte, daß ich keinen Anlaß zu falschen Vorstellungen gegeben haben werde. Von den Niagarafällen dampfte ich nach Toronto, die rasch aufblühende Hauptstadt des westlichen Canada, von deren Größe, Schönheit, Bildung, Industrie und Handel man in wenigen Jahren Wunderdinge hören wird. Vor dreißig Jahren noch ein indianisches Dorf mit ein Paar Dutzend erbärmlichen Wigwams zählt sie jetzt 50,000 Einwohner und vielleicht ein Paar Tausend mehr, ehe Sie dieser Brief erreicht. Die breiten, graden, luftigen Straßen laufen nach allen Seiten in Baustellen hinaus, wo überall mit Fieberhitze gebaut wird, und die Leute mit Geld bezahlt werden. Dabei fehlt's noch überall, und jede vier Wände mit einer Thür kosten mehr, als in Deutschland ein vierstöckiges Haus. Wie stolz und heiter senkt sich die Stadt von ihren fruchtbaren (durch Rücktritt des Ontario-Sees entstandener) Terrassen nach dem unbegrenzten Wasserspiegel herab, auf dem Dampf- und Segelschiffe und Boote und Kähne aller Art und Größe im hellen Sonnenschein glänzen und fliegen! Hinter uns donnern Eisenbahnen, um die lebendigen Meeresarme nach allen Theilen Amerika's über Land zu verlängern. In den Straßen, welche Perlenreihen glänzender Häuser und Läden und Fabriken und Werkstellen und Schulen und Bildungsanstalten! — Sie wünschen, nach Ihrem letzten Briefe, mehr „geschlossene Bilder," lieber Keil! Wie soll man solche Bilder, die sich nach allen Seiten stets lebendig und flüssig in's Unabsehbare ausdehnen und sich kaleidoskopisch stets ändern, abschließen? Verlangen Sie von einem Reisenden in dieser neuen Welt überhaupt nichts künstlerisch Geschlossenes. — Das künstlerische Element, wozu Ruhe der Befriedigung gehört, kommt in Amerika noch lange nicht. Lassen Sie mich aufschreiben, was ich in meinem Tagebuche notirt und in meiner Erinnerung wiederfinde, wie sich's eben in der Wirklichkeit gab, so muß das eine Vorstellung von diesem wirklichen Leben hervorrufen. Und damit sei's genug. Zu geschlossenen Bildern gehören Studien und Bücher, das aus der Wirklichkeit überall her Zusammengetragene partheienweise und systematisch mit Ueberschriften und Abtheilungen abzuhandeln.

Ich sagte, wie Toronto als allgemeines Bild aussieht: ein unruhiges, nirgends begrenztes jugendliches Werden und Streben. Wozu einen Rahmen darum machen und die Wirklichkeit belügen? Lassen Sie's nur strömen und bauen und bilden, damit wir sehen, was der gebildete, freigelassene Menschengeist zu leisten vermag. Und hier sind wir mehr auf Canada verwiesen, als auf die nordamerikanischen Freistaaten, welche in der Sklaverei einer ganzen Race und aller ihrer Spielarten und Färbungen, einen Todeskeim in sich tragen, wie Rom, wie Griechenland, wie alle Staaten, wo ganze Klassen und Stände als die blos zum Dienen und Gehorchen Bestimmten behandelt werden. In Toronto saß ich in einer weißen Familie mit zwei wunderhübschen farbigen Damen und ihrem prächtigen schwarzbraunen Vater zu Tische. In einem New-Yorker Kaffeehause spie ein „weißer" Lastträger einem feingekleideten Herren, der nur sehr wenig in's Farbige spielte, auf die glanzlackirten Stiefeln und endlich gar auf den Rock, worüber sich die andern „Weißen" köstlich amüsirten und dem Lastträger Complimente machten, als der Farbige gegangen war. Hier sah ich den Todeskeim, dort den des Lebens. Nachdem durch die Nebraskabill des Congresses die Sklaverei Hunderte von Quadratmeilen neues Terrain gewonnen, nachdem die Auserwählten des Volks das Grundgesetz der Freiheit, die klare Bestimmung, welches diese Ausdehnung verbot, auf den Antrag des Senators Douglas, der vorher dem Kaiser von Rußland die größten Schmeicheleien über die schöne Zukunft seines Landes gesagt, aufgehoben und vernichtet haben, ist an eine civilisirte Aufhebung der Sklaverei in Amerika nicht mehr zu denken, um so weniger, da früher oder später noch der größte Sklaven-Interessent — Cuba — hinzukommen wird. So wird sich die „Race" in unendlichen Spielarten vermehren und zunehmen an Rachedurst und Gift, bis sie ausbricht und sich weiß wäscht in dem Blute der Weißen, der Yankee's, der „Know nothings," welche jetzt als Verschworne des „Nichtswissens" auch die Deutschen und andere Einwanderer „färben" und brandmarken möchten. Eine Combination der Deutschen mit den Farbigen, die durch das Bestreben Ersterer gegen die Sklaverei schon sittlich gegeben ist und durch die Bornirtheit der Know nothings mit Gewalt zu Gewalt getrieben wird, ist vielleicht nicht so fern, als wir glauben.

Canada ist rein von diesem Schandfleck, es ist das freie, freudige Asyl von Hunderttausenden, welche durch die südlichen und nördlichen Staaten wie gehetztes und verfolgtes Wild getrieben wurden. Canada hat deshalb allein eine ungetrübte Aussicht in die Zukunft. Möglich, daß ich, erhitzt und empört über die Scene im Kaffeehause und andere ähnlicher Art, zu schwarz sehe, aber Thatsache bleibt es, daß die auch in den nördlichen Freistaaten herrschende, viel empörendere, moralische Sklaverei, d. h. die sociale Unterdrückung und Verachtung gegen alle Arten von Farbigen (auch die, die ganz weiß aussehen und nur in dem Rufe stehen, daß einst vor drei, vier Generationen ihre Vorfahren Farbe hatten), gegen alle Arten von freien, gebildeten, moralisch edeln Farbigen eine in dem Yankee-Charakter tief wurzelnde Geisteskrankheit ist, die ohne gründliche, in's Innerste schneidende Operation nicht kurirt werden kann. Darüber später noch ein Wort. Von dem heitern, nach allen Seiten hin üppig aufquellenden Toronto will ich nur noch erwähnen, daß es sich durch die herrlichsten Industrie-, noch mehr durch Schulen und Bildungsanstalten auszeichnet. Ich war in der großen Tischlerei der Herren Jacques und Hay, eines Franzosen und eines Engländers, in deren Anstalt über hundert Handwerker und Künstler, darunter viele Deutsche, die geschmackvollsten Kunstwerke und Meubles produciren, besonders Putzzimmer-Poesie von schwarzem Wallnußholz. Vor meinen Augen verwandelte sich binnen zehn Minuten ein rohes Stück Holz in die niedlichste Bettstelle. Das klingt gewiß Jedem unglaublich, der nichts weiß von den genialen, complicirten Hobel-, Drechsel-, Säge-, Preß- und Fugmaschinen, welche hier unter der Leitung von hundert Menschen die Arbeit von achthundert Tischlern besser und billiger thun, als die besten derselben in Paris oder Berlin. In Cincinnati sah ich diese Maschinerie noch in großartigerm Maßstabe. Ich weiß nicht, ob ich davon ein ausführliches, geschlossenes Bild geben kann. Wenigstens müßten andere charakteristische Stoffe darunter leiden. Ist es nicht besser, wenn ich möglich viele Materialien und Erscheinungen, die sich mir als merkwürdig aufdrängten, nur eben mittheile, statt ein Paar Einzelnheiten gründlich zu behandeln und alles Andere liegen zu lassen? Ich wollte Toronto möglichst kurz abfertigen, aber kann ich es, ohne wenigstens zu sagen, wie herrlich hier die Schulen und Bildungsanstalten blühen und aufblühen?

Toronto hat seine Universität, sein Gymnasium (College), seine Seminarien, seine Real-, technischen und Elementarschulen und eine Normal- und Modellschule. Letztere ist schon als Gebäude im besten italienischen Stile eine der Hauptschönheiten der

Stadt und als der Brennpunkt für die Normen und Formen aller Arten von Schulunterricht für ganz Canada von der größten Bedeutung. Obgleich ein Geistlicher, Dr. Ryerson, an ihrer Spitze steht, giebt sie doch das Muster für „Secular"-Unterricht durch ganz Canada, d. h. mit Ausschluß der Religion, welche als Sache des Einzelnen auch dem Einzelnen zur freien Wahl bleibt. Sie ist specielles Haupt von etwa 3000 Schulen im westlichen Canada allein, deren Kosten, etwa 700,000 Thaler, zu vier Fünfteln durch freie Beisteuer der einzelnen Gemeinden aufgebracht werden. Mit den Schulen stehen reich ausgestattete Bibliotheken zur unentgeltlichen Benutzung für Jedermann in Verbindung. Als Sitz der Regierung, der Haupt-Gerichte, der Universität und Normalschule vereinigt Toronto eine große Menge reiche, gebildete und gelehrte Familien in sich und giebt dem heitern, blühenden Aussehen der Stadt und Bevölkerung etwas ungemein Vornehmes und Geschmackvolles. Ich erinnere mich nicht, irgend einen rohen oder schmutzigen Menschen gesehen zu haben. Selbst gewöhnliche Handlanger bei Bauten verwandelten sich mit dem Feierabend sofort in gutgekleidete Herren mit weißer Wäsche und gewichsten Stiefeln. Nach Boston und Philadelphia ist Toronto der Hauptsitz für Gelehrte, Gebildete und Männer der Muße und des Geschmacks. Ich erwähne nur noch, daß Toronto ein guter Platz für Auswanderer ist, insofern sie hier nach allen Seiten die besten Gelegenheiten haben, sich überall einzufinden, wo sie am Willkommensten sind. Bauverständige, Zimmerleute, Tischler, Maurer u. s. w. finden vielleicht noch Jahre lang mit Gold bezahlte Arbeit in Toronto selbst.

Von Hamilton, Dundas, Guelph und andern blühenden Städten um Toronto herum, von dem malerischen Wechsel der Kultur in Zickzackzäunen mit Wald, Wildniß und Berg, den vielen einzelnen und traubenartig zusammenhängenden Farms und einigen persönlichen Erlebnissen im westlichen Canada will ich der Kürze wegen gar nichts sagen; nur halte ich es für erwähnenswerth, daß ich am großen Flusse (Grand River) hinunter, etwa 9 Meilen von Toronto auf eine lange Doppelreihe deutscher Colonien in dem blühendsten Zustande kam. Unsere Landsleute hatten alle vortreffliche Häuser und Gärten, Wiesen, Felder, gut genährtes Vieh und innerhalb derselben nicht selten die hübschesten städtischen Luxussachen. In ihnen sah's heiter und behäbig, um sie herum malerisch im entzückendsten Grade aus. Wälder, Berge, Villa's, Felder, Wiesen, Wasser, lachende Blumen, dahinter düsterer Urwald, gute Arbeit und guter Absatz in den benachbarten Städten Galt, Dumfries u. s. w., und das schwellendste Leben der Kultur, Industrie und des Handels das ganze lachende Thal des großen Flusses bis an den Erie-See hinunter. Von den neuen Städten mit bekannten Namen, als da sind: Paris, „London an der Themse," Godwich u. s. w. habe ich selbst nichts gesehen, aber viel davon gehört, namentlich von dem canadischen „London an der Themse," wo sich die Bevölkerung seit 1827 um 550 Procent vermehrt hat, nachdem diese Gegend von jeher als die unwirthlichste, welche die ersten Ansiedler kaum vor dem Hungertode schützte, verschrieen war. Jetzt gehört, wie das Sprichwort sagt, ordentliches Genie dazu, wenn man will, daß es Einem nicht wohlgehe. London war 1825 noch eine Wüste, jetzt zählt es 24,000 wohlhabende Einwohner. Und nun noch ein Wort von dem Helden, der diese ganze Gegend gleichsam aus Nichts schuf oder sie vielmehr Schritt für Schritt der barbarischsten Natur durch einen 30jährigen Krieg abgewann, einem Eroberer, gegen welchen die Alexander's und Cäsar's u. s. w. erst recht als Barbaren erscheinen.

Thomas Talbot, ein adeliger Irländer, englischer Lieutenant, wanderte 1791 nach Canada aus, wo er im Dienste des Gouverneurs das Terrain jenseits des Huronen-Sees untersuchen und für künftige Städte und Dörfer abmessen half. Die Wildniß gefiel ihm als Urstoff für künftige Civilisation. Um nicht allein zu civilisiren, kehrte er 1800 nach England zurück, um seine Braut abzuholen, welche sich aber inzwischen schon mit einem stillen Manne verheirathet hatte. Talbot ward von dieser Zeit an der gründlichste und consequenteste Feind des schwachen Geschlechts und blieb es bis in sein spätestes Greisenalter. Mit einem von der Regierung bewilligten Stück Wildniß, das er auf etwa 100,000 Morgen abgeschätzt hatte, sich aber hernach siebenfach größer erwies, vermählte er sich und erhob dieselbe zur Mutter der dichtesten Civilisation, die sich noch mitten im Urwald wie ein Paradies entfaltet. Im Jahre 1803 drang er mit einigen entschlossenen Männern, Aexten, Beilen, Sägen u. s. w. im Norden des Erie-Sees in die von Huronen und Chippeways durchstreifte Wildniß und faßte Fuß mindestens 40 geographische Meilen von der nächsten Niederlassung eines Weißen. Hier blieb er bis zum Frühjahre 1814 — also über 12 Jahre lang — gänzlich verborgen, sodaß Niemand mehr an seine Existenz glaubte, und auch damals hörte man nur unverbürgte Gerüchte. Erst 1819, als die Fluth der Auswanderung begann, entdeckte man ihn und seine Thaten wirklich, und erst jetzt hörte Talbot zum ersten Male, daß es in Europa einen Napoleon und eine Schlacht bei Waterloo gegeben habe. Zwei Drittel seiner Begleiter waren verhungert und erfroren. Mit dem Reste hatte er sich 16 Jahre lang ununterbrochen in die Wildniß hineingehackt und gehauen, und ihr allmälig etwas Boden für Saaten und Viehfutter abgezwungen. Er wohnte in einem Hause, das ganz aus Urwald zurechtgehackt war, mit Meubles und Betten, alle der Wildniß abgewonnen. Erst fanden sich einzelne kühne Auswanderer auf seinem Terrain ein, dann mehr und mehr, bis er förmlich in die Mode kam, da sich von seiner Regierung, deren weltliche und geistliche Gewalt er persönlich in sich vereinigte, so daß er taufte, trauete, Strafen und Lohn dictirte, Steuern beschloß und eintrieb, die romanhaftesten Geschichten verbreitete. Seine erste Stadt, St. Thomas, blühte rasch auf, dazu kamen Fort Talbot und 1827 London, dann immer mehr, so daß das eigentliche „Talbot-Land," wo 1803 von 40 Menschen 25 verhungert und erfroren waren, jetzt 30 Städte, 200,000 Morgen cultivirtes Land und unzählige Farms und Dörfer mit 80,000 wohlhabenden und alle Tage reicher werdenden Bewohnern aufweisen kann. Der Held dieser Schöpfung starb am 5. Februar 1853 in London, seiner Hauptschöpfung, in einem Alter von 81 Jahren, ohne je eine Frau berührt zu haben. Nach Niederlegung seiner weltlichen und geistlichen Gewalt lebte er ruhig und einsiedlerisch in seinem Blockhause weiter, wo nur durch die Kühnheit und List seines Bedienten eine Frau Zutritt fand. Der Diener, des Junggesellenlebens müde, heirathete plötzlich eine Irländerin und brachte sie „auf Tod und Leben" in's Haus. Der alte Held schwieg und ließ sich gefallen, daß die Frau Haus und Küche besorgte. Sein Blockhaus, hingeklebt auf einen hohen, über den Erie-See hinausragenden Felsen, hätte ihn vielleicht noch länger am Leben erhalten; denn so wie er in die Civilisation von London kam, starb er. Seine Schöpfung ist eine der großartigsten und heldenmüthigsten in der Geschichte, seine Eroberungen sind für jeden Schlachtenhelden und Länder- und Völkerunterjocher das wirkliche Brandmal.

Man vergleiche unsere historischen, in Geschichtsbüchern genau beschriebenen und in Examen abgefragten Eroberungen mit denen eines Talbot. Cäsar, Alexander, Napoleon haben so und so viel Städte und Dörfer verbrannt und so und so viel Hunderttausende von Menschen umgebracht, deshalb heißen sie große Männer der Geschichte. Thomas Talbot hat hunderttausend Bäume niedergehauen und Tausende von Häusern und Tausende von Menschen darin und ihren Reichthum und Wohlstand geschaffen und eine Kultursonne entzündet, deren Strahlen fortwährend nach allen Seiten Wildniß vertreibend, Wälder lichtend, Leben und Bildung erzeugen und erwärmen. Und Thomas Talbot steht in keinem Geschichtsbuche.

Meine abenteuerliche Reise von Toronto durch die canadischen Grenzgebiete und ihre noch barbarischen Zollhäuser, Zöllner und Sünder, die Versetzung über den St. Clair-Fluß nach den nordamerikanischen Freistaaten, zunächst nach Detroit in Michigan, durch civilisirte Indianer-Niederlassungen auf der Melville-Insel (im St. Clair) und gedeihende Dörferreihen entkommener Sklaven am canadischen Ufer des St. Clair darf ich nicht skizziren, da dies Alles in's Bereich persönlicher Erlebnisse und Empfindungen darüber fallen würde, Sie mich aber versichern, daß dem deutschen Leser an meinen persönlichen Erlebnissen nichts liegen könne. Ich bemerke hierzu nur, daß ich persönliche Begegnisse nur insofern mit berührte, als sie zur Charakteristik amerikanischer Verhältnisse beizutragen geeignet erschienen, durchaus nicht in Voraussetzung einer Theilnahme an der Person eines Unbekannten. Reisende haben das immer so gemacht. Und das ist richtig. Auf Reisen hat man eben nicht Zeit, einzelne Parthieen gründlich und geschlossen zu studiren und darzustellen, deshalb hält man sich an das

wirklich Gesehene und Erlebte und erspart sich und dem Leser falsche Ansichten und Darstellungen.

Ehe ich von den englischen Besitzungen in Amerika scheide, theile ich die hauptsächlichsten Thatsachen mit, die zur Bildung eines richtigen Gesammt-Urtheils gehören.

Die Canadier sind Engländer mit deren Freiheit, ohne deren Steuerlasten, ohne deren Heuchelei und Schauspielerei eines „High life" (vornehme Klassen), ohne deren Kirche, die mehr kostet, als das ganze preußische Militair, ohne deren Minister und Land-Aristokraten, sind freie Amerikaner, ohne den tiefen Schandfleck von Sklaverei, der im Norden Amerika's die Leute moralisch, im Süden factisch, entehrt. Deshalb findet man in Canada alle Vortheile Englands und Amerika's ohne deren Lasten und Verunstaltungen. Die Ländermasse, über welche die Kultur ihre Felder-, Gärten-, Eisenbahn- und Kanalnetze zieht, bildet größtentheils herrliche Landschaften mit fruchtbarem Boden, auf welchem ein heißer, dauernder Sommer alle Naturkräfte zur höchsten Thätigkeit ruft und im dauernden Winter sie in tiefen, ruhigen, stärkenden Schlaf versenkt, während welcher Zeit die Menschen auf Schnee und Eis lustig in Schlitten- und Schlittschuhpartieen ihre Muskeln stählen und ihre Lebensgeister frisch und frei erhalten. Weder politisch noch finanziell angegriffen dehnt sich die dünne Bevölkerung rasch in Wohlstand und Masse aus und vermehrte sich seit 1763 von 60,000 auf mehr als 2 Millionen in Verhältnissen, die eine Verdoppelung aller 10 Jahre erwarten lassen. Der steigende Wohlstand geht aus der Thatsache hervor, daß das Grundeigenthum im westlichen Canada allein, 1763 auf 14 Millionen Thaler abgeschätzt, im Jahre 1852 schon den Werth von 260 Millionen Thaler erreicht hatte. Dabei kamen schon 1851 über 10 Thaler importirte Güter auf jeden Kopf. Im Jahre 1852 vermehrte sich das Postwesen um 250 Anstalten und circulirte auf einem Gebiete von mehr als 3 Millionen englischen Meilen. Diese Zahlen sind die Armeen von Canada. Kupfer-, Kohlen- und Eisenminen, Nutzholz für die ganze Welt, Schifffahrt, Eisenbahnbauten u. s. w. enthalten noch goldene Schätze für kommende Millionen von Menschen. Grund und Boden ist überall billig zu haben und wird in jeder Stadt durch gedruckte Listen von 20 Sgr. bis 10 Thaler für den Acker (je nach Lage und Fruchtbarkeit, Kultur oder Wildheit) ausgeboten. Für 2—3 Thaler per Acker bekommt man guten Urboden, der oft cultivirtem vorzuziehen ist, da derselbe oft bis auf's Aeußerste erschöpft ward, ehe man ihn ausbot. Jeder Mensch mit blos ein Paar gesunden Armen kann täglich 1 Thlr. 10 Sgr. verdienen, Bauhandwerker werden mit 2, 3 und mehr Thalern Tagelohn bezahlt. Da die Nachfrage für Arbeit viel schneller wächst, als das Angebot, müssen die Arbeitslöhne noch lange steigen.

Detroit, am St. Clair-Flusse, vor hundert Jahren ein kleines französisches Dorf von Holz, wo man die von Indianern erbeuteten Rauchwaaren in Empfang nahm, ist jetzt eine blühende, weite Stadt mit breiten, geschäftigen, baumbeschatteten Straßen, stolzen Geldfestungen (Banken), riesigen Hotels und sechs Stockwerke hohen Vorrathshäusern, die Schwelle des großen Westens: Illinois, Wisconsin, Jova u. s. w., wo Leben und Kultur noch schneller aufquellen und anschwellen, als in den ältern nordamerikanischen Freistaaten. Als Beispiel führen wir das 1831 zuerst begonnene Chicago am westlichen Gestade des Michigan-Sees (Illinois) an, welches jetzt 65,000 Einwohner zählt. Im Jahre 1830 noch eine ganz menschenleere Wüste, jetzt mit 65,000 wohlhabenden Bewohnern in stolzen Häusern mitten in goldenen Feldern, Farms und Gärten! Vor 40 Jahren wurde der ganze Boden, auf welchem Chicago steht, für 500 Dollars ausgeboten. Jetzt wird die Baustelle zu einem einzigen Lagerhause mit 10,000 Dollars bezahlt. Detroit ist die Schwelle, das Thor zu dieser neueren Welt des Westens in der neuen Welt und daher von steigender Handels- und Kultur-Bedeutung, an welcher die Deutschen in Detroit (darunter besonders viele Gebildete, die von den Krämpfen der alten Welt in den Jahren 1848 und 1849 ausgestoßen wurden) mit ein Paar guten Zeitungen, als Lehrer, Künstler und Industrielle hier bereits eine bemerkenswerthe Stellung einnehmen. Mein Versprechen, von Keinem besonders und namentlich zu melden, will ich halten.

Von Detroit sieht man auf dem britischen Gestade drüben hinter Werften und Bäumen Windsor, den neuen Eisenbahnhof und weiße Villa's, hervorglänzend aus grüner Waldung und Dawn (Morgendämmerung) wie der Hauptort der entkommenen und hier colonisirten Sklaven heißt, denen man auch sonst in Canada in allen möglichen Situationen begegnet, auf Eisenbahnen als Conducteurs, in Hotels als Kellnern, auf Dampfschiffen als Aufwärtern und dienstbaren Geistern aller Art. Sie sind auch hier in dienenden Verhältnissen glücklicher, wie in der nordamerikanischen Freiheit als Herren, da sie dort jeder Yankee ungestraft stoßen und treiben kann, während sie hier überall als volle Menschen ganz nach ihrem Werthe und Verdienste geschätzt und behandelt werden.

Nach einer herrlichen Fahrt von 12 Stunden durch den lachenden Ohio-Staat, durch die malerischen Thäler des Ohio- und Miami-Flusses stieg an einem sonnigen Morgen die Königin des Westens vor uns auf, — Cincinnati — die deutsche Hauptstadt Amerika's, der Brennpunkt deutscher Kultur in der neuen Welt. —

Cincinnati erhebt sich von den blühenden Ufern des Ohio breit und stolz in aufsteigenden Terrassen und grünen Hügeln. Keine Stadt, deren ich so viele gesehen und bewundert, blickt so stolz und schön um sich, als diese Königin freier deutscher Kultur in die breiten, schäumenden Wogen des Ohio und in das gartenähnliche Kentucky am andern Ufer. Ihre massiven Bauten und Paläste von röthlichem Sandstein, aus denen die grünen, Straßen erquickenden Bäume mit dicken Kronen, und Kirchen, mit schlanken Thürmen und schloßartige Fabriken mit hohen Schlotten hervorschießen, waren vor 60 Jahren noch Wildniß und Wüste, voll zerstreuter Rothhäute, ohne die Spur eines Weißen. Jetzt leben und gedeihen über 2 Mill. Weiße in diesem Staate Ohio und 125,000 davon in Cincinnati; 3600 Engländer, 13,000 Irländer, 40,000 Deutsche und die Uebrigen Amerikaner. Der Zahl nach sind die Deutschen allerdings in der Minorität, aber jede Straße, jedes Gebäude, jede Industrie, jedes Schild, der ganze Ton und die Physiognomie der Stadt beweisen, daß sie die geistige Majorität sind. Nirgends sind deshalb auch die Yankees, die „Know-Nothings" mit ihrem nationalen und kirchlich methodistischen, heuchlerischen Schwindel so erbost gegen die Deutschen, als hier, so daß es schon öfter zu blutigen Reibungen und Emeuten kam, da sich unsere Herren Landsleute eben nichts octroyiren lassen. Erst unlängst wurden die Häuser zweier Deutschen „gemobt," d. h. vom „Mob," dem Pöbel, gehetzt durch fromme Methodisten, welchen man das Verlocken deutscher Kinder in deren Betschwesterei ernstlich verboten hatte, so wüthend demolirt, daß die bei solchen Gelegenheiten stets zu spät kommende Polizei nichts mehr zu retten fand. Allerdings sind die Deutschen, die auch hier noch nicht Meister in der großen Kunst sind, sich selbst zu regieren und zu bemeistern, im Allgemeinen nicht zu entschuldigen, daß sie ihre intellectuelle Ueberlegenheit praktisch nicht besser geltend zu machen wissen. Sie poltern und schreien bei solchen Gelegenheiten hitzköpfig und eigensinnig in's Gelag hinein und wissen nicht, daß das Leben eine Macht ist, welches bei allem Feuer von Ueberzeugungen und Ideen immer mit Rücksicht auf bestehende Verhältnisse d. h. mit einer Art von Diplomatie behandelt sein will. — — —

Die Ohio-Gegenden um Cincinnati herum erinnern oft an die Rheinlande. Und wenn man dabei von den verschiedensten Seiten deutsche Töne und Lieder hört und deutsche Gesichter sieht, ist die Täuschung zuweilen vollkommen. Ich zweifle nicht, daß Ohio mit seiner stolzen, glücklich gelegenen, intellectuell blühenden Hauptstadt das eigentliche amerikanische Deutschland wird. Die englische Sprache, die sonst überall Siegerin über andere geworden, wo Anglo-Sachsen sich mit ihren Schiffen und Waaren einfanden, hat sich hier allein genöthigt gesehen, nachzugeben. Die Amerikaner, Engländer und Irländer lernen deutsch, um mit Deutschen deutsch zu reden und lassen an ihren Läden anschlagen: „Hier spricht man deutsch," eine Anzeige, die sich auch in andern amerikanischen Städten immer häufiger einfindet und sich auch in London, wo sich noch vor wenigen Jahren die Meisten schämten, als Deutsche erkannt zu werden, immer dreister hervorwagt. Das „hier spricht man deutsch" hat noch seine Zukunft in der Welt. —

Cincinnati ist das Vorrathshaus, die Hauptstation zu den unermeßlichen Gebieten des Mississippi-Flußnetzes, die cultivirende und versorgende Mutter für diese neue Welt in der neuen. Am Ohio, 1600 englische Meilen vom atlantischen Meer gelegen,

empfängt es Dampfschiffe, Waaren und Menschen von der alten Welt und der alten in der neuen für New-Orleans und die ganzen Mississippistaaten. Kleinere Schiffe gehen den Ohio noch weiter hinauf bis Wheeling und Pittsburgh, von wo die Eisenbahn lebendige Schlagadern bis Philadelphia und Baltimore bildet. Dabei ist an die großartige Wasser- und Landstraße über Seen, durch Kanäle und Eisenbahnen zu erinnern, deren großen Auswanderungsstrom wir bei Cleveland sahen. Dies zusammen zeigt uns Cincinnati als Mittelpunkt eines ungeheuern neuen Kulturkreises, dessen Radien im Osten am atlantischen Meere, im Westen durch ungeheuere Steppen und üppige Prairieen, im Norden durch die rasch aufblühenden Gegenden und Länder an den großen Seen (Ontario-, Erie-, Huronen-, Michigansee) und im Süden bis zum Golf von Mexico hinlaufen. Und hiermit haben wir endlich wieder ein „geschlossenes Bild," verehrter Freund Keil, nach welchem Sie in Ihrer letzten Zuschrift eine so große Sehnsucht zeigen. Freuen Sie sich mit mir, daß Cincinnati, die deutsche Königin des Westens, Mittelpunkt dieses gigantischen, neuen Civilisationskreises ist, die strahlende, wärmende, nährende Sonne dieses neuen Planetensystems von Städtesternen mit ihren Dorftrabanten.

Als diese Sonne und versorgende Mutter eines Europa übertreffenden Ländergebietes hat Cincinnati Fabriken und Industrie-Anstalten, welche alle Colosse Englands hinter sich lassen, besonders deutsche Tischlerei. Ich war in der Meubelfabrik von Mitschell (Engländer) und Rommelsberg (Deutscher) mit 5 Stockwerken, welche zwei Straßen einnehmen. Hier regieren 250 Könige über Maschinen, die für mindestens 1000 gelernte Tischler arbeiten. Hier giebt man einer riesigen Dampfmaschine, die in die Höhe, Breite und Tiefe überall hin mit unzähligen Sägen, Hobeln, Drechselbänken, Polirsteinen u. s. w. spielt, unten rohe Bäume, wie sie aus dem Urwalde kommen, um sich von ihr dafür Tische, Stühle, Bettstellen, Commoden u. s. w. am entgegengesetzten Ende herausgeben zu lassen. Die Maschine macht allein wöchentlich 200 Dutzend Stühle. Im Jahre 1853 hatte sie 124,800 geliefert; außerdem 2000 Commoden, 1700 Tische u. s. w. und Wiegen für die neuen Weltbürger in ungezählten Dutzenden. Ich wünschte, ich hätte nur so viel technische Kenntnisse, um mit deutlichen Worten und den richtigen Ausdrücken zu erklären, wie genial die Maschine die Stuhlsitze zu formen und auszumulden verstand. Wo sie den Witz dazu herbekam, begreife ich heute noch nicht. Jeder der 250 Arbeiter (d. h. Präsidenten von Maschinendepartements) verdiente wöchentlich 12—20 Doll. d. h. 16—28 Thlr. — In der größten Glorie stehen hier die deutschen Kunstdrechsler. Ein deutscher Drechsler in der erwähnten Tischlerei bekam wöchentlich 30 Thaler und hatte sich schon ein Vermögen von 5000 Dollars d. h. 7000 Thalern erdrechselt. — In der Bettstellen-Fabrik von Mudge, in der alle Factoren und Dirigenten Deutsche sind, werden jährlich über 50,000 Bettstellen fertig. Dieser Production für Meubles der neuen Ankömmlinge entsprechen die in Eisen, Kleidern, Hausgeräthen, Schuhen und Stiefeln, Werkzeugen und Lebensbedürfnissen aller Art. In einer Sohlenfabrik waren 1852 10,000 Ochsenhäute zu Sohlen verschnitten, in einer Schuhfabrik 500 Centner Schuhnägel und 600 Scheffel Holzzwecken verbraucht worden. Alle diese Stückchen in die Wirthschaft und ganzen Wirthschaften mit ganzen Häusern dazu (in Koffer verpackt) wandern stets von der Stadt herunter nach dem wimmelnden, bewimpelten, dampfschiffschnaubenden Bollwerk, um von hier aus nach allen Radien des Kreises neue Herde und Häuslichkeiten zu versorgen und neues Heimathsgefühl zu schaffen.

Von dem hölzernen Schuhnagel bis hinauf zu dem feinsten Haus- und Luxusgeräth wird Alles mit Maschinen gemacht. Das versteht sich in Amerika allemal von selbst, so daß ich's hiermit ein- für allemal gesagt haben will. In der Maschinen-Fabrik der Herren Burows sah ich ein Viereck von 4 Fuß, eine Mühle, welche mit drei Pferdekraft jede Stunde 16 Scheffel Getreide in das feinste Mehl verwandelt. Der deutsche Bauer unweit Cincinnati verkauft deshalb auch sein mit der Maschine gemähtes und gedroschenes Korn nicht mehr, sondern mahlt es selbst vermittelst der Maschine, so daß er ganz sicher ist vor dem Winde und den diebischen Händen des alten deutschen Müllers.

Doch wo bleibt Cincinnati als „Metropolis der Schweine" aller vereinigten Staaten? Die Sache ist einfach die, daß jeden Herbst 12—15,000 Schweine und 3—4000 Ochsen aus Nah und Fern zu Wasser und zu Lande nach Cincinnati kommen, um sich hier schlachten, einpöckeln, räuchern und in alle Welt versenden zu lassen, ohne daß sie dazu nur einmal quieken. Wenn der deutsche Bauer sein Weihnachtsschwein schlachtet, läßt er's quieken, daß man's am andern Ende des Dorfes hört. In Cincinnati sterben sie alle stumm, da sie fabrikmäßig in den Palästen von Schlachthäusern hervorgezogen und jedesmal erst mit einem Hammer auf den Kopf todtgeschlagen werden, ehe sie verbluten.

Von den 300 Weinbergen um Cincinnati, welche 1852 über 1200 Gallonen Wein gaben, den 200 Scheffeln Erdbeeren, die im Sommer täglich auf den Markt gebracht und in Eis verpackt bis New-York und New-Orleans (350 deutsche Meilen) versandt werden, von allen Sorten hiesiger und fremder Biere und Spirituosen „mit deutschen Zeitungen," den deutschen Vereinen, Clubs, Lesezimmern, Kunstausstellungen, der „jungen Männer-Association" mit einer Bibliothek von 14,000 Bänden, von dem Wohlstande und der Bildung, wo die Schule ein Recht jedes Gebornen ist, von der großen Zukunft der Königin des Westens mach' ich hier weiter keine Worte, da mir Alles als sich von selbst verstehend vorkam. Nächstens aus und über New-York.

Das Panoptikon in London.

Mit einer Ansicht der Rotunde und der großen Elektrisir-Maschine.

Das endlose Labyrinth von Häusern und Straßen, Menschen und Thieren, Wagen mit Pferden, Eseln, Dampf und Menschen, von Geschäften, Leiden und Freuden, zerrissenen und vereinten Bestrebungen und Strebenden, Hungernden und Uebermästeten, von Wissenschaft, Kunst und Literatur, von Compagnien, Associationen und Instituten mit zum Theil erdumgürtenden Wirkungskreisen — London — bleibt auch den darin Lebenden und Altwerdenden ein Labyrinth, wenn man dessen Organismus und Anatomie nicht zu begreifen weiß.

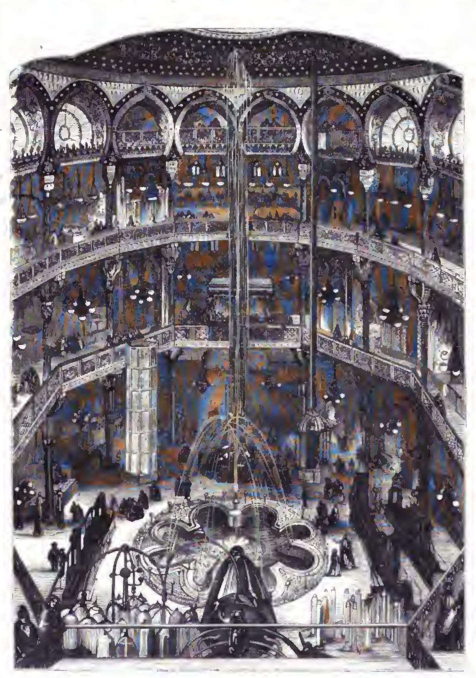
Man muß bestimmte Hauptpunkte, die allgemein bekannt sind, als Einheiten annehmen und danach weiter messen und rechnen, etwa wie es die Omnibusse machen, die immer von der „Bank", von „Regent-Circus", Charing Croß" u. s. w. an ihre Passagiere taxiren. Die Bank und Regent-Circus erweisen sich denn auch als die beiden Haupt-Brennpunkte von ganz London, ersterer zugleich als Centrum des Geld machenden, letzterer des Geld verzehrenden, genießenden Haupttheiles, des Westendes.

Von diesen beiden Herzkammern laufen nach allen Seiten Hauptschlagadern des Verkehrs, so daß man sich von dieser aus bald in jeden Winkel finden lernt. Desto leichter wird es uns werden, von Regent Circus aus, die Regentstreet hinunter in den langen, kunterbunten Strom aller Nationen und der zweideutigen Vertreter derselben, die fortwährend um den weltberüchtigten Leicester Square herumwimmeln, hineinzusteuern. Es genügt hier nicht, rechts eine Scylla und links eine Charybdis für unsere Taschen und Tugenden zu vermeiden: das Verderben umlauert und umlungert, umbettelt und umsingt, umspielt und umstrahlt uns hier in tausenden unbekannter Formen und Verkleidungen. Im allerunschuldigsten Falle kauft der Unerfahrene ein Mikroskop für ein Penny (das übrigens nach Dickens ganz gut sein soll) oder einen Damenhut. Wenigstens ist es dem Nichtabgehärteten gewiß schwer, vor einem paradirenden Regiment aufgeputzter Hutläden, jeder mit einer oder mehreren ziemlich häßlichen Verkaufs-Sirenen vor der Thür geschmückt, vorbeizukommen, ohne von zwei oder drei Seiten gepackt und zum Kaufen angesungen zu werden. Dabei drohen dir zwischen den blendend erleuchteten Läden überall dunkele Courts (in Straßen verwandelte Höfe zwischen Häusern) wie Kanonenmündungen entgegen. Und dann kommt gar die Windmillstreet, mit dem allnächtlichen Balle des Lasters in Sammet und Seide, mit den strahlenden Lichtern und Gesichtern und dem gewissenlosen

Gedränge, den herabjauchzenden Tönen und den hinaufjauchzenden Bitten einer kleinen Göttin von Außen und eines großen Champagner-Teufels von Innen. Aber wir gehen nicht links mit der Thorheit, sondern wenden unsere Blicke rechts, wo in dem kolossalen Gebäude Wyld's ungeheuerer Globus noch immer die Besucher in sein Inneres aufnimmt und rechts aufwärts, von wo uns ein großer, dichter, regelmäßig runder Kranz von Sternen aus dem schweren, schwarzen Himmel herunter strahlt. Welch ein seltsames Meteor! Da steht es, fest an den sonst ganz sternenlosen Himmel geheftet, ein regelmäßiger, aus hellstrahlenden Sternen geflochtener Kranz. Ist der Mensch schon fertig mit Ausschmückung der Erde, daß er hier den Himmel zu decoriren anfing? Denn Menschenwerk ist's, das sehen wir gleich, da der Vater der Sterne durchaus nicht in diesem Stile baut.

Nun ja, es ist der oberste, um den einen schlanken Minaretthurm herumgelegte Kronenleuchter des Panoptikon. Panoptikon? Was steckt hinter diesem griechischen Worte? Zunächst ein seltsamer Palast und Tempel im maurischen Stile mit zwei schlanken Minarets, in welchem man, wie das griechische Wort bedeutet, „Alles sehen" kann. Nach dem Krystall-Palaste der großartigste jener vielen Tempel der Volkskultur, die immer häufiger an verschiedenen Plätzen sich erheben und mit Belehrung und Wissenschaft für alle Volksklassen und mit diesen selbst füllen, so daß diese nicht mehr die schönste Zeit ihres Lebens auf Gymnasien und Universitäten zu verlernen brauchen, um zu lernen, was sie vergessen müssen, um etwas für's Leben zu lernen, daß sie nicht mehr mit Zeugnissen und Legitimationen und bestandenen Prüfungen beladen am Thore des Lebens anzuklopfen nöthig haben, wenn ihr bestes Leben verblichen, sondern mit einem Schilling und einem schau- und wißbegierigen Sinne sofort auf die spielendste Weise mitten in den Ernst und die Tiefe des Wissens hineinsteigen können, ohne Lernen und Thun, Wissen und Leben jemals zu trennen. (Wir kehren uns nicht an das mitleidige Lächeln des Fachgelehrten über dieses oberflächliche Räsonnement, da wir wissen, daß die Oberflächlichkeit solcher modernen Institute auf das Gründlichste durch Praxis und Selbststudien aus unzähligen guten Lehrbüchern überwunden werden kann, ohne fünfzehn bis zwanzig Jahre durch den alten Hokus Pokus von Gymnasien und Universitäten zu opfern.)

Diese modernen Wissenschafts- und Kulturtempel für alles Volk treten jetzt an die Stelle jenes alten, heiligen Triebes, gothische Dome und Klöster zu erbauen, jene heiligen Graals für Auserwählte des Herrn, Gymnasien und Universitäten zu gründen und zu besuchen für eine Aristokratie des Wissens. Diese Tempel sind Kirchen des Wissens und der Bildung aller Klassen und Stände und Geschlechter und werden von den Ruinen gebaut, in welche die Mauern der aristokratischen und hierarchischen Zünfte des Glaubens und Wissens zerfallen.



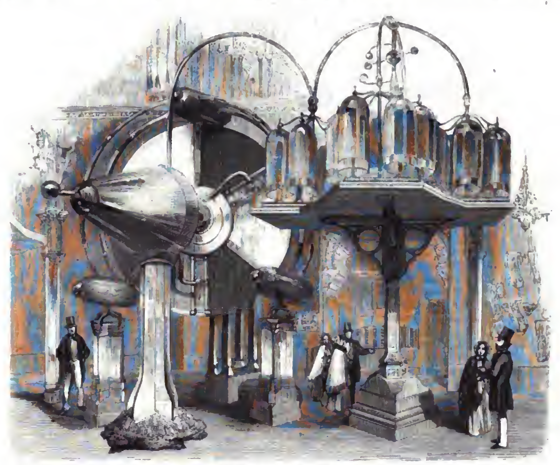
Das Panoptikon.

Sie sind die Demokratie der Kultur, die hier eine würdigere Rolle spielt, als in der Politik, wo sie, auch dicht an Throne herangedrängt, bisher nur eine ziemlich klägliche Rolle zu spielen verstand. Sie wird von diesem Boden aus Alles erobern, ohne jemals etwas zu zerstören und zu unterdrücken. —

Der Krystall-Palast ist die Sonne dieser neuen Kultur-Demokratie, das Panoptikon deren nächster Planet. Die Zahl der kleineren Planeten und Trabanten, die überall in Form von „Athenäen", polytechnischen Instituten u. s. w. um sie herum leuchten, wird alle Tage größer.

Treten wir ein in das Panoptikon und zwar gleich in die große Rotunde, deren einen Halbkreis wir in der Abbildung beigeben, wie er sich dem Eintretenden gradeüber ausspannt. Ein mildes, zum Nachdenken einladendes, blos von der Decke oben einfallendes Licht giebt dem Glanze und Reichthume der Architektur und der ausgestellten Schau-, Belehrungs- und Verkaufsobjecte die vortheilhafteste Beleuchtung), die Abends durch unzählige Kronenleuchterampeln ersetzt wird. Die Durchschnittslänge der Rotunde beträgt von Wand zu Wand 97 Fuß. Drei Galerien, von schlanken Säulen getragen, sind für den Genuß von Totaleindrücken die vortheilhaftesten Schaupunkte. Doch die ausgezeichneten und auserwählten Kunstwerke der Sculptur, welche die Rotunde unten umkränzen, wollen blos vom Parterre aus gesehen sein. Innerhalb des Statuencirkels finden die verschiedensten Arten von arbeitenden und durch Vorträge erklärten Mustermaschinen und naturwissenschaftlichen Instrumenten ihren Platz. In der Mitte dieser Instrumente springt ein graciöser

Wasserstrahl bis in das Lichtdach des Saales und spielt hernieder auf acht kleinere convergirende Strahlen. Unter den Maschinen erregt eine kolossale Elektrisirmaschine, die größte, die jemals construirt ward, das meiste Erstaunen und in ihren Anwendungen die reichste und in größten Maßstäben ausgeführte Einsicht in alle möglichen Wirkungsweisen der Elektricität und des Magnetismus. Die Kraft der von der Maschine auf Leydener Flaschen gezogenen Electricität ist so groß, daß man mit einer einzigen Entladung den Blitz des Gewitters in voller Gewalt anschaulich machen kann. Große Hunde hat man schon mehrmals mit einem einzigen dieser Blitze so erschlagen, daß sie sofort gründlich und unwiderruflich todt waren. Wir setzen hier die Bekanntschaft mit der Construktion und Erzeugungs- und Sammlungsart von Elektricität dieser Maschine voraus; wenigstens halten wir dies nicht für den Platz, uns näher darauf einzulassen, da wir uns ein Totalbild des ganzen Instituts verschaffen wollen. Eine besondere Abbildung der Maschine giebt uns eine Vorstellung von deren kolossalen Dimensionen, wenn wir sie in ihren Verhältnissen zu den in genauer Proportion dazwischen dargestellten erwachsenen Menschen betrachten, und die einzelnen in Betracht kommenden Theile sind so sichtbar, daß jeder Sachverständige dem Laien Aufklärung und Einsicht in den ganzen Prozeß und die Funktionen der einzelnen Theile verschaffen kann.



Die große Elektrisirmaschine im Panoptikon.

Hinter der riesigen Electrisirmaschine erhebt sich eine prachtvolle, kolossale Orgel, welche in verschiedenen Zwischenräumen die Besucher nach der Andacht des Lernens und der praktischen Wissenschaft in die erwärmende und herzerweiternde Andacht feierlicher Musik erhebt. Die Orgel gilt als eins der vollkommensten Meisterwerke, in welchem alle die neuen und neuesten Erfindungen und Verbesserungen für diese Sphäre angewendet wurden. An einer andern Stelle finden wir ein prächtiges Amphitheater mit Sitzen ringsum, die sich nach der Mitte senken — zu Vorträgen mit praktischen und experimentalen Erläuterungen. Anderswo reihen sich niedliche Verschläge zur Ausstellung von Industrie- und Erfrischungsgegenständen und der Rohstoffe in ihren verschiedenen Graden von Wertherhöhung und Veredelung durch menschlichen Geist, so daß wir ein und dieselbe Quantität von Stoff, roh 1 Penny werth, bis zum Werthe von einem Pfund Sterling durch Industrie und Kunst erhöht sehen, um 240 und mehr Procent. Giebt es doch Rohstoffe, welche bis zu einer Wertherhöhung von 500 und mehr Procent durch den Geist des Menschen und seine geschickte Hand hindurchgehen. Ein Stück Eisen kann in einer Tuchnadel, ein Stück Bronce in der Statuette, ein Viertel Loth Flachs im Batisttuche um mehr als 1000 Procent veredelt erscheinen.

Von der zweiten Galerie steigen wir eine Treppe hinab, in die theoretische und praktische Akademie photographischer Kunst, aus andern Thüren in besondere Hörsäle und Auditorien, in Gemälde-Galerieen, Lesehallen und Kunstzimmer verschiedener Art. Im südlichen Flügel finden wir den Hörsaal und die Ausstellung für streng wissenschaftliche Vorträge und Gegenstände in wundervoll praktischer Structur, so daß jeder Besuchende mit Aug' und Ohr überall ganz nahe ist und genau sehen und hören kann.

Mit einem Worte ist das Panoptikon die erste, moderne Volks-Universität für modernes, allseitiges, theatralisches und praktisches Wissen aller Art mit praktischer Aesthetik und Kultur, wo das Lehren und Lernen, die Veredelung des Sinnes und Herzens, von aller Pedanterei und „allen Wissensqualen entladen" wie ein Spiel, wie eine Erholung nach des Tages Müh' und Arbeit genossen wird, die Wissenschaft, Kunst und Industrie mitten auf dem Markte des Lebens Jedem zugänglich. Schulen und Privatunterrichtsanstalten, denen Anschaffung kostbarer naturwissenschaftlicher Apparate oft unmöglich ist, finden hier für eine Kleinigkeit die vollkommensten Instrumente mit entsprechenden Räumen zur Verfügung, oder können sich dieselben für verschiedene Zeiträume leihen. Jede neue Erfindung findet hier sofort Raum und Gelegenheit, sich zu zeigen und bekannt zu machen und so Mittel und Personen zur Ausführung von neuen Ideen und Patenten zu gewinnen. Die neuesten Erfindungen und Verbesserungen des Auslandes und alle, die nicht von selbst kommen, werden sofort eingeführt und zur Schau gestellt, um sie durch Anschauung und Erläuterung immer möglichst bald zum Gemeingut der Massen zu machen. Männer der Wissenschaften und Künste, die auf eigene

Rechnung Vorträge halten wollen, können sich hier Hörsäle und Zimmer zu den verschiedensten Zwecken und Preisen und die nöthigen Instrumente dazu miethen. Industrielle, Fabrikanten und Producenten aller Art, die auf eine würdige Weise Anzeigen machen wollen, miethen sich die im Panoptikon zu diesem Zwecke in reichlicher Auswahl vorhandenen Ausstellungsbuden. Wer endlich ohne bestimmten Zweck sich auf eine kultivirte Weise mit Freunden und Familien nur eben erholen und einen Nachmittag oder Abend angenehm verbringen will, findet im Panoptikon die günstigste Gelegenheit dazu, da alle Arten von Erfrischungen und auch besondere Zimmer und Abtheilungen miethweise zu haben sind, so daß man sich von dem großen Publikum zurückziehen kann, nachdem man mit ihm gemeinschaftlich genossen, was die Eigenthümer des Unternehmens für Alle ausgestellt haben und durch kurze Vorträge an den einzelnen arbeitenden Maschinen und Experiment-Apparaten erläutern lassen.

Hiermit wird man sich ein allgemeines Bild vom Panoptikon zurechtlegen können und hoffentlich zugeben, daß diese moderne, neue Art, Wissenschaft, Kunst, Industrie, Leben, Erholung und Vergnügen zu combiniren und Eins durch das Andere zu tragen und zu heben, von der segensreichsten Wirkung für eine wirklich allgemeine, durchgreifende, gesunde, praktische Massenkultur sein muß, zumal wenn man bedenkt, daß diese neue Art von Universität, Akademie und Markt vereinigt, noch im Entstehen ist und sich einer Ausdehnung in Mitteln und Zwecken fähig zeigt, wovon wir vor der Hand kaum eine Vorstellung haben mögen.

Die Mittel und Werkzeuge, die Aristokratie des Wissens über alle Klassen des Volks zu verbreiten und durch Offenheit und Concurrenz wahrhaft in grünes, goldenes Leben umzusetzen, sind jetzt noch selbst Experimente und erste Versuche. Wer weiß, wie weit sie sich in diesem jetzt rasch pulsirenden Leben der Wissenschaft und Künste, des industriellen und ideellen Verkehrs zwischen allen Völkern binnen einem Menschenalter vermehrt und vervollkommnet haben mögen! Möglich, daß dann auch bald alles Metall, das jetzt noch massenweise zu Flinten, Kanonen, Kugeln und Säbeln verarbeitet wird, sich für productive und menschliche Zwecke so ausschließlich verwerthen lasse, daß Mars, der brüllende Kriegsgott, noch selbst mit den Massen bei den Musen der Wissenschaft, Kunst und Industrie in die Schule gehen lernen muß, um etwas zu lernen und sich anständig zu ernähren.

Sturmbilder aus dem schwarzen Meere vom 13. November.

(Von Augenzeugen.)

Was Kugeln, Cholera, Kälte und Diplomatie ihrer eigenen Herren gegen die englischen Soldaten auf der Krim bisher nicht ruiniren konnten, schien der Sturm des schwarzen Meeres vom 13. November vollenden zu wollen. Während er in Constantinopel stolze, schlanke, glänzende Minarets und goldene Dächer, die Jahrhunderte den Stürmen und Orkanen eine ruhige, feste Haltung entgegengesetzt hatten, wie morsche Stäbe zerbrach und donnernd niederwarf auf Häuser und Menschen, knickte er thurmartige Masten und mannsstarke Taue und tausend Centner schwere Ankerketten der englischen, französischen und türkischen Flotte bei Balaklava, an der Katscha und bei Eupatoria wie Strohhalme und Zwirnsfäden und schlug die wie Nußschalen zwischen den Alpen der Wogen umhergeschleuderten Schiffe gegen einander, daß sie gegenseitig in Trümmern auseinander stoben oder gegen die graugrünen, grimmigen, steil aus der Meerestiefe hervorragenden Gestadefelsen schossen, welche mit einem Schlage ganze schwimmende „Meeresfestungen" zu Pulver zermalmten, so daß leblose und lebendige Schätze unbarmherzig in die Tiefe gedrückt wurden, denn an Rettung die steilen Felsen empor war nicht zu denken. Wenn auch Dieser und Jener sich für einige Sekunden anklammerte, das nächste heranprallende Wassergebirge spülte ihn mit sich fort, wie ein trockenes Baumblättchen, oder die überall lauernden Gewehre der Russen schossen ihn herunter. Der Sturm gilt als das Furchtbarste von Wuth, was das schwarze Meer jemals geleistet. Abgesehen von den Zerstörungen und Verwüstungen in den Flotten sprechen dafür die Leistungen desselben gegen die Minarets von Constantinopel.

Es ist nicht unsere Absicht, die Thaten dieses Sturmes aufzuzählen, wie in einem Zeitungsberichte: wir geben blos einige charakteristische Scenen und Bilder aus den Schilderungen von Augenzeugen wieder, wie sie in den englischen Zeitungen und Privatbriefen wimmeln. So weit man das Ergebniß dieser Naturtragödie schon übersehen konnte, waren mindestens tausend Menschen ertrunken, außer denen, die von den Russen erschossen oder als Gefangene aus dem Meere in Empfang genommen wurden. Der bloße, nackte, direkte Verlust an Gütern und Materialien wurde von der Times auf zwei Millionen Pfund Sterling oder vierzehn Millionen Thaler geschätzt. Aber der Sturm verschlang hauptsächlich alle möglichen nothwendigen Bedürfnisse für die Armee, Speisen und Getränke, Arzneien, Winterkleider, Baumaterialien für Winterzelte u. s. w., so daß die aus diesen Verlusten sich noch ergebenden Verwüstungen nicht blos in's Geld, sondern auch fernerweitig tief in's Leben gehen, nicht blos in das Leben Derer, welche direkt aus Mangel an Nahrung, Kleidung und Wohnung und Arznei in Regen und Schnee jämmerlich umkommen, sondern auch in das Leben Englands überhaupt, welches bereits durch die Krim-Expedition eine ganz andere Physiognomie bekommen. Der straffe Stolz auf ihre Kraft hängt jetzt erschlafft auf ihren Gesichtern, das übermüthige Vertrauen auf das Recht der „westlichen Civilisation" und auf die unfehlbare Weisheit der politischen Lenker derselben hängt und schüttelt den Kopf, und selbst der neue Glaube an die riesigen Anstrengungen des reichsten, männlichsten Volkes erwärmt nicht die Gemüther, da man unwillkürlich ahnen mag, daß sie theils „zu spät" kommen, theils noch nicht die rechten, siegreichen seien.

Sehen wir uns erst eine Scene an der Mündung des Katschaflusses an. Acht französische Briggs, mit Pferden und Mannschaften beladen, werden auf den wogenden Wasserbergen umhergeschleudert. Hier und da fallen je zwei von den Gipfeln der Wogen herunter in tiefe Thäler und verschwinden den Blicken der russischen Offiziere und Kosaken, die auf den Klippenufern oben auf Beute lauern. Das Thal, worin sie zusammenkrachten, verwandelt sich in Berge, auf welchen die Trümmer beider Schiffe, Masten, Menschen, Pferde, Planken und Bretter, Tonnen und Kisten abermals durcheinander gewirbelt werden. Auf Trümmern reitende Soldaten werden von Masten und Stangen in die Tiefe gestoßen, die rauhen, spitzen Enden einer zerrissenen Schiffsplanke durchbohren den hervorragenden Kopf eines Pferdes, ein noch ganzes Schiff schleudert sich zwischen lebendige und todte Trümmer, während eine Woge über dasselbe hinwegrast und Menschen und Waaren mit sich fortreißt und der Sturm einen Mast abbricht, um ihn einem Ertrinkenden tückisch als Strohhalm der Rettung nachzuwerfen. Von den acht Schiffen zertrümmerten sich vier gegenseitig, die andern wurden vom Sturme zerrissen und dann vom Meere verschlungen. Die Trümmer und die Schiffbrüchigen wurden begierig von den Kosaken aufgefischt, sobald sie an's Ufer trieben. Russische Offiziere, die von Sebastopol herbeigekommen waren, schienen die Kosaken im Zaume zu halten. Auch gaben sie mit geschwenkten Hüten und Tüchern von den Klippen herab Zeichen, daß sie ruhig landen könnten; doch gaben weder Engländer noch Franzosen diesen Einladungen Gehör. Gegen Abend, als sich die Offiziere entfernt zu haben schienen, kam ein Barkschiff in das Bereich der Kosaken, die jauchzend und in wilder Lust unter den an's Land geschleuderten Trümmern, zerrissenen und verstümmelten, lebenden und todten Pferden und Menschen, Kisten und Kasten — umherwirthschaften. An der einen Seite der Barke klammerten etwa dreißig Menschen, darunter eine Mutter mit ihrem Kinde, die sich tapfer mit einem Arme hielt, während der andere das Kind krampfhaft umschloß. Das Schiff, bald links, bald rechts, bald mit dem Kopf, bald mit dem Hintertheil in die Wogen gebohrt, ließ die Angeklammerten bald unter Wasser verschwinden, bald hielt es

dieselben höhnend wieder empor an's Tageslicht. Dabei wurde es auf einmal zurückgeschleudert, als die Kosaken schon Miene machten, sich dessen zu bemächtigen. Unwillig über diese Verkürzung ihrer Ernte griffen sie nach ihren Gewehren und schossen die dreißig Menschen von den Planken herunter, auch die Mutter mit dem Kinde. Das Geschrei der Mutter drang durch das Gebrüll des Sturmes. Sie graspte nach dem Kinde, aber die tobenden Wasser gestatteten ihr nicht, vereint mit ihm in die Tiefe zu sinken.

Im Hafen von Balaklava haben nur wenige große Kriegsschiffe Raum, so daß eine ziemliche Anzahl derselben und von Transportschiffen außerhalb desselben in einer Tiefe von 30 Klaftern hatten Anker werfen müssen. Aus diesen Tiefen erheben sich gewaltige Granitmassen ganz senkrecht wie Mauern, bis 700 Fuß hoch, so daß sie nicht einen Zoll breit Terrain gewähren, um den Fuß des Schiffbrüchigen aufzunehmen. Hier nun zerschmelterte der Sturm acht Transportschiffe erster Klasse. Von den 320 Matrosen und Mannschaften derselben konnten blos dreißig gerettet werden. Und hier machte der Sturm sein Meisterstück unter wackerem Beistande von Engländern selbst. Er zertrümmerte und verschlang eins der stolzesten Dampfkriegsschiffe „Prince" von 2700 Tonnen Last mit sämmtlicher Winterbekleidung für die Armee, darunter 40,000 große Pelze, wollene Decken, Unterkleider, Strümpfe und Handschuhe, geräuchertes und luftdicht eingemachtes Fleisch, Hospitalbedürfnisse für Scutari, eine ungeheuere Masse von Munition zur Fortsetzung der Belagerung und 300 Menschen, darunter Frauen und Kinder von Soldaten in ziemlicher Menge. Daneben ging auch das Schiff „Resolute" mit 18,000 Centner Schießpulver in den Grund. Die Times hat die Unverschämtheit, den Verlust des „Prince" ganz besonders der „mysteriösen Fügung des Himmels" zuzuschreiben. Es hatte sechs Tage vorher das 46. Regiment in Balaklava gelandet und darauf alle die untergegangenen unendlich kostbaren, nothwendigen Bedürfnisse der Armee 6 mal 24 Stunden bei sich behalten. Als es nun den Sturm über sich daherbrausen sah, versuchte es zu ankern. Der Anker ging sofort mit dem ganzen ungeheuern Taue in den Grund, weil letzteres nicht ordentlich befestigt war. Der zweite Anker nahm das Tau auch mit und zwar aus demselben Grunde. Jetzt versuchte es dem Sturme entgegen zu dampfen, um aus dem Bereiche der furchtbaren Klippen zu kommen und inzwischen ein kleineres, schwächeres Tau und einen kleineren Anker zurecht zu machen. Mit demselben hielt es sich bis zu dem fürchterlichen Morgen des 13. November, wo der Sturm Tau und Anker mit sich fortriß und gegen die 700 Fuß hohen Granitmauern schleuderte. Man kappte jetzt alle Masten und rasirte das ganze Deck von allen hervorragenden Gegenständen, die der Sturm packen konnte und ließ die Dampfmaschinen mit demselben auf Tod und Leben kämpfen. Aber die schon beschädigte Schraube erwies sich zu schwach, so daß es nach kurzem ohnmächtigen Kampfe gegen die Felsen geschleudert ward und in unzähligen Splittern zurückprallte, wie ein schwaches, gegen einen Stein geschleudertes Glas. Es hatte über 100,000 Thaler gekostet (von der Regierung kurz vorher gekauft) und für 3,500,000 Thaler Güter nebst 300 Menschen an Bord. Alles sank jetzt in die Tiefe. Nur etwa 30 Menschen wurden gerettet. Von diesen erwähnt Einer in seiner Schilderung eine Scene unmittelbar vor der Zerschmetterung des Schiffes. Eben schoß es von einem Meeres-Chimborasso herunter nach den Felsen zu, als ein Matrose, der mit allen andern bisher rüstig gearbeitet, ausrief: „Heisah, noch zwei solche Fahrten und wir trinken Wasser. Schicken wir etwas Spiritus voraus!" Und so trank er und gab die Flasche weiter. Man trank herum, stellte sich in eine Reihe, nahm die theerigen Mützen mit den großen Schirmen hinten ab, blickte gen Himmel und blieb dann an einander gereiht Hand in Hand stehen, bis das Schiff sich mit einem dumpfen Krach alle Glieder bis in die kleinsten Theile zerschmetterte. Ein Offizier hatte kurz vorher eine Dame geküßt, sie dann in seine Arme geschlossen und so den Todesstreich ruhig und lautlos erwartet, eben so die Dame.

Solch edler, moralisch kräftiger, tragischer Heldenmuth in dem Einzelnen unten, und solche Feigheit und Halbheit und Liederlichkeit und Gewissenlosigkeit im Offiziellen, Administrativen und Diplomatischen! —

Am 13. November Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr erreichte die beispiellose Raserei des Sturmes die höchste Erhabenheit seiner verwüstenden Allmacht. Um diese Zeit standen einige Offiziere auf der Anhöhe nördlich von Eupatoria dicht vor den wallenden Alpen des Meeres, das mit seinen Spitzen, hohen Wasser-Gletschern hier und da weit über die hohen Felsen herüber und mit Regen- und Schneehieben in die Thäler hinunterschlug. Nur mit Mühe konnten sich die Offiziere, an Felsstücke gelehnt hatten, da selbst die Fernröhre vor ihren Augen von einzelnen Stößen des Sturmes aus ihrer Richtung geschleudert wurden. Aber das furchtbare Schauspiel zwischen den donnernden Labyrinthen hoch auf kochender Wassergebirge war zu fesselnd, als daß sie hätten ihren Platz verlassen können. Mitten aus den tosenden Meereswogen heraus und in die wüthenden Streiche des Sturmes und Schnees hinein züngelten blendende, lange Feuerstrahlen in allen möglichen Richtungen, wie verzweifelte Gesticulationen eines zwischen den Wassern umhergeschleuderten Ungeheuers. Es war ein brennendes Schiff, dessen glühende, funkensprühende Feuerzungen gar schauerlich auf die dunkeln, schwarzbraunen Wogen herableuchteten und ihre wallenden Kämme mit den herrlichsten Farbentinten illuminirten. Das brennende Schiff gerieth unter eine Menge andere französische und englische, die zum Theil mastlos wie Nußschaalen von einem Wasserrücken auf den andern geschleudert wurden. Von den Flammen wurde keins ergriffen, desto mehr von der unersättlichen Wuth des Sturmes, der mit wahrer Wollust bald hier, bald da je zwei um zwei zu fassen und gegen einander zu zerschmettern schien. Nach einer solchen Scene kam ein Matrose auf einem langen Maste über die Wogen daher geritten, bald in der Tiefe verschwindend, bald über die Spitzen der Wogen mit dem Kopfe seines spitzigen, langen Pferdes hervorragend. Aber er hielt sich sattelfest, obgleich er zuweilen hoch in die Luft hinausragte, um sich sofort wieder in ein tiefes Wasserthal zu stürzen. Da ritt er pfeilschnell heran nach dem steilen Gestade. Ein Tau in seiner Hand gab ihm ganz das Ansehen eines Reiters. Aber nach einer halben Minute dicht am Lande aus der Tiefe triefend emporgeschleudert und durch die Lüfte getragen schoß der lange Kopf seines Steckenpferdes gegen die Felsen, und er flog zerschmettert in ganz abgerissenen Stücken in das Meer zurück, das im Nu wohlthätig eine Woge über den schauerlichen Anblick hinwarf. —

Zwischen Balaklava und Sebastopol hatten sich hinter den verschiedenen Stationen der belagernden Heeresabtheilungen auf felsigem, von schmutzigen Gräben und Thälern durchfurchten Boden eine Menge Leinwandstücke erhoben, freilich lange nicht genug, um allen Soldaten, denen zuweilen einige Stunden der Ruhe (mit Sack und Pack, Gewehr im Arm) gegönnt wurden, Schutz vor Regen und Nachtfrost zu gewähren. Viele mußten sich im Freien in die Erde graben, um da, wie in einem Grabe, geschützt vor den Kugeln der Russen, ein Stündchen Schlaf zu erhaschen. Die leichten Zelte aber verschwanden in der Nacht vom 14. zum 15. November fast alle binnen wenig Stunden. Nachdem der Sturm auf dem schwarzen Meere seine Wuth gekühlt zu haben schien, fuhr er mit neuer Tobsucht zwischen diese Leinwandstückchen und riß Hunderte von Pfählen mit einem Ruck aus, um dieselben an den leinenen Wänden gepeischt und geschwungen den Schlafenden und Wachenden an die Köpfe zu schlagen und ihnen Arme und Beine damit zu brechen. Mit seiner eigenen Stärke nicht zufrieden, schlug er noch bewaffnet mit Geißeln von Schnee und Hagel blind durch die Nacht auf Schlafende, Wachende, Gesunde, Kranke und Sterbende herab und bedeckte letztere mit Leichentüchern, noch ehe sie ganz erfroren waren. Dazwischen wirbelten plötzlich die Alarmtrommeln und schmetterten die Hörner, um zum Kampfe zu rufen. Schon blitzten Salven hervordringender Russen durch die Nacht und zischten deren Kugeln durch Zelte und Menschen. Der Angriff wurde auch unter diesen furchtbaren Umständen zurückgeschlagen, aber inzwischen waren die meisten Zelte zerrissen, zerstört und vom Sturme durch die Lüfte mit fortgeschleudert worden. Nur die Winterzelte sollen erst jetzt in verschiedenen Häfen und Städten angekauft werden, sodaß man Hoffnung hat, dieselben fertig zu haben, wenn die Frühlingssonne auf deren Dächer oder auf die Massengräber Derer scheint, die darin hätten wohnen können, wenn Aberdeen nicht ein zu alter, friedliebender, zaghafter Diplomat gewesen wäre. —

Nachdem der Sturm die Leinwandhütten der Engländer, Franzosen und Türken zerrissen und in Fetzen mit sich fortgezaust hatte, beschäftigte er sich noch mit mehr Muße mit Todtbeizung und Begrabung der Kranken unter Schnee. Während der Zeit aber donnerte und sauste er wüthend hinunter nach der weiten Ebene und

Steppe der Krim, wo Hunderte von russischen Transportwägen mit ihren Lasten und Ochsen schon auf Tod und Leben mit Schmutz und Nacht kämpften. Hier packte er Wagen und Menschen und Vieh und schleuderte sie umher und in Sümpfe und begrub sie in Schnee und vernichtete so die ganze Karavane, vielleicht um zu zeigen, daß er es nicht blos auf die Alliirten abgesehen habe, und als Censor der christlichen Phrase, daß der liebe Gott Partei genommen und den Feind exemplarisch heimgesucht habe.

Blätter und Blüthen.

Ein Institut für blödsinnige Kinder. Während es zur Heilung für fast alle körperlichen Gebrechen wie zur passenden Unterrichtung der Unglücklichen, die damit behaftet sind, eine Menge Anstalten giebt, wie die große Zahl der Taubstummen-, Blinden- und orthopädischen Institute beweisen, sind die Anstalten für Geistesschwache und Blödsinnige äußerst selten, besonders solche, in denen solche Unglückliche nicht versorgt, sondern gebildet und geheilt werden. Darum eilen wir, die Gründung einer solchen Anstalt zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Es ist dies ein Unternehmen des Dr. Heinrich Herz und seiner Gattin in Meißen. Nachdem ihm die sächsische Regierung die Concession dazu ertheilt, hat derselbe eine Anstalt für Geistesschwache und Blödsinnige eröffnet, in der Nähe Meißens, ohnweit Dresden in einer der anmuthigsten und gesündesten Gegenden, auf dem Plossen, wo er sich seit Kurzem niedergelassen. Die Aufgabe der Anstalt ist: Geistesschwache und Blödsinnige, sei ihr Zustand angeboren, zugefallen oder lediglich durch Fehler der Hauserziehung entstanden, — durch Körperpflege, Erziehung und Unterrichtung zu geistiger Gesundheit soweit thunlich heran- oder umzubilden. Die Anstalt nimmt sowohl Kinder als Erwachsene beiderlei Geschlechts auf, sobald ihr geistiger Zustand die Annahme der Besserung zuläßt und nicht mit unheilbar schwerer Krankheit oder zu großer Körpergebrechlichkeit verbunden ist. Sprachlosigkeit ist kein Hinderniß der Aufnahme, wohl aber Taubstummheit. — Der Eintritt kann zu jeder Zeit Statt finden, sobald durch vorhergegangene Prüfung die Bildungsfähigkeit des Aufzunehmenden festgestellt ist.

Wirkliche Besserung des Zöglings ist die Hauptaufgabe der Anstalt und wird darauf hin mit den verschiedensten Mitteln gewirkt, je nachdem sie der Zustand des Zöglings erheischt. Doktor Herz, der sich außer dem Studium der Philosophie besonders der Pädagogik und den Naturwissenschaften zugewendet hatte, hat sich auf diesen Gebieten einen seltenen Schatz von Erfahrungen erworben, die ihn vorzugsweise zu dem jetzigen Beruf geeignet machen. Auch seine Frau (bekannt als Verfasserin eines tüchtigen Buches: „Hauserziehung und Kindergärten") besitzt eine eigenthümliche Begabung für denselben. Seit ihrer frühesten Jugend hat sie sich mit Kindern lehrend und erziehend beschäftigt und dabei die tiefsten Blicke in das Dasein der Kinderwelt gethan. Später hat sie in diesem Fach sowohl praktisch als theoretisch (lehrend zugleich durch Wort und Schrift) jahrelang mit der angestrengtesten Thätigkeit gewirkt und was früher aus Neigung und Kinderliebe, später humanes Streben und der Wunsch Gutes zu stiften und wohlzuthun, auch eine höhere Weihe zu unterstützen als in der pekuniären, ein bewußter Beruf geworden. In den letzten Jahren hat sie bei blödsinnigen Kindern, die sie im Hause ihrer eignen Familien unterrichtete, die ausgezeichnetsten Resultate erlangt. Besonders ist ihr dabei ihre gründliche musikalische Bildung zu Statten gekommen; sie ist eine Schülerin Wiek's, bekanntlich des ersten Pianofortelehrers der Gegenwart und von ihm selbst zur Künstlerin wie Musiklehrerin vorbereitet worden. Durch die wohlberechnete Anwendung der Musik hat sie einem ganz stumpfsinnigen Kinde die ersten Thränen entlockt, in einem andern die erste Aeußerung des Selbstbewußtseins hervorgebracht — und der so einmal zum Glühen gebrachte göttliche Funke ist nicht wieder erloschen und durch andere geeignete Mittel weiter genährt worden. Ueber dergleichen Kuren befinden sich Zeugnisse hochgeachteter Aerzte und Privatpersonen in ihren Händen.

Auf jeden Fall ist die Eröffnung der erwähnten Anstalt als eine große Wohlthat zu betrachten, da es so viele unglückliche Geschöpfe giebt, welche bei sorgsamer Pflege sich zu nützlichen Menschen entwickeln können, während sie ohne dieselbe eine Last der menschlichen Gesellschaft und das Unglück der Familien sind, welchen sie angehören.

Die Cobra oder Augenschlange. Die Insel Ceylon, genannt die Mutter der Elephanten, ist auch sehr reich an verschiedenen Arten von Schlangen, unter Anderen auch der schönsten oder wenigstens der unhäßlichsten aller Schlangen, da es diese Art von Geschöpfen wohl unter keiner Bedingung bis zu irgend einem Grade von Schönheit bringen. Diese ist die Cobra oder Augenschlange, so genannt, weil sie grasendes Vieh in die Augen zu schlagen pflegt. Sie ist etwa 6 Fuß lang und von dem herrlichsten, hellsten Grün des Frühlingsgrases, dabei so dünn und schlank, daß sich die feinste Balldame keine dünnere und unschönere Taille wünschen kann. Auch in ihren Bewegungen entwickelt sie eben so viel Grazie als Behendigkeit und weiß sich dabei mit ihrer Farbe noch obendrein so geschickt den Bewegungen und Gestaltungen des Grases anzupassen, daß sie das schärfste Auge nicht verfolgen kann. Zuweilen, wenn sie es für klug und praktisch hält, bildet sie auch einen stehenden, emporragenden, grünen Halm mit keiner andern Bewegung, als der, welche Windstöße dem Grase mittheilen. Reicht das nicht schon allein hin, die Schlange zu dem Titel „Fuchs unter den Reptilen" zu berechtigen? Ein Augenzeuge dieser Situation beschreibt den Anblick so: „Eines Tages sah ich auf meinem Wege nach Kandy ein ziemlich starkes Rohr mit einer grünen Blüthe aus dem übrigen Grase hervorragen. Die heitere, duftige, grüne Farbe desselben zog mich an, so daß ich näher ging, um es genau anzusehen. Es stand aufrecht etwa drei Fuß von der Erde und blieb so stehen, bis ich es mit der Hand berührte und zu meinem Schrecken fand, daß es eine Augenschlange war. Sie hatte sich unten gleichsam zu einem Postamente zusammengewickelt und ragte mit dem Oberkörper etwa zwölf Zoll gerade und steif hervor, als wäre sie von Eisen, da sich auch in der völligen Windstille das Gras nicht bewegte. Ihr Hut am Kopfe stand ausgespannt wie eine Blüthe, so daß die Täuschung vollkommen war. Da ich von der musikalischen Passion dieser Schlangen viel Wunderdinge gehört hatte, fing ich sofort an, auf meiner Flöte zu spielen. Nichts war schöner und bezaubernder, als das Entzücken des in der Schlange zum organischen, vom Boden erlösten Lebens zu beobachten. Ihr sonst so bleiernes und mattes Auge wurde leuchtend, freudestrahlend und groß. Wie goldene Sonnen starrten mich die lidlosen Augen an, und mit mehr Grazie, als die meisten Musikdirektoren mit ihrem Dirigentenstabe entwickeln, schlug, bog und knixte sie den Takt meiner Melodie mit dem ganzen, hervorragenden Oberkörper so graziös, so freudezückend, so hingerissen, daß ich glaube, ihr wohl ziemlich 1 Stunde lang alle meine Vorräthe auf der Flöte zum Besten gegeben zu haben. Das Auge der Cobra-Schlange, die grün, immer im Grünen wohnt, ist sehr empfindlich gegen starkes Licht, so daß man sie, wie es schon den Alten bekannt war, mit dem Lichtblitze eines Edelsteins plötzlich blind machen kann. Das Gift in den Fängen jeder Cobra wirkt wie Laudanum und hat in jeder Schlange die Kraft von etwa zwei Tropfen desselben. Die Buddhisten verehren die Cobra göttlich, doch hält sie dies nicht ab, sie nach Kräften zu vertilgen und auszurotten, da sie dem Vieh so viel Schaden thun. Die göttliche Verehrung des Schädlichen und Gefürchteten findet man mehr oder weniger in allen ersten, naiven, rohen Naturreligionen, wie ja auch in gebildeten und sogar oft sehr hohen Kreisen manche Menschen hauptsächlich aus Furcht, wenn nicht vor einigen Höllenstrafen, so doch vor zeitlichen Folgen ihrer eigenen Sündhaftigkeit fromm werden. Die Buddhisten verehren das objectiv das außer ihnen Gefürchtete und sind deshalb weniger blinde Heiden, als die frommen Heuchler bei uns, welche den lieben Gott durch ihre Frömmigkeit aus Furcht vor ihrer eigenen Erbärmlichkeit zu veranlassen meinen, daß er ihretwegen Natur- und moralische Gesetze verletzen und ihnen Steuerfreiheit und Privilegien vor gewöhnlichen Christen verschaffen solle.

Architekt und Baumeister. Der Architekt Alexander, von welchem die Rochester-Brücke und mehrere andere schöne Gebäude in der Grafschaft Kent herrühren, stand einst in einem Criminalprozeß als Zeuge vor dem Geschwornengericht. Der Staatsanwalt, welcher das Zeugniß des Vorgeladenen in den Augen der Geschwornen zu verdächtigen wünschte und zu diesem Zwecke nach dem bei englischen Gerichts-Verhandlungen üblichen Brauche ihn zu verwirren und zu verblüffen suchte, fuhr, nachdem er ihn gefragt, wie er heiße, folgendermaßen fort:

„Sie sind Baumeister, glaube ich?"

„Nein, Sir, ich bin nicht Baumeister, ich bin Architekt."

„O, Architekt oder Baumeister, Baumeister oder Architekt, das läuft wohl auf eins hinaus?"

„Ich bitte um Verzeihung, das kann ich nicht zugeben; nach meiner Ansicht bezeichnen diese beiden Ausdrücke etwas ganz Verschiedenes."

„Ach das wäre! Vielleicht haben Sie die Güte, uns zu sagen, worin dieser große Unterschied besteht?"

„O ja, recht gern. Der Architekt faßt die Idee, entwirft den Plan und schreibt vor, wie derselbe in seinen Einzelnheiten auszuführen sei — mit einem Worte, er ist das geistige Band. Der Baumeister dagegen theilt sich in den Maurermeister und den Zimmermeister und seinen Gehülfen. Diese sind die Maschine und der Architekt ist die Macht, welche die Maschine zusammensetzt und in Gang bringt."

„Sehr schön, Herr Architekt; vielleicht können Sie nach dieser sehr sinnreichen Auseinandersetzung, durch welche aber immer noch kein Unterschied klar geworden, dem Gerichtshofe sagen, wer der Architekt beim Thurmbau zu Babel war?"

„Bei dem Thurmbau zu Babel," entgegnete der Gefragte sehr ruhig, „war kein Architekt zugezogen worden und deshalb wurde auch nichts daraus!"

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das 4te Quartal und der Jahrgang 1854, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das neue Quartal schleunigst aufzugeben. Wir können unsern Freunden zugleich die Versicherung geben, daß die **Gartenlaube** in Gehalt, Ausstattung und quantitativen Inhalt den letzten Jahrgang noch übertreffen wird.

Die Verlagshandlung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

